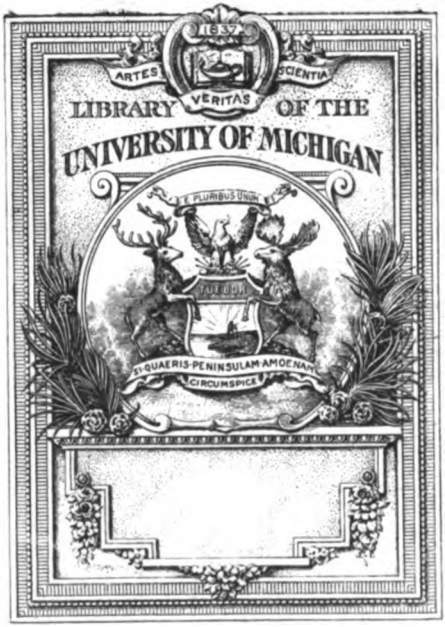
B 1,037,313

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
T94

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundsiebzehnter Band.

Juli bis September 1904.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1904.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des

117. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

	Seite
Conſentius, E., Beſprechung von S. Juſchkewitſch, Die Parias	345
—„— Beſprechung von M. Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleiſt	346
—„— Beſprechung von H. Vierordt, Meilenſteine	347
—„— Beſprechung von O. Meyer, Nord und Nebel	349
—„— Beſprechung von L. Bruun, Die Krone	349
—„— Die Berliner Zeitungen während der franzöſiſchen Revolution	449
Daniels, E., Einiges über das vornehme England	160
—„— Gladſtone I.	385
Delbrück, H., Nachwort zu Schacht, The Pan-Germanic Doctrine (S. 359)	362
—„— Beſprechung von H. Oncken, Laſſalle II.	551
—„— Beſprechung von G. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtſchaftslehre II.	554
Drews, A., Der transſcendentale Idealismus der Gegenwart	193
Fuhrmann, M., Beſprechung von G. Meredith, Richard Feverels Prüfung	338
—„— Beſprechung von Th. Rooſevelt, Jagdſtreifzüge	340
—„— Beſprechung von M. Kremnitz, Carmen Sylva	341
—„— Beſprechung von Th. Dixon, Weiß und Schwarz	342
—„— Beſprechung von A. France, Komödiantengeſchichte	343
—„— Beſprechung von J. Schlaf, Der Kleine	344
Gjellerup, K., Beſprechung von P. Dahlke, Aufſätze zum Verſtändnis des Buddhismus	331
Gottſchewski, A., Ueber ſieneſiſche Kunſt	426
Haas, A., Die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika	107
—„— Beſprechung von H. Münſterberg, Die Amerikaner	544
—„— Beſprechung von A. Kolb, Als Arbeiter in Amerika	547
v. Hartmann, E., Beſprechung von Friedmann, Die Konvergenz der Organismen	158
Heidenhain, Fr., Das Frauenzimmer	163
Jacobi, M., Der Vorläufer der Kant-Laplaceſchen Theorie von der Weltentſtehung	244
Korodi, L., Panmagyarismus	314
v. Lendenfeld, R., Die Giftwaffen der Tiere	60
Lentz, E., Beſprechung von A. Philippſon, Das Mittelmeergebiet	357
—„— Beſprechung von R. Neuſe, Landeskunde der britiſchen Inſeln	358
v. Lücken, R., Das „Deutſche Adelsblatt" und das Apoſtolikum	171
Maichke, R., Zum Rechtsunterricht an unſeren Univerſitäten	79
Miller, J., Die Geographie der Odyſſee	300

1490 19 Digitized by Google

Seite

Müsebeck, Ernst Moritz Arndts Stellung zum fridericianischen Preußen und zur französischen Revolution 255
Nitzsche, M., Die japanische Konkurrenz 225
Outis, Der Aberglauben 292
Rehm, Besprechung von Kohler, Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung 549
Roloff, G., Besprechung von A. Fournier, Napoleon I. 351
Rowe, E., Stehely & Comp. 89
Schacht, H., The Pan-Germanic Doctrine 359
—„— Besprechung von Moriz-Eichborn, Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren 363
—„— Die Hauptindustrien Deutschlands 367
Schmidt, F. J., Adolf Harnack und die Wiederbelebung der spekulativen Forschung 1
—„— Besprechung von Kronenberg, Kant 566
Schmölder, R., Die alte und die neue Kriminalistenschule und der Strafvollzug 489
Schneidewin, M., Das Lob der Stadt Mukden 540
Schubring, P., Die kunsthistorische Ausstellung in Düsseldorf 41
Stern, J., Ein Nietzsche des Altertums 515
Todt, C., Luthers Romreise 497
Vollers, C., Ueber Panislamismus 18
Vollmer, H., Patriae inserviendo consumor 524

Besprochene Werke.

Bérard, Victor, Les Phéniciens et l'Odyssée 302
Bruun, Laurids, Die Krone 349
Dahlke, P., Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus 331
Dixon, Thomas, Weiß und Schwarz 342
Fournier, August, Napoleon I. 351
France, Anatole, Komödiantengeschichte 343
Friedmann, Hermann, Die Konvergenz der Organismen 158
Harnack, Adolf, Reden und Aufsätze 3
Die Hauptindustrien Deutschlands 367
Juschkewitsch, S., Die Parias 345
Kohler, Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung . 549
Kolb, Alfred, Als Arbeiter in Amerika 547
Kremnitz, Mite, Carmen Sylva 341
Kronenberg, M., Kant. Sein Leben und seine Lehre 536
Lex, Michael, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist 346
Maurenbrecher, Max, Die Gebildeten und die Sozialdemokratie . . . 551
Meredith, G., Richard Feverels Prüfung 338
Meyer, Oswald, Nord und Nebel 349
Moriz-Eichborn, Kurt, Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren 363
Morley, J., The life of William Ewart Gladstone I. 385
Münsterberg, Hugo, Die Amerikaner 544
Neuse, Richard, Landeskunde der Britischen Inseln 358
Oncken, Hermann, Lassalle 551
The Pan-Germanic Doctrine 359
Philippson, Alfred, Das Mittelmeergebiet 357
Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis. Eine Einführung in die Transscendentalphilosophie 194
Roosevelt, Theodore, Jagdstreifzüge 340
Schlaf, Johannes, Der Kleine 344
Schmoller, Gustav, Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre . . 554
Ueber das vornehme England 160
Vierordt, Heinrich, Meilensteine 347

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Seite

Wiedenfeld, K., Die wasserwirtschaftlichen Vorlagen 173

Delbrück, Der konservativ-liberale Schulantrag. Freiherr v. Mirbach und die preußische Justiz. Der Besuch König Eduards in Kiel. Der internationale Sport und die olympischen Spiele 183

v. Zedlitz und Neukirch, Wasserstraßenvorlagen und Eisenbahntarifpolitik 370

Delbrück, Der Königsberger Prozeß wegen Hochverrats gegen den Zaren. Der Krieg. Die Zukunft Rußlands 374

Schacht, H., Die Verstaatlichung der Bergwerksgesellschaft Hibernia . . . 556

Digitized by Google

Digitized by Google

Adolf Harnack und die Wiederbelebung der spekulativen Forschung.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

In den „Bekenntnissen einer schönen Seele", die Goethe seinem Roman „Wilhelm Meister" eingefügt hat, spricht sich das zarte Gemüt einer pietistischen Frauenseele aus. Wir vernehmen da, wie ein in sich selbst versenktes weibliches Herz seine innige Verbindung mit Gott gefunden hat, wie es ganz diesem frommen Subjektivismus hingegeben ist und nur noch notgedrungen den Zusammenhang mit der sinnlichen Welt und der natürlichen Sinnlichkeit aufrecht erhält. Die sittliche Aktivität ist nicht ganz unterbunden, und sie atmet da, wo sie sich äußert, bescheidene Anmut, opferwillige Dienstbereitschaft und herzliche Liebe, aber sie ist doch bei alledem etwas Sekundäres, der Tribut, durch welchen die Unabhängigkeit von allen natürlichen Lebensbeziehungen erkauft wird. Die Hauptsache bleibt die dualistische Abkehr von der Welt, die bloß negative Erhebung der Seele über die Natur und das Aufgehen in der einseitigen Innerlichkeit einer frommbeschaulichen Gefühlsmystik. Es ist das der typische Zug aller Religiosität, welche von dem einseitigen Prinzip der Erhebung der Seele über die Welt bestimmt ist; denn diesem Grundsatz fehlt das andere, notwendig zu ihm gehörige Glied der tätigen Verklärung des Gottesgeistes in der Welt. Ganz in diesem Sinne läßt daher Goethe dem zum Quietismus führenden Hange jener schönen Seele entgegenhalten: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein

Digitized by Google

in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben." Und was so von den Individuen gilt, das gilt ebenso und in noch höherem Maße von ganzen Nationen. Auch in jeder von ihnen liegt die schöpferische Kraft, an ihrem Teile verwirklichen zu helfen, damit werde, was da werden soll, — damit aus dem in der bloßen Sinnennatur gebundenen Geist eine freie Geistnatur werde, und damit alle natürlichen Lebensverhältnisse sich diesem Begriff gemäß gestalten.

Daß der Grund und das Wesen alles Lebens und Daseins Geist sei, diese Einsicht ist zuerst von den Hellenen als Begriff verlebendigt worden; im Christentum ist dieser Begriff sodann als Idee praktisch verwirklicht worden, als die Idee, daß dieser Geist Gott sei, daß er als solcher in dem Menschen wohne, diesem dadurch einen unendlichen Wert gebe und so mit ihm versöhnt sei. Von dem Katholizismus ist diese Idee daraufhin äußerlich objektiviert worden, in abstrakt einseitiger Form, in der Form der Kirche als des Reiches Gottes auf Erden, wie es der übrigen, noch ebenso abstrakt gefaßten Sinnenwelt gegenübergestellt ist. Dem Protestantismus aber ist die universelle Aufgabe zugefallen, die Idee des Christentums in dem Menschen überhaupt und ebenso in all seinen konkreten Lebensverhältnissen, dem Staat, dem Recht, der Sitte und Oekonomie, konkret zu objektivieren. Die Geschichte dieser fortschreitenden Realisierung des Geistes im konkreten Leben ist die wahre Geschichte des Protestantismus. Und daher ist die Theologie auch nicht allein die Trägerin dieser Idee, sondern ebenso ist die Philosophie des Geistes — protestantische Philosophie; die Wissenschaft der aus dem Wesen des Geistes bestimmten Rechtsprinzipien — protestantische Jurisprudenz; ja selbst die Naturwissenschaft, sofern sie die mechanischen, organischen und biologischen Zusammenhänge als geistige Gesetzmäßigkeit darstellt, ist protestantischen Charakters, und endlich ist dieselbe Idee auch in den sozialen Kämpfen die treibende Kraft, deren innere Tendenz darauf abzielt, den materiell-sinnlich bestimmten Eigentumsbegriff aus der Gesamtpotenz des Geistes heraus fundamental umzugestalten. Die Aufgabe der Theologie jedoch ist es, die Erkenntnis des

Digitized by Google

geistigen, gott-menschlichen Wesens der Persönlichkeit überhaupt als den ursprünglichen Sinn des Christentums und seiner gesamten Entwicklung immer reiner und umfassender zum Bewußtsein zu bringen. Damit aber vollzieht sich auch Schritt vor Schritt die Versöhnung der Theologie und der profanen Wissenschaft, weil beide, so gefaßt, aus demselben Grunde des unendlichen Geistes erwachsen und demselben Ziele zusteuern: der geistigen Verklärung der Sinnennatur.

Die protestantische Theologie hat sich dieser hohen Aufgabe nicht immer gewachsen gezeigt. Es hat Zeiten gegeben, wo es schien, als ob die schöpferische Kraft ihrer Idee völlig abgestorben sei; stets aber sind nach solchen Epochen des geistigen Niederganges wieder hervorragende Köpfe erschienen, welche die verflachende Entwicklung abermals zu den reinen Geisteshöhen emporführten und damit den Anstoß zu gedeihlichem Fortschritt gaben. Das gilt in nicht geringem Maße auch von dem Manne, der gegenwärtig als der Führer der protestantischen Theologie angesehen werden muß, — von Adolf Harnack. Dieser Gelehrte hat sich durch seine ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte einen anerkannten Weltruf erworben, und das Ausland hat recht, wenn es in ihm gegenwärtig den Geist des deutschen Protestantismus verkörpert sieht. Wie mit der Herausgabe seines „Wesens des Christentums", so wendet sich Harnack nun auch mit den beiden Bänden seiner vor kurzer Zeit erschienenen „Reden und Aufsätze" über die speziellen Fachkreise hinaus an alle Schichten der Gebildeten.*) Die oft bei diesem

*) Adolf Harnack: Reden und Aufsätze. 2 Bde. Gießen 1904. J. Ricker. — I. a) Reden: 1. Legenden als Geschichtsquellen; 2. Sokrates und die alte Kirche; 3. Augustins Konfessionen; 4. Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte; 5. Martin Luther, in seiner Bedeutung für die Geschichte der Bildung und Wissenschaft; 6. Philipp Melanchthon; 7. August Neander; — b) Aufsätze: 1. Das apostolische Glaubensbekenntnis; 2. Antwort auf die Streitschrift D. Cremers; 3. Als die Zeit erfüllet war. Der Heiland; 4. Ueber die jüngsten Entdeckungen auf dem Gebiete der ält. Kirchengeschichte. II. a) Reden: 1. Das Christentum und die Geschichte; 2. Die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche; 3. Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungsstrebens; 4. Grundsätze der evangelisch-protestantischen Mission; 5. Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus; 6. Die Aufgabe der theol. Fakultäten u. die allgem. Religionsgeschichte; 7. Die Königlich Preuß. Akademie der Wiss.; — b) Aufsätze: 1. The present state of research in early church history; 2. Einige Bemerk. zur Gesch. der Entstehung des N. T.; 3. Was wir von d. röm. Kirche lernen u. nicht lernen sollen; 4. Das Testament Leos XIII.; 5. Die Bedeutung der Reformation; 6. Der ev.-soziale Kongreß zu Berlin; 7. Ritschl und seine Schule; 8. Ueber Wissenschaft und Religion.

Digitized by Google

Forscher bewunderte Plastik des Stils, die Fülle neuer Gesichtspunkte, die scharfe Heraushebung der wesentlichen und entscheidenden Faktoren und nicht zuletzt die begeisternde Wärme der Darstellung verbinden mit der Bedeutsamkeit des Inhaltes eine künstlerische Meisterschaft der Behandlung, daß es uns anmutet, als habe sich hier Minerva mit den Musen verschwistert. Es hieße diesen Eindruck nur beeinträchtigen, wenn wir die einzelnen dieser Gaben für sich analysieren wollten; was sie uns geben, muß dem Studium und dem Genuß der eigenen Durchlesung vorbehalten bleiben. Dagegen liegt es uns am Herzen, den Entwicklungszustand der Theologie zu beleuchten, der sich in den vorliegenden „Reden und Aufsätzen" im ganzen deutlich bemerkbar macht.

Harnack ist Historiker; er ist es von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Durch seine umfassenden Arbeiten auf dem Gebiete der historischen Theologie reiht er sich den großen Meistern der Geschichtsforschung ebenbürtig an, und die Entwicklung dieser Sonderwissenschaft verdankt ihm außerordentliche Fortschritte. Das Charakteristische aber ist der Umstand, daß durch ihn die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnende Bewegung siegreich zum Abschluß gekommen ist, durch welche der Geist streng historischer Forschung als integrierendes Moment für die protestantische Theologie endgültig erobert und unverlierbar sichergestellt ist. Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke, der durch die Bestrebungen Semlers, Michaelis und — in anderer Weise — auch Herders für die Theologie fruchtbar gemacht worden ist, ist nunmehr mit dem Ganzen dieser Wissenschaft organisch so verwebt, daß fortab ihr Betrieb ohne die Kraft dieser Idee nicht mehr denkbar ist.

Um hierbei keinerlei Mißverständnisse aufkommen zu lassen, muß daran erinnert werden, daß die Aufklärung der historischen Tatsächlichkeit innerhalb der protestantischen Theologie natürlich von Anfang an eine bedeutende Rolle gespielt habe*), und für die frühzeitige Inangriffnahme kirchengeschichtlicher Gesamtdarstellungen braucht nur auf Matthias Flacius Illyrikus verwiesen zu werden. Aber in all diesen Untersuchungen blieb die historische Forschung noch abhängig, — abhängig von den sie bestimmenden Gesichts-

*) „Der Bruch mit Rom war auch für die Fortentwicklung der Historie die Vorbedingung", so sagt Max Lenz in seinem trefflichen Vortrag „Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation" (Halle 1895 bei Niemeyer).

Digitized by Google

punkten der Dogmatik, Apologetik und Polemik. Und das ist nun das Entscheidende, daß sich der Geist der Historie seit dem achtzehnten Jahrhundert auch in unserer Theologie freizumachen beginnt von allen fremdartigen und nicht aus ihr selbst entspringenden Bestimmungen. Seit dieser Zeit wird auf protestantischem Boden Ernst gemacht auch mit der uneingeschränkten Feststellung der geschichtlichen Wahrheit.*) Die nur auf sich selbst gestellte Methode historisch-philologischer Forschung hat damit ihren Einzug gehalten in die Disziplinen der biblischen Exegese und Einleitungswissenschaft, wie in die Kirchen- und Dogmengeschichte.

Es ist dabei verständlich und menschlich begreiflich, daß sich diese Bewegung nur sehr allmählich und nach schweren Kämpfen auf theologischem Gebiet volles Heimatsrecht zu erringen vermochte. Denn wie überall, so ward auch hier zuerst der negative Charakter dieser Neuerung empfunden. Vieles, was der Protestantismus ungeprüft aus der kirchlichen Tradition übernommen hatte, weil es zunächst seinem Prinzip nicht widersprach, und was nun inzwischen der Gemeinde liebgeworden war wie ein selbsterworbenes Eigentum, war nicht imstande, sein Geltungsrecht vor der unbefangenen Prüfung historischer Kritik aufrecht zu erhalten. Daher ist es erklärlich, daß bis auf den heutigen Tag gerade diejenigen der Verlebendigung des historischen Geistes in der Theologie sich widersetzen, die an der äußeren empirischen Form, wie sie ursprünglich Gestalt gewonnen hat, das wahrhafte Wesen des Protestantismus zu besitzen und es als solches verteidigen zu müssen glauben. Und dabei muß anerkannt werden, daß diese äußeren Formen zwar nicht das Wesen der Sache selbst sind, daß dieses aber doch auch einmal in ihnen zur Erscheinung gekommen ist und von vielen noch immer in dieser starren Gestalt ergriffen wird. Ja, auch das muß gerade vom historischen Standpunkt aus zugestanden werden, daß keine religiöse Gemeinschaft einen solchen Bestand einer zäh am Althergebrachten festhaltenden Partei entbehren kann, weil diese zwar nicht die lebenzeugende Potenz der fortschreitenden Geistesentwicklung repräsentiert, doch aber in allen Stürmen die Kontinuität der religiösen Volksentwicklung lebendig aufrecht erhält. Darauf beruht die natürliche Schwerkraft einer jeden tatkräftigen Altgläubigkeit, und es folgt zugleich

*) Vergl. hierzu den äußerst instruktiven Aufsatz von W. Dilthey: Entstehung der Hermeneutik. In philos. Abhandl. Sigwart gewidmet, Tüb. 1900.

Digitized by Google

daraus mit innerer Notwendigkeit, daß sich dieser retardierenden Macht gegenüber ein geistiger Fortschritt nur dann siegreich durchzusetzen vermag, wenn ein solcher jene innere Kontinuität im Verlauf der Kämpfe sicherzustellen weiß.

Betrachten wir die Sache von dieser Seite aus, so können wir heute sagen, daß gegenwärtig die Freiheit der historischen Forschung trotz aller gelegentlichen Gegenwirkungen auch auf dem Gebiete der Theologie prinzipiell zur Anerkennung gebracht ist. Und das hat seinen Grund darin, daß die historische Theologie den Nachweis geliefert hat, es brauche der Protestantismus die Ergebnisse der geschichtlichen Kritik für die Aufrechterhaltnng seines Wesensbestandes nicht nur nicht zu fürchten, sondern er könne dadurch nur an Kraft und Sicherheit gewinnen. Gewiß ist es dabei nicht ausgeblieben, daß manches Stück, welches die Altgläubigkeit für ein unveräußerliches Gut anzusehen sich gewöhnt hatte, als unhaltbar preisgegeben werden mußte und noch fernerhin muß; aber immer konnte dann auch der Beweis erbracht werden, daß solche Bestandteile weder zu dem wahren Wesen des Protestantismus, noch zu dem des echten Christentums gehörten, sondern vielmehr trotz ihres geheiligten Alters nur Fremdkörper waren und als solche die freie Bewegung und die Gesundheit des religiösen Organismus beeinträchtigten. Auf diese Weise ist ein äußerst fruchtbares Wechselverhältnis zwischen dem Protestantismus als Ganzem und seiner Theologie gezeitigt worden: jener hat sich als fähig erwiesen, die geschichtliche Wahrheit in ihrer ungetrübten Objektivität in sich aufzunehmen und diese hat überzeugend zum Bewußtsein gebracht, daß die Freiheit und hüllenlose Wahrhaftigkeit der historischen Forschung eines der bedeutsamsten Förderungsmittel der protestantischen Geistesbewegung ist. Das wichtigste Ergebnis dieser Errungenschaft ist aber dies, daß der Protestantismus damit wiederum einen weiteren Schritt auf der Bahn seiner universellen Machtstellung vollzieht. Denn indem die historische Theologie nicht nur den Entwicklungszusammenhang innerhalb der Bewegung des Christentums selber objektiv festitellt, sondern nunmehr auch die Religionen der anderen Völker als die Bedingungen mitbegreift, unter denen es selbst in die Erscheinung getreten ist, wird es dadurch erst möglich, die universelle Wahrheit dieser Geistesreligion gegenüber den partikularen Sinnesreligionen, aus denen sich jene erhoben hat, immer reiner und vollkommener herauszugestalten. Dadurch aber, daß der Protestantismus sich

Digitized by Google

auch diese Ergebnisse der geschichtlichen Forschung in ihrem ganzen Umfange zu eigen zu machen vermag,*) wird er nur immer fähiger, die abgestorbenen Elemente der Menschheitsentwicklung von sich abzustreifen und ernst damit zu machen, daß Gott Geist ist und daß alles wahre Leben nur ein solches im Geist und in der Wahrheit ist.

Das Wirken Harnacks bedeutet hierbei, diesen erfolgreichen Abschluß der umfassenden und weit zurückreichenden Bestrebungen, die freie Forschung der historischen Kritik in die Grundmauern der protestantischen Theologie unzerstörbar einzufügen. Dankbar soll dabei der stattlichen Anzahl seiner großen Vorgänger und ruhmreichen Mitarbeiter gedacht werden; aber erst seinem bedeutsamen Wirken und seiner besonnenen Energie ist es beschieden gewesen, der historischen Forschung ihre volle Freiheit und fundamentale Stellung innerhalb der Theologie zu sichern. Von Entscheidung dabei ist, daß dieser Gelehrte sich andererseits auch der Grenzen der Historie bewußt geblieben ist. Er hat scharf erkannt, daß die Theologie nicht bloß eine geschichtliche Disziplin sein kann und darf, und daher ist er dem einseitigen Versuch einer gewissen Richtung offen entgegen getreten, welche darauf ausgeht, die Theologie überhaupt in Religionsgeschichte aufzulösen. Aber das gute Recht der allgemeinen Religionsgeschichte hat er damit in keiner Weise verkümmert, und es ist charakteristisch, wie er ihre Dienste auch für die Theologie in Anspruch nimmt. So sagt er in seiner Rede „Die Aufgabe der theologischen Fakultäten" (Bd. II, 164 f.): „Ist die Religion nicht etwas Zufälliges und daher Vorübergehendes in der Geschichte der Menschheit, kommt in ihr ein elementares Grundverhältnis zum Ausdruck, ohne welches der Mensch nicht der Mensch wäre, einerlei ob jeder das empfindet, so muß es einen allgemeinen Begriff für sie geben. Dieser allgemeine Begriff kann gewiß nicht aus den einzelnen Erscheinungen der Religion durch

*) Dies gilt im Besonderen auch von der immer gerechter werdenden Beurteilung der Verdienste der römischen Kirche. „Wir würdigen heute", sagt Max Lenz a. a. O. (S. 16), „die historische Größe auch der katholischen Weltanschauung: wir begreifen die Notwendigkeit des mittelalterlichen Papsttums und preisen die Segensströme, die von der durch Rom erhaltenen christlichen und antiken Kultur zu den nordischen Barbaren hinüberfluten. Auch erkennen wir die Engigkeit und Unvollkommenheiten der politischen, wissenschaftlichen, ja selbst der sittlichen und religiösen Ideen der ersten protestantischen Zeiten an. Und wir lassen uns nicht hindern, die Schlacken in der Bewegung von dem Golde, das sie mit sich führte, zu sondern, auf die Gefahr hin, daß die ultramontanen Widersacher unsere Ergebnisse zu dem schlechten Geschäft benutzen, das Andenken unserer Helden zu besudeln."

Digitized by Google

eine einfache Abstraktion gewonnen werden; denn sie ist wie die Moral und die Kunst ein Gegebenes und Werdendes zugleich, ihr wahrer Begriff ein sich enthüllendes Ideal. Aber auch zur Erkenntnis eines solchen Begriffes ist eine möglichst vollständige Induktion der Erscheinungen wünschenswert. Man muß die ganze Stufenleiter der Religion überschauen, man muß die Verbindungen kennen lernen, in die sie eintritt, die Verhüllungen, mit denen die Völker und die Einzelnen sie umgeben und abstumpfen, die Reizmittel, durch welche sie sie zu steigern versuchen, um zu erfahren, was sie wirklich ist. Von hier aus erscheint also die Forderung sehr berechtigt, daß die Religionsgeschichte in ihrem vollen Umfange studiert werde. Die Beschränkung auf eine Religion scheint eine unstatthafte Verkürzung zu sein. Aber weiter, nur nach einer und derselben Methode können die Religionen studiert werden, nämlich der geschichtlichen, und diese läßt sich nicht willkürlich beschränken. Wie sie jede zeitliche Grenze überspringt, die man ihr ziehen will, so geht sie auch unerbittlich von einem verwandten Objekt zum andern über. Sie kennt nur Ketten, nicht isolierte Glieder. Und mag sie auch innerhalb der einzelnen Erscheinung auf etwas ganz Singuläres stoßen, was sich der geschichtlichen Ableitung entzieht — um so strenger ist sie verpflichtet, in die Breite und in die Tiefe zu gehen und ihren ganzen Erwerb einzusetzen. Eine besondere Methode aber, nach welcher die christliche Religion zu studieren ist im Unterschied von den andern, kennen wir nicht. Einst kannte man eine solche, eine Art von biblischer und philosophischer Alchymie, und rechtfertigte sie mit nicht geringem Scharfsinn. Aber die Folge war, daß man sich immer weiter von der reinen Erkenntnis des Objekts entfernte und den eigenen Geist an die Stelle der Sache setzte. Die historische Methode allein ist konservativ; denn sie sichert die Ehrfurcht — nicht vor der Ueberlieferung, sondern vor den Tatsachen und macht der Willkür ein Ende, Blei in Gold und Gold in Blei verwandeln zu wollen." — Sichert Harnack hiermit der allgemeinen Religionsgeschichte ihr lebendige Beziehung zur Theologie, so ist er doch anderseits auch nicht weniger bemüht, dieser Sonderwissenschaft durch scharfe Begrenzung ihre Selbständigkeit zu wahren. Er hebt dabei als entscheidend hervor, daß das Christentum in der Bibel ein durch sich selbst bestimmtes historisches Fundament habe, sodann daß seine Geschichte einen erkennbaren, nirgendwo unterbrochenen Zeitraum von vielen Jahrhunderten umfasse, und endlich, daß es noch heute als lebendige

Digitized by Google

Religion studiert werden könne. In diesen drei verbundenen Merkmalen erhebe die christliche Religion sich so gewaltig über alle anderen verwandten Erscheinungen, daß man wohl das Wort wagen dürfe: Wer diese Religion nicht kennt, kennt keine, und wer sie samt ihrer Geschichte kennt, kennt alle. Und so fixiert sich denn die Stellung des christlichen Theologen dahin, daß gesagt wird: nicht er bedarf der anderen Religionshistoriker, sondern sie bedürfen ihn.

Diese Auseinandersetzung schafft eine höchst dankenswerte Grenzbestimmung, und sie kann noch durch ein weiteres Moment gestützt werden. Harnacks Ausführungen sind von dem allein richtigen Prinzip getragen, daß das Unvollkommenere wohl durch das Vollkommenere, nicht aber dieses durch jenes hinreichend bestimmt werden könne. Würde sich daher die Theologie tatsächlich in Religionsgeschichte auflösen, so würde es unmöglich sein, die wesenhafte Eigenart des Christentums von diesem Boden aus gegenüber den vorhergehenden Religionsstufen unzweideutig festzustellen. Denn die Geschichtswissenschaft hat zu ihrem Objekt zwar das Tatsächliche, aber sie ist bloß von sich aus nicht im stande, den vollen Gehalt und somit die reine Wahrheit der Tatsachen zu erschöpfen; ihre Aufgabe ist es, den phänomenalen Bestand des Gewordenen in der Kette der Anschauungsvorgänge zu bestimmen. Was eine Tatsache aber in Wahrheit erst zur Tatsache macht, ist nicht ihre Erscheinungsbestimmtheit, sondern die Realität der sich in ihr produzierenden Idee, und diese kann auf bloß empirischem Wege, sei es nun historische oder psychologische Empirie, niemals zureichend erkannt werden, — aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Idee nicht sinnlichen, sondern vernünftigen Ursprunges ist. Die Religionsgeschichte vermag daher wohl aus ihrem empirischen Beobachtungsmaterial vermittelst induktiven Verfahrens empirische Verallgemeinerungen oder sogenannte empirische Begriffe herzustellen, aber diese Begriffe enthalten noch nicht die Wahrheit oder das Wesen des Tatsächlichen, sondern eben nur seine phänomenale Daseinsbestimmtheit. Auf das Christentum angewandt, würde das besagen: die Religionsgeschichte würde in ihm vermittelst des streng entwicklungsgeschichtlichen Verfahrens immer nur den graduellen, aber nicht den prinzipiellen Fortschritt zu erkennen vermögen und würde damit eben nur die Erscheinung und nicht das Wesen dieser Tatsache erfassen. Und das bestätigt sich in allen Darstellungen dieser Art. Denn wenn man in diesen alle

Digitized by Google

Einkleidungen der theologischen Ausdrucksweise abstreift, so stellt sich heraus, daß in dem Christentum entweder nur eine reinere Form der religiös-ethischen Auffassungsweise, wie sie bereits auf der vorchristlichen Stufe zu Tage getreten ist, als das Maßgebende hingestellt wird, oder aber — noch häufiger — daß vermittelst eines Sprunges für diese Religion Wertbestimmungen geltend gemacht werden, die gar nicht aus der genetischen Darstellung herfließen. Jenes Verfahren aber erweist sich als nicht zureichend und dieses als nicht wissenschaftlich.

Wer diesen Problemen konsequent auf den Grund zu gehen im stande ist und sich nicht mit halben und dreiviertel Antworten begnügt, der gewahrt denn auch bald, daß die Frage nach dem prinzipiellen Wesen des Christentums überhaupt nicht mit Hilfe der religionsgeschichtlichen, noch auch der psychologischen Methode zu lösen ist, sondern allein auf erkenntniskritischem oder spekulativem Wege, d. h. aus der reinen Entwicklung des Begriffs der Idee der Religion wissenschaftlich zu beantworten ist. So aber ist denn dieser Punkt auch aus dem Befunde der religionsphilosophischen Erkenntnis klar bestimmbar, und ich brauche daher hier nur das Ergebnis selber mitzuteilen. Alle Religion betrifft die lebendige Beziehung des Endlichen zum Unendlichen durch die menschliche Persönlichkeit. Demgemäß sind zwei Hauptwege möglich, diese Beziehungseinheit zu verwirklichen. Entweder der Mensch erfaßt sich in seinem endlichen Dasein und sucht sich von hier aus auf endlichem Wege zu dem Unendlichen zu erheben nach dem Grade, wie er sich dieses in fortschreitender Entwicklung vorstellig zu machen weiß, oder aber er erfaßt das Unendliche in sich selber und sucht aus diesem sein endliches Dasein zu bestimmen. Jenes ist der Charakter aller vorchristlichen Religion, dieses derjenige des Christentums. Das Endliche aber ist das Sinnliche, Psychologische, Empirische; das Unendliche ist Geist. Von dem sinnlichen Dasein auszugehen und zu dem Uebersinnlichen, das zunächst nur als sinnlich Mächtigeres vorgestellt wird, emporzustreben, ist das Prinzip aller heidnischen Religionen; ihr Ideal ist die Vergottung des Menschen, sofern dieser sich der Macht und der Hilfe der Gottheit durch gehorsame Unterwerfung versichert. Das Unendliche, noch als bloß Uebersinnliches erfaßt, bleibt dabei etwas geistig Aeußerliches und wird angeschaut, sei es nun in Bäumen oder Steinen, in Naturerscheinungen oder in lebendigen Wesen von tierischer und dann menschlicher Gestalt;

Digitized by Google

die höchste Stufe aber des Heidentums, auf welcher zugleich der Umschlag erfolgt, ist der transszendente Monotheismus, in welchem die Gottheit als allmächtige sittliche Einzelpersönlichkeit verehrt wird. Die neue Menschheitsepoche, die mit dem Christentum beginnt, hat dagegen zur Voraussetzung, daß das Unendliche nicht mehr von den Sinnen aus und demgemäß als bloß Uebersinnliches vorgestellt wird, sondern daß es in dem Denken und demgemäß als Geist zum Bewußtsein kommt. Und das nun war die Geburtsstunde des Christentums, wo zum ersten Mal das unendlich Göttliche als Geist nicht mehr bloß abstrakt gedacht, sondern als unmittelbar gegenwärtig im denkenden Fühlen und Wollen verlebendigt und von da ab tätig verwirklicht wurde. Damit war der Logos Fleisch geworden, und er wurde an dem zum Christus erhöhten Jesus typisch veranschaulicht. Ist daher die Vergottung des Menschen das Prinzip der heidnischen Religiosität, so ist dasjenige des Christentums die Menschwerdung Gottes. Der Typus des heidnischen Menschen ist der sinnliche Adam, der über die Schranken seiner sinnlichen Endlichkeit sinnlich hinauszukommen strebt; der Typus des Christen aber ist der neue, der geistige Adam, der aus dem unendlichen Geiste selber seinem endlichen Dasein unendliche Bestimmung gibt. Und schließlich: wird das Unendliche oder die Gottheit erst im Christentum als allwesenhafter (absoluter) Geist erfaßt und alles Sinnliche, Individuelle nur als seine endliche Selbstbestimmung, so daß die endliche Existenz, wenn sie ihr eigenes Wesensfundament als diesen Geist erkennt, sich dadurch mit dem Unendlichen eins und versöhnt weiß, — so muß sich damit auch der christliche Gottesbegriff über den einseitigen Monotheismus der vorchristlichen Religionen erheben und notwendig trinitarische Form annehmen. Der christliche Gott ist der allwesenhafte Geist (Vater), der diesem seinem Wesensinhalt durch begrenzende Selbstbestimmung endliches Dasein gibt, bis dieses im Menschen sich seines wahren Geisteswesens bewußt und Gott dadurch Mensch wird (Logos), so daß sich das Endliche durch die Erfassung dieses seines geistigen Wesens mit der allwesentlichen Unendlichkeit wieder vereint und in dieser Einheit (heiliger Geist) versöhnt weiß. Das Christentum hat sich damit über die Stufe des einseitigen Monotheismus erhoben; wer ihm ein wissenschaftliches Verständnis abgewinnen will, muß seine Einheit als eine trinitarische zu begreifen verstehen, sonst tappt er trotz aller Spezialgelehrsamkeit doch nur im Dunklen herum. — Kurz, der Unterschied der vorchristlichen

Digitized by Google

Religionen und der christlichen beruht in seinem tiefsten Grunde auf dem Gegensatz zwischen dem sinnlichen Menschen und dem geistigen Menschheitswesen, und so dürfte es auch klar sein, daß die wissenschaftliche Fixierung dieses Gegensatzes nicht ein Gegenstand religionsgeschichtlicher Induktion, sondern spekulativer Erkenntniskritik ist. Spekulation aber —, das sei allen Mißverständnissen gegenüber gesagt, — ist auch eine entwicklungsgeschichtliche Erkenntnis, nur nicht eine solche der phänomenalen Veränderung, sondern der Selbstproduktion des allwesenhaften Geistes.

Die Theologie wird daher Harnack nicht nur dafür Dank wissen müssen, daß er die Freiheit der historischen Forschung für sie erobert hat, sondern auch dafür, daß er sie vor der Gefahr bewahrt hat, auf Kosten eines einseitigen Historismus ihre spekulative Produktivität preiszugeben. Wohin das geführt hätte, dafür haben wir ein bezeichnendes Beispiel an dem Niedergang des protestantischen Geistes, wie er sich in der Ritschlschen Theologie darstellt. Es wird gewiß niemand den reinen sittlichen Ernst, die umfassende Gelehrsamkeit und die unerschütterliche Tapferkeit dieses Theologen in Abrede stellen wollen; aber sein geistiger Horizont war eng begrenzt, und so ist er trotz aller entgegengesetzten Absicht eine lähmende Kraft für den produktiven Geist des universellen Protestantismus geworden. Das muß um so nachdrücklicher zum Bewußtsein gebracht werden, als Harnack selbst diesem Theologen nur allzu willig Lorbeeren streut, und doch liegt gerade in dem, was er an ihm rühmt, die große Gefährlichkeit dieser Art Theologie. „Ritschl wollte", so heißt es Bd. II, 354 f., „eine neue, von Katholizismus und Pietismus gereinigte, stramme protestantische Orthodoxie. Sie sollte wieder in der Sitte leben, aber auch in der Gesinnung und in der Tat. Dagegen sollten alle unruhigen, rührenden und schmelzenden Elemente ausgeschlossen sein. Er glaubte, diese Form allgemein gültig gefunden zu haben, und er hütete sie wie Flacius die seine. Welch ein hohes Ziel, und welch ein Idealismus! Der feste Glaube an die Möglichkeit, eine streng einheitliche Erkenntnis Gottes und der Welt zu gewinnen! Der Verzicht auf die Philosophie zu gunsten der Geschichte! Die Ueberzeugung, daß die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ein positives, unerschütterliches Gut im Reiche der Religion und des Gedankens gewonnen hat, das nur rein entwickelt zu werden braucht, um den Katholizismus herabzudrücken und auf ewig ins

Digitized by Google

Unrecht zu setzen! In dem Gefüge dieser Gedanken lebte Ritschl, das waren seine Ziele, und jedes hohe und jedes herbe Wort, das er gesprochen, ist von hier aus zu verstehen." Damit ist in der Tat der Kernpunkt in Ritschls gesamter Theologie herausgehoben. Aber was ist damit gesagt? Nicht mehr und nicht weniger, als daß die unproduktive Kraft der protestantischen Theologie in dem geschichtlichen Faktum der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts erschöpft ist, und daß dieser Wissenschaft nur noch eine deduktiv entwickelnde Aufgabe zukommt. Es darf noch hinzugefügt werden, daß Ritschl diese Auffassung auch für die Entwicklung des gesamten Christentums geltend macht, wonach in dem geschichtlichen Faktum des Urchristentums und seinen Urkunden die Offenbarungsfunktion dieser Geistesreligion ein für allemal abgeschlossen vorliegt, sodaß in dem ganzen ferneren Entwicklungsprozeß nur das als rechtmäßig anerkannt werden soll, was sich aus dieser Urform deduktiv-analytisch herleiten läßt. Armselige Geschichtsweisheit! Das also wäre der Sinn der göttlichen Offenbarungstätigkeit, wie er sich in dem Prozeß der geschichtlichen Entwicklung enthüllt, daß die schöpferische Kraft des unendlichen Geistes nur hier und dort einmal die harte Schale des Endlichen durchbricht, sich dann wieder untätig in ihre Urtiefen zurückzieht und es fortab den endlichen Seelenkräften überläßt, den hingereichten Knäuel schön sauber abzuwickeln. Stünde es so mit dem Christentum, dann wäre allerdings alle Philosophie nicht nur überflüssig, sondern ein Teufelswerk ohne gleichen. Denn alle echte Spekulation ist — nach jener Auffassung bedauerlich genug! — noch immer felsenfest von der Ueberzeugung getrieben, daß der unendliche Gottesgeist eben kein unendlicher wäre, wenn er sich nicht in jeder Stunde und in jedem Augenblick seiner Welt und der Gesamtheit seiner Geschöpfe offenbarend produzierte. Eine solche Erkenntnisrichtung aber muß allem Deismus wie ein diabolischer Aberglaube erscheinen; und Ritschls Theologie ist ihrer wahren Beschaffenheit nach Deismus: die Umdeutung des rationalen Deismus des achtzehnten Jahrhunderts zu einem historisch-positivistischen. Lehrte jener, daß Gott zwar die Welt geschaffen, sie dann aber ihrer eigenen Entwicklung überlassen habe, so liegt der historische Deismus Ritschls darin, daß Gott seinen Liebeswillen einer einzelnen geschichtlichen Persönlichkeit kundgetan und die weitere Entwicklung nun ebenfalls lediglich der Ausbreitung dieser Tatsache überlassen habe. Die Reformation aber ist danach in ihrer

Digitized by Google

Hauptsache auch nichts weiter als die Reinigung dieses geschichtlichen Tatbestandes von allem fremdartigen Gestrüpp, das daran im Laufe der Zeiten heraufgewuchert war. Eine solche Theologie muß allerdings den lebendigen Zusammenhang mit aller spekulativen Philosophie lösen; aber wenn das ein Verzicht auf die Philosophie zu gunsten der Geschichte ist, so wird diese selber damit nur auf den ärmlichen Standpunkt der Scholastik zurückgedrückt. Denn scholastisch ist es, nicht die unmittelbar lebendigen Mächte, die in jeder geschichtlichen Epoche walten, zu erfassen und darzustellen, sondern den Gang der Geschichte nach fixierten theologischen Begriffen und Formeln zu werten, wie es der Fall ist, wenn man nach den angeführten Worten davon ausgeht: daß die Reformation ein positives, unerschütterliches Gut im Reiche der Religion und des Gedankens gewonnen hat, das nur rein entwickelt zu werden braucht, um den Katholizismus herabzudrücken und auf ewig ins Unrecht zu setzen! Aber weiter, diese Geschichtsscholastik gibt nicht nur die Philosophie preis, sondern sie nimmt auch der Idee des Protestantismus ihre lebenzeugende Kraft. Denn diese Idee fordert, Christum als den ewigen Logos *in uns selber* lebendig Fleisch werden zu lassen, auf daß wir darin unsere Rechtfertigung und Versöhnung haben und so aus diesem unmittelbaren Urquell immer Reineres und Größeres erzeugen, als vor uns gewesen ist.* Der Glaube des Protestantismus ist der Glaube an diesen lebendigen Christus und nicht bloß der erst vermittelte Glaube an die Persönlichkeit des historischen Jesus. Die geschichtliche Theologie, richtig aufgefaßt, ist die *Erzieherin* zur reinen Erkenntnis dieses jeweilig in der Gemeinde entwickelten Glaubensstandes, aber sie ist nicht die *Erzeugerin* des lebendigen Christusglaubens, sondern diese wird aus dem unendlichen Geist selber geboren. Die religiöse Idee des Protestantismus wird erstickt, wenn man seinen Glauben auf die Kraft, sich einem geschichtlich deduzierten Gehalt tätig hinzugeben, einschränken will. Protestantismus ist fortschreitende Verklärung der endlichen Lebensmächte aus dem unmittelbar verlebendigten Christusgeiste.

Harnack sagt (II, 362): „Ritschl hat den spekulativen Rationalismus innerhalb der evangelischen Theologie, der sich als das geläuterte Christentum gab, besiegt — besiegt zunächst in dem Sinne, in dem in der Geschichte vorläufige Siege erstritten werden: er hat ihn von der Bühne verdrängt.“ Dieser Ansicht vermag ich nicht zuzustimmen. Ritschl war nicht der Kopf, der einen spekulativen

Digitized by Google

Digitized by Google

auf die Dauer unentbehrliche Wechselwirkung mit dem spekulativen Rationalismus wieder herzustellen bemüht ist. Es ist das der schöne Erfolg einer sicheren Grenzregulierung zwischen der Historie einerseits und der Spekulation anderseits; eine Regulierung, die aber erst möglich geworden ist durch die freie Selbstkonstituierung der historischen Theologie. Was Harnack hier gibt, sind vorerst nur Anregungen, aber es ist ein Same, der zu vielfältiger Frucht heranreifen wird. Das ist das Zeichen, daß die protestantische Theologie hier abermals an einem bedeutenden Wendepunkt angelangt ist. Wenn der spekulative Rationalismus, so heißt es II, 363, „sich die Geschichte angeeignet hat —, wenn er zunächst lauschend und lernend den ganzen Reichtum geschichtlicher Wirklichkeit und individueller Eigenart in sich aufgenommen hat, dann wird er, das steht außer jedem Zweifel, mit sieben Geistern zurückkehren, und es werden keine Teufel sein, sondern starke und lichte Geister. Dann wird noch einmal ein heißer Kampf beginnen, und wenn sich die Ritschlsche Betrachtung der Dinge bis dahin nicht erweitert und nicht ihren exklusiven Offenbarungsstandpunkt ökumenischer gestaltet hat — auch das nur Relative ist wertvoll, und unter derselben Sonne liegen verschiedene Zonen —, wird sie einen schweren Stand haben. — Als zeitgeschichtliche Erscheinung, die Geschichte destillierend und ihr bestes Teil wegdestillierend, ist der spekulative Rationalismus abgetan. Aber wenn wir über die Geschichte in ihren großen Zügen nachdenken und aus ihr etwas bauen wollen, sind wir, offenbarungsgläubig oder nicht, doch alle spekulative Rationalisten."

Auf dieser Bahn winkt der innere Friede als der tätige Ausgleich zwischen den lebendigen Kräften, wie zugleich die Stärkung und Wiedererhebung des Protestantismus zur fortschreitenden Erfüllung seiner universellen Aufgabe. Diese ökumenische Idee ist aber keine andere, als daß unser ganzes Leben, alles Denken und Handeln, jeder Schritt und Tritt zu einem lebendigen und einheitlichen Gottesdienst gestaltet werde, auf daß alle natürlichen Daseinsverhältnisse der Familie und des Staates, des Rechtes und — — der Besitzordnung aus dem einen, wahren und unendlichen Geiste ihre wesenhafte Bestimmung erhalten und so über die Zufälligkeit ihres bloß empirischen Gewordenseins hinausgehoben werden. „Daß der Protestantismus zurzeit aus der doktrinären Epoche heraustritt, ist offenbar. Ihn schauert aber noch vor dem Ernste der Aufgabe, die nun seiner wartet" (II, 375). Nun wohl!

Digitized by Google

aber endlich naht auch die Zeit des Wartens ihrem Ende, an schon pochen die ungeduldigen Massen an die Pforten des Tempels, aus dem ihnen Hilfe kommen soll. Mögen sich daher die Hallen öffnen und ihren Segen hervorströmen lassen, ehe sie in ungestümem Zorn zertrümmert werden. Wer anders aber ist an erster Stelle berufen, die neue, noch tiefe verborgene Richtung des ewigen Geistes zu erkennen, als die Theologie und Philosophie! Deshalb ist es an der Zeit, daß *sie* sich vor allem ihrer hohen Aufgabe wieder bewußt werden und nicht in unheilvollem Bruderzwist die rechte Stunde versäumen. Eben darum freuen wir uns, daß Harnack seine gewichtige Stimme erhoben hat, um wiederum ein einträchtiges Wirken zwischen diesen beiden Geistesmächten herbeizuführen, wobei doch jeder ihr eigentümliches Recht gewahrt bleibt. Möge daher sein Mahnwort tatkräftig wirken: „Eine Theologie, die die Geschäfte der Philosophie besorgt, verdirbt damit ihre eigene Aufgabe; eine Theologie, die die Philosophie entbehren zu können meint, wird zur Geheimwissenschaft und also eindruckslos."

Digitized by Google

Ueber Panislamismus.

Von

K. Vollers.

Vor kurzem hat Herr C. F. Becker der obigen Frage im Archiv für Religionswissenschaft (VII. S. 169—192) einen Artikel gewidmet, der in schätzenswerter Weise Gedanken, die europäischen Arabisten wohl bekannt waren, einem weiteren Kreise unseres Volkes zugänglich gemacht hat. Wenn ich nun über dieselbe Frage hier noch einmal handele, so geschieht es nicht sowohl, weil ich neues entscheidendes Material vorlegen kann, als weil ich die bekannten Daten von einer anderen Seite aus beleuchten möchte.

Die Erscheinungen und Vorkommnisse, denen eine panislamische Bedeutung zuzukommen scheint, sind bereits sorgfältig gesammelt, gruppiert und in Zusammenhang gebracht worden. Mir liegt daran, durch eine geographisch-geschichtliche, ethnische und kulturelle Umschau auf dem Gebiete des Islams zu zeigen, daß die Frage nach dem Panislamismus mehr historisch-kulturellen als praktisch-politischen Wert hat und daß der europäischen Arbeit im Orient keine Gefahr droht, wenn auch die tatsächlich vorhandenen und wirksamen Kräfte und Tendenzen dieser merkwürdigen Religion uns aufs ernstlichste beschäftigen müssen.

Es dürfte angemessen sein, den Gedankengang Beckers hier noch einmal kurz zusammenzufassen. Er geht von dem Gegensatz der Meinungen aus; die einen halten den Panislamismus für eine Kindermär, die andern glauben darin eine der Hauptströmungen der Gegenwart zu erblicken. Becker unterscheidet zwischen dem panislamischen Gedanken und der panislamischen Bewegung. Jenen findet er mit Nallino im Keime schon in der islamischen Urgemeinde ausgebildet; die dann in dem arabischen Weltreich auftauchenden ethnisch-sozialen Gegensätze werden zum Teil überwunden und ausgeglichen; das besonders in gewissen Juristenschulen

Digitized by Google

ausgebildete Ideal einer unter dem Chalifa*) geeinigten Gemeinde erhält sich durch die Jahrhunderte, mit mehr oder weniger Klarheit und Wärme. Den Uebergang dieses Gedankens in die Praxis, in eine politisch-religiöse Bewegung, findet Becker hauptsächlich durch die Erweiterung und Verschiebung des modernen Weltverkehrs begründet. Es ist nicht zu leugnen, daß die Folgen dieses Umschwunges auch im Orient außerordentlich sind, man betrachte einmal Hauptstädte, wie Kairo, Jerusalem, Beirut, Stambul, Algier, Tunis, Faes, Bombay, innerhalb der Spanne 1800—1900, um zu verstehen, wie Abendland und Morgenland sich näher gerückt sind. Mit Recht nennt Becker als zweite Macht neben dem Verkehr die öffentliche Presse, die im Orient nicht nur europäische Gedanken vermittelt, sondern auch eigene Bestrebungen mit unverkennbarem Erdgeruch zu verbreiten sucht. Das Zentrum der panislamischen Tendenz glaubt Becker mit dem niederländischen Gelehrten C. Snouck Hurgronje in Mekka zu finden, wo der Islam rituell direkt an das alte Heidentum anknüpft. Für die politische Seite der Frage kommt in der Gegenwart vor allem der Osmanenherrscher Abdulhamid II. (seit 1876) in Betracht. Teils unabhängig, teils unter osmanischem Einflusse arbeiten nach Becker und Andern die religiösen Orden, oder Bruderschaften in der Richtung, die man als panislamisch bezeichnen kann. Becker schließt seine geistvolle Skizze mit dem Hinweis auf das einigende Band der arabischen Sprache, des mächtigsten Vehikels der islamischen Gedanken.

Ich kann mich mit der obigen Skizze im großen und ganzen nur einverstanden erklären. Jedoch auf einen Punkt, die Verkehrsgeschichte, möchte ich schon hier eingehen, wo Becker meines Erachtens den geschichtlichen Gegensatz zwischen Neuzeit und Vergangenheit zu scharf gefaßt hat. „Bis ins achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert waren die orientalischen Völker im wesentlichen immer hübsch unter sich gewesen . . . . da beginnt die Ueberflutung Asiens und Afrikas durch die Europäer", meint Becker (S. 179). Hier scheint mir der Geschichtsforscher die zu Tage liegenden Daten der Geschichte doch ein wenig zu übersehen oder zu unterschätzen. Es würde zu weit führen, wenn ich auch nur die Hauptpunkte der fruchtbaren kommerziellen und sonstigen kulturellen Beziehungen zwischen Abend- und Morgenland hier aufführen wollte. Von

*) Der Nachfolger, nicht der Stellvertreter des Propheten. Der Ausdruck kommt schon Hiob 14, 14 und sonst vor.

Digitized by Google

der ältesten Zeit des Islams bis auf die Neuzeit bilden die Banulasfar, die „Blauäugigen", die Rum, die Saqaliba, die Galaliqa, die Freng und wie sie sonst alle heißen mögen eine stehende Rolle in der historischen Literatur der Araber, nicht nur als religiöse und nationale Gegner, sondern als Völker, die zu der arabischen Gedankenwelt Sandkorn auf Sandkorn beigesteuert haben. Was ich im Gegensatz zur bestehenden Auffassung vor kurzem von der arabischen Literaturgeschichte gesagt habe,*) daß wir Mühe haben, die Stellen des arabischen Geisteslebens zu bezeichnen, die ganz frei von abendländischer Beeinflussung sind, das gilt ja nicht minder von den wirtschaftlichen und sonstigen Berührungen beider Kulturkreise. So gern ich also anerkenne, daß das verflossene Jahrhundert mit seiner staunenswerten Verkehrserleichterung unsere alten Beziehungen mit dem Orient beschleunigt, erweitert, vertieft hat, so möchte ich diesen Umschwung doch nicht so sehr als einen Gegensatz gegen früher, sondern als eine außerordentliche Steigerung betrachten. An der Hand des Levantehandels, der alten Verträge christlich-mediterraneer Staaten mit islamischen, und der im Laufe der Jahrhunderte immer zahlreicher werdenden Kapitulationen europäischer Staatswesen mit den Osmanen**) kann man abmessen, wie eng und wie folgenreich die alten Beziehungen vor dem neunzehnten Jahrhundert waren, wie wenig hier von einer idyllischen Absonderung beider Welten die Rede sein kann. Wie weit im übrigen meine Auffassung von der Beckers abweicht, wird unten gelegentlich zum Ausdruck gelangen.

Es ist bezeichnend für die weltgeschichtliche Stellung des Islams, daß man, um sich sein jetziges Gebiet zu vergegenwärtigen, den Blick nicht wie beim Buddhismus, auf einen einzelnen Erdteil beschränkt halten darf, sondern die ganze sogenannte östliche Halbkugel, die alte Welt in der weitesten Fassung des Worts ins Auge fassen muß. In dieser Hinsicht kann nur das Christentum mit ihm verglichen werden, das seine in den letzten Jahrhunderten gewonnene Ausdehnung aber nicht seinen Sendboten, sondern den von den Waffen unterstützten wirtschaftlichen Kräften seiner Bekenner verdankt. Vom Kap Verde bis nach China, bis an die Grenzen Australiens und der polynesischen Welt, und von der Wolga und den westsibirischen Strömen bis nach Zentralafrika und Madagaskar stoßen beide Religionen an- und aufeinander. Be-

*) Literarisches Zentralblatt 1904, S. 20.
**) Die ältesten mit Venedig im Jahre 1454.

Digitized by Google

rechnen wir aber die Bekenner des Islams, mit H. Jansen (1897) auf 260 Millionen,*) so ist sein numerisches Verhältnis zum Christentum ungefähr wie 1 zu 2, innerhalb der alten Hemisphäre entsprechend günstiger, ungefähr wie 5 zu 8.

Eine gewisse Stärke erhält der Islam meines Erachtens durch das innigere persönliche Verhältnis der Muslime zu ihrem Bekenntnis (das rusûch fiddin, wie die arabischen Theologen sagen), durch die engere Verschmelzung ihrer Religion mit der Volkssitte (beides ist dîn); ja auch gewisse Momente, die wir Kinder unseres Zeitalters zunächst zu unterschätzen geneigt sind, die aber bei der Regelung der Völkerverhältnisse im großen doch ihre Vorteile haben, ich meine die Genügsamkeit, die aus der Geschlossenheit der Weltanschauung entspringende Ruhe, den patriarchalischen Charakter der Gesellschaft von der sozialen Zelle der Familie aufwärts bis hinauf zu ihrer Erweiterung, dem staatlichen Organismus. Aber ich bin mir wohl bewußt, daß die großen geschichtlichen Auseinandersetzungen weder durch das numerische Verhältnis, noch durch Glauben und Sitte entschieden werden, sondern durch die gewaltigen, nicht immer liebenswürdigen Kräfte der wirtschaftlichen Bewegung, die in letzter Linie aus dem Rassencharakter entspringen.

Sehen wir nun das oben vage begrenzte Gebiet des Islams näher an, so muß uns sofort auffallen, daß der größte Teil desselben, sowohl nach dem territorialen, als nach dem numerischen Verhältnis nicht mehr selbständig ist, sondern unter christlichen Herrschern steht. Diese politische Verschiebung ist bekanntlich schon seit Jahrhunderten im Gange, hat aber im verflossenen Jahrhundert ein immer rascheres Tempo und immer größere Ausdehnung angenommen. Was ist aus dem stolzen Staatsgebäude des Chalifa Omar geworden! Anfangs unter einem Herrscher, ist es stetig wachsender Zerteilung anheimgefallen; am Mittelmeer weichend hat es zwar im Innern Afrikas, in Mittelasien und Indonesien neue Eroberungen gemacht, wird aber auch hier von der europäischen, ja auch schon der amerikanischen**) Kolonisation ereilt und immer fester umklammert.

Sehen wir von Oesterreich-Ungarn ab, das seit 1878 über eine spät islamisierte slavische Bevölkerung milde und segensreich

*) Davon in Asien über 171 Millionen, in Afrika fast 77 Millionen, in Europa ungefähr 11½ Millionen. Die Schätzung von H. Wagner ist nur wenig niedriger; die des Missionars Zeller (175 290 000) kann kaum als zuverlässig gelten.

**) Auf den Philippinen seit 1898.

Digitized by Google

herrscht, so stehen von den europäischen Mächten, die ihr Szepter auch über Muslime schwingen, obenan Rußland, Großbritannien, die Niederlande und Frankreich.

Nicht wegen der Zahl kommt Rußland in erster Linie, sondern weil sein asiatisches Gebiet mit Europa eng zusammenhängt und weil es durch kluge, auffallend duldsame Anpassung an die Vorurteile und Bedürfnisse seiner Muslime treue, zuverlässige Untertanen gewinnt. Was die meisten Beobachter auf diesem Gebiet berichten, das kann ich aus eigener Anschauung bestätigen. Sogar auf türkischem Boden beweist der russisch-tatarische oder sartische Muslim seine Achtung vor dem Doppeladler des Zaren von Moskof, nicht nur aus Furcht, sondern weil die Segnungen des russischen Regiments, im Vergleich mit persischer und türkischer Wirtschaft, ihm lebendig und gegenwärtig sind. Einen weiteren Vorteil erhält die Stellung Rußlands zum Islam dadurch, daß es von den wenigen noch unabhängigen islamischen Staaten zwei, und gerade die politisch kulturell und religiös am bedeutendsten, das osmanische und das iranische Reich, gewissermaßen bedrängt und mehr oder weniger in seinen Fängen hält. Es dürfte nur von der Gunst der Zeiten abhängen, wie sich die Verhältnisse weiter gestalten. Die Zahl der russischen Muslime beträgt fast 18 Millionen, wovon an zehn in Asien, die übrigen in Europa*) wohnen.**) Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung des Reiches machen sie nahezu 18 vom Hundert aus.

Dank der Zahl seiner islamischen Untertanen steht das anglo-indische Reich in erster Reihe; aber die Bildung und der Wohlstand der indischen Muslime gibt diesen ein Gewicht, das auch zu Ungunsten der europäischen Kolonisatoren in die Wagschale geworfen werden kann; dazu kommt der unruhige persische Geist, der hier vielfach durchbricht und durch die Tätigkeit der christlichen Missionen nur zu oft gereizt wird. Man schätzt ihre Zahl auf über 60 Millionen, etwa $^1/_5$ der Gesamtbevölkerung. Hier mag daran erinnert werden, daß Großbritannien noch in Belutschistan, am persischen Golfe, in Oman, Aden, im Roten Meere, in Ost-Afrika, den Straits Settlements und vielen anderen kleinen Punkten über islamische Bevölkerung mehr oder weniger gebietet; von Aegypten und dem ägyptischen Sudan wird noch die Rede sein.

*) Meist in den Gubernien Orenburg, Kasan, Wiatka, Nizhni-Nowgorod Astrachan, Saratow, Penja, Perm und in der Krim.

**) Nach der üblichen Annahme wohnen in Europäisch-Rußland nur 2 bis 3 Millionen.

Digitized by Google

Seit etwa 300 Jahren haben die Niederländer sich in Indonesien ein Kolonialreich mit überwiegend islamischer Bevölkerung geschaffen. Die Islamisierung der Länder ist seit circa 500 bis 600 Jahren von Süd-Arabien aus erfolgt, der Zusammenhang mit dem geistigen Mutterboden des Islams wird durch Handelsbeziehungen und die große mekkanische Wallfahrt erhalten; religiös, juristisch und literarisch sind daher auch Süd-Araber und der Hegâz tonangebend. Aber trotz der hohen Bevölkerungsziffer, des Wohlstandes der Länder, und trotz der Innigkeit des religiösen Lebens seiner Bewohner bringt die geographische Lage es mit sich, daß sie für die großen Strömungen, die die islamische Welt durchfluten, nicht maßgebend werden können.

Als vierte europäische Macht, die im letzten Jahrhundert sich ein islamisches Kolonialreich von ungewöhnlicher Bedeutung geschaffen hat, muß Frankreich genannt werden. Sehen wir von Madagaskar ab, wo im Osten der Islam viele Anhänger zählt, so bilden Algerien, Tunis, Senegambien, das Gebiet des mittleren Niger, der Mandingo-Staat, die westliche Sahara, die Länder am Tsadsee und am Schari eine „Afrique Française“, die allerdings bisher eine mehr ideelle als wirkliche Einheit darstellt, an deren Ausbau die Franzosen aber nicht nur mutig und ausdauernd, sondern auch mit immer wachsendem Erfolge arbeiten. Gerade diese Tendenz ihrer Tätigkeit läßt erkennen, daß die Bedeutung dieses Kolonialreiches trotz der dünnen Bevölkerung, ja des wüstenhaften Charakters so weiter Gebiete in der räumlichen Einheitlichkeit und Geschlossenheit zu suchen ist. Die Bevölkerung ist sehr gemischt, unedle Rassen neben edlen, wenn irgendwo, so paaren sich hier religiöser Fanatismus mit Mut und Einsicht; dem hier üppig wuchernden Ordenswesen werden wir unten noch wieder begegnen.

Neben diesen europäischen Staaten mit islamischen Kolonialreichen genügt es, in Kürze die anderen zu nennen, denen in kleinerem Maßstabe die Aufgabe zufällt, sich mit islamischer Bevölkerung abzufinden. Nämlich Spanien in den Presidios und an der Rio de Oro-Küste südlich von Marokko, Portugal in Guinea, Italien in der Eritrea und an der Somaliküste, endlich unserm Vaterlande in Ost-Afrika und im Hinterlande von Kamerun und von Togo. Auch der Muslime mag hier gedacht werden, die in verschiedenen Provinzen Chinas leben; man schätzt sie auf über 30 Millionen. Eine so wichtige Rolle sie für die Geschichte des großen ostasiatischen Reiches spielen können und schon gespielt

Digitized by Google

haben, so wenig können sie, wie der malaiische Islam, der ganzen Lage nach auf die Bewegungen der zentralislamischen Länder bestimmend wirken.

Wenden wir uns nun den Ländern zu, die sich noch eines islamischen Regiments erfreuen, so können wir nicht nur zahlreiche Lokal-Sultane in Asien und innerafrikanische Jumbés,*) sondern auch gewisse indische wie zentralasiatische Herrscher, ferner die Emire von Afghanistan und Belutschistan und den unter britischer Vormundschaft stehenden Imam von Oman außer Betracht lassen und uns den vier Reichen oder Staaten zuwenden, mit denen die europäische Politik noch mehr oder weniger ernstlich zu rechnen hat, nämlich das osmanische Reich, das iranische des Schah, das ägyptisch-sudanische Reich und das merkwürdige Konglomerat, das wir nach dem Vorgange der Muslime als das Reich des Scherifen von Marokko bezeichnen.

Es dürfte kaum einen osmanischen oder europäischen Diplomaten, Beamten oder Militär geben, der auch bei der genauesten Kenntnis des osmanischen Reiches wagen könnte, über seine kommenden Schicksale mit einiger Sicherheit zu urteilen. Der Pessimismus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte schon oft korrigiert worden, und trotz alles Verfalls verfügt das Reich über eine Fülle von Kräften, die auch den intimen Kenner oft in Erstaunen setzt. Andererseits wäre es etwas optimistisch, an eine durchgehende Regeneration des siechen Körpers zu glauben. Begnügen wir uns, zu konstatieren, daß das osmanische Reich nach Umfang des Gebietes, durch die Zahl seiner islamischen Bewohner ($15\frac{1}{2}$ Millionen)**) und durch seine Geschichte die Vormacht des Islams ist, daß der Sultan von Stambul der ideelle Erbe des alten Chalifats ist und daß er durch seine geographisch-geschichtliche Stellung zu Europa, durch die zahlreichen im Reich eingeführten europäischen Reformen, durch seine, bei allem hohlen Schein doch nicht belanglose Stellung in drei Erdteilen, durch seine Ohnmacht über das heilige Gebiet von Mekka und Medina und andere Umstände nicht nur berechtigt, sondern zum Teil auch befähigt ist, den Anspruch des ersten islamischen Herrschers zu erheben und geltend zu machen.

*) Die ungefähr die Bedeutung der kanaanäischen מלכים haben.

**) So nach Ausschluß der de facto entrissenen Gebiete von Aegypten, Tunis, Bulgarien und Bosnien-Herzegowina, mit ihrer Einrechnung ungefähr 25 Millionen.

Digitized by Google

In allen diesen Beziehungen materieller und geistiger Art steht Persien dahinter nicht unbeträchtlich zurück. Die inneren Schäden haben seinem Staatskörper noch stärkere Wunden und Schwären hinterlassen als in der Türkei. Durch seine konfessionelle Sonderstellung als offizielle Vertreterin der Schia*) ist es verhindert, die übrigen Gläubigen anzuziehen. Politisch scheint es in unseren Tagen mehr und mehr in die Rolle zu verfallen, die Jahrzehnte der unbedeutendere Emir von Afghanistan einnahm, nämlich als Pufferstaat zwischen dem russischen Reich, das die ganze Nordflanke beherrscht, und dem anglo-indischen Reich, das im Südosten und am südlichen Meer Wache hält, zu gelten. So liegt auch seine Zukunft, weit mehr als die des osmanischen Reichs, in den Händen der europäischen Politik.

Eine überaus verwickelte Stellung nimmt das ägyptisch-sudanische Reich ein. Nominell unter dem Osmanen-Sultan war es bis zu der finanziellen Katastrophe von 1876 und der militärisch-politischen von 1882 beinahe selbständig und sein intelligenter, aber verworfener Herrscher, Ismail, hatte mit ebensoviel Klarheit wie Nachdruck die Politik**) seines Großvaters, Mohammad Ali wieder aufgenommen, eine arabische Vormacht des Islams zu sein neben der der Osmanen, die der geschichtlichen Entwicklung wie der Rasse nach immer als sekundär und unebenbürtig in den Augen der gebildeten Araber galt.

Aber bald zeigte sich, daß der ägyptisch-arabische Koloß auf tönernen Füßen stand; der finanzielle Zusammenbruch brachte das Kondominium, diesem folgte die britische Besetzung des Landes, und dem leichten militärischen Siege des Lord Wolseley der weit mühsamere aber auch nachhaltigere Sieg des Lord Cromer (ehedem Sir Evelyn Baring), der mit der Geduld, Ruhe und Besonnenheit nicht minder als mit der Rücksichtslosigkeit und Unerbittlichkeit des echten Politikers das reiche Nilland langsam technisch, finanziell, administrativ für Groß-Britannien gewann. Als das Jahrhundert zu Ende ging, war auch der Sudan (die Länder des Kasch oder Kusch der Alten) gewonnen. Was dem Vizekönig, dem Enkel des Ismail geblieben ist, beschränkt sich auf die innere Verwaltung, soweit nicht das britische Interesse es anders erheischt. Und da, wo der britische Einfluß seine Schranken findet, beginnt nicht etwa

*) Insgesamt fast elf Millionen.

**) Die in territorialer Hinsicht zum Teil auch die der mittelalterlichen Herrscher und einiger Pharaonen war.

Digitized by Google

die Freiheit der ägyptischen Politik, sondern die vereinigte Einmischung der europäischen Großmächte.

Scheinbar noch unabhängig, ist Marokko doch in Wirklichkeit noch weit schlimmer daran; denn es verfügt weder über die Machtmittel der Türkei, noch über eine intelligente Bevölkerung und das Gewicht einer ruhmreichen Vergangenheit, wie Persien, noch über eine regenerierte gesunde Verwaltung, frei erschlossene reiche Hilfsquellen und andere Vorteile wie Aegypten, sondern steckt tief in der Barbarei des Mittelalters, ist nicht Herr im eigenen Hause und weder willens noch im stande, seine latenten Reichtümer auszubeuten. Im Osten ganz, im Süden beinahe von Frankreich militärisch eingeschlossen, im Norden und Westen von anderen Mächten eifersüchtig beobachtet, kann es unter der Gunst seiner Bodenverhältnisse und des europäischen Interessenstreites noch eine zeitlang fortvegetieren, aber seine Besetzung durch den östlichen Nachbar, vielleicht mit Abfindung einiger Nebenbuhler, ist unausbleiblich.*)

Damit wäre unser politischer Rundgang durch die islamische Welt beendet. Um aber unsere Frage zu beantworten, bedarf das obige Gemälde einer Ergänzung, teils durch einen Ueberblick über die ethnischen Verhältnisse dieses weiten Gebietes, teils durch die Betrachtung der literarischen und kulturellen Kräfte seiner Bewohner. Denn sowohl jene als diese sind für das, was man panislamische Bewegung nennt, von wesentlicher Bedeutung. Folgen wir dem Gange der Geschichte, so müssen wir zuerst die Araber nennen, in deren Mitte der Islam geboren ist, und die seine ersten Verbreiter waren. In relativer Reinheit und noch staatlich unabhängig finden wir sie in Negd und den umliegenden Landschaften; im Süden und Westen der Halbinsel immer stärker afrikanisiert, in Syrien, Palästina, Mesopotamien und Babylonien mit den semitischen Brüdern vermischt, im Niltal fast ganz ägyptisiert, im Sudan teils rein, teils gemischt, in Nordwest-Afrika berberisiert. Wie die Semiten überhaupt, können die Araber nicht als hervorragend politisch begabt angesehen werden, ihre Gründungen erinnern nur zu oft an den Charakter ihrer hydrographischen Verhältnisse; wie ein Regenguß das trockene Flußbett (den Wadi) plötzlich mit einem Wildbach (seil) füllt, der teils verheerend, teils befruchtend eine zeitlang wirkt, um bald dem alten Zustand der Dürre wieder

*) Die obigen Zeilen wurden vor dem letzten anglo-französischen Abkommen von Mitte April d. J. geschrieben.

Digitized by Google

Platz zu machen, so pflegt es auch mit ihren staatlichen Organisationen zu sein. So ist die Diskontinuität ein hervorstechender und verhängnisvoller Zug des arabischen Kulturlebens. Das Erworbene wird nicht festgehalten und geht daher bald ganz oder meist wieder verloren. Religiös sind die Araber, vor allem die Nomaden, lau, nüchtern und beschränkt, ihr Gottesbegriff der Gipfel abstrakter Kahlheit, die Ethik die trockenste Pflichtenlehre, daneben ein ausgeprägter Ritualismus, bei dessen Erklärung schwer zu sagen ist, wie viel ureigene Veranlagung und wie viel jüdische Beeinflussung dazu beigetragen hat.

Man sagt kaum zuviel, wenn man die Perser als das bedeutendste geistige Ferment der islamischen Gesellschaft bezeichnet. Von den ersten Generationen der neuen Gesellschaft an, hat der reiche und bewegliche persische Geist die neue Kultur befruchtet und ihr die Richtung zum Teil vorgeschrieben. Der Sufismus, eine wesentliche Ergänzung der rein koranischen Theologie nach der Gemütsseite hin, ist zum großen Teil persischen Ursprungs. Politisch sind die Perser von Haus aus unzweifelhaft höher begabt als die Araber, aber die Geschichte hat jenen übel mitgespielt und ihre edle Rassenanlage verschimpfiert. Im türkischen und im neuindischen Geistesleben stammen reiche Keime von den Persern. Die sogenannte arabische Kunst ist im Osten zum größten Teil persische Schöpfung.

Schon früh am Chalifenhofe von Bagdad tauchen Türken als Prätorianer auf, bald beginnen ihre staatlichen Gründungen, ihre Fortschritte werden durch die Mongolenstürme zwar unterbrochen, aber nicht unterdrückt, schon vor mehr als 600 Jahren steht in Anatolien die Dynastie der Osmanen auf, die wir oben als die eigentlichen staatlichen Bannerträger des Islams in der Gegenwart bezeichneten. Der politische Instinkt der türkischen Rasse ist durch alle Zeiten hindurch erkennbar und anerkannt. Ihre Religiosität ist mehr gemütvoll als intellektuell.

Endlich müssen die Berbern von Nordwest-Afrika als Rasse von ausgeprägter Eigenart genannt werden. Es bedurfte harter Kämpfe, um diese zähen selbstbewußten Leute unter das arabisch-islamische Joch zu beugen. Nachdem es geschehen war, wandten sie ihre Waffen mehr als einmal gegen ihre alten Rassenbrüder jenseits der Meerenge, die Spanier (Iberer). Durch die Steppengebiete von Tripolis, der Barka und Marmarika von dem östlichen Islam getrennt, haben sie ihre Eigenart und ihr stolzes Un-

Digitized by Google

die Freiheit der ägyptischen Politik, sondern die vereinigte Einmischung der europäischen Großmächte.

Scheinbar noch unabhängig, ist Marokko doch in Wirklichkeit noch weit schlimmer daran; denn es verfügt weder über die Machtmittel der Türkei, noch über eine intelligente Bevölkerung und das Gewicht einer ruhmreichen Vergangenheit, wie Persien, noch über eine regenerierte gesunde Verwaltung, frei erschlossene reiche Hilfsquellen und andere Vorteile wie Aegypten, sondern steckt tief in der Barbarei des Mittelalters, ist nicht Herr im eigenen Hause und weder willens noch im stande, seine latenten Reichtümer auszubeuten. Im Osten ganz, im Süden beinahe von Frankreich militärisch eingeschlossen, im Norden und Westen von anderen Mächten eifersüchtig beobachtet, kann es unter der Gunst seiner Bodenverhältnisse und des europäischen Interessenstreites noch eine zeitlang fortvegetieren, aber seine Besetzung durch den östlichen Nachbar, vielleicht mit Abfindung einiger Nebenbuhler, ist unausbleiblich.*)

Damit wäre unser politischer Rundgang durch die islamische Welt beendet. Um aber unsere Frage zu beantworten, bedarf das obige Gemälde einer Ergänzung, teils durch einen Ueberblick über die ethnischen Verhältnisse dieses weiten Gebietes, teils durch die Betrachtung der literarischen und kulturellen Kräfte seiner Bewohner. Denn sowohl jene als diese sind für das, was man panislamische Bewegung nennt, von wesentlicher Bedeutung. Folgen wir dem Gange der Geschichte, so müssen wir zuerst die Araber nennen, in deren Mitte der Islam geboren ist, und die seine ersten Verbreiter waren. In relativer Reinheit und noch staatlich unabhängig finden wir sie in Negd und den umliegenden Landschaften; im Süden und Westen der Halbinsel immer stärker afrikanisiert, in Syrien, Palästina, Mesopotamien und Babylonien mit den semitischen Brüdern vermischt, im Niltal fast ganz ägyptisiert, im Sudan teils rein, teils gemischt, in Nordwest-Afrika berberisiert. Wie die Semiten überhaupt, können die Araber nicht als hervorragend politisch begabt angesehen werden, ihre Gründungen erinnern nur zu oft an den Charakter ihrer hydrographischen Verhältnisse; wie ein Regenguß das trockene Flußbett (den Wadi) plötzlich mit einem Wildbach (seil) füllt, der teils verheerend, teils befruchtend eine zeitlang wirkt, um bald dem alten Zustand der Dürre wieder

*) Die obigen Zeilen wurden vor dem letzten anglo-französischen Abkommen von Mitte April d. J. geschrieben.

Digitized by Google

Platz zu machen, so pflegt es auch mit ihren staatlichen Organisationen zu sein. So ist die Diskontinuität ein hervorstechender und verhängnisvoller Zug des arabischen Kulturlebens. Das Erworbene wird nicht festgehalten und geht daher bald ganz oder meist wieder verloren. Religiös sind die Araber, vor allem die Nomaden, lau, nüchtern und beschränkt, ihr Gottesbegriff der Gipfel abstrakter Kahlheit, die Ethik die trockenste Pflichtenlehre, daneben ein ausgeprägter Ritualismus, bei dessen Erklärung schwer zu sagen ist, wie viel ureigene Veranlagung und wie viel jüdische Beeinflussung dazu beigetragen hat.

Man sagt kaum zuviel, wenn man die Perser als das bedeutendste geistige Ferment der islamischen Gesellschaft bezeichnet. Von den ersten Generationen der neuen Gesellschaft an, hat der reiche und bewegliche persische Geist die neue Kultur befruchtet und ihr die Richtung zum Teil vorgeschrieben. Der Sufismus, eine wesentliche Ergänzung der rein koranischen Theologie nach der Gemütsseite hin, ist zum großen Teil persischen Ursprungs. Politisch sind die Perser von Haus aus unzweifelhaft höher begabt als die Araber, aber die Geschichte hat jenen übel mitgespielt und ihre edle Rassenanlage verschimpfiert. Im türkischen und im neuindischen Geistesleben stammen reiche Keime von den Persern. Die sogenannte arabische Kunst ist im Osten zum größten Teil persische Schöpfung.

Schon früh am Chalifenhofe von Bagdad tauchen Türken als Prätorianer auf, bald beginnen ihre staatlichen Gründungen, ihre Fortschritte werden durch die Mongolenstürme zwar unterbrochen, aber nicht unterdrückt, schon vor mehr als 600 Jahren steht in Anatolien die Dynastie der Osmanen auf, die wir oben als die eigentlichen staatlichen Bannerträger des Islams in der Gegenwart bezeichneten. Der politische Instinkt der türkischen Rasse ist durch alle Zeiten hindurch erkennbar und anerkannt. Ihre Religiosität ist mehr gemütvoll als intellektuell.

Endlich müssen die Berbern von Nordwest-Afrika als Rasse von ausgeprägter Eigenart genannt werden. Es bedurfte harter Kämpfe, um diese zähen selbstbewußten Leute unter das arabisch-islamische Joch zu beugen. Nachdem es geschehen war, wandten sie ihre Waffen mehr als einmal gegen ihre alten Rassenbrüder jenseits der Meerenge, die Spanier (Iberer). Durch die Steppengebiete von Tripolis, der Barka und Marmarika von dem östlichen Islam getrennt, haben sie ihre Eigenart und ihr stolzes Un-

Digitized by Google

abhängigkeitsgefühl stets treu bewahrt. Ihr religiös-theologisches Gepräge erinnert nicht wenig an gewisse Züge des spanischen Christentums; die aus anderen Indizien geschöpfte Ansicht von dem ursprünglichen Zusammenhang beider Völker wird hierdurch nur bestätigt.

Neben diesen vier Gruppen, die ebenso viele nationale Typen des Islams vorstellen, kommen die anderen Völkerschaften erst in zweiter Linie. Die Tataren der Krim, an der Wolga, am Ural, Irtysch und Ob, in Zentralasien, im Kaukasus und Persien; finno-ugrische Völkersplitter im europäischen Rußland, Mongolen, Chinesen, Malaien, indische Völker in verschiedenen Mischungen, Kurden (die Verwandten der Perser); Albanesen, Slaven und Hellenen auf der Hämusinsel und in Anatolien, endlich die östlichen Hamiten (Kuschiten, Bedja, Ababde), Nubier, Fulbe (Fellata) Nigritier und Bantu.

Sahen wir bei der historisch-politischen wie bei der ethnischen Betrachtung einen gewissen Parallelismus, insofern die noch unabhängigen islamischen Staaten gewissermaßen den bedeutendsten Rassen des Islams entsprachen, so gewahren wir ein wesentlich anderes Bild, wenn wir nach dem kulturellen, das heißt bei dem Zurücktreten der Kunst, überwiegend literarischen Leben der islamischen Völker fragen. Hier sehen wir weder vier im ganzen gleichwertige Zentren, noch auch ein Zusammenfallen der literarischen Mittelpunkte und des politischen Schwergewichts, sondern seit Jahrhunderten ist die Hauptstadt des arabischen Aegyptens der Punkt, nach dem das literarische Leben der Muslime unverkennbar gravitiert. Zwar finden wir noch jetzt in allen Ländern achtbare Pflegestätten, besonders der theologischen Disziplinen, so Faes in Marokko, Alger, Kairuwan, Tunis, die heiligen Städte und andere Orte Arabiens, Damaskus, Haleb, Jerusalem, Bagdad, Stambul, Brussa, Kasan, Tebriz und andere Städte Persiens, Batavia und mehrere Orte Indiens und Zentralasiens, aber alle treten hinter Kairo zurück.

Die Ursachen dieser merkwürdigen Konzentration sind zahlreich und verschiedener Natur. Ich rechne dahin die zentrale Lage Aegyptens auf islamischem Gebiet, die Vorzüge der uralten vorislamischen Kultur des Landes, die sozusagen eine dicke Schicht geistigen Humusbodens erzeugt hat, die große rezeptive Kraft und glückliche Veranlagung der Bewohner, die ebensoweit entfernt ist von der Flachheit der mehr praktisch gerichteten Syrer, wie von der

Digitized by Google

grüblerischen, schwerfälligen und abstoßenden Natur der Berbern. Ferner haben verschiedene geschichtliche Umstände dazu beigetragen, Aegypten das Uebergewicht zu verschaffen, zum Beispiel die Knickung der geistigen Blüten in Transoxanien, Persien und Syrien durch die Mongolenstürme, die geistige Abhängigkeit der Osmanen und die Gesunkenheit, um nicht zu sagen Verlotterung der Perser, die geographische Abgelegenheit der arabischen Halbinsel, die dem Hegaz trotz seines idealen Vorrangs immer eine unbedeutende Rolle zuweist. Daraus erklärt sich nun die merkwürdige Erscheinung, daß die Azhar-Hochschule in Kairo schon seit langer Zeit und noch jetzt beinahe alle Völker und alle geistigen Strömungen des Islams in sich vereinigt; die hier studierenden Jünglinge und „alten Herren" die, neue Anregung suchen, tragen die in der Azhar vorgetragenen Lehren und Meinungen nach allen Seiten bis an die Peripherie des islamischen Gebiets. Nicht minder werden anderswo erwachsene Ideen in Kairo zusammengetragen, besprochen und unter Umständen berichtigt, geläutert, gemildert oder verschärft.

Damit halte ich meinen Ueberblick für beendet und für die Leser, die mir bis hierher gefolgt sind, werfe ich nunmehr die Frage auf: Was ist denn der Panislamismus?

Man rechnet dahin, wie gesagt, eine Reihe von Vorkommnissen in Mekka, eine gewisse Presse, die Tendenz des regierenden Osmanenherrschers, die Tätigkeit einiger Orden und anderes. Wenn ich von diesen Dingen höre, muß ich an die Worte denken, die uns von Epiktet überliefert werden: Οὐ ταράσσει ἡμᾶς τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα. Es sind nicht sowohl die Tatsachen, ruhig und in der Nähe betrachtet, als vielmehr ihre subjektive Schätzung und ihre schriftstellerische Beleuchtung, denen wir den Panislamismus verdanken. Gerade hier gähnt zwischen den Πράγματα und den Δόγματα eine wahre Kluft.

Becker sagt (S. 181): „Der Hauptgedanke der wichtigsten Blätter — ich denke vor allem an den „Muaijad" in Kairo und die „Malumat" in Konstantinopel — ist der Zusammenschluß aller Muslime, also der Panislamismus." Die „Malumat" sind mir nicht näher bekannt, hingegen über den „Muaijad" möchte ich mir ein Wort erlauben, da ich sozusagen an seiner Wiege gestanden und den etwas unartigen Jungen noch langen im Auge behalten habe. Er ist eine Schöpfung des Rijaz Pascha und das Organ seiner beiden Ministerien 1888/91 und 1893. Schon im ersten Ministerium, noch zu Zeiten des milden und schwachen

Digitized by Google

Taufik verfocht das Blatt die Ansichten seines Herrn, der doch allzusehr verkannte, daß seine Person, wie sein System etwas anachronistisches hatte. Das Programm war im wesentlichen das der Freiheit der nationalägyptischen Regierung von dem Einflusse und der Bevormundung des englischen Residenten. Zur hellen Flamme loderte dieser glimmende Brand auf, als 1892 ein junger, intelligenter, europäisch gebildeter, selbstbewußter Vizekönig ans Ruder kam und wohlwollenden uneigennützigen Ratschlägen zum Trotz ein antienglisches, nationalägyptisches Programm durchzuführen suchte. Die Spannung zwischen dem traditionellen Nominalherrscher und dem faktischen Leiter stieg von Monat zu Monat, parallel damit lief die durch den „Muaijad" und andere Hetzblätter (zum Beispiel den „Ustaz") geschürte Gährung in den Massen. Daß der an sich rein politische Gegensatz im ägyptischen Volke, besonders in den unteren Schichten mehr oder weniger religiöse Färbung annahm, kann nicht wundernehmen. Seitdem ist Rijaz Pascha vom Schauplatz endgültig verschwunden, der junge, hochbegabte Herrscher hat die Undurchführbarkeit seiner ersten Forderungen erkannt, der Anhang von jüngeren Literaten, Schranzen, Strebern und Phantasten ist zerstoben, das von der Nebenregierung, die aber hier Hauptmacht ist, gelenkte Staatsschiff läuft ohne große Störungen seine Bahn, und da Blättern vom Schlage des „Muaijad" der eigentliche Boden unter den Füßen weggezogen ist, nähren sie sich von Tiraden, Salbadereien und Phantomen. Mitunter erinnert die zum Teil wahrer Erregung, zum Teil aber rhetorischer Mache entspringende Sprache solcher Blätter an den Ton der sibyllinischen und apokalyptischen Literatur. Es ist die Sprache der Parteien, die ausgespielt haben und die, je enger und trüber die Gegenwart ist, umso weiter und leuchtender die Zukunft malen. Fragt man aber nach der faktischen Bedeutung eines solchen Blattes, so gilt hier mehr als irgendwo das Wort des Fürsten Bismarck: „Druckerschwärze, nichts als Druckerschwärze!"

Nicht viel anders kann ich es beurteilen, wenn man auf die Stimmen der orientalischen Presse hinweist, die den Besuch des Schah in Stambul 1900 im Sinne ihrer Hoffnungen deuten. Ich bekenne gern, über den Inhalt der bei jenem Besuch zwischen den bedeutendsten islamischen Herrschern gepflogenen Gespräche nicht unterrichtet zu sein. Nach der ganzen Sachlage und nach naheliegenden Parallelen möchte ich annehmen, daß hier ein guter Teil persischer oder türkischer Phraseologie (und welche Sprache könnte

Digitized by Google

diesen beiden darin gleichkommen?) vergeudet ist, um einerseits die Gesinnung der Sprecher, andererseits die Schwierigkeiten des Handelns zu verdecken. Und sollten selbst die beiden leitenden Männer damals Gedanken geäußert haben, die man panislamisch nennen möchte, so könnte ich daraus die Aussicht auf eine Aussöhnung der Sunna und der Schia (und dies müßte der erste Schritt sein) so wenig ableiten, wie mich die Bestrebungen europäischer Regierungen mit der römischen Kirche einen modus vivendi herzustellen zur Hoffnung auf eine Ausgleichung der Gegensätze zwischen Katholiken und „Haeretikern" berechtigen.

Eine gewisse Berechtigung, von Panislamismus zu sprechen, kann ich nur in den auch von Becker betonten drei Herden erkennen, in denen man das Vorhandensein eines solchen umfassenden Gedankens allerdings nicht strikte nachweisen, aber als möglich annehmen darf: ich meine die Anfachung der religiösen Glut auf den großen Ansammlungen der Gläubigen in Mekka und Medina zur Zeit der großen Wallfahrt (el Hagg) ferner die Politik des Sultans Abdulhamid, endlich die Tätigkeit der religiösen Orden.

Daß alljährlich nach dem Umlauf des Mondjahres Mekka (und in zweiter Linie auch Medina) zum Sammelplatz einer kaum übersehbaren Schar von gläubigen Muslimen wird, die nach dem Befehl des Propheten ihrer Wallfahrtspflicht genügen und zum Teil auch weltliche Geschäfte betreiben wollen, ist bekannt. Ihre Zahl mag sich auf 50—80 000 belaufen, wenn sie nicht durch außerordentliche Umstände, wie Kriege oder Seuchen eingeschränkt wird.*) Man kann leicht begreifen, daß hier, wo alle Wärmegrade und alle Tendenzen des religiösen Geistes zusammenkommen, auch konfessionelle und religiös-politische Besprechungen stattfinden, daß Hoffnungen entzündet, Versprechungen gegeben, Pläne geschmiedet werden, daß hier der Blick der denkenden und empfindenden Muslime von einer höheren Warte aus als in der Heimat über das stattliche Völkergebiet des Islams hinschweift und in der Glut der religiösen Erregung die nüchterne Wirklichkeit hinter den idealen Kräften zurücktritt. Nicht minder ist dort, wo kein Konsul, kein Diplomat, kein Militär, kein ungeweihtes Auge beobachten

*) Mir ist nicht bekannt, ob es eine Arbeit gibt, die die großen Wallfahrten aller Völker und Religionen vergleichend bespricht. Der Buddhismus, die russisch-orthodoxen und die römisch-katholischen Länder würden merkwürdige Parallelen zum mekkanischen Fest abgeben. Die Zahlen würden außerordentliche werden; man denke an Tibet, Indien, die Solovietzki-Klöster, den Monte Gargano, Lourdes usw.!

Digitized by Google

kann, das geschaffene Feld gewisser ehrgeiziger Macher, die es verstehen, sich der Masseninstinkte zu ihren Zwecken zu bedienen, und welche die ohnehin schon erhöhte Glaubensglut noch mehr zu entfachen wissen. Was dort gesprochen, geplant, verabredet wird, entzieht sich naturgemäß auch der Kenntnis der intimsten außerislamischen Kenner der Verhältnisse. Aber ebenso gewiß darf angenommen werden, daß der zum großen Teil künstlichen Erhitzung der Gemüter die Ernüchterung folgt und daß die beim Hagg gewonnenen Vorstellungen sowohl, als die unter diesen Eindrücken gefaßten Entschlüsse unter der Macht der rauhen Wirklichkeit alsbald verblassen und erlahmen, mögen die frommen Wallfahrer nun hernach unter den Schutz ihres christlichen Landesherrn oder in den Jammer ihres von europäischem Einfluß noch freien Regiments zurückkehren. Wäre es anders, so müßten wir doch im Laufe der Jahrzehnte, seitdem europäische Dampfer die Gläubigen nach der Heimat des Propheten führen und der Telegraph uns alltäglich Kunde von den entlegensten Punkten des islamischen Gebietes bringt, eine praktische Folgerung des großen interislamischen Stelldicheins im Hegaz erlebt haben. Aber bisher hat dieser religiöse Massengeist keine Früchte gezeitigt, die der Beachtung des Politikers oder des Geschichtsforschers wert sind.

Wenn auch ohne Furcht und Sorge, so haben wir doch allen Grund, mit Spannung und lebhaftem Interesse die Strömung zu verfolgen, die von dem regierenden Osmanensultan, wie es scheint, begünstigt und geleitet wird. Wir haben es hier mit einer der merkwürdigsten Gestalten der Gegenwart zu tun. Ein Muslim durch und durch, der aber doch freier und ungezwungener als irgend einer seiner Vorfahren mit den christlichen Herrschern verkehrt; ein Mann, dessen intellektuelle Erziehung wir nur als beschränkt bezeichnen können, der aber gleichwohl bei der Beurteilung und Ausnutzung der politischen Sachlage öfters intuitiven Scharfblick verrät; ein nüchterner Politiker, der sein Reich wirtschaftlich, finanziell, militärisch zu regenerieren sucht, und doch wieder eine schwache Seele, die sich zeitweise ganz in die Hand von Muckern, Zeloten und gewissenlosen Religionspolitikern gibt; ein überzeugter Verfechter und Bannerträger der Sunna, der sich aber nicht scheut, mit dem Schirmherrn der Schia friedlich zu verkehren und zu verhandeln. Wenn irgendwo, so scheint mir hier eine Berechtigung vorzuliegen, von einer panislamischen Tendenz zu sprechen, nicht nur, insofern die von Abdulhamid in seinem Reiche verfolgte

Digitized by Google

Politik ihre Rückwirkung auf die meisten außerhalb stehenden Muslime äußern kann, und zum Teil nachweislich äußert, sondern auch, weil die umfassende Tätigkeit dieses merkwürdigen Mannes von der panislamischen Tendenz klar und bewußt geleitet zu werden scheint. Zu den stattlichsten Erfolgen dieser Politik rechne ich die Mekkabahn, deren beträchtliche Kosten ganz oder überwiegend durch den Glaubenseifer der Muslime aufgebracht wurden.*) Man kann nicht zweifeln, daß nach ihrer Fertigstellung die Zahl der Pilger aus der europäischen Türkei, Anatolien, Syrien, Palästina und Mesopotamien erheblich steigt. Ich muß mir versagen, im einzelnen auf die Erfolge dieser großzügigen Politik einzugehen; sicher ist, daß das islamische Gemeinbewußtsein gewaltig belebt ist und daß Tausende von Gläubigen in Indien, Aegypten, Marokko, Zentralasien ihren religiös-politischen Horizont erweitert haben und in Abdulhamid den islamischen Herrscher κατ' ἐξοχήν erblicken. Aber auch dieser glänzenden Erscheinung fehlt die Kehrseite nicht. Sobald die unter der Gunst dieser Strömungen entstandenen Theorien in die Praxis übersetzt werden sollen, sobald die zahlreichen, unter der Decke ausgesponnenen Pläne an das helle Licht der Oeffentlichkeit unseres Verkehrszeitalters treten würden, so müßte alsbald auch die ganze Schwäche, ja Undurchführbarkeit dieser von Leidenschaft genährten Machenschaften offenbar werden. Nirgends mehr Selbständigkeit und freie Bewegung, überall fremde Beobachtung, Beaufsichtigung, Einmischung durch Diplomaten, Konsuln, Finanzmänner, Militärs, Beamte, Kaufleute, Missionare und Forschungsreisende europäischer Nationen! Kaum daß noch die heiligen Gebiete des Hegaz ihren neugierigen Augen entzogen werden können! Kaum daß die, ich sage nicht panislamischen, sondern interislamischen Gedanken in Worte gekleidet werden können; zur Uebersetzung dieser Worte in die Tat bleibt selbst innerhalb enger Kreise kein Raum mehr. Und denken wir uns einmal den europäischen Einfluß ausgeschieden, so wäre unter den vier großen islamischen Staaten schwerlich eine Verständigung denkbar, denn zwischen der Türkei und Persien gähnt die konfessionelle Kluft, zwischen der Türkei und Aegypten, Aegypten und Persien die nationale, und zwischen allen dreien und Marokko die der kulturellen und politischen Ungleichartigkeit. Ja gerade dem Druck des europäischen Gewichtes ist es zu danken, daß der Ge-

*) Sie läuft von Damaskus nach dem heiligen Gebiet, im ganzen auf der Linie der alten Haggstraße, und ist ungefähr zum Drittel ausgeführt.

Digitized by Google

danke einer Ausgleichung der interislamischen Gegensätze hie und da schwach auftauchen konnte.

Wie die oben erwähnte Bedeutung des mekkanischen Pilgerfestes, so erlangen auch die islamischen Orden oder Brüderschaften für unsere Frage im wesentlichen Bedeutung nur in dem Maße, als sie in das Räderwerk der gegenwärtigen osmanischen Politik eingereiht werden. In Betracht kommen hier garnicht die seit den ältesten Zeiten des Islam bestehenden mystischen (sufischen) Gemeinschaften, in deren religiös-ethischen Anschauungen persische, indische, ägyptische, altsemitische und altanatolische Theologumena sich wiederfinden und die meistens das Innenleben und gemeinsame Erbauung pflegen. Sondern es handelt sich hier um die Genossenschaften, die in Nordafrika unter berberischen Stämmen ihren eigentlichen Nährboden haben und von dortaus weithin eine zielbewußte Propaganda treiben. Ja wehte die französische Trikolore nicht auf den Höhen des Atlas und im Flußbett des Igharghar, am Senegal und am Schari, so müßte ich jenen Orden, unter denen die Senusis sich durch Rührigkeit und Zähigkeit hervortun, allerdings eine ernste politische Bedeutung beimessen. So wie die Dinge aber liegen, dürfen wir jene merkwürdige „kongreganistische" Bewegung mehr mit der Ruhe des Historikers als mit der Sorge des Politikers verfolgen. Nicht als ob jeder Ausbruch, jede gefährliche Kombination verwandter Elemente ausgeschlossen wäre. So hätte eine zur Zeit des Chalifa Abdallah geplante Vereinigung der Senusis mit den Mahdisten im ägyptischen Sudan dem ägyptischen Kulturlande gefährlich werden können, wenn — eben nicht die britische Macht Fuß im Niltal gehabt hätte! Und dieser Fall ist nicht isoliert und zufällig, sondern gewissermaßen typisch für die Bedeutung jeder politisch-religiösen Bewegung im heutigen Islam. Kaum noch innerhalb enger Räume freie Bewegung, von allen Seiten europäische Umklammerung! Daher kann ich auch gewisse bekannte Liebäugeleien der osmanischen Politik in Nordafrika mit den Senusis nur mit ernster Gelassenheit, nicht mit Sorge ansehen.

Versuchen wir nun zusammenzufassen. Ich bin weit davon entfernt, zu verkennen, daß der Islam der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit sich kräftig rührt, teils von innen heraus, teils infolge der mannigfachen Wirkungen der Berührung und des Zusammenstoßes mit der christlich-europäischen Kultur. Die anfänglich ablehnende Haltung gegen Druckerei und öffentliche Presse, gegen

Digitized by Google

staatliche, wirtschaftliche, technische Neuerungen, ist mehr und mehr der Klugheit gewichen; man erkannte bald die großen Vorteile der Fortschritte auch für die eigenen Interessen. Unter dem Einflusse, ja Druck der fremden Elemente, besonders angesichts der zahlreichen europäischen Schulen, die leider meist geistlichen Charakter oder doch ein geistliches Mäntelchen tragen, hat der Islam sich auch auf sich selbst besonnen, seine Empfindlichkeit ist erregt, sein Stolz ist wach, das Gefühl der eigenen Kräfte lebendig geworden. Je mehr die materielle Schwächung und politische Zerstückelung des islamischen Gemeinwesens vor sich ging, um so leichter mußte der Gedanke einer engeren Vereinigung der disparaten Teile wie eine geschlossene Abwehr gegen die fremden Eindringlinge Platz greifen. Daß Ideen dieser Art mit teils religiöser, teils politischer Färbung rege geworden sind, ist teils durch Tatsachen bezeugt; außerdem darf mit Sicherheit angenommen werden, daß viele dahinzielende Tendenzen nicht an die Oeffentlichkeit gelangt sind, denn es handelt sich hier um die intimsten Vertraulichkeiten des Volkslebens, die man mit den Geheimnissen des Familien- und Ehelebens in Parallele stellen könnte; dazu haben wir es mit einer Religion zu tun, die durch Ruhe, Gewißheit, Selbstgenügsamkeit, Geschlossenheit, Abgeschlossenheit, Stolz oft merkwürdig von der Praxis unserer Konfessionen absticht. Wer aber den obigen Rundgang durch die islamische Welt der Gegenwart, in dem ich keinen wesentlichen Zug übersehen zu haben hoffe, mitgemacht hat, wird auch ermessen können, welche außerordentlichen Schwierigkeiten sich jeder sammelnden, einigenden, abwehrenden Bewegung im Islam sofort in den Weg stellen müssen: die Wachsamkeit der teils okkupierenden, teils kontrollierenden Mächte, die finanziellen Nöte der meisten islamischen Gebiete, die technische Rückständigkeit der Muslime, die religiösen, nationalen und sozialen Gegensätze und Eifersüchteleien im Schoße des Islams, das Späherauge der in den Islam eingekeilten und von ihm gedrückten Christen und Juden, die instinktiv mit den Europäern sympathisieren, die aus intellektueller Unklarheit entspringende Ueberschätzung der eigenen Kräfte und Unterschätzung der gegnerischen Machtmittel.

Abgesehen von diesen mehr äußerlichen und öffentlichen Hindernissen möchte ich noch auf einige Züge des Innenlebens hinweisen, die mir hier von wesentlicher Bedeutung zu sein scheinen. Wie man sich auch immer eine panislamische Bewegung vorstellen mag, so ist es doch wahrscheinlich, daß sie ihren Ausgangspunkt in den

Digitized by Google

Staaten hätte, die sich wenigstens noch innerer Unabhängkeit erfreuen, sowohl wegen der größeren Freiheit der Bewegung, als auch weil sie (abgesehen von Marokko, das hier auch aus andern Gründen ausscheidet) eine mehr zentrale Lage besitzen, während die unter fremdem Szepter lebenden Muslime räumlich meist an der Peripherie liegen. Da nun von den drei islamischen Staaten Persien konfessionell abgesondert ist, bleiben im Grunde nur die Türkei und Aegypten übrig, die den arabischen und turko-tatarischen Islam darstellen. Von diesen beiden Nationen scheinen mir aber die Aegypter nicht ernstlich in Betracht zu kommen, sowohl wegen ihrer Friedfertigkeit, ja Passivität, als auch, weil bei geordneter Verwaltung und gutem Stande aller öffentlichen Verhältnisse ihre ohnehin auf einer gesunden Mitte sich haltende Religiosität in der weitgehendsten Weise geschont und gesichert ist. Anders steht es mit den Osmanen. Die Urwüchsigkeit ihres Charakters, ihre kriegerische Tüchtigkeit, die Wärme ihrer religiösen Betätigung, der Stolz auf ihre große Vergangenheit, das Bewußtsein, die politische Vormacht des Islams zu sein, die oben erwähnte Tendenz ihrer gegenwärtigen Politik bilden Faktoren, mit denen man gut tut zu rechnen. Andererseits liegen sowohl in der Klugheit des regierenden Herrschers, in der modernen Ausbildung so vieler Beamten und Militärs des Reiches, als auch in den zahllosen Schwierigkeiten des staatlichen Betriebs gewisse Bürgschaften, daß die in einigen Teilen der Bevölkerung schlummernden Leidenschaften und wilden Triebe nicht zum Ausbruch kommen. Was von dem Naturell der Osmanen gesagt ist, gilt mit einigen Abänderungen auch von den Berbern; nur daß hier der Verlauf aller Erhebungen, die seit 1830 stattgefunden haben, uns zeigt, daß Frankreich entschlossen und mächtig genug ist, seine Herrschaft zu behaupten.

Einen weiteren Grund zur Beruhigung muß ich darin finden, daß die agitatorische Tätigkeit, die in verschiedenen Formen an vielen Punkten unzweifelhaft geübt wird, nicht von den Kreisen ausgeht, die als die eigentlichen Hüter der religiösen Güter des Islams angesehen werden müssen, sondern zum größten Teil von jungen, unklaren Heißspornen, die ihre strenge islamische Sitte wie ihre ehrenwerte traditionelle Religiosität längst in Paris, London, Berlin oder Wien zu Grabe getragen haben, von heimatlosen Journalisten, die von einem Orte vertrieben sind oder die „Muhâgara" vorgezogen haben, um dann an einem anderen Orte zu schimpfen und zu wühlen, von politischen Schwärmern, wie

Digitized by Google

Gamaleddin el Afghani, die aus dem Gegensatz und der Eifersucht der europäischen Mächte Kapital zu schlagen hoffen. Sieht man sich diese Macher näher an, so muß, ganz abgesehen von dem Mangel an Charakterfestigkeit und tieferer Bildung uns besonders auffallen, wie weit sie von europäischer Bildung beeinflußt sind und wie weit sie sich der durch dieselbe gewonnenen Mittel bedienen, um den bedrohten Islam, der für sie mehr politisches Schlagwort, als etwas anderes ist, zu retten. Sobald der von ihnen ins Auge gefaßte Gegner sich ernstlich zur Gegenwehr rüsten sollte, würden diese Wortführer die ersten sein, die zu Kreuze kriechen und von der Bildfläche verschwinden, um auf Dumme und Betörte die Strafe fallen zu lassen.

Noch eines Umstandes sei hier gedacht, der für das Gelingen einer, ich will nicht sagen panislamischen, sondern islamischen Bewegung wesentlich sein dürfte, ich meine den Idealismus, der jeder die Massen ergreifenden Erhebung zu Grunde liegen muß. Man denke an die Reformation, besonders auf deutschem Boden, an unsere Freiheitskriege, an den Kampf der Niederlande mit Spanien, an die Losreißung der Vereinigten Staaten und andere Taten dieser Art; überall sehen wir den Erfolg der kühnen Unternehmung gesichert, nicht nur durch Kraft und Mut, durch Opfer an Blut und Habe, sondern durch eine nachhaltige sittliche Entrüstung größten Stils, die den Untergang der Unterwerfung vorzieht, der die geistigen, sittlichen Güter über den greifbaren stehen. Für eine größere islamische Erhebung wäre dieser Idealismus umsomehr von Nöten, als die materiellen Kräfte und Mittel zu wünschen übrig lassen. Soweit ich nun den Islam an Ort und Stelle beobachtet habe, kann ich nicht glauben, daß dieser sittliche Idealismus reichlich genug vorhanden ist, um den Muslimen bei jeder als Abwehr gedachten Erhebung Aussicht auf Erfolg zu gewähren. So gern ich glaube, daß er in einzelnen größeren und kleineren Gemeinschaften lebendig ist, so gewiß ist mir, daß er in den meisten Kreisen fehlt, daß an seiner Stelle ein kurzsichtiger, engherziger Materialismus, Habgier, Feigheit, Gleichgültigkeit, ja Stumpfheit, die Herzen einnehmen. Ich schreibe diese Eigenschaften nur zum kleinen Teile der Rassenanlage zu, zum größten Teile hingegen betrachte ich sie als unausbleibliche Folge des unverantwortlichen, für unsere Auffassung schändlichen Regimentes, das wir seit den ältesten Zeiten in orientalischen Ländern als das Normale kennen, das die individuelle Freiheit ertötet und Sklavensinn,

Digitized by Google

Apathie, dumpfe Ergebenheit, eine auf Kadar und Kismet gebettete Indolenz groß zieht. Solche Untertanen mögen die fremden, andersgläubigen Eroberer anfangs noch mit Furcht und Mißtrauen betrachten, haben sie eine zeitlang die Segnungen einer geordneten und gerechten Regierung geschmeckt, so ziehen sie die ungläubigen Eroberer gläubigen angestammten Herrschern vor. Das ist der Zustand, der auf islamischem Gebiet zum großen Teil schon eingetreten ist und voraussichtlich immer mehr Boden gewinnen wird.

Wie aus dem bisher Gesagten erhellt, wird es mir schwer, an die Existenz einer panislamischen Frage in strengerer Fassung des Wortes zu glauben. Mag in einigen Dutzend oder hundert Köpfen der Gedanke der Schaffung eines einheitlichen und völlig selbständigen Islams sich regen, so zeigt eine Prüfung der realen Verhältnisse jedem, der die Augen nicht verschließt, daß dieser Gedanke ein Phantom ist, mit dem verglichen selbst die kühnsten Träume europäischer Schwärmer nur harmlos zu nennen sind. Wir haben ja auch in Europa und Amerika eine lange Reihe von verwandten Bewegungen, die mit der Theorie des Panislamismus das gemeinsame haben, daß sie zerstreute Elemente vereinigen, isolierte Kräfte zusammenfassen und auf einen Punkt richten, bestehende Zusammenhänge lösen und neue Verbindungen schaffen wollen: ich nenne nur die polnische und irische Bewegung, den britischen Imperialismus, die Italia irredenta, den sogenannten Ultramontanismus und den interimistisch auftauchenden Panslavismus. Mag man über die Zukunft der Bewegungen denken wie man will, so glaube ich doch, daß auch die schlechtest fundierte europäische Bewegung noch immer mehr Aussichten auf Erfolg hat als die panislamische. Sehr lehrreich würde die nähere Vergleichung des sogenannten Panslavismus mit dem Panislamismus sein, insofern jener doch auch zugleich eine politische und religiöse Spitze hat. Aber der Raum verbietet mir, hier darauf einzugehen. Es ist bezeichnend, daß der Name des Panislamismus nicht aus islamischen Kreisen*), sondern aus der Feder eines französischen Publizisten stammt. Es war G. Charmes, der früh verstorbene Herausgeber des „Journal des Débats", der die französischen Interessen und Hoffnungen im ganzen Mittelmeer untersuchte und um 1880, meines Wissens, zuerst das Schlagwort in die europäische Diskussion hineinwarf.**)

*) Ich würde dafür den kühnen aber zulässigen Ausdruck „Kullislamija" vorschlagen.
**) Revue des deux Mondes vol. 47 (1881). S. 741.

Digitized by Google

Es war kurz nach den schweren Schlägen, die das Osmanische Reich und das islamische Gemeingefühl überhaupt (durch die Verträge von San Stefano und Berlin 1878) erlitten hatte, als Abdulhamid eine Politik inaugurierte, die darauf gerichtet schien, die äußerlichen Verluste durch innerliche Gewinnste wieder auszugleichen, und auch an anderen Punkten des Orients gewisse Köpfe den Gegensatz zwischen Groß-Britannien und Rußland für ihre Zwecke auszunutzen bemüht waren. Viele populäre Aufsätze haben dann den Gedanken von Charmes mit Anpassung an die neuen Vorkommnisse reproduziert. Sehr selten sind Arbeiten über diese Frage, die zugleich auf historischer Kenntnis der Verhältnisse und auf eigenen Beobachtungen im Orient beruhen. Was aber die Behandlung der Frage durch Orientalen anbelangt, so bin ich der Ansicht, daß manche von ihnen nicht durch die Verhältnisse und Vorkommnisse ihrer Umgebung dazu getrieben sind, sondern daß wir in ihnen im wesentlichen ein Echo der europäischen Diskussionen zu erblicken haben. Durch diese Rufe und Gegenrufe scheint mir die Frage eine Bedeutung zu erlangen, die ihr nach den Tatsachen keineswegs gebührt. Aus meinen obigen Darlegungen erhellt zur Genüge, was ich von der praktischen Bedeutung der panislamischen Frage halte. Jedoch zur Verhütung eines Irrtums sei noch ein Wort hinzugefügt. Wenn meine Ausführungen keinen Zweifel darüber lassen, daß ich den Islam als politisch-wirtschaftlichen Faktor für gerichtet halte, so gilt keineswegs dasselbe von dem Islam als religiöser Macht. Ein Blick in unsere europäischen Verhältnisse genügt ja, um zu erkennen, daß Intensität des religiösen Lebens und politische Machtstellung keineswegs immer Hand in Hand gehen. So hat auch der politische Verfall des Islams, weit entfernt dem Bekenntnis und dessen Ausbreitung zu schaden, der religiösen Flamme vielfach neue Nahrung zugeführt. Es scheint Kreise unter uns zu geben, die meinen, daß die islamische Religion unserer missionarischen Tätigkeit ebenso weichen werde, wie die islamische Kultur bei der Berührung mit unserer unterlegen ist. Darin liegt ein verhängnisvoller Irrtum. Alle Erfolge unserer Mission beziehen sich auf gewisse Individuen, deren Verlust den Islam so wenig schwächt, wie ein Granitblock verliert, wenn Knaben auf ihn einige Schrammen ritzen.

Auch der innere Abfall so vieler Muslime, die sich die europäische Kultur auf literarischem oder technischem Gebiete aneignen, ändert hieran nichts wesentliches. Sowohl die Massen des

Digitized by Google

Volkes als auch der denkenden und gelehrten Kreise werden durch die enge Berührung mit dem Erbfeinde mehr und mehr in ihrer Glaubensgewißheit bestärkt und viele zur sittlichen Läuterung getrieben. Man darf nicht übersehen, daß der Islam in gewisser Hinsicht viel tiefer gewurzelt ist als das Christentum. Die enge Anpassung der dogmatischen Aufstellungen an das Begriffsvermögen seiner Bekenner, und die innige Verschmelzung der ethischen Forderungen mit ihrer Volkssitte gewährleisten ihm einen Bestand, der mir nicht bei allen christlichen Parteien in ihrer herrschenden kirchlichen Form sicher zu sein scheint. Die über Muslime gebietenden europäischen Staaten haben die Stärke der islamischen Volkssitte auch wohl erkannt und fast immer die Schonung ihrer Empfindlichkeit als obersten Grundsatz festgehalten, soweit es irgendwie mit den Forderungen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit verträglich war. Wie weit bei diesem im ganzen friedlichen Zusammenleben der Islam von der stillen Einwirkung unserer Kultur beeinflußt oder gewandelt wird, muß die Zukunft lehren, gewiß ist mir, daß die Zeit jeder panislamischen Wiedergeburt, die ihre Spitze gegen die europäische Vorherrschaft kehren müßte, verstrichen ist.

Digitized by Google

Die kunsthistorische Ausstellung in Düsseldorf.

Von

Paul Schubring.

Der kunsthistorischen Ausstellung in Düsseldorf von 1902, welche die kirchliche Kunst des frühen und hohen Mittelalters in der Groß- und Kleinplastik der Rheinlande so glücklich und umfassend vorgeführt hatte, ist schon nach zwei Jahren eine zweite retrospektive Umschau gefolgt, welche das damals aus Raumrücksichten übergangene Gebiet der westdeutschen Malerei in ihrer Entstehung seit dem 9. Jahrhundert bis zur vollen Sonnenhöhe vorführt. Man hat dabei die Grenzen geographisch und historisch möglichst weit gesteckt, um bei dieser Gelegenheit den versteckten Kunstbesitz der Rheinlande und Westfalens an Bildern aller Schulen und Zeiten geschlossen vorführen zu können und so eine der Forschung und dem Genuß gleich reizvolle Ausstellung zusammenzubringen. Lang und klug vorbereitend, von viel gutem Willen und allseitiger Selbstlosigkeit unterstützt, mit feinem Spürsinn und zäher Ausdauer auch dem Verstecktesten und Verankertsten zu Leibe rückend, haben die Männer, denen wir diese Ausstellung verdanken, nicht weniger als 739 Nummern zusammengebracht, die auch den verwöhntesten Besucher überraschen mußten. Namentlich das Aufgebot der Bilder aus Privatbesitz ist erstaunlich; nicht weniger als 372 Bilder aus Privatbesitz sind von 85 Eigentümern hergeliehen worden. Außerdem haben 28 Kirchen, 23 Museen und Bibliotheken ihre Schätze hergegeben — es waren also 136 Stellen anzugehen, mürbe und liebenswürdig zu machen. Jeder weiß, wie ungern durchschnittlich die Sammler ihre Bilder zu Ausstellungen herleihen, wieviel Wenn und Aber dabei spielen, welche Kosten allein Transport und Versicherung verschlingen. All diese Schwierigkeiten hat der spiritus rector der Ausstellung, Professor Paul Clemen in Bonn, persönlich zu überwinden gewußt; als Provinzialkonservator der Rheinlande mit dem Kunstbesitz der

Digitized by Google

ihm unterstellten Bezirke wie kein zweiter vertraut, als Prinzenlehrer im Besitz weiter und hoher Verbindungen, dabei die ihm verliehene Gabe der Allgegenwart kräftig ausnützend, hat er seine Truppen bis auf den letzten Mann mobil gemacht, Bedenken zerstreut, Absagen liebenswürdig überhört und als Zusagen aufgefaßt — kurz, eine Sammlung zu stande gebracht, wie wir sie sonst nur bei Königsjubiläen oder da, wo Bode befiehlt, erleben. Er hat damit die frühere Ausstellung vor zwei Jahren, die doch glänzend genug war, noch überboten und dem alten Rheinland, dessen Kunstbesitz im Gegensatz zu dem des östlichen Deutschlands so bedeutend ist, einmal wieder den eigenen Reichtum gezeigt, den es so heimlich besitzt und so selten herausgibt. Denn das ist das eigentlich Historische an der Ausstellung, daß es Westdeutschland als ein Kulturland und Kunstzentrum erweist, das den Vergleich mit den oft beneideten romanischen Ländern nicht zu scheuen braucht. Weder die Pariser Exposition der primitiven französischen Bilder, noch die Sieneser Mostra der altsienesischen Kunst — beides Ausstellungen dieses Jahres — weisen auf ein kulturelles Hinterland, dessen Niveau höher läge; beide Ausstellungen aber stehen an Umfang, Wert und Lebhaftigkeit hinter der rheinischen zurück.

Man hat sich wie gesagt nicht damit begnügt, altrheinische und altwestfälische Bilder zusammenzubringen; das war die Aufgabe früherer retrospektiver Ausstellungen am Rhein, die dies Sondergebiet bereits umfassend vorgeführt haben. Seitdem ist leider manches dem Rheinland genommen worden, was auf den großen Cölner Auktionen unter den Hammer kam. Die diesjährige Ausstellung setzt nicht erst bei „Meister Wilhelm" ein, sondern mit der Karolingischen Buchmalerei des 9. Jahrhunderts. Sie führt neben der altkölnischen auch die altniederländische Schule in einigen seltenen Stücken vor und gibt dadurch zu der berühmten Brügger exposition des flamands primitifs von 1902 eine bescheidene Ergänzung. In ungeahnter Breite tritt die westfälische Malerei auf, die, bisher als Anhängsel der rheinischen Schule betrachtet, sich wirklich als ein frischer und eigener Trieb am reich blühenden, auch in Hamburg und Böhmen sprossenden Baume der Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts erwiesen hat. Auch die neuerdings wieder stark diskutierte und neuzuschreibende Geschichte der oberrheinischen Malerei ließ sich an wichtigen Hauptwerken kontrollieren — in dieser Abteilung klaffte die einzige schmerzliche Lücke: das Ausbleiben Grünewalds, dessen Bedeutung als Maler, welche die

Digitized by Google

des Malers Dürer übertrifft, sich jetzt auch in weiteren Kreisen durchzusetzen beginnt. Zu all diesen Schätzen kam dann noch der Besitz der rheinischen Sammler, der zum Teil weit zurückgreift bis in die Zeiten der Entstehung der niederländischen Bilder des 17. Jahrhunderts und als Ganzes betrachtet ein Stück Kulturhistorie darstellt, um das jede deutsche Provinz die Rheinlande beneiden muß. Den Zufällen des Sammelns entsprechend führte diese Abteilung ganz verschiedene Schulen vor. Es überwog durch Quantität und Qualität die holländische Schule des 17. Jahrhunderts, deren Kunst schon durch ihre geographische Nähe dem rheinischen Sammler am offensten steht. Aber auch italienische, französische, spanische und englische Bilder waren vorhanden; zeitlich schloß nach oben hin ein Porträt Sir Joshua Reynolds aus der Suermondtschen Sammlung in Aachen die Uebersicht ab.

Von Privatsammlern traten zwei mit mehr als dreißig Bildern hervor; der Herzog Arenberg in Brüssel mit 37 und Konsul Weber in Hamburg mit 34 Bildern; dann folgten Freiherr von Brenken-Wewer und der verstorbene Düsseldorfer Maler Dahl mit je 27, der Fürst Salm-Salm zu Anholt mit 21, Frau von Carstanjen in Berlin (früher Cöln) mit 19, der Fürst zu Wied mit 12, Freiherr von Heyl-Worms mit 10, Frau Dr. Virnich-Bonn mit 9, Herr Carl von der Heydt-Berlin ebenfalls mit 9 Bildern. Durchschnittlich kamen auf jede Privatsammlung $4^1/_2$ Bilder. Geographisch griff diese Abteilung weit über die Grenzen der Rheinlande, dem Zuge der rheinischen Besitzer nachgehend. Aus Cöln wurden 60 Nummern beigesteuert; dabei sei betont, daß das Wallraf-Richartz-Museum kein Bild, das Diözesan-Museum nur ein einziges hergegeben hat. Von entfernteren Plätzen, die herliehen, seien Basel, Brüssel, Wien, London, Paris, Berlin, Donaueschingen, Sigmaringen, Kiel und Nürnberg genannt.

Neben Clemen ist dem Verfasser des ausgezeichneten Gemäldekatalogs, Professor Firmenich-Richartz in Bonn zu danken, der die Liste der wünschenswerten Bilder vor Jahresfrist aufgesetzt, die Originale mehrfach geprüft und nun wissenschaftlich gewürdigt hat. Seine Studien auf dem Gebiet der altcölnischen und altniederländischen Malerei ließen ihn hier als den Berufensten erscheinen.

Neben so viel Lob sei auch die Lücke nicht verdeckt, welche

Digitized by Google

die Ausstellung bot: für die Entwicklungsgeschichte der altcölner Schule hatte sie keine abschließende Kraft. Es blieben nämlich in letzter Stunde einige Bilder des Germanischen Museums aus, die als Krongut unerwarteterweise nicht leihbar waren; es fehlte das große Altarbild Stephan Lochners aus Darmstadt, die Darstellung im Tempel, von 1447, dessen Erscheinen trotz der Zusage des Großherzogs nicht durchgesetzt werden konnte. Auch der Meister des Marienlebens war ungenügend vertreten — schade vor allem, daß der Altar aus Cues a. Mosel, den der große Philosoph Nicolaus Cusanus gestiftet hat, nicht herangebracht werden konnte!

Die Stephan Lochner-Frage rückte dadurch in eine neue Beleuchtung, daß dem Hauptbild dieses am Bodensee geborenen Malers, das er (abgesehen vom „Dombild") in Cöln geschaffen, nämlich der Madonna des Diözesan-Museums, die Straßburger Tafel des Baseler Malers Conrad Witz (um 1440) und die große Madonna Schongauers aus S. Martin in Colmar (1473) konfrontiert werden konnten. Nun wurde deutlich, welche Kunst der Sohn des Oberlandes verließ, als er nach dem Unterland auswanderte, wie sich diese frühe oberdeutsche Malerei bis zum Ende des Jahrhunderts entwickelt und welchen Tausch Lochner infolge seines Auswanderns gemacht hat. Um es gleich vorweg zu nehmen: der Zeuge der oberrheinischen Malerei ist in Cöln schlechterdings umgefallen. Anders ausgedrückt: eine hochentwickelte, stark dem Realismus zuneigende Malweise, die Lochner zweifellos gekannt und selbst geübt hat, wird von ihm in Köln, wo der Realismus verpönt, die liebliche Zartheit des idealen Typus dagegen gefeiert war, sofort aufgegeben — er neigt sich vor der älteren, konservativeren und konventionelleren Tradition; in solcher Begrenzung bringt er aber dann ein farbiges Wunderwerk zu stande, dessen Schmelz, Leuchtkraft, Abgestimmtheit und Monumentalität gewaltig ist. Seltsam bleibt es aber doch, daß eine Kunst, wie sie Conrad Witz in Basel vertritt, von ihm so schnell vergessen werden konnte; daß ein Landsmann Multschers sich von der rheinischen Sirene so schnell und gründlich einschläfern ließ. Lochners Einbruch in Cöln (um 1438) stellt den umgekehrten Prozeß dar, wie Gentile da Fabrianos Ankunft in Florenz (1423). Hier kommt der weiche Umbrer mit den süßen Frühlingsgedanken in stahlharte Umgebung und lernt Kraft, Charakter, Ausdruck; in Cöln kommt ein munterer Realist in weiche, glitzernde, aber allzu milde Schönheit: das rheinische Capua bezwingt ihn, wenn er auch dem holden Schein

Digitized by Google

des Körperlosen etwas mehr Leibhaftigkeit und Individualität zu verleihen weiß.

Ueber das große Bild des mehrfach genannten Conrad Witz-Sapientis kann man kaum anders als in leidenschaftlicher Bewunderung reden. Er stammt aus Rottweil in Oberschwaben und wurde 1434 in die Basler Zunft zum Himmel aufgenommen. Ein Bild aus der Makkabäerkapelle des Genfer Doms trägt die Zahl 1444; 1448 wird seine Frau als Witwe erwähnt. Ich kannte das aus Zabern stammende Bild des Meisters in der Straßburger Galerie, deren Perle es ist; aber am neuen Ort, in neuer Beleuchtung, in Feststimmung erschien es mir wieder neu und noch größer. Wir dürfen einen Augenblick verweilen. Es ist stille Nachmittagsstunde; die Sonne steht schon tiefer; sie gießt ihr Gold in einen Klosterhof, dessen Säulen schräge Schatten werfen. Wir sehen den Hof nicht, nur einen tiefen Säulengang mit seinen sieben roten Sandstein-Gewölben bis zur offenen Tür am Ende, durch die man auf den Kirchplatz, die Passanten, die Läden blickt. Kein Irdischer ist in dem langen Gange; ganz vorn sitzen im Rieselicht zwei jungschöne heilige Mädchen, Sankt Katharin und Sankt Lena, eine rote und eine grüne Edeldame. Sie sitzen ohne Stuhl wie Südländerinnen am Boden; überreich breiten sich die Faltennester ihrer kostbaren Mäntel über die Flächen. Die beiden Mädchen sind fein und gegensätzlich auf einander abgestimmt; sie „stehen sich gut". Katharina hat die Kniee angezogen und hält darüber das kostbare Gebetbuch, sie liest. So sind ihre Augen gesenkt, der innere Geist ist tätig, alles an ihr ist Abgeschlossenheit. Die schönen kastanienbraunen, goldschimmernden Haare sind hochauf gebunden und lassen das blanke Hälschen frei; sauber sitzt die vielzackige Fürstenkrone auf dem elastischen Haarpolster. An diese virgo intacta ist das Leben noch nicht herangetreten; sie, die wohlbehütete Prinzessin, lebt ganz in den Welten des heiligen Buches. Ganz anders Magdalena im grünen Kleid, mit offenen langen Flechten, mit warmem Augenaufschlag, schlichter in der Tracht, ohne Krone, aber unendlich innig im Blick, in der Haltung. Ihrem warmen Herzen hat sich die Liebe erschlossen, sie braucht keine Bücher, denn sie hat im Lebensbuch gelesen. Alles an ihr ist Gelöstheit, Hingabe, Wärme; bei Katharina Zurückhaltung, Gebundenheit, Kühle und Glanz. Nun denke man sich diese zwei schweigenden Frauen in der Stille des Nachmittags im kühlen Klostergang. Sind sie nicht eine Personifikation des lichtatmenden

Digitized by Google

Raumes und ein Symbol der verschlossenen, seufzenden und sinnenden Gedanken der hier wandelnden Mönche? Manch einer von diesen braunen Kuttenträgern mochte wohl schon, an eine Säule gelehnt, die sehnende Seele ausgesandt und im Geist ein liebliches Bild heiliger Huldinnen geschaut haben — das ist die Poesie dieser Tafel. — Das Thema von zwei sich gegenübersitzenden Heiligen zieht sich durch die Kunst aller Zeiten; man denke an den heiligen Paulus und Antonius mit dem Brotwunder, das noch Velasquez gemalt hat. Auch unsere Ausstellung bot diese Szene von einem schwäbischen Meister von 1445. Aber wie leer und prosaisch erschienen diese zwei Männer neben den heiligen Frauen des Konrad Witz; wie hart und hingesetzt Feld, Wald und Stadt in der Ferne neben dieser sonnenatmenden Zelle, dem Gold dieser zarten Harmonie, die das Bild zu einer erhabenen Einheit zusammenschloß. Welche Gedanken um 1440! Stünden die Zahlen nicht fest, man möchte an das 16. Jahrhundert denken! Wie stimmt diese poetische Art nun wieder zu dem Realismus des Ulmer Malers Multscher, dessen 1437 datierte acht Bilder kürzlich ins Berliner Museum gelangt sind?

Zu Lochners Madonna und Witz' heiligen Jungfrauen gesellte sich nun als dritte Haupttafel Martin Schongauers Kolmarer Madonna von 1473, ein nur 30 Jahre jüngeres, aber gänzlich neu geartetes Bild. Wer Schongauer aus den ein so äußerst feines Liniengefühl verratenden Kupferstichen kennt, muß hier zunächst von der herben Größe dieser zwar im Blumenhaag, aber ohne eigene Süßigkeit thronenden Himmelsfrau überrascht werden. Hier ist die gotische Kalligraphie ernstlich verabschiedet; all das zarte sanfte Frauentum, das glitzernde Geschnörkel, das weiche Umschlagen der leuchtenden Gewänder ist verschwunden; etwas von dem strengen Predigergeiste Rogier van der Weydens bricht hier durch und zugleich eine Ahnung von südlicher herber Größe. Man hat Schongauer mit dem Sienesen Simone Martini zusammenstellen wollen; diese Kolmarer Madonna wäre aber in Florenz sicher mehr bewundert worden als in Siena. Das Sonderbarste ist, daß Mutter und Kind sich von einander neigen und nach entgegengesetzter Richtung blicken; als solle der ganze Kreis der Gemeinde umspannt werden, beherrscht das mütterliche Auge die linke, das kindliche die rechte Seite. Also das Gegenteil des sog. Blickmotivs, das innige Sichverlieren von Mutter und Kind, wie es seit Giovanni Pisano so zahllos oft dargestellt worden ist. Wann kommt es zuerst vor, daß Maria und der kleine Christ

Digitized by Google

gleichmäßig den Betrachter fixieren? Sollte die einzige Wirkung der Sixtina mit auf diesem Novum begründet sein?

Die Zwiesprache mit diesen drei kostbaren Bildern war unerschöpflich. Ganze Welten geistigen Lebens, viel bunte Möglichkeiten der künstlerischen und menschlichen Lebenshaltungen stiegen auf. Man frug sich: Wie lang bleibt das Zarte hold, wann wird es süß? Ist Zartes die Vorstufe zum Lieblichen oder die Reaktion nach dem allzu Herben? Ist Typik nicht der eigentliche Stil des Undiskutierbaren, also der religiösen Geheimnisse, und weshalb drängt doch alles zum Realismus? Wieweit schafft der Künstler aus sich, wieviel gibt auch der Stärkste der Umwelt nach? Das alte heilige Cöln stieg herauf in seiner kaiserlichen Schöne, in seiner frühen Laienkultur, in seiner gefährlichen Sättigung, die noch heut den rheinischen Müßiggang verschuldet. Und dem gegenüber Schwaben, das alte Staufferland, im 15. Jahrhundert: eine Heimat starker Städte, lebhaften Handels, aber lange nicht so begünstigt wie der Niederrhein.

So nahe Rheinland und Westfalen zusammenliegen, so vielbefahren die Hansastraße zwischen Köln und Soest war, ihre Bilder setzen sich stark gegen einander ab. Das ehrenfeste, kernhafte Volk der roten Erde war für die cölnischen Delikatessen nicht zu haben. War hier eine Heilige um so heiliger, je knochenloser sie war, so wünschte man in Soest himmlische Wirklichkeit. Auch von den überfein gesäumten Röcken, den lichtblau gefütterten und blumigen Hermelinmänteln dispensierte man sich. Ja, es scheint, als sei das der ganzen Welt teuere Madonnenthema in Westfalen — falls nicht allzuviel verloren gegangen ist — weniger kultiviert worden. Wenigstens fehlte auf der Ausstellung der kleine westfälische Hausaltar; alles war Großfolio, Altarbilder, meist mit dem klassischen Thema des Golgathahügels. Reichtum der Szene, lebhafte Bewegung und eine von bescheidenem Realismus durchsetzte gesunde Feierlichkeit machte sich hier geltend. Die westfälische Schule war mit 34 Bildern vertreten; sie umspannte zwei Jahrhunderte, (die Hauptstücke um 1500) und endete bei Ludger to Ring den Jüngeren. Leider fehlte Pfingsten noch das Hauptstück des früheren Meisters Konrad von Soest (um 1402), „der thronende Nikolaus", vor dem die drei Töchter des Konsuls knieen, die durch seine Spende vor der Schande bewahrt bleiben. Den ersten niederländischen Einfluß (hier eben so wie bei Konrad Witz hat der Meister von Flémalle den mächtigsten Eindruck gemacht) verrät

Digitized by Google

der Schöppinger Meister (um 1450). Außer dem Anonymus des Liesborner Altars treten in dieser Gruppe die beiden Brüder Viktor und Heinrich Dünwegge am Ende des Jahrhunderts hervor, deren Scheidung man auf Grund der hier zusammengestellten Bilder, namentlich des gemeinschaftlich gemalten Dortmunder Altares durchzuführen hofft. Statt zweier Maler scheinen sich aber drei zu ergeben, da die Flügelbilder Nr. 121 und 122 durchaus nicht mit den anderen Tafeln stimmen wollten. Der sog. Meister von Kappenberg wird aber wohl in einem der beiden Brüder zu suchen sein. Am interessantesten und bedeutendsten war das Gerichtsbild Nr. 125, eine Eidesleistung vor dem Schöffengericht, das wie das Aushängeschild der Heimat der Vehme wirkte. Niederland und Rheinland haben bei Gerichtsbildern stets König Salomo oder Kaiser Trajan bemüht; der Maler des 1520 für Wesel bestellten Bildes, Viktor Dünwegge, zaudert nicht, uns mitten in die Ratsstube unter die wirklichen Schöffen zu stellen. — Die Lust am Porträt, die bei den Dünwegges schon sehr fühlbar ist, führt dann in der Porträtistenfamilie to Ring (Ludger der Aeltere und der Jüngere und Hermann) zu ganz aparten Leistungen, männlich, klar, kühl und sauber, durchaus ohne Weichheit, reich an gesunder Frische, aber freilich ohne geistreiche Züge. Man merkt, daß es hier nicht weiter gehen konnte und daß der leider auf der Ausstellung nicht mehr vertretene Aldegrever für Westfalen der Moderne und Neuerer gewesen sein muß.

Die rheinische Schule war in der stattlichen Zahl von 102 Bildern aufmarschiert. Sie setzte (von den Miniaturen wird später die Rede sein) mit einem Bild um 1330 ein, hatte fünfzehn Bilder aus der Zeit vor Stephan Lochner, im ganzen vierzig Quattrocentisten aufzuweisen. Die Meister des endenden Jahrhunderts, der Meister der hlg. Sippe (5 Bilder) und der von St. Severin (7 Bilder) waren breiter vertreten als die früheren. Neun Bilder führten die Fähigkeiten des Meisters des Todes Mariä, dessen wirklicher Name Joos van der Beke van Cleve jetzt bekannt ist, und seiner Schule sehr breit vor. Die Porträtistenfamilie der Bruyn war durch fünfzehn Bilder, darunter sechs Altäre, repräsentiert; unter den Porträts wäre das des phantastischen Philosophen Agrippa von Nettersheim (Nr. 73; 1524, aus der Sammlung Goldschmidt-Frankfurt a. M.) hervorzuheben. Ganz neu war die Gruppe der niederrheinischen Schule (Cleve, Orsoy, Rees, Calcar) mit fünfzehn Nummern; und hier war das Ereignis

Digitized by Google

der große Jan Joest von Calcar, zwar Holländer, aber drei Jahre in Calcar tätig († 1519 in Haarlem). Hier in Calcar hat er für den großen Schnitzaltar der Nikolaikirche, dessen plastisches Mittelstück, der Kalvarienberg, 1500 von Meister Loedewich und Jan von Haldern beendet war, die Flügel mit sechzehn, die Schnitzerei inhaltlich ergänzenden Bildern aus der evangelischen Geschichte gemalt. Der unerschrockene Realismus der Eyckschen Tradition, der auch vor dem Porträt des Aussätzigen nicht zurückschreckt, der den Calcarer Marktplatz porträtiert und in der Gemahlin des Pilatus eine Bäckersfrau abkonterfeit, verbindet sich hier mit einem schon an Patinier erinnernden landschaftlichen Können und der Vorliebe für künstliche Beleuchtung, die Joest von Geeutgen tot Sin Jans gelernt haben könnte. Neben diesen auf die Vergangenheit weisenden Zügen finden sich aber auch schon Anklänge der romanistischen Art. Man möchte den bedeutenden Künstler mit Dirk Bouts oder dem Meister der Lucialegende im Amsterdamer Rijks-Museum in ein Schulverhältnis bringen. Vielleicht war auch aus diesem Grunde das um 1500 gemalte holländische Bild der Dresdener Galerie, ein Nachtstück mit der Gefangennahme Christi in Gethsemane (einst in der Wittenberger Schloßkirche), in Düsseldorf mit ausgestellt. — Rätselhaft blieb mir, wie Dr. Scheibler das der Familie Wesendonk gehörende „Pfingstbild" Nr. 102 dem gleichen Joest zuschreiben konnte; mir schien hier der Einfluß des Quinten Massys deutlich und das Ganze in jenen weichen, fast süßlichen Farben der Antwerpener Schule gemalt, während Joest etwas durchaus Herb-männliches an sich hat.

Die Bedeutung der altniederländischen Ausstellung in Brügge von 1902 ließ eine umfassende Darbietung dieser Schule entbehrlich scheinen; dennoch wäre man dankbar gewesen, wenn Baron Oppenheim seinen Eligius von Petrus Christus aus Cöln herübergesandt hätte. Die Vlamen des 15. Jahrhunderts (zwischen 1420 und 1520) waren durch 52 Bilder vertreten. Unter den Primitiven leuchteten hervor: ein kleines Bild der Eyckschen Richtung, „Petrus in gotischer Halle thronend" und ein stark an Hugo von der Goes' Wiener Bild erinnerndes Täfelchen: Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntnis, seltsamerweise vor dem Sündenfall, aber mit der molchartig gebildeten Schlange im Hintergrund, welche die nahende Katastrophe andeutet. Die Stammeltern sind von blühender Schönheit und wie seltene Blumen in einem stark duftenden

Digitized by Google

Wundergarten. Unschuld spielt um sie, und ihre Augen glänzen in jener ersten kurzen, nie wieder erreichten Reinheit. — Das Porträt des Chorherrn von Quinten Massys, das der Fürst Liechtenstein aus Wien gesandt hatte (früher Sammlung Secrétan), bot in der niederländischen Gruppe das bedeutendste und war vielleicht überhaupt das beste Bild der ganzen Ausstellung. Vor dieser vollendeten Leistung suchte man sich Dürers Gefühle zu vergegenwärtigen, als er 1521 in Quintens Atelier trat und hier seinen Meister fand. Dürers Apostel in München verdanken ihre Größe den Eindrücken der Massysschen Kunst. Andererseits brachte auch Dürer dem Vlamen ein Geschenk mit: das unerreichte Abbild des versonnenden Greises, dem über Bibel und Totenkopf die tieferen Gesetze des Lebens sich deuten; ich meine den kürzlich in Lissabon wiederentdeckten „Hieronymus im Gehäuse". Mehr als einmal haben Quinten und Marinus von Roymerswale diesen Philosophen der Sonnenstube nachgemalt und in solchen Bildern den schönen weichen Glanz ihrer Kunst mit einer Innerlichkeit durchdrungen, die sie Dürer verdanken. — Von Quinten waren außerdem noch die zwei überaus feinen Flügel der Carstanjenschen Sammlung ausgestellt, die der Katalog ihm seltsamerweise abzusprechen suchte.

Die frühe holländische Schule (20 Bilder) konnte gegen die Vlamen nicht aufkommen, zumal die beiden Porträts von Jan Scorel fehlten, ebenso wie die pathetische Kreuzigung aus dem Bonner Provinzialmuseum. Sollte Nr. 208 (Sammlung Karl v. d. Heydt-Berlin) wirklich ein Anthonys Mor sein?

In der oberdeutschen Abteilung (37 Nummern) bot sich wieder ein kleines Ereignis in den Bildern des Meisters von 1480, wie der Hausbuchmeister oder der Meister des Amsterdamer Kabinets jetzt weniger irreführend genannt wird. Eine „Beweinung Christi" dieses mittelrheinischen, zwischen 1467 und 1505 tätigen, durch Schongauer stark beeinflußten Malers und Kupferstechers, dessen graziöse Stiche mit genreartigen und weltlichen Motiven gut bekannt sind, war kürzlich aus Aachener Privatbesitz an die Dresdener Galerie übergegangen, und hier erfuhr diese Pietà die gerechte Würdigung, welche sie verdiente. Von diesem Meister waren außer dieser Tafel der noch bedeutendere Altar aus dem Freiburger Museum, drei aus einer Marienfolge stammende Mainzer Bilder und vor allem das vielabgebildete Gothaer Liebespaar ausgestellt, das ich mit vielen anderen hier zum erstenmal im Original sah. Es ist kein Brautbild,

Digitized by Google

sondern eine Kortigianenszene, aber von feinster Zurückhaltung, mit viel Blumensymbolik und zieren Sprüchlein. Ein „Schnürlein" hat sie ihm geschenkt — jetzt streift sie von der roten Quaste ein goldenes Armband ab, das den letzten Widerstand besiegen soll. Der Liebhaber ähnelt in seiner stutzerhaften Tracht sehr dem gleichfalls recht staffierten Selbstporträt Dürers in Madrid von 1498.

Auch die Dürerforschung dankt Düsseldorf eine Bereicherung. Das Porträt Nr. 219 hat sich, obwohl nicht signiert, als ein echtes wohl zwischen 1495 und 1499 entstandenes, in manchem dem Münchener Bild des Oswald Krell verwandtes Bild erwiesen. Es ist nicht ohne Härten und von zeichnerischer Strenge; der Dargestellte, vielleicht ein Heidelberger Fürst, blickt nach links und hält in harten Fingern einen Rosenkranz. Auch die Berglandschaft des Hintergrundes mit dem Schloß ist bezeichnend für Dürer. Der Großherzog von Hessen ist der glückliche Besitzer. Dagegen muß das als Gegenstück aufgehängte Bild Hans Baldung-Grien zugeschrieben werden. — Sonst waren in dieser süd- und mitteldeutschen Gruppe noch vertreten: Albrecht Altdorfer mit einem Abschied des Apostel (Besitzer F. Gans-Frankfurt a. M.); Luc. Cranach mit den beiden zarten blonden Porträts der geraubten Prinzen, der Darmstädter Madonna und einem Liebesgarten mit nackten Männern und Mädchen, mit dem Bad im Park ꝛc. Hans Holbein war durch eine eigenhändige (?) etwas branstige Wiederholung von Thomas Morus Porträt (Original bei H. Huth in London; eine andere Kopie im Prado) nicht hervorragend repräsentiert. Das Bild entstand 1527, als Holbein, den der Bildersturm aus Basel vertrieben hatte, bei seinem ersten englischen Aufenthalt bei Thomas Morus wohnte. Holbeins Porträtkunst erschien in diesem Bild wie eine ideale Fortsetzung und Steigerung der Bruyn und to Ring, und nicht ohne Schmerz gedachte man der Tatsache, daß man diesen Künstler des Glaubenskampfes wegen in seiner besten Zeit an England hat abtreten müssen. Bezeugt sich doch in all diesen Bildern eine Kultur, deren Bedrohung durch die Lutherbewegung nicht leichten Herzens nacherlebt wird.

Mußte man angesichts der französischen Ausstellung der Primitiven erwarten, daß in Düsseldorf die Altfranzosen fehlten, so war man um so freudiger überrascht, daß der Fürst zu Wied seine beiden herrlichen Tafeln des Simon Marmion hierher und nicht an die Seine geschickt hatte. Es sind die beiden Längsseiten eines Reliquiars, das dem Brügger Ursula-Schrein ähnlich

Digitized by Google

war. Die Schmalseiten besitzt heute die Londoner National-Gallery. Der Künstler ist wahrscheinlich ein Buchmaler aus Lille, der seit 1458 in Valenciennes tätig war und diesen Schrein für die Abtei Saint Omer b. Toul 1459 gemalt hat. Schon Ludovico Guicciardini rühmt Simon als grandissimo maestro nel miniare, und Rubens soll seiner Zeit bereit gewesen sein, die Tafeln mit Dukaten zu bedecken, wenn man sie ihm lasse. Die zehn einzelnen Bilder (je fünf auf jeder Tafel) schildern umständlich das Leben des Benediktiners St. Bertin. Das Hervorragendste sind die 7. und 8. Szene, wo im Hintergrund ein Kreuzgang mit Totenfresken erscheint, dessen Stimmung an Conrad Witz' Bild erinnert. Man fühlt die Wärme dieser bunten Wände, die Kühle der Hallen, die Trautheit des Klostergärtleins und versteht die Stille der Menschenherzen, die hier zur Ruhe kamen. Die Tafeln wurden früher Memling zugeschrieben; sie überragen aber in der feinen Behandlung, in der Delikatesse der Lichtführung und Modellierung alles, was dieser geschaffen.

Wie unter den Franzosen, so bot die Sammlung des Fürsten Wied auch für die italienischen Bilder das Hauptstück: „Leonardo da Vincis" Leda. Freilich handelt es sich nicht um ein eigenhändiges Bild des großen Florentiners, sondern um eine jener Wiederholungen, die das von Leonardo vielleicht nur skizzierte, nie ausgeführte Leda-Thema bei seinen Schülern erfuhr. Man nimmt an, daß Leonardo mit diesem Bild dem Herzog Ludovico Moro habe huldigen wollen, der um 1485 von seiner Gattin Beatrice d'Este mit Zwillingen beschenkt wurde; aber nach Müller-Walde und Müntz ist die Leda erst um 1504 entstanden. Erhalten sind Skizzen von ihm oder Sodoma in der Ambrosiana, in Chatsworth, in Windsor, in Weimar, Schulbilder in der Borghese-Galerie in Rom, in der Sammlung Oppler-Hannover, bei Madame de Ruble (früher Coll. Rozière) in Paris und bei Somzée-Brüssel (kürzlich verkauft). Dazu kommt Lomazzos Notiz: fece Leda tutta ignuda col cigno in grembo che vergognosamente abbassa gli occhi. Zu diesem Satz würden Kompositionen wie die michelangeleske Leda in London oder Correggios Bild in Berlin passen, nicht aber die erhaltenen leonardesken Bilder; denn hier hat Leda den Schwan bereits wieder entlassen, bei dem Neuwieder Bild fehlt er gänzlich. Dies Bild wird Giampetrino vom Katalog zugeschrieben, es scheint aber vielmehr die Kopie eines Vlamen, der sich auch in der Landschaft als Schüler des Patinir verrät.

Digitized by Google

Mir war bei dem Bild die Frage der Urheberschaft weniger wichtig — alles ist mit leonardeskem Geist reichlich durchtränkt — als die Tiefe des hier geschilderten Mythus. Er spiegelt das Werben der buhlerischen Welle um den Strand; im Schilf empfängt das Mädchen. Die Fruchtbarkeit des Ufers ist angedeutet in den Vierlingen; zwei Knaben und zwei Mädchen entstammen der einen göttlichen Umarmung. Die Knaben sind das Dioskurenpaar, Göttersöhne, die in junger Schönheit vom Kuß des Blitzes sterben. Die Mädchen sind die schicksalsreichen Schwestern Helena und Klytämnestra; jene durch Untreue einen zehnjährigen Völkerkrieg entfesselnd, diese durch des Gatten Eitelkeit zum Gattenmord getrieben, um die Tochter, die um des väterlichen Ehrgeizes willen sterben mußte, zu rächen. All diese Geschicke entstammen der glutvollen Stunde im Schilf.

Die Leda unseres Bildes ist nackt; sie erhebt sich eben aus dem Schilf. Blau die Augen, hellbraun die Ringellocken, hellbraun auch ein feiner Schleier. Lächelnd steht sie auf; da brechen schon die Eierschalen und acht Kinderaugen blicken uns an. Leda bleibt solcher Fülle gegenüber hilflos; eins der Kinder nimmt sie in mütterlichem Instinkt sofort auf den Arm — es ist wohl Helena —, auf die Dioskuren zeigt ihre linke Hand, deren demonstrierende Geste dem Bild etwas Posierendes gibt. — Das Bild der Sammlungen Rozière und Oppler und das Sodomas in der Borghese-Galerie zeigen Leda aufrechtstehend, den Schwan neben sich; vielleicht ist unser Bild eine Kombination des Leonardoschen Originals mit diesen Redactionen.

Ebenfalls auf Leonardo, und zwar auf seinen Karton der hlg. Anna selbdritt, das sich in der Royal Academy in London befindet, geht das Bild Bern Luinis zurück, das der Fürst von Wied unter Nr. 246 ausgestellt hatte. Leider stark nachgedunkelt, zeigt das Bild all die Qualitäten des Lombarden, der sich erst spät von Leonardo bezwingen ließ, dann aber sich ihm leidenschaftlich hingab. Dies Bild hatte ebenso wie die „Leda" die Ehre, 1804 von Napoleon geraubt und nach Malmaison gebracht zu werden. Ein zweites Exemplar befindet sich in der Ambrosiana in Mailand. Das Tizian zugeschriebene Porträt des Dichters Clément Marot (1495—1544) dürfte eher Callisto Piazza zugeschrieben werden, der freilich erst 1524 geboren ist; das Sebastiano del Piombo zugewiesene Porträt, irrtümlich auf Cosimo I Medici bezogen, ist florentinisch und erinnert eher an Pontormo oder Bacchiacca. Das

Digitized by Google

Quattrocento wurde durch eine in den Farben auffallend laute und harte Madonna Filippino Lippis (oder Raffallino del Garbo?) aus der Sammlung des Prof. Götz Martius in Kiel und einen hell und kreidig beleuchteten Hieronymus des Bologneser Marco Zoppo (bezeichnet) vertreten. Diese Abteilung hätte leicht durch Steinmeyer oder Bourgeois bereichert werden können.

Füllen die bisher besprochenen Bilder größtenteils die Parterreräume der Ausstellung, die durch die von der vorigen Ausstellung übernommenen Abgüsse der rheinischen Portalskulptur eine monumentale Gliederung erfahren hatten, so war den Vlamen und Holländern des 17. Jahrhunderts (23 resp. 130 Bilder) der Oberstock zugewiesen, wo den Privatbesitzern eigene Kojen überlassen waren. Geschlossen wurden hier die Sammlungen Carstanjen, Arenberg, Anholt und Heyl vorgeführt; es war ein seltener Genuß, in diesen stillen Räumen die von feinstem Geschmack ausgesuchten Perlen dankbar und ruhig zu betrachten. Ich war kurz vorher in der Brüsseler Sammlung des Herzogs von Arenberg gewesen und hatte auch die Sammlung Carstanjen schon manches Mal besucht. Aber hier ergab die andere Gruppierung und die heimliche Konkurrenz der Sammler einen ganz neuen Rhythmus. Es wäre kühn, zu entscheiden, wo man das Meiste empfing. Ich will auch hier einzelne Meister herausgreifen.

Und zwar war es wieder einmal Rembrandt, dessen neun Bilder am stärksten beschäftigten. Wer mit den Rembrandts der öffentlichen Sammlungen vertraut ist und die Amsterdamer Ausstellung von 1898 gesehen hat, erlebte hier zwei Ueberraschungen. Freiherr von Kettler auf Schloß Eringerfeld hatte eine waldige Landschaft ausgestellt, die selbst Bodes Spürsinn entgangen war; sie ist bezeichnet mit dem vollen Namen und steht der Braunschweiger Gewitterlandschaft um 1638, noch mehr der des Amsterdamer Rijksmuseums und der Oldenburger Galerie, auch der des Earl of Northbrook (alle um 1640) nahe. In einer Niederung mit kleinem Wasserspiegel steht links ein hohes Baumbouquet, das ähnlich auf Landschaftsbildern bei Mrs. Gardener-Boston und im Museum Czartoryski-Krakau wiederkehrt; dahinter öffnet sich geheimnisvoll und hallend der Wald mit dunkler Tiefe. Am Baum ein altes Mütterchen lesend, an ihr ein Mann vorbeischreitend; sie sitzt wie eine Waldfrau da, die Geheimnisse des Waldes hütend. Noch einige Gestalten im Wald. Im Gegensatz zu diesem geschlossenen

Digitized by Google

Teil mit seinen dunklen Wölbungen liegt die rechte Seite frei und beleuchtet: helles glitzerndes Wasser mit Enten; hohe zerfallene Häuser, auf die noch die alte Brücke (vergl. die Oldenburger Landschaft) zuläuft. Am diesseitigen Ufer stehen einige Fischer, einige Kühe. Das Ganze ein Abbild tiefster Melancholie; einst lebte hier ein heller Tag und die hohen Mauern sahen Feste; jetzt ist alles zerfallen und die Menschen haben verlernt, den Kopf aus der Dumpfheit zu erheben. Nur die Natur krönt mit alter Kraft den feuchten Hügel und reckt seine Wipfel. Das dunkle Gewölk, das über die Halde zieht, macht das Ganze noch schwermütiger; und der helle Strahl, der nun wieder durch die Wolken bricht, bringt nur wenig Hoffnung.

Das andere bisher unbekannte Bild gehört Geheimrat Thode-Heidelberg; es stellt den barmherzigen Samariter dar, der den Verwundeten auf das Pferd geladen hat und nun in die Herberge zieht — also ein Moment, der dem der bekannten frühen Radierung vorangeht. Das Bild ist bezeichnet und datiert 1631; es ist von Bredius anerkannt. Trotzdem ist es sehr schwer einzureihen; mit den beiden Darstellungen des gleichen Themas von 1648 (Louvre und Thieme-Leipzig) hat es keine Berührungen. Aber sowohl die Malweise wie der geistige Gehalt weisen auf Rembrandt selbst; und zu der großen Behandlung der Silhouette konnte das schon 1628 entstandene Bild der Sammlung Weber, der auch ausgestellt war: „Simeon im Tempel" in Vergleich gestellt werden.

Dies Bild hat mit der bekannteren Darstellung von 1631 im Haag gar keine Verwandtschaft. Dort hohe Pfeilerhallen, hier die niedrige Krypta; dort kleine massenhafte Figuren, hier eine großfigurige Gruppe von fünf Menschen, die eng aufgebaut ist. Alle überragt die phantastische hochstehende Gestalt der die Arme breitenden Hanna, deren gespreizte Finger ausgreifen. Vor ihr Simeon und Maria knieend, innig zugewandt; der Alte deutet das Wunder und staunend, mit gefalteten Händen, lauscht Maria. Als pechschwarze Silhouette davor links der Strubbelkopf des Joseph von hinten gesehen.

Ein übermütiges, lustiges mythologisches Bild, das den kecken, mitunter reichlich derben Maler in der Stimmung des ersten Ehejahres charakterisiert, ist das von der Amsterdamer Ausstellung her bekannte Landschaftsbild: „Diana und Actaeon" von 1635

Digitized by Google

(Bes. Fürst Salm-Salm zu Anholt). Mit der Ueberraschung der Göttin durch den Jäger ist hier eine zweite Ueberraschung verknüpft, welche die arme Kallisto den schadenfrohen Freundinnen bereitet. Nun, sie wehrt sich tapfer, beißt, schlägt, strampelt, um ihren Zustand zu verdecken. Seltsam, wie sich die Gruppen wieder steigern: links ein Mann von den eigenen Hunden, rechts ein Mädchen von den eigenen Gespielinnen angefallen; alles kreischt, spritzt, ruft und wettert auf dem Bilde. Nur eine kleine Schwimmerin links tritt ruhig Wasser; es ist ein Porträt Saskias. Und daneben schwimmt ein kleines Fräulein, dessen Kopf ganz modern in der Lichtbehandlung ist, die feinste Stelle des Bildes.

Leider kann ich nicht jedes Rembrandtbild einzeln besprechen. Es waren noch vorhanden: „Petrus am Wachtfeuer" von 1629 (K. v. d. Heydt), zwei frühe Porträts (Weber und Frankfurt), „Tobias Heilung" von 1636 (Herzog Arenberg), die schöne goldigschimmernde „alte Frau mit dem Schlüssel" um 1650 (G. Martins), und die zwei Bilder der Sammlung Carstanjen: „Christus an der Säule" und das lachende „Selbstporträt" um 1665, das mit dem Wiener Bild und dem in Griddleton House die spätesten Selbstporträts aus der langen, über 40 Nummern zählenden Reihe bildet. Rembrandt steht hier aber nicht, wie der Katalog sagt, an der Büste eines römischen Kaisers, sondern an der Staffelei, wie er eben einen Mann in ganzer Figur porträtiert. Die Malweise ist fast grauenvoll geworden; ein wilder Galgenhumor bricht aus den reliefartig hoch aufgesetzten und butterig verschmierten Farben hervor. Man weiß, wie schlimm es dem alten Mann damals ging, der schließlich nur noch das Hemd auf dem Leibe sein eigen nannte und sich bei der eigenen Tochter das Logis ermalte; er „wendet sich nicht fröhlich zu dem Beschauer", wie der Katalog sagt; o Gott nein, sondern er grinst uns mit der ganzen Bitterkeit einer totwunden Seele an.

So bedeutend diese neun Rembrandts wirken, hier haben wir, trotz dieses Reichtums, einige Bilder vermißt, die zu beschaffen gewesen wären; so den auferstandenen Christus in Aschaffenburg, Carstanjens Bildnis des Predigers Sylvius, die Geißelung Christi aus Darmstadt, das Selbstbildnis aus Gotha, die Ehebrecherin bei Weber in Hamburg, das Porträt aus Kolmar, den Kopf bei Baron Oppenheim-Köln, Rembrandts Schwester bei A. Thieme-Leipzig, den Apostel Paulus des Germanischen Museums, die Greisenköpfe der Straßburger und Metzer

Digitized by Google

Galerie; alles Bilder, die geographisch echt waren oder Besitzern gehören, welche in Düsseldorf ausgestellt hatten. Wir sind beim großen Publikum mit Rembrandt noch lange nicht genug durchgedrungen und jede Gelegenheit muß benutzt werden, um ihn zu zeigen; zumal am Rhein, da das größte westdeutsche Museum, Cöln, keinen Rembrandt besitzt! Wann wird einmal Deutschland seine Rembrandt-Ausstellung machen! Es besitzt 108 von den 600 Bildern des größten nordischen Malers! Der dreihundertste Geburtstag des Meisters böte 1906 eine gute Gelegenheit.

Jan van der Meer van Delft war durch den feinen Mädchenkopf des Herzogs von Arenberg einmal, aber sehr apart vertreten; Pieter de Hoogh durch ein lichtdurchflutetes Interieur desselben glücklichen Besitzers. Von Frans Hals gab es 9 Porträts aus allen Zeiten, das früheste wohl das von 1624 bei Weber, das späteste der prächtige Zecher bei Herzog von Arenberg. Hobbema mit 2 (davon das bei Frau von Carstanjen ganz hervorragend), Jacob Ruisdael mit 4 Bildern (wieder ein ganz unbekanntes Bild bei Freiherrn von Kettler, eine schöne Marine bei G. Martius, ein gutes Bild bei K. v. d. Heydt), Jan van Goyen mit 5 Nummern, der seltene Jan Hackaert mit 2, Ael b. Cuyp mit 2 Bildern (darunter das herrliche Kuhstück bei Frau von Carstanjen). Ferdin. Bol schnitt mit dem Doelenstück: Vorsteher des Weinamts (um 1650), das der Fürst von Wied besitzt, besonders gut ab. Ein sehr schöner Jan von der Heyde kam wieder aus Brüssel; Jan Miense Molenar hatte zwei muntere Bilder da, von denen das eine vom Besitzer für Esaias Boursse reklamiert wurde. Paulus Potter war in einem Prachtstück (Arenberg) von 1653: „Ruhende Herde bei einem Stall" vertreten; Terborch war in fünf, z. T. großen Staatsbildern vorhanden. Ich nenne noch Jan Both, Quirin Brekelenkam, Jan van de Capelle, Pieter Claesz, J. G. Cuyp, Eeckhout, Everdingen, Flinck, J. D. de Heemn, Hondecoeter, Thomas de Keyser, J. Livens, Metsu, P. Molyn, Aart van der Neer, die beiden Ostades, Palamedesz, Steen, A. v. d. Velde, S. de Vlieger, Weenix, A. v. d. Werff, Wouwerman, Wijnants.

Für die Forschung liegt der Schwerpunkt der Düsseldorfer Ausstellung, sieht man von den westfälischen Bildern ab, in der

Digitized by Google

Sammlung der Bilderhandschriften, welche — zusammen mit einer von Dr. Haseloff-Berlin ausgestellten Photographiensammlung — eine lückenlose Uebersicht über die rheinische Buchmalerei des 9. bis 16. Jahrhunderts gibt. Die Bedeutung dieses Teiles der Ausstellung kann nur der Spezialforscher würdigen; ich begnüge mich hier mit einer Uebersicht des Vorhandenen. Es waren 98 Codices ausgestellt (Evangelien, Missalen, Psalteria, Lektionare, Libri pontificales, Vitae, Epistolae, Chroniken, Breviere, Psalter, Bibeln, Inventare, Gebetbücher, Livres d'heures, Privilegien- und Eidbücher, Antiphonare). Sie verteilten sich historisch auf die irische (1), karolingische (5), ottonische Periode, das 10. Jahrhundert (13), auf das 11. Jahrhundert (20), 12. Jahrhundert (18), 13. Jahrhundert (nur 4), 14. Jahrhundert (11), 15. Jahrhundert (26), 16. Jahrhundert (11). Hervorgehoben seien der Adacodex (9. Jahrhundert) aus Trier, ein Rhabanus Maurus mit Federzeichnungen (9. Jahrhundert) aus Düsseldorf, das Evangeliar Ottos III. aus dem Aachener Domschatz, der Codex Egberti von 980 aus Trier, der Echternacher Codex um 1000 aus Gotha; das Evangeliar Heinrichs III. aus Bremen, der Hieronymus der Cölner Dombibliothek (12. Jahrhundert), der Codex aureus Epternacensis von 1191 aus Gotha, der lateinische Psalter von 1239 (Herzog Arenberg), das Gebetbuch der Herzogin Katharina von Cleve (um 1430) mit 71 flandrischen Miniaturen, endlich ein lateinisches Gebetbuch mit 13 ganzseitigen Miniaturen im Stil des Quinten Massys (Herzog Arenberg).

Die nach 1300 gemalten, in Deckfarben ausgeführten Miniaturen weisen denselben Stil auf, den die Chorschranken des cölner Domes und die ältesten Tafeln der cölner Schule vertreten. Interessant war es, die Architektur dieser Blätter zu verfolgen, die bei der Karolingischen Malerei sehr bedeutend hervortritt (namentlich bei den Canonestafeln), in der romanischen Epoche dann mehr zurücktritt und erst bei der Gotik wieder hervorbricht. Es ist ein fast tragisches Schicksal zu nennen, daß die Kunst der Illuminierung in dem Augenblick den Todesstoß empfing, in dem sie zu höchster Blüte gelangt war. Gutenberg hat, ohne es wollen, diese Katastrophe herbeigeführt. Man möge sich die Erbitterung vorstellen, die in den fleißigen Malerzellen ausbrach, als das Gerücht von der mobilen Type durchdrang. Fast hundert Jahre haben Schreiber und Maler dann noch der demokratischen „Afterkunst" widerstanden; dann legte auch der zäheste resigniert den Pinsel bei Seite. Dieser Blüte

Digitized by Google

der Buchkunst verdankt aber die junge Druckkunst die Verpflichtung, im höchsten Sinn künstlerisch und nicht nur massenhaft zu arbeiten. Dies zu verfolgen, ging über den Rahmen der Ausstellung. Aber es wäre ein Thema für kommende Zeiten: den rheinisch-westdeutschen Druck von Basel bis Holland, den Holzschnitt und Kupferstich dieser Lande im Zusammenhang vorzuführen; dies wäre eine erneute Gelegenheit für die rheinischen Sammler, ihre Truhen zu öffnen.

Wir schließen mit vielfachem Dank, der sich an die 136 Aussteller und an diejenigen wendet, welche das große Werk zu stande gebracht haben, vor allem an den Provinzialkonservator der Rheinprovinz.

Digitized by Google

Die Giftwaffen der Tiere.

Von

Robert von Lendenfeld.

Die eigentlich wesentlichen, die Lebenstätigkeit verrichtenden Bestandteile der Körper der Tiere, das Blut, die Nerven, die Muskeln und die Drüsen bestehen aus chemischen Verbindungen, die eine sehr verwickelte Zusammensetzung besitzen und durch ungemein schwache, äußere Einwirkungen verändert werden können. Diese ihre leichte Veränderlichkeit tritt als Empfindlichkeit und Reizbarkeit in die Erscheinung, Eigenschaften, die für die Leistungsfähigkeit der betreffenden Teile von größter Bedeutung sind. Wenn aber auch auf der einen Seite die Leichtigkeit, mit der äußere Einflüsse Umsetzung und Tätigkeit in den Nerven, Muskeln usw. zustande bringen, den Tieren, denen sie angehören, große Vorteile bringt, so hat sie andererseits doch auch insofern Nachteile im Gefolge, als sehr geringe Mengen von chemisch wirksamen Körpern hinreichen, um ungewöhnliche und störende Veränderungen in ihnen hervorzurufen.

Diese Schwäche der Lebewesen mußte mit richtunggebend für die Ausbildung jener Einrichtungen sein, welche den sich fortwährend bekämpfenden Tieren während ihrer Stammesentwicklung angezüchtet worden sind. Die Waffen, die zum Zwecke der Ausnützung jener Schwäche ausgebildet wurden, sind die Giftwaffen. Sie bestehen meistens aus einer oder mehreren, das Gift erzeugenden und in Höhlen aufspeichernden Drüsen, und aus einer mechanischen, zur Einführung des Giftes in den Körper eines anderen Tieres oder auch einer Pflanze dienenden Teilen. Die chemische Natur des Giftes ist nur bei den Spanischen Fliegen, Bienen und einigen Giftschlangen genauer bekannt. Der eigentlich wirksame Bestandteil des Bienen- und Schlangengiftes besteht der Hauptsache nach aus Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff und scheint ein nicht gerinnender, eiweißähnlicher, vermutlich zu den Globulinen gehöriger

Digitized by Google

Körper zu sein, welcher fermentartig oder katalytisch durch die Berührung auf das Blut und die Nerven einwirkt. Das Gift der Spanischen Fliegen, das Kantharidin, ist stickstofffrei. Es besteht bloß aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff und dürfte Benzol- und Ketonwurzelgruppen enthalten.

Die Gifte einiger Schlangen fördern, die anderer verzögern oder verhindern die Gerinnung des Blutes. Ein durch wiederholte Einspritzung immer größerer Mengen des Giftes einer Schlangenart gegen dieses Gift fest gemachtes Tier ist gegen die Gifte anderer Schlangen nicht fest. Die von verschiedenen Gallwespenarten auf einer und derselben Pflanze erzeugten Gallen sind sehr verschieden. Aus diesen Tatsachen läßt sich schließen, daß die Gifte der Schlangen sowohl als der Gallwespen unter einander nicht gleich sind. Wenn nun aber schon so nahe mit einander verwandte Tiere, wie die verschiedenen Arten der Giftschlangen, beziehungsweise der Gallwespen es sind, verschiedene Gifte erzeugen, so wird die Verschiedenheit der Gifte nicht näher verwandter Tiere umso sicherer angenommen werden können. Gleichwohl scheint es mir wahrscheinlich, daß alle die tierischen Gifte, welche dazu bestimmt sind, in das zu vergiftende Ding eingespritzt zu werden, wenn sie gleich im einzelnen verschieden sind, doch derselben Gruppe von chemischen Verbindungen angehören, daß sie alle dem Bienen- und Schlangengift ähnliche Eiweißkörper sind.

Es ist jedoch nicht immer das Gift dazu bestimmt, eingespritzt zu werden, zuweilen soll es — wenn ein größerer Feind das Gifttier gefressen hat — vom Darm dieses Feindes aus wirken. Zu den bekanntesten von diesen Giften gehört das oben erwähnte Katharidin, welches in den Keimdrüsen und andren inneren Teilen der Spanischen „Fliegen" — es sind eigentlich Käfer — vorkommt.

Schon bei einigen Infusorien werden Einrichtungen angetroffen, die vermutlich Giftwaffen sind. Es finden sich da zuweilen kleine eiförmige Bildungen dicht unter der Körperoberfläche, die einen feinen, im ausgestülpten Zustande geraden Faden hervorzustoßen vermögen und wahrscheinlich ein Gift enthalten, das mit dem Faden in andre Tiere eindringt.

Hoch ausgebildeten Giftwerkzeugen ähnlicher Art begegnen wir bei den Polypen und Quallen. Diese werden ihrer Giftigkeit wegen Nesseltiere genannt. Hält man einen Süßwasserpolypen in einem größeren Glase mit Wasser und befindet er sich wohl, so sieht man das schlanke, bis Zentimeter lange Tier, die sonst nur wenige

Digitized by Google

Millimeter langen, scheitelständigen Fangarme bis zu Fingerlänge und darüber ausstrecken: feinen Fäden gleich schweben sie dann im Wasser. Die gewöhnliche Nahrung des Polypen besteht aus kleinen, im Wasser frei herumschwimmenden Krebschen. Kommt ein solches mit einem Polypenarme in Berührung, so bleibt es an demselben kleben, einige Augenblicke zappelt es noch, dann aber ist es ruhig. Der Polyp zieht hierauf den fadenförmigen Fangarm zusammen, so daß das regungslose, offenbar betäubte oder schon tote Krebschen an den Mund herangebracht wird, worauf er es verschluckt.

Untersucht man einen solchen Fangarm mit dem Mikroskop, so sieht man dicht unter seiner Oberfläche größere und kleinere, eiförmige Kapseln, die einen schraubenförmig eingerollten Faden enthalten. Ueber jeder Kapsel erhebt sich ein schief ins umgebende Wasser aufragender Dom. Entreißt man einem Polypen die gefangene Beute, das Krebschen, so findet man solche Kapseln demselben außen angeheftet. Diese sind jedoch leer, der früher im Innern aufgerollt gewesene Faden ist aus einem Ende der Kapsel hervor und in den Körper des Krebschens eingedrungen. Bringt man einen Polypen in einem Wassertropfen unter das Mikroskop und fügt man etwas Essigsaure hinzu, so bemerkt man, daß die Nesselkapseln ihre Fäden kräftig hervorstoßen.

Die eiförmige Nesselkapsel besteht aus einer starken, elastischen Haut. An einem, dem äußeren, Ende geht sie in ein langes, unten ziemlich breites, weiterhin schmäleres Rohr über, das mit drei schraubenförmigen Reihen von nach rückwärts gerichteten Dornen besetzt ist. Der unterste Dorn einer jeden Reihe ist stark, die weiteren sind klein. In der ruhenden, im Polypenfangarm sitzenden Nesselkapsel ist dieses Rohr einem Handschuhfinger gleich in sich um- und in die Kapsel hineingestülpt, worin es schraubenförmig aufgerollt liegt. Der Eingang in das eingestülpte Rohr ist durch ein feines Häutchen geschlossen. Die Dornen der Rohrwand sind nach innen gerichtet. Der Innenraum des Rohres ist mit Gift gefüllt. Stößt ein Krebschen an den Fortsatz, der über der Nesselkapsel emporragt, oder wirkt Essigsäure darauf ein, so wird ein Reiz erzeugt, der die Teile in der Umgebung der Nesselkapsel zur Zusammenziehung bringt. Der hierdurch erzeugte Druck veranlaßt ein Bersten des Scheitelhäutchens und eine kräftige, mit blitzartiger Geschwindigkeit erfolgende Um-, Aus- und Hervorstülpung des Rohres. Dabei werden die Dornen von innen nach außen umgelegt, zuerst die drei starken Grunddornen. Diese durchbohren den festen Hautpanzer des Krebschens, worauf die

Digitized by Google

weiteren Teile des fadenförmigen Rohres in die Weichteile eindringen. Hierbei bahnen ihm die nach außen sich umlegenden Dornen den Weg. Das Gift, das sich ursprünglich im Innern des Rohres befunden hatte, kommt bei diesem Vorgange nach außen zu liegen und vermischt sich mit den Säften des Körpers des Krebses, in den das Rohr eingedrungen ist. Dieses Gift veranlaßt dann jene Veränderungen in den Nerven des Krebschens, die in wenigen Augenblicken Lähmung und den Tod herbeiführen. Einige von den Nesselkapseln werden hierbei ganz ausgestoßen, andere bleiben im Fangarm sitzen und diese sind es, durch die der Krebs festgehalten wird.

Bei vielen Nesseltieren des Meeres, namentlich bei den Siphonophoren, erlangen diese Giftwerkzeuge eine außerordentliche Ausbildung und sie sind hier so kräftig, daß sie selbst in der Haut des Menschen schmerzhafte Entzündungen verursachen, die drei Wochen lang fühlbar bleiben.

Auch bei den W ü r m e r n werden Giftwaffen angetroffen. Bei vielen freilebenden Plattwürmern finden sich ei- oder walzenförmige Giftkörper in der Haut. Die höchste Entwicklung erlangen die Giftwerkzeuge bei den Nemertinen. Diese hochausgebildeten, ungegliederten, platten Würmer sind mit einem langen, röhrenförmigen, umstülpbaren Rüssel ausgestattet. Hinter der Rüsselspitze liegt ein dickwandiger, langgestreckter Sack. Seine Wand besteht aus Drüsen, die eine Flüssigkeit abscheiden, welche sich im Sackhohlraum ansammelt. Letzterer steht durch einen Gang mit einer in der Rüsselspitze gelegenen Kammer in Verbindung. In dieser sitzt ein starker Dorn mit nach außen gerichteter Spitze. Die Seiten des Rüssels sind rauh und klebrig. In der Ruhe liegt der Rüssel in sich selbst um- und eingestülpt, mit der klebrigen Seite nach innen, in einer Scheide, die am Scheitel des Wurmes über dem Munde ausmündet. Der Rüssel selbst, sowie die Scheide sind mit starken Muskeln ausgestattet. Der Wurm bedient sich seines Rüssels zum Fangen, beziehungsweise Töten kleinerer und größerer Beute sowie zur Abwehr feindlicher Angriffe. Will er ein kleineres Tier fangen, so tritt die Gifteinrichtung nicht in Tätigkeit, der Rüssel wird in diesem Falle nur mit mäßiger Kraft umgestülpt und hervorgestoßen, wobei die rauhe und klebrige Seite nach außen zu liegen kommt. Er erscheint dann als eine bewegliche Leimrute. Kleine, mit ihm in Berührung kommende Tiere bleiben an ihm hängen und werden durch seine Zurückziehung zum Munde geführt und dann verschluckt. Handelt es sich aber um die Bewältigung einer größeren Beute oder um die Abwehr eines Feindes, so werden

Digitized by Google

die Rüsselscheidemuskeln viel stärker zusammengezogen und der Rüssel viel kräftiger hervorgestoßen. Dabei zerreißt die zarte, vorne die Stachelkammer deckende Haut und wird der Stachel, einem Dolche gleich, in den Körper des Feindes hineingestoßen. Der Wurm begnügt sich jedoch keineswegs mit einem Stiche, sondern erzeugt mit dem in rascher Folge wiederholt hervorgestoßenem Rüssel zahlreiche Wunden. Ueber die so entstandenen Verletzungen breitet sich zunächst das ursprünglich in der Stachelkammer enthalten gewesene Gift aus. Weiterhin wird noch mehr Gift aus der Höhle in der Drüse selbst durch die ruckweisen Zusammenziehungen des Rüssels stoßweise aus- und (durch die Stichwunden) in den Feind eingespritzt. Dabei geschieht es oft, daß der Stachel abbricht. In diesem Falle wächst einer von den kleinen Ersatzstacheln, von denen immer einige außer dem Hauptstachel vorhanden sind, rasch zur Größe des gebrochenen Hauptstachels heran und tritt an seine Stelle. Bei besonders starker Reizung wird der Rüssel mit solcher Kraft hervorgestoßen, daß er abreißt und ganz aus dem Wurm herausfährt.

Sehr hoch ausgebildeten Giftwaffen begegnen wir bei den Gliedertieren.

Die Skorpione haben einen schwanzartig verlängerten, gegliederten Hinterleib und tragen vorne zwei große krebsscherenähnliche Beine. Bei den gewöhnlichen Skorpionen ist das letzte Hinterleibsglied stark verdickt und am Ende in einen etwas nach unten gebogenen Stachel ausgezogen. Im Innern dieses Endgliedes liegen die Giftdrüsen. Sie sind von Muskeln umgeben und ihre Ausfuhrgänge münden mit zwei sehr kleinen, zu den Seiten der Stachelspitze gelegenen Löchern aus. Die Skorpione nähren sich hauptsächlich von andern Gliedertieren, namentlich Spinnen. Sie erfassen dieselben mit den Scheren, halten sie in die Höhe, biegen den Hinterleib so weit nach oben und vorn, daß der Stachel die erfaßte Beute fast berührt, stoßen ihn hinein und spritzen, indem sie die Giftdrüsenmuskeln zusammenziehen, das Gift in die durch den Stich erzeugte Wunde. Das also vergiftete Tier stirbt in wenigen Augenblicken und wird dann von dem Skorpion ausgesaugt oder zerstückelt und aufgefressen. Der Skorpion bedient sich seiner Giftwaffe aber nicht nur zum Angriff, sondern auch zur Verteidigung: er sticht, wenn er gereizt wird, jedes größere Tier. Kleinere Wirbeltiere können an den Folgen des Stiches sterben. Größere, wie Hunde, erkranken schwer, sterben aber meist nicht. Beim Menschen verursacht der Stich, je nach der Größe

Digitized by Google

des Skorpions, mehr oder weniger heftige Schmerzen und örtliche Entzündungen, sowie Schwindel und Ohnmacht — äußerst selten aber nur den Tod. Es ist die Beobachtung gemacht worden, daß im Körper des durch einen Skorpion vergifteten Tieres ein Gegengift erzeugt wird, welches das Skorpiongift chemisch verändert und unschädlich macht und daß die Menge dieses Gegengiftes lange Jahre hindurch auf einer der beim ersten Stich eingespritzten Giftmenge entsprechenden Höhe erhalten und hierdurch eine mehr oder weniger große Festigkeit gegen das Skorpiongift erzeugt wird: ein einmal Gestochener ist dagegen viel weniger empfindlich als ein noch nie gestochener. Daß der Skorpion in höchster Not, etwa von einem engen Feuerkreise umgeben, sich selber totsticht, wie früher öfters behauptet wurde, ist eine Fabel; denn erstens sticht er sich in solchem Falle nicht tot und zweitens *kann* er sich selber gar nicht totstechen, weil er gegen sein eigenes Gift fest ist.

Auch die *Spinnen* sind giftige Tiere. Ihre Giftwaffe ist das erste Paar ihrer Kopfanhänge. Diese sind gegliedert und werden durch starke Muskeln bewegt. Ihr Endglied ist eine scharf zugespitzte, sichelförmige Klaue. Die Spitzen der rechten und linken Giftklaue sind gegen einander gekehrt und bohren sich, wenn die Spinne beißt, wie die Zinken einer Zange in die von ihnen erfaßte Beute ein. Im Grundteil dieser Anhänge findet sich eine spindelförmige Giftdrüse, die von einem schraubenförmigen Muskel umgürtet wird und einen inneren, mit dem abgeschiedenen Gifte sich füllenden Hohlraum besitzt, von dem ein Gang zur Spitze der Giftklaue führt. Dieser mündet etwas oberhalb der Spitze auf der äußeren, vorgewölbten Seite der Giftklaue aus.

Einige Spinnen sind behende Raubtiere, die ihre Beute aufsuchen und überfallen; andere bleiben an Ort und Stelle, spinnen klebrige Fangnetze und nähren sich von den darin hängen bleibenden Tieren. Zu diesen gehört unsere Kreuzspinne. Hat sie ihr Netz gesponnen und die Fäden mit Klebestoff versehen, so spinnt sie noch einen Faden, der im Netzmittelpunkt angeheftet wird und begibt sich nach einer nahen dunklen Ecke, wo sie ruhig sitzen bleibt. Sie hält diesen Faden mit einem Fuße fest und mäßig gespannt. Stößt ein fliegendes Kerbtier an das Netz an, so bleibt es an einigen der Fäden desselben kleben und veranlaßt, erst durch seinen Anprall, dann durch seine Fluchtversuche eine umso stärkere Erschütterung des Netzes, je größer und schwerer es ist. Diese Erschütterung wird durch jenen

Digitized by Google

Faden fortgeleitet und von der Spinne, die den Faden hält, verspürt: aus der Stärke und Art derselben erlangt sie eine Vorstellung von der Natur des gefangenen Kerfes. — War die Erschütterung schwach, ist der gefangene Kerf also klein, so stürzt sie sich, falls sie Hunger hat, augenblicklich auf denselben, nimmt ihn zwischen die Giftklauen und beißt hinein. Zugleich mit den Beugemuskeln, die diese Beißbewegung veranlassen, werden auch die schraubenförmigen Giftdrüsen-Muskeln zusammengezogen und das Gift aus der Drüsenhöhle heraus und in die Wunde hineingespritzt. Diese Einspritzung wird durch die Lage der Mündungen der Giftgänge an den äußern, vorgewölbten Seiten der Klaue wesentlich erleichtert, weil hier beim Hineinbeißen nicht nur kein höherer Druck, sondern ein geringerer Druck als in der Umgebung herrscht. Das also eingespritzte Gift mischt sich mit den Säften der Mücke und tötet sie in wenigen Augenblicken, worauf die Spinne sie aussaugt. — War die Erschütterung bedeutend, ist der gefangene Kerf also groß und stark, so nähert sich ihm die Spinne langsam-vorsichtig und besieht ihn von der Ferne. Ihrer Kurzsichtigkeit wegen muß sie aber doch ziemlich nahe herangehen, um überhaupt etwas davon zu sehen. Findet sie, daß es eine harmlose Schmeißfliege oder so etwas ist, so eilt sie hin, beißt es, springt zurück und wartet bis Lähmung und der Tod eintreten, was in kurzer Zeit geschieht, worauf sie seine Säfte aussaugt. Findet sie aber, daß es wehrhaft, etwa ein stacheltragender Hautflügler ist, so überlegt sie erst, was sie tun soll. Ist der Gefangene besonders groß und bösartig und ist sie selbst satt und gut gelaunt, so beißt sie die Fäden, an denen er hängt, durch und läßt ihn laufen. Sieht der Gefangene aber weniger gefährlich aus oder ist die Spinne besonders hungrig und böse, so schleudert sie Wolken feinster Fäden gegen ihren Feind und spinnt ihn so darin ein, daß er sich nur wenig bewegen und den gefährlichen Stachel nicht nach vorne bringen kann, worauf sie sich demselben behutsam von vorne nähert und ihn bedächtig in den Kopf oder in die Brust beißt und so tötet.

Ist die Spinne satt, so geschieht es wohl auch, daß sie ein größeres gefangenes Kerbtier so einspinnt, daß es sich kaum bewegen kann, es aber n i ch t beißt, sondern als Vorrat aufbewahrt, etwa wie ein Schlächter ein Mastschwein in einem kleinen Stalle.

Für den Menschen sind Spinnenbisse nicht gefährlich. Große Spinnen, wie die südamerikanischen Vogelspinnen, scheinen verhältnismäßig weniger giftig als ihre kleineren Verwandten zu sein. Wohl töten und fressen sie außer Gliedertieren auch Wirbeltiere, wie

Digitized by Google

kleine Vögel und Frösche, der Biß bewirkt aber — obwohl solche Opfer nicht größer als die Spinne selbst zu sein pflegen — nicht den alsbaldigen Tod.

In Süditalien kommt eine Spinne, die Tarantel, vor, von der man seiner Zeit glaubte, daß ihr Biß eine Sucht zum Herumspringen und Tanzen zur Folge hätte. Versuche haben gezeigt, daß ihr Biß wohl Schmerzen und örtliche Entzündung veranlaßt, nicht aber Tanzsucht.

Die Tausendfüße besitzen ähnliche Giftwerkzeuge wie die Spinnen, es ist bei ihnen jedoch nicht das erste sondern das fünfte Paar von Anhängen als Giftzange ausgebildet. Sie nähren sich zumeist von kleinen Kerbtieren und fressen wohl auch Würmer und Schnecken. Sie beißen diese Tiere, vergiften sie, warten den bei kleinen Kerfen rasch eintretenden Tod ab und fressen sie dann auf. Die bei uns vorkommenden Tausendfüßer sind klein und für den Menschen ungefährlich. In heißen Ländern aber kommen viel größere mit entsprechend stärkeren Giftwaffen vor, welche durch ihren Biß schmerzhafte Entzündungen verursachen.

Einen hohen Grad der Ausbildung erlangen die Giftwerkzeuge bei den eigentlichen Kerbtieren, den Insekten, wo sie in verschiedener Weise sowohl als Angriffs- wie als Verteidigungswaffen benützt werden.

Als Angriffswaffen dienen die Giftwerkzeuge der blutsaugenden Formen, der Stechfliegen, Mücken, Flöhe, Wanzen usw. Bei diesen Tieren sind die Mundwerkzeuge dazu eingerichtet, die Haut warmblütiger Wirbeltiere zu durchbohren und dann aus der Wunde Blut zu saugen. Von höchster Wichtigkeit für diese Tiere ist es, daß das Opfer, das sie aussaugen wollen, den Einstich nicht spüre, denn spürt es ihn, so steht es schlimm um den Blutsauger. Um zu verhindern, daß sie es spüren, wird die Stichstelle vorher durch Einführung eines Giftes gefühllos gemacht. Ebenso wie der Arzt durch Bestreichung mit einer Kokainlösung oder durch Einspritzung einer solchen eine örtliche Gefühllosigkeit herbeiführt um dann, ohne dem Kranken wehe zu tun, dort seine Arbeit verrichten zu können, spritzen auch die Stechfliegen, Mücken usw., währenddem sie ihre Stechwerkzeuge in die Haut einführen, ein nervenlähmendes Gift ein, welches die Stelle gefühllos macht: hierdurch werden sie in den Stand gesetzt, ohne bemerkt zu werden, das Blut ihres Opfers zu saugen. Sie sind mit einem Paare von Giftdrüsen — gewöhnlich Speicheldrüsen genannt — ausgerüstet. Während des Einbohrens in die

Digitized by Google

Haut wird das von diesen Drüsen gebildete lähmende Gift in die Wunde eingespritzt. Zwischen den Hautzellen hindurch vordringend, kommt es an die Nervenendigungen in der Haut heran und macht sie unempfindlich. Später dann, nachdem sich die Stechfliege oder was es ist, vollgesogen hat und davon geflogen ist, bewirkt das zu jener Lähmung benützte Gift eine örtliche Entzündung, die mit Blasenbildung verbunden zu sein pflegt und unter Umständen ziemlich schmerzhaft sein kann. Jeder meiner Leser wird dies aus vielfacher eigener Erfahrung bestätigen können. In manchen Gegenden sind die stechenden Insekten, namentlich die Gelsen, eine schreckliche Plage. De Windt berichtet, daß in Alaska im Sommer selbst die Bären die Nacht über im Wasser stehen, um den Stichen jener Blutsauger zu entgehen. Kleine Warmblüter können durch zahlreiche Mückenstiche getötet werden. Ich selbst habe einen Kanarienvogel an Gelsenstichen sterben sehen. Das war in Sydney an einem ziemlich gelsenreichen Orte. Sein Käfig stand tagsüber am Balkon, wurde nachts aber immer ins verschlossene Zimmer gebracht. Eines abends vergaß man den Käfig draußen: am andern Morgen lag der Vogel, über und über mit Gelsenstichen bedeckt, tot am Boden.

Für größere Wirbeltiere und den Menschen dürften die Stiche dieser Insekten wohl nie unmittelbar gefährlich werden, mittelbar aber werden sie es dadurch, daß kleine Schmarotzer, die sich in ihren Gift- (Speichel-) Drüsen einnisten, beim Stich ins Blut übergehen und, hier sich vermehrend, gefährliche Krankheiten veranlassen. So ist eine Art Tsetsefliege in Afrika die Trägerin eines Schmarotzers, welcher tötliche Krankheiten in Pferden, Rindern und Hunden hervorruft, während eine ihrer Verwandten die Schlafkrankheit übermittelt. Die zur Gattung Anopheles gehörigen Mücken bringen den Wechselfieberschmarotzer, andere den Erreger des Gelben Fiebers in den Körper hinein und es ist wahrscheinlich, daß noch andere Krankheiten in dieser Weise mittelbar und unabsichtlich von solchen Insekten verbreitet werden.

Hochentwickelten, verschiedenen Zwecken dienenden Giftwaffen begegnen wir bei den Hautflüglern. Viele von diesen Tieren sind mit langen Hinterleibsanhängen ausgestattet, welche dazu dienen, die Eier an günstigen Orten abzulegen. Die Holzwespen tragen rückwärts einen laubsägeartigen Stachel, mit dem sie Löcher ins Holz bohren, um darin ihre Eier abzulegen. Die Schlupfwespen haben eine lange Legeröhre und Nebenborsten, mit deren Hilfe sie ihre Eier in Raupen oder Eier anderer Insekten einführen: die auskriechenden

Digitized by Google

Maden fressen dann die Raupe, in die die Eier eingeführt worden waren, beziehungsweise die sich aus dem belegten Ei entwickelt, bei lebendigem Leibe auf. Die Nebendrüsen der weiblichen Geschlechtsorgane vieler von diesen Kerfen haben sich teilweise in Giftdrüsen verwandelt, die zunächst auch in den unmittelbaren Dienst der Sorge um die Nachkommenschaft gestellt wurden. Die Grabwespen gewöhnten sich, das von jenen Drüsen erzeugte Gift Raupen und Insekten einzuspritzen, sie hierdurch zu lähmen und sie dann ihren Eiern oder Maden zum Fraße beizulegen. Die Gallwespen führen das Gift in Pflanzenteile ein, wo es die als Gallen bekannten, starken Wucherungen des Zellengewebes erzeugt, die dann den Maden, welche aus den dort abgelegten Eiern ausschlüpfen, zur Nahrung dienen. Noch weiter ausgebildet sind diese Giftwerkzeuge bei den Bienen, Wespen, Hornissen und Hummeln, wo sie zu vortrefflichen Waffen geworden sind, die diese Kerfe in ausgezeichneter Weise vor den Nachstellungen größerer Kerbtierfresser bewahren. Die Legeröhren der Schlupfwespen sind zu zart, um gute Stichwaffen abzugeben. Bei andern, denen Giftdrüsen ebenfalls fehlen, die Legeröhren aber kürzer und kräftiger sind, werden sie auch als Verteidigungswaffen zum Stechen benützt. Bei den mit Giftdrüsen ausgestatteten dienen sie meist zugleich als Eierablage-Einrichtung und als Giftwaffe. Bei vielen Ameisenarbeitern fehlt die Röhre (der Stachel) ganz und sind nur die Giftdrüsen ausgebildet. Diese Ameisen beißen mit den Mundwerkzeugen eine Wunde in die Haut, richten dann ihren Hinterleib nach vorne und spritzen das Gift der am Hinterende des Körpers ausmündenden Giftdrüse in die Wunde hinein. Bei den Bienen, Wespen, Hummeln und ihren Verwandten, sowie bei einigen Ameisen ist die Legeröhre vollkommen in eine Gift-Stichwaffe umgewandelt worden.

Bei ihnen besteht diese Waffe aus einer im Hinterleib gelegenen, unten offenen Rinne, die zwei feine, mit Widerhaken versehene Stechborsten enthält. Das ist der Stachel. Will die Biene stechen, so stößt sie den Stachel vor, streckt die Borsten über das Ende der Rinne hinaus und bewegt sie rasch hin und her, so daß sie abwechselnd vorgeschoben und zurückgezogen werden. Da sie mit Widerhaken besetzt sind, führt dieses Hin- und Herschieben dazu, daß die Stechborsten und der ganze Stachel immer tiefer in die Haut des zu stechenden Tieres eindringen. Es ist ein Paar Giftdrüsen vorhanden, die ihre Absheidung in eine Blase fließen lassen, wo sie aufgespeichert wird. Diese Blase ist von Muskeln eingehüllt und steht durch einen

Digitized by Google

Gang mit der Stachelrinne in Verbindung. Durch wiederholte Zusammenziehung des Blasenmuskels wird das Gift in diese und durch sie in die Wunde eingeführt. Das Gift selbst ist eine klare, farblose Flüssigkeit, die Ameisensäure und giftiges Globulin enthält.

Bei den Wespen sind die Widerhaken an den Stechborsten ziemlich stumpf und der Stachel sehr fest mit dem Hinterleibe verbunden, so daß er nach dem Stiche unschwer herausgezogen werden kann und nicht abreißt. Anders verhält es sich bei den Bienen, wenn sie ein größeres Tier oder einen Menschen stechen. Bei ihnen ist die Verbindung zwischen Stachel und Hinterleib so schwach und sind die Widerhaken an den Stechborsten so scharf, daß der Stachel nach einem solchen Stiche von der Biene nicht herausgezogen werden kann und abreißt: unter Zurücklassung desselben in der Wunde fliegt die Biene davon. Die Verwundung, die sie hierbei erleidet, ist eine tötliche; kurz nachdem sie ein größeres Tier gestochen hat, muß sie sterben. Kerbtiere, wie etwa die Drohnen, kann sie ungefährdet stechen, weil sich der Stachel in dem harten Hautpanzer solcher Tiere nicht so fest verankert, wie in der nachgiebigen Haut eines Wirbeltieres.

Mit dem Stachel zugleich werden die Giftblase, die zugehörigen Muskeln und jene Nervenzellengruppe ausgerissen, welche die Stachel- und Blasenmuskeln zur Tätigkeit anregt. Diese Teile bleiben längere Zeit, bis 20 Minuten nachdem der Stich erfolgt, der Stachel abgerissen und die Biene davon geflogen ist, lebendig. Deshalb und weil die Nervenzellen fortfahren, Reize auszustrahlen und die Muskeln der Stechborsten und der Blase andauernd zu ruckweisen Zusammenziehungen veranlassen, fährt der in der Haut zurückgelassene Stachel fort zu arbeiten; er dringt immer tiefer in die Haut ein und es wird immer mehr Gift in die Wunde eingespritzt.

Die Giftblase einer Biene enthält ungefähr $^1/_{3000}$ Gramm Gift. Die Gifte der Wespen und Hummeln ähneln jenem der Biene; ihre Menge steht im Verhältnis zur Größe des Tieres, weshalb der Stich einer Hornis viel schlimmer als ein Wespenstich ist.

Werden bedeutendere Mengen von Bienengift einem größeren Tiere, einem Hunde etwa, eingespritzt, so treten Auflösung der roten Blutkörperchen und schwere Nervenstörungen ein, Erscheinungen, die den auf den Biß einer großen Giftschlange folgenden ähneln und bald zum Tode führen. Der geringen, bei einem einzelnen Bienenstiche eingespritzten Giftmenge gegenüber verhalten sich verschiedene Menschen verschieden. Auf einige scheint das Gift fast gar nicht zu wirken; bei diesen sind die Folgen des Bienenstiches nicht viel

Digitized by Google

schlimmer als die Folgen eines gewöhnlichen Nadelstiches. Bei den meisten Menschen erzeugt der Bienenstich eine Blase, die von einem etwa Handteller großen, geröteten und entzündetem Hofe umgeben ist. Diese Entzündung schwindet nach einigen Tagen. Das zunächst der Stichstelle gelegene Gewebe wird bei solchen Menschen von dem Gifte getötet, dann von den weißen Blutkörperchen beseitigt, und schließlich durch neugebildetes Gewebe ersetzt. Einige Menschen sind gegen das Bienengift bedeutend empfindlicher, bei solchen werden durch dasselbe auch Nesselausschläge und andere Störungen des Allgemeinbefindens hervorgerufen. Diese Unterschiede der Empfindlichkeit dem Bienengifte gegenüber können angeborene oder erworbene sein.

Im Körper der Tiere und des Menschen wird, geradeso wie wir das beim Skorpionstich kennen gelernt haben, auch nach Einführung von Bienengift eine, seiner Menge angemessene Menge von Gegengift erzeugt, welches das Bienengift unschädlich macht und dann lange Zeit hindurch im Körper auf gleicher Höhe erhalten wird. Hierdurch erwerben viele die, wie die berufsmäßigen Imker, häufig von Bienen gestochen werden, eine große Festigkeit gegen ihr Gift. Aus den Ergebnissen der von Langer diesbezüglich bei Imkern angestellten Rundfragen ist zu entnehmen, daß 7 Proz. der befragten Imker von Natur aus bienengiftfest waren, 77 Proz. durch wiederholtes Gestochenwerden diese Giftfestigkeit erlangten und 16 Proz. trotz häufigen Gestochenwerdens gleich empfindlich blieben. Da die letzten aber meist Leute waren, die sich erst kürzlich der Bienenzucht zugewandt hatten, vermutet Langer, daß auch sie, oder doch die meisten von ihnen, mit der Zeit bienengiftfest werden würden.

Ganz anderer Art als die oben beschriebenen, sind die, gleichfalls zur Verteidigung dienenden Giftwerkzeuge der Spanischen Fliegen und ähnlicher Giftkerfe. Es ist schon Eingangs erwähnt worden, daß die ersten in ihrem Innern, namentlich in ihren Eierstöcken, ein stickstofffreies Gift, das Kantharidin, enthalten. Dieses ist sehr wirksam. Ich erinnere mich, daß einmal mein Diener die Frösche, die ich hielt, in Unkenntnis der giftigen Eigenschaften dieser Kerfe mit Spanischen Fliegen fütterte. Andren Tags waren alle Frösche tot. Das Kantharidin bildet den wirksamen Bestandteil der blasenziehenden Pflaster. Durch Destillation eines Weingeistauszuges wird aus Spanischen Fliegen das berühmte italienische Gift, die Aqua Tofana, gewonnen.

Die Prozessionsraupen, die Raupen der Bärenspinner und anderer Schmetterlinge sind mit harten und spröden, ge-

Digitized by Google

brechlichen Haaren bekleidet. Diese sind hohl, röhrenförmig und ihre Innenräume stehen mit Giftdrüsen in Verbindung. Berührt ein anderes Tier eine solche Raupe, so dringen Teile jener Haare in dasselbe ein und brechen ab. Das in ihrem Innern enthaltene Gift erzeugt Entzündungen, die, namentlich im Auge, recht bösartig werden können. Das von diesen Raupen gebildete Gift ist dem Bienengifte, das im Auge ebenfalls bösartige Störungen verursacht, ähnlich. Diese Gifthaare schützen jene Raupen vor den Angriffen der meisten Kerbtierfresser. Nur der Kuckuck, der vermutlich gegen ihr Gift fest ist, nährt sich von ihnen.

Auch unter den Wirbeltieren sind Giftwaffen verbreitet. Sie werden in allen Klassen mit Ausnahme der Vögel und Säuger angetroffen.

Es gibt eine ganze Reihe von Fischarten, die mit Giftwaffen ausgestattet sind. Diese dienen wohl stets zur Verteidigung. Die meisten giftigen Fische haben stachelartige Teile, durch die das Gift in den Körper des Feindes eingeführt wird. Bei einigen, wie beim gewöhnlichen Aal, ist das Blut giftig und fehlen solche Stacheln. Das Aalgift wird, wie viele andere derartige Gifte, durch Erwärmen zerstört, so daß der gekochte oder gebratene Fisch nicht giftig ist. Die Rochen tragen am Rücken einen starken, gezähnten, harten und spröden, aufrichtbaren Stachel. Stößt ein Tier an den Rücken eines ruhig am Grunde liegenden Rochens an, so schlägt er mit seinem Stachel danach. Die Spitze dringt in das Tier ein, bricht ab und bleibt drin. Die Schleimdrüsen der Haut des Rochens scheiden ein Gift ab, das mit der Stachelspitze in die Wunde gelangt und hier mehr oder weniger heftige Störungen verursacht. In ähnlicher Weise wirken die Stacheln an den Kiemendeckeln und am Rücken der Scorpaeniden. Diese sind zuweilen tief gefurcht und die Furchen mit giftigem Schleim gefüllt. An den südasiatischen Küsten finden sich mehrere Arten einer überaus häßlichen, als Drachenkopf, Laff, No'u usw. bezeichneten, gedrungen gebauten Fischgattung, bei denen alle Strahlen der Rückenflosse stark, stachelartig und mit je zwei seitlichen Längsfurchen ausgestattet sind. Am Grunde der Stacheln finden sich Giftdrüsen mit Blasen, in denen das gebildete Gift sich sammelt. Von den Blasen führen Gänge in Furchen in den Flossenstrahlen zu ihrer Spitze empor, wo sie münden. Sticht sich ein Tier an diesen äußerst scharfen Stacheln, so dringt das Gift in die Wunde ein. Da diese Fische im seichten Wasser häufig sind, gewöhnlich ruhig am Grunde liegen und infolge ihrer Aehnlichkeit mit

Digitized by Google

der Umgebung sowie der Gewohnheit, sich unter Umständen in den Sand zu vergraben und nur die Augen und Stachelspitzen der Rückenflossenstrahlen hervorschauen zu lassen, leicht übersehen werden, geschieht es oft, daß ein Fischer auf einen tritt und in den Fuß gestochen wird. Heftiger Schmerz, Anschwellung und Allgemeinerkrankung, sowie nicht selten der Tod sind die Folgen des Stiches. Bei vielen Welsarten ist der vorderste Flossenstrahl der Brustflossen ungemein stark und spitzig. An seinem Grunde liegt ein mit einer schleimigen, wahrscheinlich giftigen Flüssigkeit erfüllter Sack. Jene Flossenstrahlen gespreizt haltend und mit dem schlangenähnlichen Körper heftig hin- und herschlagend, kann so ein Fisch einem anderen Tiere oder dem Menschen ziemlich schwere Wunden beibringen, die Entzündungen verursachen, die auf eingeführtes Gift schließen lassen. Bei einem mittelamerikanischen Froschfisch sind die zwei vordersten Rückenflossenstrahlen hohl, röhrenförmig und finden sich gleichfalls hohle Stacheln an den sehr beweglichen Kiemendeckeln. Am Grunde dieser Stacheln liegen Giftdrüsen und -blasen.

Die Amphibien sind mit Hautdrüsen ausgestattet, welche jenen Schleim absondern, der ihre Haut geschmeidig und feucht erhält. Bei manchen, wie bei den Salamandern und Kröten wird von diesen Drüsen auch ein Gift erzeugt, welches, wenn man das Tier reizt, hervorgespritzt wird. Sammelt man dieses Gift und gibt es Vögeln oder Fröschen ein, so wirkt selbst eine geringe Menge sehr stark auf die Schleimhäute des Rachens und Darmkanals; in größerer Menge führt es in kürzester Zeit den Tod herbei. Auch in das Blut eingespritzt hat es sehr schädliche Wirkungen. Zweifellos dient dieses Hautdrüsengift jenen schwerfälligen und wenig beweglichen Tieren als eine Verteidigungswaffe gegen die Angriffe größerer Feinde.

Die höchste Ausbildung der Giftwaffen wird bei den Reptilien angetroffen, zu denen die gefürchtetsten Gifttiere, die giftigen Schlangen gehören. Diese erzeugen das Gift in Drüsen, die in den Seiten des Kopfes in der Schläfengegend liegen und bei einigen ziemlich weit nach rückwärts reichen. Von dem Hohlraume, der das Innere der Drüse einnimmt und in dem sich das Gift ansammelt, zieht ein Gang zur Mundhöhle. Das Gift selbst ist eine klare oder leicht getrübte farblose oder gelbliche Flüssigkeit. Seine wesentlichen Bestandteile sind giftige Globuline. Im Oberkiefer liegen jederseits ein ausgebildeter langer, und hinter diesem mehrere kleine, noch unausgebildete, junge Giftzähne. Bricht, was gar nicht selten geschieht, der große Giftzahn aus, so wächst der ihm

Digitized by Google

zunächst liegende kleine rasch zu voller Größe heran: es werden, so oft sie auch verloren gehen mögen, die Fänge immer wieder ersetzt. Der ausgewachsene Giftzahn ist schlank, nach rückwärts gebogen, scharfspitzig, hart und spröde. An seiner vorgewölbten Außenseite zieht eine Längsrinne herab, deren mittlerer Teil oft zu einem Rohre wird, das dann außen, nahe der Spitze, ausmündet. Ruht die Schlange, so liegen die Giftzähne der Mundhöhle an, will sie beißen, so richtet sie sie auf und schnappt nach der Beute. Gleichzeitig werden die Giftdrüsenmuskeln zusammengezogen und das Gift aus der Drüsenhöhle heraus- und durch die Rinne, beziehungsweise das Rohr des Giftzahnes in die Wunde hineingedrückt. Dies wird, ebenso wie beim Spinnenbiß, durch die beim Hineinbeißen erfolgende Herabsetzung des Druckes an jener Stelle, wo die Mündung des Giftganges an der Außenseite des Zahnes liegt, wesentlich erleichtert. In der Wunde mischt sich das Gift mit dem Blute und der Lymphe und verbreitet sich mit diesen Säften rasch durch den Körper.

Die Wirkungen, die das Gift hier hervorbringt, sind dreierlei Art. Erstens verändert es unmittelbar das Blut, zweitens verändert es unmittelbar die Nerven und drittens wirkt es mittelbar durch die Veränderungen des Blutes verändernd auf andere Teile und störend auf den regelmäßigen Fortgang der Verrichtungen der Organe ein. Zusammengenommen veranlassen diese Störungen je nach ihrer Stärke verschiedene Krankheitserscheinungen, Gerinnen des Blutes, Auflösung der roten Blutkörperchen, Austritt des Blutes aus den Gefäßen, Nervenanfälle, Ohnmacht und Tod. Obwohl, wie eingangs erwähnt, die Gifte der verschiedenen Giftschlangen verschieden sind, so scheint doch die Vergiftungskraft stets so ziemlich die gleiche zu sein und hauptsächlich von dem Verhältnis der Menge des eingeführten Giftes zur Körpergröße des gebissenen Tieres und der Beschaffenheit der Säfte des letzteren abzuhängen.

Was ersteres betrifft, so wissen wir, daß die Wirkung des Schlangenbisses umso gefährlicher ist, je kleiner das gebissene Tier, und je größer die beim Bisse eingeführte Giftmenge ist. Diese aber hängt von der im Verhältnis zur Größe der Schlange stehenden Größe der Giftdrüse und der Zeit ab, welche seit dem letzten von der Schlange ausgeteilten Bisse verstrichen ist, das heißt der Zeit, welche die Drüsen hatten Gift zu bereiten und aufzuspeichern.

In den kalten Erdteilen kommen gar keine und in den gemäßigten Zonen meist nur kleine Giftschlangen vor. Die wirklich gefährlichen großen Arten sind auf die heißen Länder beschränkt. Die

Digitized by Google

in Europa vorkommenden Ottern und Vipern werden kaum über fingerdick und überschreiten selten die Länge von dreiviertel Metern. Die gefährlichsten Giftschlangen sind in Nordamerika die Klapperschlangen, in Südamerika der Buschmeister und in Indien die Brillen- oder Hutschlangen; die größten und am meisten zu fürchtenden von ihnen der Buschmeister und die Riesenhutschlange, welche bis 4 Meter lang werden.

Für Mäuse ist der Biß der Kreuzotter in kurzer Zeit tötlich. Beim Menschen erzeugt er zwar auch erhebliche Störungen, doch sollen nach den statistischen Angaben nur 3 bis 10 Proz. der von Kreuzottern Gebissenen an den Folgen der Vergiftung sterben. Der Biß der Brillenschlange tötet Tauben in 4, Hühner in 6, Hunde in 20 Minuten bis mehreren Stunden. Ein von einer Giftschlange gebissener Mensch fühlt augenblicklich einen heftigen Schmerz, der sich rasch, so wie das Gift mit dem Blutstrome fortgeführt wird, gegen das Herz zu fortpflanzt. In kürzester Zeit tritt eine starke Schwellung und Verfärbung des gebissenen Teils ein. Es folgen Beklemmungen, Nervenstörungen, Erbrechen, innere Blutungen, Ohnmacht und meistens, innerhalb mehrerer Stunden bis zu einem Tage der Tod. Nach einer Angabe Macleays soll ein von der indischen Riesenhutschlange gebissener Mensch in 3 Minuten gestorben sein. Es führt aber der Biß auch großer Giftschlangen nicht immer zum Tode, namentlich dann nicht, wenn durch künstliche Mittel der Verbeitung des Giftes im Körper entgegengewirkt wird. Immerhin ist die Zahl der Menschen, die jährlich infolge des Bisses großer Giftschlangen den Tod finden, eine recht beträchtliche. Nach den englischen, amtlichen Ausweisen, deren Verläßlichkeit allerdings in Zweifel gezogen wird, sollen in Indien allein jährlich etwa 20 000 Menschen durch den Biß von Giftschlangen, hauptsächlich Brillenschlangen, getötet werden.

Bei rasch wiederholtem Beißen sinkt infolge der Verminderung der Giftmenge die Werkung schnell herab. Eine Brillenschlange, die in kurzen Zwischenräumen fünfmal hintereinander biß, führte das letzte mal so wenig Gift in die Wunde, daß die gebissene Taube nicht wie sonst schon nach ein paar Minuten, sondern erst nach $3^1/_2$ Stunden starb.

Was den Einfluß der Beschaffenheit der Körpersäfte des gebissenen Tieres auf die Giftwirkung anbelangt, so gilt für die Schlangengifte dasselbe wie für andere, ähnlich verwickelt gebaute, giftige Globuline. Sie können leicht zersetzt und unschädlich gemacht

Digitized by Google

werden und es können im Körper Stoffe — es sind vermutlich auch Globuline — gebildet werden, welche das Schlangengift zu zerstören, also als Gegengift zu wirken vermögen. Solche Gegengifte sind in einigen Tieren von Natur aus in so großer Menge vorhanden, daß diese gegen das Gift der betreffenden Schlange fest sind. Es gilt dies namentlich von jenen kleinen Säugetieren, die sich von Giftschlangen nähren. Iltis und Igel, die den Kreuzottern nachstellen, sollen gegen ihr Gift unempfindlich sein und ebenso ist der indische Mongus, der sich von Brillenschlangen nährt, fest gegen das Brillenschlangengift. Aber auch diejenigen Tiere, welche von Natur aus kein Gegengift, oder nur sehr wenig davon besitzen, können durch Erzeugung, beziehungsweise Vermehrung von Gegengift geradeso wie gegen das Skorpion- und Bienengift auch gegen das Schlangengift fest werden. Wenn man einem Tiere nach einander immer größere Mengen des Giftes einspritzt, wird in seinem Körper immer mehr Gegengift erzeugt, wodurch demselben ein hoher Grad von Giftfestigkeit verliehen werden kann.

In den Gebieten, wo große Giftschlangen häufig sind und Menschen öfters von solchen gebissen werden, wendet man allerlei Mittel an, um die schädlichen Wirkungen des Bisses zu vermindern oder ganz hintanzuhalten; es scheint aber keines von diesen Mitteln viel zu taugen. Augenblickliches Erweitern der Wunde, kräftiges Aussaugen, Waschen und Einführen von giftzerstörenden Stoffen wie „übermangansaures" Kali, Chlorkalk oder Ammoniak sind jedenfalls nützlich, das beste Mittel, und — wenn einmal größere Giftmengen in den Körper eingedrungen sind, wohl auch das einzige vor dem Tode bewahrende — wird aber jedenfalls die Einspritzung des an Gegengift reichen Blutsaftes eines durch wiederholte Vergiftung giftfest gemachten Tieres sein: wie bei Diphtheritis und anderen ähnlichen, durch giftige Schmarotzer hervorgerufenen Krankheiten, verspricht wohl auch beim Schlangenbiß die Serumtherapie den besten Erfolg. Leider wird ihre Anwendbarkeit dadurch erschwert, daß, wie eingangs erwähnt, die verschiedenen Giftschlangen verschiedene Gifte erzeugen und daß ein, dem einen gegenüber wirksames Gegengift (Serum) einem andern gegenüber leicht unwirksam sein kann. Es wäre aber immerhin schon viel gewonnen, wenn in giftschlangenreichen Gegenden wenigstens das gegen die häufigsten dort vorkommenden Arten wirksame Serum zur Verfügung stände; in Indien sollte in jedem Orte wenigstens Brillenschlangengegengiftserum vorhanden sein.

Digitized by Google

Auch unter den Eidechsen gibt es giftige Arten. Eine solche ist das im Westen von Nordamerika vorkommende Gilatier, das einen giftigen Speichel hat, der beim Biß in die Wunde gelangt und hier die gewöhnlichen Vergiftungserscheinungen hervorbringt. Für den Menschen scheint der Gilabiß jedoch nicht besonders gefährlich zu sein. Auch von einigen andern Eidechsen wird angenommen, daß sie giftig sind. Unsere gewöhnlichen mitteleuropäischen Mauereidechsen scheinen zwar recht harmlose Tiere zu sein, doch habe ich zweimal beobachtet, daß sie, mit Mäusen zusammengebracht, diese töteten: in beiden Fällen fand ich die nachmittags zu den Eidechsen gegebenen Mäuse andern Morgens tot auf.

Die höheren warmblütigen Wirbeltiere, die Vögel und Säuger, besitzen, wie erwähnt, keine Giftwerkzeuge, aber es kann auch hier, wie bei dem Stiche der Mücken und Tsetsefliegen, durch den Biß eines kranken Tieres ein im Speichel enthaltener Schmarotzer in das gebissene Tier eingeführt und dieses dadurch krank gemacht und getötet werden, wie das bei der Hundewut der Fall ist.

Als reine Verteidigungseinrichtungen können die Giftstäbchen oder -bläschen an der Oberfläche der Infusorien und Plattwürmer, das Gift der Spanischen Fliegen, sowie die Giftwerkzeuge der Fische und Amphibien angesehen werden. Hauptsächlich zur Verteidigung aber doch auch hin und wieder zum Angriff (Drohnenschlacht, Kampf der Bienenkönigin) dienen die Giftwerkzeuge der bienen- und wespenartigen Hautflügler. Auch bei den Ameisen sind sie hauptsächlich Verteidigungswaffen, sie werden jedoch von diesen in noch ausgedehnterem Maße wie von den Bienen und Wespen zum Angriffe benützt. Vornehmlich zum Angriffe dienen mancherlei Giftwaffen. Zur Tötung der Beute werden sie von den Polypen und Quallen, den nemertinen Würmern, den Skorpionen, Spinnen, Tausendfüßern, Giftschlangen und Giftеidechsen benützt. Bei den Mücken, Stechfliegen, Flöhen usw. haben sie die Aufgabe, örtliche Gefühllosigkeit herbeizuführen und so die Erlangung der Nahrung zu erleichtern, beziehungsweise zu ermöglichen. Bei den Grabwespen werden sie zur Tötung oder Lähmung von Raupen benützt, die den Nachkommen zur Nahrung dienen sollen. Bei den Gallwespen dienen sie dazu, jene Gallen hervorzubringen, von denen die Jungen sich nähren. Die meisten von diesen, mit giftigen Angriffswaffen ausgerüsteten Tiere, namentlich die Nesseltiere, Grabwespen und Giftschlangen bedienen sich derselben auch mit Erfolg zur Verteidigung gegen die Angriffe aller nicht giftfesten Feinde. Allerdings

Digitized by Google

hat ihre Giftigkeit diesen Tieren die Feindschaft des Menschen, der die größeren, ihm gefährlichen, ohne Nachsicht vertilgt, eingetragen, aber das ist selbst für die Giftschlangen von nicht allzu großer Bedeutung und übt auf die andern Gifttiere keinen merklichen Einfluß aus: ihnen allen bringt der Besitz ihrer Giftwaffen die allergrößten Vorteile.

Ueberblicken wir alles dieses, so sehen wir, daß Giftwaffen im Tierreiche weit verbreitet sind und in der Natur eine sehr wichtige Rolle spielen. Wir sehen, um zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtung zurückzukehren, daß die in der Empfindlichkeit der Organe, namentlich der Nerven und des Blutes begründete Schwäche einen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Kampfmittel, mit denen die Tiere von der Zuchtwahl ausgerüstet worden sind, ausgeübt und zur Bildung zahlreicher, zum Teil ungemein leistungsfähiger Giftwaffen geführt hat. Aber die besten Waffen sind das nicht. Wie im menschlichen Leben Mut und Kraft schließlich allemal feige und schwächliche Tücke besiegen, so hat auch in dem Kampfe um die Vorherrschaft in der Natur die geistige und körperliche Ueberlegenheit der ehrlich und offen kämpfenden Säugetiere und Vögel trotz der hohen Ausbildung jener meuchlerischen Waffen den Sieg über das giftige Gewürm errungen.

Digitized by Google

Zum Rechtsunterricht an unseren Universitäten.

Von

R. Maschke.

Es war vor etwa zwei Jahren, als in Anknüpfung an den Gesetzentwurf über die Verlängerung des juristischen Studiums in politischen und wissenschaftlichen Zeitungen eine Reform des Rechtsunterrichts an unseren Universitäten in nahe Aussicht gestellt wurde, die vor allem in der stärkeren Berücksichtigung der geschichtlichen Grundlagen unseres heutigen Rechts gipfeln sollte. Der innere Zusammenhang dieses letzteren mit seinen Vorläufern, seine Entstehung und geschichtliche Entwicklung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart sollte in den Vordergrund geschoben und damit die Geschichte des früheren Rechts als Hilfsmittel höchsten Ranges zur Erkenntnis des heutigen verwertet werden.

Soweit die damals gemachten Reformvorschläge mit jenem Gesetzentwurf zusammenhingen, kommen sie heute nicht mehr in Frage. Aber auch die spontane Erhöhung der für das römische Recht vorgesehenen 8 auf 10—12 Stunden, wie sie an einzelnen Universitäten tatsächlich in Uebung ist, hat sich dem seither eingetretenen Rückschlage gegenüber nicht überall durchsetzen können.

Unter diesen Umständen muß damit gerechnet werden, daß wir für absehbare Zeit mit dem jetzigen Maß von je 8 obligatorischen Stunden für römisches und deutsches Recht uns einzurichten, und mit der Tatsache uns abzufinden haben, daß die Teilnahme an Uebungen über diese beiden Rechtsgebiete für die Studierenden auch in Zukunft keine Voraussetzung der Zulassung zur ersten Staatsprüfung bilden wird.

Entscheidend für die Gestaltung des offiziellen Lehrplans war anscheinend der Grundsatz, das römische und deutsche Recht gleich- und beide dem heutigen bürgerlichen Recht gegenüberzustellen. Es ist kein Zufall, daß den beiden Vorlesungen über römisches Recht,

Digitized by Google

einer rein geschichtlichen und einer dogmatischen („römische Rechtsgeschichte" und „System des römischen Rechts") zwei analoge über deutsches Recht („deutsche Rechtsgeschichte" und „Grundzüge des deutschen Privatrechts") mit der gleichen Stundenzahl entsprechen. In diesem Parallelismus liegt von vorne herein schon eine Schwierigkeit, falls man die vorgeschriebene Stundenzahl allein für die Vorlesungen über römisches Recht erhöhen oder die Uebungen nur auf diesem Gebiet obligatorisch machen wollte. Alles das wäre an sich wohl noch ohne Verlängerung der Studienzeit um ein siebentes Semester möglich, aber die Durchbrechung des Gleichgewichts in der Behandlung des römischen und deutschen Rechts in unseren Lehrplänen hätte germanistische Ambitionen wachrufen können, denen dann gleichfalls Rechnung zu tragen die vorhandene Zeit verboten hätte. Aus dem gleichen Grunde mochte der Zwangscharakter romanistischer Uebungen bedenklich erschienen sein unter dem Gesichtspunkt, daß dann die gleiche Behandlung germanistischer Uebungen kaum zu umgehen gewesen wäre: die Zurücksetzung des nationalen Rechts gegenüber dem römischen hätte immerhin zu Mißdeutungen Anlaß geben können.

Aber wie dem auch sein möge: Die nun einmal vorhandene und wie es scheint zunächst unabänderliche Situation mit ihren unleugbaren Schwierigkeiten scheint mir das Bedürfnis der öffentlichen Besprechung in sich zu tragen. Nicht als ob ich zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten beizutragen vermöchte: sie wurzeln in einer Tiefe, bis zu der auch das beste Studienreglement nicht herabreicht. Allein schon die Aufklärung über die rein tatsächliche Handhabung des akademischen Unterrichts, über die schwerlich heute eine auch nur annähernde Uebersicht zu gewinnen möglich ist, würde als die unerläßliche Grundlage jeder späteren Reform von Wert sein, und eine solche Aufklärung ist, wie die Dinge liegen, nur im Wege einer öffentlichen Diskussion möglich.

Daß nach so wenigen Jahren eine einheitliche Tradition in der Gestaltung zumal des romanistischen Unterrichts sich bereits sollte gebildet haben, ist an sich unwahrscheinlich und wird schon durch die starken Abweichungen der für diese Fächer verwendeten Stundenzahlen widerlegt. Dabei darf man nach Lage der Sache die Vorlesungen über römische Rechtsgeschichte unter sich und gegenüber dem früheren gleichnamigen Kolleg als einigermaßen konstant auffassen und die variable Größe lediglich in der neu eingerichteten Vorlesung „System des römischen Rechts" erblicken, die an die

Digitized by Google

Stelle der früheren Institutionen und Pandekten getreten ist. Der heute noch wesentliche Inhalt dieser beiden Vorlesungen, für die früher im ganzen ca. 22 Stunden ausgeworfen waren, muß in dem „System des römischen Rechts" auf 4 Stunden zusammengedrängt werden. Es würde der Enquete eines neuen Bähr bedürfen, um festzustellen, was denn eigentlich unter dem Begriff „System des römischen Rechts" an den deutschen Universitäten verstanden und gelehrt wird, ob unter diesem Titel — um die beiden Extreme zu erwähnen — das frühere Institutionenkolleg, also ein Abriß des Justinianischen Zivilrechts, oder ein kurzer Auszug aus den Pandekten, also dem bisherigen gemeinen Recht vorgetragen wird.

Die Schwierigkeiten beider Wege liegen auf der Hand.

Das römische Recht hat — von pädagogischen Rücksichten abgesehen — für unsere Universitäten die Bedeutung einer Vorstufe für das heutige Recht, das in wichtigen Bestandteilen den vorläufigen Abschluß einer Entwicklung bildet, die mit den 12 Tafeln begonnen hat. Unter diesen Umständen aber bedarf es keiner Ausführung, daß der Zweck einer solchen Vorlesung, für das Verständnis des heutigen Rechts vorzubereiten, nicht erreicht werden kann durch eine Darstellung des Justinianischen Zivilrechts. Das Bürgerliche Gesetzbuch knüpft, soweit es auf romanistischer Grundlage ruht, an das Recht der Ihering und Pernice, nicht an das der Kronjuristen Justinians an. Die gewaltige Umbildung und Korrektur des rezipierten römischen Rechts durch heimische Rechtsideen, durch kanonisches und Naturrecht, durch Wissenschaft und Praxis darf den Studierenden nicht unbekannt bleiben. Es wird auch nicht angehen, diese Dinge nur in den Vorlesungen über bürgerliches Recht als Einleitungen zu den einzelnen Rechtsinstituten darzustellen. Sicherlich ist auch das heutige Recht in Anknüpfung an den bisherigen Rechtszustand, wo es sich wirklich an diesen anlehnt, vorzutragen: aber fruchtbar läßt sich dieser Vergleich nur durchführen, wenn wenigstens das eine der zu vergleichenden Rechte dem Hörer bereits bekannt ist. Sind ihm sowohl das gemeine wie das heutige bürgerliche Recht fremd, so muß die gleichzeitige Darstellung beider verwirren, statt aufzuklären. Wer z. B. den allgemeinen Teil des bürgerlichen Rechts hört, muß bei der Lehre vom Vertragsschluß unter Abwesenden bereits wissen, welche Theorien die Wissenschaft des gemeinen Rechts hier aufstellte und jetzt lediglich hinzulernen, für welche von

Digitized by Google

diesen sich das neue Gesetzbuch entschieden und welche Konsequenzen es aus seiner Stellungnahme gezogen hat. Es wäre pädagogisch unmöglich, in den Vorlesungen über bürgerliches Recht die Irrtumslehre des gemeinen Rechts mit ihren Komplikationen *als etwas neues* den Hörern vorzutragen und daran die nicht weniger komplizierte Theorie des heutigen Rechts zu knüpfen. Andererseits wird niemand behaupten wollen, daß dieser Abschnitt des bürgerlichen Gesetzbuchs ohne Kenntnis des gemeinen Rechts verständlich ist. Der Hörer muß also diese und ähnliche Voraussetzungen bereits in das Kolleg mitbringen und der Vortragende sicher sein, daß er hier nur noch an bereits Bekanntes zu erinnern braucht.

So bietet sich denn für das „System des römischen Rechts" die entgegengesetzte Möglichkeit, das reine römische Recht möglichst zu übergehen und einen Abriß des Pandektenrechts, wenn auch in einem Viertel des bisherigen Maßstabes vorzutragen. Allein dieser Weg scheitert ohne weiteres an der offenkundigen Tatsache, daß das Pandektenrecht ohne Kenntnis des römischen, aus dem es hervorgewachsen, nicht verständlich ist. Es ist schlechterdings unmöglich, in 4 oder selbst 6 Stunden Pandekten *und* römisches Recht, wenn auch in noch so gedrängter Kürze, zur Darstellung zu bringen, und jeder Versuch dieser Art scheitert, wie ich mich selbst überzeugt habe, daran, daß das hierbei mitzuteilende stoffliche Material auch bei strengster Auswahl die Rezeptionsfähigkeit unserer Hörer übersteigt. So war es denn auch kein Zufall, daß man zu der Zeit, als das römische Recht die Universitäten beherrschte, den Pandekten, obwohl man damals mehr als 16 Stunden für sie zur Verfügung hatte, eine Vorlesung über Institutionen für Anfänger vorausschickte.

An die Stelle des römischen Rechts als Mittelpunkt des ziviliſtischen Unterrichts ist heute seiner praktischen Bedeutung entsprechend das neue bürgerliche Recht getreten, und die bisherige Trennung des Unterrichts für Anfänger und Vorgeschrittene, wie sie in den Institutionen und Pandekten zur Geltung kam, bisher wenigstens für die *Uebungen* im bürgerlichen Recht beibehalten worden. Ihre Ausdehnung auf die *Vorlesungen* über das neue Recht liegt um so näher, als die enorme Stoffmasse, wie sie bei einer ca. 20 bis 25stündigen Behandlung dieser Gebiete zur Geltung zu bringen ist, den Anfänger verwirren und ihm den Ueberblick über die Gesamtheit des heutigen Zivil-

Digitized by Google

rechts notwendig erschweren muß. Ohne diese Anschauung von der technischen Struktur, dem Aufbau des Gesetzes in seinen Umrissen ist aber das Verständnis seiner Einzelheiten überhaupt nicht möglich. Es fragt sich, ob wir nicht unter diesen Umständen dahin kommen werden, der großen Vorlesung über bürgerliches Recht ein etwa vierstündiges Institutionenkolleg als Einführung in dieses Recht auf geschichtlicher Grundlage voranzuschicken. Einer solchen Vorlesung würde die Aufgabe zufallen, die Grundzüge des neuen Rechts in ihrer Verknüpfung mit dem bisherigen darzulegen und sie würde eben dadurch die Vorlesung über römisches Recht entlasten. In der letzteren würde, wie es praktisch wohl schon jetzt meist gehandhabt wird, das römische Recht unter Hinweis auf seine gemeinrechtlichen Modifikationen darzustellen, diese spätere Entwicklung aber, soweit sie das heutige Recht beeinflußt hat, der „Einführung" in das bürgerliche Recht vorzubehalten sein, die somit eine Verbindung vom römischen zum heutigen Recht herzustellen und von dem letzteren die wichtigsten Grundlehren unter Vermeidung aller Details zu enthalten hätte.

Eine solche Verteilung des Stoffes vermeidet die Durchbrechung der Parität zwischen römischem und deutschem Recht. Das Einführungskolleg über bürgerliches Recht würde dessen Zusammenhang mit dem bisherigen Recht germanistischer wie romanistischer Herkunft gleichmäßig darzustellen haben. Beispielsweise würde der altdeutsche Grundsatz „Hand wahre Hand" wie er im alten Handelsgesetzbuch seinen Ausdruck gefunden hat, in seinem Gegensatz zur römisch-rechtlichen Vindikation und der Sieg des deutschen Gedankens im bürgerlichen Gesetzbuch ebenso wie die germanistische Grundlage des Rechts der Liegenschaften eingehend zu erörtern sein.

Wenn auf diesem Wege die Vorlesung über römisches Zivilrecht entlastet wird, so kann trotzdem kein Zweifel darüber bestehen, daß nur bei vorsichtigster Ausnutzung der wenigen dafür verfügbaren Stunden das Ziel dieser Vorlesung, das wir uns nicht zu niedrig stecken dürfen, zu erreichen wenigstens versucht werden kann. Die Aufgabe bleibt nach wie vor, dem Anfänger die Kenntnis des römischen Rechts gerade aus dessen Quellen zu vermitteln. Es genügt nicht, daß die Hörer aus Vorlesungen und Lehrbüchern eine selbst relativ umfassende Kenntnis des römischen Rechts gewinnen. Das Entscheidende ist, ihnen die quellenmäßige Begründung der einzelnen Rechtssätze anschaulich zu machen, und gerade hier versagt der Durchschnitt unsrer Studenten mit Notwendigkeit,

Digitized by Google

denn eine solche systematische Quellenkenntnis läßt sich bei den Vorkenntnissen unsrer Studenten ohne Mitwirkung des Lehrers aus Lehrbüchern und Vorträgen überhaupt nicht gewinnen: sie ist nur zu erreichen durch möglichst enge Verbindung der Vorlesung mit exegetischen Uebungen, dergestalt, daß diese einen integrierenden Teil der Vorlesung bilden und mit ihr abwechseln, je nachdem es das jeweilige Thema mit sich bringt. Den Unterricht denke ich mir dann so, daß die Grundlehren eines Abschnitts vorgetragen, die darauf bezüglichen Quellenbelege von den Zuhörern übersetzt und von dem Dozenten mit ihnen unter Anknüpfung an den Vortrag besprochen werden.

Eine solche Methode erscheint für das römische Recht um so angebrachter, als die romanistischen Uebungen, wenn nicht alles täuscht, ihren fakultativen Charakter auch in Zukunft behalten werden.

Allerdings wird die Frequenz akademischer Seminare nicht ausschließlich durch diesen Umstand, sondern — von persönlichen Momenten abgesehen — durch eine Eigentümlichkeit der heranwachsenden Generation bestimmt, die in ihren Ursachen und Wirkungen eine besonders vorsichtige Behandlung erfordert.

Die heutige akademische Jugend, wie die heutige Jugend überhaupt beherrscht die Richtung auf das unmittelbar Praktische, und diesem Prinzip des Amerikanismus ist nicht bloß die allgemeine Bildung zum Opfer gefallen, die Niemand nötiger braucht als die künftigen Repräsentanten der Staatsgewalt, sondern es drängt dieses auch die Fachstudien zu der Beschränkung auf die in dem künftigen Berufsleben unmittelbar anzuwendenden Gebiete. Diese Rücksicht beherrscht, man darf annehmen mehr instinktiv als in bewußter Erwägung, unsere Studenten in einer Weise, die den Trägern der älteren und umfassenderen Tradition kaum noch verständlich ist. Sie ist vor Allem auch bestimmend für diejenige Vertiefung des juristischen Studiums, die nur in Seminaren möglich ist. Der Gedanke, daß das eindringende Studium des römischen als einer Vorstufe des heutigen Rechts zu einem ungleich tieferen Verständnis des letzteren führen muß, als es sich aus dem Gesetz allein und seinen unmittelbaren Vorarbeiten ergibt — dieser Gedanke liegt außerhalb des Horizonts jugendlicher Hörer und selbst, wo ihnen diese abstrakte Möglichkeit vorschwebt, sind sie nicht geneigt, daraus praktische Konsequenzen zu ziehen.

Dieser Situation gegenüber verliert der Gegensatz obligatorischer

Digitized by Google

und fakultativer Uebungen einen Teil seiner Tragweite. Die fakultativen Uebungen über Strafrecht und Handelsrecht werden annähernd in dem gleichen Umfange besucht, wie die obligatorischen über bürgerliches und Prozeßrecht. Man wird ohne Uebertreibung sagen können, daß die letzteren bei Weglassung ihres obligatorischen Charakters keinen erheblichen Bruchteil der bisherigen Beteiligung verlieren würden. Der allgemeine Zug der juristischen Jugend drängt zu ihnen ebenso mächtig hin, wie er von den Uebungen über altdeutsches und altrömisches Recht abdrängt.

Damit tritt denn aber auch die Frage in den Vordergrund, ob es wünschenswert ist, die Dinge in diesem Fahrwasser weiter treiben zu lassen.*)

Wohl jeder Universitätslehrer, der romanistische Uebungen abgehalten hat, wird die ungemeine Schwierigkeit bemerkt haben, mit der unsere Studenten bei der Lektüre der römischen Quellen zu kämpfen haben. Dabei sind von vornherein die stilistischen Eigentümlichkeiten außer Ansatz zu lassen, die die Sprache auch der klassischen Juristen mit sich bringt und auf die auch die beste Gymnasialbildung nicht vorbereiten kann. Daneben zeigt sich aber eine Unsicherheit in den elementaren Grundlagen der Gramatik und darauf beruhend in der Satzkonstruktion, der im juristischen Unterricht abzuhelfen überaus schwierig ist und die es vollkommen begreifen läßt, wenn die Studierenden ein persönliches Verhältnis zu den römischen Rechtsquellen nicht mehr zu gewinnen versuchen. An dieser Klippe muß denn auch die Kunst selbst des anregenden Lehrers notwendig scheitern: man kann an dem Inhalt eines fremdsprachlichen Werks keine Freude haben, so lange man ausschließlich mit den formalen Schwierigkeiten des Verständnisses zu ringen hat. Die philologische Ausbildung unserer Gymnasiasten ist heute nicht mehr so intensiv, daß die Mehrzahl von ihnen die formalen Voraussetzungen für umfassende Quellenstudien mitbringt.

Vielleicht waren es diese oder ähnliche Erwägungen, die die preußische Unterrichtsverwaltung veranlaßten, den Gymnasialabiturienten, die nach dem Ergebnis des Examens im Lateinischen nicht ausreichend vorgebildet sind, die Teilnahme an Kursen zur sprachlichen Einführung in die Quellen des römischen Rechts, wo diese

*) „Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor und Alle können's nicht entbehren: das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellens dar und viele bedürfens" heißt es in Wilhelm Meisters Lehrbrief.

Digitized by Google

abgehalten werden, zu empfehlen. Eine Statistik über die Wirkung dieser Empfehlung, d. h. über die Teilnahme von Gymnasialabiturienten an diesen Kursen ist nicht bekannt geworden: nach der allgemeinen Stimmung unserer Studierenden wird man annehmen dürfen, daß romanistische Uebungen, welcher Art auch immer, ohne staatlichen Zwang eine intensive Beteiligung erst dann finden werden, wenn unsere jungen Juristen von den Gymnasien dasjenige Maß sprachlicher Vorkenntnisse mitbringen, das ihnen ermöglicht, bei der Pandektenlektüre sich auf die sachlichen Schwierigkeiten, die für sie wahrlich groß genug sind, zu beschränken.

Unter diesen Umständen ergibt sich, wie die Verhältnisse heute liegen und in absehbarer Zeit noch liegen werden, die Trennung romanistischer Uebungen für Anfänger und für Vorgeschrittene von selbst. In den ersteren ist die juristische Terminologie an der Hand sprachlich einfacher Texte wie Gaius und ausgewählter Digestenstellen darzustellen und diejenige Ergänzung der Gymnasialkenntnisse zu erstreben, die im akademischen Rahmen möglich ist: in den späteren Uebungen müssen formale Schwierigkeiten des Verständnisses als überwunden vorausgesetzt werden dürfen. Gelingt es, dieses Ziel zu erreichen, so halte ich den Versuch nicht für aussichtslos, das Interesse unserer jungen Juristen für das bürgerliche Recht nicht etwa von diesem ab aber doch gleichzeitig auf das römische Recht hinüberzulenken. Ich vermag zwischen beiden hier so wenig wie sonst zwischen antikem und modernem Geistesleben einen Gegensatz zu erblicken.

Die Frage nach der Bedeutung der antiken Rechts- und sonstigen Kultur für die Gegenwart soll hier nicht einmal gestreift werden. Sie gehört zu denen, über die mehr als genug der Worte gewechselt sind, und wenn irgendwo, gilt hier das tiefsinnige Wort: am Anfang war die Tat. Die Geltung der Antike in der Gegenwart wird schließlich davon abhängen, welche positiven Resultate ihr Studium für die geistigen Bedürfnisse der Gegenwart noch abwirft, ob es gelingt, sie als treibende und schöpferische Kraft in den Dienst unserer Zeit zu stellen. Wie jede andere Wertgröße kann auch die Antike nur an ihren Früchten erkannt werden.

Aber von keinem Standpunkt aus wird die Tatsache bestritten werden, daß unser geltendes Recht zum großen Teil aus der gemeinrechtlichen Entwicklung herausgewachsen ist und insoweit deren vorläufigen Abschluß darstellt — die bis jetzt letzte Phase einer mehr als zweitausendjährigen rechts- und dogmengeschichtlichen Entwicklung.

Digitized by Google

Wie oft bedeutet ein Paragraph des bürgerlichen Gesetzbuchs nichts anderes als die autoritative Stellungnahme zu den zahllosen Kontroversen, die auf dem Boden des gemeinen Rechts erwachsen sind, eine authentische Interpretation der Digesten, die ohne deren Kenntnis völlig unverständlich bleiben muß. Wo solche Streitfragen zur Entscheidung noch nicht reif erschienen, ist diese vom Gesetzgeber meist „der Wissenschaft" überlassen worden — eine Blankovollmacht, die, da unter Wissenschaft regelmäßig hier die gemeinrechtliche zu verstehen ist, nur auf dem Boden dieser letzteren auszufüllen ist. Soweit aber der heutige Gesetzgeber römische Rechtssätze unverändert in das geltende Recht übernommen hat, wird man im Zweifel annehmen dürfen, daß er sie in der Auffassung des ersten Gesetzgebers sich zu eigen gemacht hat, und es werden demgemäß die römischen Rechtsquellen insoweit als „Motive" des heutigen Rechts, als Materialien zu seiner Auslegung zu verwerten sein. Wo aber Aenderungen an römischen Rechtssätzen vorgenommen sind, auch da wird für die Beurteilung dieser Modifikationen und die Abschätzung ihrer Tragweite das antike Quellenmaterial nicht zu umgehen sein.

Sicherlich ist eine Zeit denkbar, in der es ohne Gefahr für das Rechtsleben möglich sein könnte, diesen Faden der Entwicklung zu durchschneiden. Wer wollte ein goldenes Zeitalter der Wissenschaft für unmöglich halten, in dem uns die römischen Juristen nichts mehr zu sagen haben und die in dieser Schule gestählte rechtsbildende Kraft der Nation eine neue und ungeahnte Blüte der Jurisprudenz heraufführt. Allein auch Optimisten werden darüber nicht im Zweifel sein, daß die Tage dieses goldenen Zeitalters in unabsehbarer Ferne liegen. Für jetzt und bis auf weiteres wird es der geduldigen und anspruchslosen Arbeit vieler Generationen bedürfen, um die Kontinuität des geschichtlich Gewordenen auch in der Entwicklung unseres Rechtslebens zu erkennen und für die Rechtsanwendung nutzbar zu machen. Zu dieser Auffassung des alten und des neuen Rechts haben wir die jungen Juristen, die sich uns anvertrauen, zu erziehen und für diese bringen sie auch die nötige Empfänglichkeit mit. Ich habe stets den Eindruck gewonnen, daß sich das Interesse meiner Hörer vertiefte, sobald ihnen das Recht der Vergangenheit nicht als ein in sich geschlossenes Phänomen, sondern als Beginn einer Entwicklung gezeigt werden konnte, deren vorläufiger Abschluß das Recht unserer Zeit ist. Nicht als ob an dieser Beschränkung ängstlich festzuhalten wäre. Das römische

Digitized by Google

Recht enthält eine solche Fülle anregender und geistvoller Probleme, daß man nur die Kürze der Zeit bedauern wird, die es verbietet, eine größere Zahl davon quellenmäßig zur Anschauung zu bringen. Aber das Interesse unserer jungen Juristen am römischen Recht läßt sich beleben und vertiefen, wenn man ihnen die allgemeine Anschauung eröffnet und lebendig macht, daß dieses Recht, mit dem sie vertraut werden sollen, nicht das eines untergegangenen Volkes, sondern, wie verändert auch immer im Wechsel der Jahrtausende, ein Bestandteil des heutigen ist, das sie anzuwenden selbst einmal berufen sind.

Unter diesem Gesichtspunkt läßt sich dem Anfänger auch das historische Recht nahe bringen und zwar sowohl das römische wie das deutsche. Denn — und dies ist der letzte Gesichtspunkt, auf den ich hier hinweisen möchte — der moderne Zug der heutigen Zeit ist dem altgermanischen Recht genau so abgewendet wie dem altrömischen. Die nationalen Gegensätze unserer Zeit, so imposant und anregend sie auch immer sein mögen, spielen in diese Frage nicht hinein. Der ursprüngliche Gegensatz zwischen Romanisten und Germanisten, den Gierke in seiner Festrede als Rektor der Berliner Universität jüngst so anziehend geschildert hat, ist dem viel gefährlicheren zwischen geschichtlicher und geschichtsloser Wissenschaft gewichen. Die Tage sind längst vorüber, als Gerber in jener unseligen Vorrede den Gegensatz zwischen römischem und deutschem Recht auf den zwischen Wissenschaft und Dilettantismus zurückführte. Es wäre eine Ueberhebung, zu versichern, daß die ebenbürtige Stellung beider Rechtszweige unbestritten ist, und die nationale Forderung eines deutschen Rechts für das deutsche Volk kann, soweit sie überhaupt erfüllbar ist, im Ernst nicht angefochten werden.

Für jetzt und noch auf lange hinaus handelt es sich nicht um den Gegensatz zwischen römischem und germanischem Recht, sondern zwischen der wissenschaftlichen, die geschichtliche Entwicklung auf beiden Gebieten beherrschenden Methode und der handwerksmäßigen Empirie, die diesen Zusammenhang mit der Vergangenheit nach allen Seiten abschneidet.

Die Gefahr dieses Gegensatzes aber wird gerade jetzt empfunden werden, da in Erneuerung der lex Antiquae subtilitatis ludibrium, da seit der Wende des Jahrhunderts noch einmal das alte Kaiserwort ertönt: de nudo iure Quiritium tollendo.

Digitized by Google

Stehely & Comp.

Von

Ernst Rowe.

Eine Geschichte des Geschmacks zu schreiben wäre interessant und lohnend, freilich auch nicht einfach. Auch ohne tiefe Studien ersieht man so viel, daß er sich durchaus nicht stetig verfeinert hat. Vielmehr gibt es Perioden offenbarer Vergröberung. Eine solche scheinen die letzten sechzig bis siebzig Jahre zu bilden, eine Periode der Vergröberung des Geschmacks in physiologischem und ästhetischem Sinne — denn nicht immer gehen beide Seiten zusammen.

Für die Vergröberung in physiologischer Beziehung spräche, daß die ästhetischen Tees mit ihren zierlichen Butterbrötchen hinter opulente Diners und Soupers verschwunden sind. Und wie zu Hause, so in der Oeffentlichkeit! Die Konditoreien haben ihre Bedeutung eingebüßt und sie an die Kneipen abgegeben. Diese Bewegung begann in der Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und verstärkte sich in der achtundvierziger Zeit, deren Leidenschaftlichkeit sich nicht genügen ließ an der Milch der frommen Denkungsart, die dort verzapft wurde.

Etwas früher vollzog sich in der Literatur der Umschwung: die Romantik wich dem Realismus. Und wie sich dann allmählich der Realismus zum krassen Naturalismus entwickelte, so kamen die schweren, fremden Biere auf und verdrängten die leichten, einheimischen.

Die Parallele ließe sich noch weiter ziehen: jetzt macht man sich allgemach von der Unnatur des Naturalismus los, und — man bevorzugt das helle dem dunkelen, schweren Bier gegenüber.

Mag dies etwas spintisiert erscheinen — genug, noch vor sechzig Jahren haben die Konditoreien wenigstens in Berlin eine Rolle gespielt, von der man sich heute wohl nur eine Vorstellung machen kann, wenn man auf Berichte jener Zeit zurückgeht.

Digitized by Google

Der Stoff ist süß: langen wir zu! Vielleicht mundet er. Es genügt, im wesentlichen drei Berichte heranzuziehen.

Ein J. Jacoby — schwerlich der bekannte Johann, eher Joel Jacoby*), der wandlungsvolle, der aus einem radikalen Demokraten ein gefügiges Werkzeug gegen die Demokraten wurde, der am 20. August 1839 zum Katholizismus übertrat und den Namen Franz Karl Joel-Jacoby annahm — also ein J. Jacoby widmet ein Kapitel seines Buches „Bilder und Zustände aus Berlin. Altenburg 1838" Stehely. Stehely — damals wußte es jeder — lag Charlottenstraße 53, zwischen der Französischen und der Jägerstraße. Bis 1876 existierte er. 1882 verschwand auch das Haus, um einem modernen Bau Platz zu machen. Darin befindet sich jetzt links vom Eingang ein Konfitüren-Geschäft, rechts eine Bäckerei. Als ob das alte Metier nachwirkte! Aber der Geist, der der Stätte Bedeutung verlieh, ist gewichen. Stehely war die Konditorei der Politiker —

„Politik allein, so schnattern sie laut und essen Baisers bei Stehely",

heißt es in Robert Prutz' Politischer Wochenstube —, mehr noch war Stehely die Konditorei der Literaten, ja die Literaten-Konditorei par excellence. Daher das Distichon:

„Gebt mir von Marzipan das ABC nur den Kindern",
Rieth ein verständiger Mann, „und sie verdauen es leicht!"
Also macht euch im Nu zu schönen Geistern Stehelen,
Freßt in dem Pfannkuchenberg — nur zum Journal ihr euch durch!

Hauptsächlich von diesen Journalen nun, die dort auslagen, erzählt uns Jacoby, nicht ohne sie zugleich zu kritisieren. Ich zitiere seine eigenen Worte. Daraus erhellt auch, weshalb wahrscheinlich nicht der bekannte Johann Jacoby das Buch verfaßt hat. Offenbar einer reichen Phantasie entströmend, blumig, passen die Worte nämlich nicht zu dem „steinernsten Lapidarstil", in dem sich nach Braun-Wiesbaden Johann Jacoby gefiel. „Willst du französische Journale lesen? Du findest alle Parteien repräsentiert; und merkwürdig, die National, die Tribune und die Revolution haben hier nie rechten Eingang gefunden und sind nie verlangt worden ... Figaro haben sie verboten — darüber wird sich niemand beklagen." Er bringe meist ja doch nur erlogene Klatschgeschichten aus Berlin über die ehrenwertesten Männer. Statt aber solche erbärmlichen Korrespondenzen zu ignorieren, fühle sich die Berliner Krähwinkelei davon gekitzelt und gebe

*) Wirklich ist Joel Jacoby der Verfasser des Buches, wie ich nachträglich bei Heinrich Hubert Houben (Gutzkow-Funde. Berlin 1901. Seite 216 ff.) lese.

Digitized by Google

ihnen damit eine ganz unverdiente Bedeutung. In Paris nehme niemand davon Notiz, wenn eine deutsche Zeitung ihren Lesern eine erfundene Skandalgeschichte von Ludwig Philipp auftische, in Berlin aber, ja da heiße es gleich: „Haben Sie die Correspondenz-Artikel im Messager gelesen? Nicht? O, so gehen Sie zu Stehely; der Prinz . . . bekommt das Seinige ab! Hihi!"

Mit weiteren Journalen bei Stehely macht uns ein Nachtstück in der Hoffmann-Callotschen Manier bekannt. Phantastisch malt Jacoby aus, wie sich die in das Papier gebannten Geister nachts, wenn sie allein, erheben, wie dem Courier français ein lockiger Jüngling entsteige „mit griechischem Antlitz und in altrömischer Tracht: sein Auge glüht und verkündet Schlachten. Aber durch die Nacht winkt der Stern der Liebe, innig, versöhnlich und allumfassend . . . In der Gazette de France poltert und lärmt es; ein geharnischter Ritter springt hervor. Wie klirren seine Sporen, wie klappert der lange, rostige Degen, wie fest und kühn tritt er auf. Das ist alles erzwungen und erlogen! Sieh' ihm unter das Visir. Was gewahrst du? — Eine Leiche . . . Auch das Journal des Débats sendet seinen Repräsentanten aus den Columnen; das ist ein altes, geschminktes Weib . . . sie ruft immerwährend: „Meine Herren, ich bin jung" — und hatte das Unglück, schon vor ihrer Geburt für uns alt gewesen zu sein."

Von deutschen Blättern erwähnt Jacoby die Allgemeine Zeitung, in der Stägemann immer einen raisonnierenden Artikel den andern annullieren lasse, und ihr Gegenstück, die liberale Stuttgarter oder deutsche allgemeine Zeitung. Komme diese meist auch nur mit halben Kolumnen an, das mache nichts, wenn nur die Zensurstriche nicht fehlten. Die fülle man sich dann selbst aus, oft mit bissigeren Gedanken, als die unterdrückten gewesen seien. Weiter das Morgenblatt, „immer eine erfreuliche Erscheinung"! Das Literaturblatt! „Es sollten nur recht viele schlechte Bücher geschrieben werden, damit Wolfgang Menzel lyrische Recensionen über sie zu dichten im Stande ist" — wir denken jetzt anders über Menzels Rezensierweise. Ferner Gleichs Eremit! „Er ist ein wahrhafter Eremit unter unsern Journalen; und darin liegt seine Bedeutsamkeit. Er kümmert sich wenig um Theater und Belletristik und hält sich an die Cameral- und Staatswissenschaften." Dann der Komet! „Wird hier gern und häufig gelesen, obgleich man es oft bedauert, daß Herloßsohn zu viel Mitarbeiter hat und so wenig Eigenes vorlegt." Den Schluß machen der Freimüthige Härings und die beiden Witzblätter (Oettingers

Digitized by Google

Berliner) Figaro, Eulenspiegels Nachfolger, und (Glaßbrenners) Don Quixote.

Und wo sind sie geblieben, die Journale, die Jacoby anführt? Alle dahin bis auf die National, die Gazette de France, das Journal des Débats und die Allgemeine Zeitung!

Eingehender beschäftigt sich Saß (Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung. Leipzig 1846) mit den Konditoreien. Er unterscheidet mehrere Klassen. Lassen wir die unterste beiseite, der ihr Schild „Konditorei" nur zu häufig ein Vorwand für unlautere Erwerbsmittel war! Unter den Konditoreien des Bürgerstandes ragten zwei besonders hervor: die von d'Heureuse in der Breitenstraße und die Courtinsche neben der Post, jene durch ihre gute und billige Schokolade, diese als Sammelplatz der Kaufleute.

Zwischen dieser mittleren Sphäre von Konditoreien und der fashionablen stand die Koblanksche Unter den Linden, die über elegante Räume und reiche, wenn auch nicht besonders ausgewählte und geordnete Lektüre verfügte. Sie war gegründet worden in der Absicht, die schweizerische Fremdherrschaft, die sich in den fashionablen Konditoreien breit machte, zu sprengen, wurde aber selbst gesprengt, weil sie zu wenig Beifall fand. Nur einige Männer, die noch „der alten Fremdenfresserei und einem reinen deutschen Vollblutsnationalismus huldigten", verkehrten dort, namentlich der Dr. Firmenich, der da sein Riesenprojekt eines deutschen Nationalvereins entwarf. Aber das große Publikum hielt sich fern, und Dr. Firmenich träumte dort allabendlich als einsame deutsche Eiche von den freien Friesenmännern der Nordsee und von seiner verunglückten Tragödie „Clotilde Montaldi". Besonders die Berliner Lokalblattliteratur wurde bei Koblank gepflegt. So gab es da einen Herold, eine Biene, einen Philanthrop, Blätter für Bürgerwohl und Familienglück, Erinnerungsblätter, einen Volksfreund, eine Stafette, einen Neuigkeitsboten und, wie sie sonst noch heißen mochten; die achtundvierziger Zeit warf eben ihre Schatten voraus.

Nun die Konditoreien unter Schweizerregiment! Die Josty'sche Konditorei lag damals an der Stechbahn, dem Schlosse schräg gegenüber. Ein Distichon, dem Buch entnommen, aus dem wir schon eins zitierten, sagt von ihr:

„Wanderer, steh'! Hier geht's zu Josty ein, dem Conditor!
Nur, wenn da du geschmaust, sage, du warst in Berlin!"

Josty war die Konditorei der preußischen Militärhierarchie, aber nicht der geschniegelten Gardeleutnants der vierziger Jahre, sondern der

Digitized by Google

alten Haudegen von anno 1813. Spargnapani hingegen, Unter den Linden, wo später Dressel, versammelte die alten Beamten, die so in der alten Zeit lebten, daß ihnen jeder frische Zug zuwider war, im eigentlichen und übertragenen Sinne.

Im Gegensatz zu beiden gehörte der uns schon aus der Jacobyschen Beschreibung bekannte Stehely der Neuzeit. Schon seine Lage, dem Schauspielhause schräg gegenüber, brachte es mit sich, daß Künstler und Literaten dort verkehrten. Selten nur verirrte sich eine Gestalt des ancien régime dahin. Das junge Volk dominierte. Und gar lebhaft ging's da her, besonders in der roten Stube. Von den Stammgästen seiner Zeit nennt Saß Eduard Meyen, Ludwig Buhl, Schmidt, alias Max Stirner, den Verfasser des Einzigen, der krassen Egoismus predigte, während sein Verfasser selbst von liebenswürdigster Humanität war, Klein, den Redakteur des Modenspiegels und Verfasser des Trauerspiels Zenobia, Theodor Mügge, Rutenberg und den wilden Carl Beck, den Dichter der Lieder vom armen Mann. Das radikale Element überwog also.

Schließlich führt uns Saß noch in die Fuchssche Konditorei, Unter den Linden Nr. 8, und zu Kranzler. Jene war sehenswürdig durch ihre Einrichtung: von Spiegelglas die Wände, überall ausgesuchter Luxus, aber eine kalte Pracht und Einsamkeit in den eleganten Räumen! Nur um die Weihnachtszeit kam Leben hinein, wenn auch hier ausgestellt wurde und Herr „Punch" die Begebenheiten des ablaufenden Jahres nochmal vorüberführte, mit Berliner Witz und — alles in Zucker.

Kranzler war die Walhalla der Gardeleutnants, das Eldorado der Dandys und Lions. Natürlich kann Saß diese Konditorei nicht zeigen, ohne seinem gepreßten Herzen über Mißwirtschaft usw. Luft zu machen. Jeder kann ja nur mit seinen Augen sehen, und wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Saß war Demokrat vom reinsten Wasser; da können wir uns denken, was sich ergoß, und brauchen seine Ergüsse nicht noch über uns ergehen zu lassen. Die Vossische Zeitung war damals konservativ. Warum sollen sich auch Zeitungen nicht ändern! So lag sie in der Gesellschaft der Preußischen Staatszeitung, des Hamburger Correspondenten und des Militairblatts friedlich bei Kranzler aus.

Mit Saß' radikaler Gesinnung versöhnt etwas sein Witz, der freilich manchmal stark ironisch gefärbt ist. So wenn er die Quelle aller Nörgelei und Räsonniererei seiner Zeit im Rauchverbot erblickt. „Der Berliner", führt er aus, „ist eben dadurch so kritisch und ver-

Digitized by Google

standeshaarspitz geworden, weil er nicht rauchen darf. Ein Deutscher, der sich gemüthlich in ossianische Nebel einhüllt, so ein echter Deutscher, der des Abends unter dem blühenden Lindenbaume seine Pfeife rauchen kann, ist gewiß ein guter, ruhiger Bürger. Er macht keine Revolutionen . . . In der That, wir begreifen nicht, wie gewisse Journale der preußischen Regierung den Vorwurf reactionärer Tendenzen machen können. Wäre sie wirklich reactionär, sie würde auf der Stelle das so oft ersehnte Rauchen gestatten und sich dadurch einer heillosen Kritik entziehen, welche alle ihre Wege und Spuren verfolgt." Wie sich doch so nebenher eigene Passionen verraten!

Wenig stimmt zu diesem Witz Saß' Feierlichkeit, von der Fontane erzählt, die so groß gewesen sein soll, wie sein Corpus — sechs Fuß maß er. Mancher Gulliver-Spaß wurde deshalb mit ihm getrieben. Als er in Paris politischer Korrespondent war, brachte ein Witzblatt die Notre-Dame und auf einem ihrer hochragenden Türme Louis Napoleon in hellster Verzweiflung, weil ihm die Zigarre ausgegangen war. Indes war Hilfe nahe. Der mit seinem Kopf gerade bis an die Balustrade reichende Saß kam vorbei und wurde zum Retter in der Not. Jedenfalls setzt dieser Scherz einen hohen Grad von Popularität voraus.

Und wo sind die Konditoreien geblieben, durch die uns Saß geführt hat? Zwei haben dem Wechsel der Zeiten widerstanden, die Josty'sche und die Kranzler'sche. Diese gar noch an der alten Ecke. Das Verhältnis ist also dasselbe, wie bei den Journalen oben. Von den acht Konditoreien haben sich zwei gehalten, von den siebzehn Journalen vier. So hat diesmal die Materie über die Idee wenigstens nicht triumphiert!

Wieder auf Stehely beschränkt sich der dritte Bericht, auf den wir zurückgreifen wollten. Er steht in den Vertrauten Briefen über Preußens Hauptstadt, Theil 1 (Stuttgart und Leipzig 1837), die ihrer Zeit wegen ihrer sarkastisch-freimütigen Aeußerungen verboten waren und Lewalds Europa in ihr Mißgeschick hineinzogen, als sie da auszugsweise erschienen. Ich hebe das Bemerkenswerteste aus dem vierzehnten Briefe, dem über Stehely, heraus, vervollständige die nur mit dem ersten Buchstaben und Punkten angedeuteten Namen und verweise in Anmerkungen auf entlegenere Quellen über die Personen. Es bestätigt sich auch in diesem Bericht, was Saß über die Bedeutung der Konditoreien für Berlin sagt, daß diese nämlich, wenn wirklich Berlin der Mittelpunkt deutscher Intelligenz wäre, notwendig den Mittelpunkt des Mittelpunktes deutscher Intelligenz bildeten, und

Digitized by Google

daß eine Geschichte im besonderen der Stehelyschen Konditorei eine Geschichte der Berliner Literaturzustände bedeute. Saß' Schilderung der Konditoreien stammt aus dem Jahre 1846, die nun folgende aus dem Jahre 1837. Andere Jahre — andere Namen! Sind es auch nicht die Namen an sich großer Geister, so doch die hervorragender ihrer Zeit. Hören wir nun den Extrakt des vierzehnten Briefes!

„. . . Um zwölf Uhr Morgens, wenn die Wachtparade am Schloßplatze beendigt ist, präsentirt sich Dir im Vorzimmer bei Stehely der Absolutismus. Die preußischen Offiziere versammeln sich daselbst; die Stille schwindet auf einen Augenblick, man unterhält sich lebhaft.

Vor der Börse, gegen ein Uhr, tritt die Juste-Milieuzeit ein. Kaufleute, die die Börse besuchen wollen, frühstücken bei Stehely.

Nachmittags erblickst Du in dem mittleren Zimmer Künstler und Literaten, die die Zeitungen verschlingen und leise mit einander wispern.

Das hintere Zimmer wird von den Politikern in Beschlag genommen. Ich traf hier mehrere Male, von fünf bis zehn Uhr Abends, Liberale. Unter ihnen nimmt der Peruquier W . . . . . (d. i. Warnick*) die erste Stelle ein . . . Eine hagere und gebückte Gestalt, mit gepudertem Haar, in langen grauen Ueberrock gekleidet, eine vollständige Landkarte von Leidenschaften auf seinem Gesichte, sitzt W . . . . . still und harmlos bei Stehely, ein lebendiges Denkmal der Revolution, mit reinen, sauberen, blutabgewaschenen Händen, seinen Ingrimm häufig an den Journalen auslassend, die er zerrt und zupft und mit geballten Fäusten zusammenknittert, wenn sie Dinge berichten, die nicht im Einklang stehen mit den Hoffnungen der Juliusrevolution . . .

Ein lebendiges Gegenstück zu ihm bildet der oben erwähnte Tänzer H . . . . . (d. i. Hoguet), ein ebenso exaltirter Royalist, wie W . . . . . Republikaner . . .

„Wer ist jener Jude, der sechs bis sieben Zeitungen in Beschlag genommen hat und so volubil und hastig seinem Nachbar docirt?" fragte ich den Marqueur. „Dr. S . . . . . (d. i. Sobernheim**)" war die Antwort . . . Es war mir interessant, diesen Mann, der in alle Berliner und auswärtige Blätter über Theater schreibt, im Gespräch zu beobachten. Er sprach, wie es schien, mit vielem Enthusias-

*) Vergl. Heinrich Smidt, Herr Rentier Rosentipfel. Berlin 1859. Seite 112.
**) Vergl. Karl Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. Berlin 1875. Seite 72.

Digitized by Google

mus und in einer sehr blumenreichen Sprache über das Talent des Schauspielers R . . . (d. i. Rott*), der ihn vor einiger Zeit im Thiergarten durchgeprügelt hatte. Indeß über diesen Vorfall schien bereits Gras gewachsen zu seyn; denn selbst in seinen Theater-Kritiken, die an jedem Morgen, Dr. S . . . . . unterzeichnet, in den Berliner Blättern emporblühen, trug er R . . . jene Prügel nicht mehr nach . . .

In einem Winkel des Zimmers bemerkte ich eines Nachmittags einen schüchternen Menschen mit etwas gebücktem Oberkörper und einem schwarzen Schnurrbart, einen Menschen, der halb wie Angst, halb wie Vermittlung aussah, ein Mittelding zwischen Berliner Freimüthigkeit und schriftstellerischer Zerrissenheit. Der Marqueur bedeutete mir auf mein Befragen, daß dieser Mann H . . . . . (d. i. Häring**) heiße und den „Freimüthigen" redigire. „Ist das Herr H . . . . .?" fuhr ich auf. Ob es der Mensch im Winkel hören mochte? Er horchte auf, suchte mich zu fixiren, blickte jedoch sofort wieder in die Berliner literarische Zeitung. Du wirst ihn kennen, den Verfasser des „Walladmor", den großen Berliner Unbekannten, den edlen Hutten***) an der Spree. Wie ich später erfuhr, sollen ihm Huttens Nachkommen, deren Einige in Berlin leben, den Prozeß machen wollen, wegen ihres Ahnherrn, der bei weitem freimüthiger gewesen seyn soll, als Herr H . . . . . , oder als W . . . . . A . . . . . (d. i. Willibald Alexis), der alle Tage mit ihm, Arm in Arm, durch die Berliner Gassen schlendert.

Ein junger Mensch mit einem Schnurrbart zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war Herr O. F. G . . . . . (d. i. Gruppe), der Verfasser des Antäus und der Ariadne, er, der nicht so groß, wie Aristoteles, und doch größer ist . . .

„Wer ist denn jener geschäftige Israelit?" — „Dr. med. S . . . . (d. i. Sachs)". „Er spricht ja stets im Diminutiv: Hofräthchen, Verdienstchen, Procentchen." „Allerdings, er drückt sich selbst aus; sein Geist wirkt nur im Diminutiv, in hundert homöopathischen Theilchen. Zwölf Zeitschriften werden von ihm unter verschiedenen Namen redigirt, in zwanzig andere korrespondirt er, noch fünfzig andern hat er Biographien, Nekrologe, Worte der Erinnerung über und an Michael Beer geliefert. Bei dem Allen besorgt er seine medicinische Praxis, leitet Abends die Claqueurs in „Robert der

*) Vergl. F. W. Gubitz, Erlebnisse. Berlin. Bd. 3. 1869. Seite 39 ff.
**) Vergl. Friedrich Bodenstedt, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin Bd. 2. Zweite Auflage. 1890. Seite 111.
***) Der Freimüthige ist mit Huttens Vignette geziert.

Digitized by Google

Teufel", versorgt den neuen „Beobachter an der Spree" mit städtischen, eine medicinische Zeitung mit medicinischen Beobachtungen . . ."

Jetzt eilte eine lange Gestalt, mit dem Johanniter-Orden geschmückt, durch die Zimmer, durchflog die Zeitungen, flüsterte hier- und dorthin, demonstrirte rechts und links und empfahl sich dann eilig. Das mit Neuigkeiten besetzte Gesicht zog mich an. „Wer ist diese ewige Beweglichkeit?" fragte ich einen Nahesitzenden. „Herr v. T . . . . . (d. i. v. Treskow*), der Besitzer einer liebreizenden Tochter, ein Mann, der allenthalben Gönner und Freunde hat, ein Protektor der Kunst, ein Vermittler aller Concerte, mit einem Worte, ein Ritter der Musen und Grazien." „Also eine Berliner Notabilität." „Allerdings, eine Berliner Curiosität." „Berlin scheint mehrere Curiositäten zu besitzen?" „Ja wohl, da, uns vis-à-vis, erblicken Sie eine zweite." Ich richtete meine Augen auf einen Menschen, der ein Dutzend Zeitungen mit ängstlicher Fürsorge zu hüten schien, indem er sie mit seinem Arm bedeckt hielt. „Es ist der Zeitungsbär"**), sprach mein Nebenmann.

Auch Heinrich St . . . . . (d. i. Stieglitz***) sah ich bei Stehely. Eine phantastische Figur, mit großem Quäckerhut, durchstrich in flüchtiger Hast die Zimmer, rechts und links in die Zeitungen blickend und sich, nach kurzem Verweilen und einigem Umblicken, eben so rasch empfehlend . . ."

So die Vertrauten Briefe über Stehelys Stammgäste, lebhaft und intim, mit einem Stich ins Indiskrete! Und der Schreiber dieses lebendigen Briefes? Der Verfasser der Vertrauten Briefe? — Wer kennt ihn noch? Und wer ihn kennt, wer liest ihn noch? — Ist Eduard Beurmann. Und doch verdiente er ein besseres Geschick, denn er war keine unbedeutende und uninteressante Persönlichkeit, war er schließlich auch nur Journalist.

Hier und da, besonders in Briefen und Memoirenwerken der dreißiger und vierziger Jahre, wird sein Name genannt, meist mit Anerkennung. Aber merkwürdig! nirgends eine rechte Zusammenfassung seines Lebens und seiner Wirksamkeit, soviel ich auch Universal- und Speziallexika, Literaturgeschichten und Monographien

*) Vergl. Heinrich Smidt, Herr Rentier Rosentipfel. Seite 250.

**) Vergl. über den „Zeitungstiger" Jacoby, Bilder. Bändchen 2, Seite 181; Julius Rodenberg, Unter den Linden. Deutsche Rundschau. Bd. 54. 1888. Seite 397; Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin 1898. Seite 10.

***) Vergl. Bodenstedt, Erinnerungen. Bd. 2. Zweite Auflage. Seite 234 ff.

Digitized by Google

durchblättert oder, wo ein Register fehlt, durchgelesen habe; so leidet z. B. Proelß' verdienstliches Werk „Das junge Deutschland" (804 Seiten Text) unter diesem Mangel. Am Ausführlichsten heißt es noch in Pierers Universal-Lexikon, 5. Aufl. Altenburg (1867): „Beurmann, Eduard, geb. 1804 in Bremen, lebte dort einige Zeit als Sachwalter, ging später nach Hamburg und Lübeck, dann nach Frankfurt a. M., wo er bei der Redaction der Oberpostamtszeitung angestellt wurde. Er schrieb: Frankfurter Bilder (Mainz 1835), Skizzen aus den Hansestädten (Hanau 1835), Ludwig Börne (Frankfurt 1837), Mittheilungen aus dem Leben eines Advocaten (ebenda 1838, 2 Bände), Brüssel und Paris (Leipzig 1837 f., 2 Bände), Die 3 Septembertage der Georgia Augusta 1837 (Frankfurt 1838), Deutschland und die Deutschen (Altona 1838 bis 1840, 4 Bände), Ueber Afghanistan (Darmstadt 1844); gab heraus: Almanach der deutschen Bühne (Frankfurt 1835), Der Telegraph, neueste Folge 1837, 1. Jahrgang, u. a. m."

Etwas kann ich diese für ein Konversations-Lexikon ja ausreichenden, sonst aber recht dürftigen Notizen ergänzen nach Angaben von Beurmann selbst, von Gutzkow[1]), Oetker[2]), Dingelstedt[3]), Heine[4]), Geibel[5]), Bodenstedt[6]). Die wichtigsten Daten aber, seinen Geburts- und seinen Todestag, wie einige andere erfuhr ich schließlich — auf dem Einwohner-Melde-Amt des Berliner Polizei-Präsidiums.

Ludwig Georg Eduard Beurmann wurde am 14. April 1804 in Bremen geboren. Er besuchte dort die Schule des Rektor Sanders und in Göttingen, wohl 1823—27, die Universität, um Rechtswissenschaft zu studieren. Ob er fleißig studierte?! Jedenfalls erfreute er sich der Vorlesung Prof. Hugos, wenn dieser von den drei größten Juristen der Welt sprach und erklärte, den dritten zu nennen, verbiete ihm die Bescheidenheit. Fleißig aber machte er studentisches Leben mit, focht manche Mensur und lernte auch den Carzer kennen, das berühmte Hotel de Brybach. Als er auf einer Mensur an der Nase

[1]) Karl Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. Berlin 1875.

[2]) Friedrich Oetker, Lebenserinnerungen. Stuttgart 1877.

[3]) Julius Rodenberg, Franz Dingelstedt. Berlin. Bd. 1. 1891.

[4]) H. Hüffer, Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold. Deutsche Rundschau. Bd. 42. 1885. Seite 427 ff.

[5]) Emanuel Geibel's Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie. Mitgetheilt von Albert Duncker. Deutsche Rundschau. Bd. 44. 1885. Seite 42 ff.

[6]) Friedrich Bodenstedt, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin. Bd. 2. Zweite Auflage. 1890.

Digitized by Google

verwundet war, pflegte ihn treu der spätere Münchener Professor Phillipps und wachte darüber, daß er sich im Schlafe nicht den Verband abriß. Aber den berühmten Mann an diese Szene zu erinnern, wagte Beurmann doch nicht, als er ihn an der Jubelfeier der Georgia Augusta 1837 wiedersah, denn er fürchtete seine Frage: „Und was treibst Du?", worauf er hätte antworten müssen: „Ich nehme an der Redaktion des Frankfurter Telegraphen teil." 1826 wurde er zum Doktor promoviert. Dann folgt seine Sachwalterzeit in Bremen, Hamburg und Lübeck. Sie nahm ein Ende, als er eine Schauspielerin, die am 4. Februar 1808 in Regensburg geborene Maria Thereſe Pauline Böttiger, heiratete und ihrem Drange, der Bühne treu zu bleiben, nachgab. Er wurde Literat und gründete sich eine Existenz in Frankfurt a. M., wo Verwandte seiner Frau wohnten. Am 11. März 1832 traf er dort ein, von seiner Thereſe sehnlichst erwartet. Und „die schlimme Mauer", hinter der ihn seine Frau erwartete, erschien ihm seitdem wie die beste Mauer der Welt und merkwürdiger, als die große chinesische.

Erfüllt von den Gedanken des jungen Deutschlands, die seit der Juli-Revolution in der Luft lagen, fand er genug zu schreiben über oder vielmehr gegen die Politik, Kunst und Literatur seiner Zeit. Gerade auch in Frankfurt, der alten Kaiserwahlstadt und neuen Bundesstadt, von der neues politisches Leben ausgehen sollte und immer noch nicht wollte! Auch die Frankfurter National-Bühne unter Franz Grüners Leitung konnte ihm nicht gefallen mit ihrem Haschen nach äußeren Effekten, jedem wahren Kunst-Enthusiasmus abhold. Einen Lichtblick bedeutete Karl Seydelmanns Gastspiel März bis April 1834. Er entzückte ganz Frankfurt, nicht zuletzt unsern Beurmann, der begeistert von ihm spricht, zumal da er ihm persönlich näher trat.

Und die Frankfurter Literatur? „Ja, mit der hat es wirklich — ich zitiere Beurmanns Worte — eine ganz besondere Bewandniß. Bratwürste, Sauerkraut mit Solperfleisch, Krepfeln usw., das Alles lasse ich mir gefallen, es mag nirgends besser gefunden werden, als in Frankfurt, es ist ganz vortrefflich, ganz überaus einladend. O, es hat große Verehrer. Aber Literatur! „Wie viel kostet das Buch? Wie theuer ist das Journal? Sechszehn Gulden für ein Journal. Das ist sehr viel, außerordentlich viel." Wenn in Frankfurt die Literatur pfundweise verkauft werden könnte, wenn sie einigermaßen nach Trüffeln und Champignons schmeckte, wenn sie wenigstens Coupons hätte, die man abschneiden könnte, sie würde wirklich an Werth

Digitized by Google

gewinnen. Aber so, wie sie nun einmal ist, ohne reellen Geschmack und Werth, gilt sie gewaltig wenig in Frankfurt."

Wie bei dieser Geltung der Literatur in Frankfurt die Journale beschaffen waren, läßt sich denken. Um vom Intelligenz-Blatt nicht zu reden, in dem nur Frankfurter Apfelwein ausgeboten, Häringe, Bricken und Austern empfohlen, Heiraten proklamiert, Sterbefälle verkündet, Bücher verboten wurden, so war Durands Journal de Francfort nach Beurmanns Urteil fürstendienerisch und seicht, die Oberpostamts-Zeitung ohne Haltung, das eine Auge auf den Fürsten von Thurn und Taxis gerichtet, das andere nach den Lesern. Besser kommt das Konversations-Blatt der Oberpostamts-Zeitung weg, indem das Arrangement des Ganzen zu einem bunten, den Leser anziehenden Potpourri gelobt wird; besser auch Hellers Frankfurter Journal, weil es über alle Neuigkeiten gut referiere, das Hauptblatt sowohl wie das Beiblatt für Geist und Gemüt, auch Didaskalia genannt. Dieses biete in den Verdeutschungen der Gedichte Victor Hugos, Berangers und Lamartines von W. Wagner sogar eine Leistung, die über den Geist und das Gemüt der meisten Leser des Blattes gehe. Die Frankfurter Jahrbücher schließlich finden Beurmanns volle Anerkennung, da sie unparteiisch und nur auf das Allgemeinwohl bedacht, die Gemeinde-Angelegenheiten besprächen, in einer Weise, daß sich kein deutsches Blatt darin mit ihnen messen könne.

1835 schloß sich Beurmann auch äußerlich dem Führer des jungen Deutschlands an, Gutzkow, der nach Weihnachten 1834 nach Frankfurt gekommen war, um das Literatur-Blatt des Dullerschen Phönix zu schreiben. Der Phönix, im Sauerländerschen Verlag, erschien mit dem Jahre 1835 als modernes Blatt, ganz im Sinne des jungen Deutschlands. Frühlingszeitung für Deutschland nannte er sich, und als belletristisch-literarisch-artistische Zeitschrift hatte er sich angekündigt. Er bot reiche Belletristik, Notizen über Kunst, Geschichte und Dramaturgie, alles in Original-Aufsätzen, also Unterhaltung und Belehrung genug. Auch Beurmann beteiligte sich daran, lebhaft, wie das in seiner Art lag. Der Federn, die sich in den Dienst des Phönix stellten, waren schließlich soviel, daß er nicht Raum genug bot. Daher wurde eine neue Zeitschrift, Deutsche Revue, geplant, zu der sich gleichfalls zahlreiche Mitarbeiter fanden. Auch Beurmann war unter ihnen. Doch überschritt die Zeitschrift nicht dieses Stadium der Vorbereitung, denn die meisten Mitarbeiter zogen sich zurück, als das junge Deutschland mit den Regierungen in Konflikt geriet.

Digitized by Google

Varnhagen v. Ense fiel ab; es folgten von preußischen Universitätslehrern Ulrici, Gans, Rosenkranz, Hotho, Trendelenburg. Ludwig Geiger (Das Junge Deutschland und die preußische Censur. Berlin 1900. Seite 142 ff.) hat ihren Erklärungen in der Allgemeinen Zeitung nachgespürt, aber die von Gans, Hotho und die erste von Ulrici nicht gefunden. Diese, datiert den 29. Oktober 1835, steht im Blatt vom 7. November, jene beiden, datiert den 22. und 24. November 1835, stehen im Blatt vom 3. Dezember.

Mit der Ankündigung der Deutschen Revue trat Gutzkow vom Phönix zurück; Beurmann aber trat Gutzkow noch näher, als dessen Händel mit Menzel soweit gediehen waren, daß er sich nur durch eine Duellforderung glaubte helfen zu können. Das war, als seine Wally*) erschienen war und Menzel September 1835 in der Kritik der Wally die Regierungen geradezu aufgefordert hatte, gegen den Verfasser des Buches, das Schamlosigkeit der Sitten — Emanzipation des Fleisches war das Schlagwort — und Schändung der Religion predige, und gegen seinen Anhang einzuschreiten. Wienbarg stellte die Duellforderung, Beurmann brachte aus Sachsenhausen die Pistolen herüber, die der dort kommandierende Oberst der Oesterreicher, Freiherr von Cuddenhove, geliehen hatte. Alles war bereit, nur Menzel fehlte. Der wollte seinen Gegner nicht hinter Hecken und Zäunen erwarten, sondern auf dem offenen Felde der Literatur! Seine Denunziation aber hatte den Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember zur Folge, der alle, auch die zukünftigen Schriften der unter dem Namen des jungen Deutschlands bekannten Schule verbot, namentlich die von Heine, Gutzkow, Wienbarg, Mundt und Laube.

War es mit Beurmanns Mitarbeit an der Deutschen Revue nichts, weil diese überhaupt nicht ins Leben trat, so erschien die Frankfurter Börsenzeitung sogar unter seiner Verantwortlichkeit. Aber sie hielt sich nur kurze Zeit, nämlich die zweite Hälfte des Jahres 1836. Sie mußte auch mit besonderen Schwierigkeiten ringen. „Die Druckerei hatte nur Lehrjungen zu verwenden, welche in jedem Worte drei Buchstabenfehler machten, sodaß der Redacteur zugleich ein wahrer Sklave im Correctordienste war. Bis drei Uhr sollte täglich die sich aus den schaudererregendsten Bürstenabzügen bis dahin einigermaßen gutenbergswürdig gestaltende Nummer fertig sein.“ So äußert sich darüber Gutzkow in seinen Rückblicken.

*) Auf eine wenig bekannte Gegenschrift der Wally sei hier hingewiesen, von der ich aus einem Weigelschen Antiquariats-Katalog Kenntnis erhielt, „G. Neu(mann), Betty, die Gläubige. Nürnberg 1836.“

Digitized by Google

Aber der Humor, der aus diesen Worten spricht, ist ihm wohl erst nachher gekommen. Auch brachte diese Freuden nicht das Jahr 1837, wie er dabei angiebt, sondern 1836.

Der Phönix hatte seine Tendenz geändert, Duller sich in seinem Blatt vom 2. Dezember 1835 von der Richtung seines bisherigen Mitredakteurs Gutzkow entschieden losgesagt, Gutzkow hatte Frankfurt verlassen, um in Mannheim für seine Wally drei Monate abzubüßen: da kehrte auch Beurmann Frankfurt den Rücken und wandte sich nach Kassel, noch im Jahre 1836. Also nicht an Ort und Stelle besorgte er bis zu Ende die Redaktionsgeschäfte der Frankfurter Börsenzeitung.

Auch in Kassel fehlte es ihm bei seiner Beweglichkeit nicht an gleichgesinnten Genossen. Es war der Kreis um Dingelstedt, in den er trat, zu dem Oetker, der Dichter Gustav Schulz, der Musiker Bernhard Schädel, die Maler Trost und Friedrich Müller, der Baumeister Engelhard, Bettinas alter Freund, und andere gehörten. Winter 1836/37 bildete sich daraus ein förmliches Kränzchen mit dem Namen „Die Stiftshütte" und mit regelmäßigen Zusammenkünften erst im Landgrafen Karl, dann bei Vater Luhmann, zuletzt im Hessischen Hof. Ein Abend in der Woche war für die Zusammenkünfte festgesetzt. Da ging es lustig, mitunter überlustig her: man vertrank und verträumte, verdichtete und verdünnte ihn. Studentisches Leben wurde fortgesetzt und allerhand Mummenschanz und Possenspiel getrieben, manchmal so lärmend, daß Nachbarn daran Anstoß nahmen. Und Dingelstedt war Gymnasial-Hilfslehrer! Die Arbeit wurde aber darüber nicht vergessen. Eine Frucht der Zusammenkünfte war das von Dingelstedt bei Bohné herausgegebene Hessische Album, zu dem auch Heinrich König und Heinrich Scheffer beisteuerten. Gern hätte ich es auf Beurmanns Beitrag hin eingesehen; aber weder die Königliche Bibliothek in Berlin, noch eine der preußischen Universitäts-Bibliotheken besitzt es, trotzdem schon sein Umfang von 23¼ Bogen aufmerksam machen müßte. Ob es in Kassel oder in Fulda ist? Am Jahrestage der Stiftung des Klubs, am 20. Oktober 1837, wurde das Erscheinen des Albums gefeiert. Beurmann hielt eine witzige Taufrede.

Auch an der damals in Kassel gegründeten Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung war Beurmann beteiligt; ja er war geradezu die Seele des Hauptblatts, während Dingelstedt mehr für ihr unterhaltendes Beiblatt, die Wage*), sorgte. Doch fristete die Zeitung

*) Die vielen Wagen! Aber das überrascht nicht im Lande der Denker. Ich nenne noch die Wage von Börne, von Venedey, von Guido Weiß, von Schneidt und die Wiener, von Lothar gegründete.

Digitized by Google

nur ein kurzes Dasein von sechs Monaten. Ein größeres politisches Blatt unter Beurmanns Leitung kam nicht zur Entfaltung.

Ueber all den neuen Bekanntschaften aber blieb Beurmann Gutzkow treu. Er war es auch, der Dingelstedt zuerst mit Gutzkow in Berührung brachte und mit der ganzen literarischen Bewegung, deren streitbarster Vorkämpfer, wenn nicht anerkannt führendes Haupt eben Gutzkow damals war.

In diese Zeit fallen Beurmanns Reisen nach Paris und nach Berlin. Ihre Ergebnisse sind niedergelegt in dem Buch „Brüssel und Paris" und in den Vertrauten Briefen über Preußens Hauptstadt, eben jenen, aus denen wir die Schilderung der Stehelyschen Konditorei genommen haben. Des Buches „Brüssel und Paris" konnte ich nicht habhaft werden; ungefähr aber können wir uns eine Vorstellung davon machen nach einer Rezension im Freimüthigen (Jahrgang 1837, Seite 1015). Die hebt hervor den gemäßigten Ton, der nicht verletzen könne, wie manches frühere Buch von Beurmann, den pikanten Stil, die scharfe Zeichnung, die lebhafte Darstellung und lobt besonders die Bemerkung, daß sich in Paris von Deutschen im ganzen nur Gesindel finde, weil dadurch die hier und da herrschende Begeisterung für das liberale Paris etwas abgekühlt würde.

Auf diese Bemerkung Beurmanns geht wohl die Stelle in einem Brief Heines an Detmold: „Lesen Sie doch Beurmanns Niederträchtigkeiten gegen mich, dem ich meine Adresse anvertraute, nachdem er mir sein Ehrenwort gab, sie nicht zu verrathen! Welche Schufte, meine Deutschen!" Ueberhaupt war Heine nicht gut auf Beurmann zu sprechen. Er rechnete ihn zu jenen literarischen Touristen, die sich in seine Häuslichkeit eindrängten, um durch eine Unterhaltung, durch Beschreibung seiner Persönlichkeit, seiner Wohnung usw. Stoff zu feuilletonistischen Genrebildern zu erhaschen, deren Indiskretion ihm unaufhörlichen Aerger bereitete. Diese Herren gerieten sich dann noch gegenseitig in die Haare über die geringfügigsten Lappalien, forderten ihn zu öffentlichen Erklärungen auf, ob der oder jener der Wahrheit eine Nase gedreht habe, und beschuldigten ihn unmännlicher Feigheit, wenn er von diesen Fraubasereien selbstverständlich nicht Notiz nahm. So schildert Strodtmann in seiner Heine-Biographie ihr Treiben.

Auch zu manchen Zeitungs- und Zeitschriften-Artikeln gab seine Pariser Reise Beurmann Stoff. Im Rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1841 z. B. plaudert er über die französische Bühne und einige deutsche Schauspieler, sein Lieblingsthema. Und zu plaudern verstand er; darin lag seine Stärke.

Digitized by Google

In Kassel blieb Beurmann nicht mehr lange nach jenem durch die Taufrede denkwürdigen 20. Oktober, denn das Vorwort zu den Drei Septembertagen der Georgia Augusta ist datiert: Frankfurt a. M. im November 1837.

Hier redigierte er den Telegraphen, der erst Beiblatt der Börsenzeitung war, dann selbständig, als die Börsenzeitung, am 1. Juli 1836 gegründet, mit Beginn des folgenden Jahres eingegangen war. Er redigierte die neueste Folge des Telegraphen, Band 1 und 2, Juli bis Dezember 1837. Daneben wird er manche Reise gemacht haben für sein Werk über Deutschland und die Deutschen, das 1838 und 1839 in vier Bänden erschien, gearbeitet nach berühmten Mustern, im besonderen nach Demokrit-Webers „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" (4 Bände. Stuttgart 1826—28).

Spärlich fließen die Quellen über Beurmann in den folgenden Jahren. Der Telegraph konnte sich in Frankfurt nicht halten und wurde von Gutzkow trotz jenes Bundesratsbeschlusses 1838 nach Hamburg in den Verlag von Hoffmann und Campe gegeben, die schon Uebung hatten im Verkehr mit der Zensur.

Beurmann hingegen beteiligte sich in der nächsten Zeit an der Redaktion der Oberpostamts-Zeitung. Das befremdet sehr, denn es ist ja jene Zeitung, über die er in seinen Frankfurter Bildern (Mainz 1835) wenig schmeichelhaft geurteilt hat. Hatte er auch eine gewisse Schwenkung des Blattes nach links zugeben müssen, so war es doch in der Tat damit nicht weit her, denn noch 1835 brachte es von Joel Jacoby Artikel denunziatorischen Inhalts gegen Gutzkow und die neue Richtung. Und in die Redaktion dieser Zeitung trat Beurmann ein. Aber er hat wohl seine Gründe gehabt. Joel Jacoby übrigens wurde später Lektor der politischen Polizei in Berlin und gar Kanzleirat — ein ehemaliger Schüler Hegels! Und die Oberpostamts-Zeitung? Interessiert heute höchstens noch durch ihren vergeblichen Widerspruch in der Flottenbildungsfrage anfangs der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Im Frühjahr 1842 besuchte Geibel unsern Beurmann, um ihn für die Aufführung seines Königs Roderich zu gewinnen. Beurmann muß also Einfluß in dieser Hinsicht gehabt haben. Er empfing ihn zuvorkommend und führte ihn zu seinem Schwager, dem Theaterdirektor Meck. Beide hatten das Drama gelesen, beiden hatte es gefallen. So versicherten sie denn, daß es aufgeführt würde, wenn sich nicht ganz besondere Schwierigkeiten fänden, und zwar ohne große

Digitized by Google

Kürzungen und mit Glanz. Hoffnungsvoll zog Geibel weiter. Aber sein König Roderich ist in Frankfurt nie gegeben worden, ist überhaupt nur einmal, Oktober 1846, in Weimar aufgeführt worden und klanglos über die Bretter gegangen.

1847 finden wir Beurmann in Beziehungen zu Bodenstedt. Die Varrentrapp-Passavantsche Buchhandlung nahm dessen Völker des Kaukasus in Verlag. Die ersten Druckbogen, in der Adelmannschen Druckerei gesetzt, entstanden noch im Sommer 1847 unter Bodenstedts Augen; die folgenden durchzusehen, versprach Beurmann. Das Werk erschien auch 1848, aber das Honorar blieb aus. Eine Anweisung auf 4000 Franks, zahlbar vom Bankhause Torlonia, wurde nicht anerkannt. Da wendet sich Bodenstedt telegraphisch wieder an Beurmann und erhält die Antwort, H. Keßler, der Inhaber der Buchhandlung, sei verreist. So war es auch. Kurz vor dem Zusammenbruch seines Geschäfts war er nach Homburg gegangen, um an der Spielbank sein Glück zu versuchen. Dann war er verschwunden. Es hieß, er sei nach Amerika geflüchtet.

Diese Antwort ist für fünfzehn Jahre das Letzte, was ich von Beurmann weiß. Zufällig handelt es sich dabei um eine Geldangelegenheit, und doch vielleicht nicht bedeutungslos. Denn auch in seinem Leben hat das liebe Geld wohl eine Rolle gespielt, hat es sich darum gedreht, hat ein Tag den andern abgelöst mit der ewigen Sorge ums nötige Brot. Viel hatte er sich gemüht und wenig geschafft. Es wird ihm gegangen sein wie Gutzkow, der sich die Mittel zur Taufeier seines Erstgeborenen von seinem Verleger erst vorschießen lassen mußte. Ein stetes aus der Hand in den Mund! Dabei hieß es in Kühnes Europa: „Das junge Deutschland wollte nicht bloß leben, sondern auch glänzend leben"! Am Willen fehlt' es nicht, doch gar zu sehr am Können!

Wie gesagt, die nächsten fünfzehn Jahre Beurmanns hüllen sich mir in völliges Dunkel. Ob sein Einfluß gelitten hatte infolge seiner Mitarbeit an der Oberpostamts-Zeitung, die einen Umschlag seiner Gesinnung voraussetzte?

Nur eine Vermutung möchte ich noch äußern, die leider nichts Günstiges für unsern Beurmann enthält. Becker, in seinen Briefen deutscher Bettelpatrioten an Louis Bonaparte, schreibt Seite 72: „Zwischen dem Namen Beth und Beust in der alphabetischen Reihenfolge des französischen Originals ist ein gewisser Dr. juris Edw. B . . . . . als Eigenthümer oder Agent einer deutschen Zeitung bezeichnet, der am 29. Juli 1854 an Louis Bonaparte Folgendes schrieb:

Digitized by Google

„Wenn die französische Regierung nach der Weise anderer Kabinette beabsichtigt, sich des . . . Journals zu bedienen, um dem Auslande ihre innere Politik bekannt zu machen, so werden diese Mittheilungen mit Eifer und Verschwiegenheit aufgenommen werden" . . . Der nämliche, sein Journal anbietende Dr. Edw. B . . . . ., dessen Name und Wohnort uns leider verschwiegen werden, hat sich schon unterm 30. Oktober 1852 an Louis Bonaparte gewandt mit der Bitte, demselben auf einem zu bezeichnenden Wege politische Mittheilungen machen zu dürfen. Er hatte sich damals auf Moritz von Haber berufen und versichert, daß er sich diese Freiheit nur aus Ergebenheit gegen die Sache des Prinzen, gegen dessen erhabene Person und dessen ebenso reine wie aufgeklärte Tendenzen herausnähme. „Es ist wahrscheinlich ein Süd- oder Mitteldeutscher." Sollte etwa unser Beurmann in diesem B . . . . . stecken? So erklärte sich mir Manches. Die fünf Punkte hinter dem B stimmen ebenfalls, wenn man nur die Laute zählt.

Besonders viel für sich hatte diese Vermutung, solange ich, völlig auf Mutmaßungen angewiesen für die Zeit nach 1848, an einen Zusammenhang zwischen unserm Beurmann und der Villa Beurmann in Bazeilles dachte, um die in der Frühe des 1. September 1870 Stunden lang ein harter Kampf tobte. Aber die Villa gehörte dem französischen General z. D. Beurmann, der — war's am selben Tage oder gleich darauf? — Kommandant der Festung Sedan wurde. So weit schweiften meine Gedanken, und ich hatte ihn so nahe!

1863 siedelte er von Frankfurt nach Berlin über. Noch zwanzig Jahre spann sich sein Leben fort, gewiß unter mancherlei Mühe und Arbeit, doch auch nicht ohne Freude: er erlebte das Fest der goldenen Hochzeit und sah seine Familie vermehrt bis ins dritte Glied. Am 16. Februar 1883 starb er. Fast vergessen. Nicht nur, weil Richard Wagners Tod am 13. Februar alle Welt bewegt hatte und die Vorbereitungen zu seiner pomphaften Bestattung so viele in Anspruch nahmen . . .

Beurmann ruht auf dem Neuen Dorotheenstädtischen Kirchhof, seine Therese zur Seite, unter schlichter Epheudecke. —

Wie sich der Geschmack weiter entwickeln wird? Wer kann es sagen! Fast scheint es aber so, als ob das Bier, das sich seit Bismarcks parlamentarischen Abenden auch in den höchsten Kreisen eingebürgert hat, noch eine ganze Weile herrschen werde. So dürfen wir ja getrost für die Literatur das Beste erwarten, gesunden Realismus, — behält Geltung der oben konstruierte Parallelismus.

Digitized by Google

Die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Dr. Albert Haas (Harry A. Fiedler).

In Deutschland, wie überhaupt auf dem europäischen Kontinent und zum Teil auch in England, hat sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine Arbeiterpartei verbreitet, welche den nationalen und wirtschaftlichen Traditionen der betreffenden Länder mit bewußter Feindseligkeit gegenübersteht. Sie hat die städtische Arbeiterbevölkerung organisiert und sich namentlich der politischen Agitation zu Wahlzwecken gewidmet. Ihre Absicht ist, die politische Macht im Staate zu gewinnen und sie dann zur Verwirklichung ihrer mehr oder weniger sozialistischen und internationalistischen, aber stets ganz unpraktischen Ideale zu benutzen. Und in den meisten Fällen hoffen diese Parteien, daß sie durch die Eroberung parlamentarischer Majoritäten diesem erträumten Ziel näher gebracht werden können.

In den Vereinigten Staaten von Amerika würde man vergeblich nach einer politischen Arbeiterbewegung von ähnlichem Charakter und Umfang suchen. Zwar gibt es eine Socialist Labor Party of the United States of America, welche Marxistische Prinzipien mit zielbewußtem und unentwegtem Doktrinarismus in der Wüste predigt. Sie hatte auch bei der Präsidentenwahl im Jahre 1900 einen eigenen Kandidaten aufgestellt, der ganze 39 739 von den 14 000 000 abgegebenen Stimmen erhielt. Außerdem wurden 87 814 Stimmen für den Kandidaten der Social Democratic Party of America abgegeben. Diese Partei, welche sich jetzt die Socialist Party of America nennt, vertritt gemäßigtere Anschauungen. Sie besteht namentlich aus früheren Mitgliedern der Socialist Labor Party, die wegen Mangels politischer Rechtgläubigkeit und Ueberzeugungs-

Digitized by Google

treue „rausgeflogen" sind. In vielen Hinsichten ist die Socialist Party dem revisionistischen Flügel der kontinentalen Sozialdemokratie verwandt. Keine der beiden amerikanischen Parteien hat bisher irgendwie nennenswerte Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Es wäre jedoch falsch, anzunehmen, daß in Amerika keine starke und den Arbeitgebern mehr als unbequeme Arbeiterbewegung besteht, wenn sie auch nicht die doktrinäre Form der klassen- und zielbewußten Sozialdemokratie angenommen hat. Letzteres ist bisher aus mehreren Gründen, man könnte sagen unmöglich gewesen.

Zunächst einmal hat die ganze amerikanische Nation kein großes Zuvertrauen zu der theoretischen Lösung praktischer Probleme. Sie hat gleichfalls eine tiefe und unausrottbare Abneigung gegen alle Zentralisation. Schon in der amerikanischen Bundesverfassung kommt dieser Hang zum Partikularismus, diese Vorliebe für möglichste Autonomie des Einzelstaats, der Kommune und des Individuums deutlich zum Ausdruck. Ist diese allgemeine Tendenz des ganzen amerikanischen Lebens schon der Entstehung eines kompakten Klassenbewußtseins im Wege, so macht die merkwürdig uneinheitliche Zusammensetzung der amerikanischen Arbeiterschaft ein solches vollends unmöglich. Von den 29 928 804 männlichen Einwohnern der Vereinigten Staaten im Alter von 10 Jahren und darüber waren nach dem zwölften Zensus 23 956 115 erwerbstätig. Nun lebten aber damals in der Union 3 375 509 Farbige und 5 529 495 im Ausland geborene Weiße desselben Alters und Geschlechts. Diese beiden Bevölkerungsgruppen haben meist nicht viel mit dem eingeborenen Lohnarbeiterstande zu tun. Die Farbigen werden verachtet und ungefähr als Parias angesehen; die Eingewanderten gelten wenigstens als minderwertig. Beide finden sich namentlich zahlreich in den untersten Schichten der Arbeiterschaft, wo sie meist in den schwersten und unangenehmsten Tätigkeiten ihren Unterhalt verdienen: die Bergleute und ungelernten Erd- und Straßenarbeiter sind nur in den seltensten Fällen eingeborene Amerikaner.*) Fast ein Viertel der amerikanischen Arbeiter nimmt

*) Diesen Nationalitäten gehören auch die meisten Opfer der sweat shops an und das System der Kinderarbeit findet sich am häufigsten in diesen Kreisen ungenügend bezahlter Arbeiter. Nach den Veröffentlichungen in den Hull House Papers waren in Chicago im Jahre 1895 gegen 25 bis 30 000 Personen in sweat shops beschäftigt. Die Arbeitsräume waren so unsanitär, als überhaupt nur denkbar; die Arbeitszeit war überall viel zu lang. Männer, die vom 14. Lebensjahre an in einem sweat shop gearbeitet hatten, waren mit 34 Jahren so entkräftet, daß sie z. B. nicht mehr einen Fahrstuhl be-

Digitized by Google

also von vornherein wegen seiner Rasse oder Nationalität eine sozial und wirtschaftlich inferiore Stellung ein; und man kann von einem gelernten, weißen, in Amerika geborenen Arbeiter nicht erwarten, daß er einen Nigger, oder „Dago" (Italiener), oder „Hunnen" (Ungar) für seinesgleichen hält oder sich gar mit ihm aus Klassenbewußtsein solidarisch fühlt.

Ist somit eine starke Tendenz zur Bildung von Standesunterschieden innerhalb der Arbeiterschaft unverkennbar, so ist sie anderseits durch keine scharf gezogene, unüberschreitbare Grenze nach oben abgeschlossen. Die amerikanische Schule ist nicht so organisiert, daß in ihr die Menschen schon im zartesten Kindesalter in drei sich für den Rest des Lebens fremd bleibende Gruppen eingeteilt werden, die der Volksschüler, der Bürgerschüler und der Gymnasiasten, denen dann im späteren Leben die Stände der Unter-, Subaltern- und Oberbeamten mehr oder weniger entsprechen. Statt dessen besteht das amerikanische Unterrichtswesen aus drei auf einander folgenden Stufen; und der Besuch der einen schließt natürlich den der beiden anderen nicht im geringsten aus.**) Des weiteren ist durch Abendschulen, Anstalten für brieflich erteilten Unterricht usw. reichlichst dafür gesorgt, daß strebsame junge Leute armen Standes nach Absolvierung der Elementar- oder Mittelschule zu gleicher Zeit durch Handarbeit ihren Lebensunterhalt verdienen und sich weiter bilden können. Unter den Stenographen im Bureau eines Rechtsanwalts sind oft genug junge Leute, die nach Beendigung ihrer Arbeit in einem „Evening Course" Jura studieren und nach einigen Jahren selbst Rechtsanwälte sind. Vor allem aber gibt der Amerikaner nicht übermäßig viel auf theoretische Schulung; es kommt ihm vielmehr lediglich auf die positive, rein praktische Leistungsfähigkeit an. Examina und langwierige Studien haben für ihn nur insofern Wert, als der durch sie Vor-

dienen und so ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Die Aerzte konstatierten bei ihnen Symptome von Altersschwäche. Der jährliche Verdienst solcher Familien betrug 260 bis 300 Dollars. Auch die Jahresverdienste der italienischen Bahnarbeiter sind sehr niedrig wegen der unregelmäßigen Beschäftigung: 150 bis 225 Dollars. Während 20 bis 30 Wochen haben sie Arbeit und verdienen 1,25 Dollars den Tag. Die Kinder vieler Eingewanderter, namentlich der russischen Juden, der Böhmen usw. arbeiten in den großen Bazaren als Laufburschen, die die eingekauften Gegenstände vom Verkäufer zum Einwickler und zurück tragen, in den Straßen bis spät in die Nacht hinein als Zeitungsverkäufer, als Schuhputzer und in den Textil-Industrien, den Spinnereien und Webereien, in den Zigarren- und den Kartonfabriken.

**) Vergl. meinen Aufsatz über das amerikanische Schulwesen. „Preuß. Jahrb." Band 113, Seite 177 ff.

Digitized by Google

bereitete befähigt ist, sich schneller und vielleicht gründlicher in die Praxis hinein zu arbeiten. Sie können auf keinen Fall jedoch die tatsächlich notwendige praktische Geschicklichkeit ersetzen und geben ihrem Inhaber nie einen Monopolanspruch auf die höheren und leitenden Stellen. So geschieht es denn in Amerika fortwährend, daß anstellige, strebsame und energische Arbeiter im Eisenbahnwesen, in der Verwaltung, in der Industrie, in der Politik in leitende Stellungen als Ingenieur, Bureauchef, Betriebsleiter oder Direktor aufrücken, während in Europa diese Posten den akademisch Gebildeten reserviert bleiben. Herr Charles Schwab, der verflossene Präsident der U. S. Steel Corporation hat, wie ja auch in Europa bekannt, eine solche Laufbahn hinter sich. Nur pflegen die Amerikaner sich meist besser in ihre neue Stellung zu finden und über ihren Erfolgen nicht den Kopf zu verlieren. Zu Hunderten ließen sich die Beispiele anführen, in denen frühere Lohnarbeiter sich dauernd der wohlverdienten Achtung und des Vertrauens aller erfreuen. So enthält z. B. die „Railroad Gazette" (22. Januar 1904) die Biographie des jetzigen Assistant General Superintendent of the Western Railway. Dieser Herr war bis zu seinem 17. Lebensjahre Arbeiter auf einer Farm, wurde dann Bremser bei einer Eisenbahn, rückte dann zum Heizer, zum Maschinisten und schließlich zum Vorsteher einer Güterstation auf. Später wurde er Stationsvorsteher auf dem Bahnhofe von Jersey City, dann Vorsteher einzelner Teile verschiedener Eisenbahnsysteme. Jetzt hat er nach 31jähriger Tätigkeit, im Alter von 49 Jahren die Oberaufsicht und Verantwortlichkeit über ein Eisenbahnsystem von ungefähr 3300 englischen Meilen. Der kürzlich verstorbene Herr Marc Hanna, Führer der Republikaner im amerikanischen Bundessenate und einer der bedeutendsten Großindustriellen, fing seine Laufbahn in einem kleinen Kaufladen auf dem Lande an. Der Führer der Opposition im Bundessenate, Herr Gorman, hat nur die Volksschule besucht und war ursprünglich Diener in eben dem Hause des Parlamentes, zu dessen einflußreichsten Mitgliedern er jetzt gehört. Der jetzige „Boß" von Newyork, Herr Murphy, war ursprünglich Fuhrmann, wurde dann Kneipwirt und ist jetzt auf dem besten Wege, einer der einflußreichsten Politiker des ganzen Landes zu werden. Bei politischen Zweckessen sitzt er stolz zwischen ehemaligen Staatssekretären, zwischen Senatoren und Richtern; und sein Sohn ist Seekadett in der Naval Academy zu Annapolis. Generalleutnant Adna R. Chaffee, der höchste Offizier der amerika-

Digitized by Google

nischen Armee, hat seine militärische Karriere als einfacher Musketier begonnen. Und es ist bereits vorgekommen, daß Leute zu Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt sind, die in ihrer Jugend hinter dem Ladentisch gestanden hatten. Abraham Lincoln war einer von ihnen.

Darum zerfallen die Angestellten und Beamten der amerikanischen Privat- und Staatsbetriebe nicht in reinlich gesonderte Rang- und Standesklassen und niemand ist von vornherein gezwungen, seinen Ehrgeiz auf die Erreichung der höchsten Stellung innerhalb einer ihm durch seine erste Jugenderziehung angewiesenen Klasse zu beschränken. Infolge davon herrscht in Amerika ein sehr demokratischer Ton bei der Arbeit. In der Fabrik bilden die Ingenieure nicht einen durch akademische Würden von den Arbeitern getrennten Stand; mehrere unter ihnen sind selbst aus der Masse der Arbeiter hervorgegangen, mit denen sie täglich zusammen arbeiten und in der sich wahrscheinlich mehrere künftige Kollegen befinden. Damit hängt denn zusammen, daß die gesellschaftliche Stellung des Menschen nicht ausschließlich durch seinen Beruf und die Art seiner Beschäftigung bestimmt wird. Die Söhne der besten und angesehensten Familien scheuen sich nicht im geringsten, nötigenfalls nur die Elementar- und Mittelschule zu besuchen, dann aus Geldmangel auf die Kollege-Bildung zu verzichten und einfach in einem größeren Geschäfte tatsächlich von der Pike auf zu dienen. Anderseits gibt eine einflußreiche Stellung nicht ohne weiteres Zutritt zu der besten Gesellschaft. Hat der Emporgekommene nicht die hierzu nötigen Manieren, so bleibt er eben auf die überall bestehenden Kreise der Protzen und Parvenus angewiesen. Aber seine Kinder können sich dann wenigstens die geistige Kultur und das gesellschaftliche Auftreten aneignen, die sie dazu berechtigen, mit den Abkömmlingen der ältesten Familien des Landes kameradschaftlich zu verkehren und unter Umständen ihre verarmten Söhne oder Töchter zu heiraten. Gerade diese gesellschaftliche Bildungs- und Anpassungsfähigkeit des aufsteigenden Amerikaners oder zum mindesten seiner Kinder ist einfach bewunderungswürdig; und die diesem Zwecke dienenden Anschauungen, Gebräuche und Anstalten dürften in ihrer Art mustergültig sein.

Natürlich kann diese Organisation des Beamten- und Dienstpersonals der großen amerikanischen Verwaltungskörper nur darum so gute Erfolge haben, weil es sich dabei um Privatbetriebe dreht. Hierdurch wird in geradezu automatischer Weise jeder Favoritismus

Digitized by Google

eliminiert. Denn nur solche Unternehmungen können im Konkurrenzkampf bestehen, deren Leiter und Beamten ihren Platz wirklich gut ausfüllen. Wo diese reinigende Kraft des Wettbewerbes fehlt, wie z. B. in der Bundespost, da hat dieses amerikanische System auch ziemliche Korruption, Nepotismus und Unfähigkeit gezeitigt.

In der Arbeiterfrage hat das in Amerika bestehende System die Tendenz, wirklich befähigten und ehrgeizigen Arbeitern Gelegenheit zu geben, auch in anderer Weise als als „Arbeiterführer" sich über den Stand des Hand- und Lohnarbeiters zu erheben. Damit sind aber der ganzen Arbeiterbewegung zahlreiche, und gerade die leistungsfähigsten Elemente entzogen. Ein Gelehrtenproletariat besteht kaum im Lande; und auch sonst gibt es keinen intelligenten oder kapitalkräftigen Teil der weißen, stimmberechtigten Bevölkerung, der aus religiösen oder anderen Gründen im öffentlichen Leben zurückgesetzt und darum unzufrieden wäre. Fehlen damit also die Führer einer zielbewußten, systematisch unzufriedenen Partei, so ist auch anderseits jene allgemeine Stimmung des Nörgelns und Schimpfens unter den amerikanischen Arbeitern kaum zu finden. Politische Unzufriedenheit ist in den Vereinigten Staaten kein historisch begründeter Faktor des öffentlichen Lebens. Die europäischen Arbeiterparteien sind die Erben der radikalen Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts und sind meist aus dem extremen Flügel der politischen Linken hervorgegangen. Marx und Lassalle gehörten bekanntlich zuerst der radikal demokratischen Partei an und nahmen als solche an der achtundvierziger Bewegung teil. So kam es, daß die deutsche Sozialdemokratie ihr Programm auf gänzlich veraltete wissenschaftliche Anschauungen begründete und zugleich die gesamte fadenscheinige Romantik des Barrikadenbaues und der émeute aus den Zeiten der französischen Revolution übernahm.

In den Vereinigten Staaten hat es noch nie eine solche Stimmung gegeben, welche die ganze Nation in zwei feindlich nebeneinander lebende Hälften geteilt hätte. Die Revolution, durch die die Union möglich gemacht wurde, hatte nicht den Charakter eines Bürgerkrieges, sondern den einer nationalen Erhebung gegen fremde Unterdrücker. Statt die Nation in zwei innerlich entfremdete Heerlager zu spalten, was z. B. in Frankreich eingetreten ist, war die Erinnerung an diese Revolution — zu deutsch besser Freiheitskrieg — vielmehr die Grundlage eines einheitlichen Nationalgefühls. Anderseits aber fühlten die amerikanischen Auf-

Digitized by Google

ständischen sich mit der fast gleichzeitigen französischen Revolution solidarisch, und die Verfassung des neuen Bundes wurde nach den Rezepten der fortgeschrittensten Denker angefertigt. Fast ein Jahrhundert lang enthielt darum diese radikal demokratische Verfassung die Verwirklichung der extremsten und kühnsten Wünsche aller radikalsten Oppositionsparteien Europas. In ihr ist das Bestehen der Regierung von dem Willen des souveränen Volkes abhängig gemacht. Volle Versammlungsfreiheit, Koalitionsfreiheit, Redefreiheit und Preßfreiheit ist den Bürgern als „natürliches Recht" garantiert. Alle Bürger, zum wenigsten alle Weißen, haben das gleiche, geheime, direkte Wahlrecht zur Bestimmung der Mitglieder der Körperschaften, welche im Bund, im Einzelstaat und in der Kommune die gesetzgebende Gewalt ausüben. Die Beamten und Richter werden entweder vom Volke gewählt oder von Leuten ernannt, welche ihrerseits vom Volke gewählt sind. Die Polizei hat eine genau und eng begrenzte Machtsphäre und hängt direkt von den regelmäßigen Gerichtshöfen ab.

Es ist also kein Wunder, wenn die traditionelle Stimmung in Amerika, namentlich bei den unteren Bevölkerungsklassen, die absoluter politischer Zufriedenheit ist. Erst in den allerletzten Jahrzehnten sind noch weiter „fortgeschrittene" Parteien entstanden, deren Forderungen sich nicht immer mit den Sätzen der amerikanischen Verfassung vertragen. Und während früher die Amerikaner darauf stolz waren, daß jeder politisch Verfolgte und jeder politische Verbrecher bei ihnen im Lande der Freiheit eine Zuflucht finden konnte, so haben sie jetzt die Einwanderung von Anarchisten einfach verboten.

Ob übrigens diese ultrademokratische Verfassung nur gute Früchte getragen hat, kann man füglich bezweifeln. Man bedenke nur, daß amerikanische Munizipalitäten wie Newyork, Philadelphia, Chicago und andere in der ganzen Welt als Sitze der Korruption und der Unfähigkeit berüchtigt sind, während anderseits unsere deutschen Stadtverwaltungen überall im Auslande als mustergültig gerühmt werden.

Diese amerikanische Verfassung hat nun eine große Vereinfachung des politischen Lebens zur natürlichen Folge gehabt. Da allen Konfessionen freie Religionsübung und absolute Gleichheit zugesichert und da Kirche und Staat vollständig von einander getrennt sind, so ist ein politischer Kulturkampf in den Bereich der Unmöglichkeit gerückt. Fragen wie die der englischen Education

Digitized by Google

Act haben nichts mit der Politik zu tun, und Parteien wie die deutschen und die französischen Klerikalen sind undenkbar. Es gibt ferner keine Partei, welche die Erweiterung des Wahlrechts und die Demokratisierung der Verwaltung verlangt; es gibt keine Partei, welche diese Forderung bekämpft; es gibt keine Partei, welche sich auf Kompetenzstreitigkeiten zwischen Kirche und Staat gründet. Damit aber fehlen gerade jene Elemente, welche dem europäischen Parteileben seinen tiefernsten, erbitterten und verbitterten Charakter geben.

Den amerikanischen Parteien bleibt somit nichts weiter übrig, als sich mit der Erledigung der einzelnen, neu auftretenden Fragen zu beschäftigen. Bei ihnen handelt es sich nur sehr selten um politische Prinzipien; meist sind es Probleme, bei deren Lösung die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit den Ausschlag gibt. Nun kann man entweder Anhänger der Goldwährung oder Bimetallist sein, Anhänger der Freihandels- oder der Schutzzolldoktrin, Gegner oder Freund der staatlichen Kontrolle des Eisenbahn-, Bank- und Aktienwesens oder einer Welt- und Kolonialpolitik großen Stils. Alle möglichen Lösungen eines jeden dieser Probleme zerfallen also in zwei einander entgegengesetzte Gruppen, innerhalb deren ein Kompromiß stets leicht möglich ist. Und damit zerfällt auch das Parteileben ganz von selbst in den Kampf zweier Parteien, welche in jeder für die Gesamtheit wichtigen Frage entgegengesetzte Ansichten vertreten. Da diese Gegensätze keine religiös-metaphysischen Fragen betreffen, so ist die Stellung der Parteien zu ihrem Programm weniger persönlich, leidenschaftlich, verbissen und doktrinär. Nach dem treffenden Vergleiche von Bryce sind die amerikanischen Parteien vielmehr Rechtsanwälte, welche die Sache ihrer Klienten vor den Wählern gleichsam wie vor den Geschworenen vertreten. Rechtsanwälte fühlen sich nun zwar nicht mit den von ihnen vertretenen Interessen identisch, aber sie pflegen einen mehr oder weniger festen, gleichartigen Kundenkreis zu haben. Auf dieselbe Weise ist es gekommen, daß die amerikanischen Parteien einen dauernden Charakter erhalten haben, obwohl es ihnen durchaus nicht schwer fällt, die einzelnen Sätze ihres Programms, den Bedürfnissen der politischen Lage entsprechend, unter Umständen in ihr genaues Gegenteil zu ändern.

Das Ziel beider Parteien ist natürlich, bei der Wahl ihre Kandidaten durchzubringen. Zu diesem Zwecke müssen sie in den betreffenden Wahlkreisen bekannte und beliebte Persönlichkeiten

Digitized by Google

aufstellen und in ihr Programm solche Sätze aufnehmen, die ihnen möglichst viele Wähler zuführen. Hier macht es gewöhnlich einen vorteilhaften Eindruck, wenn einzelnen Interessenverbänden die Erfüllung ihrer speziellen Wünsche zugesagt wird. Und da auch die Amerikaner keinen Spaß verstehen, wenn es sich um ihren Geldbeutel handelt, so lieben es die politischen Parteien, die wirtschaftlichen Forderungen großer Interessenverbände in ihr Programm mehr oder weniger abgeändert oder abgeschwächt zu übernehmen.

Zu diesen Interessenverbänden gehören unter anderen auch die Unternehmer- und die Arbeiterorganisationen, d. h. die Gewerkschaften, welche in dieser Form sich sehr eifrig mit Politik befassen.

* * *

Die einfachste und natürlichste Form der amerikanischen Gewerkschaft ist die local union, meist kurz local genannt. Sie bezweckt die Organisation aller an einem Orte in demselben Berufe tätigen Arbeiter. Solche locals bestehen schon seit langer Zeit. Die New York Society of Journeymen Shipwrights wurde am 3. April 1803 gegründet und die der House Carpenters of New York City im Jahre 1806. Allein die Freizügigkeit und die daraus resultierende leichte Beweglichkeit des amerikanischen Arbeiters machte die Organisation größerer Verbände notwendig, welche sich aus einzelnen locals zusammensetzten. So entstanden die national und die international unions; erstere sind eine Vereinigung möglichst aller auf einem Arbeitsgebiet bestehenden unions in den Vereinigten Staaten; letztere nehmen auch die Gewerkschaften Canadas und manchmal Mexikos auf. Unter diesen Verbänden ist die International Typographical Union eine der ältesten. Sie geht bis auf das Jahr 1850 zurück. Die National Association of the Stonecutters bestand schon im Jahre 1856 und ist vielleicht noch älter als die der Typographen. Namentlich haben sich die Angestellten der Eisenbahnen und der Post zu solchen Verbänden zusammengeschlossen, da sie ja der Natur ihrer Tätigkeit nach auf umfassendere als rein lokale Organisationen angewiesen waren. Und noch jetzt sind die „Brotherhoods" der verschiedenen Eisenbahnangestellten, der Locomotive Firemen, der Railroad Trainmen, der Railroad Conductors, der Locomotive Engineers und der Railroad Switchmen die wichtigsten selbständigen National Unions. Dazu kommen noch einige andere wie die der Stone Cutters oder der Bricklayers and

Digitized by Google

Masons und die Gewerkschaften der Postbeamten: die National Association of Letter Carriers und die Post Office Clerks' National Union.

Diese Isolierung der Arbeiter nach Berufszweigen hatte einige Nachteile. Sie gab keine rechte Gelegenheit, die gemeinsamen Interessen der ganzen organisierten Arbeiterschaft solidarisch und einheitlich zu vertreten; und sie ließ die Massen der ungelernten Arbeiter unberücksichtigt. Um dem abzuhelfen, wurden zunächst lokale Verbände zwischen den verschiedenen Gewerkschaften gegründet. Schon am 2. Dezember 1833 wird in Newyork eine General Trades Union bei Gelegenheit eines öffentlichen Umzuges erwähnt; am 8. Januar 1834 wurde in Boston eine General Trades Union gegründet; und andere Städte folgten nach. Jetzt gibt es wohl keine einigermaßen volkreiche amerikanische Stadt, die nicht ihre Central Labor Union und ihr Allied Trades Council hätte. Namentlich haben die Gewerkschaften der Bauarbeiter regelmäßig ein Building Trades Council, das sich durch seine einheitliche Organisation und strenge Disziplin meist zum Herrn der Situation gemacht hat und den Arbeitgebern die Friedensbedingungen diktieren konnte.

Diese lokalen Föderationen von Gewerkschaften hatten das Problem der Organisation der amerikanischen Gesamtarbeiterschaft zwar gefördert, aber nicht gelöst. Zunächst versuchte man große interlokale Verbände von Gewerkschaften verschiedener Berufe zu gründen. Im Jahre 1866 entstand so auf einem in Baltimore gehaltenen Gewerkschaftstage die National Labor Union. Sie unternahm vor allem die Agitation zur Einführung des Achtstundentages bei allen von der Bundesregierung hergestellten Arbeiten. Im Juni 1868 wurde ein dahin lautendes Gesetz von beiden Häusern des Kongresses der Vereinigten Staaten angenommen. Die National Labor Union schrieb sich selbst das Hauptverdienst bei diesem Erfolge der Arbeiterschaft zu. Jedenfalls wuchs ihr Ansehen und ihre Mitgliederzahl dadurch sehr. Aber dieser Aufschwung war nur vorübergehend; die National Labor Union versuchte nämlich, als selbständige politische Partei aufzutreten, und besiegelte damit ihr Schicksal. Schon im Jahre 1870 war sie so gut wie aufgelöst. Auch der Versuch, im Jahre 1872 eine Industrial Brotherhood zu gründen, hatte keinen nennenswerten Erfolg.

Erst die Knights of Labor erreichten wieder größere Bedeutung. Sie gaben das traditionell amerikanische Prinzip der

Digitized by Google

Organisation nach Berufen auf (trades organisation) und versuchten alle Arbeiterklassen, gelernte und ungelernte, in einer zentralisierten Organisation ohne Rücksicht auf ihre Beschäftigungsart zu vereinigen (industrial organisation). Die Knights of Labor entstanden im Jahre 1869 (28. Dezember) zu Philadelphia unter den dortigen Zuschneidern als eine Art Freimaurerorden. Allein man nahm von vornherein Arbeiter aus allen Beschäftigungszweigen auf; überhaupt waren von der Mitgliedschaft nur ausgeschlossen „Fabrikanten und Verkäufer berauschender Getränke, Bankiers, gewerbsmäßige Glücksspieler und Rechtsanwälte". Die Einführung neuer Mitglieder ging auf Grund eines umständlichen, mystisch-kabbalistischen Zeremoniells vor sich. Bis zum Jahre 1879 wurde der Name des Verbandes streng geheim gehalten und selbst in den nur Mitgliedern zugänglichen Schreiben stets durch fünf aufeinander folgende Sterne (*****) ersetzt. Bald entstanden auch in anderen Städten solche geheime Orden, und im Jahre 1878 vereinigten sich diese ursprünglich kaum untereinander zusammenhängenden Gesellschaften zu der General Assembly of the Knights of Labor of North America. Statuten und ein Programm wurden adoptiert. Die Beamten des neu entstandenen Verbandes wurden gewählt und erhielten allerlei, den Freimaurerorden entnommene, hochklingende Titel. Die Angelegenheiten des Verbandes wurden weiter ängstlich als Geheimnis behandelt. Daher entstanden allerlei übertriebene Gerüchte über die Absichten und Tendenzen der Knights of Labor. Im Jahre 1885 glaubte man allgemein, daß sie einen Generalstreik zu Gunsten des Achtstundentages planten. Große Mengen extrem-radikaler Arbeiter und Agitatoren, meist den ungelernten Berufen entstammend, drängten sich in den Orden. Die Folge war, daß die jetzt von den einzelnen Zweigen des Ordens verhängten Streiks an Zahl, an Unüberlegtheit und an Gewalttätigkeit bedeutend zunahmen. Dabei wurde das Programm des Ordens zusehends radikaler und sozialistisch angehaucht.

Als Resultat dieser Entwicklung fing der Orden bald an, rapide zurückzugehen. Im Jahre 1886 hatte er 600 000 bis 700 000 Mitglieder gehabt. Diese Zahl ist jetzt auf 40 000 zusammengeschmolzen. Der Verband vegetiert nur mit Mühe weiter und hat alle Bedeutung verloren.

Statt dessen hat die American Federation of Labor während der letzten Jahre die führende Rolle in der amerikanischen Arbeiterbewegung übernommen. Sie hat von vornherein an dem tra-

Digitized by Google

ditionellen Prinzip der Autonomie der einzelnen Gewerkschaften strikt festgehalten und hat sich stets peinlich davor gehütet, als selbständige Partei am politischen Kampfe teilzunehmen.

Die American Federation of Labor wurde im Jahre 1881 als Federation of Organized Trades and Labor Unions of the United States and Canada gegründet. In demselben Jahre hielt sie ihren ersten Verbandstag zu Pittsburg (Pennsylvania) ab. 100 Delegierte waren erschienen, welche 95 Gewerkschaften mit zusammen 262 000 Mitgliedern vertraten. Im Jahre 1886 wurde der jetzt gebräuchliche Name angenommen.

In der A. F. of L., wie der Name gewöhnlich abgekürzt wird, ist die Stellung der einzelnen Gewerkschaft zum Verbande analog der des Einzelstaats zu der amerikanischen Union. Und wie letztere als ein Bund ursprünglich souveräner Staaten zunächst entstand, dann aber selbst neue Bundesstaaten zuließ oder gründete, so ist die A. F. of L. bemüht, von der Zentralstelle aus fortwährend neue Gewerkschaften zu gründen. Zu diesem Zwecke unterhält sie 41 fest angestellte Organisatoren, zu denen noch weitere 1200 freiwillige Organisatoren kommen. Diese gründen überall, wo das angängig ist, Gewerkschaften unter den Arbeitern derselben Berufe und gliedern sie den entsprechenden National- und International-Verbänden innerhalb der A. F. of L. an. In den Orten jedoch, wo nicht genug Arbeiter in denselben Beschäftigungszweigen tätig sind, werden sogenannte federal labor unions eingerichtet, denen dann ausnahmsweise Arbeiter verschiedener Berufe angehören. Augenblicklich befinden sich in der American Federation of Labor 115 International Unions, 31 State Branches, 593 City Centrals und 1483 Local Trade oder Federal Labor Unions, welche eine Mitgliederzahl von mehr als 2 000 000 organisierten Lohnarbeitern darstellen.*)

*) Die Ziffern sind nach brieflichen Angaben des Präsidenten der A. F. of L., Herrn Gompers, zitiert. Die Anzahl der Mitglieder der A. F. of L. ist in verhältnismäßig kurzer Zeit auf ihre jetzige Höhe gestiegen. Sie war im Jahre:

1890	199 500
1892	228 400
1894	176 300
1896	213 900
1898	254 600
1900	504 400
1901	789 500
1902	1 025 300
1903	1 605 593

Digitized by Google

Außerdem besteht noch ein anderer Verband von Gewerkschaften, die American Labor Union, welche namentlich im Westen des Landes unter den Bergarbeitern ihren Sitz hat. Sie verfolgt sozialistische Tendenzen und unterhält Beziehungen zu der Socialist Party; ihre Mitgliederzahl wird auf etwa 150 000 geschätzt. Ganz genaue Ziffern über die numerische Stärke der amerikanischen Arbeiterorganisationen liegen überhaupt nicht vor. Am Ende des Jahres 1901 nahm man an, daß die in den großen Verbänden organisierten Arbeiter 1 600 000 an Zahl waren. Davon kamen auf die hauptsächlichsten Verbände:

American Federation of Labor . . .	950 000*)
Brotherhood of Operative Plasterers .	7 000
Stone Cutters Association	10 000
Brotherhood of Locomotive Engineers .	37 000
„ of „ Firemen .	39 000
„ of Railroad Conductors	25 800
„ of „ Trainmen .	46 000
„ of „ Switchmen .	15 000
National Association of Letter Carriers	15 000

* * *

Nach Artikel IX, Sektion 1 der Statuten der American Federation of Labor ist es die Aufgabe des Executive Councils dieses Verbandes, „gesetzliche Maßregeln, welche die Interessen der Arbeiterschaft direkt berühren, zu überwachen und, wo nötig, solche Gesetzgebung zu veranlassen, als auf der jährlichen Delegiertenversammlung vorgeschrieben ist". Aehnliche Bestimmungen finden sich in den Statuten anderer, der Federation nicht angehöriger Organisationen. Sektion 254 der Constitution of the Brotherhood of Locomotive Firemen schreibt vor, daß der Großmeister dieses Ordens zusammen mit den Leitern anderer Verbände von Eisenbahnangestellten einen besonderen Beamten ernennen soll, „der sich um

Die Einnahmen und Ausgaben des Verbandes betrugen im Jahre:

	Dollar	Dollar
1881	174,95	136,20
1890	23 849,74	21 070,57
1900	71 125,82	68 373,39
1902	247 802,96	196 915,57

Die Verbände der Eisenbahnbeamten stehen offiziell mit der A. F. of L. in keinem Zusammenhange. Es besteht aber ein Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen.

*) Diese Schätzung stammt aus einer anderen Quelle, als die obige.

Digitized by Google

die Gesetzgebung zu kümmern hat, soweit sie die Eisenbahnangestellten betrifft und angeht". Dieselbe Vorschrift findet sich in Sektion 6 der Constitution des Order of Railway Conductors, in Nr. 22 der General Rules of the Brotherhood of Railroad Trainmen, und in den Verfassungen aller größeren Verbände.

Die gesetzgebende Gewalt in den Vereinigten Staaten fällt nun teils den Bundesautoritäten, teils den Einzelstaaten zu. Sache der Einzelstaaten ist es, Handel und Industrie gesetzlich zu schützen, soweit das Gebiet ihrer Tätigkeit innerhalb der Grenzen des betreffenden Staates liegt. Die Bundesgesetze regeln den Verkehr zwischen den Einzelstaaten, sowie die Angelegenheiten des District of Columbia, der Territorien und neuerdings auch der Kolonien.

Nach den Grundprinzipien des amerikanischen öffentlichen Lebens hat jeder Mensch „ein unveräußerliches Recht auf Leben, Freiheit und die Beförderung der eigenen Glückseligkeit". Dieses Grundrecht ist in der Unabhängigkeitserklärung angeführt, es ist durch die Verfassung garantiert und es ist die Grundlage des Common Law. Der Einzelne darf und muß nun in der Verfolgung seiner eigenen Interessen nur dann gehindert werden, wenn das zur Aufrechterhaltung der Grundrechte anderer notwendig ist. Der Abschluß und die Auflösung von Verträgen ist also frei, soweit dadurch keine gesetzwidrigen Zwecke verfolgt werden. Ferner können an und für sich mehrere sich vereinigen, um gemeinsam das zu tun, was als Handlung der Einzelnen nicht strafbar sein würde. Damit ist die gesetzliche Grundlage der Unternehmer- wie Arbeiterverbände gegeben und ihnen das Recht zur Verhängung von Ausständen und Aussperrungen verliehen. Ferner ist es ein Grundsatz des amerikanischen Rechtes, daß niemand gezwungen werden kann, für jemand anders zu arbeiten oder in seinem Dienste zu verbleiben. Man hat zwar versucht, den Eisenbahnbeamten aus Gründen der öffentlichen Sicherheit zu verbieten, die Arbeit ohne vorherige Ankündigung niederzulegen. Allein die Gerichte haben in höchster Instanz (z. B. Justice Harlan of the Supreme Court of the United States, case of Arthur v. Oaks.) entschieden, daß auch diese Angestellten nicht gezwungen werden können, etwas gegen ihren Willen zu tun, obwohl sie vielleicht hierbei kontraktbrüchig sind und obwohl sie den Betrieb der Eisenbahnen unmöglich machen. Die Koalitionsfreiheit ist obendrein noch in mehreren Staaten durch besondere Statute Laws garantiert.

Digitized by Google

Nach dem Common Law ist es nun strafbar, wenn Individuen oder Verbände andere Personen an Leben oder Freiheit bedrohen oder daran hindern, ihre eigenen, berechtigten Interessen nach eigenem Gutdünken zu verfolgen. Damit ist es strafbar, andere böswillig zu schädigen und, wie meist durch Statute Law*) genauer bestimmt wird, die freie Konkurrenz auf offenem Markte zu beschränken oder aufzuheben. Haben mehrere eine solche gesetzwidrige Handlung begangen, so werden sie wegen Conspiracy bestraft. Als Verbrecher wird darum verfolgt, wer durch Bedrohung, Einschüchterung oder Mißhandlung andere, z. B. sogenannte Streikbrecher, in der Freiheit des Abschlusses von Arbeitsverträgen hindert. Strafbar ist natürlich gleichfalls die absichtliche Zerstörung des Eigentums anderer, sowie Handlungen, die ihnen die freie Benutzung dieses Eigentums unmöglich machen. Eine Conspiracy liegt also vor, wenn ein Verband, z. B. eine Gewerkschaft, beim Ausstande offiziell die Zerstörung von Fabrikgebäuden, Maschinen und anderen Betriebsmitteln anordnet, oder etwa die freie Bewegung von Straßen- und Eisenbahnwagen oder von Kutschen und Karren unmöglich macht. Selbstverständlich hat man so gut wie nie nachweisen können, daß Befehle oder Ratschläge dieser Art gegeben sind.

Nun hat zwar der einzelne Arbeiter ein Recht, zu arbeiten oder nicht zu arbeiten, ganz wo und wann er will. Der Fabrikant hat ein Recht, einzustellen und zu entlassen, wen er will. Das Publikum hat ein Recht, zu kaufen, wo es will. Auch können Arbeitgeber alle ihre Arbeiter aussperren und Arbeiterverbände können streiken, soviel es ihnen Vergnügen macht, solange sie das in Verfolgung ihrer eigenen vermeintlichen Interessen tun. Anders aber ist es, wenn sie damit nur die Schädigung Dritter bezwecken oder die Freiheit des Arbeits- oder Kaufkontrakts beseitigen wollen. Mit anderen Worten, es ist strafbar, wenn Unternehmer durch die Führung sogenannter schwarzer Listen es irgend welchen Arbeitern, meist Streikführern oder Gewerkschaftlern im allgemeinen, unmöglich machen wollen, Arbeit zu finden. Dasselbe gilt aber auch, wenn Arbeiter sich vereinigen, um Streikbrecher zu boykottieren oder brotlos zu machen, oder wenn sie ihrerseits „schwarze Listen" von Arbeitgebern führen und sie daran hindern, Arbeiter zu finden oder ihre Waren an das Publikum abzusetzen. Auch dieses Prinzip

*) In mehreren Einzelstaaten und im Bereich der Bundesgesetzgebung durch die sogenannte Sherman Law.

Digitized by Google

des Common Law ist in 15 Staaten der Union durch besondere Gesetze gegen das black-listing und den Boykott betont. Es ist jedoch Tatsache, daß namentlich das Gesetz gegen den Boykott unwirksam geblieben ist. Die American Federation of Labor veröffentlicht in jeder Nummer ihrer Monatschrift, des American Federationist, eine lange Liste von Firmen unter dem Titel: „We don't patronize", ohne daß je hiergegen eingeschritten ist.

Diese Gesetze betrafen also unter dem Namen black-listing und Boykott Handlungen von Verbänden, welche als Handlungen einzelner durchaus harmlos sein würden. Dasselbe tritt ein, wenn die Einschüchterung von Streikbrechern geahndet wird. Ein einzelner kann sich vor eine Fabrik stellen, seine Faust dagegen ballen und seine Mißbilligung gegen alle die aussprechen, die in ihr arbeiten, ohne daß letztere dadurch eingeschüchtert werden. Die Sache hört aber auf, bloß komisch zu sein, wenn statt eines Menschen hunderte oder tausende dasselbe tun, ihre Fäuste gegen die Arbeitswilligen schütteln und auf der Straße heulen.

Szenen dieser Art sowie die Zerstörung von Eigentum, Behinderung des vom Ausstande betroffenen Betriebes und anderes mehr ist nun bei größeren amerikanischen Streiks die Regel. Welche Verteidigungsmittel stehen hiergegen dem Arbeitgeber zu Gebote? Zunächst ist er natürlich unter dem Schutze der Polizei, die im allgemeinen für Ruhe und Ordnung sorgt und jeden Menschen, den sie bei der Verübung eines Verbrechens ertappt, ohne weiteres verhaften darf. Der Arbeitgeber kann auch die von ihm beschäftigten Arbeitswilligen zum Zwecke der Notwehr bewaffnen und kann sie durch besonders eingestellte Privatpolizisten, z. B. von Pinkertons Agentur, schützen, und so die freie Aufrechterhaltung seines Geschäftsbetriebes verteidigen. Gegen etwaige Ruhestörer kann er richterliche Verhaftungsbefehle erlangen und sie vor dem Schwurgericht zur Rechenschaft ziehen. Denkt der Gouverneur eines Staates, daß die Polizei dem bei Gelegenheit des Streiks entstandenen Tumult und Landesfriedensbruch nicht mehr gewachsen ist, so muß er die Miliz des Staats zu den Waffen einberufen und den Belagerungszustand über den betreffenden Distrikt verhängen. Genügt auch die Miliz nicht mehr, so kann der Gouverneur vom Bundespräsidenten die Sendung regulärer Truppen erwirken. Der Präsident hat aber nur dann das Recht, aus eigener Machtvollkommenheit die Bundestruppen eingreifen zu lassen, wenn dem Bunde unterstehende Einrichtungen, namentlich die Beförderung

Digitized by Google

der Postsachen, in ungesetzlicher Weise durch den Aufstand behindert werden.

Die Polizeibeamten und der Gouverneur werden aber direkt oder indirekt vom Volke gewählt. Sie und die von ihnen vertretene Partei brauchen fortwährend die Gunst der Bürger bei den sehr häufigen Wahlen. Daher empfindet die Polizei eine leicht verständliche und durchaus menschliche Abneigung, gegen größere Mengen von Wählern vorzugehen; und die meisten Gouverneure neigen dazu, die Miliz nur dann einzuberufen, wenn wochenlang Mord und Totschlag in ganzen Distrikten geherrscht haben und wenn die öffentliche Meinung des ganzen Staates oder der ganzen Nation voller Entrüstung gegen seine fahrlässige Nachgiebigkeit Stellung genommen haben. So lagen die Dinge beim letzten Bergarbeiterstreik in dem pennsylvanischen Kohlenrevier.

Die Gerichte bestrafen des weiteren natürlich nur schon begangene Verbrechen. Sie können also nur helfen, wenn die durch die Gesetzesüberschreitungen beabsichtigten Folgen bereits erreicht sind. Und diese Gerichte sind Geschworenengerichte. In ihnen wird z. B. in einem Kohlendistrikt der Angeklagte vor seine Mitarbeiter gestellt. Seine Richter sind in der Majorität Gewerkschaftler wie er; sie haben an demselben Streik teilgenommen wie er; und es ist kein Zweifel, daß die dem Angeklagten zur Last gelegten Verbrechen im Interesse aller Streiker geschehen sind und darum auch den Geschworenen wahrscheinlich genützt haben. Man braucht also kein besonders großer Menschenkenner zu sein, um zu wissen, daß solche Geschworenen selbstverständlich befangen und voreingenommen sind. Eine weitere Schwierigkeit für den geschädigten Unternehmer ist, daß die Ruhestörer sich meist aus dem Bereich des Gerichtshofes entfernen, so daß ihre Verfolgung umständlich und kostspielig wird. Gelingt es nun aber wirklich, einen Arbeiter von einem solchen Geschworenengericht bestrafen zu lassen, weil er, wie das in dem letzten Bergarbeiterstreik vorgekommen ist, eine Pumpmaschine in einem Schachte mit Dynamit in die Luft gesprengt hat, so ist dadurch der ungeheure Geldverlust nicht um einen roten Heller kleiner geworden. Zwar kann der Täter nun auch auf Schadenersatz verklagt werden. Das würde aber einfach lächerlich aussehen; denn selbstverständlich kann kein Arbeiter die Tausende oder Hunderttausende von Dollar auftreiben, die dazu notwendig sind. Hier kommt nun dem amerikanischen Unternehmer die viel besprochene Einrichtung der Injunktion zu statten. Die

Digitized by Google

Injunktion dient nicht dazu, die Ausführung von Handlungen zu vereiteln, welche gegen das Strafrecht verstoßen. Sie ist vielmehr zum Schutze des Eigentums bestimmt. Eine Injunktion ist zulässig, wenn durch eine beabsichtigte Handlung jemandem ein an sich unersetzlicher Schaden zugefügt würde oder wenn der zivilrechtliche Anspruch des Geschädigten auf Schadenersatz dadurch illusorisch wird, daß zu seiner Erwirkung eine große Anzahl kostspieliger und umständlicher Prozesse nötig würde. Die Injunktion tritt also dann nur ein, wenn die regelmäßigen zivilrechtlichen Mittel zur Erlangung von Schadenersatz von vornherein wirkungslos sind. Fürchtet nun jemand, dieser Art dauernden und de facto unersetzlichen Schaden zu leiden, so kann er die Angelegenheit einem regelmäßigen Gerichtshofe vorlegen. In diesem Court of Equity entscheidet der Richter, ob die Befürchtung gerechtfertigt ist. Kommt er zu diesem Schlusse, so erläßt er eine Injunktion. Durch sie wird namentlich aufgeführten Personen oder näher beschriebenen Gruppen von Personen verboten, gewisse genau definierte Handlungen vorzunehmen. Die von der Injunktion Betroffenen können dann den Nachweis führen, daß die ihnen verbotenen Handlungen keine Schädigung der berechtigten Interessen des Klägers bezwecken. Gelingt ihnen das, so wird die Injunktion aufgelöst. Gelingt ihnen das nicht, so wird sie permanent. Wer den Befehlen einer solchen Injunktion nicht nachkommt, wird von dem sie erlassenden Richter wegen Contempt of Court empfindlich bestraft. Gegen die Erlassung der Permanenzerklärung einer Injunktion kann natürlich in höherer Instanz appelliert werden.

Injunktions dieser Art haben in den Lohnkämpfen der letzten Jahre eine sehr große Rolle gespielt. Ihr Wortlaut und ihr Inhalt ist stets ähnlich.*) Ihr Erfolg ist stets ein schneller und gründ-

*) Als typisch mag die folgende Injunktion gelten:

Before F. A. Guthrie, judge of the circuit Court of Kanawha County in vacation.

Boomer Coal & Coke Co. vs. Frank Freeman et al. — In chancery.

This day the Boomer Coal & Coke Company, by counsel, presented its bill of complaint, the undersigned, judge of Kanawha County circuit court, in vacation, against Frank Freeman, Jno. Cunningham, Benjamin Davis, J. A. Richards, Clark Johnson, Harve Woodrum, G. A. Purcell, William Harvey, Ed. Keeney, — Haptonstall, George E. Edwards, Phil. Poff, Joe Hackworth, William Mc.Quillon, Paris Hackney, and John Elmore, and their confederates and associates, and thereupon the said plaintiff moved the court for an injunction, as prayed for in said bill.

Upon consideration of which it is, until further order of the court, adjudged, ordered, and decreed as follows:

Digitized by Google

licher. Wie mit einem Zauberschlage verschwinden die lärmenden Volksmassen von den Straßen. Die Polizei fühlt plötzlich den Ernst der Situation; und da sie weiß, daß jetzt nicht mehr die meisten Arrestanten straffrei ausgehen, so wird sie energisch und tut ihre Pflicht. Das Postenstehen und die „Ueberredung" der Streikbrecher (scabs) hört auf. Und damit kommt der ganze Streik gewöhnlich zu einem schnellen Ende. Das alles aber nur, weil die Strafgewalt aus den Händen des Geschworenengerichts genommen und in die des unbefangenen Richters gelegt ist.

Gegen diese Anwendung des juristischen Begriffs der Conspiracy und gegen den Gebrauch und die Zulässigkeit der Injunktion haben nun die Arbeiterorganisationen begreiflicherweise von jeher ge-

---

That said defendants, and each of them, and their associates and confederates and all persons acting with them, and their respective agents and servants be, and they are hereby, inhibited, enjoined, and restrained from threatening or coercing in any manner any of the miners and employees of the plaintiff, the Boomer Coal & Coke Company, because of their working for said plaintiff, and from attempting in any manner to induce, by or through intimidation, treats, force, coercion, or compulsion of any kind, any of said miners and employees to quit the service of said company or to quit working for said company, and from assembling or marching, or causing to assemble or march, any body or company of men in or about or within close proximity to said company's mines, property, or works, or any of them, and from being a part of any such body or company of men, and from going upon said property, mines, or works, or any of them, and from annoying or harassing, or attempting to annoy or harass in any manner, any of said miners and employees while at work or while going to or returning from work, or while in, at, or about their homes, because of their being at work for said plaintiff, or for the purpose of inducing them to quit work, and, further, from trespassing upon, injuring, or destroying any of the structures, or fixtures, or other property of the plaintiff in or upon its premises aforesaid, or in, upon, or about its mines and plants, or any of them.

But this injunction shall not take effect until the plaintiff or someone for it shall execute bond before the clerk of Fayette County circuit court in the penalty of $ 1,000.00, conditioned to pay all costs and damages sustained by the defendants, or any of them, if it shall hereafter be determined that this injunction ought not to have been awarded. And upon such bond being given, the sheriff of Fayette County is directed, in addition to serving copies of this order upon the defendants, to post copies thereof in and about the mines and works of said plaintiff and at such places as the plaintiff may direct.

To J. C. Farr,
Clerk of the Circuit Court of Fayette County, W. Va.:
You are hereby directed to enter this order in vacation June 21st., 1902.
F. A. Guthrie,
Judge of Seventh Judicial Circuit of W. Va.

A copy. Teste:
J. C. Farr, Clerk.

Bond with aproved security has been given as required in the foregoing order. J. C. Farr, Clerk.

Digitized by Google

kämpft. Von den politischen Parteien haben namentlich die Demokraten Neigung gezeigt, diese Wünsche der Gewerkschaften in ihr Programm aufzunehmen. Die Demokraten sind seit Jahrzehnten Oppositionspartei gewesen, und sie haben sich ein wenig daran gewöhnt, ganz wie die europäischen Radikalen, für den kleinen Mann, für die Arbeiter, für die „Unterdrückten" und gegen die Regierung als solche prinzipiell aufzutreten. Durch ihre Fusion mit den Populisten haben sie die konservativeren Elemente zum Teil aus der Partei verscheucht und Demagogen, wie Herrn Bryan, emporkommen lassen. Dieser Herr hat von jeher besonders laut gegen „government by injunction" protestiert, ohne daß die Partei durch diesen Radikalismus etwas anderes als Niederlagen sich zugezogen hätte. Die Arbeiterverbände mit ihrem gesunden kaufmännischen common sense wissen auch sehr wohl, daß alle begeisterten Deklamationen der Minoritätspartei sie ihrem Ziele nicht um Haaresbreite näher bringen. Sie haben sich darum den politischen Wunderdoktoren der Demokratie keineswegs mit Leib und Seele verschrieben, sondern haben es meist vorgezogen, sich mit der herrschenden Majorität gut zu stellen. Und da die Republikaner sich natürlich auch recht gern die Stimmen der Gewerkschaftler sichern, so haben republikanische Abgeordnete des öfteren Gesetzentwürfe eingebracht, die den Wünschen der organisierten Arbeiter nachzukommen suchen. Zu ihnen gehört die Anti-Injunktion Bill, welche schon zweimal von dem Unterhause des amerikanischen Kongresses angenommen ist, ohne daß jedoch der Senat über sie abgestimmt und beraten hätte. Augenblicklich liegt dieser Gesetzentwurf wieder dem House of Representatives als die sogenannte Hoar-Grosvenor Bill vor. Das Committee on the Judiciary hat vom 13. Januar bis zum 26. Februar 1904 kontradiktorische Verhandlungen und Verhöre darüber abgehalten und hat dem Hause die Annahme empfohlen. Wahrscheinlich wird die Bill auch dieses Mal nicht im Senate zur Abstimmung vorgelegt werden. Nach dieser Vorlage soll im Geltungsbereich der Bundesgesetze der Begriff der Conspiracy nicht angewandt werden auf solche Handlungen von Arbeiter- und Arbeitgeberverbänden, welche bei Streitigkeiten zwischen beiden vorkommen und als Handlungen einzelner nicht strafbar sein würden. Desgleichen sollen Handlungen dieser Art nicht als Beschränkungen der freien Konkurrenz aufgefaßt und nicht durch Injunktions verboten werden dürfen. Damit würde der Boykott und die schwarze Liste wieder erlaubt sein, Landfriedensbruch bei Streiks würde

Digitized by Google

wieder ausschließlich den Geschworenengerichten unterstehen, und die Terrorisierung der nichtorganisierten Arbeiter (non union men) und Streikbrecher würde nicht mehr vermieden werden können.

Andere Forderungen der organisierten Arbeiter betreffen die Einführung des Achtstundentages in allen von den Regierungen geleiteten oder für sie arbeitenden Betrieben. Ersteres ist bereits Gesetz in den Bundesanstalten; und eine Gesetzesvorlage ist im Senate eingebracht, die auch den zweiten Teil dieser Forderung zum Bundesgesetz erhebt. Auch in einer ganzen Anzahl von Einzelstaaten ist der Achtstundentag bei öffentlichen Arbeiten gesetzlich vorgeschrieben.*) In sehr vielen Staaten besteht ein Gesetz, nach dem 8 Stunden den normalen Arbeitstag bilden, falls der im übrigen vollständig freie Arbeitsvertrag nicht anders bestimmt. Dieses Gesetz hat natürlich im besten Falle einen bloß agitatorischen Wert.

In dem „legislativen" Programm der Gewerkschaften finden sich auch Forderungen der Beschränkung oder gänzlichen Aufhebung der Frauen- und Kinderarbeit, sowie der Gefangenenarbeit, Forderungen von Gesetzen zum Schutze der Arbeiter, namentlich in den sogenannten sweatshops und, obwohl seltener, Gesetze zur Entschädigung bei der Arbeit Verunglückter.

Was die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit anbelangt, so herrschen in den einzelnen Staaten die verschiedensten Vorschriften. Auf der niedrigsten Stufe stehen hier die meisten Südstaaten, in denen auch keine allgemeine Schulpflicht besteht. Die Zustände in Staaten wie South Carolina, North Carolina, Georgia, Marnland spotten einfach jeder Beschreibung. Kleine Kinder, noch nicht 10 Jahre alt, werden hier oft zur Nachtarbeit in den sanitär ganz unzulänglichen Räumen von Baumwollspinnereien und Webereien abgearbeitet. Und selbst in manchen nördlicheren und sonst weniger zurückgebliebenen Staaten sieht es oft noch traurig genug aus. So gibt z. B. der Commissioner of Labor des Staates Iowa auf Seite 23 seines letzten Reports (für die Jahre 1901 und 1902) folgende Beschreibung: „In manchen Betrieben findet

*) In Arkansas, California, Colorado, Idaho, Kansas, Minnesota, Missouri, Newyork, Pennsylvania, Utah, Washington, West-Virginia, Wyoming, dem District of Columbia und bei allen von der Bundesregierung ausgeführten Arbeiten. In folgenden Staaten gilt ein ähnliches Gesetz unter gewissen Einschränkungen: Illinois, Iowa, Maryland, Massachusets, Montana, Nebraska, New Jersey, New Mexico, Tennessee, Texas, Wisconsin und Wyoming. In Missouri und Wyoming ist der Achtstundentag für Bergleute gesetzlich vorgeschrieben.

Digitized by Google

man Kinder, die erst 10 und viele, die erst 12 Jahre alt sind. Der Anblick dieser Kinder ist im höchsten Grade mitleiderregend, wenn man sie bei der Arbeit, umgeben von Schmutz und Dreck sieht. Die Arbeit der Fabrikinspektoren wurde dadurch schwer und traurig gemacht, daß in unserem schönen Iowa keine gesetzlichen Bestimmungen hiergegen bestehen." Wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der Arbeitergesetzgebung sind die Staaten Newyork und Massachusets am weitesten fortgeschritten. Nach den Gesetzen von Massachusets dürfen Kinder, die jünger als 14 Jahre alt sind, nicht vor 6 Uhr morgens, nicht nach 7 Uhr abends und nicht während der Schulstunden gegen Bezahlung beschäftigt werden. Die Arbeit solcher Kinder in Fabriken, Werkstätten oder Handelsanstalten (mercantile establishments) ist überhaupt verboten. Bis zum 16. Lebensjahre dürfen Kinder nur dann in den eben beschriebenen Unternehmungen beschäftigt werden, wenn sie ein vom Schulvorstand ausgefertigtes Zeugnis beibringen, das ihr Alter angiebt und bescheinigt, daß sie englisch schreiben und lesen können oder regelmäßig eine Abendschule besuchen. Kinder bis zum 18. Lebensjahre, sowie Frauen dürfen nicht mehr als 58 Stunden in der Woche beschäftigt werden. Ihre Arbeit darf nie länger als 6 Stunden ohne Unterbrechung dauern und die dann eintretende Eßpause muß wenigstens eine halbe Stunde lang sein. Frauen müssen Stühle oder sonstige Gelegenheiten zum Hinsetzen haben. In Newyork sind die Gesetze ähnlich; nur werden die Bescheinigungen für Kinder unter 16 Jahren von den Sanitätsbehörden ausgestellt und das Alter der Kinder wird nach den Aussagen der Eltern angegeben. Diese Bestimmung hat übrigens in Newyork und anderen Staaten mit gleichem Gesetze, wie Pennsylvania, durch den Meineid der Eltern und die Nachlässigkeit der Behörden sehr häufige Gesetzesumgehungen möglich gemacht.

Auch in der Arbeiterschutzgesetzgebung bestehen sehr große Unterschiede zwischen den einzelnen Staaten. Am häufigsten finden sich Vorschriften zum Schutze der Eisenbahnangestellten, welche denn auch eine bedeutende Verminderung der in Amerika noch immer überaus häufigen Eisenbahnunfälle herbeigeführt haben. Namentlich hat die am 4. Februar 1887 eingesetzte Interstate Commerce Commission hier einen recht segensreichen Einfluß ausgeübt. Nur etwa die Hälfte der amerikanischen Staaten und Territorien hat besondere Gesetze, welche den Gebrauch von Sicherheitsmaßregeln in Bergwerken vorschreiben. Und nur etwa ein Drittel der

Digitized by Google

Staaten hat Gesetze erlassen, die genaue und wirksame Bestimmungen zur Verhütung von Unfällen in Fabriken enthalten (W. F. Willoughby, Accidents to labor as regulated by law in the United States. Bulletin of the Department of Labor, Nr. 42). Ebenso spärlich ist die Gesetzgebung vertreten, welche sich mit der Unfallverhütung bei Neubauten beschäftigt. Diese Lücken der amerikanischen Arbeitergesetzgebung sind aber nicht auf böswillige Vernachlässigung zurückzuführen. Es liegt vielmehr im amerikanischen Nationalcharakter, nicht übermäßig vorsichtig, nach deutschen Anschauungen sogar etwas leichtsinnig mit Leben und Gesundheit bei der Arbeit umzugehen. Dem Arbeiter sind hohe Löhne die Hauptsache, und er ist wenig geneigt, aus Gesundheitsrücksichten oder ängstlicher Vorsicht das Tempo der Arbeit zu verlangsamen oder durch Schutzmaßregeln die Einträglichkeit seiner Arbeit zu verringern.

Auch die Haftpflicht der Unternehmer bei Unfällen bleibt weit hinter dem zurück, was unsere deutschen Gesetze im Interesse der Arbeiter bestimmen. Zwar ist jeder Kontrakt ungültig, in dem ein Arbeiter sich bereit erklärt, vorkommendenfalls auf sein Recht auf Unfallvergütung zu Gunsten des Arbeitgebers zu verzichten. Aber der Arbeiter hat nur dann einen Anspruch auf Entschädigung, wenn die Schuld an dem Unfall direkt auf den Arbeitgeber oder seinen Stellvertreter zurückgeht. Der Arbeitgeber ist nur verpflichtet, die allgemein üblichen Schutzvorrichtungen und Maßregeln anbringen zu lassen, und man nimmt an, daß der Arbeiter wissentlich und auf sein eigenes Risiko die oft gefährliche Arbeitsleistung übernommen hat. Namentlich ist der Arbeitgeber nicht verantwortlich, wenn der Unfall durch die Schuld eines anderen Arbeiters herbeigeführt ist. In diesem Falle ist der Arbeitgeber nach den extrem individualistischen Prinzipien der amerkanischen Denkweise nur dann entschädigungspflichtig, wenn er wissentlich inkompetenten Angestellten verantwortungsreiche Posten angewiesen und so durch Fahrlässigkeit das Unglück verschuldet hat.

* * *

Darum haben denn die älteren und erfahreneren Gewerkschaften besondere Versicherungsgesellschaften gebildet. So haben die Brotherhoods der Eisenbahnangestellten sämtlich besondere Beneficiary Departments. In der Brotherhood of Railroad Trainmen besteht diese Abteilung seit dem Jahre 1884. Es werden drei verschiedene Polizen ausgegeben: zu 1350, 1000 und

Digitized by Google

500 Dollar. Von den 54 963 Mitgliedern der Brotherhood waren 52 591 in den Geschäftsjahren 1901 und 1902 dem Beneficiary Department angehörig. Ihre monatlichen Beiträge waren auf 2, 1,50 und 0,75 Dollar festgesetzt. Die Kosten der Versicherung betrugen 20 bis 22,50 Dollar pro 1000 Dollar. Der volle Betrag, auf den die Polize lautet, wird beim Tode des Versicherten seinen Erben ausgezahlt; nach Sektion 68 der Konstitution erhält der Versicherte selbst diese Summe, wenn er arbeitsunfähig geworden ist durch Verlust einer Hand vom Handgelenk, Verlust eines Fußes vom Knöchelgelenk ab, sowie durch Verlust beider Augen. 670 790,46 Dollar wurden in den oben angeführten Jahren an Versicherte oder deren Erben ausgezahlt, und das Beneficiary Department hat seit seinem Bestehen 7 800 539,42 Dollar ausgegeben. Die Brotherhood of Locomotive Firemen hat während der 30 Jahre des Bestehens ihrer Versicherungsabteilung 7 564 717,87 Dollar für fällige Polizen ausbezahlt, und der Order of Railway Conductors 6 329 067,00 Dollar. Die Kosten für Einsammlung und Verteilung letzterer Summe betrugen 184 282,53 Dollar, und die jährlichen Versicherungsprämien belaufen sich auf 16 Dollar pro 1000 Dollar. Die ausgegebenen Polizen dieses Ordens lauten auf 1000, 2000 und 3000 Dollar, die nach dem Tode des Versicherten, oder wenn er eine Hand, einen Fuß, das Gehör oder das Gesicht verliert, fällig sind. Außerdem bezahlt der Orden augenblicklich noch an mehr als Hundert sonst arbeitsunfähig gewordene Mitglieder Pensionen von monatlich 20 oder 25 Dollar. Ebenso hat die National Association of Letter Carriers' eine Mutual Benefit Association, welche Lebensversicherungspolizen im Betrage von 1000, 2000 und 3000 Dollar ausgibt und die Einführung einer Alters- und Invalidenversicherung plant. Auch unter den der American Federation of Labor angegliederten Gewerkschaften haben viele Versicherungsabteilungen aller Art. Auf dem letzten Delegiertentage dieses Verbandes in Boston (9. bis 23. November 1903) berichtete der Sekretär, daß im abgelaufenen Geschäftsjahre von den International Unions der A. F. of L. ausgezahlt waren: 580 015,67 Dollar beim Tode von Mitgliedern, 437 058,58 Dollar Krankenunterstützung, 1 064,70 Dollar für Werkzeugversicherung, 79 538,37 Dollar für Arbeitslosenunterstützung, 84 891,58 Dollar für Reiseunterstützung und 47 201,00 Dollar Unterstützung beim Tode der Frauen von Mitgliedern.

Allein ihre Hauptaufgabe erblicken die Gewerkschaften natür-

Digitized by Google

lich in der Erreichung besserer Arbeitsbedingungen für ihre Mitglieder. Ihr Programm in dieser Hinsicht enthält eine ganze Reihe von Forderungen, welche begreiflicherweise alle darauf hinauslaufen, daß die Arbeiter möglichst hohen Lohn bei möglichst kurzer Arbeitszeit verlangen.

In einzelnen Fällen haben Gewerkschaften es versucht und auch erreicht, die in ihren Beschäftigungszweigen gezahlten Löhne dadurch zu bessern, daß sie systematisch die Anzahl der zur Konkurrenz zugelassenen Arbeiter zu beschränken suchten. Zum Teil dient hierzu das Bundesgesetz, nach dem die Einwanderung bereits kontraktlich in Amerika angestellter Arbeiter verboten ist. Zu einem ähnlichen Zwecke erheben einige Gewerkschaften möglichst hohe Beiträge von zuwandernden Ausländern, welche eintreten wollen. So beträgt der Initiation Fee in der American Flint Glass Workers' Union für Einheimische 3 Dollar und für Ausländer 50 Dollar. Hand in Hand damit geht die Beschränkung der Anzahl der von der Gewerkschaft zugelassenen Lehrlinge. Die meisten Unions geben als Maximalziffer einen Lehrling auf zehn Gesellen. In manchen Gewerkschaften, wie in der der Trunk and Bag Workers, kommt schon auf vier Gesellen ein Lehrling. Die Journeymen Stonecutters' Association bestimmt in Artikel V Sektion 8 ihrer Konstitution, daß auf einem Arbeitsplatz mit weniger als 15 Gesellen nicht mehr als 1, auf einem Arbeitsplatze mit weniger als 100 Gesellen nicht mehr als 2 und auf keinem Arbeitsplatze mehr als 4 Lehrlinge eingestellt werden dürfen. Dabei sollen stets die Söhne von Stonecutters vor anderen den Vorzug erhalten. Auch sonst haben sich verschiedene Gewerkschaften mit der Regelung des Lehrlingswesens beschäftigt. Sie haben die Dauer der Lehrlingszeit festgesetzt, haben Altersgrenzen für die eintretenden Lehrlinge bestimmt und haben dafür gesorgt, daß sie unterrichtet und nicht vornehmlich zu produktiver Arbeit angestellt werden. Verschiedentlich haben sie auch, obwohl bisher ohne greifbare Resultate, für die Regelung des Lehrlingswesens durch Staatsgesetze agitiert. Diese an die Zünfte erinnernde Tätigkeit der Gewerkschaften ist natürlich nur dann von Erfolg gewesen, wenn es sich um Berufszweige handelte, in denen alle oder die meisten Arbeiter organisiert waren. In allen anderen Fällen ist sie entweder wirkungslos geblieben oder die eben angeführten beschränkenden Bestimmungen haben nur dazu gedient, um die Gewerkschaften ihres ganzen Einflusses zu berauben.

Digitized by Google

500 Dollar. Von den 54 963 Mitgliedern der Brotherhood waren 52 591 in den Geschäftsjahren 1901 und 1902 dem Beneficiary Department angehörig. Ihre monatlichen Beiträge waren auf 2, 1,50 und 0,75 Dollar festgesetzt. Die Kosten der Versicherung betrugen 20 bis 22,50 Dollar pro 1000 Dollar. Der volle Betrag, auf den die Polize lautet, wird beim Tode des Versicherten seinen Erben ausgezahlt; nach Sektion 68 der Konstitution erhält der Versicherte selbst diese Summe, wenn er arbeitsunfähig geworden ist durch Verlust einer Hand vom Handgelenk, Verlust eines Fußes vom Knöchelgelenk ab, sowie durch Verlust beider Augen. 670 790,46 Dollar wurden in den oben angeführten Jahren an Versicherte oder deren Erben ausgezahlt, und das Beneficiary Department hat seit seinem Bestehen 7 800 539,42 Dollar ausgegeben. Die Brotherhood of Locomotive Firemen hat während der 30 Jahre des Bestehens ihrer Versicherungsabteilung 7 564 717,87 Dollar für fällige Polizen ausbezahlt, und der Order of Railway Conductors 6 329 067,00 Dollar. Die Kosten für Einsammlung und Verteilung letzterer Summe betrugen 184 282,53 Dollar, und die jährlichen Versicherungsprämien belaufen sich auf 16 Dollar pro 1000 Dollar. Die ausgegebenen Polizen dieses Ordens lauten auf 1000, 2000 und 3000 Dollar, die nach dem Tode des Versicherten, oder wenn er eine Hand, einen Fuß, das Gehör oder das Gesicht verliert, fällig sind. Außerdem bezahlt der Orden augenblicklich noch an mehr als Hundert sonst arbeitsunfähig gewordene Mitglieder Pensionen von monatlich 20 oder 25 Dollar. Ebenso hat die National Association of Letter Carriers' eine Mutual Benefit Association, welche Lebensversicherungspolizen im Betrage von 1000, 2000 und 3000 Dollar ausgibt und die Einführung einer Alters- und Invalidenversicherung plant. Auch unter de der American Federation of Labor angegliederten Ge[illegible]chaft haben viele Versicherungsabteilungen aller Art. Au[illegible]le Delegiertentage dieses Verbandes in Boston (9. bi[illegible] 1903) berichtete der Sekretär, daß im abgelaufe[illegible] von den International Unions der A. F. of [illegible] 580 015,67 Dollar beim Tode von Mitglied[illegible] Krankenunterstützung. 1 064,70 Dollar f[illegible] 79 538,37 Dollar für Arbeitslosenunterst[illegible] für Reiseunterstützung und 47 201,00 [illegible] Tode der Frauen von Mitgliedern.

Allein ihre Hauptaufgabe erblick[illegible]

Digitized by Google

lich in der Erreichung bessere [illegible]
glieder. Ihr Programm in diesen [illegible]
von Forderungen, welche begreif[illegible]
daß die Arbeiter möglichst hoher [illegible]
zeit verlangen.

In einzelnen Fällen haben [illegible]
auch erreicht, die in ihren Beim[illegible]
dadurch zu bessern, daß sie [illegible]
kurrenz zugelassenen Arbeiter [illegible]
dient hierzu das Bundesgesetz, [illegible]
kontraktlich in Amerika angestellte [illegible]
ähnlichen Zwecke erheben einige [illegible]
träge von zuwandernden [illegible]
So beträgt der Initiation Fee [illegible]
Workers' Union für Einheimische [illegible]
50 Dollar. Hand in Hand damit [illegible]
zahl der von der Gewerkschaft [illegible]
Unions geben als Maximalziffer [illegible]
In manchen Gewerkschaften, [illegible]
Workers, kommt schon auf [illegible]
Journeymen Stonecutters' Association [illegible]
Sektion 8 ihrer Konstitution [illegible]
weniger als 15 Gesellen nicht [illegible]
platze mit weniger als 100 [illegible]
keinem Arbeitsplatze mehr als [illegible]
dürfen. Dabei sollen stets die [illegible]
ar[illegible] Vorzug erhalten [illegible]
[illegible] mit der [illegible]
Dauer [illegible]
eintret[illegible]
unter[illegible]
werd[illegible]
[illegible]

Digitized by Google

In der Frage des Tage- und Stücklohns haben die verschiedenen Gewerkschaften von jeher eine verschiedene Stellung eingenommen. In den Berufen, in denen es sich um die Herstellung von Massenartikeln handelt, wird von den Gewerkschaften nichts gegen den Stücklohn eingewandt. Für den Tagelohn treten sie dagegen mit aller Energie in den Berufen ein, in denen die Verschiedenheit der einzelnen Produkte es unmöglich macht, einheitliche, von der Union bestimmte Lohnsätze durchzuführen. Es ist charakteristisch, daß die englischen Gewerkschaften genau dasselbe Prinzip befolgen. Und obwohl kein nachweislicher Zusammenhang zwischen den Organisationen beider Länder auf diesem Gebiete besteht, so haben doch die gleichen Bedingungen gleiche Resultate zur Folge gehabt. In beiden Ländern sind die Bauarbeiter, die Maschinisten, die Wagenmacher und die Bäcker Gegner, die Textilarbeiter, Schuh- und Hutmacher, Konfektionsarbeiter, die Arbeiter der Stahl- und Glashütten, die Töpfer, die Bergarbeiter, die Schriftsetzer und die Zigarrenmacher Anhänger des Stücklohns. Für Beschränkung des zu leistenden Arbeitsquantums sind die amerikanischen Gewerkschaften viel seltener als die englischen Organisationen eingetreten, die hierdurch so viel zur Verringerung der Leistungsfähigkeit der englischen Industrie beigetragen haben. Die amerikanischen Stovemounters haben in ihren einzelnen Local Unions oft Bestimmungen, welche einen Maximallohn der im Stücklohn beschäftigten Arbeiter festsetzen; z. B. 4,50 Dollar den Tag, wie der Satz in Detroit (Ill.) war, als der Tagelohn an demselben Orte und in demselben Berufe 2,75 Dollar betrug. Auch die International Association of Machinists, die National Amalgamated Association of Iron, Steel, and Tin Workers, die Lithographers Association und die Printing Pressmen and Assistants' Union haben oder hatten Bestimmungen dieser Art, die namentlich verboten, daß ein Arbeiter mehr als eine Maschine bediente. Allein die meisten Gewerkschaften haben sich dagegen lebhaft verwahrt, daß sie in ihren Statuten Vorschriften dieser Art hätten. Die öffentliche Meinung ist in Amerika stets gegen eine solche Praxis gewesen, und die Gewerkschaften, wie jedermann sonst in Amerika, legen hohen Wert darauf, die öffentliche Meinung für sich zu haben.

Die Hauptforderung der Arbeiter ist natürlich die Verkürzung der Arbeitszeit und die Erhöhung des Lohns. Und in den hierdurch veranlaßten Kämpfen hat, wie überall, der Streik eine große Rolle gespielt. Allein Streiks kommen auch ohne gewerkschaftliche

Digitized by Google

Organisation vor. In gewissem Sinne kann man sogar sagen, daß das Bestehen von Gewerkschaften eine Tendenz hat, die Anzahl der Streiks zu verringern. Einmal werden die Arbeitgeber es einer gut organisierten Gewerkschaft gegenüber weniger leicht auf einen offenen Kampf ankommen lassen und eher annehmbaren Forderungen der Arbeiter nachkommen. Und anderseits vermeiden die Gewerkschaften unüberlegte und von vorn herein aussichtslose Streiks, sobald sie alt genug geworden und einige Erfahrung gesammelt haben. Diese erziehliche, zur Vernunft mahnende Einwirkung der Union ist besonders stark, sobald diese nicht mehr lokale Organisationen, sondern große Verbände sind. Dann wird die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht mehr in der Hast und der Erregung des ersten Eindrucks gefällt. Nur indirekt an der ganzen Angelegenheit beteiligte Männer mit ziemlicher Erfahrung über die Aussichten von Streiks geben den Ausschlag. Und je größer der betreffende Verband, um so größer ist die finanzielle Verantwortlichkeit der leitenden Männer. Es hat aber stets eine ernüchternde, vernünftig machende Wirkung auf anständige Menschen, wenn sie ganz persönlich für den finanziellen Erfolg einer das Wohl und Wehe Tausender betreffenden Handlung verantwortlich gemacht werden. Zugleich ist es nur natürlich, daß auch die organisierten Arbeiter die Leitung dieser wesentlich finanziellen Angelegenheiten am liebsten zuverlässigen, ehrlichen und vorsichtigen Menschen anvertrauen, und daß sie keine Neigung haben, großmäulige Demagogen oder experimentierende Stubengelehrte und Theoretiker mit der Verwaltung ihrer Spargroschen zu beauftragen. Dem entspricht auch das Personal der amerikanischen Arbeiterverbände. Männer, wie z. B. Herr Gompers, der Präsident der American Federation of Labor oder Herr Mitchell können sich mit den europäischen Arbeiterführern wie den Herren Bebel oder Jaurès gewiß nicht als Volksredner vergleichen und stehen ihnen gewiß nach als Verfasser theoretischer, mehr oder weniger wissenschaftlicher, dickleibiger Dissertationen. Aber man braucht diese amerikanischen Arbeiterführer nur zehn Minuten gesprochen zu haben, um zu sehen, daß sie mit ihrer kritischen Sachlichkeit, ihrem Sinn für Tatsachen, ihrer wesentlich praktisch kaufmännischen Geistesrichtung alle Weisheitsprediger des „wissenschaftlichen Sozialismus" in die Tasche stecken könnten.

Diese ruhige, nüchterne Tendenz der größeren Arbeiterverbände kommt z. B. in den Bestimmungen der American Federation of

Digitized by Google

Labor über Streiks zum Ausdruck. Danach erhalten die der Federation angegliederten Gewerkschaften keine Hilfe vom Zentralverband, wenn sie aus eigener Machtvollkommenheit einen Streik erklären. Falls zwischen einer Lokal Union und einem Arbeitgeber nicht beizulegende Schwierigkeiten entstehen, so muß sofort der Präsident des Zentralverbandes mit der Weiterführung der ganzen Angelegenheit betraut werden. Er hat zunächst eine Untersuchung der Beschwerden der Arbeiter vorzunehmen oder anzuordnen. Je nach ihrem Resultat wird die Gewerkschaft abgewiesen oder ihre Forderungen werden dem Arbeitgeber nochmals, jetzt aber durch den Beamten der Federation, vorgelegt. Wird auch auf diese Weise keine Einigung erreicht, dann überweist der Präsident die Angelegenheit an das Executive Council der Federation. Dieses Council besteht aus dem Präsidenten, den acht Vizepräsidenten, dem Schriftführer und dem Schatzmeister des Verbandes, welche sämtlich auf dem jährlichen Delegiertentage jedesmal auf ein Jahr gewählt werden. Das Council entscheidet nun in letzter Instanz und autorisiert vorkommenden Falls die Gewerkschaft, jetzt den Ausstand zu erklären. Sind alle diese Vorschriften befolgt worden, so erhält die streikende Gewerkschaft nach Ablauf der ersten zwei Wochen auf sechs Wochen einen Zuschuß von wöchentlich 4 Doll. pro Mitglied. Im Geschäftsjahre 1902/1903 gab die Federation im ganzen 6690 Doll. aus dem Streikfonds an Lokal Unions. Diese Beiträge aus dem „defense fund" werden nur an solche streikende Gewerkschaften gezahlt, welche wenigstens ein Jahr lang der Federation angehört und deren Mitglieder monatlich wenigstens je 50 Cents in den Streikfonds gezahlt haben. Außerdem sind die betreffenden Unions verpflichtet, einen local defense fund zu unterhalten, zu dem jedes Mitglied wenigstens 5 Cents den Monat beitragen muß. Nach dem Statut der Federation muß ferner der Streikfonds des Zentralverbandes stets einen Ueberschuß von 5000 Doll. enthalten; um dies möglich zu machen, hat das Executive Council der Federation das Recht, nötigenfalls eine Umlage von 10 Cents von allen Mitgliedern der angegliederten Gewerkschaften zu erheben. Doch dürfen nicht mehr als fünf Umlagen im Jahre erhoben werden.

Aehnliche Vorschriften finden sich in den Statuten der anderen unabhängigen National oder International Unions. Nach Artikel VIII der By-Laws der Stone cutters Union wird festgesetzt, daß eine lokale Gewerkschaft, die zu streiken wünscht, zunächst in einer von

Digitized by Google

wenigstens drei Viertel der Mitglieder besuchten Versammlung einen dahin gehenden Beschluß fassen muß. Dieser wird dann zusammen mit einer genauen Darlegung der Umstände und des Charakters sowie Umfanges des beabsichtigten Streiks dem Zentralverbande mitgeteilt. Hier wird die weitere Behandlung des Falles dem Executive Board anvertraut. Erklärt dieser, daß die von der Lokal Union gegebene Darstellung den Tatsachen entspricht, so wird die ganze Angelegenheit nunmehr den einzelnen Gewerkschaften zur Abstimmung vorgelegt. Wenn eine Majorität aller zu dem Verbande gehörenden Gewerkschaften für den Streik ist und wenn dann ferner alle weiteren Versuche einer friedlichen Beilegung des Zwistes durch Vergleich scheitern, dann erst wird der Ausstand verhängt und vom Zentralverbande unterstützt.

Solche Streiks sind natürlich kein Strohfeuer, das plötzlich grell aufflammt und ebenso jäh erlischt. Sie sind das genaue Gegenteil der Ausstände romanischer Arbeiter, die gewöhnlich nach zwei- oder dreitägigem Straßenkrawalle resultatlos verlaufen, und bei denen es eigentlich nur darauf ankommt, ob die Polizei ihre Pflicht tut, solange die Krakehler noch frische Lungen haben und noch nicht übermüdet und übernächtig sind. Dieser ernste und überlegte Charakter der von den Gewerkschaften geleiteten Streiks hat denn auch zur Folge, daß ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz davon siegreich ist. Im Jahre 1900 fanden 1779 Streiks in den Vereinigten Staaten statt, durch welche 9248 Unternehmungen und 505 066 Arbeiter betroffen wurden. Die durchschnittliche Dauer der Streiks war 23,1 Tage, und die Verluste der Arbeiter an Lohn betrugen 18 341 570 Doll. An Unterstützungen für die Ausständischen wurden 1 434 452 Doll. von den Gewerkschaften ausgegeben und 65,43 Proz. der Streiks waren von den Gewerkschaften erklärt. Von diesen von den Arbeiterorganisationen geleiteten Streiks waren 48,96 Proz. erfolgreich, 21,95 Proz. waren wenigstens teilweise erfolgreich und nur 29,99 Proz. endigten mit der Niederlage der Arbeiter. Von den Streiks dagegen, die nicht von einer Organisation verhängt waren, brachten nur 29,94 Proz. einen vollen und 7,03 Proz. einen teilweisen Erfolg der Arbeiter, während 63,04 Proz. zu ihrer Niederlage führten.

Aber die Arbeiterorganisationen haben sich nicht darauf beschränkt, vorkommendenfalls die lokalen Gewerkschaften durch Rat und Geldzuwendung zu unterstützen. Sie haben auch mit großem strategischen Geschick es unternommen und zum Teil erreicht, durch

Digitized by Google

geschickte Verteilung ihrer Streitkräfte gewisse Forderungen nach und nach an allen Orten durchzusetzen. Besonders charakteristisch hierfür ist die Aktion der American Federation of Labor zur Einführung des Achtstundentages. Es wurde beschlossen, daß zunächst eine National Union ausgewählt werden sollte, die mit Unterstützung der gesamten Federation in den Kampf treten konnte. Am 1. Mai 1890 stellte dieser Verabredung gemäß die Gewerkschaft der Carpenters im ganzen Lande die Forderung des Achtstundentages auf. Bei den hierdurch hervorgerufenen Streiks zahlte die Federation über 12 000 Doll. an Unterstützungen. In vielen Städten führte die Bewegung zum vollständigen Siege. Weniger erfolgreich war die später unternommene systematische Aktion zur Eroberung derselben Konzession für die Bergarbeiter.

Jedenfalls ist sicher, daß die amerikanischen Arbeiter ihre gute materielle Lage zum großen Teile der Gewerkschaftsbewegung verdanken. Amerikanische Arbeitslöhne sind im allgemeinen sehr hoch. Im Jahre 1900 verdienten die Arbeiter im nördlichen, industriellen Teile der Union einen durchschnittlichen Jahreslohn von 457,23 Doll. Und in vielen Industrien war dieser durchschnittliche Jahreslohn beträchtlich höher. Damenschneider verdienten 672 Doll. (gleich etwa 2700 Mark), Arbeiter in Eisen- und Stahltürfabriken 753 Doll. (gleich 3012 Mark) und Steinarbeiter (lapidary workers) gar 1047 Doll. (gleich 4188 Mark). Im Jahre 1901 war der durchschnittliche Tagelohn der Industriearbeiter im Staate Newyork 2,77 Doll. Bauarbeiter erhielten täglich im Durchschnitt 3,20 Doll., Bäcker 2,22 Doll., Brauereiarbeiter 2,60 Doll. und Angestellte der Straßenbahnen 1,69 Doll. Im Staate Ohio wurden im Jahre 1902 Schmiede mit bis zu 3,00 Doll. und Stellmacher mit bis zu 3,32 Doll. Tagelohn bezahlt. Im Staate Montana sind die Löhne noch höher. Ungelernte Arbeiter bekamen hier in dem eben angeführten Jahre 2 bis 3 Doll. den Tag, Klempner 6 Doll., und Frauen in den Dampfwäschereien bekamen einen Wochenlohn von 5 bis 15 Doll. Im Jahre 1900 erhielten Werkführer in den Färbereien Pennsylvanias bis zu 6,67 Doll. Tagelohn bei einer Arbeitszeit von 60 Stunden in der Woche. Werkführer in den Tischlereien des Staates Massachusets wurden mit täglich 3,67 bis 4 Doll. bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 48 Stunden bezahlt. Um diese Ziffern zu würdigen, muß man sich andererseits vergegenwärtigen, daß die Mehrzahl der Lehrer und Dozenten an den Colleges und zum Teil auch den Universitäten gegen 1500

Digitized by Google

bis 2000 Doll. Jahresgehalt bezieht. Es ist also selbstverständlich, daß die amerikanischen Arbeiter bei diesen Löhnen ein recht behäbiges Dasein führen. Sie wohnen meist in kleinen Einfamilien-Häusern, die vom ästhetischen Standpunkt vielleicht nichts als scheußliche, bunt bemalte Bretterbuden sind. Aber im Innern dieser Arbeiterhäuser sieht es sehr wohnlich und gemütlich aus. Diese Arbeiter haben in ihrem Heim reichlich Raum für sich und ihre Familie; sie können sich gut und kräftig ernähren und bei einiger Sparsamkeit sich eine für ihre Verhältnisse nicht unbeträchtliche Summe für die Tage der Arbeitslosigkeit, Krankheit oder des Alters zurücklegen.

* * *

Namentlich haben die Gewerkschaften es verstanden, die nunmehr abgeschlossene Periode des wirtschaftlichen Aufschwunges der letzten Jahre gründlich zur Hebung der Lage der Arbeiter auszunutzen. Die amerikanischen Fabriken waren bis gegen Ende 1903 so mit Aufträgen überhäuft, daß sie nicht wußten, wo sie die Zeit und die Arbeitskräfte zu ihrer Befriedigung hernehmen sollten. In richtiger Erfassung der Sachlage stellten die Unions jetzt prompt ihre Forderungen, und die Arbeitgeber waren lange Zeit eigentlich froh, daß sie überhaupt Arbeiter bekamen. Die Löhne und die Preise aller Waren stiegen rapid ins ungemessene, und kein Mensch schien auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß je ein Rückschlag eintreten könnte.

Allein die stets steigenden Ansprüche der Arbeiter und namentlich die Unsicherheit und Unzuverlässigkeit des Arbeitsmarktes waren sehr störend für die Fabrikanten. Zu ungezählten Malen wurden sie durch unvorhergesehene Streiks an der Erfüllung ihrer geschäftlichen Verpflichtungen gehindert, so daß sie nach einem Mittel suchen mußten, welches das Element der Unberechenbarkeit aus den Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber eliminiert. Dieses Mittel fanden sie im Abschluß langfristiger Verträge mit den Arbeiterorganisationen.

Hierzu waren die Gewerkschaften gern bereit. Namentlich die älteren und erfahreneren unter ihnen hatten längst eingesehen, daß der Streik eine sehr zweischneidige Waffe ist und daß er im besten Falle gewisse Vorteile mit hohen Kosten teuer erkauft. Die Stonecutters Union sagt ausdrücklich in Artikel VIII ihrer Konstitution, daß sie den Streik nur dann billige, wenn alle Mittel zur gütlichen

Digitized by Google

Beilegung der Beschwerden versagt haben. Die Brotherhoods der Eisenbahnangestellten haben sich ohne jede Einschränkung im Prinzip für die Entscheidung industrieller Zwiste durch Schiedsgerichte erklärt. Und die Führer der American Federation of Labor ziehen gleichfalls eine friedliche Beilegung der Lohnkämpfe vor, falls durch sie die Interessen der Arbeiter nicht beeinträchtigt werden.

In den letzten Jahren sind nun, ganz wie in Deutschland, Verträge dieser Art zwischen Arbeiterverbänden und Unternehmern oder noch häufiger Unternehmerverbänden in den Vereinigten Staaten zu Hunderten, wenn nicht zu Tausenden abgeschlossen. Solche „agreements" setzen gewöhnlich fest: die Dauer der täglichen Arbeitszeit, die Höhe des zu zahlenden Tage- oder Stücklohns für die regelmäßigen Arbeitsstunden und für die Ueberstunden, die Beschwerderechte der Arbeiter und in vielen Fällen nähere Bestimmungen über das Lehrlingswesen. Zur Erledigung etwaiger Schwierigkeiten wird ein Schiedsgericht eingesetzt, das zu gleichen Teilen aus Arbeitern und Arbeitgebern besteht; dazu kommt gewöhnlich noch ein Unparteiischer, der von den anderen Mitgliedern des Schiedsgerichts ernannt wird, mit keiner der beiden Parteien in Geschäftsbeziehungen stehen darf und bei Stimmengleichheit der beiden direkt interessierten Seiten entscheidet. Die gewöhnliche Gültigkeitsdauer dieser Verträge ist zwei, drei, manchmal auch vier oder fünf Jahre. Oft verdanken die lokalen oder interlokalen Unternehmerverbände ihre Existenz nur der Notwendigkeit des Abschlusses solcher Verträge im Interesse des industriellen Friedens. So entstand die New York Metal Trades Association im August 1903 als Resultat der Beilegung der Streiks der American Society of Engineers, der American Brotherhood of Blacksmiths und der Blacksmiths' Helpers' Union. Und nach dem Report des Sekretärs der Association für das erste Geschäftsjahr wurden sofort vier in den wesentlichen Punkten gleiche Verträge mit fünf Gewerkschaften abgeschlossen. Diese haben sich zum Teil vorzüglich bewährt. In einem Falle hat eine Gewerkschaft den Vertrag sogar gehalten, obwohl sie deshalb aus den städtischen und den den Staat umfassenden Gewerkschaftsverbänden (der Central Federated Union und der State Federation of Labor) ausgeschlossen wurde.

Liegt in dieser Entwicklung ein unbestreitbarer Fortschritt, so haben diese „agreements" anderseits direkt und indirekt recht bedenkliche Folgen gehabt. Die Verträge zwischen Arbeitern und Arbeitgeberverbänden gehen von der Voraussetzung aus, daß sämt-

Digitized by Google

liche Arbeiter und sämtliche Unternehmer einer gegebenen Branche in ihnen vereinigt sind oder doch über kurz oder lang sein werden. Nur unter dieser Bedingung können sie das ihnen gesteckte Ziel wirklich erreichen. Im andern Falle ist die Gefahr sehr groß, daß sie ganz einfach Verbände auf Gegenseitigkeit zur Unterdrückung und Benachteiligung aller nicht Organisierten werden. Letzteres ist in den Vereinigten Staaten nur zu oft eingetreten. Arbeiter und Unternehmer haben sich so zur Erreichung unerlaubter Vorteile verbunden: die Arbeiter, um die Nichtgewerkschaftler brotlos zu machen; die Unternehmer, um den Unabhängigen die Arbeiter wegzufangen und sich so durch mehr oder weniger unlauteren Wettbewerb der unbequemen Konkurrenten zu entledigen.

Denn in viele dieser Verträge ist die Bestimmung aufgenommen, daß die organisierten Unternehmer nur Gewerkschaftler einstellen und daß die Gewerkschaftler nur bei den Mitgliedern des Unternehmerverbandes arbeiten dürfen. Darin liegt zunächst ein direkter Zwang für alle Beteiligten, einem dieser beiden Verbände sich anzuschließen. Dieser Zwang, diese Schädigung der unabhängigen Arbeitgeber und Arbeiter ist schon im Widerspruch mit den Grundprinzipien des amerikanischen öffentlichen Lebens, welche die Anwendung jedes Zwanges dieser Art strikt verbieten. Aber einzelne Unternehmer sind in der Betätigung unlauteren Wettbewerbes noch weiter gegangen. Sie haben sich unter der Hand mit den Arbeitern und namentlich den Arbeiterführern möglichst gut gestellt und haben die Gewerkschaften zur Ruinierung bestimmter Konkurrenzhäuser benutzt. Das war besonders leicht in den Building Trades Councils der Bauarbeiter, weil diese eine besonders einheitliche und undemokratische Leitung haben. Diese Councils bestehen nämlich aus Delegierten der einzelnen verbündeten Gewerkschaften der Bauarbeiter. Die Delegierten sind meist fest angestellte, besoldete Beamte der Unions, die unter anderem auch das Recht haben, aus eigener Machtvollkommenheit, ohne besondere Abstimmung der sämtlichen Gewerkschaftsmitglieder, im Interesse der Union Streiks zu erklären. Hierdurch sind diese Unions ohne Zweifel viel schlagfertiger und mächtiger geworden; aber es ist auch den Beamten, den „Buisiness Agents" eine diskretionäre Gewalt und eine Verantwortlichkeit gegeben, die in vielen Fällen zu schwer für sie war. Denn namentlich in Chicago und Newyork, wo die Bauarbeiter besonders gut organisiert waren, ist es mehrfach vorgekommen, daß ihre „Walking Delegates", wie man sie auch nennt, sich von einigen Geschäfts-

Digitized by Google

häusern bestechen ließen. Es ist gerichtlich nachgewiesen, daß ein großes Newyorker Baugeschäft, die Fuller Company, regelmäßig eine Anzahl Beamte der Gewerkschaften besoldete. Dafür mußten diese pflichtvergessenen Walking Delegates stets mit den Zuständen auf den Arbeitsplätzen und Neubauten dieser Gesellschaft zufrieden sein. Sie mußten aber ferner mit regelmäßiger Sicherheit entdecken, daß die Konkurrenten der Fuller Company in irgend einer Kleinigkeit gegen die Abmachungen mit der Gewerkschaft verstießen und mußten darum, angeblich im Interesse der Gewerkschaft, zu geeigneten Zeiten über diese Konkurrenten einen der Fuller Company sehr gelegen kommenden Streik verhängen. Denn dieses Baugeschäft hatte bald die Reputation, das einzige in Newyork zu sein, das mit den Arbeitern stets auskam und darum nie durch Streiks an der Ausführung der übernommenen Arbeiten verhindert wurde. Der hierdurch erzielte Mehrgewinn wog natürlich reichlich die verhältnismäßig geringen Summen auf, die zur Bestechung der Arbeiterführer nötig waren. Die Walking Delegates ihrerseits benutzten einen Teil des Geldes dazu, um sich durch fleißiges Traktieren und Freihalten einen Stamm von Freunden in der Gewerkschaft zu schaffen, die jede etwa ihr Haupt schüchtern hervorwagende Opposition durch Knüppelhiebe und andere Mittel der Einschüchterung unterdrückten. Diese Freunde der bestochenen Delegates waren meist die Mitglieder des „Entertainment Committee's" der Gewerkschaft. Im übrigen fuhren diese Vertrauensmänner der Gewerkschaften in Droschken spazieren, hielten sich teure Rassehunde, tranken nur noch Sekt und hielten sich am liebsten auf der Rennbahn auf, wo sie hohe Summen verwetteten. Bald genügten die ihnen angebotenen Bestechungsgelder hierzu nicht mehr. Sie verlegten sich jetzt einfach auf systematische Erpressung. Von Zeit zu Zeit zogen sie von Geschäft zu Geschäft, bedrohten die Inhaber mit einem Streik und ließen sich umgehend durch die bare Auszahlung von ein paar Hundert Dollars beruhigen. Diese kaum glaubliche Schreckensherrschaft der Erpresser in Newyork hat ein jähes Ende genommen, wie nicht anders zu erwarten war. Augenblicklich sitzen einige der ungetreuen Delegates, unter ihnen namentlich ein gewisser Sam Parks, längere Freiheitsstrafen wegen dieser Erpressungen ab.

Die Gewerkschaften ihrerseits haben nicht nur darauf bestanden, daß die durch Vertrag mit ihnen verbundenen Unternehmer sich verpflichten, keine nicht organisierten Arbeiter einzustellen. In

Digitized by Google

vielen Fällen sind sie weiter gegangen und haben verlangt, daß keine der Gewerkschaft angehörigen Arbeiter von dem Unternehmer aus eigener Machtvollkommenheit ohne die Zustimmung der Gewerkschaftsbeamten definitiv entlassen werden dürfen.

So enthält das „agreement" der Illinois Coal Operators' Association und der United Mine Workers of America folgende Bestimmungen: „Falls ein Angestellter von der Gesellschaft suspendiert oder entlassen ist und behauptet wird, daß ihm Unrecht geschehen ist, so soll eine Untersuchung von beiden Parteien in der angegebenen Art geführt werden . . . . und wenn bewiesen ist, daß ihm Unrecht geschehen, dann soll der Arbeitgeber ihn wieder einstellen und ihm volle Entschädigung für die Zeit bezahlen, während der er suspendiert oder arbeitslos war." Diese Untersuchung wird nach dem betreffenden Paragraphen des Vertrages gemeinsam von den Beamten der Arbeitgeber und der Gewerkschaft geführt.

Noch unbequemer aber für die Unternehmer ist die Tatsache, daß oft die verschiedenen Gewerkschaften über die Grenzen ihrer eigenen Gerichtsbarkeit nicht einig sind. Die Unions sind, wie die alten Innungen, Organisationen je nach der Beschäftigungsart der Arbeiter. Bei der ununterbrochenen Entwicklung der modernen Technik kann es nun nicht ausbleiben, daß eine fortwährende Verschiebung in der Tätigkeit der einzelnen Gewerbe eintritt. Kompetenzstreitigkeiten zwischen einzelnen Gewerkschaften haben deshalb namentlich im Baugewerbe keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Wenn z. B. die Rohrleger ein Rohr durch eine Wand führen mußten, so erhob sich die Frage, ob sie das hierzu nötige Loch selbst schlagen und nachher wieder schließen dürften, oder ob die Maurer ein ausschließliches Recht auf diese Arbeit hatten.

* * *

So lange die Periode des industriellen Aufschwunges anhielt, konnten die Arbeitgeber leichter den Forderungen der Arbeiter nachkommen. Sie konnten bei den allgemein herrschenden hohen Preisen auch hohe Löhne zahlen, und sie brauchten die Arbeiter viel zu notwendig, als daß sie daran hätten denken können, prinzipiell die Gewerkschaftsbewegung zu bekämpfen.

Jetzt liegen die Dinge aber anders. Eine allgemeine Stagnation herrscht auf dem ganzen Markte, die Preise und die Löhne

Digitized by Google

sind wieder gefallen, und vor allen Dingen gibt es jetzt weniger Arbeitsgelegenheiten als Arbeiter. Die Rollen sind also vertauscht. Und die Arbeitgeber benutzen jetzt ihre zur Abwehr gegen die Forderungen der Gewerkschaften gegründeten Verbände, um zum Angriff überzugehen und die jüngst erlittenen Scharten wieder auszuwetzen.

Dieser Kampf wird von den Unternehmern mit großer Energie und vielleicht noch größerer Erbitterung geführt. Im Vordertreffen des Gefechtes stehen zwei Unternehmerverbände: die Citizens' Industrial Association of America und die American Anti-Boycott Association.

Die American Anti-Boycott-Associaton wurde im Juni des Jahres 1903 von etwa ein Hundert amerikanischen Arbeitgebern organisiert. Ihr Ziel ist, wie schon der Name angibt, die Bekämpfung des Boykotts in allen seinen Formen. Da aber der Boykott gesetzwidrig ist, so hat die Association sich namentlich der gerichtlichen Verfolgung boykottierender Arbeiter und Arbeiterverbände gewidmet. Zu diesem Zwecke macht sie Gebrauch von den Diensten der hervorragendsten amerikanischen Juristen und Rechtsanwälte. Das hierzu nötige Geld wird von den Mitgliedern so aufgebracht, daß zunächst jeder neu in den Verband Eintretende einen Beitrag von 25 Dollars zahlt. Falls nötig, können dann weitere Umlagen von den Mitgliedern erhoben werden. Ihr Betrag ist aber lächerlich klein: $^1/_{10}$ Cent monatlich während nicht mehr als 6 Monaten im Jahre. Die Namen der Mitglieder werden übrigens streng geheim gehalten.

Der so bekämpfte Boykott hat nun drei Formen angenommen. Er richtet sich erstens gegen solche Arbeitgeber, die den Wünschen oder Befehlen der Gewerkschaften nicht nachkommen wollen und die man dadurch zu schädigen sucht, daß kein organisierter Arbeiter bei ihnen arbeiten darf. Nur die Folge hiervon ist die zweite von der Association bekämpfte Form des Boykotts, die sich gegen die nicht organisierten Arbeiter richtet. Mit Hilfe der unabhängig gebliebenen Arbeiter kann ja der Unternehmer sich über die Forderungen und Drohungen der Gewerkschaften leicht hinwegsetzen. Darum ist eine der wichtigsten Forderungen der Gewerkschaftler die, daß der Unternehmer sich ein für allemal verpflichten soll nur organisierte Arbeiter einzustellen, d. h. „to unionize his shop". Gegen diese Forderung und gegen den damit verbundenen Boykott der nichtorganisierten Arbeiter ist die Association ebenso eifrig

Digitized by Google

vorgegangen als gegen den Boykott der Arbeitgeber und als gegen die dritte Form des Boykotts, bei der der Industrielle dadurch geschädigt wird, daß man den Verkauf der von ihm produzierten Waren unmöglich zu machen sucht. Zu diesem Zwecke wird entweder sein Name auf die schwarze Liste gesetzt und in den Arbeiterorganen unter der Ueberschrift: „we don't patronize" veröffentlicht; oder aber es wird ihm das Recht entzogen, auf seine Waren den Stempel der Gewerkschaft das „Union Label" anzubringen.

Bei dem Kampfe gegen den Union Shop und für den Open Shop, sowie gegen den Waren-Boykott hat die Association einen ausgiebigen Gebrauch von dem oben beschriebenen Rechtsinstrument der Injunktion gemacht. Sie hat unter andern in dem Falle der Kellogg Switchboard & Supply Co. in Chicago von dem dortigen Gericht eine Injunktion erwirkt, die wegen ihres allgemeinen, weitgehenden Charakters und wegen ihrer Begründung von großer Bedeutung ist. In ihr wird den Streikenden auch verboten, die von der genannten Gesellschaft eingestellten Arbeiter durch bloße Ueberredung zur Niederlegung der Arbeit zu bewegen. Die Begründung dieses Befehls lautet wörtlich wie folgt: „Eine Vereinigung ist ungesetzlich, wenn sie bezweckt, einen Arbeitgeber zur Entlassung eines Angestellten zu veranlassen. Eine Vereinigung ist ungesetzlich, wenn sie bezweckt, einen Arbeitgeber dazu zu veranlassen, nur organisierte Arbeiter anzunehmen. Eine Vereinigung ist ungesetzlich, wenn sie bezweckt, Arbeiter dazu zu veranlassen, den Dienst ihres Arbeitgebers zu verlassen, um ihn auf diese Art zu schädigen. Und ungesetzlich ist jedes Wort, das zur Förderung des Zweckes der Vereinigung gesprochen, jede Handlung, die in ihrem Interesse getan wird. Wenn eine Schädigung daraus entsteht, so ist ein Prozeß zulässig. Wenn eine nicht wieder zu ersetzende Schädigung zu befürchten ist, so ist eine Injunktion billig."*) Das Gericht vertritt also in dem vorliegenden Falle den Standpunkt, „daß eine Vereinigung gesetzlich ist und die Grenzen der zulässigen Konkurrenz nicht überschreitet, wenn sie nur die Handlungen ihrer Mitglieder zu bestimmen sucht, obwohl andere hierdurch direkt betroffen werden können. Ungesetzlich und nicht innerhalb der Grenzen der zulässigen Konkurrenz ist eine Vereinigung, deren Zweck es ist, Handlungen zu tun, die einen anderen schädigen und ausdrücklich gegen ihn gerichtet sind, sei es nun, daß sie ihn selbst

*) The Corporations Auxiliary Co. Bulletin. Vol. II, No. 3. p. 220.

Digitized by Google

oder seine Angestellten oder die einschüchtern und zwingen will, die bei ihm Arbeit suchen".*)

In einem anderen prinzipiell gleichfalls höchst wichtigen Falle hat die Anti-Boycott Association festzustellen versucht, bis zu welchem Grade die Leiter eines Boykotts zivilrechtlich für den verursachten Verlust haftbar gemacht werden können. Da die Gewerkschaften keine Korporationsrechte haben und auch keine haben wollen, so schien es unmöglich, sie als solche vor Gericht auf Schadenersatz zu verklagen. Am 1. März 1901 verlangten nun die United Hatters of America, daß die Leiter der Hutfabrik von Dietrich E. Loewe und Martin Fuchs in der Stadt Danbury (Connecticut) sich verpflichteten, nur noch organisierte Arbeiter einzustellen, d. h. ihre Fabrik zum Union Shop zu machen. Die Firma weigerte sich, diesem Ansinnen nachzukommen, da sie das Recht hätte, ihre Fabrik nach eigenem Gutdünken zu leiten, und da sie den hierdurch bedingten Boykott der nichtorganisierten Arbeiter für ungesetzlich hielt. Hierauf wurde von der genannten Gewerkschaft und der American Federation of Labor der Streik erklärt und der Boykott über die Fabrik und ihre Produkte verhängt. Da die Arbeiter mit den ihnen gezahlten Löhnen zufrieden gewesen waren, so handelte es sich hier ausschließlich um die Frage ob Union Shop oder Open Shop. Die Anti-Boycott Association fand also einen typischen Fall für ihre Tätigkeit. Durch ihre Vertreter ließ sie nun zunächst eine Injunktion gegen diesen Boykott von dem zuständigen Gerichtshof erwirken. Dann aber ließ sie eine ganze Anzahl der Führer als schadenersatzpflichtig erklären. Unter ihnen befinden sich die lokalen Führer der Hutmacher-Gewerkschaft von Danbury, die Führer des „nationalen" Verbandes dieser Organisation und die Beamten und Leiter der American Federation of Labor. Um spätere, tatsächliche Leistung des Schadenersatzes zu sichern, ließ die Association das private Eigentum dieser Männer bis zu einem Gesamtbetrage von 100 000 Doll. mit Beschlag belegen.

Einen anderen Weg, um die Gewerkschaften zur Leistung von Schadenersatz zu zwingen, hat man übrigens in England eingeschlagen. In dem Falle der Taff Vale Railway Company et al. v. Amalgamated Society of Railway Servants et al. (L. R. 1901, 426) entschied der Richter, daß die Gewerkschaften haftbar gemacht werden können, auch ohne daß sie die Rechte juristischer Personen

*) The Corporation Aux. Co. B. v. II, No. 3. p. 223. Die Entscheidung dieses Gerichts wurde vom Appelate Court of Illinois bestätigt.

Digitized by Google

haben. Dieser Spruch ist in höchster Instanz von dem House of Lords bestätigt worden. Bei der sehr engen Verwandtschaft des Rechtssystems der beiden Länder hat diese Entscheidung auch in den Vereinigten Staaten allgemeine Beachtung gefunden. Vielleicht dürfte sie sogar über kurz oder lang in Amerika die Bedeutung eines Präzedenzfalles erhalten.

Die Anti-Boycott Association hat es sich natürlich auch zur Aufgabe gemacht, ihren Zwecken günstige Gesetze zu fördern und ihnen entgegengesetzte Vorlagen in Bundes- und Staatsparlamenten zu bekämpfen. Hierbei wird sie namentlich von der Citizens' Industrial Association of America unterstützt.

Diese Vereinigung wurde am 29. und 30. Oktober 1903 in Chicago gegründet. Ihr Präsident ist Herr D. M. Parry aus Indianapolis, der außerdem Präsident der National Association of Manufacturers ist. Letzterer Verband hatte sich schon längere Zeit eingehend mit der Arbeiterfrage beschäftigt. Auf seiner Jahresversammlung am 14. bis 16. April 1903 in New Orleans hatte die Besprechung der durch die Gewerkschaften geschaffenen Lage bereits sehr viel Zeit in Anspruch genommen. Und die meisten Delegierten waren damals der Ansicht gewesen, daß zur Bekämpfung der Unions man eine ihnen ganz ähnliche Organisation schaffen müsse. Auf der konstituierenden Versammlung trat sofort eine große Anzahl von Unternehmerverbänden der Industrial Association bei. Unter ihnen waren Organisationen von der Bedeutung der National Metal Trades Association, der Association of American Advertisers und der National Electrical Contractors' Association. Dazu kam eine ganze Reihe lokaler Arbeitgeberverbände, in denen Unternehmer aller Art sich zur gemeinsamen Abwehr der Forderungen der Gewerkschaften organisiert hatten. Die Chicago Employers' Association, ein äußerst rühriger und gut geleiteter Verband, schloß sich der Industrial Association sofort an; ihrem Beispiele folgten die Employers' Associations der Städte Dayton, Denver, San Francisco, Kansas City und andere. Ferner trat eine große Anzahl sogenannter Citizens' Alliances der verschiedensten Städte bei, wie die von Wilkes Barre, Pa., Birmingham, Ala. und andere mehr.

Die Organisation der Citizens' Industrial Association folgt also dem Vorbilde der von ihr bekämpften American Federation of Labor. Den National Unions entsprechen die dem Verbande beigetretenen Verbände der Unternehmer einzelner Geschäftszweige;

Digitized by Google

die lokalen Employers' Associations und Citizens' Alliances nehmen dieselbe Stellung ein als die sogenannten Federal Labor Unions und die Local Unions.

Die Association beabsichtigt, die Gewerkschaften mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Ihr Ziel ist nicht einfach die Unterdrückung der Arbeiter oder die Zerstörung der Unions. Aber sie hat sich daran gemacht, die tyrannische Gewalt zu brechen, die die Gewerkschaften in den letzten Jahren sich über Arbeitgeber und nichtorganisierte Arbeiter angemaßt und mit mehr Energie als weiser Diskretion benutzt haben. Zu diesem Zwecke hat die Association sich den Bestrebungen der Anti-Boycott Association angeschlossen. Sie verlangt, wie diese mit ihr durch Freundschaft verbundene Vereinigung, daß die Gesetze gegen den Boykott und die Belästigung der Arbeitswilligen nicht wirkungslos und nur auf dem Papier bleiben.

Aber vor allen Dingen hat die Industrial Association den Kampf gegen die Anerkennung der Gewerkschaften durch Unternehmerverbände, gegen den Union Shop aufgenommen. In dem Union Shop muß sich der Arbeitgeber bis zu einem gewissen Grade von den Gewerkschaften einfach vorschreiben lassen, wen er in seinem Betriebe einstellen darf. Und wenn eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seinen Arbeitern auftritt, so haben letztere von vorn herein den taktischen Vorteil, daß sie den dem Unternehmer zugänglichen Arbeitsmarkt völlig beherrschen. Wollen die Unternehmer wieder Herr im eigenen Hause sein, so müssen sie die Verträge zwischen Arbeiter- und Arbeitgeber-Verbänden beseitigen. Die amerikanischen Industriellen sind nun aber überzeugt, daß sie nur dann im Konkurrenzkampfe des Weltmarktes auf Erfolg rechnen dürfen, wenn sie das Recht haben, den Betrieb ihrer Fabriken nach ihrem eigenen Ermessen zu leiten. Wie Herr Davenport, ein Vertreter der Anti-Boycott Association, mehrfach bei kontradiktorischen Verhören vor parlamentarischen Kommissionen ausgesagt hat: eine großindustrielle Unternehmung muß genau so gut organisiert sein und genau so gute Disziplin halten, als ein General unter den Soldaten seiner Armee.

Das beste Mittel zur Zerstörung des Union Shops ist nun unleugbar dasjenige, das sein Gegenteil, den Open Shop, möglich macht. Das aber ist dann geschehen, wenn dafür gesorgt ist, daß jeder Arbeitgeber eine genügend große Anzahl nicht organisierter Arbeiter vorfindet. Der Schutz und die Organisation der Arbeits-

Digitized by Google

willigen hat darum von seiten der Industrial Association besondere Beachtung erfahren. An mehreren Stellen sind unter ihrer Anleitung gewerkschaftsfeindliche Arbeiterverbände, wie der „Modern Order of Bees" in Dayton entstanden. Ebenso nehmen die Citizens' Alliances überall Arbeiter als regelmäßige Mitglieder auf. Noch wichtiger ist vielleicht die Einwirkung der Arbeitsnachweise, die die Unternehmerverbände überall eingerichtet haben. Sie erfüllen ihren Zweck glänzend, indem sie Arbeitgeber und Arbeitswillige stets zusammenbringen. Damit ist aber das oft nur auf Terrorismus beruhende Monopol der Gewerkschaften auf dem Arbeitsmarkte gebrochen. Und wirklich hat die Tätigkeit der Industrial Association in ganz kurzer Zeit die besten Früchte getragen. Aller Orten werden frühere Union Shops wieder in Open Shops zurückverwandelt. Die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder nimmt aber in demselben Maße ab, als es leichter wird Arbeit zu bekommen, auch ohne Gewerkschaftler zu sein.

Statt der Verträge zwischen Unternehmerverbänden und Gewerkschaften empfiehlt die Association langfristige Kontrakte zwischen individuellen Arbeitern und individuellen Arbeitgebern. Diese Verträge enthalten Bestimmungen von ganz derselben Art als die, deren Stelle sie einnehmen sollen. Die regelmäßigen Arbeitsstunden und der Lohn für sie, sowie der für etwaige Ueberstunden wird festgesetzt; besondere Abmachungen für den Fall des Stillstandes des Betriebes sind darin getroffen, und oft ist ein Shop-Commitee zur Erledigung von Beschwerden eingesetzt, das sich aus den Vertretern der in dem betreffenden Betriebe eingestellten Arbeiter und der Leiter des Unternehmens zusammensetzt. Hierdurch sind die professionellen Streikanstifter, die walking delegates, überflüssig gemacht. Es wird ihnen keine Gelegenheit mehr geboten, sich bei den Arbeitern durch Entdeckung von allerlei plötzlich sehr drückend empfundenen Mißständen das Ansehen der Unentbehrlichkeit zu geben. Die internen Angelegenheiten des Betriebes unterstehen nicht mehr der Gerichtsbarkeit der Zentralleitung der Gewerkschaft, die kein direktes Interesse daran hat und oft genug die mit ihren Arbeitgebern zufriedenen Arbeiter aus taktischen Gründen zum Streik zwingt. Und schließlich ist mit dem walking delegate auch die systematische Verhetzung der Arbeiterschaft beseitigt.

Außerdem hat die Industrial Association mit den ihr angegliederten Verbänden eine energische Propaganda großen Stils

Digitized by Google

zur Verbreitung ihrer Ideen begonnen. In unzähligen, zu tausenden über das Land verbreiteten Broschüren hat sie gezeigt, wie die Gewerkschaften zur Erringung des Sieges stets in letzter Linie auf die Anwendung gewalttätiger Mittel und auf die Terrorisierung der „scabs“ und der Unternehmer rechnen. Sie hat nachgewiesen, daß darum die Führer der Gewerkschaftsbewegung diese Ausschreitungen oft indirekt gutgeheißen oder angeraten, aber nie offen verurteilt haben. Sie hat die von den Unternehmern getroffenen Maßregeln der Abwehr dem Publikum erklärt und hat sie verteidigt. Und sie hat hierdurch ganz ohne Zweifel einen starken Eindruck auf die weitesten Kreise gemacht und hat die Anzahl ihrer Anhänger und Mitglieder unter den Arbeitgebern stetig vermehrt. Bei diesen Bestrebungen ist ihr die schon oben erwähnte National Association of Manufacturers of the United States of America zu Hilfe gekommen. Sie veröffentlicht zu diesem Zwecke eine besondere Zeitschrift: „American Industries, Of, By, and For The Manufacturers of the United States“. In ihr werden von bedeutenden Juristen, Großindustriellen, wissenschaftlichen Nationalökonomen und anderen diese Fragen erörtert und laufende Nachrichten über die Resultate des fortwährend andauernden Kampfes gegen die Gewerkschaften gegeben.

* * *

Die Unternehmer glauben nun bei diesem Kampfe namentlich darum auf Sieg rechnen zu dürfen, weil die Vereinigten Staaten sich augenblicklich in einer Periode wirtschaftlicher Depression befinden, deren Schwere und Dauer niemand zur Zeit voraussagen kann. Lohnreduktionen sind an der Tagesordnung. Ueberall werden die den Gewerkschaften während des wirtschaftlichen Aufschwunges gemachten Konzessionen wieder zurückgenommen. Die Unternehmer sind hierzu größtenteils durch die ungünstige Marktlage gezwungen; und die Gewerkschaftler werden auch schließlich Vernunft annehmen und sich in das Unvermeidliche fügen.

Allein die Unternehmerverbände sind jetzt geneigt, Rache an den Arbeiterverbänden dafür zu nehmen, daß letztere von ihrer Macht einen mehr als rücksichtslosen Gebrauch gemacht haben. Sie laufen dabei Gefahr, die von den Gewerkschaften begangenen Fehler nachzumachen, statt von ihnen weise Mäßigung zu lernen.

Die größte Gefahr liegt darin, daß die Unternehmerverbände gern die Macht des Staates, der Gesetzgebung und der Gerichte

Digitized by Google

anzurufen lieben. Das könnte aber leicht zu einem gänzlichen Zusammenbruch des amerikanischen Systems der Parteiregierung führen. Dieses System ist nur dann fruchtbar, wenn keine der Parteien sich ausschließlich einer Gruppe von Interessenten verschreibt. Bisher sind auch die amerikanischen Parteien stets darauf bedacht gewesen, auf eine Einigung und Versöhnung der Klassen- und Interessengegensätze hinzuarbeiten. Wenn aber der Kampf zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zur einzig wichtigen Frage des öffentlichen Lebens wird, dann müssen politische und wirtschaftliche Parteien zum Unglück des allgemeinen Ganzen zusammenfallen.

Solche verzweifelten Zustände sind in den Bergbau-Distrikten des Staates Colorado eingetreten, wo die rein sozialistische Western Federation of Miners vorherrscht.

In Colorado ist es dahin gekommen, daß die vom Volke gewählten Behörden ausschließliche Vertreter der einen oder der anderen dieser Interessentengruppen sind. Sie sind entweder den Unternehmern oder den Arbeitern totfeind. Beide Seiten gebrauchen die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel, um zur Macht zu gelangen: die Unternehmer ihr Geld und die Arbeiter die Anzahl der ihnen ergebenen Wähler. Die Unternehmer zahlen große Beiträge in die Parteikasse und in den Fonds für die Wahlkampagne; dafür dürfen sie die Kandidaten für die Posten des Gouverneurs und für die verschiedenen Richterstellen aussuchen. Die organisierten Arbeiter erreichen dasselbe Resultat, indem sie den Kandidaten einer Partei die Stimmen aller ihrer Mitglieder garantieren. Wenn man nun bedenkt, daß aus solchen Wahlen auch die Sheriffs und die District Attorneys (etwa Polizeioffiziere und Staatsanwälte) hervorgehen, so kann man sich schon denken, welche Zustände in einem Staate wie Colorado bestehen. Augenblicklich haben hier, wie mehr oder weniger überall, die Unternehmer die Macht. Gegen einen Streik in Cripple Creek haben sie den Belagerungszustand verhängen lassen. Seit dem 4. Dezember 1903 herrscht hier der Säbel. Mit gänzlicher Nichtachtung der bestehenden Gesetze ist eine rigoröse Zeitungszensur vom Militär eingeführt; Soldaten nehmen Haussuchungen vor, ohne sich im geringsten dabei um die gesetzlichen Vorschriften zu kümmern; Richter sind buchstäblich durch die Bajonette der Soldaten verhindert worden, die vom Gesetze vorgeschriebenen Sitzungen abzuhalten; Streiker sind einfach als Vagabunden verhaftet und zu

Digitized by Google

Zwangsarbeit von den Kriegsgerichten verurteilt, obwohl sie Hauseigentümer waren; es herrscht eine Art von systematischer, militärischer Lynchjustiz, und man sollte glauben, daß Cripple Creek in einer der sattsam bekannten südamerikanischen Republiken liegt und von einem der dort üblichen Diktatoren regiert wird.

Allein der in diesem Falle entstandene Kampf ist ein ungleicher. Die Arbeiter können mit ihren Mitteln zur Erreichung der politischen Macht nicht gegen die der Unternehmer ankommen. Es ist den Unternehmern in Colorado gelungen, zu verhindern, daß eine vom Volke durch das Referendum verlangte Verfassungsänderung dem Parlamente zur Abstimmung vorgelegt wurde. Zweck dieser Verfassungsänderung war nämlich, die Einführung von Gesetzen rein sozialistischen Charakters möglich zu machen. Zur Erreichung ihrer Absicht haben die Unternehmer sich notorisch ungesetzlicher Mittel bedient; namentlich haben sie Mitglieder des Staatsparlamentes bestochen. Unter solchen Umständen ist es denn kein Wunder, wenn die Arbeiterführer in Cripple Creek offenen Aufruhr predigen und die „Expropriation der Expropriateure" laut verlangen.

Aehnliche Zustände könnten aber dann überall eintreten, wenn man die auf Rache sinnenden Unternehmer und die hierdurch erbitterten Arbeiter sich selbst überließe. Augenblicklich bestehen die Arbeitgeberverbände namentlich hierauf als auf ihrem Rechte. Sie geben zwar zu, daß die zu hoch gestellten Forderungen der Arbeiter zum Teil mit an der jähen Beendigung des wirtschaftlichen Aufschwunges schuld sind. Aber sie erklären weiter, daß diese ganze Angelegenheit niemanden als die Arbeiter und Arbeitgeber etwas angehe. Sie verlangen darum, daß man die beiden beteiligten Interessentengruppen ihren internen Zwist allein ausfechten lasse.

Nun gibt es aber nach der Ansicht vieler noch eine dritte große Gruppe, die ein sehr direktes Interesse an diesem Kampfe und seiner Beilegung hat. Das allgemeine Publikum, das Volk als solches hat am meisten und stets in ganz unverdienter Weise darunter zu leiden, wenn durch Streiks oder Aussperrungen die ruhige wirtschaftliche Entwicklung unterbrochen wird. Das trat namentlich bei dem Streik der Anthracit-Bergarbeiter im pennsylvanischen Revier deutlich zu Tage. Wegen dieses Ausstandes war es im Winter des Jahres 1902—1903 unmöglich, Kohle selbst zu unerschwinglich hohen Preisen in größeren Mengen zu kaufen. Die Heizung der Privathäuser, das Essenkochen und namentlich

Digitized by Google

der Betrieb der großen Fabriken war darum mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Krankheit und Arbeitslosigkeit waren die Folge dieses internen, angeblich nur die Arbeiter und Arbeitgeber angehenden Zwistes. Und neben den rein wirtschaftlichen waren die politischen Folgen des Ausstandes in ihrer Wichtigkeit auch nicht zu unterschätzen.

Es sind nun verschiedene Versuche gemacht, in dieser wichtigen Angelegenheit auch die Interessen der Gesamtheit zur Geltung zu bringen, ohne daß man sagen könnte, daß das Problem schon definitiv gelöst sei. Der bekannteste geht auf die National Civic Federation zurück. Dieser Verband entstand im Jahre 1894 als die Civic Federation of Chicago. Damals versammelte sich am 13. und 14. November in dieser von gewalttätigen Streiks besonders heimgesuchten Stadt eine Reihe von Männern, um die Lehren des eben beendeten „Pullman-Streiks" zu besprechen. Die Konferenz hatte einen ausgesprochen akademischen und philanthropischen Charakter. Am 17. und 18. Dezember 1900 wurde in derselben Stadt eine zweite Konferenz jetzt unter der Leitung der das ganze Land umfassenden National Civic Federation abgehalten. Eine Kommission wurde gewählt und mit der vorläufigen Führung der Geschäfte betraut. Sie erließ einen „Aufruf an das amerikanische Volk", in dem sie namentlich die Ueberweisung von Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern an Einigungsämter und Schiedsgerichte empfahl. Im Mai und im Dezember des darauf folgenden Jahres traten zwei weitere Konferenzen in Newyork zusammen, in denen die definitive Organisation des Verbandes stattfand. Ein Executive Committee wurde eingesetzt, dessen Aufgabe die Beilegung und Verhütung von Streiks war.

Die Zusammensetzung dieses Executive Committee ist darum so wichtig, weil es Mitglieder enthält, die weder die Arbeiter noch die Unternehmer, sondern das Publikum, das allgemeine Ganze vertreten. Unter diesen finden sich Männer wie der frühere Präsident der Vereinigten Staaten Herr Grover Cleveland, der katholische Erzbischof John Ireland, der Bischof Henry C. Potter (von der Protestant Episcopal Church), der Präsident der Harvard University Charles W. Eliot, Diplomaten und frühere Gesandte, wie die Herren Oskar S. Straus (Mitglied des Schiedsgerichts im Haag) und Cornelius N. Bliß (früherer Staatssekretär des Inneren) und bedeutende Rechtsanwälte wie Charles J. Bonaparte. Die Seite der Unternehmer ist durch eine Reihe Großindustrieller

Digitized by Google

Zwangsarbeit von den Kriegsgerichten verurteilt, obwohl sie Hauseigentümer waren; es herrscht eine Art von systematischer, militärischer Lynchjustiz, und man sollte glauben, daß Cripple Creek in einer der sattsam bekannten südamerikanischen Republiken liegt und von einem der dort üblichen Diktatoren regiert wird.

Allein der in diesem Falle entstandene Kampf ist ein ungleicher. Die Arbeiter können mit ihren Mitteln zur Erreichung der politischen Macht nicht gegen die der Unternehmer ankommen. Es ist den Unternehmern in Colorado gelungen, zu verhindern, daß eine vom Volke durch das Referendum verlangte Verfassungsänderung dem Parlamente zur Abstimmung vorgelegt wurde. Zweck dieser Verfassungsänderung war nämlich, die Einführung von Gesetzen rein sozialistischen Charakters möglich zu machen. Zur Erreichung ihrer Absicht haben die Unternehmer sich notorisch ungesetzlicher Mittel bedient; namentlich haben sie Mitglieder des Staatsparlamentes bestochen. Unter solchen Umständen ist es denn kein Wunder, wenn die Arbeiterführer in Cripple Creek offenen Aufruhr predigen und die „Expropriation der Expropriateure" laut verlangen.

Aehnliche Zustände könnten aber dann überall eintreten, wenn man die auf Rache sinnenden Unternehmer und die hierdurch erbitterten Arbeiter sich selbst überließe. Augenblicklich bestehen die Arbeitgeberverbände namentlich hierauf als auf ihrem Rechte. Sie geben zwar zu, daß die zu hoch gestellten Forderungen der Arbeiter zum Teil mit an der jähen Beendigung des wirtschaftlichen Aufschwunges schuld sind. Aber sie erklären weiter, daß diese ganze Angelegenheit niemanden als die Arbeiter und Arbeitgeber etwas angehe. Sie verlangen darum, daß man die beiden beteiligten Interessentengruppen ihren internen Zwist allein ausfechten lasse.

Nun gibt es aber nach der Ansicht vieler noch eine dritte große Gruppe, die ein sehr direktes Interesse an diesem Kampfe und seiner Beilegung hat. Das allgemeine Publikum, das Volk als solches hat am meisten und stets in ganz unverdienter Weise darunter zu leiden, wenn durch Streiks oder Aussperrungen die ruhige wirtschaftliche Entwicklung unterbrochen wird. Das trat namentlich bei dem Streik der Anthracit-Bergarbeiter im pennsylvanischen Revier deutlich zu Tage. Wegen dieses Ausstandes war es im Winter des Jahres 1902—1903 unmöglich, Kohle selbst zu unerschwinglich hohen Preisen in größeren Mengen zu kaufen. Die Heizung der Privathäuser, das Essenkochen und namentlich

Digitized by Google

der Betrieb der großen Fabriken war darum mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Krankheit und Arbeitslosigkeit waren die Folge dieses internen, angeblich nur die Arbeiter und Arbeitgeber angehenden Zwistes. Und neben den rein wirtschaftlichen waren die politischen Folgen des Ausstandes in ihrer Wichtigkeit auch nicht zu unterschätzen.

Es sind nun verschiedene Versuche gemacht, in dieser wichtigen Angelegenheit auch die Interessen der Gesamtheit zur Geltung zu bringen, ohne daß man sagen könnte, daß das Problem schon definitiv gelöst sei. Der bekannteste geht auf die National Civic Federation zurück. Dieser Verband entstand im Jahre 1894 als die Civic Federation of Chicago. Damals versammelte sich am 13. und 14. November in dieser von gewalttätigen Streiks besonders heimgesuchten Stadt eine Reihe von Männern, um die Lehren des eben beendeten „Pullman-Streiks" zu besprechen. Die Konferenz hatte einen ausgesprochen akademischen und philanthropischen Charakter. Am 17. und 18. Dezember 1900 wurde in derselben Stadt eine zweite Konferenz jetzt unter der Leitung der das ganze Land umfassenden National Civic Federation abgehalten. Eine Kommission wurde gewählt und mit der vorläufigen Führung der Geschäfte betraut. Sie erließ einen „Aufruf an das amerikanische Volk", in dem sie namentlich die Ueberweisung von Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern an Einigungsämter und Schiedsgerichte empfahl. Im Mai und im Dezember des darauf folgenden Jahres traten zwei weitere Konferenzen in Newyork zusammen, in denen die definitive Organisation des Verbandes stattfand. Ein Executive Committee wurde eingesetzt, dessen Aufgabe die Beilegung und Verhütung von Streiks war.

Die Zusammensetzung dieses Executive Committee ist darum so wichtig, weil es Mitglieder enthält, die weder die Arbeiter noch die Unternehmer, sondern das Publikum, das allgemeine Ganze vertreten. Unter diesen finden sich Männer wie der frühere Präsident der Vereinigten Staaten Herr Grover Cleveland, der katholische Erzbischof John Ireland, der Bischof Henry C. Potter (von der Protestant Episcopal Church), der Präsident der Harvard University Charles W. Eliot, Diplomaten und frühere Gesandte, wie die Herren Oskar S. Straus (Mitglied des Schiedsgerichts im Haag) und Cornelius N. Bliß (früherer Staatssekretär des Inneren) und bedeutende Rechtsanwälte wie Charles J. Bonaparte. Die Seite der Unternehmer ist durch eine Reihe Großindustrieller

Digitized by Google

und durch einige Vorsitzende wichtiger Unternehmerverbände vertreten. Die Arbeiter sind ausschließlich durch Vorsitzende großer Gewerkschaften repräsentiert. Herr Samuel Gompers, der Vorsitzende der American Federation of Labor, Herr John Mitchell, der durch mehrere Riesenstreiks der Kohlenbergarbeiter berühmte „President of the United Mine Workers of America", und andere sind in dieser Eigenschaft Mitglieder des Executive Committee.

Die Hauptaufgabe dieses Komites ist Streiks zu verhüten und beizulegen. Es soll den Abschluß von langfristigen Verträgen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern anempfehlen. Und es soll, aber nur wenn von beiden Seiten dazu aufgefordert, als Schiedsgericht etwaige Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern entscheiden.

Schon ehe das Executive Committee eingesetzt war, konnten die Mitglieder des provisorischen Committee of Twelve im Jahre 1901 den damals drohenden Streik der Anthracit-Bergarbeiter dadurch abwenden, daß sie Arbeiter und Unternehmer veranlaßten, ihre Differenzen auf einer Konferenz zu besprechen und beizulegen. Im Jahre 1902 wurde durch das Dazwischentreten der Federation ein bereits angekündigter Streik der Zuschneider abgewendet. Gegen 40 000 Personen wären durch diesen Ausstand betroffen worden. In demselben Jahre gelang es dem Verbande, den schon 9 Monate dauernden National Cash Register Strike und den 6 Monate dauernden Streik der Union Iron Workers in San Francisco beizulegen. Als die Freight Handlers in Boston mit Ausstand drohten, wandte sich der Mayor dieser Stadt sowie der Massachusets Board of Arbitration an die Federation, die auch diesen Streik verhütete. Nur der Versuch, den bald darauf wiederum drohenden Streik der Anthracit-Bergarbeiter beizulegen, mißlang diesmal gänzlich. Seitdem hat die National Civic Federation nicht mehr so viel von sich reden gemacht. Jüngst hat sie auch eins ihrer tüchtigsten und eifrigsten Mitglieder, den Bundessenator Hanna, durch den Tod verloren. Herr Hanna war als Vertreter der Arbeitgeber Mitglied des Executive Committee und offenbar die Seele des ganzen Verbandes.

Der eben erwähnte Streik der pennsylvanischen Kohlenbergarbeiter wurde schließlich durch die Intervention des Präsidenten der Vereinigten Staaten beigelegt. Hierzu hatte Herr Roosevelt nicht das geringste verfassungsmäßige Recht. Nach den Grundsätzen des amerikanischen Rechtes müssen der Staat und seine Be-

Digitized by Google

amten ihre Tätigkeit darauf beschränken, die einzelnen im ungestörten Genuß ihrer Rechte zu schützen. Es ist das die von Lassalle als Nachtwächtertheorie verhöhnte individualistische Auffassung. Angesichts des durch den Streik hervorgerufenen Notstandes hielt der Präsident sich jedoch für befugt, mit den hergebrachten Anschauungen zu brechen. Da aber nach amerikanischem Gesetze eine derartige Ordnung privatrechtlicher Fragen durch staatliches Eingreifen unmöglich ist, so konnte er nicht in seiner Eigenschaft als Präsident der Vereinigten Staaten handeln. Allein es war klar, daß Herrn Roosevelts Anschauungen, Wünsche und Handlungen in diesem Falle nur darum Wert hatten, weil er und der Bundespräsident dieselbe Person waren. Wenn also die Arbeitgeber bei diesem Streike schließlich bereit waren, Herrn Roosevelts Aufforderungen irgendwie Folge zu leisten, so gaben sie dabei keinem gesetzlichen Zwange nach. Wohl aber hatte das Vorgehen des Präsidenten einen solchen Eindruck auf das Volk gemacht, daß die Bergwerksbesitzer vorzogen, dem Drucke der öffentlichen Meinung nachzugeben.

Die Gewerkschaftsführer hatten sich durch die liebenswürdige Behandlung seitens Herrn Roosevelts sehr geschmeichelt gefühlt. Auch waren sie schlau genug, einzusehen, daß das Publikum eine schleunige Beilegung des allen lästigen Streikes sehnlichst herbeiwünschte. Anders die Eigentümer der Bergwerke. Sie sahen ganz deutlich voraus, daß die Intervention des Präsidenten eine Beschränkung ihrer freien Verfügungsrechte über ihr Eigentum bedeutete. Durch sie wurde ein Präzedenzfall für eine gewisse Art von Sozialismus geschaffen, durch den den Besitzern großer industrieller Werke Vorschriften über deren Betrieb gemacht werden konnten. Sie fügten sich dem Drängen der öffentlichen Meinung darum nur widerstrebend. Auch hatten sie schon früher unangenehme Erfahrungen damit gemacht, wenn hervorragende Politiker sich in ihre Angelegenheiten gemischt hatten. Auf Wunsch der republikanischen Partei hatten sie wenige Jahre vorher gegen ihre bessere Ueberzeugung in einem Streik nachgegeben, um dadurch die Arbeiter bei einer gleichzeitigen wichtigen Wahl der republikanischen Partei zuzuführen.

Jedenfalls erklärten sich schließlich beide Parteien bereit, den Präsidenten mit der Ernennung einer Schiedsgerichtskommission zu betrauen. Sie sollte bestehen aus einem Ingenieur-Offizier der amerikanischen Armee oder Marine, einem sachverständigen In-

Digitized by Google

genieur, der aber keine Beziehungen zum Kohlenbergbau haben durfte, einem Bundesrichter aus dem ost-pennsylvanischen Distrikt, einem bedeutenden Soziologen, und einem Manne, der durch aktive Teilnahme an der Gewinnung und dem Verkauf von Anthracit die technische und kaufmännische Seite der Frage gleichmäßig beherrschte. Bei der Ernennung der Kommissionsmitglieder erlaubte sich der Präsident eine kleine Freiheit: er betrachtete den Präsidenten einer Gewerkschaft von Eisenbahnern einfach als „Soziologen". Die Kommission hielt umfassende Zeugenvernehmungen ab, sie besichtigte die verschiedenen Zechen und die Dörfer und Wohnungen der Arbeiter und eignete sich so eine gründliche Kenntnis der tatsächlichen Zustände im Kohlenrevier an. In der schließlichen Entscheidung reduzierte sie die Forderungen und Behauptungen beider Parteien auf ein vernünftiges Maß. Den Arbeitern wurde eine Lohnerhöhung um 10 Prozent bewilligt. Den Wünschen der Unternehmer wurde darin nachgekommen, daß man ihnen nicht zumutete, die Gewerkschaften als die berufenen Vertreter der Arbeiterschaft anzuerkennen, d. h. die Anthracit-Bergwerke wurden nicht zu Union Shops gemacht. Zur Beilegung etwaiger Meinungsdifferenzen bei der Interpretation dieses Spruches wurde eine besondere Kommission eingesetzt. Arbeiter wie Arbeitgeber hatten sich von vornherein verpflichtet, den schiedsrichterlichen Spruch für die Dauer von wenigstens drei Jahren anzuerkennen.

Was hier dem Präsidenten gelungen war, hatte man in mehreren Einzelstaaten schon vorher ohne sonderlichen Erfolg versucht. Dabei hatte man natürlich mit denselben konstitutionellen Schwierigkeiten kämpfen müssen. Nach amerikanischem Recht ist es ein unberechtigter Eingriff in die Befugnisse des Einzelnen, wenn man ihn dazu zwingen will, etwaige Zwistigkeiten der hier besprochenen Art dem Spruche irgend eines Schiedsgerichtes zu unterwerfen. Die betreffenden Staaten mußten sich also damit begnügen, eine Behörde zu schaffen, die nur auf Wunsch der beiden Beteiligten die Beilegung oder Verhütung von Streiks übernehmen konnte. Solche State Boards of Mediation and Arbitration oder State Boards of Arbitration and Conciliation bestehen in den Staaten Newyork, Massachusets, Connecticut, Illinois, Louisiana, Minnesota, Montana, New Jersey, Ohio, Utah, Indiana, Idaho, Michigan, Colorado, Wisconsin, Missouri, Nebraska, North Dakota, Iowa, Kansas, Maryland, Wyoming, Pennsylvania, Texas und California. In vereinzelten Fällen

Digitized by Google

haben Streitende sich an diese State Boards gewandt. Allein ihre Tätigkeit hat nicht den geringsten merklichen Einfluß auf die Häufigkeit und durchschnittliche Dauer der Streiks gehabt. Die Regierungen der Einzelstaaten genießen eben nicht die Achtung und den Einfluß, deren der Bund sich erfreut.

Vor kurzem ist nun dem Kongreß der Vereinigten Staaten ein Gesetzentwurf vorgelegt, der die Schaffung eines National Arbitration Tribunals bezweckt. Verfasser der Bill ist Herr Volney B. Foster aus Chicago. Als Großindustrieller hat er in diesem Zentrum der Lohnkämpfe reichlich Gelegenheit gehabt, sich an der friedlichen Beilegung von Streiks durch Schiedsgerichte zu beteiligen. Das von ihm angeregte Tribunal soll aus sechs Mitgliedern bestehen, von denen der Secretary of Commerce and Labor der Vereinigten Staaten eins sein soll. Er soll jedoch nur beratende Stimme haben. Die anderen fünf Mitglieder sollen vom Präsidenten der Vereinigten Staaten auf sechs Jahre ernannt werden. Doch soll ihre Amtsdauer so eingerichtet werden, daß jedes Jahr nur ein Mitglied ernannt zu werden braucht. Diese Mitglieder sollen vor einem Richter des Supreme Court of the United States den Diensteid ablegen. Ihre Aufgabe würde nun sein, innerhalb der der Bundesjurisdiktion unterstehenden Sphäre Streiks zu verhüten oder zu begleichen. Und zwar soll das Tribunal sich auch dann mit einem Streite zwischen Arbeitern und Arbeitgebern beschäftigen, wenn nur eine der dabei beteiligten Seiten seine Intervention anruft. In diesem Falle soll das Tribunal die ihm unterbreiteten Beschwerden der anderen Seite vorlegen. Lehnt diese es ab, sich auf eine schiedsgerichtliche Beilegung der Frage einzulassen, so soll das Tribunal diesen Briefwechsel publizieren und so der öffentlichen Meinung das zur genauen Beurteilung des Falles notwendige Material liefern. Wenn beide Parteien die Dienste des Tribunals annehmen, so sollen sie sich auch vorher verpflichten, dem Spruche des Gerichtes auf eine bestimmte Zeitdauer nachzukommen. Das Tribunal soll schließlich auch seine Dienste den dabei interessierten Parteien ohne Aufforderung, aus eigener Initiative, anbieten, wenn ein Streik oder eine Arbeiteraussperrung irgendwo im Bereiche seiner Kompetenzsphäre auszubrechen droht. Falls das so gemachte Anerbieten zurückgewiesen wird, soll der Inhalt der darauf bezüglichen Verhandlungen veröffentlicht werden.

Es ist klar, daß diese Vorlage die Lehren aus dem oben be-

Digitized by Google

sprochenen Anthracitarbeiter-Streik zieht. Seine schließliche Beilegung war dadurch herbeigeführt, daß die öffentliche Meinung des ganzen Landes auf eine Unterwerfung beider Parteien unter den Spruch eines Schiedsgerichtes drang. Der Präsident hatte dieser öffentlichen Meinung nur Ausdruck verliehen und hatte die Frage dadurch vereinfacht, daß er sich zur Ernennung der Richter angeboten hatte. Im Interesse der Allgemeinheit will nun das im Entwurf vorliegende Gesetz genau denselben Gebrauch von der öffentlichen Meinung machen. Es will den einzigen in den Vereinigten Staaten nach der Verfassung zulässigen Zwang zur Förderung des sozialen Friedens verwenden. Es will der öffentlichen Meinung das zur Bildung eines kompetenten Urteils nötige Tatsachenmaterial beschaffen und will sie so erziehen.

Weder die Arbeiter- noch die Arbeitgeber-Verbände haben diese Vorlage für annehmbar erklärt. Beide haben bei den in Washington abgehaltenen kontradiktorischen Verhören sich energisch dagegen ausgesprochen. Die Arbeiter sehen in ihr nur den Vorläufer eines Gesetzes, durch welches die Arbitration aller Streitigkeiten obligatorisch gemacht und die Streiks verboten werden. Die Arbeitgeberverbände betrachten die Bill als einen weiteren Schritt auf dem Wege sozialistischer Gesetzgebung, die dem Staate das Recht gibt, sich in die Privatangelegenheiten der Bürger zu mischen. Und sie finden, daß durch die Einsetzung der Interstate Commerce Commission, durch den Erlaß der Anti-Trust Act und andere Gesetze von ähnlichem Charakter die freie Ausübung der Eigentumsrechte in den Vereinigten Staaten bereits mehr als genügend beschränkt ist. Den vereinten Anstrengungen beider Gruppen wird es wohl auch gelingen, die Annahme des von Herrn Foster entworfenen Gesetzes fürs erste zu hintertreiben. Allein sein Verfasser ist entschlossen, die Bill in erneuter Form dem nächsten Kongresse vorlegen zu lassen, und er glaubt sicher darauf rechnen zu können, daß sie in dieser oder geänderter Form schließlich Gesetz werden wird.

Wie sich diese Frage nun weiter entwickeln wird, welche Lösung sie einmal erfahren wird, ob sie überhaupt eine dauernde Lösung zuläßt, das kann niemand im voraus wissen. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind immer noch das Land der Ueberraschungen. Sie sind noch zu jung, ihre oft eben erst eingewanderte Bevölkerung ist noch zu geschichtslos, als daß unausrottbar festgewurzelte Anschauungen schon jetzt den wahrscheinlichen

Digitized by Google

Gang der kommenden Ereigniſſe andeuteten. Die Haltung der Arbeiter und Arbeitgeber hängt namentlich noch zu ſehr von der Einwanderungsfrage ab. Und dieſe ſteht wieder im engſten Zuſammenhange mit der politiſchen und wirtſchaftlichen Entwicklung Amerikas, Europas, Oſt- und Weſtaſiens, Auſtraliens, kurz der ganzen Welt.

Jedenfalls aber iſt die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika genau wie in irgend einem Lande der alten Welt ein ſehr ernſtes Problem. Wie überall wird ſie noch zu manchem heißen und erbitterten Kampfe führen. Aber wie überall liegen die Dinge auch in der Union ſo, daß keine der dabei beteiligten Parteien, weder die Arbeiter noch die Arbeitgeber noch das Publikum, an der Zukunft zu verzweifeln braucht.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Naturwissenschaft.

Die Konvergenz der Organismen. Eine empirisch begründete Theorie als Ersatz für die Abstammungslehre von Dr. Hermann Friedmann, Berlin, Gebr. Paetel, 1904. 242 Seiten.

Die Abstammung oder Deszendenz umfaßt ihrem Begriff nach fünferlei: erstens die Abstammung des Gleichen vom Gleichen oder die spezifische Vererbung des gleichbleibenden Typus, zweitens die aufsteigende Entwicklung oder Rückbildung innerhalb einer Generationenfolge ohne Divergenz oder Konvergenz, drittens parallele Veränderungen in verschiedenen Stämmen im Laufe der Generationen, viertens divergente Veränderungen, sei es in verschiedenen Stämmen, sei es in den Verzweigungen desselben Stammes, fünftens konvergente Veränderungen in verschiedenen Stämmen oder in verschiedenen, divergent gewordenen Zweigen desselben Stammes. Wer sich bemüht, die irdische Organisation wo möglich aus einem einzigen Stamme abzuleiten, wird die Abstammungslehre wesentlich als „Divergenztheorie" auffassen müssen; aber dieses Bemühen ist selbst für die verschiedenen Ordnungen des Tierreichs nachgerade als aussichtslos aufgegeben worden. Wenn man einen vielstämmigen Stammbaum der Organismen zugibt, so pflegt man doch innerhalb ganzer Ordnungen Einstämmigkeit vorauszusetzen, also auf Divergenz aus gemeinsamen Verfahren zurückzuschließen, weil man geneigt ist, systematische Verwandtschaft genealogisch vermittelt zu denken. Dieser Schluß kann aber voreilig sein, weil systematische Verwandtschaft auch durch parallele Entwicklung aus nicht verwandten, aber ähnlichen niederen Vorfahren und durch konvergente Entwicklung aus unähnlichen Vorfahren entsprungen sein kann.

Friedmann bemüht sich mit eindringender Sachkenntnis und scharfsinniger Kritik in der ersten Hälfte seines Buches zu zeigen, daß viele Uebereinstimmungen, die als Beweismittel für gemeinsame Abstammung gelten, auch anders gedeutet werden können und nicht notwendig durch Divergenz der Typen aus gemeinsamen Vorfahren entsprungen zu sein brauchen. In der zweiten Hälfte legt er dann seine Ansichten über die Entstehung der Organismen dar, nämlich im siebenten Kapitel den Einfluß innerer mathematischer Formgesetze auf den Parallelismus der Entwicklung

Digitized by Google

in verschiedenen Stämmen (unter der Bezeichnung „Homologie"), im achten die systematische Verähnlichung (Konvergenz) verschiedener Typen unter dem unmittelbaren oder mittelbaren (selektiven) Einfluß gleicher äußerer Umstände und Lebensbedingungen (unter dem Titel „Analogie"), und im neunten die Verähnlichung von Genossen derselben Lebenssphäre durch (unbewußte oder bewußte) psychische Einflüsse (unter dem Titel „direkte Konvergenz"). Indem er diese drei Gesichtspunkte unter den der „Konvergenz" im weiteren Sinne des Wortes zusammenfaßt, stellt er seine Auffassung als „Konvergenztheorie" der Deszendenztheorie gegenüber, die er im engeren Sinne als Divergenztheorie versteht. In Wahrheit kann jedoch Friedmanns „Homologie", die Bestimmung der Entwicklung aus inneren mathematischen Formgesetzen, nicht wohl unter den Begriff der Konvergenz befaßt werden, da sie bei ungestörtem Walten nur zum Parallelismus der Entwicklung führen kann.

Die Konvergenzerscheinungen haben bereits die Aufmerksamkeit vieler Biologen erregt, aber es fehlt bis jetzt an einer zusammenfassenden Behandlung des zerstreuten Materials. Es ist jedenfalls verdienstlich, daß Friedmann auf die Notwendigkeit einer solchen nachdrücklich hingewiesen und selbst den ersten Versuch dazu unternommen hat. Eine andere Frage ist es, ob es ihm gelungen ist, die übliche Rangordnung zwischen Divergenz und Konvergenz umzukehren, d. h. die Divergenz als sekundäre Erscheinung zu erweisen, die sich erst auf der Grundlage der Konvergenz entwickelt. Diese Frage muß ich verneinen.

Wenn man davon ausgeht, daß die ersten Urorganismen äußerst einfach gebaut waren, und daß die gleichzeitig unter gleichen Umständen entstandenen keine generellen, sondern nur individuelle Unterschiede zeigten, so kann man ihre Nachkommen praktisch als einstämmig behandeln, obwohl sie von verschiedenen, nicht mit einander verwandten Individuen gleicher Art entsprungen sind. Die Konvergenz findet an solchen für so lange, als nicht eine Divergenz vorher gegangen ist, gar keine Ansatzpunkte, weil selbst bei aufsteigender Entwicklung die Homologie für Parallelismus sorgt. Noch mehr gilt dies bei Nachkommen, die wirklich von einem einzigen Individuum abstammen, weil bei diesen sogar die individuellen Unterschiede erst durch Divergenz entstehen müssen. Die Konvergenz könnte nur dann der Divergenz vorangehen, wenn die Urorganismen, die ohne Vorfahren entstehen, als spezifisch verschieden vorausgesetzt werden, und dies ist wieder nur möglich, wenn sie nicht als allereinfachste, eben noch lebensfähige Elementarorganismen, sondern als mehr oder minder komplizierte Gebilde gedacht werden.

In der Tat sieht sich Friedmann zu dieser Annahme gedrängt, um die Konvergenz als den primären Vorgang behaupten zu können. Im zehnten Kapitel bekennt er sich zu dem Glauben an die Entstehung sogar der Säugetiereier durch Urzeugung und entfernt sich damit soweit von den heute maßgebenden biologischen Ansichten, daß er dadurch die Wirkung

Digitized by Google

auch seiner übrigen sonst beachtenswerten Darlegungen in den Fachkreisen gefährdet. Geht man einmal auf autochthon entstandene spezifische Eier oder Keimzellen zurück, so bleibt neben der konstanten spezifischen Abstammung ein ebenso unerheblicher Spielraum für die Konvergenz wie für die Divergenz. Auch die durch Friedmann übernommene Weismannsche Behauptung, daß individuell erworbene Eigenschaften sich nicht vererben, gräbt der Konvergenztheorie genau ebenso ihre Wurzeln ab wie der Divergenztheorie.

Im elften Kapitel bekennt sich Friedmann zu einer teleologischen und dynamischen Naturauffassung, lehnt aber den Vitalismus ab. Seine Bemerkungen über Mechanik, Energetik und den Einfluß des Raumes auf das Geschehen bewegen sich zu sehr in Andeutungen, um ihnen kritisch nachgehen zu können.

Eine engere Begrenzung des Themas auf die Kritik der Divergenztheorie in bestimmten Fällen und auf die Zusammenstellung der bisher bekannten Konvergenzerscheinungen würde dem Buche zu statten gekommen sein; denn gerade insoweit es diese Grenzen überschreitet, fordert es zu ablehnender Kritik heraus.

E. von Hartmann.

Literatur.

Einiges über das vornehme England. München 1902. Verlag von Carl Haushalter. 226 S.

Das Buch „Ueber das vornehme England" stammt aus weiblicher Feder; von einer deutschen Erzieherin, welche lange Jahre in den Häusern des britischen Adels tätig gewesen ist. Sie führt die Aeußerung eines deutschen Schulmannes an, das feuchte Klima Englands stamme von den Tränen der schlecht behandelten deutschen Gouvernanten. Die Verfasserin des hier besprochenen Buches hat gleichfalls schlimme Erfahrungen in England gemacht, aber die freundlichen Erlebnisse haben in ihrer Laufbahn doch überwogen. Freilich sprechen aus ihrer Veröffentlichung soviel Verstand und feine Bildung, daß es einen nicht in Verwunderung setzen kann, wenn sie mit Hochmut und Vorurteil siegreich fertig geworden ist. Die Verfasserin schildert das aristokratische Leben auf den britischen Inseln mehr von seiner äußeren Seite; sie vergegenwärtigt uns z. B. das vielköpfige Gesinde eines Earls mit seinen streng geschiedenen Kompetenzen, welche von allen Domestiken mit der größten Eifersucht aufrecht erhalten werden, mit seiner hohen Lebenshaltung und seinem hinter Adelshochmut um nichts zurückbleibenden Kastengeist: „Um die Mitte des Tages", so erzählt die Verfasserin, „vereint sämtliche Dienstboten, upper servants wie under servants, eine gemeinsame Mahlzeit, welche in einem großen, vollständig schmucklosen und meistens nur mit Fliesen gepflasterten Saale, the

Digitized by Google

Hall, eingenommen wird. Auf hölzernen Bänken haben hier alle Dienstboten genau nach Rang Platz genommen, die Mädchen mit sauberen Kattunkleidern und koketten Hauben, die Diener frisch gepudert, gebürstet und in ihrer täglichen Livree. Obenan präsidiert die Haushälterin, ihr gegenüber sitzt der Butler und schneidet vor. Es gibt Hammelkeulen große joints von Roastbeaf mit Kartoffeln und Gemüsen, sehr häufig Salzfleisch und zuweilen auch Geflügel und Wild. Ich habe oft gewünscht, das vollzählige Dienstpersonal eines großen Hauses einmal tafeln zu sehen, allein vergeblich; ich glaube, es ist eher möglich für einen Uneingeweihten, den Freimaurern ihre Geheimnisse abzulauschen als einer solchen Mahlzeit beizuwohnen. Aber ich habe mir erzählen lassen, daß dort tiefe Stille herrscht, und man außer dem Geklapper der Messer und Gabeln kein Geräusch hört. Die althergebrachte Regel will, daß niemand spreche, bis jeder seine zwei Portionen Fleisch und Gemüse verzehrt hat. Ist dieses aber geschehen, so erheben sich die upper servants, d. h. die Haushälterin, Köchin, Kammerjungfer, Butler und Kammerdiener, und mit dem Bierglase in der Hand begeben sich die Oberen in des Stewards Room, ihr Privat-Eßzimmer, um dort einen zweiten Gang, eine süße Speise, zu verzehren, während die übrige Dienerschaft nun sich selber überlassen ist und unter ungezwungenem Geplauder vielleicht einen nahrhaften Mehlpudding oder ähnliche Leckerbissen zu sich nimmt. Diese feststehenden Etikettenregeln würden bei den deutschen Dienstboten nicht durchzuführen sein, während jeder Engländer, einerlei ob vornehm oder gering, im althergebrachten Zwange sich am wohlsten fühlt."

Wie hier die Umgangsformen der Dienstboten unter einander, so schildert die Verfasserin auch sonst überwiegend nur Gegenstände, welche für eine weibliche Feder besonders geeignet sind. Wie schon bemerkt, ist das Buch fast ganz der Außenseite des britischen Adelslebens gewidmet; von dem Gemüts- und Geistesleben des führenden Standes ist verhältnismäßig wenig die Rede, und wo dies der Fall ist, werden meistenteils nur die Mängel hervorgehoben. Nichtsdestoweniger fühlt man, daß die Verfasserin Liebe für ihren Stoff hat, und wenn keine Liebe so doch jedenfalls Bewunderung. Der englische Adel imponiert nicht nur durch den festen, durchgebildeten Stil seiner Sitten, der ihm von seinem Gesinde in der oben geschilderten Art nachgeahmt wird, und den ihm die ganze Nation nach Möglichkeit nachahmt, er imponiert nicht allein durch einen Mut und eine physische Gesundheit, welche auf einer kaum noch zu übertreffenden Körperpflege beruhen, sondern er ist vor allem noch immer in sehr erheblichem Maße der politische Leiter eines sich über alle Zonen erstreckenden Weltreichs: „Nur zwei Dinge", sagt unsere Autorin, „gibt es auf der Welt, welche den vornehmen Engländer aus der Fassung zu bringen und hochgradig zu erregen vermögen, das ist außer dem Alkohol vor allen Dingen die Politik. Man greife seine Person an, es läßt ihn kalt; erlaube sich jede Anzüglichkeit, er macht sich nichts daraus; mache schlechte Witze

Digitized by Google

über seine Frau, es sticht ihn nicht an. Aber nun wage einer den politischen Gegner zu loben oder die Integrität Alt-Englands auch nur mit einem Worte anzutasten, und verschwunden ist das berühmte englische Phlegma, dann wird er mit einem Schlage zum Choleriker, gerät plötzlich in Harnisch, schickt seine guten Manieren zum Teufel und donnert seine Gegner dermaßen an, daß man vor Staunen und Bewunderung Beifall klatschen möchte. Hin und wieder bin ich in der angenehmen Lage gewesen, Zeugin solcher Auftritte zu sein und zu beobachten, wie in jedem Vollblutengländer die nationale Seite die stärkste ist."

Daß dies ganz besonders beim Adel der Fall ist, kann nicht wundernehmen in einem Lande, dessen Gesellschaft sich bereitwillig vom Adel ihren Stempel aufdrücken läßt und dessen gemischte Verfassung ein so starkes aristokratisches Element einschließt. In der vorigen Nummer der „Preußischen Jahrbücher" wurde von einem Londoner Korrespondenten auseinandergesetzt, daß die konstitutionelle Entwicklung Englands heute so wenig still steht wie das jemals früher der Fall gewesen ist. Der Glanz der Krone hat sich ersichtlich wieder vermehrt, und das Haus der Lords, welches die Radikalen abschaffen oder reformieren wollten, erfreut sich einer so stark angewachsenen Popularität, daß seine historische Grundlage auf Jahrzehnte hinaus für vollständig gesichert gelten darf. Das Haus der Lords nun ist der Kern des vornehmen England, von dem unser Büchlein handelt. Welch ein ungeheuerer Abstand zwischen dem britischen Oberhause und den — um mit Treitschke zu reden — Chambregarnie wohnenden Lords des preußischen Herrenhauses! Gewiß macht der Besitz allein eine Gesellschaftsklasse nicht vornehm, aber zum Begriff des Adelstandes gehört doch eigentlich Reichtum, wenn freilich andererseits im Hinblick auf die geschichtliche Erfahrung speziell in Preußen zugestanden werden muß, daß eine arme Aristokratie sich gleichfalls große Verdienste um den Staat zu erwerben vermag. Jedenfalls läßt sich die relative Unabhängigkeit des englischen Adels nach oben und unten hin, dieser ruhmreiche traditionelle Charakterzug des Standes in dem vollen Umfange seiner historischen Bedeutung nicht denken ohne die Schätze der großen Häuser. Will nun jemand den Geist der britischen Institutionen nicht bloß mit Hilfe der trockenen Disziplinen des Staatsrechts und der Geschichte studieren, sondern auch wissen, wie die Peerage des Inselreiches ihr Geld verzehrt, in welchen gesellschaftlichen Formen sie sich bewegt und wie sie sonst ihr Privatleben gestaltet, so findet er diese Dinge auf eine stark weibliche Manier aber gleichwohl belehrend und unterhaltend auseinandergesetzt in dem Gouvernantenbuch, das ich aufrichtig zur Lektüre empfehlen kann.

Emil Daniels.

Digitized by Google

Das Frauenzimmer.
Ein Nachwort.

Oktober 1900 erschien von mir in den „Preuß. Jahrb." (Bd. 102, I) ein Aufsatz „Das Frauenzimmer", in dem der Nachweis versucht wurde, daß die Verwendung des Wortes Frauenzimmer für die einzelne Person nichts mit der für die Wohnräume der Frauen zu tun habe, sondern daß, da Zimmer landläufig meist nicht nur das Gemach, sondern auch und zwar schon früher den ganzen Bau bezeichnet habe, der Ausdruck vielmehr den Bau der Frau, ihren Aufbau, ihre Gestalt bedeute.

Ein überraschender Erfolg wurde dem kleinen Aufsatze zu teil. Bis nach Amerika hinüber trugen die Zeitungen die neue, wie die glückliche Lösung eines Rätsels empfundene Deutung. Auch aus gelehrten Kreisen kam Zustimmung, aus ihnen natürlich aber auch Widerspruch, und da ich insbesondere Kluges Erklärung (Frauenzimmer — ursprünglich Ortsbezeichnung) als unvereinbar mit den vorliegenden Tatsachen wie mit den Gesetzen unserer Sprache abgewiesen hatte, durfte der Gegenstoß aus seinem Lager nicht ausbleiben. Auf „Anregung" und „unterstützt durch zahlreiche, in zuvorkommendster Weise erteilte Ratschläge" Kluges hat E. Seidenadel eine Inaugural-Dissertation „Frauenzimmer. Eine wortgeschichtliche Untersuchung" geschrieben.

Um möglichst wenig von meinen Ausführungen gelten zu lassen, wird auch die (für die Hauptfrage belanglose) Behauptung angegriffen, daß Frauenzimmer nicht nur ein einzelnes Gemach, sondern auch einen ganzen Flügel oder gesonderten Bau, der zum Wohnort der Frauen diente, bedeutet habe. Seidenadel schreibt S. 4 (62): *) „Die von anderen und Heidenhain ausgesprochene Behauptung, das Wort Frauenzimmer bedeute auch ein ganzes Gebäude oder jedenfalls nicht**) nur ein einziges Zimmer, hat sich in unserer umfangreichen Sammlung nirgend durch einwandfreie Beispiele beweisen lassen." Wer sich um höfisches Leben des XV. und XVI. Jahrhunderts etwas gekümmert hat, wird von diesen Worten überrascht sein, noch mehr aber davon, daß ihm nun wirklich aus dem Zeitraum von 1455—1578 alle Belegstellen, deren Seidenadel für die Ortsbezeichnung habhaft werden konnte, vorgeführt werden und sämtlich die wunderbare, alle unsere Vorstellungen über das Raumbedürfnis jener Zeit höhnende Behauptung bestätigen. Denn, wenn in dem einen Beleg zwar das Frauenzimmer als Haus ausdrücklich bezeichnet wird (das nebenhaus oder frawenzimmer), so ist doch da leider nur von einer Stube die Rede.

Das Rätsel löst sich auf eine überraschende, aber wenig erfreuliche Weise: Die Belege für die von anderen und mir geteilte Auffassung sind — unterdrückt. So steht an der Stelle, die das Frauenzimmer als Haus bezeichnet, und zwar innerhalb desselben nur wenige Zeilen umfassenden

*) Die erste Zahl bezieht sich auf die Dissertation, die in Klammern auf den Abdruck in Kluges „Zeitschrift f. deutsche Wortforschung" V. 1 u. 2 (1903).
**) Das hatte ich gar nicht behauptet; andere m. W. auch nicht.

Digitized by Google

Absatzes (Endres Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg 1464 bis 1475, S. 300) nicht nur, was Seidenadel mitteilt: „in dem nebenhaus oder frawenzimmer ist ein stub alle verglast und ein Küchlein darvor"; sondern auch „item in der Kamer daneben . . . die Kamer ist auch verglast (also Wohnraum). item die stieg hinauf get auf ein podenlein, darauf ein heimlich gemach ist . . . auf demselben podenlein hinauf aber ein stieg ist ein Fleczlein, das lustig und mit pencken (Bänken): Das Haus hat also drei Wohnräume und außerdem seine eigene Küche gehabt. Gleichfalls hat die Verstümmelung an folgender Stelle Wilwolts von Schaumburg (1507, Stuttg. Liter. Ver. Bd. 50, S. 49) als Beweismittel dienen müssen: Darnach (nach dem feierlichen Einzuge in Frankfurt a. O. und dem Dankgottesdienst für den errungenen Sieg) wart alles, das sie gewunnen, uf den platz für das frauenzimmer gefürt. Seidenadel erklärt S. 8 (66), daß hier mit Frauenzimmer die Hofdamen gemeint seien; der Satz, so wie er hier mitgeteilt ist, verlangt zwar nicht, erlaubt aber doch diese Deutung, und er enthält dann eine Ehrenbezeugung und Huldigung für die Frauen. Leider verträgt sich das folgende damit nur wenig; es heißt da nämlich: wart alles, das sie gewunnen, uf den platz für das frauenzimmer gefürt, vor dem umbgeschlagen und gebeut, darauf gerennt, gestochen und getanzt. Von den mancherlei Schwierigkeiten, die dem Leser hier entgegentreten, wenn er das Frauenzimmer nicht als Gebäude, sondern als weiblichen Hofstaat verstehen soll, sei nur eine hervorgehoben. Da das Bauen, das Aufschlagen der Schranken (umbschlagen) und das Errichten der Sitze (beuen) natürlich nicht vor dem Platze, sondern auf dem Platze statt gefunden hat, so müssen sich die Worte „vor dem" auf Frauenzimmer beziehen, und da solche Herrichtung des Turnierplatzes nicht im Handumdrehen möglich ist, so besteht die von Seidenadel den Frauen zugedachte Ehrung darin, daß sie tagelang an der Zimmerarbeit ihre Augen und an dem Nägelklopfen ihre Ohren ergötzen können. Sobald wir aber Frauenzimmer als Gebäude auffassen, fallen alle Sonderbarkeiten und Schwierigkeiten fort; da ist doch wohl kein Zweifel, daß wir es so und nicht anders nehmen werden. Freilich ist dann Frauenzimmer ein gesonderter Bau. Aber die Vorstellung eines solchen blickt auch aus S. 38, wo Wilwolt erzählt, daß, heimlichem Verkehre zu wehren, das frauenzimmer mit gebenden*) verwart und also besetzt war. Seidenadel deutet auch hier Frauenzimmer als den Hofstaat und läßt also die armen Mädchen mit gebenden d. h. hölzernen Balken und eisernen Bändern nicht nur verwahrt, sondern auch „besetzt" sein, ähnlich wie man Kleider mit Putz besetzt.

Es gibt freilich eine Philologie, die am Worte kleben bleibt und der jedes lebendige Nacherschaffen durch die Phantasie ein Greuel ist. Aber

*) Selbstverständliche Verbesserung des sinnlosen gebenen.

Digitized by Google

auch für diese „Buchstabilisten" gibt es in unserem Falle zwingende Beweise. Wie für die Erforschung unserer alten Sprache die lateinischen Vokabularien von Wert sind, so können wir die Sprache Luthers — und auch er redet von Frauenzimmer — uns, wie ich gezeigt habe, tiefer erschließen, wenn wir seine Verdeutschung der Bibel mit dem Originale vergleichen. Hätte Seidenadel diesen von mir gegebenen Wink benutzt, so hätte er gesehen, daß an den von ihm angeführten Stellen des Buches Esther, wo Luther Frauenzimmer sagt und er (Seidenadel) ihn damit nur ein einzelnes Gemach bezeichnen läßt, im Hebräischen beth hannaschim, in der Vulgata domus feminarum, steht. Was aber Luther gehindert hat, dafür Frauenhaus zu sagen, liegt ja auf der Hand; dies war schon lange die Bezeichnung für die Stätten der öffentlich geduldeten Unzucht.

2. Aus der Ortsbezeichnung Frauenzimmer hat sich, wie natürlich, die Bezeichnung der Gesamtheit der Insassen, aus dieser (auf dem von mir zuerst gewiesenen, zu meiner Beruhigung auch von Seidenadel nicht ganz ungangbar gefundenen Wege) die Verwendung für jede Gruppe von Frauen entwickelt, sodaß die Frauen einer Stadt wie eines Hauses, einer Theatertruppe wie einer Tischgesellschaft, als Gesamtheit mit dem Singularis Frauenzimmer bezeichnet wurden. So nahmen die Offiziere „die Spielleute samt dem Frauenzimmer" von der Tafel und wandern mit ihm in das Nachbarhaus, um dort ein großes Tanzfest zu halten. In solchen Wendungen ist das Wort natürlich eine Gruppenbezeichnung, ein Kollektivum wie Volk, Flotte, Heer. — Das Wunderbare und durchaus Anstößige ist nun, wie ich 1900 ausführlich gezeigt habe, daß dasselbe Wort, welches die Gruppe benennt, auch das Einzelwesen benennen soll, wie es doch dem Anscheine nach gang und gäbe ist. Durch merkwürdige Vorgänge suchte man und sucht nun wieder Seidenadel, diesen Bedeutungswandel zu erklären: da soll erstens der Gruppenbegriff die Fähigkeit gewonnen haben, die Frauen überhaupt zu bezeichnen, wie wenn man mit Volk alle Menschen, mit Flotte alle Schiffe der Welt bezeichnen wollte. Zweitens soll aus diesem Allgemeinbegriff wieder der Einzelbegriff hervorgegangen sein, wie wenn Menschengeschlecht auch den einzelnen Menschen bezeichnen und wohl gemerkt schon dann bezeichnen könnte, wenn die Kollektivbedeutung noch lebendig ist. Diesen Schwierigkeiten, vielmehr Unmöglichkeiten gegenüber hatte ich einen Ausweg gewiesen, nämlich den eben, daß Frauenzimmer seiner Entstehung nach zwei Bedeutungen haben könne, wie den Bau für die Frau, so auch den Bau der Frau, ihren Aufbau, ihre Gestalt. Diese letztere, die sich außerdem durch die vorhandenen ähnlichen Bildungen Weibsbild, Mannsbild, Frauenbild empfiehlt, befreit uns von der Ungeheuerlichkeit, eine in der Sprache noch lebendige Ortsbezeichnung auf ein einzelnes in dem Orte lebendes Wesen angewendet zu sehen. Zugleich war dann — denn jedes Appellativum bezeichnet auch die Gattung — ganz natürlich, was so lange sehr befremdlich gewesen war, daß nämlich in gleicher Zeit die Verwendung von Frauenzimmer für die Gesamtheit

Digitized by Google

Absatzes (Endres Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg 1464 bis 1475, S. 300) nicht nur, was Seidenadel mitteilt: „in dem nebenhaus oder frawenzimmer ist ein stub alle verglast und ein Küchlein darvor"; sondern auch „item in der Kamer daneben . . . die Kamer ist auch verglast (also Wohnraum). item die stieg hinauf get auf ein podenlein, darauf ein heimlich gemach ist . . . auf demselben podenlein hinauf aber ein stieg ist ein Fleczlein, das lustig und mit pencken (Bänken): Das Haus hat also drei Wohnräume und außerdem seine eigene Küche gehabt. Gleichfalls hat die Verstümmelung an folgender Stelle Wiltwolts von Schaumburg (1507, Stuttg. Liter. Ver. Bd. 50, S. 49) als Beweismittel dienen müssen: Darnach (nach dem feierlichen Einzuge in Frankfurt a. O. und dem Dankgottesdienst für den errungenen Sieg) wart alles, das sie gewunnen, uf den platz für das frauenzimmer gefürt. Seidenadel erklärt S. 8 (66), daß hier mit Frauenzimmer die Hofdamen gemeint seien; der Satz, so wie er hier mitgeteilt ist, verlangt zwar nicht, erlaubt aber doch diese Deutung, und er enthält dann eine Ehrenbezeugung und Huldigung für die Frauen. Leider verträgt sich das folgende damit nur wenig; es heißt da nämlich: wart alles, das sie gewunnen, uf den platz für das frauenzimmer gefürt, vor dem umbgeschlagen und gebeut, darauf gerennt, gestochen und getanzt. Von den mancherlei Schwierigkeiten, die dem Leser hier entgegentreten, wenn er das Frauenzimmer nicht als Gebäude, sondern als weiblichen Hofstaat verstehen soll, sei nur eine hervorgehoben. Da das Bauen, das Aufschlagen der Schranken (umbschlagen) und das Errichten der Sitze (beuen) natürlich nicht vor dem Platze, sondern auf dem Platze stattgefunden hat, so müssen sich die Worte „vor dem" auf Frauenzimmer beziehen, und da solche Herrichtung des Turnierplatzes nicht im Handumdrehen möglich ist, so besteht die von Seidenadel den Frauen zugedachte Ehrung darin, daß sie tagelang an der Zimmerarbeit ihre Augen und an dem Nagelklopfen ihre Ohren ergötzen können. Sobald wir aber Frauenzimmer als Gebäude auffassen, fallen alle Sonderbarkeiten und Schwierigkeiten fort; da ist doch wohl kein Zweifel, daß wir es so und nicht anders nehmen werden. Freilich ist dann Frauenzimmer ein gesonderter Bau. Aber die Vorstellung eines solchen blickt auch aus S. 38, wo Wiltwolt erzählt, daß, heimlichem Verkehre zu wehren, das frauenzimmer mit gebenden*) verwart und also besetzt war. Seidenadel deutet auch hier Frauenzimmer als den Hofstaat und läßt also die armen Mädchen mit gebenden d. h. hölzernen Balken und eisernen Bändern nicht nur verwahrt, sondern auch „besetzt" sein, ähnlich wie man Kleider mit Putz besetzt.

Es gibt freilich eine Philologie, die am Worte kleben bleibt und der jedes lebendige Nacherschaffen durch die Phantasie ein Greuel ist. Aber

*) Selbstverständliche Verbesserung des sinnlosen gebenen.

Digitized by Google

auch für diese „Buchstabilisten" gibt es in unserem Falle zwingende Beweise. Wie für die Erforschung unserer alten Sprache die lateinischen Vokabularien von Wert sind, so können wir die Sprache Luthers — und auch er redet von Frauenzimmer — uns, wie ich gezeigt habe, tiefer erschließen, wenn wir seine Verdeutschung der Bibel mit dem Originale vergleichen. Hätte Seidenadel diesen von mir gegebenen Wink benutzt, so hätte er gesehen, daß an den von ihm angeführten Stellen des Buches Esther, wo Luther Frauenzimmer sagt und er (Seidenadel) ihn damit nur ein einzelnes Gemach bezeichnen läßt, im Hebräischen beth hannaschim, in der Vulgata domus feminarum, steht. Was aber Luther gehindert hat, dafür Frauenhaus zu sagen, liegt ja auf der Hand; dies war schon lange die Bezeichnung für die Stätten der öffentlich geduldeten Unzucht.

2. Aus der Ortsbezeichnung Frauenzimmer hat sich, wie natürlich, die Bezeichnung der Gesamtheit der Insassen, aus dieser (auf dem von mir zuerst gewiesenen, zu meiner Beruhigung auch von Seidenadel nicht ganz ungangbar gefundenen Wege) die Verwendung für jede Gruppe von Frauen entwickelt, sodaß die Frauen einer Stadt wie eines Hauses, einer Theatertruppe wie einer Tischgesellschaft, als Gesamtheit mit dem Singularis Frauenzimmer bezeichnet wurden. So nahmen die Offiziere „die Spielleute samt dem Frauenzimmer" von der Tafel und wandern mit ihm in das Nachbarhaus, um dort ein großes Tanzfest zu halten. In solchen Wendungen ist das Wort natürlich eine Gruppenbezeichnung, ein Kollektivum wie Volk, Flotte, Heer. — Das Wunderbare und durchaus Anstößige ist nun, wie ich 1900 ausführlich gezeigt habe, daß dasselbe Wort, welches die Gruppe benennt, auch das Einzelwesen benennen soll, wie es doch dem Anscheine nach gang und gäbe ist. Durch merkwürdige Vorgänge suchte man und sucht nun wieder Seidenadel, diesen Bedeutungswandel zu erklären: da soll erstens der Gruppenbegriff die Fähigkeit gewonnen haben, die Frauen überhaupt zu bezeichnen, wie wenn man mit Volk alle Menschen, mit Flotte alle Schiffe der Welt bezeichnen wollte. Zweitens soll aus diesem Allgemeinbegriff wieder der Einzelbegriff hervorgegangen sein, wie wenn Menschengeschlecht auch den einzelnen Menschen bezeichnen und wohl gemerkt schon dann bezeichnen könnte, wenn die Kollektivbedeutung noch lebendig ist. Diesen Schwierigkeiten, vielmehr Unmöglichkeiten gegenüber hatte ich einen Ausweg gewiesen, nämlich den eben, daß Frauenzimmer seiner Entstehung nach zwei Bedeutungen haben könne, wie den Bau für die Frau, so auch den Bau der Frau, ihren Aufbau, ihre Gestalt. Diese letztere, die sich außerdem durch die vorhandenen ähnlichen Bildungen Weibsbild, Mannsbild, Frauenbild empfiehlt, befreit uns von der Ungeheuerlichkeit, eine in der Sprache noch lebendige Ortsbezeichnung auf ein einzelnes in dem Orte lebendes Wesen angewendet zu sehen. Zugleich war dann — denn jedes Appellativum bezeichnet auch die Gattung — ganz natürlich, was so lange sehr befremdlich gewesen war, daß nämlich in gleicher Zeit die Verwendung von Frauenzimmer für die Gesamtheit

Digitized by Google

aller Frauen und für die einzelne Frau auftrat, während diese letztere Verwendung doch erst, wie Seidenadel noch jetzt behauptet, aus jener sich entwickelt haben soll und doch dazu Zeit, ich meine, sehr viel Zeit gebraucht haben müßte.

Selbstverständlich mußte, wenn meine Erklärung viel für sich hatte, darum mit ihr noch nicht das letzte Woet gesprochen sein; für Männer der Wissenschaft gilt für immer des Sokrates ἐλέγχω, ἵνα ἐλέγχωμαι; ich weise anderer Irrtümer auf, um meiner eigenen überwiesen zu werden. — Zwei Wege aber waren logisch möglich, mich zu widerlegen: man konnte einmal zeigen, daß meine neue Erklärung sprachwidrig sei; man konnte zweitens dartun, daß die von mir in der bisher gegebenen Herleitung genommenen Anstöße tatsächlich keine Anstöße seien, vielmehr alles auch sonst in der Sprache Gegenbilder habe.

Was sagt nun Seidenadel zu Punkt 1? Garnichts. Was zu Punkt 2? Auch nichts.*) Er ist ganz damit einverstanden, daß man die Bildung der Einzelbezeichnung aus dem Ortsnamen trotz aller merkwürdigen, dazu erfundenen Umwege anstößig findet. Mit Zustimmung führt er Grimms Urteil an, es sei eine „seltsame und ungelenke Bildung", und er selber nennt den ganzen Vorgang „auffällig": aber dabei beruhigt er sich. Für ihn ist die Sache damit abgetan. — Freilich hat er eine schwerwiegende Entschuldigung und die liegt in seinem Stellenmaterial. Dessen tatsächliche Feststellungen sind ihm ohne und gegen die Möglichkeit inneren Zusammenhangs durchaus maßgebend und so wird er zur Annahme folgenden Vorgangs geführt. Nachdem um 1560 etwa das Wort Frauenzimmer neben dem weiblichen Hofstaate auch andere Gruppen weiblicher Personen zu bezeichnen angefangen habe, diene es von 1620 an zur Bezeichnung des ganzen Frauengeschlechts. Gleichzeitig werde freilich das Wort in der Literatur auch zur Bezeichnung der einzelnen Frau gebraucht, in den ersten zwei Jahrzehnten aber nur selten und es komme für diese Bedeutung sechs Jahrzehnte hindurch nur der Singularis vor; durch diese Absonderlichkeit weise das Wort aber mit möglichster Deutlichkeit auf seinen Ursprung aus dem zur Allgemeinbezeichnung gewordenen Worte hin, das in dieser natürlich nur im Singularis vorkommen konnte. Erst 1679 habe man d i e Frauenzimmer gesagt, während man vorher die Mehrzahl mit dem Kollektivum d a s Frauenzimmer bezeichnete.

Die Tatsache, die hier alles entscheidet, ist der Mangel der Mehrzahl „die Frauenzimmer". Daß die von Seidenadel erwiesene Abneigung gegen diese Bildung befremdet, ist natürlich und sie verlangt Aufklärung. Die Aufklärung eines rätselhaften Vorganges wird aber nicht durch neue Rätsel gegeben und solche sind, wie ich oben gezeigt habe, die Annahmen von Seidenadel über die Entstehung der Einzelbezeichnung. Erklären kann man nur durch Hinweis auf Bekanntes, aber solch Hinweis wird von

*) Abgesehen von einer Kleinigkeit; über sie s. unten.

Digitized by Google

ihm gar nicht versucht und kann, wie gesagt, auch gar nicht versucht werden: all die behaupteten Uebergänge kommen sonst nicht vor. Wissenschaftlich richtig wäre darum für Seidenadel nur eins gewesen: den Tatbestand ohne jede Einmischung einer Erklärung festzustellen und die Aufhellung der Zukunft zu überlassen.

Aber nicht nur aus solchen zwingenden allgemeinen Gründen muß Seidenadels Erklärung abgewiesen werden, sie steht auch im Widerspruche mit erweisbaren Tatsachen. Die Bezeichnung der einzelnen Frau sollte 60 Jahre lang keinen Pluralis gebildet haben und aus der Bezeichnung für die Gesamtheit aller Frauen hervorgegangen sein, die ihrerseits um 1620 beginnt. Aber schon 30 Jahre früher findet sich das Wort zur Bezeichnung der einzelnen Frau und noch dazu in der Mehrzahl die Frauenzimmer. 1595 nämlich schreibt Hans Jakob Breuning von Buchenbach in der „Relation über seine Sendung nach England" (Lit. Ver. Bd. 81) von der ersten Audienz bei der Königin zwar (S. 12): Es whar aber la chambre privee gesteckt voll mylord . . . auch einem sher stattlichen, vssbündigem, schönnem, gräulichem (gräflichen) vnnd adentlichem Frauenzimmer; von der zweiten aber (S. 46): Sonsten aber wharen alhie en la chambre privee nit so eine grosse Anzhaal von Herren vnnd Frawen Zimmern, wie in der ersten Audientz.

Damit ist der ganze künstliche Bau Seidenadels über den Haufen gefallen, dafür aber die natürliche Betrachtung wieder in ihr Rechte gesetzt; denn wo es eine Mehrzahl gab, gab es auch eine Einzahl und diese bezeichnet nun einmal wie das Einzelne so die ganze Gattung. Aber auch für die Seltenheit der Mehrzahl findet sich nun eine natürliche Erklärung. Als Bezeichnung der Einzelperson ist das Wort Frauenzimmer ja später als die für das Wohnhaus und die daraus entstandene für die Gruppe. Man war also daran gewöhnt, eine zusammengehörige Mehrzahl von Frauen das Frauenzimmer zu nennen und dafür die Frauenzimmer zu sagen, mußte man um so mehr Bedenken tragen, wenn diesem Worte, wie ich annahm, der Hinweis auf besondere Schönheit ursprünglich anhaftete und es zunächst das Frauen- d. h. das Marienbild bedeutet hatte. So oft der Anlaß da sein kann, eine einzelne Frau die Schöne, so selten wird er sich finden, eine ganze Gruppe die Schönen zu nennen.

Uebrigens ist es leicht möglich, daß in den von Seidenadel selbst mitgeteilten Stellen noch ältere Belege für die Mehrzahl stecken. Wir lesen nämlich bei ihm Wendungen wie „den Frauenzimmer höfflen (schmeicheln), die Fürstin mit ihren Frauenzimmer" (1507), Fügungen also, die man zunächst geneigt ist als Druckfehler anzusehen, und entweder in dem „dem und ihrem" Frz. oder in „Frauenzimmern" bessern möchte. Und man käme damit sicher der Wahrheit näher, als es Seidenadel gelungen: der hat unserm Worte eine neue Sonderbarkeit angedichtet. „Es scheint, daß Frauenzimmer sich hier eine eigene Flexion

Digitized by Google

geschaffen hat, in der der Kollektiv- oder Pluralbegriff unflektiert, das zugehörige Beziehungswort aber flektiert zutage tritt." (S. 45 [93]) Schwindel kann einen schlichten Grammatiker bei solchen Erklärungen erfassen.

Wie die Sache in Wirklichkeit steht, hat R. Neubauer schon 1890 in seinem „Martin Luther" (Halle, Waisenhaus) gezeigt.*) Darnach erscheint (2. Aufl. S. 259) abhängig von Präpositionen der Dativ Singul. der Eigenschaftswörter auch mit der Endung en statt em, und ebenso hat die Nachlässigkeit der Volkssprache dem Dat. Plur. der Hauptwörter gelegentlich sein n geraubt. „Mit iren Frauenzimmer" kann also in „mit ihrem Frauenzimmer" und „mit ihren Frauenzimmern" aufgelöst werden. „Den Frauenzimmer die Lager bereiten" würde aber unbedingt Mehrzahl sein und diese damit schon 1507 (bei Wilwolt) vorliegen, müßte man nicht mit der Möglichkeit des Druckfehlers den statt dem rechnen.

3. Einen besonderen Anstoß hatte ich 1900 bei Kluges Herleitung noch daran genommen, daß überhaupt und nun gar durch die Vorsetzung des Artikels „ein" der Sammelname Frauenzimmer zur Einzelbezeichnung werden könne; kein Mensch dächte, wenn er eine Flotte, ein Volk hörte, an ein einzelnes Schiff, eine einzelne Person.

Der von Kluge behauptete Vorgang aber wie offenbar auch die besondere Bedingung soll nun durch folgende Bemerkung Seidenadels bewiesen werden. „Die doch immerhin merkwürdige Spracherscheinung (des Uebergangs) steht nicht ohne Seitenstück da. Schon 1715 kommt im Frauenzimmer-Lexikon das Wort Mannsvolck auf ein einzelnes Wesen bezogen vor. Vergl. Sp. 127: Aufffordern, heißet, wenn ein Frauenzimmer ein Mannesvolck zum Tantz auffruffet" sowie Sp. 1077 und 2071." (S. 31 [89].) Man traut seinen Augen kaum. „Schon 1715." Jeder andere hätte doch geschrieben: „Schon 1715 ist — denn die Sprache läßt auch persönlicher Laune und törichter Verkehrtheit Spielraum — der Versuch gemacht worden, mit ein Mannesvolk den einzelnen Mann zu bezeichnen; aber in den zweihundert seitdem verflossenen Jahren hat ihn noch niemand wiederholt und das beweist mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, daß solch Uebergang sprachwidrig ist." Und wenn Seidenadel weiter noch geltend macht, daß man in einem kleinen Bezirk Badens für eine Frau ein Weibervolk sage, so hat auch hier ja die weitere Umgebung die Annahme und Verbreitung solcher Sprachwidrigkeit abgelehnt. Aus tauben Nüssen wachsen eben keine Bäume.

---

*) Neubauers Luther (Halle, Waisenhaus) ist durch seine geschickte Auswahl, die trefflichen Einleitungen und die vorzüglichen fortlaufenden Erklärungen in hervorragendem Maße geeignet, von der menschlichen und schriftstellerischen Persönlichkeit des Reformators ein lebendiges Bild zu geben und in das Studium seiner Schriften einzuführen, und er sei darum in den gegenwärtigen Zeitläuften mit besonderem Nachdruck auch weiteren Kreisen empfohlen.

Digitized by Google

II.

Neben dem Gewinne, die 1900 gegebenen Ausführungen unerschüttert zu sehen, verdanke ich Seidenadels Arbeit noch unmittelbare und mittelbare neue Bestätigungen meiner Erklärung von Frauenzimmer.

Zunächst lehrte mich Tuchers Nürnberger Baumeisterbuch, den Begriff des Zimmers schärfer erfassen. Bei der Uebersetzung Bauholz hatte ich vor allem an das zum Bau geeignete Holz gedacht. Diese Bedeutung hat es im XV. und XVI. Jahrhundert auch; die Grundbedeutung aber war, worauf mich freilich schon das Zeitwort zimmern hätte führen können und sollen, für den Bau zugerichtetes Holz, und die Bäume im Walde hießen Zimmer nur darum, weil sie sich zu solcher Bearbeitung eigneten. So heißt es, um doch einen Beleg für jene Bedeutung anzuführen (63, 27): zimmergesellen haben das zimmer zu werck gezogen oder abpunden (abgebunden). — Aus diesem Sinne des Wortes wird es leicht verständlich, wie es dazu kommt, das aus ihm, durch seine Zusammensetzung Gefertigte zu bezeichnen, vor allem also das ganze Haus und dann auch die einzelnen Gemächer, denn das beides war die gemeinste Verwendung des „Zimmers". Aber natürlich reichte, wie der Gebrauch des Gegenstandes, so sein Name weiter. Noch heute heißt aller Holzbau im Bergwerk Zimmer; bei Fleming findet es sich in einem Hochzeitgedichte für Bettgestell. (Oden III, 8). Es heißt da — Götter und Göttinnen werden gerufen, mit Blumen zu erscheinen —: „Pflocket, windet um die Bette! Alles soll von Farben sein. Führet auf ein Blumenbette, Legt die zwei Verliebten drein . . . Legt sie drein! Pflockt, windet immer, Streuet auf das liebe Paar, Tanzet um ihr buntes Zimmer. Und umschränkt sie ganz und gar!" Die letzte Zeile mit ihrer dem Geschmack des Jahrhunderts entsprechenden deutlichen Aufforderung, die Liebenden fest aneinander zu binden, läßt über den Sinn von Zimmer keinen Zweifel; der angedeutete Zweck ließ sich dadurch, daß um die Stube Kränze gewunden wurden, nicht erreichen.

Ferner aber: wenn Zimmer vor allem das beschlagene, zugerichtete Holz bedeutet, so liegt die Verwendung des Wortes für Bild außerordentlich nah. Das Bild war ja in der Regel aus Holz, der Zimmermann war — und noch in Goethes Zeit — Bildschnitzer; und wie ähnlich war oft das Zimmer des Baues dem Bilde! Ein großer Teil des „Zimmers", die Balken, die von der Decke in die Stube hineinragten, die Pfosten der Türen, die Enden der Bauhölzer, die außen am Hause sichtbar waren, sie wurden nach Sitte der Zeit reich geschnitzt, zeigten Köpfe und ganze Figuren. 1900 nun mußte ich noch zu meinem Bedauern sagen, daß Zimmer in der Bedeutung Bild, so sehr sie im Geiste der Sprache liege, sich nicht nachweisen ließe. Jetzt aber habe ich es in einer von Seidenadel angeführten Stelle Flemings gefunden. Der Dichter sagt da „die ver-

Digitized by Google

söhnte Charitinne" (Od. V, 23, Ausgabe von Lappenberg) zu seiner Geliebten:

„Du schönes Zimmer, Du,
Daß Du mich bringst in Ruh".

und der sprachgewandte Dichter braucht das Wort hier, wie ersichtlich, nicht unter dem Zwange des Reimes. Ferner ist, was auch von erheblicher Wichtigkeit für die Würdigung der Stelle, das ganze Gedicht der Ausdruck hinströmenden lauten Jubels über die endlich geglückte Aussöhnung mit seiner Geliebten und er überreicht ihr das Lied mit dem Wunsche, daß es ein dauerndes Denkmal ihrer Wiedervereinigung sei:

„Nimm, Schönste, dieses Lied,
und schreib es ins Gemüt."*)

Und in diesem Lied redet er die „Charitin" mit Zimmer an: wie ist das möglich? welchen Sinn hat das Wort? So muß man fragen: So hat auch Seidenadel gefragt und (1 [59]) folgende Antwort gefunden: „Fleming hat offenbar das Simplex aus dem Kompositum gefolgert. Dies einmalige späte Vorkommen ist natürlich von keiner geschichtlichen Bedeutung."

Bei dem letzten Satz ist dem Forscher offenbar sein eigenes Material nicht gegenwärtig gewesen. 1622 und 1624 fand er die ersten Beispiele für die Bezeichnung der einzelnen Frau mit Frauenzimmer, und zwar beide bei Opitz, 20 Jahre später bei Zesen erst die nächsten. Dazwischen aber liegt — denn Fleming stirbt 1640 — das Liebesgedicht. Nicht von einem späten, sondern von einem frühen, nicht bedeutungslosen, sondern recht bedeutungsvollen und wegweisenden Ersatze von Frauenzimmer durch Zimmer hätte er also sprechen müssen. Was aber die Angeredete sich bei Zimmer hatte denken sollen, welchen Ausdruck seines Gefühls ihr damit der Dichter ins Gemüt hatte schreiben wollen, darüber erfahren wir nichts oder vielmehr, was Seidenadel darüber sagt Zimmer sei erst aus Frauenzimmer gebildet, an sich also ohne Bedeutung, das macht das Wort zu einem leb- und inhaltlosen Klange und das in diesem Gedichte, das so voll Leidenschaft ist und so voll Bedeutsamkeit für die Geliebte sein soll.

Nimmt man nun aber die aus der Verwendung des Zeitwortes zimmern für das bildhauermäßige Gestalten**) erschlossene Bedeutung des kunstvollen Bildes für Zimmer, so liegt in dem Worte die Bewunderung ihrer Schönheit; es sagt dann dasselbe wie unser Bildschön oder Heiligenbild. Und daß das Wort für Fleming einen solchen vollen Klang gehabt

*) Die Strophe ist im Texte durch ein Versehen ausgelassen und von Lappenberg in den Anm. nachgetragen.

**) In dem ersten Aufsatze. „Pr. Jahrb." 1900 Oktober. S. 60 ff.

Digitized by Google

hat, wird nun noch dadurch bestätigt, daß ihm sonst die Ausdrücke Charitinne, Menschgöttinne, Zier der Schönen zur Bezeichnung der Schönheit geläufig sind: die hat er hier offenbar durch einen nicht so abgegriffenen und vernutzten ersetzen wollen.

So erwächst hier nun auch meinem weiteren Versuche, Frauenzimmer nicht schlechtweg als Weibesgestalt, sondern als künstlerisches Bild und darum als Bezeichnung des Bildes der Frau zu fassen, die im höchsten Sinne diesen Namen hatte, der Maria nämlich, ich sage, auch dieser Gleichsetzung von Frauenzimmer und Marienbild ersteht hier eine neue Stütze. Mancher hat freilich die Vorstellung anstößig gefunden, daß in Zeiten, da die Maria hoher und allgemeiner Verehrung genoß — und das war ja auch noch bei den Protestanten des 17. Jahrhunderts der Fall — eine ihr geltende Bezeichnung auf die irdische Herrin, die Geliebte, und damit auf jede Schöne übertragen sein sollte. Aber was ist Frauenzimmer anders als das deutsche Gegenstück zu des Griechen Ἀφροδίσιον? Und es ist doch einmal zu aller Zeit so gewesen und wird auch so bleiben, wie Horaz sagt:

Ilia et Egeria est, do nomen quodlibet illi.

Marienburg. Friedr. Heidenhain.

Zuschrift aus dem Leserkreise.

Das „Deutsche Adelsblatt" vom 29. Mai d. J. berichtet über eine Besprechung eines im Aprilhefte der „Preußischen Jahrbücher" v. d. J. abgedruckten Aufsatzes, die in der Sitzung der Deutschen Adelsgenossenschaft, Bezirksverein Berlin, am 16. Mai d. J. stattgefunden hat:

Nach diesem Bericht haben die Redner dieser Versammlung mir den Gedanken zugesprochen, was jenseits der Naturwissenschaft liege, also alle Religion falle weg. Ich verwahre mich gegen diese Unterstellungen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Ich wünsche, wie ich dies auch ausdrücklich in dem Aufsatz ausgesprochen habe, daß die Religion mehr wie bisher Macht in unserem Volke gewinne, oder vielmehr wieder erlange. Dies kann aber nur dadurch geschehen, daß der Haß und die Feindschaft gegen andere Auslegungen des Christentums aufgegeben wird und der gemeinschaftliche Boden in der Verpflichtung zum Vertrauen auf Gott und zur Nachfolge Jesu gefunden wird, jedoch nicht in der blinden Unterwerfung unter überlieferte Worte. Anerkannt habe ich, daß das Dogma der Kritik unterliege, die aus den Erlebnissen der Natur „und der Geschichtswissenschaft erwächst." Die Religion wird von dieser Kritik nicht betroffen.

Das apostolische Glaubensbekenntnis lehne ich deshalb ab, weil es religiös mir zu ungenügend ist und zugleich die Anerkennung von

Digitized by Google

Tatsachen fordert, die wirklich religiöse Bedeutung nicht haben. Was an seine Stelle zu treten hat, das habe ich klar und deutlich gesagt, nämlich, entweder das Gelübde, „gesinnt zu sein, wie Jesus Christus war", oder das Bekenntnis, zu glauben „an Gott unseren Schöpfer, Richter und Erlöser, wie er in Christus und seiner Gemeinde uns offenbart ist".

Daß es auch ohne Apostolikum ein Evangelium und Nachfolge Christi geht, das ist doch hundertfach bewiesen. Wo man nur hinhört, herrscht ein wahrer Seufzer nach Erlösung von diesem Druck der Vergangenheit. Wie herrlich wäre es da, wenn der christliche Adel deutscher Nation eine Reform auf einem Gebiete vornähme, die die Kirche glaubt noch nicht vornehmen zu können. —

Dresden, Juni 1904.

R. von Lücken, Rittmeister a. D.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Die wasserwirtschaftlichen Vorlagen.

Der dritte und hoffentlich letzte Akt des Kanaldramas ist im Gange das Satyrspiel bleibt vielleicht dem Provinziallandtag von Hannover vorbehalten. Aber immer geringer ist das Interesse geworden, das die Zuschauer, trotzdem sie alle an dem Ausgang mit ihrem Geldbeutel beteiligt sind, dem unerquicklichen Schauspiel entgegenbringen; sind es doch rein taktische Manöver, die man vor sich gehen sieht — fehlt es doch in den Vorlagen, in den nüchtern geschäftsmäßigen Reden der Minister wie in den Beratungen der Kommission des Abgeordnetenhauses so gut wie gänzlich an neuen Gesichtspunkten, von denen aus die Gegner der Kanalpläne gewonnen werden könnten. Und doch gilt heute wie vor fünf Jahren das Wort, mit dem der damalige Verkehrsminister v. Thielen in seiner großzügigen, von hohem Schwung getragenen Eröffnungsrede die Mittellandkanal-Vorlage vor dem Abgeordnetenhaus treffend charakterisiert hat: es ist in der Tat nach der Verstaatlichung der Privatbahnen kein Schritt auf dem weiten Gebiet des Verkehrswesens geschehen, der sich mit diesem vergleichen ließe. Die Kanalpläne greifen an die Grundlagen unserer gesamten Volkswirtschaft! Da heißt es also immer noch: Stellung nehmen.

Die gegenwärtige Vorlage unterscheidet sich von ihrer letzten Vorgängerin, dem Projekt von 1901, nach zwei Richtungen. Einmal in der Form: die Pläne, die aus Landeskulturinteressen Vorflutverbesserungen in der Oder, Havel und Spree vorsehen, sowie generelle Maßnahmen zur Verhütung von Hochwassergefahren ins Auge fassen — sie sind in vier selbständigen Vorlagen dem Abgeordnetenhaus zugegangen, während die wasserwirtschaftliche Vorlage von 1901 Verkehrs- und Landeskulturinteresse mit einander verkuppelt, vor den einen Kanalwagen gespannt hatte; das hat schon den Vorteil gebracht, daß diese gänzlich für sich stehenden, sachlich mit den Kanalplänen gar nicht zusammenhängenden Projekte einer rein sachlichen Prüfung unterzogen und im Abgeordnetenhaus zum Abschluß gebracht werden konnten, daß also die Beratungen der Kanalpläne diese viel dringenderen, in ihrer Notwendigkeit schon seit Jahren nicht bezweifelten Arbeiten nicht unnütz verzögern werden. Sodann in der Sache: der eigentliche Mittellandkanal ist kupiert worden, er soll plötzlich schon in Hannover enden, von einer Verbindung des Rheins mit

Digitized by Google

der Elbe ist nicht mehr die Rede; warum? — das fragt man die Vorlage vergebens, sie schweigt sich aus guten Gründen aus und läßt gar nicht ahnen, daß früher einmal so etwas wie der ganze Rhein-Elbe-Kanal zur Diskussion gestanden hat. Dagegen sind die Pläne auf Verbesserung östlicher Wasserstraßen so, wie sie schon 1901 vorgeschlagen waren, auch in der diesjährigen Vorlage beibehalten worden, während im Jahre 1899 bekanntlich lediglich der Rhein-Weser-Elbe-Kanal zur Erörterung stand. Mehr und mehr hat die Regierung mithin der Opposition Rechnung getragen, die vom Osten her Industrie, Landwirtschaft und Handel mit seltener Einmütigkeit dem ursprünglichen Projekt von 1899 entgegengesetzt haben; ein besonderes Entgegenkommen gegenüber landwirtschaftlichen Wünschen soll es bedeuten, wenn in den Meliorationsvorlagen von den Kosten, die nach dem Dotationsgesetz von 1875 den Provinzen zur Last fallen würden und an denen sich sonst der Staat nur mit einem Drittel zu beteiligen pflegt, diesmal „ausnahmsweise wegen des allgemeinen Interesses an der Regelung dieser Verhältnisse“ volle $^4/_5$ dem Fiskus auferlegt werden.

Die eigentliche Kanalvorlage, formell von den Meliorationsprojekten getrennt und auch in der Kommission selbständig behandelt, immerhin am selben Tage dem Landtag vorgelegt, umfaßt jetzt:

1. die Herstellung eines Schiffahrtkanals vom Rhein nach Hannover mit einem Gesamtaufwand von 197 150 000 Mark; davon sollen auf den Dortmund-Rhein-Kanal und den Lippe-Seitenkanal Datteln-Hamm 70,5 und auf das übrig gebliebene Stück Mittellandkanal 120,5 Millionen entfallen, während der Rest von 6 150 000 Mark zur Verstärkung des Dortmund-Ems-Kanals erforderlich ist;

2. die Herstellung eines Großschiffahrtweges Berlin-Stettin mit einem Kostenaufwand von 43 Millionen;

3. die Verbesserung der Oder-Weichsel-Straße Küstrin-Bromberg und die Regulierung der Warthe bis Posen mit 21 175 000 Mark; endlich

4. die Kanalisierung der Oder von der Glatzer Neiße bis Breslau und Versuchsbauten für die Regulierung der Strecke Breslau-Fürstenberg mit 18 950 000 Mark.

Insgesamt sind also für die Kanal- und Kanalisierungsbauten 280 275 000 Mark jetzt vorgesehen, während in der Vorlage von 1901 dafür 329 Millionen eingesetzt waren. Doch soll der Staat nicht mit der Verzinsung und Tilgung der ganzen Summe dauernd belastet bleiben; für ein Drittel (genau 93,35 Millionen) haben die beteiligten Provinzen wenigstens insofern einzutreten, als sie — zum Teil von Anfang an, meist nach Ueberwindung einer gewissen Uebergangszeit — dafür eine Verzinsung von 3 Proz. und vom 16. Betriebsjahr an auch die Tilgung zu gewährleisten haben.

Der merkwürdige, dem heutigen Kursstand der preußischen Anleihen durchaus nicht entsprechende Zinssatz von 3 Proz. ist eine Reminiszenz

Digitized by Google

an die erste Kanalvorlage; man will wohl die Provinzialverbände nicht unter der Hartnäckigkeit des Landtags leiden lassen und ihnen deshalb nur den Zinssatz früherer Zeiten auferlegen, obwohl der Staat selbst $3^1/_3$ Proz. für seine Anleihen jetzt zu entrichten hat. Da außerdem die Provinzen für die Betriebskosten, soweit sie nicht durch die Abgabenerhebung eingebracht werden, aufzukommen haben, so stellt sich die finanzielle Belastung des Staats im ungünstigsten Falle so: er hat $^2/_3$ des Anlagekapitals mit $3^1/_3$ Proz. zu verzinsen und mit $^1/_2$ Proz. zu tilgen, für $^1/_3$ des Anlagekapitals hat er noch $^1/_3$ Proz. Zinsen aufzuwenden; außerdem hat er in den Uebergangsjahren die Tilgung dieses letzten Drittels und von der Verzinsung noch den Teil zu übernehmen, der den Provinzen für diese Zeit nachgelassen worden ist. Die Begründung freilich spricht immer nur von der Verpflichtung, $^2/_3$ des Anlagekapitals mit 3 Proz. zu verzinsen; nur ganz nebenbei wird auch mal die besondere Belastung der Uebergangszeit erwähnt — wohlgemerkt: nicht berechnet —, und vollends ist es nicht der Mühe wert erschienen, auszurechnen, mit welchen Summen die Staatskasse durch das eine Drittel Prozent in Anspruch genommen wird, das die Spannung zwischen dem tatsächlichen Kursstand der Gegenwart und der Annahme der Gesetzesvorlage darstellt. Welche Erscheinungen unserer Geldmarktsentwicklung berechtigen aber die Regierung zu der Zuversicht, daß in naher Zeit die dreiprozentigen Anleihen den Paristand erreichen werden? Es wirft ein sehr merkwürdiges Licht auf die Rentabilitätsberechnungen des Gesetzentwurfs, auf die Erwartungen der Regierung selbst, wenn dieser unberechtigte Zinssatz nicht nur den Verhandlungen mit den Provinzen, sondern auch jenen Berechnungen zu Grunde gelegt wird; und geradezu falsch wird die Gegenüberstellung der Belastungen des Staats und der Provinzen.

Man will offenbar damit einen besonders günstigen Eindruck machen, daß man den Landboten vorrechnet, der dauernden Staatsbelastung von 6,6 stehe eine Belastung der Provinzen von 6,2 Millionen Mark gegenüber; tatsächlich erhöht sich aber bei Einsetzung von $3^1/_3$ Proz. Zinsen (anstatt 3 Proz.) die Staatsbelastung auf 7,5 Millionen Mark, und nur 3,2 Millionen dürfen dem als Provinziallast gegenübergestellt werden, da auf die restlichen 3 Millionen, als Garantie der Betriebskosten, die Abgabeneinnahmen zuerst zur Verrechnung kommen. Dabei sind nicht einmal, wie es für diesen Vergleich notwendig wäre, die vom Staat zu tragenden Zinsen und Tilgungsquoten der Uebergangszeit dem Anlagekapital zugeschlagen worden. Außerdem darf man nicht außer acht lassen, daß alle den jetzigen Anschlag überschreitenden Anlagekosten ausschließlich dem Staat zur Last fallen werden; die Erfahrungen bei den früheren Kanalbauten und der Umstand, daß schon jetzt nach drei Jahren für den Dortmund-Rhein-Kanal an Grunderwerbskosten volle 9 Millionen Mark mehr eingesetzt werden mußten, lassen nicht gerade das Vertrauen steigen, daß die unausbleiblichen Steigerungen der Bodenpreise, Materialien und

Digitized by Google

Löhne genügend in Rechnung gestellt sind. Da ist jedenfalls noch vieles aufzuklären, ehe man auch nur das finanzielle Risiko des Staats einigermaßen übersehen kann; die Rentabilitätsaussichten erscheinen vorläufig noch ungünstiger, als sie schon die Regierungsvorlage annimmt.

Dazu kommt ein zweiter Berechnungsfehler, der ebenfalls die Aussichten auf Rentabilität wenigstens des Mittellandkanals stark herunterdrückt. Um nämlich einen Anhalt für die Schätzung des zukünftigen Verkehrs auf diesem Kanal zu bekommen, sind diejenigen Eisenbahnsendungen festgestellt worden, die voraussichtlich auf dem Kanal einen billigeren Frachtsatz haben werden; die so ermittelte Menge ist dann der Schätzung zu Grunde gelegt worden. Dabei hat man aber, wie Sympher, der Veranstalter dieser Schätzungen, in einer sie behandelnden Schrift selbst ausführt, den Massengutfrachtsatz der Kanalschiffahrt auf alle Wagenladungssendungen der Eisenbahnen angewandt, und das ist schlechterdings unzulässig. Was für die Eisenbahn schon Massengut ist, Sendungen von 10 Tonnen, ist für die Schiffahrt noch durchaus Stückgut, für das erheblich höhere Frachten erhoben werden; selbst ganze Zugladungen bedeuten für ein Schiff von 600 Tonnen Tragfähigkeit nur erst eine Teilladung, die ebenfalls noch nicht den billigen Frachtsatz der ganzen Kahnladung genießt. Man hätte also aus den Wagenladungssendungen der Eisenbahn nur diejenigen herausnehmen dürfen, bei denen man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit darauf rechnen kann, daß sie zu ganzen Kahnladungen sich verdichten lassen; oder man hätte die Schiffahrtfracht in dem Vergleich höher ansetzen müssen. Jedenfalls liegen den jetzigen Schätzungen falsche, für die Schiffahrt zu günstige Annahmen zu Grunde; die Verkehrs- und damit die Rentabilitätsaussichten sind auch aus diesem Grunde schlechter noch, als die Begründung annimmt.

Endlich noch ein dritter Fehler, der in derselben Richtung wirkt: selbst für Kahnladungen ist der angenommene Frachtsatz zu niedrig, die Spannung gegenüber den Eisenbahntarifen ist also noch geringer. Für den ganzen Mittellandkanal, d. h. den bis zur Elbe durchgeführten Wasserweg, konnte man, wie in den früheren Vorlagen geschehen, einen durchschnittlichen Frachtsatz von 0,7 Pf. pro Tonnen-Kilometer wohl annehmen. Das galt aber für eine geschätzte Durchschnittslänge der Transporte von 350 Kilometer. Jetzt ist das ganze Stück Rhein-Hannover nur 314 Kilometer lang, die durchschnittlich auf dem Kanal zurückgelegte Entfernung erreicht also bei weitem nicht jene frühere Annahme, und damit fällt der eingesetzte Durchschnittsfrachtsatz. In der Binnenschiffahrt gelten so billige Sätze ganz ausschließlich auf weite Entfernungen; reduziert sich die Reiselänge, so wächst der auf 1 Kilometer entfallende Transportbetrag ganz erheblich, und es erscheint als das Mindeste, etwa 0,8 oder gar 0,9 Pf. pro Tonnen-Kilometer für alle Schätzungen einzusetzen. Also wieder eine Verringerung des für den Kanal zu erwartenden Verkehrs und damit eine Verschlechterung der Rentabilitätsaussichten.

Digitized by Google

Ein recht magerer Trost ist es, daß dann natürlich auch die Gefährdung der Eisenbahnreineinnahmen sich als geringer erweist, als jetzt berechnet. Wahrscheinlich ist sogar, daß der Staat, um nicht die ganze Anlage nutzlos gemacht zu haben und weil die beteiligten Provinzen dahin drängen werden, sich gezwungen sehen wird, die jetzt geplanten, ziemlich hohen Abgaben bedeutend herabzusetzen. Dann würde die doppelte Schädigung eintreten, daß einmal die Abgabeneinnahmen an die Verzinsung und Tilgung des Kanalkapitals nicht heranreichen, während anderseits doch der Eisenbahn Verkehr entzogen wird.

Finanziell sind also die Aussichten sicherlich nicht sehr angenehm; es fragt sich deshalb, ob denn allgemein-volkswirtschaftliche oder sonstige Vorteile so bedeutsam für das Unternehmen sprechen, daß man trotz des finanziellen Risikos den Schritt tun soll, oder ob nicht gar noch andere Bedenken sich zu den finanziellen Erwägungen hinzugesellen. —

Da heißt es, der Dortmund-Rhein-Kanal schaffe im Zusammenhang mit dem schon bestehenden Dortmund-Ems-Kanal eine deutsche Rheinmündung. — Also ein Kanal, auf dem 600 Tonnen-Schiffe nur verkehren können, der mit Schiffahrtabgaben belastet ist, an dessen Ausgang nur ein noch ganz in den Anfängen der Entwicklung stehender, von den Nachbarplätzen stark befehdeter Seehafen sich befindet — ein solcher Kanal soll im stande sein, den Wettbewerb mit dem kürzeren, abgabenfreien, 2000 Tonnen-Schiffe tragenden Rhein aufzunehmen, von dessen Mündung aus drei altgekräftigte, verkehrsreiche Welthandelsplätze ihr Handelshinterland nicht nur mit aller Macht sich erhalten, sondern gerade auch unter Zuhilfenahme des neuen Kanals erweitern wollen! Die Handelskammer Altona hat ja schon längst das Unhaltbare dieses Gedankens unwiderlegt nachgewiesen.

Gerade das Entgegengesetzte wird der Fall sein: der Dortmund-Rhein-Kanal zieht nicht den Rhein nach Emden, sondern bedeutet lediglich einen neuen Nebenfluß des Rheins, der noch einen guten Teil des jetzt über Emden gehenden Verkehrs wieder nach Antwerpen und Rotterdam ablenkt. In den holländischen und belgischen Speditionskreisen rechnet man mit aller Bestimmtheit, mindestens bis nach Münster hinauf den Einfluß ausdehnen zu können, während jetzt etwa Dortmund die Grenze gegen die deutschen Nordseehäfen bedeutet. Um nur eins zu erwähnen: es sagt doch ungemein viel, daß trotz des Dortmund-Ems-Kanals noch immer die dicht bei Dortmund gelegenen Hochöfenwerke ihr Rohmaterial meist vom Rhein her beziehen, und zwar mit deshalb, weil die Seefracht nach Emden so viel teuerer als die nach Rotterdam ist.

Und sollte es ja einmal notwendig werden, Holland an die Bedeutung zu erinnern, die für seinen Verkehr das deutsche Hinterland hat, so haben wir dazu bereits ein Mittel an der Hand, das nach den Klagen der Rheinschiffahrtkreise doch recht wirksam sein muß: Preußen ist jederzeit in der Lage, die jetzt nur gelegentlich befolgte Eisenbahntarifpolitik zu Gunsten der deutschen Seehäfen weiter auszugestalten. Aber einst-

Digitized by Google

weilen liegt das allgemeine Interesse geradezu entgegengesetzt; Holland hat längst die Politik der Belastung des Rheinverkehrs verlassen, und wir haben allen Anlaß, die Handels- und Verkehrsbeziehungen zu diesem in Europa zwar kleinen, mit ertragfähigen Kolonien aber reich ausgestatteten Nachbarstaat gleichen Stammes recht enge zu gestalten.

Man darf wohl an ein Wort Bismarcks erinnern, das in anderem Zusammenhang zwar gefallen ist, aber doch die Hohlheit der Phrase von der deutschen Rheinmündung beleuchtet. Es handelte sich in den achtziger Jahren um die Aufhebung der ermäßigten Getreideeinfuhrtarife, die für den Verkehr zwischen den deutschen Nordseehäfen und dem Ruhrgebiet von den Privatbahnzeiten her in Geltung standen; da wurde er von den Hafeninteressenten darauf aufmerksam gemacht, daß diese Aufhebung nur den Rheinhäfen zu gute kommen werde, daß die Tarife tatsächlich nur die Rheinmündung in die deutschen Häfen verlegten. Er antwortete, wir hätten mit der einen Rheinmündung gerade genug und brauchten uns nicht noch eine zweite zu schaffen. —

Ungleich bedeutsamer ist der Hinweis darauf, daß im rheinisch-westfälischen Industriegebiet die Eisenbahnen so dicht an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit ständen, daß ihnen für die Zukunft ein Teil des Verkehrs abgenommen werden müsse. Dieser Gesichtspunkt ist in der Tat so wichtig, daß ihm in der Begründung etwas mehr Beweismaterial hätte gewidmet werden dürfen, daß die Kommission ihre ganz besondere Aufmerksamkeit ihm zuwenden sollte.

Nirgends ist bisher nachgewiesen, daß diese Entlastung nur durch einen Kanal, nicht durch Ausgestaltung der Eisenbahnanlagen, namentlich auch des Eisenbahnbetriebes erfolgen könne, oder daß die Kosten solcher Eisenbahnanlagen die des Kanals übersteigen würden. Platz muß dort für neue Geleise und für neue Bahnhöfe noch sein, da ja auch der Kanal und die Kanalhäfen nicht in der Luft hängen, ja nicht einmal einen Flußlauf benutzen. Angesichts aber der Anlage 3 der Denkschrift zum Rhein-Hannover-Kanal, in der die Lage der Kohlenzechen zum Kanal dargestellt ist, da wird es schwer, daran zu glauben, daß dieser Kanal wirklich eine Entlastung der Eisenbahnen in nennenswertem Umfang herbeiführen kann; liegt er doch durchaus am nördlichen Rande des bis jetzt erschlossenen Kohlengebietes, und ist es doch eine bekannte Tatsache, daß die kurzen Transporte den Eisenbahnbetrieb ungleich mehr belästigen als die langen. Die bevorstehende Erschließung der mehr nördlichen Kohlenfelder kann doch aber nicht gut die Eisenbahnen des jetzt im Abbau befindlichen Teils belasten; hier im Norden ist doch ganz unzweifelhaft noch viel Platz für neue Eisenbahnanlagen. Und wie sollen denn auch die nördlichen Zechen, die vom Kanal durch die Emscher getrennt sind, an ihn einen auch nur annähernd so bequemen Anschluß erhalten, wie sie ihn an eine Eisenbahn sich herstellen können?

Der bekannte Aufsatz des früheren Präsidenten der Eisenbahndirektion

Digitized by Google

Essen, Todt (Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen, 8. November 1899: Der Rhein-Elbe-Kanal und die Eisenbahnen des Ruhrbezirkes), auf den in den Kanalverhandlungen wiederholt Bezug genommen ist, gibt ja eine ganze Reihe von Mitteln an, durch die der Eisenbahnbetrieb noch sehr viel leistungsfähiger gemacht werden könnte und die Bedeutung dieser Hilfsmittel wird dadurch nicht abgeschwächt, daß Todt die Möglichkeit ihrer Anwendung ohne eingehende Begründung negiert und so plötzlich zu einer Befürwortung des Kanals gelangt; hat er doch noch von Essen aus knapp zwei Jahre zuvor (an derselben Stelle 19. Januar 1898) sich recht deutlich gegen die Absicht ausgesprochen, „den Verkehrsschwierigkeiten der Eisenbahnen durch ein anderes Beförderungsmittel, die Wasserstraßen, zu begegnen", während es doch „das Naheliegendste wäre, die hervorgetretenen Mängel im Eisenbahnwesen durch Verbesserungen und Vervollständigungen des Eisenbahnnetzes zu beheben und die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen auf eine den Verkehrsanforderungen entsprechende Höhe zu steigern", und damals stand er noch an jener verantwortungsreichen Dienststelle, war sich also doch auch der Tragweite seiner Worte bewußt.

Jedenfalls genügt das bisher beigebrachte Material keineswegs, diese Frage zu entscheiden. Doch sei noch auf eine Unstimmigkeit des Gesetzentwurfs hingewiesen: es heißt in der Begründung — offenbar richtig, wenn der ganze Gedankengang richtig ist —, daß die Entlastung der Bahnen allein durch das Stück Dortmund-Rhein nicht genüge, daß vielmehr gerade auch unter diesem Gesichtspunkt der ganze Rhein-Hannover-, man darf wohl sagen Rhein-Elbe-Kanal eine Einheit darstelle; dann ist es doch reichlich schematisch, den Kanal hinsichtlich der Garantieverpflichtung der Provinzen doch wieder in seine Teile zu zerlegen und der Provinz Hannover keinen Anteil an der unzweifelhaft besseren Rente des Dortmund-Rhein-Stücks zu gönnen. —

Endlich der für die Allgemeinheit wichtigste Grund: es sei für das Gedeihen der rheinisch-westfälischen Industrie, insbesondere zu ihrer Stärkung im internationalen Wettkampf notwendig, die Transportkosten herabzusetzen; dadurch werde zugleich die Möglichkeit für die so notwendige Dezentralisation der Industrie geboten. Dem Ziel muß jeder zustimmen, der sich die Frage über die Existenzgrundlagen und die Kampfesmöglichkeiten unsrer Großindustrie, nicht nur ihres rheinisch-westfälischen Zweiges, einmal vorgelegt hat, und es ist hocherfreulich, daß die Regierung sich so offen und so unzweideutig zu diesem Ziele bekannt hat. Aber ist denn wieder der Kanal dazu der geeignetste Weg? Könnte man mit einer entsprechenden Eisenbahntarifpolitik nicht bedeutend mehr erreichen?

Daß die jetzigen Gütertarife der deutschen Bahnen gerade für den Verkehr der Massengüter noch vieles zu wünschen übrig lassen, ist unzweifelhaft. Auch die preußische Staatsbahnverwaltung, obwohl sie manche

Digitized by Google

wichtige Ermäßigung selbst noch unter dem Regime Miquel gewährt und unter den deutschen Staatsbahnverwaltungen auch in dieser Beziehung die Spitze gehalten hat, ist durchaus nicht immer der Pflicht eingedenk geblieben, von den reichen Ueberschüssen auch dem Verkehr selbst reichlich zukommen zu lassen; sie ist freilich nicht die allein Schuldige, da ja die unerquicklichen Finanzverhältnisse des Reichs, die blöde Steuerfurcht in Reichs- und Landtag sie geradezu gezwungen haben, die reiche Einnahmequelle der Eisenbahn immer stärker für allgemeine Staatszwecke heranzuziehen. Uebrigens sind auch nicht wenige Tarifermäßigungen am Widerstand der Interessenten, speziell auch wie z. B. die sehr bedeutsamen Getreidestaffeltarife am Widerstand des Westens, gescheitert oder doch, wie z. B. die Zuckerausfuhrtarife, durch den Widerstand gerade der Binnenschiffahrt verzögert worden. Jedenfalls ist mit den Mängeln der jetzigen Tarifgestaltung noch nicht bewiesen, daß eine Besserung unmöglich ist, daß für absehbare Zeit selbst die künstliche Wasserstraße billiger befördern kann, als die Eisenbahn dazu im stande ist. Und allein darauf kommt es doch zunächst an: sind die Selbstkosten bei den künstlichen Wasserstraßen wirklich niedriger als bei den Schienenwegen?

Gerade jetzt wäre einmal die Gelegenheit gegeben, diese strittige Frage aufzuklären. Gewiß, generell läßt sich das nicht entscheiden; es ist unmöglich, die Selbstkosten der Eisenbahnbeförderung etwa aus den jetzigen Einnahmen und Ausgaben mit genügender Genauigkeit herauszurechnen — die Vermengung von Personen- und Güterverkehr, die Vielgestaltigkeit des Güterverkehrs stehen dem immer entgegen. Aber durchaus möglich erscheint es, in ähnlicher Weise, wie für den Kanal die voraussichtlichen Transportkosten errechnet worden sind, so auch eine Schätzung darüber anzustellen, wie teuer der Einheitsfrachtpreis bei einer Eisenbahn sich stellen würde, die unter gleichen Bodenbedingungen zur Bewältigung desselben Verkehrs neu hergestellt und mit Betriebsmitteln ausgestattet würde.

Einstweilen muß man sich natürlich an die tatsächliche Tarifgestaltung der Eisenbahnen halten, und das ergibt kein der Schiffahrt günstiges Ergebnis. Alle Augenblicke, bald hier bald da, ertönt ein Wehklagen der Binnenschiffahrtkreise, daß ein Ausnahmetarif der Eisenbahn den Betrieb der Schiffahrt unmöglich mache, weil diese so billig nicht befördern könne: für die Volkswirtschaft ist es aber offenbar gleichgültig, wer den Transport bewerkstelligt, die Eisenbahn oder die Binnenschiffahrt, und ob die preußischen Staatsbahnen etwa nur deshalb im Bedarfsfalle so niedrige Tarife erstellen können, weil sie einen so gewaltigen Einheitsbetrieb umfassen, daß ein Manko an der einen Stelle durch ein Mehr an einer anderen Stelle ausgeglichen wird — wenn nur an der notwendigen Stelle der Tarif entsprechend niedrig ist. Und noch weiter: als durchschnittliche Transportkosten der Binnenschiffahrt werden in der Begründung 0,7 Pfg. pro Tonnen-Kilometer angenommen — 0,8 bis 0,9 Pfg. wäre richtiger —; dazu treten die Kanalabgaben auf dem Dortmund-Rhein-Kanal mit 1 Pfg.

Digitized by Google

und auf dem Bevergern-Hannover-Kanal mit 0,5 Pfg. in der niedrigsten Klasse; das ergibt zusammen einen Frachtsatz von 1,7 (1,8—1,9) und 1,2 (1,3—1,4) Pfg. pro Tonnen-Kilometer, während der Rohstofftarif der Eisenbahnen, zu dem schon jetzt ein sehr beträchtlicher Teil des Gesamtverkehrs befördert wird, bis auf 1,4 Pfg. heruntergeht, auf kleinere Entfernungen auch nur 2,2 Pfg. beträgt; der Unterschied ist also nicht bedeutend — besondere Ausnahmetarife, wie etwa der für Schiffbaumaterial, gehen noch beträchtlich tiefer.

Nur von der Höhe der Transportkosten, nicht etwa von der technischen Eigenart des Transportmittels hängt aber auch die Frage der Dezentralisation der Industrie ab. Gewiß ist es wünschenswert, die örtliche Basis unserer Eisen und Kohle verarbeitenden Großindustrie über den Bereich des Ruhrgebiets, Oberschlesiens, der Saar zu erweitern; nur soll man damit nicht die etwas harmlose Vorstellung verbinden, als ob sich nun längs eines Kanals Werk an Werk reihen könnte, ohne Rücksicht etwa auf die Nähe von Arbeiteransammlungen und ähnliche Bedingungen. Nein, so ist das nicht gemeint; sondern man muß dabei an die Möglichkeit denken, Industrien, die jetzt sich unmittelbar an der Stelle der Rohmaterialgewinnung zusammendrängen, an die Stätten der Konsumkonzentration heranzubringen, und das würde in der Tat durch eine Verbilligung des Transports der Rohmaterialien wohl möglich sein. Weil dies aber der Gedanke ist und nur sein kann, darum beweist auch die besondere Denkschrift, die der Dezentralisierungsfrage gewidmet ist, in Wirklichkeit gar nichts für oder gegen sie: sie tut nur mit geradezu unbequemer Deutlichkeit dar, daß bis jetzt die stärksten industriellen Zusammenballungen da stattgefunden haben, wo Eisenbahn und Binnenschiffahrt sich berühren, daß aber längs der freien Strom- und Kanalstrecken abseits der großen Städte nur ganz verschwindend wenig Industrie sich angesiedelt hat.

Da nun aber die Transportkostenfrage die entscheidende ist, wie wäre es da, wenn man etwa das mit dem Kanal unzweifelhaft verbundene Finanzrisiko lieber zu dem Zwecke auf sich nähme, eine großzügige, auf die wichtigeren Massenartikel sich erstreckende Tarifermäßigung bei den Staatsbahnen durchzuführen? Das Risiko wäre wahrscheinlich weniger undurchsichtig, als es jetzt ist; bei geeigneter Staffelung der Tarife wäre es nach allen bisherigen Erfahrungen sogar sehr gering, und was das wichtigste ist — es käme allen Landesteilen gleichmäßig zu gute. Denn der Kanal nützt doch nur den von ihm berührten Gebieten, und auch da nur den Werken, die ziemlich dicht an ihm liegen. Vollends jetzt, wo man die Verbindung zur Elbe nicht vorsieht, wird der Verkehrsradius des Kanals sehr klein werden; schon eine ziemlich geringe Eisenbahn-Vor- oder Nachfracht macht die Benutzung des Wasserweges unwirtschaftlich, umso eher je kürzer der Wasserweg ist; der Dortmund-Ems-Kanal z. B. ist nach den eigenen Worten des Ministers von Thielen (Abgeordnetenhaus, 13. Februar 1902) nur für die unmittelbar an ihm liegenden Werke

Digitized by Google

benutzbar. Ist aber das Wirkungsbereich der Wasserstraße eng, so wird es umso unwahrscheinlicher, daß auch nur ein Teil der vielleicht eintretenden Transportkostenersparnis den Konsumenten zu gute kommt, während eine generelle Ermäßigung der wichtigeren Eisenbahntarife sich leichter bis zum Konsum hin bemerkbar machen wird. Eine entsprechende Tarifpolitik der Staatsbahnen erledigt auch ohne weiteres all die tausend Kompensationsansprüche aller anderen Landesteile, weil sie ja das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Produktions- und Konsumtionszentren unberührt läßt.

Andererseits muß man aber, falls der Kanal gebaut wird, sicher damit rechnen, daß auf absehbare Zeit jede einigermaßen einschneidende Tarifmaßnahme unterbleibt. Welcher preußische Finanzminister könnte wohl seine Einwilligung dazu geben, daß in derselben Zeit, in der ein noch gar nicht zu übersehendes Risiko aus dem Kanalbau droht, auch noch das Risiko einer Tarifermäßigung dem Fiskus auferlegt wird? Der eifrigste Befürworter solcher Ermäßigungen müßte ihm dann sogar recht geben. Also unabwendlich steht für den Fall des Kanalbaus vor der deutschen Volkswirtschaft das Gespenst einer fast völligen Stagnation der deutschen Eisenbahn-Gütertarifpolitik auf mindestens 10 bis 15, wenn nicht 20 Jahre; auf eine Zeit also, in der voraussichtlich der internationale Wettbewerb schon längst seine schärfsten Formen angenommen haben wird. Und das ist das entscheidende Bedenken, das auch dem zerstückelten Mittellandkanal schroff gegenübersteht: dem schmalen Streifen seines Wirkungsbereichs wird er vielleicht — vielleicht! — nach 10 Jahren einen kleinen Vorteil in den Transportkosten bringen; dem übrigen Lande versperrt er auf diese und noch auf die Zeit der Anfangsentwicklung den Weg zu ähnlichen, ja zu größeren Frachtermäßigungen; und selbst für jenen Streifen ist es ein gefährliches Geschenk, wenn er dafür diese ganzen schweren 10 Jahre hindurch sich immer auf die Zukunft vertrösten lassen muß.

Also nicht das finanzielle Risiko des Kanalbaus an sich ist es, was den Ausschlag gibt — dies Bedenken hat durch die Zerstückelung des Kanals erheblich an Bedeutung verloren, und Preußen ist schließlich reich genug, auch mal $^1/_4$ Milliarde an ein Experiment zu wagen. Aber die unausbleibliche Rückwirkung auf die Eisenbahntarifpolitik, die alle Landesteile bedrohende Stagnation in der Entwicklung der Güterfrachten — das ist der entscheidende Grund, warum auch diesmal wieder die Regierungsvorlage abgelehnt werden sollte, selbst wenn damit die finanziell weniger riskanten, für die Entwicklung Stettins wünschenswerten Pläne eines Berlin-Stettiner Großschiffahrtweges und eines Oder-Ausbaus mitfallen sollten. Die formelle Trennung der Meliorationsvorlagen von den Kanalentwürfen scheint ja auszureichen, wenigstens jenen zu einer unabhängigen Würdigung zu verhelfen; vielleicht gelingt es noch der Kommission, den Weg zu finden, der auch in der Kanalaktion die Verkuppelung der heterogenen Teile wieder löst — welcher sachliche Grund spricht denn

Digitized by Google

eigentlich jetzt noch für die Zusammenschweißung der östlichen und westlichen Pläne, seitdem man auf das Hannover-Elbe-Stück und damit auf die Herstellung eines durchgehenden Wasserstraßenzuges, auf die sachliche Zusammenschweißung verzichtet hat? K. W.

Der konservativ-liberale Schulantrag. Freiherr v. Mirbach und die preußische Justiz. Der Besuch König Eduards in Kiel. Der internationale Sport und die olympischen Spiele.

Eine merkwürdige Erscheinung in dem politischen Leben Deutschlands war in diesem Monat die Bewegung in der nationalliberalen Partei gegen den von der nationalliberalen Fraktion mit den Konservativen vereinbarten Schulantrag. Man hat die Bewegung erfreulich genannt, da sie zeige, wie stark die idealen Fragen das Volksgemüt noch in Erregung zu setzen vermögen. Ich glaube nicht, daß diese Freude berechtigt ist: im Gegenteil, was sich wieder einmal gezeigt hat, das ist, welche Macht die Phrase noch heute in Deutschland hat. Der konservativ-liberale Schulantrag ist, wie wir es bereits im vorigen Heft ausgesprochen, durchaus gesund und verständig und bedeutet für unser ganzes Volksschulwesen einen außerordentlichen Fortschritt; ein unendlicher Schutt von veralteten Bestimmungen, der jede Entwicklung erdrückte, wird mit Hilfe dieses Gesetzes aus dem Wege geräumt. Ueber das Verhältnis der Schule zu den Konfessionen wird bestimmt, daß die konfessionelle Schule die Regel sein soll, die Simultanschule als Ausnahme zulässig. Wer eine Vorstellung von der Macht der Religion im Volksleben, von der Bedeutung des Religionsunterrichts in der Schule hat, der weiß auch, daß eine Staatsschule mit Schulzwang nach diesen Grundsätzen aufgebaut sein muß. Es ist zuzugeben, daß sich historisch hier und da Simultanschulen entwickelt haben, die ohne Unzuträglichkeiten praktisch ganz gut funktionieren. Aber prinzipiell ist diese Schule, an der zwei Religionen zugleich berechtigt sind und den Geist des Unterrichts beeinflussen wollen, nur ein Notbehelf, hauptsächlich da, wo zu wenig Kinder vorhanden sind, um für jede Konfession allein ein gutgegliedertes Schulsystem aufzubauen. Hier können die Auffassungen und die Interessen auseinandergehen, indem die Einen im Sinne einer religiösen Erziehung zwei einklassige Schulen nebeneinander, die Anderen im Sinne eines besseren Unterrichts eine gemeinsame zwei- oder dreiklassige Schule fordern. Abgesehen von solchen, nicht so gar häufigen Konfliktsfällen ist es völlig klar, daß eine Schule mit einheitlichem Geist unendliche Vorzüge hat vor einer anderen, in der auf Schritt und Tritt Empfindlichkeiten geschont werden müssen, wo weder der Ursprung des Papsttums, noch des römisch-deutschen Kaisertums, weder die Konzilien, noch Huß, noch Luther, noch Gustav Adolf frei besprochen werden dürfen, wo das Lesebuch künstlich verkrüppelt wird und

Digitized by Google

stets wacher Argwohn auf beiden Seiten jedes etwaige unvorsichtige Wort des Lehrers belauert. So weit ich gehört habe und hören kann, ist unter den Gebildeten nur eine Stimme, daß die gleiche Konfession die unvergleichlich beste Voraussetzung für den Volksschulunterricht bietet. Ganz vorzüglich hat darüber geschrieben der Frankfurter Pfarrer Erich Förster in einer Broschüre „Der Schulantrag"; *) in demselben Sinne Friedr. Michael Schiele in der „Christlichen Welt (Nr. 25) und Professor Paulsen in seinem Artikel in der „National-Zeitung" (Nr. 382). Von Professor Ad. Harnack und Prof. Pfleiderer weiß ich, daß sie ebenso denken, und ich bin ausdrücklich ermächtigt, das hier auszusprechen. Wie ist es möglich, daß bei solcher Sachlage und solcher Stimmung in Kreisen, die durchaus nicht für antiliberal gelten können, eine wirklich lebhafte Agitation in der nationalliberalen Wählerschaft gegen ihre Fraktion hat aufkommen können und ganz besonders, daß auch große Lehrerversammlungen sich mit Lebhaftigkeit gegen das Gesetz ausgesprochen haben?

Der Grund ist bei den Einen jene Art von Liberalismus, der das Verständnis für das Wesen der Religion überhaupt abgeht, wo man jedes Paktieren mit der Kirche grundsätzlich ablehnt, weil man hofft, den öffentlichen Unterricht auf eine allgemein-menschliche Ethik aufbauen zu können und den Religionsunterricht am liebsten ganz aus der Schule entfernen möchte. Wir dürfen uns die Auseinandersetzung mit dieser Idee, die Förster in seiner Broschüre mit Recht als reaktionär bezeichnet, da sie die größte aller geistigen Mächte ganz außerhalb der Kontrolle des Staates stellt, entschlagen. Das deutsche Volk, wie es heute ist, würde jedenfalls eine Volksschule ohne Religionsunterricht, sowohl in seinen protestantischen wie katholischen Kreisen, weder haben wollen noch auch nur verstehen. Es gehört die ganze Plattheit und zugleich die ganze Tyrannei des liberalen Dogmatismus dazu, um im Namen der „Toleranz" ein solches Schulsystem dem Volke aufzwingen zu wollen.

Bei denjenigen nun, die nicht so denken und heute doch opponieren, namentlich der Masse der Lehrer selbst, liegt offenbar nichts als Unklarheit und Mißverständnis vor. Man haßt das Wort „konfessionell", stellt sich unter „konfessioneller Schule" eine solche unter kirchlicher Leitung vor und meint, daß die Simultanschule von dieser kirchlichen Bevormundung freier sei. Das ist nun aber ein vollständiger Irrtum. Die Simultanschule ist nicht weniger „konfessionell", sondern im Gegenteil sie ist „doppeltkonfessionell", wie Förster sehr treffend sagt. Es wäre ja theoretisch denkbar, daß in der doppelten Konfessionalität die Spitzen beiderseits abgebogen und auf diese Weise eine gewisse Toleranz erzeugt würde. In Wirklichkeit ist das jedoch heute, wo die katholische Kirche in Deutschland eine so ausschlaggebende Macht ist, ganz und garnicht der Fall, sondern die Neutralisierung hat nur den Erfolg, daß der Katholizismus sich soweit

*) Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen u. Leipzig. 40 Pf.

Digitized by Google

mäßigt, wie er sich ohnehin auch in den katholisch-konfessionellen Schulen unter Staatsaufsicht mäßigen muß, der Protestantismus aber in seiner eigentlichen Grundkraft, der geistigen Freiheit gelähmt wird.

Nicht „Simultanschule" muß also die wahre Parole des Liberalismus lauten, sondern Loslösung der Schule von den Kirchen-Organen und Ausbildung einer fachmäßigen, staatlichen, weltlichen Schulaufsicht. Diese, und diese allein ist es, die die Toleranz verbürgt, weil sie die Konfession einschließt in die Schranken ihres leitenden Prinzips, der Pädagogik. Das ist es auch, was die heutige Opposition im Grunde meint und will, und es ist nur zu bedauern, daß sie so wenig politische Führung gehabt hat, sich in eine solche Sackgasse wie die Begeisterung für die Simultanschule zu verrennen. Der nationalliberalen Fraktion aber gebührt Dank, daß sie endlich einmal wieder ein Stück positiver Arbeit geleistet hat, noch mehr Dank freilich gebührt den Konservativen, die bei dem Kompromiß das größere Opfer gebracht und von ihrem Ideal, der unbedingt und unter allen Umständen konfessionellen Schule unter kirchlicher Aufsicht oder wenigstens Mit-Aufsicht so viel preisgegeben haben, daß die Nationalliberalen in die dargebotene Hand einschlagen konnten.

* * *

Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist eine Geschichte des unausgesetzten Fortschreitens der Macht der religiösen Gedanken und der Kirche im Leben der Völker. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren Religion und Kirche so heruntergekommene Potenzen, daß König Friedrich von Preußen offen ihrer spottete; daß, als der Papst den österreichischen Kaiser in Wien besuchte, der Ministerpräsident Fürst Kaunitz nicht dem Heiligen Vater seine Aufwartung machte, sondern dieser zu ihm kommen mußte; daß Graf Mirabeau in der französischen Nationalversammlung den Ausspruch tun konnte, die Kirche habe sich überlebt, aber der Adel werde stets bestehen bleiben. Wie sehr hat dieser kluge, staatsmännische Kopf geirrt! Fast so sehr wie diejenigen, die heute meinen, die Religion sei im Niedergang, und in der guten alten Zeit seien die Vorfahren frömmer gewesen. Gerade von der französischen Revolution an datiert der Rückschlag und der unausgesetzte Aufstieg, der niemand mehr zu gute gekommen ist als dem Papst, aber auch den Protestantismus allenthalben mit neuem Leben erfüllt hat. Mancherlei Momente haben zusammengewirkt und wirken noch heute zusammen, diese Erscheinung hervorzubringen: das politische Bedürfnis nach einer Festigung der Autorität, um den Geist der Revolution zu bannen auf der einen Seite, ebenso sehr aber auch die sich auf sich selbst besinnende, unzerstörbare religiöse Anlage des menschlichen Geistes, die sich von den Philosophemen des achtzehnten Jahrhunderts nicht befriedigt fühlte. Schon mit Herder und Goethe beginnt diese Bewegung, erhält aber ihren wirksamsten Repräsentanten in

Digitized by Google

Schleiermacher und sowohl die Romantiker wie die Schelling-Hegelsche Philosophie trugen und stärkten die Bewegung.

Bei der Darstellung ihres Fortganges in unserer Zeit wird einmal neben den führenden Geistern der Theologie, dem Schöpfer der inneren Mission Wichert, dem Schöpfer der Synodalordnung, dem Kultusminister Falk und Anderen, der Name des Freiherrn von Mirbach nicht unerwähnt bleiben. Als Gründer und Leiter des kirchlichen Hilfsvereins und des evangelischen Kirchenbauvereins hat er eine Tätigkeit entfaltet und Werke zu stande gebracht, wie sie wohl in England und Amerika schon vorlängst gewöhnlich sind, wie sie der deutsche Protestantismus aber noch nicht gesehen hatte. Diese Tätigkeit entspringt einer zwar höchst temperamentvollen und energischen, aber keineswegs einseitigen oder fanatischen Auffassung der Religion. Als Mitglied der Generalsynode hat Herr von Mirbach seinen großen Einfluß stets in gemäßigtem und vermittelndem Sinne geltend gemacht, und diese seine Tätigkeit dürfte kirchengeschichtlich noch viel bedeutsamer sein als die zahllosen Kirchen, die er gebaut hat, oder die sonstigen Werke kirchlicher Wohlfahrtspflege, für die er die Mittel beschafft hat. Der heutige Protestantismus lebt ja in dem gefährlichen Zwiespalt, daß die führenden Spitzen, die wissenschaftliche Theologie, der die Bildung des Nachwuchses im Lehrstand anvertraut ist, und die Vertretung der Gemeinden, die Generalsynode, in der stärksten Spannung zu einander stehen. Herr von Mirbach hat ein wesentliches Verdienst dabei, daß die Tendenzen zur Unterdrückung der Lehrfreiheit in der Generalsynode bisher noch nicht haben zur Herrschaft kommen können. In seinem eifrigen Streben für das Heil der Kirche hat er Feinheit und Verständnis genug bewahrt, um zu wissen, daß die Orthodoxie allein die Kirche heute nicht mehr zu tragen vermag.

Es mag das wohl zusammenhängen damit, wie in unsern konservativen Kreisen heute die Kirche politisch bewertet wird; neben dem „fürchtet Gott" steht immer sofort das „ehret den König". Immer wieder hat Herr von Mirbach den Satz proklamiert, daß die Kirchen, deren Namen mit dem Gedächtnis des Kaisers Wilhelm, der Kaiserin Augusta, des Kaisers Friedrich verknüpft sind, nicht bloß Gotteshäuser seien, sondern auch nationale Werke; die heiligen Erinnerungen an die schwere Zeit der Gründung des nationalen Staates sollen darin nachklingen; man hat ja darauf schon das Witzwort von der Königin Luise als der preußischen Madonna geprägt. Diese Verbindung der Religion mit nationalen und sogar dynastischen Gedanken paßt natürlich nicht in einen engherzigen Konfessionalismus; ja sie führt nicht nur über die Schranken der Orthodoxie, sondern sogar über die Schranken der Konfession selber hinaus. Warum sollen nicht auch Katholiken und Juden einmal eine Gabe spenden für ein protestantisches Gotteshaus, wenn es gleichzeitig Gedanken dient, die auch ihnen ehrwürdig sind? Haben nicht auch Protestanten und Juden manches Scherflein bei-

Digitized by Google

getragen für den Ausbau des Kölner Doms, nicht um den Katholizismus zu unterstützen, sondern weil sie entweder in dem Bau das Kunstwerk oder das Produkt des deutsch-nationalen Geistes im Mittelalter bewunderten?

In dem Eifer für seine Werke hat nun Herr von Mirbach sich nicht begnügt, die Leute um Beiträge zu bitten und Gaben zu sammeln, sondern er hat seinen ganzen Einfluß als Oberhofmeister der Kaiserin ausgenutzt, um nicht bloß die Frömmigkeit und Opferwilligkeit heranzuziehen, sondern auch die menschlichen Schwächen, denen die Gnadensonne der Macht und des Hofes wohl tut, auszunutzen. Warum soll nicht den Leuten, die durch Spenden von Hunderttausenden ihren guten Willen beweisen, dafür die kleine Genugtuung eines Titels oder Ordens und selbst des Adels-Prädikates gewährt werden? Der Kölner Dom ist mit Hilfe von Lotterien, also Ausbeutung der Gewinnsucht, die Peterskirche in Rom aus Ablaßgeldern gebaut worden. Sündenvergebung für ein frommes Werk (Hilfe bei einem Kirchenbau) in der guten alten Zeit — heute bloß noch ein Kommerzienratstitel: Unsre Väter trieben es doch grobschlächtiger, die Welt verfeinert sich. Freilich im Grunde bleibt sie dieselbe, denn gerade wie damals die Hoffnung „durch ein gutes Werk wirst du der Strafe für deine Sünde entgehen", sich praktisch umwandelte in den Satz „wer zahlt, kommt nicht ins Fegfeuer", so mag heute bei den Gaben für den Kirchenbauverein mancher Geber sich die schöne Gewißheit „in Preußen wird die Tugend belohnt" in ein kühles Geschäfts-Rechenexempel umgesetzt haben.

Der Weltmann zuckt die Achseln dazu und das Volk sagt: Es wird keine Kirche gebaut, ohne daß auch der Teufel einen Stein dazuträgt. Da die Vermögenssteuern in Deutschland noch so wenig ausgebildet sind und die Hauptsteuerlast vom gemeinen Mann getragen werden muß, so ist es ja nicht so übel, daß den Reichen auf diesem Umwege etwas überflüssiges Fett entzogen wird. Gegen den Kirchenbau an sich kann kein Verständiger etwas haben, er entsprach nur einem dringenden Bedürfnis. Es ist eingewandt worden, daß manche von ihnen eine ganz unnötige Pracht zeigten und daß einfache Predigtkirchen mit Gemeinde- und Diakonissenhäusern dem Geiste des Protestantismus viel besser entsprechen und das wahrhafte Bedürfnis in viel höherem Maße befriedigt haben würden. Kein Geringerer als Herr Dalton, einer der wirksamsten Kanzelredner, den Berlin heute hat, hat sich vor Jahren einmal in einer Broschüre sehr energisch in diesem Sinne geäußert. Vom strengen Standpunkt der reinen Religion mit Recht, aber man darf doch nicht vergessen, daß die Kirche in ihrer äußeren Erscheinung auch ein weltliches Institut ist und mit den sonstigen allgemeinen Ideen der Epoche in Zusammenhang steht, daß sie nicht bloß mit der Kunst nahe verwandt ist, sondern auch unter Umständen einen gewissen äußeren Glanz sehr wohl gebrauchen kann. Schwechtens Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche wird doch für alle Zeiten ein sehr erhabenes Denkmal unserer Epoche bleiben und

Digitized by Google

von den spätesten Enkeln dankbar als solches verehrt werden. Für bloße Predigtkirchen würden die großen Mittel des Kirchenbauvereins schwerlich überhaupt flüssig geworden sein.

So lange die Sammlungen unter den reichen Leuten mit der Aussicht auf eine kleine Genugtuung für die liebe Eitelkeit mit Vorsicht und Takt betrieben werden, ist wirklich nicht so viel dagegen einzuwenden. Friedrich Wilhelm I. betrieb diese Ergänzung des Steuersystems für seine Zwecke in viel gröblicherer Weise: da waren die Gnadenbezeugungen jeder Art für Zahlungen an die Rekrutenkasse zu haben, und es wurde über die Höhe der Summe ganz einfach und geschäftsmäßig akkordiert. Auf die Grenzen kommt es an, die innegehalten werden, und da muß man denn leider sagen, daß der Oberhofmeister der Kaiserin diese richtigen Grenzen innezuhalten nicht nur nicht verstanden, sondern auch, als das Unglück geschehen und ein öffentlicher Skandal entstanden war, durch sein weiteres Verhalten den üblen Eindruck bis zur allgemeinen Entrüstung gesteigert hat. Herr von Mirbach ist bei seiner Suche nach reichen Leuten auch an Schwindler und Betrüger geraten und hat ihnen in der Erkenntlichkeit für die geleisteten Dienste nicht bloß harmlose Titulaturen verschafft, sondern auch der Pommerschen Hypothekenbank kurz vor ihrem Zusammenbruch durch die Verleihung des Prädikats als „Hofbank der Kaiserin" einen Nimbus verschafft, der in der stärksten Weise zur Geschäftsreklame ausgenutzt werden konnte und ausgenutzt worden ist. Waren schon vorher viele feinnervigere Leute von der gar zu eindringlichen Methode, den Leuten Geld zu entlocken, wenig erbaut, so haben nun die Enthüllungen über diese Dinge einen so peinlichen Eindruck gemacht, daß die protestantische Kirche das in Jahren nicht verwinden wird. Herr von Mirbach hätte wohl die Möglichkeit gehabt, den Schaden dadurch einigermaßen wieder gutzumachen, daß er offen bekannt hätte, er sei sehr unvorsichtig gewesen, bedaure das und werde tun, was er könne, um die nicht aus lauterer Quelle erflossenen Gelder zurückzuerstatten. Aber er fand kein Wörtchen solchen Bedauerns, sondern schalt nur auf die niederträchtige Presse, die ihn verleumde. Gewiß ist viel unsinnige Verdächtigung und verleumderische Insinuation gegen ihn in diesen Wochen durch die Presse gegangen, und er hatte das Recht, sich dagegen mit aller Entschiedenheit zu wehren, aber einmal sind seine eigenen Beziehungen zur Presse nicht einwandfrei gewesen und ferner, wer als Haushalter in öffentlichen Angelegenheiten auftritt, darf nicht verkennen, daß er gegen die Oeffentlichkeit schuldig geworden ist, wenn er die Vorsicht, die zu den Pflichten eines getreuen Haushalters gehört, außer Acht gelassen hat, und hat kein Recht, hochmütig jede Kritik seines Verfahrens abzulehnen.

Freilich wenn ich es bedaure, daß ein Mann von so hoher Stellung und so großen Verdiensten sich solche Blößen gegeben hat, so weiß ich doch noch etwas, das ich in dem Gang dieses Ereignisses noch viel mehr bedauert habe: das ist das Verhalten unsrer Justiz. Machen denn etwa

Digitized by Google

die preußischen Richter vor einem Oberhofmeister Halt? Weshalb ist Herr von Mirbach nicht von Staatsanwaltschaft und Gericht als Zeuge geladen worden? Weshalb hat man gewartet, bis er nach viel zu langem Zögern sich endlich freiwillig zur Vernehmung meldete? Weshalb sind einige Kernfragen nicht bis zur völligen Aufklärung durchgeprüft worden? Und wie fallen alle diese Fragen erst ins Gewicht, wenn man damit den Eifer unsrer Justiz in dem Königsberger Prozeß wegen „Hochverrats gegen den Zaren" oder die drei Monate Gefängnis für den Bergmann Krämer in Saarbrücken vergleicht!

Klassenjustiz, Klassenjustiz schreit die sozialdemokratische Presse alle Tage — es gibt kein Wort in unserem vielgestaltigen öffentlichen Dasein, das ich der prüfenden Aufmerksamkeit der leitenden Männer des Staates mehr empfehlen möchte als diesen Ruf! Wir haben keine Aussicht, die Sozialdemokratie auszurotten, so lange nicht jeder Schein von Berechtigung in dieser Anklage verschwunden ist.

* * *

Als vor acht Wochen der Abschluß des englisch-französischen Vertrages bekannt wurde, ging eine Empfindung tiefen Unbehagens durch das deutsche Volk. Nicht, daß man mit dem Inhalt des Vertrages unzufrieden gewesen wäre, nicht daß man den Franzosen die wertvollen Güter, die sie eingeheimst, nicht gegönnt hätte, nicht daß man die Beseitigung von Brennstoff im Interesse des Weltfriedens nicht gern gesehen hätte — aber man fragte sich: wie kommt England dazu, seinem alten Erbfeind und Kolonialrivalen freiwillig solche Konzessionen zu machen? Gewiß in erster Linie, um es von Rußland abzuziehen und in dem ostasiatischen Konflikt sich für alle Fälle den Rücken frei zu machen; dann aber, sollte nicht mehr dahinter stecken? Sollten die englischen Staatsmänner etwa wirklich den Gedanken wälzen, Deutschland niederschlagen zu wollen, ehe es sich zur Seegroßmacht entwickelt? In drei Ansprachen, die der Kaiser in diesen Wochen hielt, erschienen immer wieder Anspielungen, in denen eine versteckte Drohung vielleicht nicht lag, aber doch geargwöhnt werden konnte.

Plötzlich drehte sich der Wind. König Eduard kündigte seinen lange vermißten Besuch in Deutschland an; der Kaiser benutzte die Gelegenheit einer internationalen Segelregatta in Hamburg, um die Solidarität der Kulturvölker und den friedlichen Wettkampf im Sport zu feiern, und heute ist König Eduard in Kiel, und die Monarchen haben Trinksprüche ausgetauscht, die an Freundlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Ist dieser neuesten Wendung zu trauen? Die Pessimisten sehen darin nur den diplomatischen Trick, sei es hier, sei es dort, daß England nur suche, Deutschland von Rußland abzuziehen oder daß Deutschland in dem beängstigenden Gefühl seiner Isoliertheit um Englands Wohlwollen werbe.

Es kann beides wahr sein, aber die Optimisten, die in der Monarchen-

Digitized by Google

zusammenkunft eine herrliche Friedensbürgschaft erblicken, brauchen darum doch noch nicht Unrecht zu haben. In fortwährendem Lavieren, Drängen, Drohen, Rüsten, Zurückweichen und schließlich doch Frieden halten besteht ja heute und schon seit langem die europäische Politik und kann sich noch lange so halten. Sehr wohl fühlt sich dabei keines der Völker, es seien denn die Amerikaner, die in jugendlichem Eifer vorwärts drängen und von den Lasten und Krisen, die ihnen die Weltpolitik noch einmal auferlegen wird, noch keine Vorstellung haben. Alle andern Völker sind im ewigen Zwiespalt, sich bedroht zu fühlen, um ihre Zukunft besorgt zu sein, sich zu immer stärkeren Rüstungen gedrängt zu sehen, und zu seufzen über die Lasten, die schon jetzt getragen werden müssen. In Italien hat soeben der Senator Nathan einen Notschrei erschallen lassen; in Oesterreich-Ungarn hat die Regierung einen großen Extrakredit durchgesetzt; Frankreich fühlt, daß es trotz seiner außerordentlichen Erfolge im Range unter den Völkern zurückgleitet, und England, das so stolz und selbstbewußt dazustehen scheint, wird doch gepeinigt von Sorgen um die Erhaltung seiner Seeherrschaft und erwägt sogar die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Gerade in dieser allgemeinen Aengstlichkeit liegt unzweifelhaft eine starke Friedensbürgschaft. Wer sollte es wagen, den Frieden zu brechen, wenn niemand da ist, der sich den Sieg zutraut? Man kann schließlich, wie die Erfahrung lehrt, auch recht bedeutende Ziele durch bloße Rüstungen, Diplomatie und Drohungen, ohne wirkliches Kriegführen erreichen. Die beiden widerstrebenden Ideen des ewigen Kampfs der Staaten und Nationen untereinander und der Solidarität aller Kulturvölker bestehen fortwährend nebeneinander und keine kann und darf die andere vollständig unterdrücken. Auch im Kriege selbst bleibt eine gewisse gegenseitige völkerrechtliche und humanitäre Anerkennung, und alle Friedens- und Freundschaftsversicherungen hindern nicht, daß man gleichzeitig mit aller Anstrengung gegen einander rüstet. Neben den Friedensgesellschaften und Schiedsgerichtsverträgen, die sich bemühen, die Friedenstendenz zu verstärken, scheint jetzt als ein neues Moment, wie es der Kaiser in seiner Hamburger Rede verkündigt hat, der internationale Sport sich geltend zu machen, um die gegenseitige Stimmung der Völker freundlich zu beeinflussen; schon hat man an die olympischen Spiele in Griechenland erinnert, die das Griechentum, das heißt die damalige Kulturwelt im Gegensatz zu den Barbaren, trotz aller inneren Zwistigkeiten national zusammenhielten. Der Vergleich ist vollkommen richtig; man hat ihn ablehnen und wohl gar mit Spott ablehnen wollen, weil bei den griechischen Wettspielen die griechische Bürgerschaft in Kraft, Gewandtheit und Schönheit mit einander rang und ein einfacher Lorberkranz den Sieger belohnte, während heute, etwa bei einem Automobilrennen, Technik und Kapital ihrer Geschäftsreklame dienen und auch sonst Geldpreise und Wetten die eigentliche Seele dieser Veranstaltungen seien. Der Einwand ist falsch, da auf der

Digitized by Google

einen Seite bei den Griechen geschäftliche Interessen auf diesen Spielen und Wagen-Wettfahrten ebenfalls eine erhebliche Rolle spielten und Berufsturner und Fechtmeister ihre Reklame suchten, auf der anderen bei uns neben den berufsmäßigen Chauffeurs und Jockeys doch auch Herrenreiter, Fahrer, Turner, Ruderer, Tennisspieler usw. usw., die tatsächlich die Kraft und Gewandtheit breiter Volksschichten repräsentieren, das Feld beherrschen. Auch in Griechenland gab es Gelehrte und Poeten, wie den alten Xenophanes noch vor der Zeit der Perserkriege, die das eifrige Ringen in diesen Wettspielen für sittlich wertlos erklärten, aber für den Historiker unterliegt es keiner Frage, daß die Beteiligung am Sport tatsächlich ein wesentliches Moment sowohl für die hellenische Pädagogik wie für den nationalen Zusammenhalt gewesen ist. Die einzelnen griechischen Staaten waren sich untereinander vielleicht noch mehr feindlich als heute Engländer, Franzosen oder Deutsche, obgleich sie derselben Nationalität angehörten; trotz der Verschiedenartigkeit der Nationalitäten ist die Summe der gemeinschaftlichen Ideen in Religion, Wissenschaft, Kunst und Ethik, die heute die Kulturvölker zusammenhalten, nicht geringer, als was die einzelnen griechischen Kommunen und Kleinstaaten zusammenhielt. Auch die Ausbildung des internationalen Sports, wenn auch die höchsten Träger der Bildung sich nicht daran beteiligen, mag sich dabei zu einem starken Element entwickeln, und der Vergleich mit Griechenland gilt; aber freilich, er gilt auch nach der anderen Seite, daß diese Solidarität die immer wieder ausbrechenden Kriege der Griechen untereinander niemals hat verhindern können.

26. 6. 04. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Adickes, Erich. — Anti-Kappes. Eine notgedrungene Entgegnung. M. 1,20. Berlin, Mayer & Müller.

Atlas und Statistik der Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs. Beiheft zum Reichs-Arbeitsblatt. Jahrgang 2 No. 3. Berlin, Carl Heymann.

Barbey d'Aurevilly. — Eine alte Geliebte. M. 5,—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Bethusy-Huc. — Jenseits des Alltags. Gedichte. M. 1,20. Heidelberg, Carl Winter.

v. Blumen, Carl Friedrich. — Von Jena bis Neisse. Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus den Jahren 1805—1819. Tagebuch-Aufzeichnungen. Brosch. M. 3,80, geb. M. 5,—. Leipzig, Georg Wigand.

Brieger-Wasservogel, Lothar. — Immanuel Swedenborg, theologische Schriften. Aus den lateinischen Erstdrucken übersetzt und eingeleitet. Bd. 1. Mit Porträt. Brosch. M. 8,—, geb. M. 10,—. Jena, Eugen Diederichs.

Busse, Dr. Ludwig. — Die Weltanschauungen der grossen Philosophen der Neuzeit. („Aus Natur und Geisteswelt.") Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 56. Bändchen.) Geh. M. 1,—, geschmackvoll geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Dawson, William Harbutt. — Protection in Germany. A history of German fiscal policy during the nineteenth century. London, P. S. King & Son.

Denkschrift über das deutsche Privatschulwesen. Herausgegeben auf Veranlassung des ersten und vierten deutschen Privatschultages von dem Vorstande des Allgemeinen Deutschen Privatschulvereins. 2. Aufl. 72 S. Leipzig, Robert König.

Deutsche Arbeit. — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang III. Heft 9. M. 1,—. München, Prag, Georg D. W. Callwey.

Dresch, J. — Gutzkow et La Jeune Allemagne. Prix 3 Fr. 50. Paris, Société Nouvelle de Librairie et d'Édition.

Dresdner, Albert. — Der Weg der Kunst. Brosch. M. 6,—, geb. M. 7,50. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

Duncker & Humblot, Leipzig, Verlagsverzeichnis 1866—1903. Mit Schlagwort- und Sachverzeichnis und einem Nachtrag.

Digitized by Google

Eisenhans, Dr. Th. — Die Aufgabe einer Psychologie der Deutung als Vorarbeit für die Geisteswissenschaften. 50 Pf. Giessen, J. Ricker.
Federn, Karl. — Jahre der Jugend. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.
Foerster, Dr. Fr. W. — Lebenskunde geb. M. 3.—. Berlin, Georg Reimer.
—,— Jugendlehre, brosch. M. 5,—, geb. M. 6.—. Berlin, Georg Reimer.
Geffcken, Dr. J. — Aus der Werdezeit des Christentums. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 54. Bändchen. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
Gerhard, Dr. H. — Volkswirtschaftliche Entwicklung des Südens der Vereinigten Staaten von 1860 bis 1900. M. 1,80. Halle a. S., Gebauer & Schwetschke.
Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Band 18 M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.
Goetz, Dr. D. Leopold Karl. — Das Kiever Höhlenkloster als Kulturzentrum des vormongolischen Russlands. M. 7,—. Passau, M. Waldbauer.
Gomperz, Heinrich. — Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit. Zwölf gemeinverständliche Vorlesungen mit Anhang zum Verständnis der Mystiker. Brosch. M. 8,—, geb. M. 10,—. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.
Gruppen- und Stichwort-Verzeichnis des Sozialen Archivs. Verzeichnis der vom Sozialen Museum gehaltenen Zeitungen. 2. Ausgabe. Frankfurt a. M.-S., Englert & Schlosser.
Hagemann, Carl. — Wilde-Brevier. M. 2,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Hertz, Friedrich. — Moderne Rassentheorien, Kritische Essays. 354 S. Wien, C. W. Stern.
Heymann, H. G. — Die gemischten Werke im deutschen Grosseisengewerbe. — Ein Beitrag zur Frage der Konzentration der Industrie. M. 7,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
v. Jagemann, E. — Die deutsche Reichsverfassung. Brosch. M. 6,—, geb. M. 7,50. Heidelberg, Carl Winter.
Kalthoff, Albert. — Zarathustra-Predigten. Reden über die sittliche Lebensauffassung Friedrich Nietzsches. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, Eugen Diederichs.
Klatt, Max. — Die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Preussischen Richter und Staatsanwälte. M. 4,—. Berlin, Otto Liebmann.
Knieke, Dr. — Die Kassenarztfrage. (Monatsschrift für Soziale Medizin, erster Band.) Separat-Abdruck. 18 S. Jena, Gustav Fischer.
Liepmann, M. — Duell und Ehre. M. —,75. Berlin, Otto Liebmann.
Maeterlinck, Maurice. — Der doppelte Garten. Brosch. M. 4.50, geb. M. 5,50. Jena, Eugen Diederichs.
Maurer-Hartmann, Karl. — Jens Peter Jacobsen. Essays, erste Folge. M. 1,20. Altenburg, S.-A., Theodor Unger.
—,—. Kritik. Eine Studie. 40 Pf. Altenburg, S.-A., Theodor Unger.
Milde, Vincenz Ed. — Kant in Oesterreich. 24 S. Klagenfurt, Johannes Heyn.
Mitteilungen aus der Livländischen Geschichte. 18. und 19. Band, 1. Heft. Riga, Nicolai Kymmel.
Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. Herausgegeben von Professor Dr. med. Gustav Aschaffenburg. 1. Jahrg., 2. Heft. Heidelberg, Carl Winter.
Münsterberg. — Die Amerikaner. II. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,25. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Münz, Dr. Bernh. — Goethe als Erzieher. 2 Kr. 40 h = 2,— M. Wien, Wilhelm Braumüller.
Muthesius, Hermann. — Kultur und Kunst. Gesammelte Aufsätze über künstlerische Fragen der Gegenwart. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.
Oloff, Robert. — Die Religionen der Völker und Gelehrten aller Zeiten. M. 3,—, geb. M. 4,—. Berlin, Hermann Walther.
The Pan-Germanic Doctrine being a study of German political aims and aspirations. 379 S. London and New York, Harper Brothers.
Pater, Walter. — Griechische Studien. Gesammelte Aufsätze, aus dem Englischen übertragen von Wilh. Nobbe. Jena, Eugen Diederichs.
Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Zweiter Jahrgang No. 3. Berlin, Carl Heymann.
Rohrbach, Dr. Paul. — Die russische Weltmacht in Mittel- und Westasien. (Monographien zur Weltpolitik herausgegeben von Dr. Rud. Breitscheid und Rud. Zabel. Bd. 1.) M. 3,50. Leipzig, Georg Wigand.
Ruskin, John. — Steine von Venedig. Bd. II. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. Brosch. M. 10,—, geb. M. 11,—. Jena, Eugen Diederichs.
Ryffel, Dr. Heinrich. — Die schweizerischen Landsgemeinden. M. 7,—. Zürich, Schulthess & Co.
Scheuffgen, Dr. F. J. — Der vorgeschichtliche Mensch. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. XXIII, Heft 9.) 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.
Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. Herausgegeben von Lic. theol. Friedr. M. Schiele-Marburg i. H. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
v. Schenckendorff und Lorenz, Dr. Herm. — Wehrkraft durch Erziehung. 259 S. (Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland.) Leipzig, R. Voigtländer.
Schiller-Stiftung. Vierundvierzigster Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung. Ausgegeben durch den Verwaltungsrat. Vorort Weimar.
Schmoller, Gustav. — Grundriss der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. II. Teil. M. 16,—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

Digitized by Google

Der transscendentale Idealismus der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. **Arthur Drews** (Karlsruhe).

Das Interesse für erkenntnistheoretische Fragen, das die Philosophie der siebziger und achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts beherrschte, ist gegenwärtig ziemlich allgemein erkaltet. Nicht, als ob die Erkenntnistheorie in den philosophischen Untersuchungen der Zeit nicht noch immer eine große Rolle spielte, aber man erhitzt sich nicht mehr über die auf diesem Gebiete vorhandenen Gegensätze, und der damals bis zum Ueberdrusse oft wiederholte Ruf „Zurück zu Kant!" erscheint bereits historisch geworden. Freilich ist auch hier trotz aller darauf verwandten Mühe eine Einigung noch nicht erzielt. Nur die Unterschiede der möglichen Ansichten sind inzwischen schärfer herausgearbeitet, und man ist sich klarer über das Wesen und die Leistungsfähigkeit der verschiedenen erkenntnistheoretischen Standpunkte geworden.

Völlig abgetan erscheint im Prinzip nur der naive Realismus, der die Dinge als solche unmittelbar wahrzunehmen glaubt und eigentlich noch selbst keinen erkenntnistheoretischen Standpunkt darstellt, sondern noch vor aller erkenntnistheoretischen Besinnung liegt. Dagegen stehen sich der erkenntnistheoretische Idealismus, der das Sein unmittelbar mit dem Bewußtsein identifiziert, und der erkenntnistheoretische oder transscendentale Realismus, der das Sein als eine Welt von transscendenten Dingen an sich vom Bewußtsein unterscheidet, noch heute mit der gleichen Schroffheit gegenüber. Innerhalb des ersteren lassen sich selbst wiederum zwei Standpunkte unterscheiden, von denen der eine, der Bewußtseinsrealismus oder subjektive Idealismus, das Sein als Inhalt eines für sich selbständigen (formalen) Bewußtseins ansieht, während der andere, der Bewußtseinsidealismus, den

Digitized by Google

Bewußtseinsinhalt selbst oder die unmittelbare Einheit von Form und Inhalt des Bewußtseins als das eigentlich Seiende betrachtet. Eine besondere Abart dieses letztgenannten Standpunktes aber bildet der Positivismus, der den Bewußtseinsinhalt als „Erfahrung" bestimmt und seine Aufgabe darin sieht, den Begriff einer „reinen" Erfahrung festzustellen und als Maßstab für die wissenschaftliche Erkenntnis zu verwenden.

Der transscendentale Realismus vermochte zu Beginn der erkenntnistheoretischen Zeitströmung, neben dem durch die Autorität eines Kant gestützten Idealismus nur mühsam aufzukommen, findet aber neuerdings immer mehr Anerkennung auch außerhalb der Fachphilosophie und pflegt besonders auch von naturwissenschaftlicher Seite (vergl. Reinke „Die Welt als Tat") als einzig haltbare Erkenntnisgrundlage der realen Wissenschaften anerkannt zu werden. Hingegen hat der Idealismus von Anfang an sich der Gunst der offiziellen Philosophie erfreut und besitzt auch heute noch unter den Katheder-philosophen seine eifrigsten Verfechter. Es erscheint daher nicht ungerechtfertigt, sich den Gegensatz der beiden genannten Standpunkte an der Hand eines Werkes einmal wieder vorzuführen, das den Idealismus mit voller Entschiedenheit vertritt und sich als eine fortlaufende Polemik gegen den transscendentalen Realismus darstellt. Dieses Werk ist „Der Gegenstand der Erkenntnis. Eine Einführung in die Transscendentalphilosophie" von Prof. Rickert in Freiburg, das zuerst im Jahre 1892 herauskam und soeben in einer bedeutend erweiterten zweiten Auflage erschienen ist.*)

Wie schon der Titel angibt, untersucht das Werk die Frage: was ist der Gegenstand der Erkenntnis, oder wodurch erhält das Erkennen seine Objektivität? Nach der gewöhnlichen Meinung, worin der naive mit dem transscendentalen Realismus übereinstimmt, beruht alle Erkenntnis auf dem Gegensatze eines an sich vorhandenen Seins und eines dieses Sein mit Hilfe der Vorstellungen erfassenden Bewußtseins, nur daß der naive Realist, was Rickert leider anzugeben unterläßt, im Bewußtsein das Sein unmittelbar zu besitzen und zu ergreifen meint, oder das Bewußt-Sein, d. h. seine Vorstellung vom Sein mit dem Sein als solchen identifiziert, wohingegen der transscendentale Realist das Bewußt-Sein oder die Vorstellung vom Sein von diesem selbst aufs

*) Tübingen und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1904. 244 S.

Digitized by Google

strengste unterscheidet. Existiert nun wirklich eine solche vom erkennenden Bewußtsein unabhängige Wirklichkeit?

Diese Frage pflegt gewöhnlich auch als eine solche nach der Existenz einer vom Bewußtsein unabhängigen „Außenwelt" gefaßt zu werden, wobei sich die „philosophische Sprache" nach Rickert der Ausdrücke Subjekt und Objekt bedient, um den Gegensatz des Bewußtseins zur Außenwelt zu bezeichnen. Nun läßt sich aber ein dreifacher Gegensatz des Subjekts zum Objekt feststellen. Entweder nämlich kann das Subjekt mein Ich, bestehend aus meinem Körper und der darin tätigen Seele, bedeuten, während unter dem Objekt die räumliche Außenwelt außerhalb meines Leibes verstanden wird. Es ist klar, daß, wenn es sich um die Frage nach der Existenz der Außenwelt handelt, dieser Gegensatz des psychophysischen Subjekts zu der dasselbe umgebenden räumlichen Welt der Objekte nicht gemeint sein kann. Oder aber es kann dabei unter dem Subjekt mein Bewußtsein im Gegensatze zu seinem Inhalt und unter dem Objekt der Bewußtseinsinhalt, das „immanente Objekt", verstanden werden. Auch die Existenz des letzteren kann offenbar nicht bestritten werden, denn daß es immanente Objekte gibt, oder daß mein Bewußtsein einen Inhalt hat, ist das Sicherste, was sich denken läßt. Endlich kann unter dem Subjekt mein Bewußtsein *mit* seinem gesamten Inhalt, unter dem Objekt die gesamte „an sich" existierende Welt oder das „transscendente Objekt" verstanden werden. Hiergegen allein richtet sich der sog. erkenntnistheoretische Zweifel, denn daß es „transscendente Objekte" gibt, erscheint durchaus nicht selbstverständlich, vielmehr höchst problematisch, da das Wissen ja zunächst offenbar nicht weiter reicht als das Bewußtsein, ein vom Bewußtsein unabhängiges Sein mithin nur indirekt erschlossen, aber nicht direkt konstatiert werden kann. Die Frage der Erkenntnistheorie läßt sich daher nach Rickert auch dahin formulieren, ob das erkennende Bewußtsein es nur mit immanenten oder auch mit transscendenten Objekten zu tun hat, oder ob es ein vom Subjekt, d. h. vom Bewußtsein, unabhängiges Objekt gibt.

Es ist klar, daß, wenn die Frage in dieser Form gestellt wird, sie damit auch schon entschieden ist. Denn daß es „transscendente Objekte" gibt, wird kein vernünftiger Mensch behaupten wollen. Unter Objekt im Sinne der Erkenntnistheorie kann ja nämlich immer nur der Bewußtseins*inhalt* im Gegensatze zur Bewußtseins*form*, der immanente Gegenpol des Subjekts, die Vorstellung als Korrelat des Vorstellenden verstanden werden, indem

Digitized by Google

das korrelative Verhältnis dieser beiden Gegensätze das Wesen des Bewußtseins ausmacht. Wenn Schopenhauer irgend ein Verdienst um die Erkenntnistheorie hat, so ist es dies, mit der Berufung auf dieses Verhältnis das Objekt vom Ding an sich unterschieden zu haben. Ich muß daher durchaus bestreiten, daß die „philosophische" Sprache, sofern sie dies wirklich ist, sich der Ausdrücke Subjekt und Objekt zur Bezeichnung des Gegensatzes des Bewußtseins zur Außenwelt bedient, um den es sich in der erkenntnistheoretischen Untersuchung handelt. Im populären Sprachgebrauche mag dieses vorkommen, in einer ernst zu nehmenden philosophischen Untersuchung hat es keine Stelle. Sind doch auch nach Rickert Subjekt und Objekt Korrelate, die folglich auch nur auf den Inhalt des Bewußtseins als solchen Bezug haben können, wenn das Subjekt das Bewußtsein ist. Rickert selbst hat das erkenntnistheoretische Problem vollkommen verständlich und eindeutig formuliert, wenn er fragt, ob es ein vom Bewußtsein unterschiedenes Sein gibt, eine Welt des Transscendenten im Gegensatze zum Immanenten, d. h. dem Bewußtsein und seinem Inhalt. Wie kommt er dazu, die ungenaue, nicht einmal in der populären Diskussion erlaubte Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt in die erkenntnistheoretische Problemstellung einzuführen und dieser unterzuschieben? Kein erkenntnistheoretischer Realist hat noch jemals gefragt, ob es ein „transscendentes Objekt gibt; denn ein solches ist ein hölzernes Eisen, nämlich ein Objekt, das keines ist, weil es transscendent und nicht immanent ist, ein Bewußtseinsinhalt außerhalb des Bewußtseins. Kein wirklicher Philosoph hat das erkenntnistheoretische Problem dahin bestimmt, ob es ein vom Bewußtsein unabhängiges Objekt gibt. Denn freilich kann das Sein der Objekte immer nur ihr immanentes Objektsein bedeuten. Ob aber dies immanente Objektsein, d. h. das ideelle Sein der Vorstellung des Gegenstandes, mit dem letzteren selbst zusammenfällt, ob alles Sein folglich nur Bewußt-Sein, ideelles Sein, ist, oder ob das Objekt bloß der subjektive, bewußtseinsimmanente Repräsentant eines transscendenten realen Dinges ist, danach allein kann in der Erkenntnistheorie vernünftigerweise gefragt werden. Denn darin hat ja Rickert ganz recht, daß die Dinge uns zunächst nur gegeben sind als Zustände unseres Bewußtseins, in der Form des ideellen oder Vorstellungs-Seins und daß ohne weiteres nichts verbürgt, daß sie auch noch etwas anderes sind.

Digitized by Google

Dies drückt der „Satz der Phänomenalität“ oder der Immanenz, wie Rickert ihn passender bezeichnet, dahin aus, daß alles, was für mich da ist, unter der allgemeinsten Bedingung steht, Tatsache meines Bewußtseins zu sein, oder daß alles Sein, was Inhalt meines Bewußtseins ist, Bewußt-Sein oder ideelles Sein ist. Der Satz der Immanenz besagt mithin, daß alles bewußte, objektive Sein Bewußtseinsinhalt ist. Daraus folgt, daß, wenn es ein reales Sein im Unterschiede vom Bewußt-Sein gibt, dies nicht bewußt, nicht objektiv sein kann. Rickert hingegen zieht aus jenem Satz den falschen Schluß, daß alles Sein überhaupt nur Bewußtseinsinhalt ist, offenbar weil er das Sein vorher in der Aufstellung des erkenntnistheoretischen Problems als „Objekt“ bestimmt hat und dieses freilich nur Bewußtseinsinhalt sein kann. Eine solche Umdeutung des Satzes der Immanenz ist nun aber durch nichts gerechtfertigt. Denn dieser handelt ja gar nicht vom Sein überhaupt, sondern nur vom Sein, sofern es für mich da oder Bewußtsein ist. Der Satz der Immanenz ist tautologisch, er ist, um es kantisch auszudrücken, ein analytischer Satz, sofern er im Prädikate nichts anderes aussagt, wie im Subjekt; nur darauf beruht seine apodiktische Gewißheit. Rickert hingegen macht aus ihm einen synthetischen Satz, indem er dem Begriffe des Bewußtseins im Subjekt den Begriff des Seins unterschiebt, und gibt sich dem Irrtume hin, den Satz, daß alles Sein überhaupt nichts anderes als Bewußtsein ist, aus dem Satze der Immanenz unmittelbar gewinnen und für ihn die gleiche Sicherheit in Anspruch nehmen zu können, wie sie jenem Satze infolge seiner tautologischen Natur unzweifelhaft zukommt.

Auf die Frage nämlich, was denn eigentlich „mein Bewußtsein“ im erkenntnistheoretischen Sinne oder das „erkenntnistheoretische Subjekt“ ist, antwortet Rickert, daß es nicht das individuelle Bewußtsein oder Ich sein kann, weil dieses ja selbst mit zum Bewußtseinsinhalte gehört. Nun fragt aber die Erkenntnistheorie nach der vom Bewußtsein, dem Subjekt, unabhängigen Welt. Es muß also, um den Begriff des Bewußtseins im Gegensatze zu seinem Inhalte festzustellen, von allem Inhaltlichen abgesehen werden. Dann bleibt aber als letztes Glied des Abstraktionsprozesses nichts anderes als „ein namenloses, allgemeines, unpersönliches Bewußtsein übrig, das einzige, das niemals Objekt, Bewußtseinsinhalt werden kann“, und dieses namenlose „Be-

Digitized by Google

wußtsein überhaupt", dies Bewußtsein im Gegensatze zum Bewußtseinsinhalt, ist das erkenntnistheoretische Subjekt, ist „Subjekt im strengsten Sinne des Wortes", „da es im Gegensatze steht zu allem, was Objekt werden kann, also im Gegensatze nicht nur zu den Körpern, sondern auch zu allem individuellen Seelenleben mit Einschluß des „mein" in „meinem" Bewußtsein." Ist nun aber dies Bewußtsein überhaupt das eigentliche erkenntnistheoretische Subjekt, von welchem im Satze der Immanenz die Rede ist, und von dem man sagen kann, daß es notwendig zu allen immanenten Objekten gehört, dann lautet die Frage der Erkenntnistheorie: „Haben wir ein Recht, außer den unbezweifelbaren immanenten Objekten auch transszendente Objekte für das erkennende Bewußtsein (sic!) anzunehmen?", und diese Frage kann freilich nur mit „Nein" beantwortet werden.

Wenn Rickert recht hat, daß alles bestimmte individuelle oder inhaltliche Sein nur Inhalt eines Bewußtseins ist, das alles Seiende umspannt, eines weltumfassenden Bewußtseins, so gibt es allerdings kein aus diesem herausfallendes Sein, so wenig wie in der Metaphysik von einer Wirklichkeit außerhalb des Absoluten gesprochen werden kann. Wenn alles nur Objekt jenes absoluten Subjekts, des Bewußtseins im Gegensatze zu seinem Inhalte ist, so hat es natürlicherweise keinen Sinn, ein von ihm unabhängiges Transscendentes anzunehmen. Wenn alles Sein Inhalt des Bewußtseins überhaupt ist, so ist es eben damit selbst Bewußt-Sein. Das ist so selbstverständlich, daß darüber kein Wort weiter verloren zu werden braucht. Die Frage ist nur, welches Recht Rickert hat, den Satz der Immanenz dahin umzudeuten, daß alles inhaltlich bestimmte Sein Objekt und als solches Inhalt eines absoluten unbestimmten Bewußtseins ist.

Der Satz der Immanenz drückt, wie gesagt, nur aus, daß alles objektive Sein Bewußtseinsinhalt, Bewußt-Sein oder ideelles Sein ist; nur insofern ist er absolut gewiß. Daß indessen das inhaltliche Sein Objekt eines dasselbe als seinen Inhalt in sich einschließenden und ihm gegenüber folglich selbständigen absoluten Bewußtseins ist, das ist in dem Satze der Immanenz durchaus nicht enthalten. Der Satz der Immanenz behauptet die unmittelbare Zusammengehörigkeit von Bewußtseinsform und Bewußtseinsinhalt oder von Subjekt und Objekt. Rickert jedoch löst die Bewußtseinsform als solche von ihrem Inhalte, dem Objekte, los und stellt sie diesem als ein selbständiges und für sich seiendes Subjekt gegenüber,

Digitized by Google

das absolut ist, während jenes individuell bestimmt ist. Gesetzt, dies Verfahren wäre erlaubt, was es in Wirklichkeit nicht ist, da es dem eigentlichen Sinne des Satzes der Immanenz widerspricht, so wäre doch damit unmittelbar noch gar nichts gegen die Existenz eines transscendenten Seins bewiesen. Denn die absolute Bewußtseinsform würde doch immer nur die Form eines objektiven Seins, d. h. Bewußtseinsinhalts, sein; die Behauptung, daß alles objektive Sein Inhalt eines absoluten Bewußtseins ist, würde sich mithin doch immer nur auf die immanente, aber nicht auf die transscendente Sphäre beziehen. Erst dadurch, daß Rickert aus der absoluten Bewußtseinsform ein weltumspannendes *reales Subjekt* macht und das Sein mit dem Objektsein überhaupt identifiziert, gelangt er zu seiner Behauptung, daß alles Sein, also auch das transscendente Sein, bloß Inhalt jenes Bewußtseins ist.

Uebrigens ist es auch gar nicht aufrecht zu erhalten, daß das erkenntnistheoretische Subjekt, von welchem die transscendente Welt nach der Ansicht des Realismus unabhängig sein soll, ein absolutes unbestimmtes Subjekt ist. Denn ich kenne den Bewußtseinsinhalt unmittelbar nur als Inhalt meines eigenen Bewußtseins. Die Welt ist *meine* Vorstellung. Die Dinge sind mir *zunächst* nur als Zustände *meines* Bewußtseins, als Bestimmungen meines individuellen Ich gegeben. Die Frage der Erkenntnistheorie ist, ob sie auch noch etwas anderes, etwas an sich sind, abgesehen davon, daß sie zunächst und unmittelbar nur *für mich*, Inhalte *meines* Bewußtseins sind. Das wird von Rickert zwar bestritten und dem individuellen Bewußtsein der Begriff des Bewußtseins überhaupt untergeschoben, allein von einem solchen absoluten Bewußtsein weiß ich *unmittelbar garnichts* und kann auch als Erkenntnistheoretiker keinerlei Interesse daran haben, wie das Sein sich zu diesem Bewußtsein verhält. Ich kann auch die Form meines Bewußtseins in Gedanken von ihrem Inhalte loslösen und ihr eine Art von Selbständigkeit gegenüber dem Inhalte zuschreiben, weil ich jene, wie das Cogito ergo sum dies ausdrückt, unmittelbar als eine selbständige und reale zu erleben glaube. Allein ich erlebe sie doch nur insofern, als sie *meine* Bewußtseinsform oder eine *individuelle* Form ist. Ich kann auch noch von der individuellen Beschaffenheit dieser Form abstrahieren und erhalte dadurch die Abstraktion eines Bewußtseins überhaupt, das gänzlich inhaltsleer und unbestimmt ist. Allein diese Abstraktion *erlebe* ich nicht, sondern, da sie ein bloßer

Digitized by Google

abstrakter Begriff ist, so ist sie ganz und gar nur ein Inhalt meines (individuellen) Bewußtseins, ein immanentes Objekt, das, da ich es selbst gebildet habe und es Produkt, also später als mein individuelles Bewußtsein ist, unmöglich der Träger und die reale übergreifende Form des individuellen Bewußtseins sein kann. Dieses Bewußtsein ist freilich für die verschiedenen Iche, für das eigene wie die fremden, eines und dasselbe; aber nicht, weil es ihr reales Prius ist, zu welchem sich diese gleichsam nur wie Modi zur Substanz verhalten, sondern weil es von diesen in Gedanken abgezogen ist. Mit demselben Rechte, womit ich diese Abstraktion eines unpersönlichen Bewußtseins überhaupt zum Prius und zum Subjekt aller individuellen Iche mache, könnte ich mit Platon behaupten, daß alle konkreten Pferde nur Inhalte des allgemeinen Begriffes der Pferdheit wären oder daß der abstrakte Begriff des Pferdes, Pferd überhaupt, das reale Prius und das Subjekt der konkreten Pferde wäre.

Auch Rickert leugnet nicht, daß das Bewußtsein überhaupt nur ein Begriff, aber „keine Realität, weder eine transscendente, noch eine immanente" darstellt. Er räumt ein, daß dieser Begriff nicht gebildet werden könne ohne den des dazu gehörigen Bewußtseinsinhaltes und daß allein der Inhalt es ist, dem Wirklichkeit zukomme, nämlich diejenige des immanenten Seins. Dagegen ist nur einzuwenden, daß man selbstverständlich niemandem verwehren kann, sich den Begriff eines Bewußtseins überhaupt zu bilden, daß aber ein Beweis gegen die Existenz eines transscendenten Seins hierin eben nur gefunden werden kann, wenn das Bewußtsein für mehr als einen bloßen abstrakten Begriff, nämlich für eine selbständige Realität angesehen wird, die alles Sein als ihren Inhalt in sich einschließt. Das Bewußtsein überhaupt ist nach Rickert nichts anderes als „ein anderer Name für das einzige uns unmittelbar bekannte Sein, die Form, die Art des Seins der immanenten Objekte." Es ist „der Begriff des immanenten Seins im Gegensatze zum Begriffe des transscendenten Seins." Dann besagt dieser Begriff aber nur, daß es überhaupt ein immanentes Sein, ein Sein gibt, das als solches Bewußt-Sein ist. Daß es aber nur ein solches Sein gibt, darüber kann jener Begriff gar nichts entscheiden.

Unmittelbar ist alles Sein Bewußt-Sein überhaupt, ideelles Sein. Die Frage ist aber, ob das Unmittelbare nicht mittelbar hindeutet auf ein Sein, das selbst nicht wiederum Bewußt-

Digitized by Google

Sein und in diesem Sinne transscendent ist. Daß Rickert die Existenz eines solchen Seins bestreitet, kommt nur daher, weil er den Begriff des Bewußt-Seins, des ideellen oder immanenten Seins oder Bewußtseinsinhalts doch immer wieder in denjenigen des Bewußtseins als einer realen Bewußtseinsform umdeutet, die das Sein als ihren Inhalt in sich einschließt und sich dabei dem irrtümlichen Glauben hingibt, in diesem Bewußtsein überhaupt das erkenntnistheoretische Subjekt zu besitzen. Denn daß der bloße abstrakte „Begriff", der eben nur in unserem Bewußtsein existiert, dies Subjekt nicht sein kann, bedarf keiner Auseinandersetzung, weil dieser ja nur vom indirekten Bewußtseinsinhalt abgezogen ist, folglich nur Objekt aber nicht Subjekt ist. Wenn Rickert also das Bewußtsein überhaupt zum realen erkenntnistheoretischen Subjekt erhebt, so begeht er damit selbst jene bereits von Kant gerügte „Subreption des hypostasierten Bewußtseins", d. h. Verselbständigung der abstrakten Bewußtseinsform, und huldigt er jenem platonischen Begriffsrealismus, den gerade er aufs entschiedenste zurückweist.

Es erscheint hiernach unmöglich, vom individuellen Bewußtsein aus auf rein begrifflichem Wege zu einem Bewußtsein überhaupt als erkenntnistheoretischem Subjekt zu gelangen, und am wenigsten erscheint es möglich, durch bloße logische Zergliederung des Satzes der Immanenz die Berechtigung zur Annahme eines solchen Bewußtseins nachzuweisen. Wenn Fichte das individuelle Ich als Inhalt eines über die verschiedenen Iche übergreifenden absoluten Ich bestimmte, so geschah es auf Grund der von ihm behaupteten intellektuellen Anschauung, weil er meinte, im Sein des individuellen Bewußtseins das absolute Sein unmittelbar als solches zu besitzen. Fichtes absolutes Ich war mithin nur das verabsolutierte individuelle Ich des kartesianischen Cogito ergo sum, dessen Realität er ebenso unmittelbar als solche zu erleben glaubte, wie wir scheinbar die Realität unseres individuellen Ich unmittelbar erleben. Wenn dagegen Rickert durch bloße begriffliche Abstraktion vom Bewußtseinsinhalt zum Begriffe eines absoluten Bewußtseins gelangt, so kommt er damit über die Grenzen des individuellen abstrahierenden Bewußtseins gar nicht hinaus und hat kein Recht, dies Abstraktum eines Bewußtseins überhaupt als erkenntnistheoretisches Subjekt dem individuellen Ich voranzusetzen und diese unwirkliche Abstraktion als den Träger und gleichsam den Ort der Wirklichkeit anzusehen. „Die unmittelbare Erfahrung",

Digitized by Google

sagt Rickert selbst, „überragt ja alle Abstraktionsprodukte weit an Wirklichkeitsgehalt, und sie ist demnach niemals als aus ihnen entstanden zu begreifen.“ Eine unmittelbare Erfahrung jedoch habe ich höchstens von einem individuellen, aber niemals vom absoluten Ich.

Es mag sein, daß es ein unpersönliches Bewußtsein gibt und daß die ganze Welt nur als Inhalt dieses Bewußtseins existiert. Aber das ist alsdann eine *metaphysische* Hypothese, *die mit Erkenntnistheorie absolut nichts zu tun hat*. Als Erkenntnistheoretiker habe ich einzig ein Interesse daran, ob es ein Sein außerhalb *meines*, des individuellen menschlichen Bewußtseins gibt, ein Transscendentes für *mein* Bewußtsein, oder ob alles Sein, wie der Solipsismus annimmt, bloß *meinem Bewußtsein* immanent ist.

Wenn es ein Sein jenseits meines, des individuellen Bewußtseins gibt, so ist es *erkenntnistheoretisch* jedenfalls transscendent und ist damit der erkenntnistheoretische Realismus zugegeben. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß das Sein, welches *meinem* Bewußtsein transscendent ist, einem unpersönlichen absoluten Bewußtsein immanent ist; denn diese Immanenz ist eine *metaphysische*, aber keine erkenntnistheoretische Immanenz, wie allein sie der erkenntnistheoretische Idealismus annimmt. Es ist der wunderlichste Irrtum, wie Rickert dies tut, zu meinen, daß man noch auf dem Boden des erkenntnistheoretischen Idealismus mit seiner Leugnung des Transscendenten stehe, wenn man die Existenz einer Wirklichkeit in einem anderen Bewußtsein als dem meinigen einräumt. Denn eine solche Wirklichkeit verhält sich zu *meinem* Bewußtsein als *Ding an sich* und führt daher den Begriff des Transscendenten ein, den gerade der Idealismus leugnet.

Daß alles Sein Bewußtsein ist, ist solange ganz einfach eine metaphysische Behauptung, als man nicht hinzufügt, daß es Inhalt *meines* Bewußtseins ist. Fügt man aber dies hinzu, dann stehen wir auf dem Standpunkte des Solipsismus, den auch Rickert sich anzuerkennen weigert. „Die Welt“, hält er ihm entgegen, „ist eben nicht *mein* Bewußtseinsinhalt. Das Bewußtsein im Gegensatz zu seinem Inhalte, das Subjekt im Gegensatz zu allen Objekten ist kein individuelles Ich.“ Rickert glaubt also den Standpunkt des Solipsismus mit Hilfe seines Begriffs vom unpersönlichen Bewußtsein und erkenntnistheoretischen Subjekt widerlegen zu können, wonach es zwar ein Transscendentes außerhalb

Digitized by Google

meines, aber nicht außerhalb des absoluten Bewußtseins gibt. Indessen ist dies, wie gesagt, eine Hypothese, die den erkenntnistheoretischen Standpunkt gar nicht berührt, und wenn, wie Rickert zugibt, der Solipsismus nur mit Hilfe des Bewußtseins überhaupt widerlegbar sein soll, so ist damit seine tatsächliche Unüberwindbarkeit erwiesen.

Wer als Idealist die Wirklichkeit außerhalb meines Bewußtseins, die der Solipsismus leugnet, dadurch glaubt retten zu können, daß er sie zum Inhalte eines absoluten Bewußtseins macht, der verwirrt das erkenntnistheoretische Problem durch Hereinnahme metaphysischer Hypothesen; und wenn er solches gerade tut, um der Metaphysik zu entgehen, und nicht müde wird, auf die Unmöglichkeit und Widersinnigkeit metaphysischer Erkenntnis hinzuweisen, so spottet er seiner selbst und weiß nicht wie. Es ist nämlich zwar ganz gewiß, daß alles, was Inhalt meines Bewußtseins ist, Bewußt-Sein oder ideelles Sein ist; aber daß alles, was Inhalt meines Bewußtseins ist, auch zugleich Inhalt eines absoluten Bewußtseins ist, das kann nur behauptet werden, wenn mein Bewußtsein als solches zugleich das absolute Bewußtsein, mein individuelles unmittelbar das sogenannte „reine" Ich ist, und dies ist nicht bloß hypothetisch, sondern auch höchst unwahrscheinlich. Denn entweder ist diese Identität der beiden Iche eine absolute, das Sein des absoluten Bewußtseins ragt also nicht über mein Bewußtsein hinaus, das absolute Bewußtsein hat einen Inhalt nur in meinem Bewußtsein, der Inhalt des absoluten Bewußtseins ist als solcher zugleich der meinige. Dann besteht zwischen mir und dem absoluten Bewußtsein gar kein Unterschied, dann gibt es eine Wirklichkeit mithin nur in meinem Bewußtsein, dann ist mein Bewußtsein als solches zugleich das absolute Bewußtsein, und der Solipsismus ist nicht überwunden, sondern gerade zugestanden. Oder aber das Sein, was Inhalt meines Bewußtseins ist, ist nicht bloß mein Bewußtseinsinhalt, die Vorstellung empfängt dadurch eine von meinem Bewußtseinsinhalt unterschiedene Realität, daß sie gleichzeitig vom absoluten Bewußtsein vorgestellt wird und verharrt in diesem Sein, auch wenn ich sie zufällig nicht vorstelle. Dann kann das absolute Bewußtsein, welches diese Vorstellung hat, nicht mit meinem Bewußtsein unmittelbar identisch sein, sondern ragt es über dieses hinaus, und folglich geht es nicht an, die Immanenz der Vorstellung im absoluten Bewußtsein, die alsdann eine

Digitized by Google

metaphysische ist, mit der Immanenz der Vorstellung in meinem Bewußtsein oder der erkenntnistheoretischen Immanenz nur so einfach gleichzusetzen. Nur auf dem Standpunkte des Solipsismus ist die metaphysische Immanenz als solche zugleich eine erkenntnistheoretische Immanenz. Auf jedem anderen Standpunkte dagegen sind sie absolut verschieden und können nur durch einen Taschenspielerkniff mit einander vertauscht werden.

Wenn jemand behauptet, daß es kein Ding an sich des Tisches, den ich hier vor mir sehe, gibt, so kann das nur heißen, daß der Tisch bloß als Vorstellung in meinem, dem persönlichen Bewußtsein existiert; nur dieses und nichts anderes bedeutet die Leugnung des Transscendenten. Wenn hingegen jemand das Transscendente leugnet, weil alles nur als Vorstellung eines unpersönlichen Bewußtseins existiert, so ist das ganz einfach ein *Mißbrauch des Begriffs des Transscendenten*, eine Metabasis eis allo genos; denn diese metaphysische Immanenz ist ja gar nicht gemeint, wenn nach der erkenntnistheoretischen Transscendenz gefragt wird. Ob das erkenntnistheoretisch Transscendente metaphysisch immanent, d. h. Inhalt eines unpersönlichen Bewußtseins ist, das ist auf erkenntnistheoretischem Wege gar nicht auszumachen. Wer, wie Rickert, von dem Akte meiner Geburt in der räumlich-zeitlichen Welt, von dieser Welt selbst, von meinem Leben in ihr, meinem Tode usw. als Tatsachen „des" Bewußtseins spricht, der erweckt damit den Anschein, als ob er das individuelle Ichbewußtsein meine, denn nur mit diesem und seinem Umfange hat es die Erkenntnistheorie zu tun. Es geht nicht an, alle Geschehnisse in der Welt für Tatsachen „des" Bewußtseins auszugeben und damit ein unpersönliches, überindividuelles, namenloses Bewußtsein überhaupt zu meinen, von dem ich nichts weiß und von dem ich, da es doch bloß ein vom Bewußtseinsinhalt abgezogener und also auch nur vermittelst des abstrahierenden empirischen Subjekts möglicher „Begriff" sein soll, bestreiten muß, daß es das erkenntnistheoretische Subjekt darstellt. Es geht erst recht nicht an, auf die rein begriffliche Natur dieses Subjekts zu pochen, um dadurch jede metaphysische Vorstellung abzuwehren, und gleichzeitig die Ansicht zu vertreten, daß es eine Welt vor der Entstehung bewußter Wesen gegeben habe, wie die Naturwissenschaft behauptet. Denn damit wird jene Wirklichkeit zum Inhalte des absoluten Bewußtseins gemacht und diesem selbst eine mehr als begriffliche, nämlich eine metaphysische Realität *vor* allem empirischen Bewußtsein zu-

Digitized by Google

geschrieben. Wenn es ein solches unpersönliches Bewußtsein vor allem empirischen persönlichen Bewußtsein gibt, so sind freilich alle Tatsachen und Geschehnisse in der Welt bloße Tatsachen „des", nämlich des unpersönlichen Bewußtseins. Nur habe ich nicht das geringste Recht, das Faktum, daß mir alles Sein unmittelbar nur als Tatsache meines Bewußtseins gegeben ist, dahin auszulegen, daß es Tatsache eines unpersönlichen Bewußtseins ist; denn wenn die Annahme eines solchen mich über den Solipsismus hinausführen soll, dann sind mein Bewußtsein und das unpersönliche Bewußtsein eben nicht identisch und ich kann durch keine bloße logische Zergliederung meines Bewußtseins auf ein unpersönliches Bewußtsein stoßen.

Ich muß hiernach bestreiten, daß es Rickert gelungen ist, den Solipsismus zu widerlegen, denn die Behauptung, daß das Bewußtsein überhaupt das erkenntnistheoretische Subjekt und alles nur Inhalt dieses Bewußtseins ist, ist in keiner Weise aufrecht zu erhalten. Die inhaltsleere Abstraktion eines Bewußtseins überhaupt, das selbst gar nicht wirklich sein und trotzdem den Dingen Wirklichkeit verleihen soll, ist ein Unbegriff und weit eher als „metaphysische Spielerei" zu bezeichnen, als der von Rickert so gekennzeichnete Solipsismus. Von einem Standpunkte aus, welcher dem Bewußtsein die Eigenschaft zuschreibt, der Träger und der Ort der Wirklichkeit zu sein, ist der Solipsismus überhaupt nicht zu widerlegen; darin hat Schopenhauer ganz recht. Denn wir kennen das Bewußtsein unmittelbar nur als individuelles, wie dies auch das Cogito ergo sum behauptet. Der Satz also, daß das Sein nur als Inhalt des Bewußtseins ist, kann sich folglich auch nur auf das individuelle Ich beziehen. Von diesem aus aber führt keine Brücke zu den anderen Individuen hinüber, sobald es als Träger und Ort der Wirklichkeit bestimmt ist.

Der konsequente transscendentale Idealismus, den Rickert zu vertreten sich rühmt, kann daher auch nur entweder Solipsismus, nämlich als subjektiver Idealismus, oder reiner Bewußtseinsidealismus sein, indem er alles Sein nur als Bewußtseinsinhalt auffaßt und jeden Gedanken an eine über die verschiedenen Inhalte übergreifende, sie tragende und ihre Wirklichkeit begründende Bewußtseinsform aufgibt. Der Rickertsche Standpunkt hingegen ist schon deshalb nichts weniger als konsequent, weil er unklar zwischen einem solchen reinen Bewußtseinsidealismus und einem absoluten subjektiven Idealismus im Sinne Fichtes schillert. Kommt es

Digitized by Google

Rickert nämlich darauf an, den Solipsismus zu widerlegen bezw. die Existenz einer Wirklichkeit vor und unabhängig vom empirischen Bewußtsein nachzuweisen, so beruft er sich darauf, daß alles nur Inhalt des absoluten, nicht aber des empirischen Bewußtseins sei, macht er also das Bewußtsein überhaupt zum Träger und Ort der Wirklichkeit, wie Fichte. Will er hingegen den nahe liegenden Einwänden der Positivisten begegnen und den Vorwurf abweisen, daß es sich bei seinem Bewußtsein überhaupt um „ein höchst bedenkliches Erbstück aus der Blütezeit deutscher Philosophie" handle, dann tritt er selbst auf den Standpunkt des Bewußtseinsidealismus hinüber, wird ihm das Bewußtsein überhaupt zu einer bloßen Abstraktion und stimmt er kräftig mit ein in den Chorus der Metaphysikverächter. Entweder also versteht er unter dem Ausdrucke, die Wirklichkeit sei „Tatsache des Bewußtseins", daß sie einem absoluten übergreifenden Bewußtsein immanent ist, faßt er mithin den Genetiv „des Bewußtseins" im Sinne eines genetivus subjectivus auf. Oder aber er versteht die „Tatsache des Bewußtseins" als bloße Bewußtseinstatsache in dem harmloseren und unmetaphysischen Sinne, daß alles Sein Bewußtseinsinhalt, ideelles Sein und eben nur als solches ist.

Dieses Schillern zwischen zwei ganz verschiedenen Standpunkten findet sich aber nicht bloß bei Rickert, sondern es ist für den Standpunkt des transscendentalen Idealismus überhaupt charakteristisch. Schon bei Kant hat „das mögliche Bewußtsein" (das „Ich denke, das alle meine Vorstellungen muß begleichen können") einerseits den rein modalen Sinn, daß es einen möglichen Inhalt des Urteilens ausdrückt, auf der anderen Seite jedoch bedeutet es jene reale (metaphysische) Einheit, worin alle Fäden der Erkenntnistätigkeit zusammenlaufen, das Subjekt oder den Träger der Erkenntnistätigkeit als solchen (Cogito ergo sum).*) So ist auch bei Schuppe das Bewußtsein überhaupt bald ein „abstraktes Moment", „dessen konkrete Arten die einzelnen räumlich-zeitlichen Bewußtseinsindividuen, die individuellen Iche" darstellen, bald wiederum ist es „ein und dasselbe allen Individuen gemeinsame Wesen", d. h. es ist bald das Posterius, bald wiederum das Prius der individuellen Iche. Macht man die Vertreter dieses Standpunktes darauf aufmerksam, daß ihr „Bewußtsein überhaupt" eine bloße Abstraktion des individuellen Ich und folglich auch nicht imstande

*) Vergl. mein Werk: „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik" (1897) 139 ff.

Digitized by Google

ist, den Solipsismus zu widerlegen und eine selbständige Wirklichkeit der Dinge zu begründen, so behaupten sie, es sei das allen Individuen gemeinsame Wesen, der Träger und der Ort der Wirklichkeit. Weist man sie darauf hin, daß dies eine metaphysische Behauptung ist, so schwächen sie den Begriff desselben wiederum ab zu einer bloßen unwirklichen Abstraktion. Das Bewußtsein überhaupt ist somit zugleich das Posterius wie das Prius des individuellen Ich, eine begriffliche Abstraktion, wie eine Realität, ein Ich, das keines ist, ein reines, durch keine Bestimmtheit getrübtes Ich, eine hypostasierte Abstraktion, ein absolut widerspruchsvolles Wesen, genau wie das individuelle Ich des Solipsismus.*)

Alle Bemühungen Rickerts, vermittelst dieses schillernden Begriffes den transscendentalen Idealismus als die einzig haltbare erkenntnistheoretische Ansicht zu begründen und zugleich den transscendentalen Realismus zu widerlegen, sind damit eigentlich auch schon nach ihrem Werte gekennzeichnet. Rickert bestreitet zwar keineswegs die Widerspruchslosigkeit des Begriffs des Transscendenten, d. h. eines Seins, von dem die Bestimmung, Bewußtseinsinhalt zu sein, verneint wird, wie andere Idealisten, z. B. Schuppe, es getan haben. Wenn er jedoch hinzufügt, daß auf jenen Begriff keinerlei positive Bestimmungen, welche der gegebenen Welt entnommen sind, übertragbar seien, derselbe mithin bloß negativ zu bestimmen sei, so versteht er unter der „gegebenen Welt" das Sein als Inhalt des Bewußtseins überhaupt, von welchem der transscendentale Realist mit Recht verneint, daß uns dieses wirklich „gegeben" sei. Gegeben nämlich ist uns alles Sein nur als Inhalt unseres individuellen Bewußtseins, und nur der Solipsist behauptet, daß dieses den Begriff des Seins überhaupt erschöpfe. Ist aber das der Fall, so ist nicht einzusehen, warum es nicht erlaubt sein sollte, die Bestimmungen des Transscendenten aus denjenigen des Immanenten zu erschließen.

Die Behauptung Rickerts, daß das Ding an sich nicht in der uns

*) Historisch betrachtet, ist das Bewußtsein überhaupt eine nachträgliche verunglückte Hypothese Kants in seinen „Prolegomenen", um die Einheit und Uebereinstimmung der Vorstellungswelten in den vielen verschiedenen Individualbewußtseinen zu erklären. Es versteht sich jedoch von selbst, daß der bedingende und tragende Grund der Bewußtseine nicht selbst Bewußtsein sein kann und daß er dadurch nicht vorstellbarer und weniger hypothetisch wird, daß ich ihn „Bewußtsein" nenne. Was dieser rein negative Begriff eines unbestimmten, namenlosen, abstratten „Bewußtseins überhaupt" vor dem „Unbewußten" voraus haben soll, dem seine Negativität von den Anhängern jenes Bewußtseins so oft zum Vorwurf gemacht wird, das wäre eine interessante Doktorfrage

Digitized by Google

bekannten räumlich-zeitlichen Welt existieren könne, wird auch der Realist nicht bestreiten. Denn die uns bekannte Welt ist *unmittelbar* keine andere als diejenige unseres Bewußtseinsinhalts. Raum und Zeit besitzen also *zunächst* auch nur eine ideelle Realität in unserem Bewußtsein. Daß aber das Transscendente überhaupt nicht räumlich und zeitlich bestimmt sein könne und wenigstens die Begriffe des Geschehens und sich Veränderns von ihm fernzuhalten seien, wie Rickert meint, weil Raum und Zeit bloß eine immanente Geltung hätten, das kann wiederum nur behauptet werden, wenn diese Immanenz als eine solche im absoluten Bewußtsein aufgefaßt wird. Denn wenn das absolute Bewußtsein alles erdenkliche und erschließbare Sein umspannt, so können freilich auch die räumlich-zeitlichen Bestimmungen dem Transscendenten nicht zugeschrieben werden. Es ist aber, wie gesagt, eine erkenntnistheoretisch durch nichts zu begründende Annahme, daß der Begriff des Bewußtseins „allein" so aufgefaßt werden darf, wie Rickert es tut, und darum kann das Enthaltensein des Raumes und der Zeit im Bewußtsein auch nichts gegen ihre erkenntnistheoretische Transscendenz beweisen.

Der transscendentale Realist sieht sich zu seinem Standpunkte genötigt, weil er sein Bewußt-Sein als Wirkung eines von ihm verschiedenen Transscendenten auffäßt. Denn da er sich selbst nicht als Ursache der in demselben vorgehenden Veränderungen weiß, so schließt er hieraus auf ein von seinem Bewußtsein verschiedenes Sein, wodurch jene Veränderungen hervorgerufen werden. Diese Ursache aber findet er in den Schwingungen des räumlichen Substrates seines Organismus bezw. der außerhalb seines Organismus befindlichen Luft-, Aetherwellen usw., von welchen die Physik und Physiologie ihm zeigen, daß sie stets den Empfindungen vorangehen, woraus sein gesamter Bewußtseinsinhalt aufgebaut ist. Hiergegen wendet Rickert ein, die „objektive" Welt des Physiologen, soweit sie überhaupt eine Wirklichkeit ist, sei Bewußtseinsinhalt, d. h. die Art ihres Seins sei genau dieselbe, wie die der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit; es handle sich also unter erkenntnistheoretischem Gesichtspunkte bei jedem physiologischen Vorgang um die Wirkung zweier immanenter Objekte, zweier Teile des Bewußtseinsinhalts aufeinander.

Ich muß auch gegen diese Behauptung Verwahrung einlegen. Zunächst erscheint es absurd, daß zwei Bewußtseinsinhalte, d. h. zwei Vorstellungen, aufeinander sollten wirken können. Wirken

Digitized by Google

können aufeinander immer nur reale Dinge, und wenn sie zu diesem Zwecke transscendent sein müssen, so ist damit die Haltlosigkeit des Idealismus, der das reale Sein mit dem Bewußtsein identifiziert und daher genötigt ist, eine Wirkung von Vorstellungen aufeinander anzunehmen oder aber die Annahme einer Kausalität überhaupt aus seiner Weltanschauung zu streichen, durch das Kausalitätsgesetz in der Tat „naturwissenschaftlich" bewiesen. Bewußtseinsinhalte oder Vorstellungen können sich wohl gegenseitig hervorrufen und einander folgen, aber dieses assoziative Verhältnis zweier Vorstellungen hat gar nichts mit Kausalität zu tun. Es ist daher ein einfacher Mißbrauch des Wortes, von einem „Wirken immanenter Objekte aufeinander" zu sprechen. Solange der erkenntnistheoretische Idealismus die eingehenden Darlegungen E. v. Hartmanns über die Unmöglichkeit einer „immanenten Kausalität" nicht widerlegt hat, muß ihm von transscendentalrealistischer Seite aus das Recht bestritten werden, immer wieder von einem Kausalverhältnis bloßer Vorstellungsinhalte zu sprechen, und dieses Recht kann er sich auch dadurch nicht erwerben, daß er diese Inhalte als immanente Objekte eines absoluten Subjekts auffaßt.

Es ist aber auch gar nicht einmal richtig, daß die „objektive" Wirklichkeit des Physiologen Bewußtseinsinhalt und folglich die Art ihres Seins genau dieselbe, wie die der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit ist. Denn die Moleküle und Atome, aus deren rein mechanischer Bewegung der Physiologe, wie der Naturforscher überhaupt alle Vorgänge im Organismus zu erklären sucht, gehören als solche gar nicht der Welt des Immanenten, sondern vielmehr des Transscendenten an und bilden eben jene Welt von Dingen an sich außerhalb des Bewußtseins, deren Existenz Rickert nur durch die Berufung darauf zu leugnen vermag, daß er das Sein mit dem Bewußt-Sein, das erkenntnistheoretisch Transscendente mit einem metaphysisch Immanenten verwechselt. Weil der Bewußtseinsinhalt als solcher qualitativ bestimmt und alle qualitative Bestimmtheit Bewußt-Sein ist, darum geht der Naturforscher, der es mit dem Sein und nicht mit dem Bewußt-Sein zu tun hat, mit Recht darauf aus, die qualitative Bestimmtheit des Bewußtseinsinhalts als „sekundäre Qualität" von der „primären Qualität" des Seins zu unterscheiden. Er führt also die erstere auf die letztere zurück und deutet sich diese als eine bloße quantitative Bestimmtheit, d. h. als Mechanismus der Atombewegungen aus, weil, solange er es noch mit irgend welcher qualitativen Bestimmt-

Digitized by Google

heit zu tun hat, er aus dem Bewußt-Sein noch nicht heraus und zum Transscendenten hingelangt ist. Rickert jedoch bestreitet ihm das Recht, Dinge für wirklich zu halten, die nur mit „primären", also rein quantitativen Bestimmungen ausgestattet sind, und zwar, weil im Bewußtseinsinhalt, „von dem wir allein als der ursprünglichen Realität ausgehen dürfen", Quantitäten ohne Qualitäten als Wirklichkeiten niemals vorkämen. Dies letztere ist richtig, wenn unter dem Bewußtseinsinhalt, von dem wir ausgehen, das individuelle Bewußt-Sein verstanden wird, kann aber alsdann auch gar nichts gegen die rein quantitative Bestimmtheit des Jenseits dieses Bewußtseins beweisen. Daß es jedoch überhaupt keine rein quantitativ bestimmten Wirklichkeiten gibt, kann nur behauptet werden, wenn jener Bewußtseinsinhalt als ein solcher des absoluten Bewußtseins aufgefaßt wird. Denn, wenn alles Sein Bewußt-Sein ist, so ist es eben damit auch zugleich notwendig qualitativ bestimmt. Dies aber ist ja gerade die petitio principii, die Rickert nirgends bewiesen hat.

„Unmittelbar erlebt" wird freilich nur die Einheit des Quantitativen und Qualitativen, weil das unmittelbar Erlebte das Bewußt-Sein ist und in diesem beide immer nur zusammen vorkommen. Aber das Bewußt-Sein ist nicht das reale Sein, eben weil es nur Bewußt-Sein, ideelles Sein ist; der Hinweis auf seinen Inhalt kann daher auch niemals als Begründung dafür dienen, daß es im Jenseits des Bewußtseins oder im Sein keine reinen Quantitäten ohne qualitative Beimischung gibt. Wenn aber Rickert der farblosen, tonlosen Welt der mechanistischen Naturwissenschaft alle reale Bedeutung abspricht, sie weder als immanente noch als transscendente Realität gelten lassen will, sondern sie „lediglich" als ein Produkt wissenschaftlicher Abstraktion, d. h. als eine rein begriffliche, also unwirkliche Welt bestimmt, so leugnet er damit den realen Charakter der Naturwissenschaft, zieht er ihr den Boden unteraus, worin sie wurzelt, und stellt er sie mit der rein formalen Wissenschaft der Mathematik auf eine Stufe, die es auch nicht mit wirklichen Dingen, sondern lediglich mit wissenschaftlichen Abstraktionen und Formen zu tun hat. Ob die Naturforscher sich diese Verflüchtigung ihrer Resultate zu bloßen gedanklichen Abstraktionen ohne transscendent reale Geltung gefallen lassen, ob sie dem „Bewußtsein überhaupt" zu Liebe darauf verzichten werden, ihrer rein quantitativ bestimmten Welt die transscendente Wirklichkeit abzusprechen, ist freilich eine andere Frage. Denn wenn die

Digitized by Google

Atomistik als solche auch nichts anderes als ein bloßes methodologisches Hilfsmittel ist, um Mathematik auf Naturerscheinungen anwenden zu können, so fällt es dem Naturforscher doch niemals ein, daran zu zweifeln, daß seinen Atombegriffen tatsächlich reale Dinge an sich im transscendenten Sein entsprechen, auch wenn er, als Naturforscher, sich außer stande bekennen muß, ihre endgültige Beschaffenheit festzustellen. Der Physiker ist mit Recht überzeugt, daß eine bestimmte Farbenempfindung wirklich durch Aetherschwingung von einer bestimmten Wellenlänge und Geschwindigkeit zustande gebracht wird, die als solche v o r und abgesehen von der Empfindung real ist. Als bloße wissenschaftliche Abstraktion, wie Rickert will, kann die Atombewegung die Empfindung nicht verursacht haben, weil sie als solche später als diese ist. Wenn der Idealist bei einer solchen Ansicht dem Naturforscher einreden will, er befinde sich in Uebereinstimmung mit dessen Meinung, so mag er froh sein, daß dieser ihn gar nicht verstehen wird, da er ihm andernfalls ins Gesicht lachen würde. Warum endlich die Sinnesorgane als rein quantitative Atomkomplexe den Reiz nicht zum Gehirne sollten leiten können, wie Rickert behauptet, das ist durchaus nicht einzusehen. Die Sinnesorgane und das Gehirn, meint Rickert, würden alsdann anderer Sinnesorgane und eines andern Gehirnes bedürfen, um zu den qualitativ bestimmten Dingen zu werden, als die wir sie kennen, und das gäbe einen sinnlosen regressus in infinitum. Ich muß leider gestehen, daß mir für diese Behauptung das Verständnis abgeht. Denn die qualitativen Differenzen sind es doch nicht, worauf die Fähigkeit der Reizübertragung nach naturwissenschaftlicher Ansicht beruhen soll, und die Sinnesorgane sowie das Gehirn werden doch dadurch nicht s e l b s t zu qualitativ bestimmten Dingen, daß sie den Reiz übertragen, sondern sie dienen nur als Vermittler einer bestimmten Reizart, infolge wovon im perzipierenden Bewußtsein die Vorstellung eines qualitativ bestimmten Organismus hervorgerufen wird.

Ueberhaupt scheint Rickert eine wunderliche Vorstellung davon zu haben, in welcher Weise sich der Realist das Transscendente als Ursache denkt. Er scheint nämlich zu glauben, daß es sich dabei um eine „Wirkung des Transscendenten auf das Bewußtsein" handle, was, da er das Bewußtsein nur als absolutes kennt, für ihn natürlich keinen Sinn hat. Allein der transscendentale Realismus, wie er am konsequentesten von E. v. Hartmann durch-

Digitized by Google

gebildet ist, behauptet gar nichts von einer solchen Wirkung aufs Bewußtsein, sondern er nimmt an, daß der an sich rein quantitativ bestimmte Reiz auf das vorbewußte und unbewußte Substrat unseres Bewußtseins, d. h. unsere Seele einwirkt und dadurch diese zur Erzeugung der qualitativ bestimmten Empfindung nötigt. Dabei haben also die Ursache, nämlich der Reiz, und die Seele, worauf gewirkt wird, dieselbe Art des Seins, sofern sie beide transscendent sind, und erst die Empfindung ist immanent, sofern sie eine gesetzmäßige Reaktion der transscendenten Seele auf den transscendenten Reiz darstellt. Betrachtet man in diesem Sinne die Empfindung als Bewirktes, so ist also allerdings die Ursache transscendent, die Wirkung hingegen immanent, aber dies hat gar keine Schwierigkeit, weil ja das Immanente, die Empfindung, nur der subjektive Reflex einer transscendenten Wirkung darstellt. Rickert meint, daß es unter realistischem Gesichtspunkte nicht möglich sei, diesen Kausalvorgang als ein zeitliches Geschehen zu denken, weil alsdann die Ursache in einer transscendenten das Bewirkte dagegen in einer immanenten Zeit auftreten würde. Allein die immanente Zeit ist ja gleichfalls nur der subjektive Reflex der transscendenten Zeit, innerhalb deren der Kausalvorgang verläuft; von einer Verteilung der Ursache und Wirkung auf zwei verschiedenartige Zeiten kann also nicht wohl gesprochen werden. Freilich ein „transscendentes Objekt" kann nicht Ursache des Bewußtseinsinhalts sein, denn es ist ein Widerspruch in sich selbst. Allein ebenso wenig kann „ein Teil des Bewußtseinsinhalts" Ursache eines anderen Teiles sein, weil Bewußtseinsinhalte oder Vorstellungen, wie gesagt, überhaupt nicht auf einander wirken können. Ursache des Bewußtseinsinhalts kann immer nur das Ding an sich, d. h. ein solches sein, was selbst jenseits des (individuellen) Bewußtseins ist. So kann es aber den Bewußtseinsinhalt nur bewirken, indem es unsere vorbewußte Seele nötigt, den Bewußtseinsinhalt zu erzeugen.

Es ist nun diese transscendente Welt der Dinge an sich, die allein noch transscendental-realistischer Ansicht die Objektivität und Realität der Vorstellungswelt begründet. Die Welt ist unmittelbar nur meine Vorstellung. Allein indem ich diese letztere transscendental auf eine Welt von transscendenten Dingen, als Ursachen meiner Vorstellungswelt, beziehe, empfängt sie dadurch zwar keine transscendente, wohl aber eine transscendentale Realität, oder bin ich berechtigt, ihr ein mehr als bloß vor-

Digitized by Google

stellungsmäßiges Dasein zuzuschreiben. Die Welt als bloße Vorstellung oder die „empirische Realität" des Bewußtseinsinhalts ist eben darum keine reale Welt, sondern hat keinen höheren Realitätswert, als die Welt des Traumes, die gleichfalls mehr als eine bloße Vorstellungswelt zu sein scheint, obschon sie doch nur Bewußt-Sein ist. Gegen eine solche Ausdeutung seines Standpunktes im Sinne eines Traumidealismus wehrt sich freilich Rickert und will sie als ein wissenschaftlich haltbares Argument nicht gelten lassen, ohne daß es ihm doch gelungen ist, ihre tatsächliche Berechtigung zu widerlegen. Denn nicht darin liegt, wie Rickert meint, das tertium comparationis beim Vergleich der idealistischen Welt mit einem Traume, daß für den Träumenden sowohl wie für den Idealisten die Dinge im Raume, von denen sich beide umgeben glauben, nicht wirklich vorhanden sind — dies zurückzuweisen, macht natürlich Rickert keine Mühe — sondern darin liegt es, daß der Raum, worin sich beide befinden, nicht wirklich ist, daß er bloß ein vorgestellter Raum und damit auch alles in ihm Enthaltene nur ein Vorstellungs- oder ideelles Sein, aber kein reales Sein ist. Für Rickert ist die Welt in der Tat nur ein Traum des absoluten Bewußtseins, innerhalb dessen sie allein eine Wirklichkeit besitzt. Ob er hiernach ein Recht hat, den Traumidealismus als eine „metaphysische Spielerei" zu belächeln, das dürfte füglich bezweifelt werden.

Nicht minder verunglückt ist das Bemühen Rickerts, den Vorwurf des „absoluten Illusionismus" von seinem Standpunkte abzuwehren. Denn die empirische Realität des Bewußtseinsinhalts ist zwar als solche „unbezweifelbar"; aber das gilt ja ganz ebenso auch von der Illusion, die als Erlebnis allerdings keine Illusion ist, doch aber so bezeichnet wird, weil sie eine von der bloßen Bewußtseinsrealität verschiedene Realität vorspiegelt, ohne diese zu besitzen. Rickert meint, wer für die Ansicht, welche in dem erlebten Bewußtseinsinhalte die einzige Wirklichkeit erblickt, eine Bezeichnung wie absoluten Illusionismus für passend halte, habe noch nicht verstanden, „was ernsthafte Leute mit dem erkenntnistheoretischen Idealismus meinen". Mit demselben Rechte kann aber auch der Wahnsinnige denjenigen, die nicht an seine Phantasien glauben und sich weigern, ihn im Sinne dieser zu behandeln, den Charakter von „ernsthaften Leuten" absprechen. Jener Vorwurf Rickerts ist wesentlich gegen Hartmann gerichtet. Wenn er indessen selbst sich größere Mühe genommen hätte, den Hartmannschen Stand-

Digitized by Google

punkt des transscendentalen Realismus zu studieren, so würde er wohl nicht so obenhin über diesen urteilen, und jedenfalls würde seine Kritik des Realismus nicht so von Entstellungen und Mißverständnissen wimmeln. Im übrigen können sich diejenigen, die Rickert sich weigert, ernst zu nehmen, trösten: sie befinden sich in guter Gesellschaft. Fichte selbst nämlich, dessen Ansicht Rickert als eine rein erkenntnistheoretische erneuert, hat kein Hehl daraus gemacht, daß auf seinem Standpunkte von einem (realen) Sein eigentlich nicht gesprochen werden könne: „Es ist kein Sein. Ich selbst weiß überhaupt nicht und bin nicht. *Bilder sind, sie sind das Einzige, was da ist, und sie wissen von sich nur nach Weise der Bilder*, — Bilder, die vorüberschweben, die durch Bilder von den Bildern zusammenhängen, *Bilder ohne etwas in ihnen Abgebildetes ohne Bedeutung und Zweck*. Ich selbst bin eines dieser Bilder, ja, ich bin selbst dies nicht, sondern nur ein verworrenes Bild von den Bildern. *Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum ohne ein Leben*, von welchem geträumt wird, und ohne einen Geist, dem da träumt, in einen Traum, der in einem Traume von sich selbst zusammenhängt. Das Denken, die Quelle alles Seins und aller Realität, die ich mir einbilde, meines Seins, meiner Kraft, meiner Zwecke, ist der Traum von einem Traume." (Ww. II 245.)

Wir können hiernach die übrigen Einwände Rickerts gegen die Beweise kurz abmachen, welche der transscendentale Realismus für seine Annahme einer Welt des Transscendenten anführt. Der Erwägung, daß die wahrgenommenen Bestandteile unseres Bewußtseinsinhaltes ein fortwährend abreißendes und wieder einsetzendes „Gewühl" von Vorstellungen sind und folglich der Ergänzung durch ein transscendentes Sein bedürfen, wenn man nicht zu der absurden Annahme von „Seinsunterbrechungen" seine Zuflucht nehmen will, glaubt Rickert durch den Hinweis auf sein Bewußtsein überhaupt begegnen zu können, in welchem die Dinge existieren, auch wenn sie zufällig nicht wahrgenommen sind. Ergänzungen zum direkt Wahrgenommenen, meint er, die aus diesem eine kontinuierliche Sinnenwelt machen, würden nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn sie räumlich-zeitlicher Natur sind und dadurch ihren immanenten Charakter dokumentieren. Dabei ist wiederum vorausgesetzt, daß es gar keinen Raum und keine Zeit gibt außer als „Tatsachen des Bewußtseins", worauf wir nicht noch einmal einzugehen brauchen.

Digitized by Google

Der Behauptung gegenüber, die Hemmung, die ich in meinem Willen erfahre, beweise das Dasein einer transscendenten Welt, beruft sich Rickert darauf, daß auch der Vorgang von Impuls und Hemmung nichts anderes als Bewußtseinsinhalt sei und eine vom Bewußtsein unabhängige Welt nicht beweisen könne. Darauf ist zu erwidern, daß die Hemmung *jedenfalls nicht von mir selbst* ausgeht, ihr Vorhandensein in meinem Bewußtsein also wenigstens das Dasein eines von *diesem* verschiedenen Transscendenten beweist. Weiter bedarf aber der transscendente Realist auch nichts, um seine Ansicht zu begründen. Denn ob die Hemmung, vom Standpunkte des Bewußtseins überhaupt betrachtet, immanent ist, das kann den Erkenntnistheoretiker als solchen gar nicht interessieren. Mein bewußter Wille bewirkt freilich nichts, sondern ist, wie zuerst v. Hartmann und nach ihm Göring, Münsterberg und andere gezeigt haben, nur ein „vorstellungsmäßiger Empfindungskomplex". Der bewirkende Wille hingegen kann eben deshalb auch nicht Inhalt meines Bewußtseins sein, sondern ist in Beziehung auf dieses transscendent, und wenn er einem absoluten Bewußtsein immanent ist, so wird doch damit gar nichts für seine erkenntnistheoretische Immanenz bewiesen.

Rickert meint, *nur* für den erkennenden, nicht aber für den handelnden Menschen habe die Frage nach einer vom Bewußtsein unabhängigen Welt eine Bedeutung, es habe daher auch die Moral von seinem erkenntnistheoretischen Idealismus nichts zu fürchten. Er übersieht jedoch dabei, genau wie Fichte, daß ein Handeln nach moralischen Gesichtspunkten nur möglich ist, wenn die handelnden Personen einander erkenntnistheoretisch transscendent sind, weil sie andernfalls bloße Vorstellungen meines Bewußtseins sind, zu denen mich moralisch zu verhalten, ich keine Veranlassung habe, und daß es hiernach nicht genügt, sie als bloße Inhalte eines absoluten Bewußtseins anzusehen, weil Vorstellungen überhaupt nicht aufeinander wirken können.

Rickert wird nicht müde, hervorzuheben, daß er sich nicht gegen den naiven Realismus, der das Bewußtsein mit dem Sein identifiziert, noch gegen den empirischen Realismus der Einzelwissenschaften (welches ist der?), sondern einzig gegen den erkenntnistheoretischen, d. h. den transscendentalen, Realismus richte, der eingesehen hat, daß die Welt, soweit sie gegeben und erfahren werden kann, Bewußtseinsinhalt ist, und der dennoch (!) ausdrücklich die Existenz einer andern, also metaphysischen Wirklichkeit

Digitized by Google

behaupte. In der Tat ist es auch sachlich einerlei, ob ich sage, daß alles Bewußtsein Sein sei, wie der naive Realismus, d. h. meine Vorstellungen unmittelbar für Wirklichkeiten halte, oder ob ich mit Rickert die Wirklichkeit mit meinen Vorstellungen identifiziere und das Sein mit dem Bewußtsein gleichsetze. Rickerts erkenntnistheoretischer Idealismus ist sonach nur ein, freilich „umgekrempelter", naiver Realismus. Die Behauptung des naiven Realismus, daß die Bestandteile der uns allen bekannten räumlich-zeitlichen Sinnenwelt die einzigen Wirklichkeiten sind, von denen zu reden wir ein Recht haben, gilt hier als der Weisheit letzter Schluß. „Nur darin", gesteht Rickert selbst, „weichen wir von der dem „naiven" Menschen geläufigen Meinung ab, daß wir hinzufügen: das Sein jeder Wirklichkeit muß als ein Sein im Bewußtsein angesehen werden". Wenn der erkenntnistheoretische Idealismus so verstanden wird, dann wird dadurch allerdings an den gewohnten Ansichten nichts von Bedeutung geändert. „Nur einige Bezeichnungen sind nicht mehr dieselben. Die Wirklichkeit wird Bewußtseinsinhalt *genannt*, sie bleibt aber nach wie vor die bekannte Welt, die aus körperlichen und geistigen Vorgängen besteht. Das individuelle Ich ist es nicht, von dem die Welt abhängig gemacht wird, es heißt Ich-Objekt und behält als solches die Stellung, die es immer hatte. Es ist ein kleiner Teil der Welt, der mit dem weltumfassenden Bewußtsein nichts zu tun hat. Das unpersönliche Bewußtsein ist zwar ein der naiven Meinung unbekannter Begriff, aber *im Grunde auch nichts anderes als ein neuer Name für das Sein*. Der erkenntnistheoretische Idealismus erscheint demnach als eine vielleicht richtige, aber *ziemlich bedeutungslose Theorie*." Diesem Eingeständnis der Bedeutungslosigkeit des eigenen Standpunktes gegenüber muß der Realist die Waffen strecken. Wenn die Behauptung, daß alles Sein Bewußt-Sein ist, nur dazu dienen soll, den naiven Realismus der populären Ansicht auf ein Gebiet hinüberzuspielen, wo er sicher ist, und im übrigen doch alles beim alten bleibt, so ist damit der wissenschaftliche Wert des Idealismus wohl zur Genüge gekennzeichnet. Unverständlich bleibt unter diesen Umständen höchstens, warum man nicht einfach bei der naivrealistischen Behauptung, daß alles Bewußtsein Sein ist, stehen bleiben soll, da die Widersprüche dieser Ansicht, derentwegen der Erkenntnistheoretiker sie zum Gegenstande seiner Untersuchung macht, ja hierdurch nicht beseitigt, sondern nur in eine neue Beleuchtung gerückt werden.

Digitized by Google

In der Tat sind alsdann im Grunde eben nur die Bezeichnungen geändert, indem statt Sein Bewußtsein gesagt wird, und darin besteht die ganze Weisheit. —

Auch Rickert glaubt nicht, mit dem Angeführten den vom Subjekt unabhängigen Gegenstand der Erkenntnis schon gefunden zu haben, als welchen der Realist die Dinge an sich betrachtet. Zwar daran hält auch er fest, daß die Bedeutung des Erkennens auf einer vom Subjekt unabhängigen „transscendenten Ordnung" beruht, nur leugnet er, daß sie in einer transscendenten Wirklichkeit gefunden werden könne. Auf die erstere wird Rickert dadurch geführt, daß alles Erkennen ein Urteilen ist. Nun enthält jedes Urteil ein nichtvorstellungsmäßiges Element, indem es etwas entweder bejaht oder verneint, entweder billigt oder mißbilligt und demnach stets ein Stellungnehmen ist zu einem Werte. Alles Erkennen also beruht auf Wertbestimmungen, die uns als Gefühle zum Bewußtsein kommen. Es ist somit ein Anerkennen oder Verwerfen, wobei wir in dem Gefühle, dem wir im Urteile zustimmen, etwas erleben, wovon wir abhängig sind. „Ich fühle mich, wenn ich urteilen will, durch das Gefühl der Evidenz, dem ich zustimme, zugleich gebunden, d. h. ich kann nicht willkürlich bejahen oder verneinen. Ich fühle mich von einer Macht bestimmt, der ich mich unterordne, nach der ich mich richte, und die ich als für mich verpflichtend anerkenne." Diese „überindividuelle Macht", worauf dasjenige beruht, was wir als Urteilsnotwendigkeit bezeichnen, dieser logische, nicht kausale Faktor in aller Erkenntnistätigkeit, der sich uns als eine Notwendigkeit des Sollens darstellt, einen Imperativ, dessen Berechtigung wir im Urteil anerkennen, dieser ist nach Rickert der Gegenstand der Erkenntnis. (!) Die Anerkennung des Sollens ist es, was den Urteilen ihre Wahrheit verleiht. Urteile sind also nicht deswegen wahr, weil sie aussagen, was wirklich ist, sondern wirklich ist, was von Urteilen als wirklich anerkannt wird. Das Wirkliche ist eine besondere Art des Wahren, und die Wahrheit ist wiederum nichts anderes als der Wert, d. h. der Begriff der Wirklichkeit stellt sich schließlich als einen Wertbegriff dar. „Das Urteil soll also gefällt werden, weil es gefällt werden soll, nicht weil es sagt, was wirklich ist." Jene transscendente Ordnung, wonach wir uns bei allem Erkennen zu richten haben, ist also nur die „richtige Ordnung des Bewußtseinsinhaltes", d. h. sie besteht in den „Beziehungen der Vorstellungen auf einander, welche sein sollen und daher zu bejahen sind". Transscendent aber

Digitized by Google

heißt nach Rickert dieses Sollen, weil es in jeder Hinsicht vom erkennenden Subjekt unabhängig ist, indem es gilt, gleichviel ob irgend ein Subjekt etwas davon fühlt oder es anerkennt.

Der Nerv dieser Darlegung beruht darin, daß Erkennen nach Rickert nicht Vorstellen, sondern Urteilen ist. Dagegen ist nun offenbar garnichts einzuwenden, wenn hiermit nur ausgedrückt werden soll, daß von wahr und falsch erst innerhalb eines Urteils die Rede sein kann, während die Vorstellungen, die das Material des Urteils bilden, gegen wahr und falsch zunächst noch indifferent sind. Indessen vollzieht doch das Subjekt sein Urteil nicht unabhängig von den Vorstellungen, sondern gemäß den Bestimmungen, die in diesen enthalten sind, und zu ihnen gehört nach transscendental-realistischer Ansicht auch die transscendentale Beziehung auf das Transscendente. Alle unsere Vorstellungen nämlich, die in einer wirklichen Erkenntnis, in einer Erkenntnis des Wirklichen vorkommen, sind durch transscendente Einwirkung auf die Seele bedingt, und die transscendentale Beziehung spiegelt diese Einwirkung nur fürs Bewußtsein wieder. Das erkennende Subjekt verknüpft also die Vorstellungen im Urteil nicht willkürlich unter einander, sondern entsprechend ihrem logischen Gehalte, der aus der transscendenten Wirklichkeit durch die transscendente Kausalität gleichsam in die Vorstellung mit hineingeflossen und in dieser implicite aufbewahrt ist. Es unterliegt hierbei in der Tat einem Zwang, einer überindividuellen Macht, der es zu gehorchen hat, sofern ihm nicht bloß die Empfindungen, aus welchen die Vorstellung aufgebaut ist, ohne sein Zutun aufgedrängt sind, sondern es durch die besondere Beschaffenheit der letzteren auch zum Aufbau ganz bestimmter Vorstellungen und zu ganz bestimmten Verknüpfungsarten einer Mehrheit von Vorstellungen genötigt ist. Diese Abhängigkeit von einer Wirklichkeit außer ihm kommt ihm in der Form von Gefühlen zum Bewußtsein, sofern es das Gefühl einer nicht unmittelbar gewollten Empfindung, Anschauung oder Wahrnehmung ist, womit die Seele auf die transscendente Einwirkung reagiert, und dieses Gefühl ist tatsächlich ein nichtvorstellungsmäßiges, gleichsam „Irrationales", sofern es zu aller logischen Verknüpfung und Bearbeitung (vermittelst der Kategorien) als etwas Eigenes hinzukommt und selbst erst den Anstoß zur Entfaltung der logischen Formen von seiten der Seele liefert. Allein alles dies ist doch nur die notwendige Folge davon, daß es eine transscendente Wirklichkeit gibt, die auf die

Digitized by Google

Seele einwirkt und diese zur Erzeugung einer auf das Transscendente bezogenen Bewußtseinswelt veranlaßt.

Nur weil ich bei allem wirklichen Erkennen in meinen Vorstellungen durch die Dinge an sich bestimmt bin und diese Bestimmung mir in der Form des gefühlten Zwanges zum Bewußtsein kommt, ist alle meine Erkenntnis „durch Gefühle geleitet". Und nur weil die Gefühle und Empfindungen, als Wirkungen der Dinge an sich auf meine Seele, die Nötigung zur Anwendung bestimmter logischer Formen und Verknüpfungsarten selbst schon in sich tragen, oder als „Kategorialzeichen" auf meine Seele wirken, bin ich genötigt, gerade so und nicht anders zu urteilen. Mit anderen Worten — die Urteilsnotwendigkeit ist dies nur als Anwendung der logischen Formen meines Intellekts auf das Unlogische des Gefühls bezw. der Empfindung, das selbst wieder auf das Ding an sich zurückweist, und nur auf dieser letztgenannten Beziehung der Empfindung zum Ding an sich beruht alle Wirklichkeit und Wahrheit der Erkenntnis. Alles Erkennen gründet sich also in der Tat auf ein Sollen, einen Imperativ von logischer Beschaffenheit; allein dieser letztere ist nicht der „Gegenstand der Erkenntnis", sondern nur die Art und Weise, wie die Seele auf die Einwirkung des transscendenten „Gegenstandes" antwortet. Nicht der *logische* Zwang, wie Rickert meint, sondern der *kausale* Zwang, dem ich mich infolge der Einwirkung des transscendenten Dinges unterworfen finde, kann Gegenstand der Erkenntnis heißen; genau genommen freilich auch dieser nicht, sondern nur die Macht, wovon er ausgeht, und die ich nur auf Grund des gefühlten Zwanges indirekt erschließe. Die bloße logische Notwendigkeit als solche kann keine Wirklichkeit begründen, es sei denn, daß sie sich auf das Unlogische des gefühlten Zwanges bezieht, der selbst auf die Wirklichkeit zurückweist. Das Sollen hat nur als Sollen der Anerkennung eines Seins eine erkenntnistheoretische Bedeutung, d. h. das Sein muß bereits anderweitig gegeben sein, wenn das Urteil über dasselbe eine Erkenntnis des Wirklichen enthalten soll. Rickerts Versuch, die Voraussetzung für die Anerkennung einer Wirklichkeit rein auf das logische Moment der Urteilsnotwendigkeit, anstatt auf das Unlogische der Empfindung, zu gründen, woraus die Vorstellungen im Urteil aufgebaut sind, und die ohne die Annahme von Dingen an sich völlig unerklärlich bleiben, muß hiernach, genau wie bei Fichte, Schelling und Hegel, als gescheitert angesehen werden. Es ist gewiß nicht bedeutungslos, daß Rickert

Digitized by Google

sich über die Herkunft und die Entstehung der Empfindungen nirgends deutlich ausspricht, sondern sie, wie es den Anschein hat, als schlechthin gegeben ansieht. Gehören nun die Empfindungen nur einfach dem Inhalte des absoluten Bewußtseins an, so ist nicht einzusehen, wie an sich ungeordnete Empfindungen den Inhalt eines solchen Bewußtseins bilden können. Sind sie jedoch in diesem schon in geordneter Gestalt, als Gegenstände, Eigenschaften usw. enthalten, so bleibt die Notwendigkeit unverständlich, daß sie erst durch Kategorien zu einer Welt unterschiedener Gegenstände geordnet werden sollen. Rickerts Ausführungen über die „Kategorie der Gegebenheit", wo dieser Punkt zur Sprache kommen müßte, geben hierauf so wenig eine klare und bestimmte Antwort und leiden so sehr unter einer wahrhaft vertrackten Begriffsspinneweberei und Dunkelheit des Ausdrucks, daß wohl nur wenige den eigentlichen Sinn dieses Kapitels verstehen werden.

Da Rickert alle Wirklichkeit durch die Urteilsnotwendigkeit begründet sein läßt, so sieht er sich genötigt, auch den Inhalt des Bewußtseins überhaupt, sofern er ein *Sein* ist, als den von einem „urteilenden Bewußtsein überhaupt" bejahten Inhalt anzusehen. Damit wird das vorher bloß als vorstellend betrachtete Bewußtsein überhaupt zugleich zu einem urteilenden Bewußtsein überhaupt, wobei der logische Sinn der Bejahung von ihrem psychischen Sein begrifflich loszulösen und nur der logische Sinn, nicht auch das psychische Sein in den Begriff des urteilenden Bewußtseins überhaupt aufgenommen werden soll. Sich hierbei etwas Rechtes zu denken, ist freilich sehr schwer, um so schwerer, als Rickert wieder und immer wieder betont, daß auch der Begriff des urteilenden Bewußtseins eine bloße Abstraktion ist, daß er keine Realität, sondern eben nur ein bloßer „Begriff" und mit ihm bei Leibe keine metaphysische Vorstellung zu verknüpfen ist. Der Begriff des immanenten Seins ist also hiernach zu denken als der Begriff des als seiend *Beurteilten*. Der Bewußtseinsinhalt *ist* nur insofern, als das vom urteilenden Bewußtsein überhaupt bejahte Existentialurteil eine transscendente Geltung hat. Das transscendente Sollen und seine Anerkennung ist begrifflich früher als das immanente Sein. Der letzte und abstrakteste Begriff mithin, zu dem wir gelangen, ist der Begriff eines urteilenden Bewußtseins, welches das Seiende auf Grund des transscendenten Sollens bejaht. Alles dies sollen aber doch nicht etwa Begriffe von Wirklichkeiten, sondern bloße logische Voraussetzungen der Erkenntnis

Digitized by Google

einer Wirklichkeit sein. Wie das mit der Annahme vereinbar ist, daß das urteilende Bewußtsein zugleich der Träger und das Subjekt der Kategorien sein muß, um eine bestimmte Wirklichkeit zu setzen, was man sich unter einem Sollen vorzustellen hat, „das nicht ist, wohl aber zeitlos gilt", wie der letzte Grund alles immanenten Seins weder in diesem selbst, noch in einer transscendenten Realität, sondern lediglich in einem „transscendenten Ideal" gefunden werden kann, welches das erkennende Subjekt zu verwirklichen hat, der Gegenstand der Erkenntnis demnach für den transscendentalen Idealismus weder immanent noch transscendent gegeben, sondern nur aufgegeben sein kann, davon kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen, und diese Auseinandersetzungen erscheinen mir nicht weniger dunkel, abstrus und unfruchtbar, wie diejenigen Fichtes über den Begriff des Seins in den letzten Gestaltungen seiner Wissenschaftslehre. Nach transscendental-realistischer Ansicht sind die Kategorien Funktionsweisen der Vernunft, vermittelst welcher diese aus den Empfindungen die immanente Bewußtseinswelt in Uebereinstimmung mit den Formen der transscendenten Wirklichkeit aufbaut. Sie sind mithin als solche vorbewußt und unbewußt und insofern selbst transscendente Funktionen. Nach Rickert hingegen sind sie weder transscendent noch immanent, keine fertigen und wirklichen Formen des Bewußtseins überhaupt, sondern bloße Urteils- und Bejahungsformen, „und zwar als Formen der Anerkennung von Werten, die dem erkennenden Subjekt (welchem?) gegenübertreten, ihm eine bestimmte Anordnung der Bewußtseinstatsachen als unbedingt gesollte zumuten und dadurch zugleich als wahr verbürgen". Was hiernach die Kategorien als funktionelle Betätigungsweisen eines die „Bewußtseinstatsachen" (?) ordnenden Wesens eigentlich sind, wie oder wo sie ihre funktionelle Tätigkeit entfalten, da sie weder immanent noch transscendent sein sollen und selbst keine Art der Realität besitzen, darüber hat sich Rickert leider nicht näher ausgesprochen.

Der transscendentale Idealismus entspringt überall letzten Endes aus dem Streben nach einer apodiktischen Erkenntnis der Wirklichkeit. Schon Kant hat nicht, wie es schiefer Weise gewöhnlich dargestellt zu werden pflegt, nach der Möglichkeit und den Grenzen der Erkenntnis überhaupt gefragt, sondern einzig nach der Möglichkeit und den Grenzen der apriorischen, d. h. apodiktisch gewissen, Erkenntnis, und er hat die Geltung der Kategorien nur deshalb auf den

Digitized by Google

Umfang des Bewußtseins eingeschränkt und ihnen jede transscendente Bedeutung abgesprochen, weil sie ihm nur als Formen des Bewußtseins die Möglichkeit synthetischer Urteile a priori, d. h. einer apodiktischen Erkenntnis der Wirklichkeit, zu verbürgen schienen.*) Auch Rickert spricht es deutlich aus, daß es ihm darauf ankomme, die Möglichkeit eines „absolut unbezweifelbaren Wissens" der Wirklichkeit zu begründen. Er macht dem transscendentalen Realismus u. a. auch das zum Vorwurf, daß seine Annahme von Dingen an sich notwendig immer „problematisch" bleiben müsse. Daran ist freilich nicht zu zweifeln, da wir die Existenz eines vom Bewußtsein verschiedenen Seins immer nur *indirekt* aus den Bewußtseinsdaten selbst *erschließen*, aber nie unmittelbar konstatieren, sie also niemals über den Rang einer bloßen Hypothese erheben können. Indessen Rickert irrt, wenn er meint, durch seine Verflüchtigung des Seins zum bloßen Bewußtsein dem hypothetischen Charakter seiner Auffassungsweise entgehen zu können. Denn die Ansicht der idealistischen Positivisten, wonach das Sein nur Bewußtseins*inhalt* und Inhalt und Form des Bewußtseins immer nur in unmittelbarer Einheit vorkommen sollen, ist, wie Rickert selbst gesteht, nicht durchführbar. Das Bewußtsein überhaupt jedoch, vermittelst dessen Rickert jene Ansicht sowie den Solipsismus glaubt überwinden zu können, ist nur unter der Bedingung keine Hypothese, daß es als bloßer abstrakter Begriff aufgefaßt wird, kann aber alsdann, wie wir gesehen haben, zur Ueberwindung des Positivismus und Solipsismus auch nichts beitragen. Damit fällt auch die Berechtigung fort, sich gegen die Metaphysik zu kehren und aus Abneigung gegen diese dem naiven Realismus der populären Ansicht und der erkenntnistheoretisch ungeschulten Denkweise der empirischen Wissenschaften in einer Weise zu schmeicheln, die sich sogar bis zum offenen Eingeständnis der „Bedeutungslosigkeit" der eigenen philosophischen Anschauung herabläßt. Ist doch das Bewußtsein überhaupt, wie gesagt, gar kein erkenntnistheoretischer Begriff, sondern selbst eine

*) Das Bewußtsein hiervon ist freilich durch die tendenziöse Art der Kantbehandlung während des letzten Menschenalters so sehr in den Hintergrund getreten und abgeschwächt worden, daß man aus den philosophiegeschichtlichen Darstellungen der Vernunftkritik die wahre Problemstellung Kants fast nirgends zu erfahren bekommt. Ein Werk, wie E. v. Hartmanns Schrift über „Kants Erkenntnistheorie und Metaphysik in den vier Perioden ihrer Entwicklung" (1893), in welchem der Aprioriismus der Kantschen Fragestellung vor allem hervorgehoben ist, ist daher auch bezeichnender Weise von der offiziellen auf Kant eingeschworenen Philosophie so gut wie totgeschwiegen worden.

Digitized by Google

metaphysische Hypothese, aber freilich eine schlechte Hypothese, da sie eine unberechtigte Hypostase der Form des Bewußtseins, der Bewußtheit des Bewußtseinsinhalts ist, die schon Kant als einen Irrtum aufgedeckt hat.

Uebrigens kommt auch Rickert, wie er selbst gesteht, trotz aller seiner Bemühungen um eine apodiktische Erkenntnis am Ende doch nicht über einen bloßen Glauben hinaus. Denn da er den Gegenstand der Erkenntnis in den rein formalen logischen Operationen als solchen findet, denen der Inhalt der objektiven Wirklichkeit als ein absolut irrationaler gegenübersteht, so muß er zugeben, daß die Verwirklichung der Wahrheit mit Rücksicht auf ihren Inhalt nicht von uns abhängt. „Wollen wir trotzdem nicht an der Verwirklichung der wissenschaftlichen Wahrheit innerhalb dieser total irrationalen Welt verzweifeln, so sind wir auch als erkennende Menschen auf den Glauben angewiesen, es werde die treue Befolgung der logischen Pflicht und die Anerkennung des logischen Sollens uns der Realisierung des Zieles immer näher bringen, das die Wissenschaft erstrebt. Dieser Glaube führt dann aber doch noch in einer andern Hinsicht ins Transscendente, als wir dies bisher festgestellt haben. Er schreibt dem, was absolut sein soll, zugleich auch die Macht zu, sich in der irrationalen Wirklichkeit durchzusetzen. Damit kommen wir zu etwas, das wir, wenn wir überhaupt davon reden wollen, nicht gut anders als eine transscendente „Wirklichkeit" bezeichnen können, denn das bloße Sollen hat keine Macht über das Geschehen."

Verstehe ich diese dunkle Andeutung recht, so können das Bewußtsein und sein (irrationaler) Inhalt noch nicht die letzte Wirklichkeit sein die es gibt, so muß es hinter ihnen als ihren Grund noch etwas geben, wodurch sie selbst bestimmt und auf einander bezogen sind. Dies ist offenbar nur so zu denken, daß beide sich als Erscheinungsweisen (Attribute) zu einem von ihnen verschiedenen Dritten verhalten, welches Sein und Denken (Bewußtsein) mit einander in Uebereinstimmung setzt. Wenn nun hiermit keine metaphysische Ansicht ausgesprochen ist, so weiß ich nicht, was mit diesem Namen noch bezeichnet werden soll. Es hilft Rickert nichts, die Bedeutung dieser als Gegenstand des Glaubens auftretenden „Wirklichkeit" doch wiederum möglichst herabzudrücken, ihr alles erkenntnistheoretische Interesse abzusprechen und auf ihre nähere Ausführung aus erkenntnistheoretischen Gründen zu verzichten, da schließlich doch gerade sie es ist, wodurch Er-

Digitized by Google

kenntnis erst möglich wird. Kommen wir überhaupt um die Annahme einer transscendenten Wirklichkeit und um den Glauben schon um des Erkennens willen nicht herum, so hat es nun aber auch keinen Sinn mehr, die transscendenten Dinge an sich zu leugnen, weil sie nur geglaubt, aber nicht unmittelbar gewußt werden können. Damit aber erweist sich die ganze Arbeit Rickerts um eine apodiktische Erkenntnis des Realen als ein Wasserschöpfen der Danaiden und sein Kampf gegen die Metaphysik als ein Mißverständnis seiner selbst aus Gründen, die nicht von der Philosophie, sondern lediglich vom herrschenden Zeitgeist diktiert sind.

Digitized by Google

Die japanische Konkurrenz.

Von

Dr. Max Nitzsche.

Rathgen: Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt. 1891.
Rathgen: Die Entstehung des modernen Japan. 1897.
M. v. Brandt: Die Zukunft Ostasiens. 3. Aufl. 1903.
v. Siebold: Nippon. 1900.
T. Fukuda: Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Japan. 1900.
A. Tille: Der Wettbewerb weißer und gelber Arbeit. 1904.
Chamberlain: Things Japanese. Neue Auflage. 1902.
Leroy-Beaulieu: La Rénovation de l'Asie. 3e. éd. 1901.
G. Beulersee: Le Japon d'aujourdhui. 2e. éd. 1904.
H. Dumolard: Le Japon politique économique et social. 2e. éd. 1904.
Résumé statistique de l'empire du Japon.
Artikel aus den Zeitschriften: Ostasiatischer Lloyd, Ostasien, Koloniale Zeitschrift ꝛc.
Konsularberichte aus dem „Handelsarchiv", „Nachrichten für Handel und Industrie", „Berichte über Handel und Industrie."

Der Krieg in Ostasien hat von neuem das Problem der gelben Gefahr in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion gestellt. Es ist kein Zweifel, daß weite und einflußreiche Kreise in Deutschland ihre Sympathien Rußland zuwenden, weil sie in ihm den Vorkämpfer der weißen Rasse erblicken; sie fürchten, daß ein Sieg Japans den Hochmut und die nationalen Aspirationen dieses aufstrebenden Inselvolks ins Ungemessene steigern würden, daß es, einmal im unbestrittenen Besitze der Vormachtstellung in Ostasien, die panasiatische Doktrin auf seine Fahne schreiben werde: Asien den Asiaten! Dann gehe der zukunftsreiche ostasiatische Markt verloren, und damit ein Absatzgebiet, dessen Erhaltung und vor allem weitere Erschließung geradezu eine Lebensfrage für den expansionsbedürftigen deutschen Export sei. Denn überall schlössen sich die fremden Märkte mehr und mehr ab, und nach Verwirklichung des großbritischen Zollvereins bildeten Ostasien und Südamerika die einzigen großen Märkte, auf denen noch der Grundsatz der „offnen Tür" und der freien, gleichen Konkurrenz gelte.

Digitized by Google

Diese wirtschaftliche Seite der gelben Gefahr soll hier einer näheren Prüfung unterzogen werden. Schließlich ist das ja die Grundfrage. Denn Japan kann nicht daran denken, auf die Dauer die finanziellen Mittel für die schweren, stets wachsenden Rüstungen zu Wasser und zu Lande aufzubringen ohne gleichzeitige intensive und extensive Entwicklung seiner gesamten Volkswirtschaft in gewaltigen Dimensionen, ohne daß Handel und Industrie von Jahr zu Jahr wachsen und immer mehr die Hauptquelle des Nationaleinkommens ausmachen. Die Einnahmen aus der Landwirtschaft sind einer nur sehr beschränkten, teilweise überhaupt keiner Steigerung fähig.

Bildet also die Industrialisierung Japans eine ernste Gefahr für die Industrien Europas? Droht uns die Konkurrenz auf dem eigenen heimischen Markte schon in den nächsten Jahrzehnten oder erst in ferner Zukunft? Eine Industrialisierung Chinas steht ja noch in weiter Ferne und soll hier nicht erörtert werden, ihre Bedeutung wäre prinzipiell in derselben Weise zu beantworten.

Wenn die Pessimisten wirklich recht haben, ist es dann nicht eine unglaubliche Kurzsichtigkeit, ein unverantwortlicher Leichtsinn, daß wir den Mongolen unsere Kultur mit Gewalt aufdrängen — Japan ist in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Kriegsschiffe zur Oeffnung seines Landes gezwungen worden —, ihnen Techniker, Ingenieure, Professoren, Militärinstrukteure zuschicken, das Land mit Eisenbahnen, Posten, Telegraphen versehen, Armee und Marine nach europäischem Muster organisieren helfen! Und jetzt zeigen wir uns höchst überrascht und erschrocken, daß unsere nur allzu gelehrigen Schüler von den Errungenschaften der westlichen Technik und Kultur erfolgreich Gebrauch zu machen wissen, ja bereits danach streben, sich von den kostspieligen und anspruchsvollen Lehrmeistern zu emanzipieren! Ist der Kapitalismus in seiner Profitgier tatsächlich sein eigener Totengräber, wie das von sozialistischer und reaktionärer Seite seit Jahrzehnten behauptet wird? Es ist an die Vereinigten Staaten und Rußland zu erinnern. Haben wir uns da nicht in ähnlicher Weise mächtige Konkurrenten großgezogen, uns selbst eine „amerikanische“ und „slavische“ Gefahr geschaffen?

Worin soll nun die japanische Gefahr bestehen? Es wird auf den stupenden, beispiellosen Aufschwung von Handel und Industrie im letzten Menschenalter hingewiesen, auf die Verdreifachung des Außenhandels in den letzten 10 Jahren, die Vervierfachung des

Digitized by Google

Tonnengehalts der Handelsflotte in demselben Zeitraum, die schnelle Einbürgerung großindustrieller Technik und Produktion, die Ausstattung des ganzen Landes mit guten und billigen Kommunikationsmitteln. Aus alle dem wird gefolgert, daß Japan bald im stande sein werde, seinen industriellen Bedarf selbst herzustellen, Import und Export selbst in die Hand zu nehmen, kurz, die völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit von Europa zu erringen. Und nicht nur das. Bereits verdränge Japan mit seinen spottbilligen Produkten die westlichen Industrien immer mehr vom ostasiatischen Markte, und auf die Dauer hätten wir keine Aussicht, mit unseren hohen Löhnen, hohen Transportkosten, Versicherungsspesen dort mit einem Rivalen zu konkurrieren, der das Absatzgebiet vor seinen Toren liegen habe. Ja, auf unserem eigenen Markte mache sich der japanische Wettbewerb schon empfindlich fühlbar, besonders in Bronze, Ton- und Galanteriewaren. Allerdings wird meist zugegeben, daß die unmittelbare Gefahr einer allgemeineren Ueberflutung des europäischen Marktes noch in weitem Felde steht.

Und worauf beruhen diese glänzenden Erfolge und noch mehr die Zukunftschancen der Japaner? Zum großen Teil gewiß auf ihrer außerordentlichen Anpassungs- und Bildungsfähigkeit, ihrem unermüdlichen Lerneifer, ihrer geschickten, oft skrupellosen Nachahmung fremder Muster und Vorbilder, aber das alles soll doch in zweiter Linie stehen. Die Hauptsache sei das Vorhandensein billiger und williger Arbeitskräfte in überreicher Zahl. Auf dieses Moment wird der Hauptnachdruck gelegt. Es handle sich in letzter Linie um einen Kampf zwischen hoher und niedrer Kultur, zwischen dem hochgelohnten, anspruchsvollen europäischen Lohnarbeiter und dem bedürfnislosen Mongolen.

Die Arbeiterfrage ist allerdings das eigentliche Grundproblem. Sie bedarf einer eingehenden Untersuchung. Von den verschiedensten Seiten, von Industriellen, Konsuln und auch Vertretern der Wissenschaft wird geltend gemacht, daß die japanische Industrie einen gewaltigen Vorsprung habe vor allen europäischen Konkurrenten vermöge der außerordentlich niedrigen Löhne sämtlicher Arbeiterschichten, wozu noch ihre unermüdliche Ausdauer, Unterwürfigkeit und blinder Gehorsam komme. Es gebe noch keine Arbeiterorganisationen in nennenswertem Umfange, daher auch keine Streiks und Lohnkämpfe. Vor allem fehle jede Fabrikgesetzgebung, sodaß den Unternehmern in der Ausnutzung der Arbeitskraft keinerlei Schranken gezogen seien, weder in der Arbeitszeit, die

Digitized by Google

12—16 Stunden betrage, noch in der Verwendung von Frauen und Kindern. Damit falle auch jede „sozialpolitische Belastung" fort. Das alles entspricht nicht mehr den Tatsachen.

Ueber die unglaubliche Wohlfeilheit der gelben Arbeit sind ja häufig genug alarmierende Nachrichten nach Europa gedrungen, besonders Mitte und Ende der 90er Jahre. „Dem Emporstreben Japans sind vor allem die billigen Arbeitslöhne förderlich, denn sie betragen heute in vielen Fällen $^1/_{10}$—$^1/_{15}$ unserer europäischen Arbeitslöhne, und unter solchen Verhältnissen ist eine Konkurrenz selbstverständlich ganz ausgeschlossen, selbst wenn unsere Waren auch den Vorzug besserer Qualität besitzen." (Hesse-Wartegg: China und Japan. 1896. S. 340.) Am 12. Februar 1895 äußerte sich im Royal Colonial Institute ein Mitglied des gesetzgebenden Rats, Whitehead, wie folgt über diese Frage: Für die Möglichkeit, billige Arbeit in den orientalischen Ländern zu erhalten, gibt es keine Grenzen. Millionen von Männern und Frauen drängen sich zur Arbeit zu einem Lohn, der in Gold 40—50 Pf. entspricht. . . . Darum muß die englische Industrie aus England verschwinden und durch solche in den Ländern mit Silberwährung ersetzt werden." Ganz ähnliche Ansichten sprach der englische Generalkonsul in Shangai am 26. Februar 1895 in London aus. Aber auch in neuester Zeit werden solche Kassandrarufe laut. So schreibt Samson-Himelstjerna in seinem 1902 erschienenen Buche „Die gelbe Gefahr als Moralproblem" (S. 6): „Nun wird die Industrie Europas von demselben Geschicke ereilt, das vor einigen Dezennien über seine Landwirtschaft hereinbrach. Schon hat die tötliche Konkurrenz begonnen seitens Indiens und Japans, wo der Tagelohn 32 bezw. 24 Pfennig beträgt; wird derselbe auch mit der Zeit erhöht, selbst vervierfacht, so bleibt doch das Todesurteil der europäischen und amerikanischen Industriearbeiter unwiderruflich besiegelt." Das sind einige typische Beispiele. Aehnlichen Argumentationen, wenn auch nicht immer in dieser krassen Form, begegnet man auf Schritt und Tritt. Im Grunde sind es dieselben pessimistischen Anschauungen, wie sie in gelehrterer Form von einigen deutschen Professoren, z. B. Oldenberg, Ad. Wagner, Pohle vertreten werden. Nach ihrer Ueberzeugung droht dem deutschen Export in naher oder ferner Zukunft — darüber erfahren wir nichts näheres — eben infolge der schnellen Industrialisierung jener überseeischen Länder ein Ende mit Schrecken.

Einmal ist zu berücksichtigen, daß bei diesen Angaben über

Digitized by Google

Hungerlöhne besonders aus früherer Zeit kolossale Uebertreibungen unterlaufen, die zum Teil auf das sehr mangelhafte statistische Material zurückzuführen sind, die oft aber auch zum Zweck bimetalistischer Agitation eine tendenziöse Färbung erhalten haben, um die überlegene Konkurrenzfähigkeit der Silberländer darzutun. Dann wird immer noch vielfach übersehen, daß gerade infolge des Aufblühens der Großindustrie und des Großhandels in Japan ebenso wie in allen anderen Ländern eine außerordentliche Erhöhung der Löhne und Lebenshaltung der in der Industrie beschäftigten Arbeiter und dann überhaupt der unteren Volksklassen eingetreten ist. Die Handwerkerlöhne sind in den letzten 14 Jahren um durchschnittlich 135 Proz., verhältnismäßig noch mehr die Löhne der Industriearbeiter, um 160 Proz. gestiegen, wobei ein Stillstand nicht zu verzeichnen ist. (Ostasiatischer Lloyd. 25. Januar 1901.) Das Résumé statistique de l'empire du Japon 1903 bringt reiches Material über die Lohnbewegung in den Jahren 1894—1900. Daraus sind folgende Angaben entlehnt.

Durchschnittlicher Tagelohn in Sen = 2,08 Pfennig:

Arbeiterklasse	1900	1899	1898	1897	1896	1895	1894
Zimmerleute	54	51	47	44	38	32	30
Maurer	54	50	46	43	38	32	31
Tischler	50	47	43	39	33	30	29
Schuhmacher	47	45	42	38	33	31	30
Schneider für europäische Kleidungsstücke	56	53	49	46	43	37	38
do. für japanische Kleidungsstücke	39	37	34	30	30	25	25
Arbeiter für Metallwaren	47	42	43	39	33	30	30
Papierarbeiter	32	33	31	28	22	19	18
Setzer	35	35	31	28	26	23	22
Drucker	34	31	30	28	27	24	23
Spinnereien	20	22	20	18	15	13	13
Weber:							
a) Männer	33	31	30	22	19	18	17
b) Frauen	20	19	19	15	13	12	11
Kulis	37	34	33	29	26	22	21
Landwirtschaftliche Tagelöhner:							
a) Männer	30	26	28	25	21	19	17
b) Frauen	19	17	18	16	13	11	11

Also in allen Gewerbszweigen ohne Ausnahme eine ununterbrochene Aufwärtsbewegung! Allerdings sind die Löhne nach europäischen Begriffen immer noch sehr niedrig, von amtlicher Seite ist berechnet worden, daß die Reallöhne im allgemeinen Durchschnitt gegenwärtig in Japan $2^1/_2$—3 mal niedriger sind als die unsrigen.

Digitized by Google

Es ist sehr charakteristisch, daß man gleichwohl bereits Angst hat vor den noch billigeren Arbeitskräften der Chinesen und deshalb ihre Einwanderung von der jeweiligen Erlaubnis der Verwaltungsbehörden abhängig macht (Monatsschrift „Ostasien" Januar 1901). Seit Ende der 80er Jahre sind aber auch die Preise aller Waren, Lebensmittel und Rohstoffe erheblich gestiegen, zum Teil über 100 Proz. Damit sind natürlich auch die industriellen Produktionskosten außerordentlich in die Höhe gegangen.

Die stärkste Lohnsteigerung hat erklärlicherweise in den Industriezentren Tokio und Osaka stattgefunden, indessen verdient auch da kein Arbeiter mehr als 2 Mk. pro Tag. Die beste Bezahlung erhalten die bei Hausbauten Beschäftigten: Zimmerleute und Stuckateure, Maurer, Dachdecker usw. (1,60 Mk. bis 1,90 Mk.), Schneider und Schuhmacher 1,40 Mk. bis 1,60 Mk. In der modernen Großindustrie stehen die Löhne am höchsten in der Eisenindustrie, am schlechtesten in der Textilindustrie, also ganz wie bei uns. In der letzteren wirkt die uneingeschränkte Konkurrenz der Frauen und Kinder verhängnisvoll. Frauen werden um fast die Hälfte geringer bezahlt als Männer, in den Baumwollspinnereien beträgt ihr Tagelohn durchschnittlich 14—22 Sen, und abseits von den Verkehrsmittelpunkten stehen sie sich auf 15 Sen und noch niedriger. Kinder erhalten durchschnittlich 8—10 Sen und sind äußerst gesucht. Gewöhnlich werden sie von den Unternehmern als Lehrlinge auf 3, 6 und selbst auf 10 Jahre im Alter von sieben Jahren angenommen! In den Baumwollspinnereien, die mit ihren billigen Garnen den europäischen Produkten in Ostasien am schärfsten Konkurrenz machen, spielt die Männerarbeit eine geradezu untergeordnete Rolle. Die amtliche Statistik zählte im Jahre 1900 von 55 000 Gesamtarbeitern 43 000 Frauen und Kinder, im Jahre 1903 von 75 000 Gesamtarbeitern 55 000 Frauen und Kinder. Ein ähnliches Verhältnis herrscht in den Seidenspinnereien und Zündholzfabriken, die ebenfalls stark exportieren. Die Arbeitszeit beträgt im Minimum 12 Stunden, steigt aber oft auf 16 und mehr Stunden mit $^1/_2$- oder einstündiger Pause. Die Unternehmer sind durch keinerlei gesetzliche Bestimmungen eingeengt, abgesehen von der Arbeitszeit der Frauen und Kinder, die nicht länger als 12 Stunden sein darf. Dagegen ist das in dem neuen Arbeiterschutzgesetz ursprünglich enthaltene Verbot der Nachtarbeit von Frauen und Kindern dem heftigen Widerstand der Industriellen zum Opfer gefallen. Freie

Digitized by Google

Tage gibt es nur zwei im Monat, die nicht einmal streng eingehalten werden; dazu kommen noch vier jährliche Feiertage.

Diese übermäßige Abnutzung und Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft hat der Volksgesundheit in einem Menschenalter bereits tiefe Wunden geschlagen, insbesondere macht die Tuberkulose, jene Geißel des modernen Industrialismus, reißende Fortschritte. Angesichts dieser furchtbaren Uebelstände, aus Furcht vor der Degeneration der Masse und der gefährdeten Wehrkraft, aus Furcht auch vor der wachsenden Unzufriedenheit der unteren Klassen ist der Ruf nach sozialen Reformen immer lauter und allgemeiner geworden. Genau so ist es ja bei uns gegangen. Auch bei uns waren zu Beginn der industriellen Revolution ähnliche Mißstände vorhanden, von denen übrigens Leroy-Beaulieu glaubt, daß sie noch größer waren als gegenwärtig in Japan. Seit kurzem existiert auch der Anfang einer Arbeiterschutzgesetzgebung, der, wenn auch noch sehr unzulänglich, doch einen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand bedeutet. Der Arbeitsvertrag ist nicht mehr ganz in die Willkür des Unternehmens gestellt, im Falle von Krankheit, Unfall und Invalidität haben die Arbeiter gewisse Minimalleistungen zu beanspruchen usw. Es ist kein Zweifel, daß diesem ersten schüchternen Versuche weitere Staatseingriffe folgen werden, und sicherlich wird dabei der Druck von unten von nicht zu unterschätzendem Einfluß sein. Bereits haben sozialistische Ideen in weiten Arbeiterschichten Fuß gefaßt, Organisationen haben sich in den verschiedensten Gewerben gebildet, Streiks und Boykotts sind keine unbekannten Dinge mehr. Klagen doch die Unternehmer sehr beweglich, daß durch den Import jener verderblichen europäischen Irrlehren das schöne patriarchalische Verhältnis von ehedem immer mehr zerstört wird, daß der Geist der Disziplinlosigkeit und Insubordination, ja selbst des Anarchismus immer weiter um sich greift. Auch in Japan hat der Emanzipationskampf der Arbeiter begonnen, und das ist eine unvermeidliche Folge des Eindringens der europäischen Kultur, der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht. Es wäre ja verwunderlich, wenn jene plötzliche, in der Geschichte der Menschheit bisher beispiellose Umwälzung aller wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nicht auch dahin führte, die Köpfe zu revolutionieren, die unteren Klassen aus ihrem bisherigen friedlichen und zufriedenen Traumleben aufzurütteln. Einflußreiche Arbeiterverbände mit periodischen Druckschriften, geleitet von Politikern und Menschen-

Digitized by Google

freunden der oberen Schichten sind entstanden u. a. im Buchdruckgewerbe, unter den Eisenarbeitern des Nordens, den Maschinenarbeitern, den Dockarbeitern von Kioto und Osaka. Und schon sind eine Reihe siegreicher Streiks zu verzeichnen.

Wenn es also wahr ist, was die Pessimisten behaupten, daß der Vorsprung Japans in erster Linie auf den schlechten Arbeitsbedingungen beruht, dann müßte infolge jener Entwicklung dieser Vorsprung immer mehr schwinden. Für die nächste Zukunft allerdings würde er fortbestehen. Ist es denn aber richtig, daß niedriger Lohn gleichbedeutend ist mit billigem Lohn, ist es richtig, daß mit der Länge der Arbeitszeit auch die Arbeitsleistung wächst? Es hieße am sozialen Fortschritt und an der Zukunft der Menschheit verzweifeln, wenn im ökonomischen Wettkampf dem niedrigerstehenden, anspruchsloseren und bedürfnisloseren Menschentypus der Sieg zufällt. Zum Glück widerstreiten die offenkundigen Tatsachen einer solchen Annahme. Nicht die billige Arbeit der Italiener und Russen erweist sich auf dem Weltmarkt am konkurrenzfähigsten, sondern die hochgelohnte Qualitätsarbeit der Amerikaner und Engländer.

Und wie steht es mit der Leistungsfähigkeit der Japaner? Nach dem übereinstimmenden Zeugnis einwandfreier Sachverständiger braucht man in Japan dreimal mehr Arbeiter für dieselbe Arbeit als in England, und die Materialabnutzung ist dabei viel größer. Der englische Spinner bedient mit einem Gehilfen entweder zwei Rahmen mit je 800 Spindeln oder selbst einen Selfaktor von 3000 Spindeln, der japanische Spinner (ebenso der chinesische) aber bedient nur 200 bis 300 Spindeln. Der Engländer verliert mit dem Wiederanknüpfen abgerissener Fäden nur 5—8 Proz. der gesamten Spinnzeit, der Japaner etwa 25 Proz. Infolgedessen ist auch keine große Spindelgeschwindigkeit möglich, die englischen Spindeln gehen genau doppelt so schnell wie die japanischen. Aehnlich ist es in der Weberei. In Massachusetts bedient ein Mädchen sechs Webstühle, in Lancashire vier, in Japan nur einen. Diese geringere Arbeitsintensität macht sich nicht nur bei Maschinenarbeit bemerkbar, sondern selbst bei ganz gewöhnlichen Erdarbeiten, Bauunternehmungen, in Bergwerken usw. Andauernde, intensive Beschäftigung ist dem Durchschnittsjapaner geradezu verhaßt, es kommt ihm nicht darauf an, lange zu arbeiten, wenn er nur langsam arbeiten kann. Jeden Augenblick hört er auf, macht eine Pause, um zu singen, zu rauchen, zu plaudern

Digitized by Google

oder seinen Tee zu schlürfen. Schreitet der Unternehmer dagegen mit strengen Strafen ein, so verliert er sein Personal und findet kein besseres. Die Maschine verachtet dieses ästhetisch veranlagte Volk gerade wegen ihrer Regelmäßigkeit und Exaktheit, weil sie alle künstlerische Individualität vernichtet. Wenn der Arbeiter irgend kann, wird er stets die umständlichere, zeitraubende Handarbeit vorziehn. „Ein regeres Tempo im nicht mechanischen Zugreifen scheint dem Mongolen nicht beizubringen zu sein. Ob er eine Stunde oder vierzehn Stunden beim Handspinnen sitzt, ist ihm gleich. Er ist kaum je eigentlich müde und abgespannt, aber auch nie voll Arbeitsfrische, von Lust und Liebe zur Arbeit ganz zu schweigen. Verringert man seine Arbeitsstunden, so sinkt auch die Produktion um den gleichen Bruchteil. Verlängert man jene, so steigt auch diese. Steigert man ihm den Lohn, so verringert sich sofort die Anzahl der Tage, an denen er arbeitet. Ohne die Nötigung des Hungerns und der Obdachlosigkeit zu arbeiten, erscheint ihm als Unding, als Unsinn." (A. Tille: Der Wettbewerb weißer und gelber Arbeit S. 62.) Es ist das eine Charakteristik, die für alle Naturvölker zutrifft. Wir müssen unsern Arbeitern fortwährend auf dem Nacken sitzen, sonst faulenzen sie! klagen die japanischen Industriellen. Es scheint aber, daß hier nicht sowohl böser Wille als wirkliches Unvermögen zu Grunde liegt, daß die intensive Maschinenarbeit noch über die Kräfte des Japaners geht. Er ist nicht gewohnt, in kurzer Zeit eine größere Energie zu entfalten, seine Kräfte zu einem Zweck zu konzentrieren. Wir hören, daß Kraft und Gesundheit des bisher ausschließlich im freien lebenden Arbeitspersonals durch das anhaltende Zusammenarbeiten im geschlossenen Fabrikraum aufs bedenklichste untergraben wird und dadurch das Verhältnis von Leistung und Lohn immer ungünstiger wird. (H. Schuhmacher: Deutschlands Interessen in China in „Handels- und Machtpolitik", Band II. S. 219). Das hat seinen Grund zum Teil in der ungenügenden Ernährung, die hauptsächlich aus Cerealien und Gemüse besteht, also viel Kohlehydrate, aber wenig Fett und Eiweiß enthält. Das mag für den Ackerbauer zweckmäßig sein, für den Industriearbeiter wird der Uebergang zu einer konzentrierteren, leichter assimilierbaren Nahrung unumgänglich sein. Auch dieser notwendige, sich bereits anbahnende Ernährungswechsel wird den Preis der Arbeit weiter in die Höhe treiben.

Ferner geht durch Sorglosigkeit und Achtlosigkeit des Personals

Digitized by Google

ungeheuer viel Material verloren, viel wird durch Ungeschicklichkeit verdorben, ohne daß der Japaner in seiner kindlichen Heiterkeit sich im geringsten darüber aufregte, im Gegenteil macht ihm das Spaß. Das Verantwortlichkeitsgefühl ist ihm noch völlig fremd. Ohne eine Spur von Initiative tut er nur eben das, was ihm befohlen war. Aus freien Stücken wird Niemand daran denken, die Werkstatt zu reinigen oder die teuren Maschinen in gutem Stand zu halten.

Als weiterer Nachteil für die Unternehmer fällt ins Gewicht, daß die wenigsten über ein ständiges, eingearbeitetes Personal verfügen. Bei der natürlichen Beweglichkeit und Reiselust der Japaner ist es fast unmöglich, sie längere Zeit an einem Orte festzuhalten. Ohne ersichtlichen Grund, oft nur um der Veränderung willen, verlassen sie ihre Fabrik ohne Kündigung und lassen sich nicht wieder blicken. Die Arbeiterschaft eines größeren Unternehmens ist fast nie vollständig und nach Feiertagen ist es nicht selten, daß die Hälfte der Arbeiter beim Aufruf fehlt. In den Baumwollspinnereien bleiben z. B. nur 25 Proz. länger als zwei Jahre. Man hat berechnet, daß monatlich 10 Proz. der Spinnerinnen die Fabrik verlassen, sodaß die Unternehmer alle 10 Monate mit einem vollständig neuen Personal zu tun haben. (Dumolard: Le Japon politique, économique et social p. 159.) Natürlich suchen diese mit allen Mitteln jenem Uebelstand abzuhelfen, doch bisher ohne viel Erfolg. So wird vielfach ein Teil des Lohnes zurückbehalten und in Fabriksparkassen gelegt; je nach der Länge der Dienstzeit erhöht sich der Lohn um bestimmte Prämien, bei sorgfältiger Arbeit und Materialersparnis werden Gratifikationen gewährt usw. Auch Arbeiterkasernen sind weit verbreitet. Ihre Insassen unterliegen weitgehenden Freiheitsbeschränkungen, ja werden öfters von der Außenwelt gewaltsam abgesperrt! Trotzdem ist die Kontraktbrüchigkeit außerordentlich häufig, zumal die Unternehmer sich gegenseitig ihre Leute abspenstig machen. In Zeiten der Hausse herrscht bereits empfindlicher Arbeitermangel, da die Industrie ganz auf Zuzug vom Lande angewiesen ist und hier infolge des fehlenden Großgrundbesitzes nicht in dem Grade wie bei uns eine überschüssige, besitzlose Bevölkerung vorhanden ist. Indessen der höhere Lohn begünstigt auch in Japan den Zug in die Städte.

Und noch einen anderen Uebelstand hat die Billigkeit der Arbeit zur Folge. Wo Menschen wohlfeil sind und Maschinen

Digitized by Google

teuer, da wird man gern an letztern sparen und lieber an veralteten Arbeitsmethoden festhalten. In der Tat ist das in weitem Umfange der Fall, das Vordringen der modernen Technik in Japan wird dadurch ungemein erschwert, und nichts kann natürlich für die Entwicklung der nationalen Produktivität verhängnisvoller sein. Es wird besonders im Transportwesen eine unglaubliche Verschwendung mit Menschenkraft getrieben, eben weil sie fast wertlos ist.

Soll man nun daraus den Schluß ziehen, wie es vielfach geschieht, daß all diese Fehler, geringe Arbeitsintensität, Rückständigkeit der Technik usw. in einer natürlichen Minderwertigkeit der gelben Rasse begründet sind und auch in Zukunft kein Wandel hierin eintreten wird? Das wäre wohl angesichts der außerordentlichen Bildungs- und Anpassungsfähigkeit, die Japan bisher gezeigt hat, eine etwas voreilige Annahme. Wenn man bedenkt, daß das Land der aufgehenden Sonne bis 1867 in völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt einen isolierten Agrarstaat bildete, der sich in Produktion und Konsumtion selbst genügte, der in unzählige Territorien zersplittert, nicht einmal eine einheitliche Volkswirtschaft kannte, dessen Gesellschaft ganz in mittelalterlich feudaler Weise in erbliche Stände und Zünfte gegliedert war, so muß man bekennen, daß die wirtschaftliche und geistige Revolution, die der moderne Kapitalismus in einem Menschenalter bewirkt hat, nicht seines Gleichen hat in der europäischen Wirtschaftsgeschichte. Und es ist nur natürlich, daß noch manches Irrationelle aus der Vergangenheit in die neue Zeit hineinragt.

Wir müssen vielmehr damit rechnen, daß die Entwicklung Japans zum Industrie- und Handelsstaat auch in Zukunft fortschreiten wird. Sollen wir darin wirklich eine Gefahr für Europa erblicken? Die Statistik zeigt, daß mit der Ausfuhr auch die Einfuhr in gleichem Tempo zugenommen hat, daß Japan mit der wachsenden Verflechtung in den Weltverkehr ein immer besserer Abnehmer europäischer Produkte geworden ist. Es ist doch klar: je mehr wir von einem Lande kaufen, desto mehr kann es auch von uns kaufen. Immer wieder ist auf die bekannte, aber wenig gewürdigte Tatsache hinzuweisen, daß die besten Kunden Deutschlands nicht die Rohstoffstaaten sind, sondern gerade die hoch entwickelten Industriestaaten, England, Belgien, Schweiz, Oesterreich. In dem Maße als der Ackerbau für die japanische Volkswirtschaft an Bedeutung verliert — und das Nationaleinkommen stammt

Digitized by Google

heute schon zu mehr als einem Viertel aus dem Handel und zu einem Fünftel aus der Industrie (Weulersee: Le Japon d'aujourd'hui p. 114 p. 134) — erhöht sich nicht nur die Kaufkraft des Landes, sondern die Kaufkraft wird auch konstanter. Das ist ein großer Vorteil für die europäischen Importeure. Denn wenn die Industrieprodukte einen immer größeren Prozentsatz der Ausfuhr ausmachen, verlieren die stark schwankenden Reis- und Seidenernten ihren ausschlaggebenden Einfluß auf den Außenhandel. Jetzt ist immer noch, je nach der Gunst und Ungunst der Witterung, die Ausfuhr und natürlich auch die Einfuhr erheblichen Schwankungen unterworfen, wodurch der ganze Export nach Japan einen unberechenbaren, stark spekulativen Charakter erhält. Die Industrialisierung bedeutet Emanzipation von den Launen der Natur!

Noch mehr! Gerade der industrielle Aufschwung wirkt der für den Sozialpolitiker bedenklichsten Seite der „gelben Gefahr" aufs wirksamste entgegen, nämlich der Einwanderung lohndrückender Arbeitskräfte nach Europa, da das überschüssige Menschenmaterial in den einheimischen Unternehmungen vollauf Beschäftigung findet. Und die das Angebot beständig überwiegende Nachfrage treibt auch die Löhne beständig in die Höhe, die Arbeiter partizipieren an dem wachsenden Nationalreichtum, es schwindet ihre frühere Bedürfnislosigkeit und Unterwürfigkeit, und so werden sie allmählich auf das Niveau der europäischen Arbeiter emporgehoben. Diese Zusammenhänge werden so häufig übersehen! Gerade in der wirtschaftlichen und sozialen Hebung noch unkultivierter Länder liegt die große geschichtliche Mission des Kapitalismus, das ist seine Daseinsberechtigung, daraus zieht er immer neue Lebenskraft.

Beachtenswert ist der hervorragende Anteil, den die Regierung an der Hebung der Produktivkräfte Japans genommen hat. Dabei waren ganz wie bei uns im Zeitalter des Merkantilismus und noch jetzt in Rußland wesentliche militärische Gesichtspunkte maßgebend. Auch in Japan hat der Militarismus eine eminente zivilisatorische Bedeutung gehabt und muß geradezu als der Geburtshelfer der modernen wirtschaftlichen Entwicklung bezeichnet werden. Das haben die japanischen Staatsmänner von vornherein klar erkannt: um den abendländischen Nationen ebenbürtig zu werden, genügte es nicht, ihnen Kanonen, Gewehre und selbst Militärinstrukteure zu entlehnen, wie es vergebens andere Staaten getan haben, sondern die unentbehrliche Grundlage für eine moderne Armee und Marine und weiterhin für eine politische Machtstellung

Digitized by Google

in Ostasien war nur durch die Annahme der gesamten abendländischen Zivilisation zu erhalten.

Bei dem fehlenden Unternehmungsgeist ging der Staat mit der Errichtung großindustrieller Anlagen voran, bezeichnender Weise für militärische Bedürfnisse, er sorgte für Pulverfabriken, Gießereien, Arsenale, Kleiderfabriken, Werften, Eisenbahnwerkstätten usw. Auf jede Weise suchte er die mangelnde private Initiative zu wecken, durch Musteranstalten, Privilegien, Subventionen, Zinsgarantien aller Art. Gewiß hat der Staat viel teures Lehrgeld gezahlt und an manches unüberlegte Unternehmen sind große Summen verschwendet worden. Aber ohne diese Opfer hätte das Land nicht den schnellen glänzenden Aufschwung nehmen können. Die meisten Staatsunternehmungen sind dann an Private verkauft worden und haben sich in durchaus befriedigender Weise entwickelt. Es sind für industrielle und kommerzielle Zwecke ganz enorme Aufwendungen gemacht worden, in den Jahren 1891—1896 nicht weniger als 49,7 Mill. Yen, 1896—1902: 128 Mill. Yen. Davon erhielt den Löwenanteil die Handelsmarine, im Jahre 1902 allein 8,1 Mill. Yen. Auch hier stand die Schaffung einer leistungsfähigen Transportflotte für Kriegszwecke in erster Linie.

Natürlich war die industrielle Revolution auch rein wirtschaftlich eine unabweisbare Notwendigkeit für ein Land, das jährlich um ca. 500 000 Menschen zunimmt und infolge seiner gebirgigen Natur nur über eine sehr beschränkte Anbaufläche (ca. 1/4 der Gesamtfläche) verfügt. Dabei hat die Intensität der Bewirtschaftung bereits einen sehr hohen Grad erreicht und die Bevölkerungsdichtigkeit reicht an diejenige der Industriezentren Europas heran. Sie beträgt in Altjapan (ohne die Nordinsel) im Durchschnitt 134 Einwohner per Quadratkilometer, steigt aber in gewissen Provinzen bis auf 200 und 300 Köpfe per Quadratkilometer (Deutschland hat etwa 106 auf den Quadratkilometer). Die Gesamtbevölkerung belief sich 1872 auf 33 Millionen, heute ist sie auf 46 Millionen gewachsen. Immer mehr wird Japan in seiner Ernährung vom Auslande abhängig, besonders im Bezuge von Reis und anderen Cerealien, Hülsenfrüchten ꝛc.; in neuerer Zeit gewinnt infolge des Bedürfnisses nach kräftigerer Nahrung die Einfuhr von Milch, Eiern, Butter, Zucker zunehmend an Bedeutung. Kurz, Japan ist wie wir in der Lage, entweder Menschen oder Waren exportieren zu müssen. Uebrigens bietet es manche Aehnlichkeiten mit Großbritannien, sowohl was geographische Lage, Flächeninhalt

Digitized by Google

und Einwohnerzahl anbelangt als auch in seiner ökonomischen Entwicklung. Das Inselreich des Westens ist ja in jeder Hinsicht Vorbild und Ideal der Japaner und gern hören sie sich die Engländer des Ostens nennen.

Folgende Zahlen geben ein Bild von dem sprungweisen Wachstum von Handel und Industrie. („Nachrichten für Handel und Industrie" 1904, 5. Februar.)

Eingezahltes Kapital der wirtschaftlichen Gesellschaften 1896: 298 Mill. Yen, 1901: 829 Mill. Yen.

Zahl der durch die Post beförderten Briefe 1893: 84 Mill. Stück, 1901: 196 Mill. Stück.

Zahl der mit der Eisenbahn beförderten Personen 1893: 32½ Mill., 1901: 111 Mill.

Länge der Eisenbahnen 1890: 2250 km, 1903: 6820 km.

Menge der mit der Eisenbahn beförderten Frachtgüter 1893: 3,4 Mill. Tonnen, 1901: 14,4 Mill. Tonnen.

Bruttogehalt der Handelsflotte 1893: 169 000 Registertonnen, 1901: 605 000 Registertonnen.

Auswärtiger Handel 1893: 178 Mill. Yen, 1902: 530 Mill. Yen.

Bankdepositen in Tokio 1893: 37 Mill. Yen, 1903: 132,6 Mill. Yen.

Bankdepositen in Osaka 1893: 10,5 Mill. Yen, 1903: 76,7 Mill. Yen.

Produktion von Seidenstoffen 1893: 6,8 Mill. Tan*), 1901: 12,2 Mill. Tan.

Produktion der Baumwollspinnereien 1893: 10,6 Mill. Kwan**), 1901: 33 Mill. Kwan.

Verbrauch von Steinkohlen für industrielle Zwecke 1893: 1,7 Mill. Tonnen, 1901: 6,6 Mill. Tonnen.

Besonders interessant ist das rapide Wachstum und die veränderte Zusammensetzung des Außenhandels, worin sich deutlich die Umwälzung der gesamten Volkswirtschaft wiederspiegelt. Der Kopfanteil am Außenhandel betrug im Durchschnitt der Jahre 1885/89: 267 Sen = 9 Mk., 1902 dagegen 40 Mk. Die folgende Tabelle zeigt, wie der Prozentsatz der Industrieprodukte in der Einfuhr ganz außerordentlich zurückgegangen ist, während er in demselben Maße in der Ausfuhr gewachsen ist. Die Entwicklung zum Industriestaat zeigt sich ebenso in der steigenden Einfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln.

*) 1 Tan = 10,6 m.
**) 1 Kwan = 3,75 kg.

Digitized by Google

Die Gesamteinfuhr hatte 1903 einen Wert von 317 Mill. Yen, die Gesamtausfuhr von 289 Mill. Yen.

Von der Ausfuhr entfielen auf

Fabrikate	38 Proz.	(1888: 13 Proz.)
Nahrungs- und Genußmittel	10 Proz.	(1888: 29 Proz.)
Industrielle Rohstoffe	52 Proz.	(1888: 58 Proz.)

Von der Einfuhr entfielen auf:

Fabrikate	22 Proz.	(1888: 75 Proz.)
Nahrungs- und Genußmittel	40 Proz.	(1888: 10 Proz.)
Industrielle Rohstoffe	38 Proz.	(1888: 15 Proz.)

Die Ausfuhr besteht immer noch zu einem großen Teile aus Stapelartikeln; Steinkohle, Kupfer, Seide, Tee, Reis machen allein 133 Mill. Yen = 45 Proz. des gesamten Exportes aus (1888 aber noch 74 Proz.). Beim Fabrikatenexport überwiegen immer mehr die Erzeugnisse der modernen Großindustrie über die alten kunstgewerblichen Produkte. Dabei ist es charakteristisch, daß fast nur letztere nach Europa kommen, während erstere ihre Abnehmer auf dem ostasiatischen Markte finden. Dort machen sie infolge ihrer außerordentlichen Wohlfeilheit trotz schlechter Qualität den europäischen Produkten scharfe Konkurrenz. In erster Reihe steht die Textilindustrie, an Baumwollgarn wurde 1903 allein für 31 Mill. Yen exportiert, an seidenen Geweben für 27 Mill. Yen. Bedeutende Exportartikel sind ferner Zündhölzer (8,4 Mill.), Matten (4,6 Mill.), Strohgeflechte (3,7 Mill.), Porzellan- und Tonwaren (3,1 Mill.). Das Emporblühen der japanischen Baumwollindustrie macht sich für Europa sehr bemerkbar, der früher so bedeutende Import an Baumwollgarn (1888: 1/5 der ganzen Einfuhr) hat fast ganz aufgehört. Davon ist am schwersten England betroffen worden. Rohbaumwolle ist heute der bedeutendste Importartikel, 1902 erreichte die Einfuhr die enorme Summe von 79 Mill. Yen, 29 Proz. der gesamten Einfuhr! Auch die Einfuhr von Baumwollstoffen nimmt beständig ab. Dagegen ist die Wollindustrie noch in den Anfängen. Im allgemeinen versagt die japanische Großindustrie, wo es sich um feine, hochwertige Produkte handelt, die eine kompliziertere Technik voraussetzen. Das gilt besonders von der Eisen- und Stahlindustrie, in denen der Import ständig zunimmt. Daran ist Deutschland hervorragend beteiligt. Es liefert insbesondere Maschinen aller Art (1,09 Mill. Yen), Stangen- und Stabeisen (1,2 Mill. Yen), Eisennägel (973 000 Yen), Eisen- und Stahl-

Digitized by Google

waren (768 000 Yen).*) Aber auch unsere Wollwaren, chemischen Produkte, Papierwaren, Zucker und Alkohol finden lohnenden Absatz. Schon das erfreuliche Anwachsen des deutschen Imports in den letzten Jahren spricht gegen die Exportpessimisten; wir kommen heute bereits an dritter Stelle, nach Großbritannien und den Vereinigten Staaten.

Einfuhr aus Deutschland in Mill. Yen		Ausfuhr nach Deutschland in Mill. Yen	
1892:	16,3	1892:	0,9
1896:	17,1	1896:	2,9
1900:	29,2	1900:	3,5
1902:	25,8	1902:	4,7

Dabei ist zu bemerken, daß diese Zahlen weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, da statistisch nur der direkte Import und Export erfaßt wird. Der Einfuhrrückgang in den letzten Jahren erklärt sich aus der wirtschaftlichen Depression in Japan und den 1899 eingeführten höheren Zollsätzen, insbesondere auf Zucker und Alkohol. (250 Proz. ad val.!) Auf den verschiedensten Gebieten macht die Großindustrie siegreiche Fortschritte, in der Textilindustrie, im Bergbau, Schiffsbau, in der Papierindustrie, Glasindustrie, in der Zündholz- und Zigarettenfabrikation, neuerdings auch in der Eisen- und Stahlindustrie. Jedenfalls bieten die reichen Mineralschätze des Landes die besten Vorbedingungen, die Produktion von Steinkohlen, Kupfer, Schwefel, Petroleum steigt mit jedem Jahr um bedeutende Summen; auch große Eisenerzlager sollen nach den neuesten Berichten vorhanden sein. Die jetzige Eisenausbeute ist allerdings noch sehr gering, sie beträgt nur ca. 25 000 Tonnen. Die Qualität der einheimischen Baumwolle ist sehr schlecht und ihr Anbau daher im Rückgang begriffen, es erscheint fraglich, ob die eifrigen Versuche mit ägyptischem und amerikanischem Baumwollsamen von Erfolg begleitet sein werden.

Immerhin hat die japanische Industrie auf absehbare Zeit außer den bereits erwähnten retardierenden Momenten mit einer Reihe weiterer Schwierigkeiten zu kämpfen, die dafür sorgen werden, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Da ist zunächst die noch recht geringe Konzentration der ökonomischen Kräfte zu erwähnen, wie sie in der Unzahl der kleinen Handels- und Erwerbsgesellschaften zum Ausdruck kommt. Diese sind meist

*) Die Zahlen gelten für 1903.

Digitized by Google

mit einem lächerlich geringen Kapital ausgestattet, z. B. hatten im Jahre 1901 von 1316 Banken nur 78 ein Kapital von über 1 Mill. Yen und 377 ein solches von unter 30 000 Yen! Schwerer wiegt der empfindliche Kapitalmangel, der seit einem Jahrzehnt chronisch ist und eine nach unseren Begriffen unerhörte Höhe des Zinsfußes zur Folge hat. Der Bankzinsfuß bewegt sich zwischen 4 und 7,5 Proz. für Depositen, für Darlehen zwischen 9 und 14,5 Proz. und für tägliches Geld zwischen 1,8 und 5,2 Sen für 100 Yen. Und es ist keine Aussicht, daß es in den nächsten Jahren besser wird. Im Gegenteil! Können unter diesen Umständen die europäischen Importeure mit Recht über höhere Produktionskosten klagen? Diese Geldknappheit erklärt sich aus der eingewurzelten Abneigung der Japaner, fremde Geldmärkte in Anspruch zu nehmen, sie glauben, das Schicksal von Aegypten, Portugal und anderen Ländern fürchten zu müssen. Auch der nationale Hochmut spielt hierbei eine Rolle. So kommt es, daß von der gesamten öffentlichen Schuld, die im Jahre 1903 auf 559 610 000 Yen angewachsen war (seit 1892 hat sie sich verdoppelt), kaum 200 Mill. Yen in ausländischen Händen waren. Das ganze flüssige Kapital ist in den zahlreichen inneren Anleihen seit 1896 und den schon bestehenden Unternehmungen festgelegt.

Aber die Japaner haben gar keinen Anlaß, mit einer Ueberflutung durch europäisches Kapital zu rechnen, Befürchtungen, wie sie besonders bei der Revision der Verträge im Jahre 1899 laut wurden. Dem steht gar mancherlei im Wege. Trotz der Rezeption des europäischen Rechts ist es den Ausländern noch immer verwehrt, Grundeigentum zu erwerben, wodurch natürlich ihren industriellen Unternehmungen die sichere Grundlage entzogen wird. Auch wird bei Rechtsstreitigkeiten mit Einheimischen viel über die Parteilichkeit der japanischen Gerichte geklagt. Dazu kommt schließlich die viel besprochene zweifelhafte Moralität und geringe Zuverlässigkeit der japanischen Kaufleute. Allgemein wird ihnen Nichtachtung eingegangener kontraktlicher Verpflichtungen vorgeworfen, Treu und Glauben seien in diesen Kreisen noch vielfach fremde Begriffe. Es ist indessen durchaus falsch, in diesem sittlichen Defekt einen Charakterzug der gesamten Nation zu erblicken und es ist ungerecht, damit Stimmung gegen Japan zu machen. Die Kaufleute standen bis zur Revolution von 1867 zu unterst in der sozialen Stufenleiter, sie wurden verachtet und rekrutierten sich aus der Hefe der Bevölkerung. Das entsprach so ganz den feudalen An-

Digitized by Google

schauungen, die damals herrschten; genau so war es bei uns im Mittelalter und im Altertum, galt doch den Griechen der Gott der Kaufleute zugleich als Gott der Diebe! Wie lange ist es denn her, daß der europäische Kaufmannsstand nach der Maxime handelt: honesty is the best policy. Und welche Unterschiede bestehen noch je nach der Kulturhöhe der einzelnen Nationen, wie sieht es heute noch in Rußland aus! Wir dürfen nicht vergessen, daß Japan sich auch in einer geistigen Revolution befindet, daß die alte Moral gestürzt und eine neue noch nicht gefunden ist. Die feudalen Vorurteile sind völlig geschwunden, in höherem Maße vielleicht als bei uns, aber ihre Wirkungen bestehen zum Teil noch fort. Es muß anerkannt werden, daß die Regierung ihr möglichstes tut, um im wohlverstandenen Interesse des Landes Abhilfe zu schaffen, an allen Handelsschulen werden Kurse über kaufmännische Sittenlehre abgehalten und an den Universitäten sind dafür sogar eigene Lehrstühle errichtet. Eine Besserung ist bereits unverkennbar.

In wie weit die geringe Solidität und schlechte Qualität der Waren einen Hemmschuh für die japanische Konkurrenz bilden wird, erscheint zweifelhaft. Bisher ist es im allgemeinen nicht der Fall gewesen. Denn der ostasiatische Markt ist nicht sehr anspruchsvoll, und vielfach werden gerade durch solche spottbilligen Artikel, die nicht viel mehr als Surrogate sind, überhaupt erst industrielle Bedürfnisse groß gezogen. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß alle emporstrebenden Industriestaaten im Anfang nach der Devise: „billig und schlecht" gearbeitet haben, und gerade uns Deutschen ist dieser Vorwurf lange genug gemacht worden.

Berücksichtigt man unbefangen all diese Unvollkommenheiten und Fehler in der volkswirtschaftlichen Organisation Jungjapans, das schlechte Arbeitermaterial, die mangelhaften Geld- und Kreditverhältnisse, die meist noch rückständige Technik, so erhellt, daß wir uns vor dem Schreckgespenst der gelben Gefahr wirklich nicht zu fürchten brauchen. Es kann keine Rede davon sein, daß die japanische Industrie im allgemeinen unter günstigeren Bedingungen produziert und unseren Erzeugnissen auf neutralen Märkten ernstlich gefährlich werden kann. Damit müssen wir allerdings rechnen, daß Verschiebungen im Export eintreten, daß unsere billigen Massenprodukte im fernen Osten auf die Dauer nicht konkurrenzfähig sein werden. Wie überall im ganzen Wirtschaftsleben wird der Nutzen aus dem einzelnen Geschäft geringer, aber die Umsätze und die Menge der Geschäfte nehmen fortgesetzt zu. Auch

Digitized by Google

das wird den Japanern gelingen, sich mit der Zeit von der europäischen Vermittelung im Außenhandel unabhängig zu machen. Darauf ist jetzt ihr Hauptstreben gerichtet. Aber wenn sich Japan auch in Zukunft von der europäischen Vormundschaft emanzipiert, ist das wirklich für unseren Gesamtexport ein Nachteil? Gewiß mag die Herrscherstellung auf einem unabhängigen Markte für einzelne Unternehmer und gewisse Branchen gewinnbringender und bequemer sein. Doch die Statistik lehrt unwiderleglich, daß der gesamte Außenhandel in dem Maße wächst, als die Absatzgebiete wirtschaftlich fortschreiten und selbständig werden. Wirtschaftlich unmündige Staaten sind nie gute Kunden. Wir müssen uns hüten, an ökonomische Fragen mit nationaler Engherzigkeit und mit Rassevorurteilen heranzutreten, das führt stets zu falschen Resultaten. Es ist zugleich ein bedauerliches Zeichen des Kleinmuts und mangelnden Vertrauens in die eigene Kraft, stets und überall nur Gefahren zu sehen. Wir reden heute von einer „gelben", von einer „amerikanischen", von einer „slavischen" Gefahr. Wenn dieser Pessimismus in weiten Kreisen Wurzel faßt, so entsteht daraus allerdings eine Gefahr, die haben wir uns aber selbst erst geschaffen.

Digitized by Google

Ein Vorläufer der Kant-Laplaceschen Theorie von der Weltentstehung.

Von

Max Jacobi.

Das Jahr 1755 gilt als das Einleitungsjahr einer neuen Periode kosmologischer Forschung, als die Ausgangszeit der modernen Hypothesen in der „Philosophie der Astronomie".

Erschien doch in diesem Jahre in erster Auflage das kleine Büchlein eines wenig bekannten Königsberger Privatdozenten: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels von Immanuel Kant", das standard-work der modernen Kosmogonie, dessen von glänzender Divinations- und Beobachtungsgabe zeugende Hypothesen als das Fundament aller kosmologisch-astronomischen Untersuchungen betrachtet werden müssen.

Hat auch die Kantsche Nebularhypothese erst durch die scharfsinnigen Darlegungen Laplaces eine mathematisch einwandsfreie Gewandung erhalten, die Verdienste Kants um die Begründung der neuen Weltanschauung bleiben ungeschmälert, und so ist seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" ein für die Fachphilosophen und Astronomen in gleicher Weise wertvolles Fundamentalwerk.

Hier werden wir zum ersten Male darüber belehrt, daß unser Sonnensystem nur eins von den unzähligen im System der sogen. „Milchstraße" ist, daß es weiterhin im Weltraume von „Milchstraßensystemen" wimmelt, und daß alle diese Milchstraßensysteme aus einem Urnebel hervorgegangen sein müssen — nachdem das Inkrafttreten chemischer und physikalischer Gesetze eine Loslösung und harmonische Anordnung der einzelnen Teile dieses Urnebels ermöglicht hat! Der Blick durch ein Fernrohr verdeutlicht uns diese Theorie an den tatsächlich im Raume vorhandenen Nebelgebilden, aus denen sich im Laufe von Jahrtausenden und Jahr-

Digitized by Google

millionen erst Sternsysteme entwickeln, und als Trümmerrest aus jener ersten Lenzzeit des Universums sehen wir den Ring des Saturns an, dessen materielle Beschaffenheit von dem jenes Urnebels nicht sehr verschieden sein dürfte.

In dieser Betrachtung liegen auch die Grundzüge der Kantschen Kosmogonie verborgen.*) Man muß sich nun die Frage vorlegen: Hat Immanuel Kant, der eigentlich in astronomischen Dingen doch nur ein mit erstaunlicher Divinationskraft begabter Laie gewesen ist, den Grundkern seiner Nebularhypothesen aus sich selbst geschöpft, oder von welchem zu Unrecht vergessenen Manne ist ihm in dieser Frage Belehrung und Anregung zu teil geworden?

Auf diese gewichtige Frage antwortet der Meister selbst in der „Vorrede" zu seiner „Allgem. Naturgesch." Es heißt dort:

„Herrn Wright von Durham, dessen Abhandlungen ich aus den Hamburgischen freyen Urtheilen vom Jahre 1751 habe kennen lernen, hat mir zuerst Anlaß gegeben, die Fixsterne nicht als ein ohne sichtbare Ordnung, sondern als ein System anzusehen, welches mit einem planetischen die größte Aehnlichkeit hat" . . .**)

Und gering muß die Anregung seitens dieses unbekannten Engländers nicht gewesen sein; denn Kant erklärt einige Seiten weiter:

„Ich kan die Grenzen nicht genau bestimmen, die zwischen dem System des Herrn Wright und dem meynigen anzutreffen seyn, und in welchen Stücken ich seinen Entwurf bloß nachgeahmet oder weiter ausgeführet habe."

---

*) Einige Literatur über Kants „Allgem. Naturgeschichte" S. K. Dieterich: Kant und Newton Tübingen 1876 (ziemlich einseitig und flach).

Frdr. Ueberweg: Ueber Kants „Allgem. Naturg. u. Theorie des Himmels" (Altpreuß. Monatsschrift 1865, S. 339 ff.).

Dr. Reuschle: Kant und die Naturwissenschaft (Deutsche Vierteljahrsschrift 1868).

Gustav Herbst: Kant als Naturforscher Philosoph und Mensch (in Virchow-Holtzendorffs Sammlung, Berlin 1881).

Otto Kuttner: Historisch-genetische Darstellung von Kants verschiedenen Ansichten über das Wesen der Materie, Diss. Halle 1881.

W. Hastie: Kants Cosmogony; Glasgow 1900 (dazu Rezension in „The Philosophical Review" 1901) und in der „Revue Philosophique" 1901.

G. Rossi: La continuità filosofica dal Galilei al Kant (Estratto della Rivista „Ledrazia" 1901).

Arthur Drews': „Kants Naturphilosophie" bietet im Teil A. gleichfalls einige Daten zur Kantschen Kosmogonie.

**) Wir zitieren nach der „Vorrede" der Original-Ausgabe (Königsberg und Leipzig 1755 bei Joh. Frdr. Petersen).

Digitized by Google

„Thomas Wright“! Der Name „Wright“ ist in den Annalen der englischen Gelehrtenwelt recht häufig vertreten; auch ein „Thomas Wright“ ist bekannt, — aber es ist der berühmte Kupferstecher dieses Namens! Thomas Wright von Durham, der Schöpfer der Nebularhypothese, ist verschollen und vergessen; seine denkwürdigen Werke vermodern im Rumpelwinkel weniger Bibliotheken! Um so angebrachter ist es, die Lebensbahn dieses merkwürdigen Mannes näher zu betrachten!

Die Literatur über den Vorläufer der Kant-Laplaceschen Kosmogonie ist sehr dürftig*), so dürftig, daß selbst der „Dictionary of National Biography“, jene würdige Sammlung von Denksteinen großer Toter des Britenlandes, seiner nur mit wenigen nichtssagenden Worten gedenkt, ja selbst vom Geburts- und Todesdatum, den Fixpunkten auch für die kulturhistorische Beurteilung denkwürdiger Persönlichkeiten keinerlei Angaben machen kann. Und doch gelingt es eifrigeren Bemühungen, das Dunkel um Thomas Wright zu lichten! War er doch jahrzehntelang Mitarbeiter des „Gentleman's Magazine“ für astronomische Fachartikel!

So finden wir denn im 63. Bande dieser einst in England

*) Wir verzeichnen hier einige Literatur, deren kritische Sichtung freilich hier unsere Aufgabe nicht sein kann. Vorerst sind da die Jahrgänge 1750—1793 des „Gentleman's Magazine“ gebührend zu berücksichtigen; denn unser Thomas Wright war der astronomische Mitarbeiter dieses vielgelesenen Unterhaltungsblattes (im edleren Sinne!). Im Jahrgange 1793 des „Gentleman's Magazine“ findet man einen bisher ganz unbeachtet gebliebenen Nekrolog über Th. Wright („A Sketch of the Character of Mr. Thomas Wright“, Bd. 63, T. 1 1793, S. 9 ff.); weitere Einzelheiten in J. D. Reuß „Das gelehrte England“, Bd. II, 1804 S. 522 im „Dictionary of National Biography“, Bd. 63 (1900 S. 128); in Allibones „Diction of Engl. Literat“. Endlich in Robert Grants „History of Physical Astronomy“ (Lond. 1852 S. 558 f.) Grant bringt einen ganz kurzen Auszug aus dem kosmologischen Hauptwerke des Th. Wright, das als äußerst selten bezeichnet werden muß. Auch die Berliner Bibliotheken besitzen kein Exemplar desselben! Die Seltenheit des interessanten Büchleins beklagt Rud. Wolf in seinem vorzüglichen „Handbuch der Astronomie, ihrer Geschichte und Literatur“, Zürich 1890, Bd. I, Abschnitt 299; es wird da auf einen sehr interessanten Aufsatz in Bd. 14 der „Astronomischen Vierteljahrschrift“ hingewiesen. Unter dem unscheinbaren Titel „Ueber die von Emanuel Swedenborg aufgestellte Kosmogonie“ versucht dortselbst Magnus Nyrén, den bekannten Phantasten Swedenborg und unseren Thomas Wright als erste Vertreter der Nebularhypothese zu feiern. Für Swedenborg mißlingt dieser Versuch; dagegen weiß der Autor, durch geschickt eingeflochtene Zitate aus dem Büchlein Th. Wrights, dessen monumentale Bedeutung für die Vorgeschichte der Kantschen Kosmogonie sicher festzunageln. Es sei hier auch ein Hinweis auf den interessanten Beitrag Doerings im Jahrgang 1886 der „Preuß. Jahrb.“ gestattet, der sich mit Lamberts Verdienste um die Nebularhypothese beschäftigt.

Digitized by Google

vielgelesenen Zeitschrift einen anschaulichen Bericht über das Leben und Wirken des jetzt vergessenen Physikers.

Thomas Wright erblickte als Sohn eines armen Zimmermanns am 22. September 1711 das Licht der Welt. Seine Heimat war ein kleines Städtchen der Grafschaft Durham, Byers Green. Frühzeitig entwickelte sich die mathematische Begabung unseres Helden. Aber er konnte das ihm gewährte Benefizium eine guten Schulbesuchs nicht ergiebig genießen, da ein Sprechfehler, der ihn arg heimsuchte, alle Pläne zu zerstören schien. Der junge Thomas wurde Uhrmacher. Gerade die Uhrmacherkunst entflammte immer heller seine Begeisterung für die Astronomie, und so kam es denn bald zu Differenzen mit dem Meister, der einen Bücherwurm als Lehrling nicht gebrauchen zu können erklärte. Dann (1730) wollte er mit Zustimmung seines Vaters Seemann werden, gab aber auch diesen Plan auf, nachdem eine Spritztour nach Amsterdam ihn auf die Mängel seiner physischen Kräfte nur zu deutlich gewiesen hatte. Und noch einige Jahre hindurch gleitet seine Lebensbahn im Zickzackkurs weiter! Bald Direktor einer Privatschule, bald Redakteur einer wissenschaftlichen Zeitschrift, dann wieder Privatsekretär und, last not least, „unglücklicher Liebhaber". Schon im Jahre 1732 machte Wright sich dann einen Namen innerhalb der Fachwissenschaft durch Berechnung einer für den Meridian von Durham bestimmten Ephemeridentafel. Doch war die Zeit der Prüfungen für den jungen Gelehrten noch nicht vorüber! Derselbe ließ sich durch den buchhändlerischen Erfolg seiner Ephemeridentafeln verleiten, von seiner Heimat nach London überzusiedeln. Hier hatte er bald mit einem mißgünstigen Geschicke so hart zu kämpfen, daß er die britische Residenz kurzer Hand verließ und auf Schusters Rappen der 260 englische Meilen entfernten Heimat zueilte — in abgeschabter Kleidung und im Besitze eines „Vermögens" von 3—4 Schillingen! Und dabei benutzte dieser zähe Charakter noch die abenteuerliche Reise, um wertvolle persönliche Beziehungen zu wissenschaftlichen Koryphäen anzuknüpfen.

Allmählich befestigte sich das Ansehen des jungen Gelehrten, und sein gesellschaftliches Taktgefühl verschaffte ihm aufrichtig ergebene Freunde in den ersten Kreisen Englands, unter ihnen den Grafen von Scarborough, dessen Mäcenatensinn es Thomas Wright ermöglichte, schon im Jahre 1733 wieder nach London zu kommen. Auch die „Royal Society" warf ihr Augen-

Digitized by Google

merk auf das neu auftauchende Meteor am britischen Gelehrtenhimmel. Mit ihrer Unterstützung vollendete Thomas Wright in den folgenden Jahren mehrere astronomische Werke, vorwiegend für den seemännischen Gebrauch. Daneben behielt er noch Muße, um eine neue und eigenartige Sonnenuhr zu konstruieren, die selbst die Aufmerksamkeit seines Königs erregt hat. So gelang es ihm in wenigen Jahren, sich innerhalb der britischen Gesellschaft einen festgegründeten Posten zu erobern: er war nicht nur das wissenschaftliche Faktotum des englischen Königshofes, er versammelte nicht nur in seinen populären Vorträgen über astronomische Fragen eine illustre Schar von Prinzen und Höflingen um sich, sondern er wurde auch durch seine engen Beziehungen zu der nächsten Umgebung des Königs ein wertvolles und nützliches Bindeglied zwischen der britischen Akademie und ihrem Herrscher. — Nachdem Thomas Wright so ein Vierteljahrhundert lang segensreich gewirkt hatte, zog er sich im Jahre 1762 auf sein Landschlößchen in der Nähe seiner Vaterstadt Byers-Green zurück. Hier lebte er in beschaulicher Ruhe allein seinen astronomischen Studien, daneben aber botanischen Liebhabereien. Denn auch dieser Gelehrte befolgte die weise Sentenz des von ihm hochverehrten Horaz: Beatus ille . . .*)

Im Jahre 1769 beteiligte er sich auf den Wunsch der „Royal Society" an der astronomischen Beobachtung des Vorübergehens der Venus vor der Sonnenscheibe. Zu diesem Zwecke scheute er nicht vor einer mühevollen Seereise zurück. Sein Beobachtungsort war die Insel Coudre bei Quebec. Er gelangte zu wertvollen Resultaten, welche in der Geschichte der Auffindung der Sonnen-Parallaxe und ihrer Verwertung zur Bestimmung der Erd-Sonnenentfernung rühmend genannt werden müssen.**)

Im Februar des Jahres 1786 ist der rege Geist dieses vergessenen Gelehrten für immer erloschen! Man empfand den herben Verlust nicht nur in der britischen Gelehrtenwelt, sondern die ganze Bevölkerung seiner Heimat klagte um einen stillen Wohltäter, der sich selbst durch die Mühseligkeiten eines darbenden Daseins emporgerungen hatte zu den Pforten eines materiell und sozial friedvollen Lebens! —

Die in Schrift und Druck niedergelegten Geistesprodukte dieses

*) Eine reizvolle Schilderung der Wrightschen Villa von der Hand des Eigentümers findet sich in „Gentleman's Magazine" 1793: B. I, S. 213 f.

**) Man vergl. die „Philosophical Transactions" für 1769 (Bd. 59) S. 273 ff.

Digitized by Google

rechten „self made-man“ sind nicht nur in der naturphilosophisch-astronomischen Fachliteratur rühmlichst zu nennen! Ein vorübergehender Aufenthalt auf Irland begeisterte den kunstverständigen Sinn Wrights, ein größeres Werk über die archäologischen Schätze der grünen Insel zu schreiben, das unter dem Titel „Louthiana or an Introduction to the antiquities of Ireland“ erschien und viel Beifall fand.

Die uns hier allein interessierende Arbeit des vielseitigen Gelehrten war betitelt „An Original Theory or New Hypothesis of the Universe founded upon the Laws of Nature“. Sie erschien zu London im Jahre 1750 als mäßig dünner Quartband.

Bei dem Ansehen, welches Thomas Wright schon damals genossen hat, ist es nicht verwunderlich, daß man die in dem Büchlein niedergelegte originelle Theorie eifrigst diskutierte und daß auch das gelehrte Ausland sich mit ihr beschäftigte. So brachten die Hamburgischen „Freye Urtheile und Nachrichten zum Aufnehmen der Wissenschaften und Historie überhaupt“ im Jahrgange 1751 eine längere Rezension ihres Londoner Korrespondenten über Thomas Wrights „New Hypothesis“. Diese Rezension ist als die Quelle von Kants kosmogonischen Untersuchungen zu bezeichnen. Wir werden uns daher mit ihr und der ihr zugrunde liegenden Arbeit noch etwas näher zu beschäftigen haben!

Thomas Wright erweitert seine Weltentstehungslehre in Briefform, indem er damit dem zum brieflichen Plauderton reizenden Zeitgeschmacke eine Verbeugung machte.

In den ersten Briefen bekennt er sich als Newtonianer, und man hat dabei Gelegenheit, seine ausgebreiteten Literaturkenntnisse zu bewundern. Regere Teilnahme sollen hier nur der 5. bis 8. Brief beanspruchen können, in denen der gelehrte Engländer seine neue Hypothese über die Weltentstehung und Weltordnung entwickelt. Wir erfahren, daß jener milchige Streifen, den wir am Nachthimmel unter dem Namen der „Milchstraße“ kennen und bewundern, ein Konglomerat unzähliger Sternhaufen ist, die harmonisch in Gruppen gegliedert sind, wie es unser Sonnensystem beweist. Wir müssen uns selbst innerhalb des Milchstraßensystems befinden und zwar näher dem Mittelpunkte zu, da nur von diesem Gesichts-

Digitized by Google

winkel aus die Sternhaufen zu einem milchigen Streifen vereint zu sein scheinen können. Würde unser Sonnensystem — damit auch die Erde — näher am Rande des großen Milchstraßensystems liegen, so müßte der „Milchstreifen" dort, wo wir der Grenze des ganzen Systems am nächsten sind, sich in einzelne Sternhaufen auflösen. Die Fixsterne innerhalb des Milchstraßensystems sind Sonnen wie der Zentralkörper unserer Gruppe und schon wegen der ausgleichenden Harmonie der Schöpfung — auch ihrerseits Zentralkörper eigener Systeme.*)

Und auch die Frage nach der Beschaffenheit dieser Sonnen wird aufgeworfen. Wright läßt die Fixsterne aus „flammender Materie" bestehen. Man erinnere sich nun, daß damals die Autorität Newtons, wie in der bald als falsch erkannten Emanationstheorie des Lichtes, so auch besonders in der „Photosphärentheorie" zu arger Verwirrung beigetragen hat! Die Vertreter der „Photosphärentheorie" dachten sich nämlich einen Sonnenkörper von erdiger Beschaffenheit, um den eine Lichtwelle, die „Photosphäre" gelagert wäre. Nachdem diese Hypothese durch Newton das offizielle Gepräge erhalten hatte, beherrschte sie zweijahrhundertelang die Anschauungen aller Fachgelehrten, von denen Männer wie die beiden Herschels der Photosphärentheorie ein begeisterndes Lob sangen. Erst die rationelle Anwendung der Spektralanalyse auf astrophysikalische Probleme hat dann die Photosphären-Hypothese ad absurdum geführt und bewiesen, daß der Sonnenkörper tatsächlich aus „flammender Materie", nämlich aus feurigen Gasmassen, besteht. — Haben wir nun Thomas Wright auch als divinatorisch begabten Vorkämpfer der modernen Astrophysik anzuerkennen, so müssen wir noch tiefer in seine kosmogonischen Hypothesen einzudringen versuchen, um ihre Bedeutung in der Geschichte der modernen Weltanschauung scharf skizzieren zu können!

*) Wir zitieren hier nachträglich eine Stelle aus dem Wrightschen Original (nach den Angaben von Magnus Nyrén l. c.), die seine Hypothese von der Beschaffenheit der Milchstraße noch verdeutlichen kann: Es heißt auf Seite 62 der „New Hypothesis" von der Milchstraße: „Let us imagine a vast infinite gulph, or medium, every way extended like a plane, and inclosed between two surfaces, nearly even on both sides, but of such a depth or thickness as to occupy a space equal to the double radius, or diameter of the visible creation." Zu diesem „Gulph" ist die Milchstraße eingeschlossen. — Wenn Nyrén (l. c. S. 89) nun eine entsprechende Stelle aus Kants „Allgem. Naturgeich." zum Vergleiche herbeizieht und die frappante Aehnlichkeit zwischen beiden betont, so ist es doch gut, zu erinnern, daß der Weise in Königsberg die kosmogonische Arbeit Wrights nur „in extenso" kennen gelernt hat!

Digitized by Google

Der scharfsinnige Physiker betont im Verlaufe seiner Erörterungen über das Milchstraßensystem, da der Ausdruck „Fixstern" für die selbstleuchtenden Zentralkörper von Sterngruppen eigentlich eine „contradictio in adjecto" enthält. Denn alle Gestirne im Himmelraum befinden sich in harmonisch geordneter Bewegung, und die Fixsterne unseres Milchstraßensystems kreisen um einen Zentralstern.

Diese Hypothese Wrights hebt ihn mit einem Schlage aus der Reihe jener „neuplatonisch angehauchten" Naturphilosophen heraus, die von der unmittelbaren oder mittelbaren Empfängnis der Naturphilosophie Nikolaus von Cusas angeregt, die Bewegung als „Grund der Dinge" aufzufassen lehrten*) (freilich ohne metaphysische Voraussetzungen von dieser Frage gänzlich zu trennen) — — aber doch nicht fähig gewesen waren, die letzten kosmologischen Konsequenzen aus der cusanischen Weisheitslehre zu ziehen. Auch Giordano Bruno, der den Schriften Nikolaus von Cusas sehr viel zu verdanken hatte, ist zu wenig ein streng logisch denkender Kopf, um über seinen Meister hinauszugelangen! Diese Rolle bleibt — wie wir sehen — Thomas Wright von Durham vorbehalten.

Ganz besonders prägnant zeigt sich die Eigenart Wrightscher Denkarbeit in den rein kosmogonischen Lehren seines Büchleins.

Da lesen wir, daß unser Milchstraßensystem nur eins von vielen im Weltenraume sei, daß jedes derselben einen eigenen Zentralkörper besitzen müsse und dabei wieder in ungezählte Sterngruppen zerfalle.**) Die Harmonie im Aufbau der Schöpfung erfordere es nun, daß alle diese Milchstraßensysteme einen gemeinsamen Ursprung haben, aus einer kosmischen Masse her-

*) Doch nicht im Sinne der antiken Atomisten! Vergl. u. a.: Kurt Laßwitz, Gesch. der Atomistik Bd. I, ein grundlegendes Werk, das allerdings für den Renaissance-Abschnitt dringend einer Umarbeitung und Vergrößerung bedarf.

**) Es heißt auf S. 83 der Newhypothesis (zitiert nach Grant l. c.) über die Anhäufung der Milchstraßen:

„That this, in all prabability, may by the real cause, is in the some degree made evident by the many cloudy spots, just perceivable by us, as far without our starry regions, in which, although visibly luminous spaces, no one star or particular constituent body can possibly be distinguished, those in all likelihood may be external creation, bordering upon the known one, too remote for even our telescopes to reach!"

Digitized by Google

vorgegangen sein müssen. Von dieser Urmaterie haben sich Teile gelöst und durch das Einsetzen der Bewegung seien die Naturkräfte in Wirksamkeit getreten, welche die harmonische Gliederung der Sternsysteme im Weltenraume verursachen. Und den „Grund" dieser Bewegung glaubt Wright in dem „primum agens" zu finden, in der schöpferischen Allmacht selbst. Auch hier müssen wir gegenüber der unserem modernphilosophischen Denken so abholden Verquickung metaphysischer und naturwissenschaftlicher Probleme Vorurteilslosigkeit bewahren. Thomas Wright bewegte sich ganz im Geleise der alten Naturphilosophie, deren morsch gewordene Rüstteile eben erst Immanuel Kant zerstört hat.

Dies „primum agens" in Wrights Kosmologie hat den jungen Königsberger Gelehrten wohl in erster Linie für den herben Stoff empfänglich gemacht. Nicht daß er, der in seiner Kritik der praktischen Vernunft so begeisterungsvoll äußert: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir!" — nicht daß ein Immanuel Kant bis dahin der Sternkunde keine Anregung hätte abgewinnen können! Aber den ersten Anstoß zur Lösung kosmogonischer Probleme hat sein allumfassender Geist doch eben durch die Kenntnisnahme der Wrightschen Hypothese erhalten.

Und wenn beispielsweise schon der Vorkämpfer der Nebularhypothese meint, daß man in dem rätselhaften Saturnsringe eben ein durch physikalische Kräfte in einer bestimmten Bahn gehaltenes Fragment jener Urbildung innerhalb unseres Planetensystems erblicken könne, so hat Kant dieser Hypothese auch eine exakte Grundlage im fünften Hauptstück des zweiten Teils der „Allgemeinen Naturgeschichte" zu verschaffen gewußt. Aehnlich finden wir in der Zugabe zum siebenten Hauptstücke des Kantschen standard works — die der Widerlegung des „primum agens"-Begriffs geweiht ist — auch die Ansicht vertreten, daß der Sirius der Zentralkörper unseres Milchstraßensystems sein müsse; dann aber heißt es von dem Zentralkörper für alle Milchstraßensysteme, dem Zentrum des Universums, dem „primum agens" Wrights:

„Von was vor einer Beschaffenheit dieses Fundamentalstück der ganzen Schöpfung sei, und was auf ihm befindlich, wollen wir dem Herrn Wright von Durham zu bestimmen überlassen, der mit einer fanatischen Begeisterung, ein kräftiges Wesen

Digitized by Google

von der Götterart mit geistlichen Anziehungs- und Zurückstoßungskräften . . . gleichsam auf einen Thron der gesamten Natur erhöhete! . . ."

Uebrigens hat Kant selbst in der Frage um das „primum agens" sich 1785 dahin ausgesprochen, daß den Atomen*) die Bewegung à priori gegeben sein müsse, um aus der Urmasse die Weltkörper entstehen lassen zu können.

Beide Gelehrten, Wright und Kant, betonen, daß diese Urbildung einen noch gegenwärtig fortdauernden Prozeß im Universum darstelle. Und die raumdurchdringende Kraft des älteren Herschel lieferte auch bald den augenscheinlichen Beweis für diese Hypothese.

Drei Jahre trug sich Kant mit Plänen und Gedanken über die Wrightsche Kosmogonie.

In der durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie veranlaßten und 1754 erschienenen Abhandlung „Untersuchung der Frage, ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Achse . . einige Veränderung seit den ersten Zeiten ihres Ursprungs erlitten habe",**) — die sich mit der minimalen Einwirkung des Ebbe- und Flutphänomens auf die Erdrotation beschäftigt, — deutet er an, daß er eine Schrift unter der Feder habe, die Auskunft geben solle über die subtilsten Probleme der Kosmogonie. Sie werde den Titel führen:

„Kosmogonie, oder Versuch, den Ursprung des Weltgebäudes, die Bildung der Himmelskörper und die Ursachen ihrer Bewegung aus den allgemeinen Bewegungsgesetzen der Materie, der Theorie des Newton gemäß herzuleiten."

Das so angekündigte Werk erschien im nächsten Jahre unter dem Titel „Allgemeine Naturgeschichte des Himmels". Die Fruchtbarkeit der in ihm hinterlegten Gedanken begann rasch, ihre segensvolle Wirkung auch auf die theoretisch-astronomische Fachwissenschaft auszuüben und die „Nebularhypothese" trat in der

*) In seiner als Replik auf selenophysikalische Ansichten des russischen Staatsrats Repinus erschienenen Abhandlung „Die Vulkane im Monde" (Berliner Monatsschrift 1785). Die in diesem Aufsatz behandelte Frage veranlaßte Kant, durch Joh. Friedr. Genischen im Jahre 1791 einen Auszug der „Allgem. Naturgesch." mit erläuterndem Kommentar insbesondere für die Physik des Mondes anfertigen zu lassen.

**) Man findet den kleinen Traktat in der Rosenkranz-Schubertschen Sammlung sämtlicher Werke Immanuel Kants — und zwar im 6. Teil. (Leipzig 1839) S. 5 ff.

Digitized by Google

mathematischen Gewandung, die ihr der geniale Laplace verliehen, ihren Triumphatorlauf an!

Ich bin ans Ende meiner Darstellung gelangt, die nur den Zweck verfolgt hat, alle Freunde ausgleichender Gerechtigkeit in kulturgeschichtlichen Problemen, dann aber auch alle Kant-Verehrer auf den verschollenen englischen Physiker aufmerksam zu machen, dessen wohl etwas ungeklärten kosmogonischen Hypothesen wir das naturphilosophische Fundamentalwerk unserer modernen Weltanschauung zu verdanken haben!

Vielleicht schlummert hier und da ein Exemplar des so seltenen Wrightschen Büchleins auf der Rumpelkammer einer Bibliothek und wird der unverdienten Zerstörung entrissen!

Dem Vorläufer der Kant-Laplaceschen Nebularhypothese weihen wir aber in diesem von den Manen Kants beherrschten Jahre einige Augenblicke dankbarer Erinnerung!

Digitized by Google

Ernst Moritz Arndts Stellung zum fridericianischen Preußen und zur französischen Revolution.

Von

Dr. Müsebeck-Metz.

I.

Ernst Moritz Arndt wurde aus autochthonem Bauernstamme geboren.*) Sein Urgroßvater war der Familienüberlieferung nach ein Schwede, hatte an den großen deutschen Kriegen seines Vaterlandes im 17. Jahrhundert teilgenommen und sich dann als erbunterthäniger Bauer der Grafschaft Putbus auf Rügen niedergelassen. Der Vater arbeitete sich allmählich von einem Leibeigenen

*) Als hauptsächlichste Grundlagen des Aufsatzes seien hier im Zusammenhange folgende Schriften Arndts angeführt: 1) „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" nach der Ausgabe von H. Röhl, Leipzig 1892. 2) Dissertatio historico-philosophica, sistans momenta quaedam, quibus status civilis contra Russovii et aliorum commenta defendi posse videtur, Gryphiae 1800 [als „Dissertatio" citiert]. 3) Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken, Greifswald 1800 [menschliches Wort]. 4) Reisen durch einen Teil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs, 4 Bände, Leipzig 1804, vorher schon seit 1800 in einzelnen Bänden [Reisen]. 5) Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen, Berlin 1803 [Leibeigenschaft]. 6) Germanien und Europa, Altona 1803. 7) Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache, Rede gehalten 1804, Greifswald s. a. [Ideen]. 8) Fragmente über Menschenbildung, Teil I und II. Altona 1805, I, II und III [letzterer geschrieben 1811] 1819 [Fragmente]. 9) Briefe an Freunde, 1. Briefe an F. A. M., geschrieben 1805; 2. an C. E. W., geschrieben im Sommer 1807, Altona 1810 [Briefe]. 10) Geist der Zeit, Teil 1, geschrieben November 1805, veröffentlicht 1806. 11) Briefe an den General Grafen S. von K. H. B. im Sommer 1807, veröffentlicht im „Nordischen Kontrolleur", Stockholm 1808—1809 [Schwerin]. 12) Fragmente über Leben und Kunst, veröffentlicht von H. Meißner in „Deutsche Revue" Jahrgang 23, 4. Band 1898, S. 203—221, niedergeschrieben 1808 [Leben und Kunst]. 13) Geist der Zeit, Teil 2, 2. Auflage, London 1813; die erste Auflage 1809 war nicht zu ermitteln. 14) Einleitung zu historischen Charakterschilderungen, Berlin 1810 [Charakterschilderungen]. — Den Landes- resp. Universitätsbibliotheken zu Straßburg, Göttingen, Greifswald sowie der Königlichen Bibliothek zu Berlin sage ich für bereitwilligste Uebersendung dieser Schriften ergebensten Dank.

Digitized by Google

zum Inspektor des herrschaftlichen Güterkomplexes Schoritz, dann zum selbständigen Gutspächter empor; die Mutter gehörte einer eingesessenen Kossäthenfamilie an; beides durch sich gewordene Menschen, die von dem gesunden Untergrunde heimatlicher Naturkraft sich nie losgelöst hatten. Bewußte politische Ueberlegung und Stellung war ihnen sowie dem Verwandtenkreise wesensfremd. Um so stärker prägte sich in den bodenständigen, urwüchsigen Gestalten jene naiv-monarchische Gesinnung aus, die zu dem geistigen Erbe und altväterischen Haushalt dieses Standes gehört. Die Liebe des Vaters und vor allem seines älteren Bruders Hinrich, des „Patriarchen" der Familie, wandte sich traditionell dem nordischen Hauptlande zu. In dem elterlichen Hause war dies so selbstverständlich, daß nach Bauernart nur selten Worte darüber gewechselt wurden. Kam jedoch der Knabe in das Pächterhaus des Ohms zu Posewald, dann konnte er mit stiller Andacht den Erzählungen des Alten lauschen, die nach der Arbeit des Tages in stiller Abendstunde die Taten Gustav Adolfs und Karls XII. in die jugendliche Seele hineinzeichneten. Auch das erste Dezennium der Regierung Gustavs III., sein aufstrebender Ehrgeiz und seine willenskräftige Schaffenslust blieben hier unvergessen, selbst als sie nach der langen Auslandsreise 1783 und 1784 für immer erlahmten. Die Jahre des Patriarchen waren von den politischen und geistigen Bewegungen der deutschen Lande unberührt geblieben. Er lebte in den einfachen Geschichten der nordischen Heldensage wie in einer guten Stube; ihre schönsten Stücke sollten auch dem kommenden Geschlechte lieb und wert bleiben, daß sie sie einst nicht veräußerten. Ein anderer Geist wehte aus den Kriegserinnerungen und Soldatenliedern seines jüngeren Bruders Christian, der bei ihm wohnte; sie waren durchklungen von den Waffentaten des großen Preußenkönigs, unter dessen Augen er lange Jahre hindurch gefochten hatte. Ein begeisterter Anhänger des fridericianischen Staates war auch Ohm Moritz Schumacher, der bewegliche, gutherzige Bruder der Mutter, dem herablassende Gunstbezeugungen altgedienter Offiziere aus dem Landadel eine gern gesehene Steigerung seiner persönlichen Würde verschafften.

Mit dem inneren Verständnis der ihn umgebenden Lebenskreise, das den Knaben auszeichnete, nahm er alle Eindrücke auf. Mochten die Neigungen der Verwandten geteilt sein, eins blieb gemeinsam: der unbedingte Monarchismus, die persönliche Hingabe an das Königtum. Und die Ehrfurcht gebietende Gestalt des

Digitized by Google

Patriarchen bewirkte es, daß des Jungen Vorliebe sich den glaubensstarken und verwegenen Herrschern des Nordlandes zuwandte, die in der gesunden Kraft eines ganzen Bürger- und Bauernvolkes wurzelten. Es mißfiel ihm, daß in der deutschen Geschichte der letzten Jahrzehnte die Bedeutung des einfachen Mannes geschwunden, die Worte Volk und Vaterland klanglos geworden waren. Er hatte schon in diesen Zeiten „die Idee, nicht von einem ganzen Volke von Kosmopoliten und Philosophen, sondern von einem ganzen Volke von Bürgern und Männern im Herzen.“*) So prallten begeisterte Diskussionen und Reden jugendlicher Schwärmer, die seit seinem 15. Lebensjahr in dem elterlichen Hause verkehrten, über republikanische Ideenwelten und die Herrlichkeit der kosmopolitischen Deutschen von ihm ab. Die weltbürgerlichen Neigungen, die sie zu dem jungen Deutschland hinzogen, entfremdeten Arndt seinem Mutterlande. Der Aufenthalt auf dem Gymnasium in Stralsund 1787—1789, die Universitätsjahre in Greifswald und Jena 1791—1794 änderten hieran nichts: nirgends gewahrte er einen lebendigen Zusammenhang der gelehrten und amtlichen Kreise mit den breiten Schichten des Bürger- und Bauernstandes; sie schienen nur das Modell einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Beobachtung, das Objekt einer absolutistischen Regierungskunst abzugeben, nicht selbsttätige und eigenwertige Glieder der Gesellschaft, des Staatslebens zu bedeuten. Dazu trat noch ein anderes, das eine warme Liebe für Deutschland nicht aufkommen ließ: auf keiner Seite seiner Geschichte und Gegenwart sah er ein einheitliches Volk. Das Bekenntnis gegenüber seinem schwedischen Freunde, dem General Grafen von Schwerin, entsprach gewiß der Wirklichkeit: „Den deutschen Kaisern stand ich gegen die Päpste und großen Vasallen bei; der Salier Heinrich IV. und der Hohenstaufe Friedrich II. sind von mir beweint worden. Selbst ehe ich urteilen konnte, hätte ich Einem ganzen Sieg gewünscht über ganz Deutschland, entweder den Protestanten mit Moritz von Sachsen oder Karl V.; so im Dreißigjährigen Kriege dem großen Gustav Adolf oder dem kühnen Wallenstein, dessen Leben mich immer wunderbar angezogen hat; so später dem preußischen Friederich, den ich entweder als einen kleinen Markgrafen hätte sterben oder mit seinen Adlern bis an die Alpen hätte rücken lassen mögen.“**) Die Risse durch Deutschlands Geschichte galten schon dem Knaben und

*) Briefe S. 39; ähnlich Schwerin S. 568.
**) Schwerin S. 570.

Digitized by Google

Jüngling, der sich in die Erzählungen alter Chroniken und Geschichtsbücher vertiefte, als das Grundübel der politischen und nationalen Entwicklung. Er lebte des Glaubens, daß sie durch das Werk Friedrich des Großen unheilbar geworden seien. Altklug berechnende Gründe und Gedankengänge störten die Unmittelbarkeit, verfeinerten die natürliche Kraft dieser Empfindungen nicht. Ihre Wucht wurde noch verstärkt durch den Kampf um eine eigene Lebens- und Weltanschauung, die Eindrücke der Jahre 1787 bis 1802 verschärften den Gegensatz, machten schließlich einen offenen Konflikt bei eigener geistiger Tätigkeit unvermeidlich. Am 28. August 1806 schrieb Arndt an Charlotte v. Kathen: „Meines Lebens Revolutionen sind alle durch keine sanfte Metamorphosen der Entpuppung gegangen"; *) sie legten ihm harte Kämpfe auf, bis er in den Gewalten der ihn umtosenden Geisteswogen „ein eigenes Agensleben" fand. Hier galt es, eine solche Revolution des ganzen geistigen Lebens durchzukämpfen.

Das religiöse Leben der Eltern wurzelte in einem bibelgläubig-kirchlichen Luthertum; der Rationalismus hatte sie unberührt gelassen. Dagegen lebte sich die mitfühlende Empfindsamkeit der Mutter ganz in Youngs Nachtgedanken ein; ihre religiöse Innerlichkeit durchsetzte sich allmählich stark mit mystischen Zügen und einer düsteren Ueberschwänglichkeit. Bei allem freundlichen Frohsinn und aller stillen Heiterkeit, die sie um die Ihrigen zu weben wußte, war sie eine nach innen und auf das Uebersinnliche gerichtete, einsame Natur. Aber in dieser Einsamkeit lag die Stärke ihres religiösen Seins, die der Kinder bestes Erbteil bildete. Die Mutter war es, die den Knaben mit feinem, liebenswürdigem Sinn in eine übersinnliche Welt hineinführte und ihn in die heiligen Schriften einweihte, so daß er das Auswendiglernen von Evangelien und Sprüchen, von Luthers und Paul Gerhardts Kirchenliedern nie als fromme Last, nur als kindliche Lust und Freude empfand. Ihre christliche Erziehung bestand nicht darin, einschüchternde Furcht vor der Sünde frühzeitig zu wecken und ihr dadurch das Tor von innen aufzuschließen, sondern heilige Liebe zum Guten, demütige Ehrfurcht vor Gott als dem Unbegreiflichen in frommer Einfalt zu pflegen. Die ehrwürdig-familiären Gestalten der alttestamentlichen Patriarchen stellte sie ihnen nicht als Vorbedingungen einer

*) Veröffentlicht von Ed. Langenberg, Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin. Berlin 1878.

Digitized by Google

dem kindlichen Sinne unbegreiflichen Heilsgeschichte, sondern als Vorbilder zuversichtlicher Gottergebenheit hin. Die Stunden des ersten mütterlichen Unterrichtes hafteten noch bei dem Manne in unvergeßlicher Erinnerung: „So ein Patriarch, der seine Kinder umhalset und segnet, an den sein Weib in der Hüttentür sich freundlich und liebend schmiegt, um den zahlreiche Geschwister sich versammeln, deren aller Vater, Großvater und Urgroßvater er ist, deuchte mir das Anmutigste, was auf Erden sein könnte.“*) Im eigenen Elternhause und Verwandtenkreise fand der nachdenkliche Sinn des Knaben diese Vorbilder wieder. Fernste Vergangenheit und selbsterlebte Gegenwart verbanden sich zu einer schönen, wirklichen Einheit, die nichts Gedankenmäßiges an sich hatte. Alle mystischen Abwege, die einem Zuge ihres eigenen Wesens so nahe lagen, wurden von der Mutter vermieden. Das Gefühl ruhiger Stärke suchte sie in den Grund der Seele hineinzupflanzen.

Rousseau und Salzmann zogen mit ihren pessimistischen Schriften über das Leben der Gegenwart in diese naiv-gute, poetisch-verklärte Einheit die ersten Risse. Seine Vollnatur wurde in ihrer Tiefe aufgewühlt. Schon in Stralsund kämpfte eine starke Seele mit einem starken Körper einen harten Kampf. Dieses Ringen wurde durch die Studentenjahre sein steter Begleiter; ein neuer gesellte sich hinzu: die Sehnsucht nach geistiger Freiheit. Die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ gehen über diese Zeit mit auffallender Kürze hinweg, „weil, wie Arndt meint, sich darin für meine Entwicklung scheinbar nichts Merkwürdiges begeben hat.“ Positives für seine Weltanschauung und sein Lebensideal allerdings nichts; umsomehr Negatives. Bereits auf dem Gymnasium ließen ihn die moralischen Vorlesungen Gellerts und der weichliche Theophron Campes, die dem Religionsunterrichte zu Grunde lagen, unbefriedigt. Es fehlte die intuitive Unmittelbarkeit der Mutter. Die kritischen Vorträge von Griesbach und Paulus in Jena verdeutlichten ihm noch mehr den Abstand zwischen der erlebten Weltanschauung des Elternhauses und der gelehrten, begriffsdeutlichen des Rationalismus. Alles sollte hier zur Klarheit kommen, „alles streng und schulgerecht durch die Demonstrationen laufen, was doch bestimmt war, unschuldig und kindlich als das Heiligste im Menschen in den verborgenen Tiefen seines Innern ruhen zu bleiben.“ So mußte es

*) Vergl. Fragmente 1 S. 241 ff. und Geist der Zeit, Teil 1 S. 3 ff.

Digitized by Google

geschehen: „Indem man ehrlich meinte, dem Menschen die reinste Religion zu geben, entriß man ihm alle Religion. . . Die großen Gelehrten, die scharfsinnigen und scharfscheidenden Köpfe, die im heiligen Eifer der Reinigung hinzugetreten waren, die, die Brust voll Religion, kamen, gingen als gleichgültige, oft als Gottesleugner, hinweg . . . Die besseren unter den protestantischen Gottesgelehrten und die, welche zugleich Volkslehrer und Prediger waren, . . . wunderten sich, daß bei dem Volke alle Religion ausstarb. . . Aber das Volk, besonders der Mittelstand, ward wahrhaftig gleichgültig und irreligiös. . . Nie ist wohl mehr Atheismus, in der Welt gewesen als von 1777 bis 1790. . . Denn die Träumerei, als habe man Gott allein im Begriffe, war ja auch Atheismus und zwar der schlimmste." Die Reaktion dagegen blieb nicht aus, aber der Kampf wurde mehr „Krampf und Verzückung als eine stille Beschauung und fromme, freudige Gesundheit des Gefühls. . . Weil man keinen Glauben mehr hatte, so glaubte man am ersten das Unglaubliche".*) Freimaurer, Illuminaten und Rosenkränzler, Swedenborgianer und Mesmer fanden bei hoch und niedrig ihre Rechnung.

Arndt blieb von diesen Gedanken nicht unberührt. Was die Vertreter des allmächtigen Intellektes ihm darboten, eignete er sich äußerlich als Wissensstoff an, ohne ihn innerlich mit sich selbst zu verarbeiten. Nirgends schaute seine Seele in den restlos aufgehenden Räsonnements persönliche Wahrheit, die aus einer eigenen Welt heraus gestaltet war. Virtuose Geistigkeit, die so gern Angelerntes für Eigenes hält, ging ihm ab; er vermochte die Systeme nicht in Wirklichkeit umzusetzen: „obgleich andere etwas auf meine Kenntnisse hielten, so dünkte mich doch immer, daß ich nichts lernte, weil alles so tot und reizlos in mir liegen blieb."**) „Dumm und abergläubig nennt er sich in den Jahren 1792 und 1793, wo seine Seele sich bemühte, die vom Katheder herab so stolz verkündeten Wahrheiten zu erfassen. Es waren die Jahre, „wo ich am wenigsten gelernt und am schlechtesten gelebt habe, die Stunden abgerechnet, wo meine sündliche Jugend und Brudergemeinschaft***) mich aus der verdammten Hexerei herausriß". Alles Wissen drückte ihn nieder; sein Inneres erlebte Zerstörung

*) Aus Germanien und Europa S. 127 ff.
**) Briefe S 181; ebendaselbst S. 45 die folgende Bemerkung Arndts.
***) In Greifswald sowohl wie in Jena studierte Ernst Moritz einige Semester mit seinem jüngeren Bruder Fritz zusammen.

Digitized by Google

Digitized by Google

der Rückkehr von jener Reise begann, knüpfte im Gegenteil noch engere Bande mit dem nordischen Hauptlande. Alle seine Erlebnisse und die politische Lage der Gegenwart vermochten nicht, das Mißbehagen über die allgemeinen deutschen Verhältnisse und die Stellung Preußens zu heben. Gewiß lebte in ihm das Bewußtsein, daß Deutschland sein Mutterland sei. „Germanien und Europa" schrieb er 1802 als Deutscher. Doch fehlte dem Buche jeder, die trüben Wolken der Gegenwart verscheuchende, freudig-nationale Zug, der dem Verfasser wenige Jahre später eigen war. Wo jene Dinge in seinen Gesichtskreis traten, reflektierte er mit einer gewissen Resignation über sie. Der klägliche Friedensschluß von Lunéville, die gewalttätigen Uebergriffe der französischen Machthaber auf fremdes Gebiet und die schimpflichen Niederlagen Deutschlands drängten ihn dazu, sich über die großen Entwicklungsgesetze der europäischen Geschichte Klarheit zu verschaffen und Einsicht darin zu gewinnen, warum alles so kommen m u ß t e. „Germanien und Europa" wurde „eine etwas wilde und bruchstückige Aussprudelung meiner Ansicht der Weltlage von 1802". Und wo stand sein „altes Vaterland" in ihr? „Das teutsche Reich? nun da lacht man nur — Preußen hat weder Macht noch Interesse dazu — Oesterreich vielleicht den Willen, aber nicht die Macht."*) Preußen hatte dieses Geschick heraufbeschworen. Das eigene Urteil, das er in Laibach mit den Worten bestätigen hörte: der König von Preußen „il distruttor della Germania è della casa d'Austria"**) war richtig. Vergangenheit und Gegenwart, tief innerliche persönliche Erlebnisse und gewaltige politische Prozesse vereinigten sich, um in dem Gesamtbild, das Arndt in jener begrifflichen Konstruktion der geschichtlichen Entwicklung Europas entwarf, den Staat Friedrichs des Großen und ihn selbst in den düstersten Farben erscheinen zu lassen. Es wurde der lauteste Protest gegen die Lobredner des großen Preußenkönigs, die ihn zu einem „Ebenbild aller vergangenen, zum Beispiel aller künftigen großen Regenten, seinen Staat nicht selten zum Ideal des vollkommensten menschlichen Staats, wie er hier unten sein könne"***), stempelten und ihm deshalb den Namen des Einzigen, des Großen geben wollten. Daß Friedrich diesen Namen verdiente, bestritt Arndt

*) Germanien und Europa S. 396.
**) Reisen, Bd. 1 S. 383.
***) Arndt behandelt Friedrich den Großen und sein Werk zum erstenmal im Zusammenhang, Germanien und Europa S. 93—107. Diesen Seiten sind auch die folgenden Zitate entnommen.

Digitized by Google

nicht, „denn wer mit Kleinem etwas sehr Großes tut, muß ein außerordentlicher Mensch sein, er sei auch, auf welcherlei Art er wolle"; ein Großer war er als die vollkommenste Personifikation seines Zeitgeistes, der ihn ganz ergriff und den er ganz in sich ausprägte.

Schon Friedrichs Jugendjahre wurden durch den geistigen Alleinherrscher der Zeit bestimmt, den französischen esprit, jene klassische Einheit geistreicher, bis auf den letzten Grund durchsichtiger Perzeption des sinnlich Wahrnehmbaren und allgemeingültiger, formvollendeter Wiedergabe des Erfaßten. Als Philosoph und Gelehrter war daher „das scharfe Ordnen und Scheiden der Dinge", die er sich an und mit der Erfahrung angeeignet hatte, das höchste und letzte Ziel seines Wissens. Die deutsche Schwere und Tiefe blieb ihm unverständlich; er wollte sie nicht würdigen, obwohl sein Handeln so oft ihrem Wesen entsprach. Infolgedessen wirkte sein Leben auf die deutsche Kultur nur mittelbar trotz der Geistes- und Gedankenfreiheit, deren sich das Volk erfreute. Seine Staatsmaximen beherrschte das Gesetz der Subordination, der Zucht und Nützlichkeit. Ihm fehlte noch „die Idee einer ewigen Gerechtigkeit auch der Staaten, indem sie sich ihre Naturgrenzen, gleichsam ihren Haß in Liebe, setzen, um durch die unteren Widersprüche nachher in höherer Liebe zu einander übergehen und sich wechselseitig bilden zu können." Philosophie und Kunst hatten nur den Zweck, die Untertanen zu jenem Gesetz zu führen oder darunter zu erhalten. Nirgends leitete ihn der Gedanke der freien Persönlichkeit im Staate oder das Interesse des deutschen Vaterlandes, das so viele seinem Unternehmen beim Tode Karls VI. oder dem Siebenjährigen Kriege andichten wollen. Den deutschen Volkscharakter kannte er nicht und Deutschlands Wohl setzte er „in die Vergrößerung der preußischen Monarchie (sein neuestes, größtes Weh) und in die Schwächung des österreichischen Hauses." Nach seinen Gedanken wäre eine Einheit im günstigen Falle nur durch die völlige Niederlage Oesterreichs möglich gewesen. Der Siebenjährige Krieg, „ein Werk der Notwendigkeit", brachte der deutschen Nation kein Heil und keine Freiheit. Trotz seiner Größe als Mensch und Regent bleibt es für den Deutschen bedauernswert, „daß er nicht erlag und Maria Theresia nicht erliegen konnte." Es war ein Krieg auf Kosten der Gesamtheit, denn der alte Grund des deutschen Elends, die Vielherrschaft, wurde bleibender festgelegt, als sie je bestanden hatte. Nur preußischem Interesse, „welches am wenigsten teutsch ist", entsprang der bayerische Erb-

Digitized by Google

folgekrieg; nur in ihm hatte die erste Teilung Polens ihren Grund. „Die Idee dieses preußischen Staates, dieser ewigen Monarchie, die der große Mann so künstlich aufgebauet und befestigt hatte, war seine höchste Idee als König; eine weitere hatte er nicht." Sie wurde in der inneren Verwaltung bis zu Ende geführt. Ihr Ausbau bedeutete die größte Leistung jener Zeit: „Disziplin und Subordination trieb er, in hoher Geistigkeit genommen, auf das Höchste. . . Der König hatte volles Recht für seine Zeit; für die unsrige würde er es nicht haben, für die in den nächsten 50 Jahren wohl noch weniger"; denn seine Menschen waren nur „Hölzchen und Stiftchen in seiner großen Maschinerie", der er seinen auf die genaueste Kenntnis der Bedürfnisse des Landes beruhenden Herrscherwillen als geistigen Odem einflößte. Nur so ließ es sich ermöglichen, in einem geographisch nicht abgerundeten, wenig bevölkerten Staate ein stehendes Heer von 250 000 Mann zu halten, in dem jeder geborene preußische Untertan auch geborener preußischer Soldat, jeder geborene Edelmann in ungerechtem Vorurteil sein geborener Befehlshaber war; nur so konnte er der Landwirtschaft und Industrie, den Künsten und Wissenschaften in dem vom Kriege hart mitgenommenen Staate aufhelfen, den Kampf gegen halb Europa bestehen und doch immer eine wohl gefüllte Kasse haben. Die vorhandenen Mittel des Staates wurden auf das äußerste angespannt, neue für die Zukunft erschlossen. Keine benutzbare Kraft lag brach. So ward durch seine nie rastende Arbeit bei eigener Anspruchslosigkeit Preußen das Ideal eines geistig und wirtschaftlich auf das höchste Maß angespannten Staates; Friedrich selbst die Personifikation des Landes. Die Begeisterung für Preußen galt nur ihm selbst und seiner Schöpferkraft. Trotz der gekünstelten Form und Ausgestaltung überragte sein Werk alle zeitgenössischen Staatengebilde; Friedrich alle seine Zeitgenossen. Er war in der Tat der „seltenste Mensch des 18. Jahrhunderts".

So das Urteil Arndts in „Germania und Europa" über Friedrich den Großen und das fridericianische Preußen. Von jeder kleinlichen Schmähsucht weit entfernt, ist es ein lebhafter Protest gegen die einseitigen Lobeserhebungen, die in dem Herrscher das Urbild des Fürsten, in seinem Werke die Verwirklichung des vollkommensten Staates für alle Zeiten erblickten. Seine auf dem Prinzip des unaufhörlichen Werdens beruhenden Anschauungsformen, sein Bewußtsein von dem eigenen Werte aller Zeiten und Menschen sträubten sich gegen solchen geschichtslosen, verallge-

Digitized by Google

meinernden Rationalismus. Es ist ein mannigfaltig zusammengesetztes Produkt seiner eigenen geistigen Anlage und Entwicklung sowie der Zeitlage, unter deren Druck das Buch geschrieben ist. Der Doppelnatur seines Wesens, der mühevollen Arbeit an dem Wohl der Mitmenschen und dem unbefangenen, träumerischen, ganz sich hingegebenen Selbstleben entsprach in dem Charakter des alten Königs, soweit er der Außenwelt sichtbar wurde, nur die sittliche Pflicht, für sein Preußen der erste Diener zu sein. Ungerecht und hart wurde das Urteil, sobald es ihm nach dem Vorbild Ludwigs XIV. persönlichen Eigennutz unterschob. Das Verlangen unmittelbarer Nützlichkeit, das Friedrich an die Resultate der Wissenschaft und Kunst sowie der praktischen Verwaltung stellte, ließ jene unsichtbaren, geheimen Kräfte der Volksseele scheinbar unbeachtet, die zu wecken und zur Geltung zu bringen Arndts sehnsuchtsvoller Glaube war; die Liebe, die dem König trotzdem aus den Reihen seines Heeres und Volkes, die Bewunderung, die ihm gerade aus den weiten Schichten der europäischen Völker entgegengebracht wurden, sah er nicht; und wo er sie sah, schienen sie nur dem Abbild jener einseitigen Geistigkeit und Verstandesbildung zu gelten, die er als notwendiges Durchgangsstadium schaute, aber zugleich als das zu überwindende Grundübel aller Leiden der Gegenwart haßte. Bei aller Geistesfreiheit entbehrte die königliche Schöpfung der Willensfreiheit, der persönlichen Verantwortlichkeit der Untertanen, der Voraussetzungen eines neuen Lebensideales. Der Volkssprache stand der König feindselig gegenüber; sie war für Arndt eine der wichtigsten natürlichen Grenzen des Staates. Jener lebte und arbeitete im Banne einer Sprache, die dieser strenge von sich wies und als einen unseligen Fremdkörper des deutschen Wesens haßte. Friedrich ein Preuße, alle seine Arbeit nur für Preußens Größe, diese Größe für Arndt das Unglück des deutschen Vaterlandes, das er darum nicht lieben konnte. Der Freiherr v. Stein schrieb 1792 trotz seiner Abneigung gegen das unumschränkte Königtum über Friedrich den Großen und sein Heer: „Es ist seelenerhebend, hierin das Werk des großen Mannes zu erkennen, den wir selbst nach seiner langen Regierung zu früh verloren.“ Arndt nannte 1805 den fridericianischen Soldaten „die vollkommenste Puppe, ihn den ersten und würdigsten Menschen im Staat“, Preußen den „angestrengtesten und despotischsten Soldatenstaat voll der unleidlichsten monarchischen Aristokratie, fremd allem, was teutsch heißt“, die Berliner in Kunst

Digitized by Google

und Wissenschaft „die Ausrufer dessen, was anderswo getan und gemacht war", den König den Zerstörer des letzten unsichtbaren Zusammenhanges aller Deutschen des Namens von Kaiser und Reich, dessen wir uns wenig zu erfreuen gehabt haben: „ja keiner hat uns so sehr geschadet, nicht bloß scheinbar, sondern wirklich." *)

Als der größte, einseitigste Charakter einer verflüchtigenden Vergeistigung der Natur und des Staates, des Menschen und Gottes, die ihn selbst so hart traf und ein Jahrzehnt seines Lebens verfinsterte, galt ihm Friedrich der Große. „Er ist schneidend-einseitig und bloß geistig, mit allen den Gebrechen, welche die Geistigkeit auf der Erde zeigen muß. . . Er war ein höheres, aber meistens ein finster-geschlossenes und furchtbares Wesen, wie Geistigkeit, sich mit dem Edleren bindend, erscheinen mußte. Er war aber ein König, und hatte Haltung an einer großen Masse, worin er der bewegende Geist war; und was an dem Menschen Friedrich auch nicht Charakter war, erschien als solcher in der Gesamtheit seines Staates." **) Seinen schaffensfreudigen, aber nur das Nützliche für den Staat berechnenden Moralismus bewunderte Arndt, doch als ein kaltes, ernstes Marmorbild ohne die innere Wärme lebensfroher, schöner Natürlichkeit. Sein Skeptizismus gegenüber allem sinnlich nicht Wahrnehmbaren bedeutete für ihn den Tod alles individuellen Lebens. Teleologische Beweise haßte er. Der aus ihnen erschlossene Deismus offenbarte ihm das Bild jenes vergeistigten Gottes, der „nicht als Gestalt mit dem Menschen im Glück und Unglück stehen und des Herzens Größe bewahren konnte, sondern gefühllos und selig dort oben flog, während jener ächzte und unterging." ***)

Was wollen gegenüber den scharfen Anklagen im Geist der Zeit jene Aeußerungen Arndts besagen, die er im Sommer 1807 dem General v. Schwerin schrieb, als dieser einen zweiten Friedrich herbeisehnte: „Sie wissen, wie ich des großen Mannes heiligen Namen anbete; er wird immer mehr ein Gott in meinen Augen, je frecher Erbärmlichkeiten und Nichtswürdigkeiten aller Art sich auf ihn zu berufen und mit ihm zu vergleichen wagen?" Gerade seine dämonische Größe barg das Unheil in ihrem Schoße; und Arndt konnte dem Freunde nicht verhehlen: „Daher ist es erklärlich,

*) Im „Geist der Zeit", Teil 1 1806, behandelt Arndt diese Dinge S. 303 bis 327 wieder im Zusammenhang.
**) Germanien und Europa S. 160.
***) Germanien und Europa S. 130.

Digitized by Google

was sonst rätselhaft sein würde, warum der große Mensch so wenig Großes hinter sich gelassen hat, was die gefährliche folgende Zeit hätte tragen können. Das Große und Geistvolle konnte ihm nicht dienstbar sein, wie er es wollte, und zog sich lieber aus seinem fürchterlichen Druck zurück oder verlor auch alle Elastizität und Selbstbeweglichkeit aus Bewunderung des Mannes oder aus Liebe des Vaterlandes sich in den schweren Dienst ergebend."*)

Und doch: trotz dieses abermaligen herben Urteils hatte sich in seiner Seele eine entscheidende politisch-nationale Wandlung vollzogen. 1804 schrieb er seiner Schwester Dorothea kurz und bündig: „Die preußische Luft gefällt mir nicht."**) Noch 1805 erwartete Arndt die Befreiung Europas aus den Händen des Korsen von Schweden, dem Vaterlande Gustav Adolfs und Karls XII.: „Dieser Stamm kann nicht vergehen und darf nicht vergehen. Von jeher kamen von Süden die Weltbildner, aber auch die Weltverderber; der Norden schickte die Rächer und Befreier aus. Ja wenn ganz Europa in Schlaffheit, Feigheit und Despotismus untergeht, wenn kein Land mehr ist, wo List und Tyrannei nicht gebieten, wenn keine Stimme sich mehr für Freiheit und Wahrheit erhebt, kein Arm das Schwert dafür zieht, dann wird in Skandinaviens Wäldern und Bergen noch ein freies Geschlecht wohnen, die geplagte und erniedrigte Welt zu strafen und zu erlösen, die Herrschaft und der Sieg wird von hier ausgehen und die Feigen werden zittern und dienen."***) Und am 21. März 1806 schrieb er an Charlotte von Kathen: „Bleiben die Schweden unsere Herren, so verlasse ich mein Vaterland nicht gern." Am 4. Juni 1807 dagegen gestand er ihr von Stockholm aus: „Mein Vaterland und seine heilige Sache verlasse ich nicht, so lange noch ein Tropfen Blut in mir warm ist. Ich fühle jetzt inniger als je, daß ich den Deutschen angehöre und keinem anderen Volke angehören könnte noch möchte.... Wären nur erst alle elende Fürsten zum Teufel und der Rührbrei der Verwirrung so groß als möglich."†) Aus dem schwedisch fühlenden Pommern war ein Deutscher geworden. Die Arbeit in Schweden hatte seine Hoffnung auf dies Nordland vernichtet; ein anderes wurde das Nordland der Zukunft: Deutschland. Und Preußen? — Mit bitterer Schärfe geißelte der „Blick vorwärts"

*) Schwerin, S. 680.
**) An seine Schwester Dorothea, Upsala 18. April 1804 in der Briefsammlung von Meisner und Geerds: Ernst Moritz Arndt, Berlin 1898, S. 49 ff.
***) Geist der Zeit, Teil I, S. 298 f.
†) Langenberg a. a. O., S. 42 f. und 56 f.

Digitized by Google

die preußische Politik vom Jahre 1795—1805, die das deutsche Volk „völlig als ein fremdes zu verlassen schien“.*) Aber die Zornrufe verwandelten sich in Erstaunen, als dieses Preußen, das den fridericianischen Staat, das „große Werk verborgener Weisheit“**) scheinbar kampflos zu Grunde gehen ließ, 1806 allein gegen den Allbezwinger sich zu erheben wagte; es war ihm eine ungeheuerliche Erscheinung, daß auf die größte Schwäche unmittelbar die mutige Kampfeslust folgte: „In jenem entscheidenden Jahre (1805) hat Preußens Politik sich in ihrer größten Schwäche und in einem Wahn offenbart, der ebenso unbegreiflich ist, als die plötzliche Kühnheit, die nach seinem Verschwinden in den Staat fuhr; als wenn schnelle Kühnheit versöhnen könnte, was durch lange Sünden der Schwäche aufgehäuft war.“***) Der Krieg von 1806—1807 spiegelte sich in Arndts Seele als eine Besinnung Preußens auf seine deutsche Stellung wieder. So versagte er dem gegenwärtigen preußischen Volke seine Anerkennung nicht, weil „die Zeit und ihr gräßliches Schicksal sie fühlen gelehrt hatte, daß sie Teutsche waren“; voll aufrichtiger Bewunderung blickte er zu Friedrich Wilhelm III. empor, als dieser nach dem Einzug Napoleons in Berlin um so enger sich an Rußland anschloß: „Dank dir, braver König! So nun herrschest du deiner großen Ahnherrn wert. . . Halte das Herz empor und die Hoffnung“!†) Er versuchte die Mißstimmung niederzuringen. In keiner seiner Schriften, die sich mit der damaligen Weltlage und ihrem Werden beschäftigen, tritt der Gegensatz Arndtscher Weltanschauung zu Friedrich dem Großen und dem fridericianischen Preußen weniger scharf hervor, als in dem zweiten Teil des „Geistes der Zeit“, dessen einzelne Abschnitte vom September 1806 bis Herbst 1808 niedergeschrieben sind. Ihr jäher Fall mochte das Urteil mildern. Die persönliche Größe des Königs tritt in lebhaften Farben hervor. Selbst eine mittelbare Wirksamkeit auf die deutsche Literatur wagt er ihr nicht ganz abzusprechen. Als der große Friedrich starb, so schreibt er, sproßte „ein junges, schöneres Leben, was die besseren Schriftsteller angezündet hatten, ein allgemein werdendes Gefühl von dem, was in dem Volke liege und was es wert sei; und daher eine gewisse Annäherung und

*) Der Geist der Zeit, Teil II, zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Blick vor- und rückwärts 1806 im September. 2. Blick vorwärts 1807. Januar. 3. Friedensrede eines Teutschen, gesprochen den 13. Juli 1807. 4. Letztes Wort an die Teutschen, gesprochen im Herbst 1808, S. 109.

**) a. a. O. S. 132.

***) a. a. O. S. 111 f.

†) a. a. O. S. 128.

Digitized by Google

Hinneigung aller zu allen, wenigstens durch den Sinn. . . Man fing an, auf den Namen Teutscher, auf teutsche Kunst und Sitte stolz zu werden" *), als die Revolution alles mit einem Schlage vernichtete. Allein bei aller hoffnungsfreudigen Zuversicht auf die Haltung Preußens blieb die Gestalt Friedrichs des Großen für Deutschland ein Unglück. „O wäre er, so ruft Arndt aus, als Habsburger geboren mit jenem Geist, jenem Mut, jenem Adlerblick, wir sähen kein geschändetes Reich, wir sähen keine zersplitterte Fürstenlose, welche die Gewalt teilt, als Nationen ausgerufen." **) Und bei dem Entwurf zu einem Plane für die Neugestaltung Deutschlands muß er sich unmutig eingestehen, daß es unmöglich sein würde, das von Friedrich geschaffene Preußen von der Bildfläche verschwinden zu lassen: „zwar ist es zerstört bis auf den Namen; aber der Name wird gewaltig wirken, wenn wir aufstehen, und wollen wir das große Werk nicht durch Zwietracht verderben, so muß wohl ein preußischer Staat bleiben, obgleich glücklicher für Teutschland nur ein Reich wäre von der Ostsee bis zu den Alpen." ***) Ihn verband mit diesem Staate nicht ein lebendiges Gefühl unbedingter, von allen Zeiterscheinungen unabhängiger Zusammengehörigkeit, das auf seiner geschichtlichen Vergangenheit beruhte. Sein Ideal für Deutschlands Zukunft wurzelte noch in einer unitarischen Neuschöpfung unter Oesterreichs Fahnen. Die Not der Zeit führte Arndt mit Preußen zusammen. Nur gezwungen machte er ihm für die Zukunft das Zugeständnis seiner Existenzberechtigung. Das Urteil über seine Vergangenheit änderte sich nicht, als ihn seit Dezember 1809 engere Bande durch seinen Aufenthalt in Berlin an das neue Preußen fesselten. Noch kurz vor der Erhebung Preußens, ins Frühjahr 1812, fielen in seinen „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte" jene schneidenden Worte gegen die undeutsche Art des Königs: „Friedrich stand da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unseliger von Gott verlassener Geist in der kalten Einsamkeit seiner Hölle. Er bildete sich ein, besser und größer zu sein als seine Zeitgenossen und sie verachten zu dürfen, weil er den göttlichen Trieb nie in voller Lebendigkeit fühlte, ihr Lichtführer und Freiheitsfürst zu sein. Wie konnte er das, er, dem das Fremde gefiel, der sich von den

*) a. a. O. S. 386 f. — Dabei ist aber wohl zu beachten, daß die Briefe an Schwerin, zu derselben Zeit geschrieben, auch sehr scharfe Urteile über Friedrich enthielten. Vergl. besonders S. 697 ff.

**) a. a. O. S. 246 f.

***) a. a. O. S. 431.

Digitized by Google

elendesten französischen Witzbolden gängeln und necken ließ, er, dessen tiefe Hoheit ihnen fremd blieb und hinter dem Rücken ihr Gespött ward und der von seinem eigenen Volke nichts wissen wollte. Denn verflucht ist, wer von seinem Volke lässet, und elendig gerät das Werk des Mannes, welcher keine Liebe hat." Die Stimme des Hasses gegen den Erbfeind, seine nach der Freiheit des Vaterlandes lechzenden Empfindungen drängten alle anderen Regungen zurück; er konnte in diesem Augenblicke auch die rein menschliche Größe des Königs nicht ruhig würdigen.

Erst die unmittelbare Berührung mit Land und Leuten, die miterlebte Größe des preußischen Volkes während der Freiheitskriege versöhnten ihn mit der zukünftigen Stellung dieses Staates innerhalb des deutschen Vaterlandes. Am 10. April 1814 sprach er Theodor v. Schön gegenüber die Hoffnung aus, daß Preußen, das einst von ihm so gehaßte Land, am Mittelrhein mächtig, der Hüter der Grenzmark sein würde.*) Das Volk hatte die fridericianische Zeit innerlich überwunden; ihre unseligen Folgen gehörten der Geschichte an. Friedrichs persönliche Größe blieb bestehen; ihren ewigen Gehalt konnte Arndt wieder unbefangener würdigen, ihr System und ihre Weltanschauung als einen Akt notwendiger Entwicklung begreifen, das Urteil über das in ihr enthaltene Lebensideal wohl mildern, aber im Prinzip nicht ändern: sein Leben und sein Wirken gehörten einer anderen Zeit an.**)

II.

In seinen „Erinnerungen" schrieb Arndt 1840 die Worte nieder: „Nun brach in meinem blühenden Jünglingsalter die große französische Umwälzung und mit ihr die große Umrollung der Herzen von halb Europa los. Diese ward allenthalben und auch bei uns im Hause für und wider heftig bestritten; hatte aber auch da mehr Freunde als Feinde; und ich mußte mich trotz meiner Abneigung gegen das Volk doch oft zu den ersten gesellen, weil die Verschuldungen der Regierungen vor Ludwig dem Sechzehnten

*) Meisner-Geerds a. a. O. S. 105.

**) Arndt kommt noch einmal im dritten Teil des Geistes der Zeit darauf zurück; vergl. noch die kurzen Angaben bei W. Wiegand: Friedrich der Große im Urteil der Nachwelt, Straßburg 1888. — Auf die Polemik, die sich an das Urteil Arndts anschloß, braucht hier nicht eingegangen zu werden; sie änderte an seinen Anschauungen nichts. Es sei hier nur auf seine hauptsächlichsten Gegner: v. Kamptz, Dohm und K. G. Neumann hingewiesen.

Digitized by Google

entsetzlich gewesen, weil manche von den Führern aufgestellte Lehren und Grundsätze unleugbar gerecht und heilig waren, wie sehr sie später auch entheiligt und befleckt worden sind." H. Carnot benutzte in seinem Aufsatz: „Les premiers échos de la revolution française au dela du Rhin"*) diese Worte, ohne übrigens in seiner Uebersetzung den letzten einschränkenden Relativsatz aufzunehmen, um mit freudiger Genugtuung selbst „le Gallophobe par excellence" den Reihen jener Deutschen einzugliedern, „qui acclamaient les idées de 89." K. Th. Heigel stimmt in seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches" diesem Urteil zu. Wie steht es mit seiner Berechtigung? —

Die Kunde vom Ausbruch der Revolution erreichte den neunzehnjährigen Arndt in Stralsund, wo er seit 1787 das Gymnasium besuchte. Sie bildete auch hier das Tagesgespräch der gebildeten Stände, den Gegenstand begeisterter Teilnahme seitens der Lehrer, die sich glücklich priesen, die Ankunft des menschlichen Heils noch mit eigenen Augen zu sehen, der Schüler, die es mit überschäumender Jugendkraft voll zu verwirklichen hofften. Die Richtlinien seiner geistigen Erfahrungen im Elternhause lassen es vermuten, daß Arndt sich zu solchen hohen Gedanken nicht aufzuschwingen vermochte; ebenso seine Stellung zu den Tatsachen der Geschichte und zu den Erlebnissen der jüngsten Gegenwart. republikanischen Gebilden des Mittelalters und der Neuzeit, den italienischen und deutschen Stadtrepubliken, konnte er keine Sympathie abgewinnen. Sein monarchischer Sinn bäumte sich gegen die Erhebung der nordamerikanischen Freistaaten auf; der englische Admiral Rodney, der Besieger der französischen und spanischen Hilfsflotten, war sein Lieblingsheld.**) So atmen denn auch jene Zeilen aus den Erinnerungen eine merkwürdige Ruhe und Zurückhaltung; sie stimmen nicht zu den lebhaften, scharf konträren Farbentönen, mit denen der Greis sonst sein Jugendbild zeichnet; lassen es nicht zu, allein aus ihnen eine innere Anteilnahme oder gar die positive Billigung der Ideen zu schließen, durch deren Verbindung die französische Revolution ihren Anfang nahm. Noch stärkere Bedenken gegen eine derartige Wertschätzung jener Worte gibt ein Urteil, das er weit früher seinem vertrauten Freunde

*) Erschienen in „Compte rendu de l'académie des sciences morales et politiques, nouvelle série XXX. tome. Paris 1888.

**) Schwerin S. 570.

Digitized by Google

Schwerin über die ersten Eindrücke der Bewegung in Stralsund und auf sich selbst zukommen ließ. „Kälter und bedächtiger", so heißt es*), „haben wohl wenige in Europa sie empfangen (als ich). Hier möchte ich fast sagen, daß eine dunkle Vorahndung mich geleitet habe, denn sonst weiß ich nicht, wie ich heißer, der damals Homer und Thucydides mit Andacht las, nicht auch Feuer fing, da alle Herzen und Köpfe rasend wurden; oder war es, daß ich Homer und Thucydides mit Andacht las und das Volk, welches Europa zu verjüngen versprach, verstand? Ich weiß noch — es war im Herbst 1789 — als unser Rektor in S. seine Zeitungskollegien hielt. Der Mann wollte nicht schlechter sein als andere. Aufklärung und Freiheit mußte der Zeit jeder im Munde führen, der nicht für einen Tropf gelten wollte. Von Pfaffentum, Vernunftreligion, unveräußerlichen Menschenrechten und vielen anderen Unveräußerlichkeiten, die seit fünf Jahren nur wieder gar zu veräußerlich geworden sind, hörte man damals in jeder Schenke, geschweige von jedem Katheder. Der gute Rektor erzählte denn mit heiligem Enthusiasmus die Einholung des Königs von Frankreich von Versailles, die herrlichen Aeußerungen des Volksgeistes, die Entstehung der Klubs und Kokarden und was sie für die neue Freiheit bedeuteten, und gab uns sogar den Prunk einiger Reden wieder. Er schien wirklich begeistert, was ihm sonst selten begegnete, und dies und die französische Art zu reden mußte mich verdrießen; genug, ich lachte, und nicht bloß im Scherz. Dies merkte er und ward noch heftiger, und entlockte mir Worte, worin ich laut protestierte und es klar aussprach, ich halte die Franzosen für ein albernes Volk — dies war das Wort —, das nichts Herrliches machen werde, und ich sehe nicht, wie man sich über kindische Streiche freuen könne. Ich vergaß wohl, mit wem ich sprach, und er behielt Recht und überzeugte mich durch jene Beweisart, die jetzt auch bei den Franzosen gilt. Ich schwieg und dachte über das Wörtlein albern weiter nach." Gewiß Worte, aus denen wohl niemand eine laute „acclamation des idées de 89" herauslesen wird. Weit eher klingt in ihnen eine jugendlich-trotzige Ablehnung dieser Gedanken, oder wenigstens ihrer Verwirklichung durch das französische Volk, wieder. Die Eindrücke und Erlebnisse seiner Kindheit, die noch mit ihrer ganzen ursprünglichen Kraft an seiner Seele arbeiteten, die Empfindungen, die sein kind-

*) Schwerin S. 571 f.

Digitized by Google

lich-unbeugsamer Royalismus noch den Unabhängigkeitskämpfen Amerikas entgegenbrachte, würden diese Haltung verständlich erscheinen lassen. Der junge Arndt wäre also im Gegensatz zu der Anschauung Carnots jenen Deutschen zuzuzählen, die sich der Bewegung des französischen Volkes von Anfang an grundsätzlich teilnahmlos, ja feindlich gegenüberstellten. Beide Werturteile entsprechen in ihrer allgemeinen Fassung nicht der Wirklichkeit. —

Die „Erinnerungen" erschienen 1840; niedergeschrieben sind sie schon in den vorhergehenden Jahren unfreiwilliger Muße. Die Absicht des Autors geht nicht dahin, die einzelnen Stufen seiner geistigen Entwicklung mit der Lupe scharfsinniger Kritik noch einmal hinaufzusteigen, sondern mit der Lust des vielerfahrenen Erzählers zieht er die Linien seines Lebens; bald stärker, bald schwächer, je nachdem ihn die Erinnerungen in das Land seiner Vergangenheit hinüberführen; sie sind keine kritische Selbstbiographie, sondern von einem breiten öffentlichen Leben und einer reichen inneren Erfahrung beeinflußte Rückerinnerung. Bevor die in ihnen angegebenen Tatsachen und geistigen Zusammenhänge für den Aufbau eines objektiv richtigen Lebensbildes Verwendung finden, sind sie aus dieser allmählich entstandenen, subjektiven Rinde herauszuschälen. Frühere Berichte und Aufzeichnungen, die den Zeitereignissen näher stehen, bieten dazu ein willkommenes, ja notwendiges Mittel.

Eine Erwägung anderer Art ist es, die gegen die Zeilen an Schwerin mißtrauisch macht, obwohl ihr Inhalt den Grundanschauungen der politischen Jugendgedanken Arndts entspricht. Der erste Teil seines „Geist der Zeit", der 1806 erschien, rief in dem Verfasser die Besorgnis wach, von französischen Häschern aufgehoben zu werden. Er stellte seine Vorlesungen an der Universität Greifswald ein und siedelte im Dezember nach Stockholm über. In den gebildeten Kreisen Schwedens machte sich eine breite Strömung geltend, die die französische Revolution offen begünstigte und Napoleon im Gegensatz zu dem Herrscher glühende Verehrung entgegenbrachte. Arndt wurde damit beauftragt, die schwedischen Gesetze für Pommern zu bearbeiten, sowie als Publizist und Uebersetzer politischer Flugschriften tätig zu sein; eine ihm hoch willkommene Arbeit. Gustavs IV. Haß gegen die Revolution und Napoleon konnte keinen geeigneteren Verkündiger finden, als den Flüchtling aus seinen deutschen Besitzungen, dessen Arbeiten seit dem Erscheinen von „Germanien und Europa" 1803 einen immer

Digitized by Google

schrofferen Ton gegen die Uniformierung Europas durch Frankreich angeschlagen hatten. Naturgemäß traten in den Schriften dieser Zeit jene Episoden vergangener Jahre in scharfer Einseitigkeit hervor, in denen ihm der Gegensatz zum Bewußtsein gekommen war; so auch das Stralsunder Erlebnis. Um also Arndts Stellung zur Revolution richtig zu beurteilen, werden als unbefangenste Quellen seine geistige Entwicklung und seine Schriften vor 1803 zu berücksichtigen sein. Nur auf dieser Grundlage ist es möglich, die Linien richtig zu ziehen, die ihn mit ihren Grundideen verbinden, sich aber zugleich der Momente bewußt zu werden, die zwischen beiden von Anfang an eine geistige Scheidewand aufrichteten. —

Zu den eingangs erwähnten großen Tatsachen, die Arndts geistigen Lebensinhalt während einer langen, glücklichen Kindheitszeit bildeten, waren in den Jahren, wo der Knabe zum Jüngling wird, zwei andere Erscheinungen getreten, die ihn mit einer neuen Zeit verbanden: der Klassizismus und Rousseau. Die Schriftsteller des klassischen Altertums, Cornelius Nepos und Caesar, Homer und Sophokles, Thukydides und Sophokles ließen ihn mit ihrer einfachen Erhabenheit geheimnisvoll in ein Land herrlicher Zukunft schauen; Caesar, Hannibal, Alexander begleiteten ihn auf seinen einsamen Streifzügen am Meeresstrand, durch die heimischen Fluren und Felder mit ihrem Heldentum. Heilige Begeisterung und frohe Werdelust, starke Liebe und zornigen Haß sog die jugendliche Seele in ihrer natürlichen Reinheit aus jenen Darstellungen und Gesängen. Die Feinde Roms wurden seine Freunde, das „stolze, treulose und unterdrückende Würgervolk" verletzte seine Freiheitsliebe. Die unaufhaltbare, das reiche Einzelleben der Völker vernichtende Uebermacht einer Stadt, ihre Weltherrschaft erschienen dem Jüngling als etwas Unnatürliches und Ungesundes. Auf dem Gymnasium und der Universität wurde die Lektüre der Klassiker, vorzüglich seiner Lieblinge, der Griechen, eifrig fortgesetzt. Ihr auf die großen Zusammenhänge gerichteter Sinn zog ihn an, ihre über den Einzelwillen sich erhebende Liebe zum Vaterlande wurde für ihn immer deutlicher ein Ziel, das auch er erreichen müsse. Die plastische Einheit des griechischen Mannes begehrte er in heißer Sehnsucht für sich selbst. Doch nie ging sein Enthusiasmus so weit, daß er staatliche Einrichtungen einer fernen Vergangenheit auf das moderne Leben übertragen und sich für leblose Ideale erwärmt hätte. Auch die Klassiker des Altertums

Digitized by Google

wurden nur Vorbilder für seine persönliche Geistesrichtung, nicht ewig gültige Urbilder allgemein menschlicher Einrichtungen, die es einfach zu erfassen galt.

Nach einer gleichen, rein persönlichen Richtung lenkte ihn die Lektüre von Rousseaus Emile, der ihm in seinem 15. Lebensjahr absichtlich in die Hände gegeben wurde. Er erschreckte ihn durch seine Paradoxen, und zugleich erblickte er in ihm sein eigenstes Bild und fürchtete, in künftigen Tagen eine Tyrannenseele aus sich werden zu sehen. Die Lektüre der Schriften des großen Genfers wurde für Arndt die Quelle des Kampfes mit seiner eigenen Lust und Sinnlichkeit, aber auch einer neuen Stimmung und geistigen Bewegung, der vollen Reaktion des Gefühls gegen die Verstandesbildung, der Erhebung seiner autonomen Persönlichkeit gegen die Zusammenhänge mit den sozialen Gemeinschaften.

Beide, der Klassizismus und Rousseau, obwohl in ihrem schließlichen Lebensideal so grundverschieden, rufen in ihm zwischen dem augenblicklichen Sein und dem zukünftigen Bilde seines Ichs, zwischen einer schöngeistigen, überlieferten Weltanschauung und einem kräftigen, selbst erschauten Ziele wohl jene geistige Spannung hervor, die im Frühjahr 1798 den Entschluß zu jener Reise reifen ließ. Sie war ein endgültiger Absagebrief an die Lehrsysteme der Aufklärung, ein bedingungsloser Verzicht auf jeden Erfolg der Mühe und Arbeit, die er ihnen als harten Tribut gezollt hatte. Jene Eindrücke waren in der Tiefe seines Seelenlebens niedergehalten worden; jetzt kommen sie an die Oberfläche. Es galt, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und damit auch zu den Ideen der französischen Revolution Stellung zu nehmen.*) Der Aufenthalt in Frankreich bot Arndt Gelegenheit, die in Praxis umgesetzten Folgen Rousseauscher Gedanken in Augenschein zu nehmen. Seine Beobachtungen legte er in einer Reisebeschreibung nieder, die bald nach seiner Rückkehr veröffentlicht wurden: frischen, zuweilen von dem Hauche derber, aber immer ungesuchter Natürlichkeit durchwehten Schilderungen seiner Erlebnisse.**) Sie beruhten auf eingehenden Tagebüchern; ihr Erscheinen bildete den Anfang einer sechzigjährigen literarischen Tätigkeit. Was er gesehen, nein mehr, was er innerlich erfaßt und erschaut hat, hält der Autor in seinen Aufzeichnungen fest und vergegenwärtigt es sich in dem Buche noch einmal: „Man sieht den Verfasser vor sich stehen, man hört

*) Vergl. über diese Einflüsse namentlich Briefe S. 167 ff.
**) Vergl. Anmerkung 1.

Digitized by Google

ihn erzählen"; es sind „seine Beobachtungen, seine Ansichten, seine Erfahrungen". *) In so lebendiger, durchaus persönlicher Anschaulichkeit reden diese Beschreibungen zu ihrem Leser; sie entbehren jeder gelehrten Betrachtung, ja fast jeder Reflexion. Sowie er hier erzählt, ist er gereist, offenen Auges für den Menschen als „einen Spiegel der Dinge, unter welchen er entstand und wuchs". Natürliche Menschen wollte er verstehen lernen, aber nicht in der Loslösung und Abstraktion von allem kosmisch Gegebenen und historisch Gewordenen, sondern gerade in der engen, unauflöslichen Verbindung mit diesen beiden Faktoren; nicht den Menschen an sich, sondern den Menschen als natur-geschichtlich gewordenes Produkt. Nirgends findet sich eine Spur konstruktiver Betrachtungsweise, die von den eigenen Ideen aus das Leben der Völker und Menschen angeblich objektiv zu begreifen sucht. Die eigene Persönlichkeit ist nur das Mittel und Werkzeug des Schauens, nicht das Ziel. Sie versucht deshalb nie in idealistischer und universalistischer Schönfärberei das Leben des von aller Entwicklung abstrahierten Naturmenschen als ein Bild ursprünglicher Gottähnlichkeit hinzustellen und eine absolute Form der Erkenntnis darzubieten. In der persönlichen und relativen Darstellungsweise liegt der Wert dieser Schilderungen für Arndt selbst und seine Objekte. Mit der Denkart und dem Wesen Rousseaus boten sie keine Berührungspunkte; den französischen Zuständen, soweit sie auf ihn zurückgingen, konnten sie keinen Beifall zollen.

Zwei Ziele hatte sich Rousseau für die Umwandlung des Menschengeschlechtes in seinen einzelnen Individuen gesetzt: die Wiederherstellung, Zurückforderung (réclamation) des Naturmenschen und die Heranbildung des vollkommenen sozialen Menschen. Beide wurden von der französischen Revolution übernommen; sie bildeten den Wesensinhalt der jakobinischen Auffassung vom Menschen. Die soziale Gleichheit und die natürliche Religion sollten die Mittel zur Verwirklichung abgeben. Ihrem Verlauf wandte sich das Interesse Arndts zu, als er im März 1799 bei Nizza französischen Boden betrat. Den dadurch bewirkten Umänderungen in Schule und Kirche schenkte er seine Aufmerksamkeit. Das Schulwesen der Republik verallgemeinerte die Rousseausche Erziehungslehre. Gleicher Unterricht aller Kinder durch den Staat, frühzeitige formale Durchbildung des Geistes, strenge Abhärtung des Körpers, unein-

*) So ein Kritiker in der „Allgemeinen Literaturzeitung" 26. März 1802.

Digitized by Google

geschränkte Geltung des Prinzipes der Nützlichkeit waren die Grundlagen des neuen Lehrsystems; lauter Forderungen, denen Arndt später auf das entschiedenste entgegentrat. Ein uniformer Unterricht sollte nationale Bürger aus der heranwachsenden Generation drillen, damit sie, angetan mit der Zwangsjacke der reinen Politik, der reinen Moral und der reinen Religion, das Werk der Lebenden vollenden und das goldene Zeitalter individueller Freiheit und sozialer Gleichheit zum Gemeinbesitz der Menschheit machen könnten.

Der Besuch einer Unterrichtsstunde in der neuen Zentralschule zu Nizza genügte für ihn, um derartige Ideen von sich abzuweisen. Das Bild, das sich ihm in Paris von den Folgen dieser Methode entrollte, war ebenso wenig erfreulich: der Besuch der Schule sehr schlecht, die Zahl der Lehrer nicht hinreichend, die Lehrmittel äußerst dürftig. Die radikale Umwälzung mit ihrem formalen Geistesdrill und ihrem geistlosen Nützlichkeitsprinzip zerstörte jene heilige Unschuld des Kindes, die noch die Stärke des Alters bilden soll, schon in der frühesten Jugend warf sie des Gedankens Macht in die Köpfe hinein, obwohl sie diese noch nicht beherrschen konnten. Für Arndt galt der Erziehungsgrundsatz: „Der Mensch soll so lange als möglich Mensch sein, ehe man ihn mit Gewalt lehrt, was ein Gott und ein Bürger für ein Ding sind.“ *) Immer wieder tönte die Frage des Schulmeisters in Nizza an sein Ohr: „Was ist ein freier Staat?“ und wie ein Keulenschlag wirkte die Antwort des Knaben: „Wo alle Bürger Souveräns sind.“ **) Bei dem Suchen nach ursprünglichem Menschentum ging es verloren, als sie es gefunden zu haben glaubten. Freie Menschen wollte Rousseau schaffen; durch das Parasitentum fremder Ideen geknechtete Sklaven drohte die moderne Schule der französischen Revolution zu erziehen.

Ebenso unsinnig und aller gesunden, volkstümlichen Entwicklung widersprechend mutete Arndt das Beginnen an, jede positive Religion zu vernichten und eine natürliche Religion von Staatswegen herzustellen. Die einheitliche Basis, die sich auf eine rationelle Erkenntnis aufbauen sollte, ging bald verloren: Die cynischen Kirchenfrevel und die Schändung aller Heiligtümer des Volksglaubens durch die radikalen Hebertisten überschritten selbst für Robespierre das Maß des Erträglichen und Nützlichen; die innerliche Anhänglichkeit des Volkes an die alten, überlieferten Zere-

*) Reisen II. S. 32.
**) Ebendaselbst.

Digitized by Google

monien und Gebräuche im Gegensatz zu neuen, von allen historischen Traditionen losgelösten Formen blieb ihm freilich unbekannt. Seiner nüchternen Auffassungskraft war es ein Geheimnis, daß mit dem sinnlichen Kultus der Volksseele die religiöse Weihe überhaupt entschwand. Arndt wurde bei dem Anblick der durch die Revolution geschaffenen Verhältnisse der folgenschweren Einwirkung sich bewußt. Positive Religionen müssen ewig sein: „Dies ist Notwendigkeit"; denn „jene Dreiviertel werden bei ihrem beschränkten Dasein, wo sie mit lauter Dingen und wenig mit sich selbst umgehen, immer etwas Sinnliches, Aeußeres und Bildliches haben müssen, sich des Heiligen in ihnen bewußt zu werden, und was sie dunkel fühlen, zu einer Art von Gedanken zu erheben, die man Gewissen nennt. Sie werden als irdischere Wesen nur in der Masse, d. h. in einer Gemeinde, sich stark zum Glauben und zur Hoffnung des Unbegreiflichen fühlen; sie werden an etwas Festes und Stehendes nur die Gefühle knüpfen können, die in ihnen durchaus unstät und schwankend sind, d. h. sie bedürfen einer positiven Religion." *) Die Einwirkung des Staates auf sie will er gerade im Gegensatz zu den omnipotenten Dekreten der Revolution möglichst eingeschränkt wissen, denn das Wesen der Religion hat seinen Höhepunkt gerade in der persönlichen Freiheit: „Frei mein Bekenntnis und mein Glaube, gebunden mein Wandel und mein Tun. Nur in gleichgültigen Dingen, in dem ganzen Aeußern, wie ich meine Religion mit anderen durch Ritus und Zeremonien feiere, bekömmt die Regierung ein Recht mitzusprechen; doch darf sie nicht befehlen, sondern nur anordnen und lenken in freier Uebereinstimmung mit jeder religiösen Gesellschaft." **) Bei aller Geistesfreiheit werden nach seiner Anschauung die verschiedenen Konfessionen und Sekten neben einander bestehen, ohne sich zu befehden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika lieferten ihm den Beweis. Seine unhistorische Methode kam ihm hier nicht zum Bewußtsein. Und überdies: „Im Grunde haben alle Menschen eine Religion, die auf das Höchste und Unendliche ihrer Natur gebaut ist, und diese Religion wird sie schon in den Hauptpunkten zusammenführen. Wie eine liberale Regierung den Geist der Zeit befördert und zugleich mit ihm fortgeht, also im Verhältnisse zu ihrem Zeitalter steht, so tut es auch die Religion meistens". Trotz dieser Anklänge an den Rationalismus wies ihn sein unbestechlicher

*) Ebendaselbst S. 284.
**) Ebendaselbst S. 287.

Digitized by Google

Wirklichkeitssinn immer wieder auf die Erhaltung und Durchbildung der positiven Religion hin; er erkannte, daß jede im einzelnen Individuum geborene Idee nur durch die Wiedergeburt in den sozialen Gemeinschaften zur Entfaltung gelangen könnte: „Alles Schönste liegt zwar in jedem Einzelnen, aber wird nur durch die Zusammenwirkung und Gemeinschaft vieler ausgebildet und geschaffen für die Erde." *)

Ganz zurückgestoßen fühlte sich Arndt von dem Geiste, der die Pariser Volksklassen beherrschte. Als ein schöner, ehrenvoller Tag hatte ihm der 14. Juli gegolten; „selbst seinen blutigen Kampf kann man ohne Schauder ansehen; denn er war ein Kampf des Lichts gegen die Finsternis." **) Aber unwürdig verlief die Feier dieses Tages als eines nationalen Gedenktages. Widerlich und abstoßend war der Trauerzug für die ermordeten Rastatter Gesandten. Die Sitzungen der Fünfhundert erweckten keinen Enthusiasmus für politische Körperschaften in seiner Seele. Das von jeder Sitte emanzipierte Wesen der französischen Frau, die ohne zu erröten anstößige Zettel auf der Straße ergriff und durchlas, erfüllte ihn mit Unbehagen: „Eine Teutsche würde ihn und den Darbieter mit Händen und Füßen von sich schieben. So zeichnen sich die zarten Unterschiede der Sitten und Charaktere der Völker." ***) Bitter anklagend und ernst mahnend mußten seine Sätze in die deutsche Welt hineinschallen: „Wie lange wird es währen, so schreibt man eine reine Kunst zu buttern und zu pflügen und beweist im ganzen Ernste a priori, daß der Wind wehet und daß der Regen naß macht. Diese Sucht, jedem Dinge ja seine philosophische Reinheit und Apriorität anzudrechseln, wenn dieses Andrechseln auch nichts anderes sein sollte, als was man sonst sagt, einem eine wächserne Nase andrehen, hat schlimme Folgen." Und: „In Grotius und Machiavelli ist mehr Gesundes über die Kunst, Menschen zu regieren und Staaten aufrecht zu erhalten, als in allen Philosophien des Rechts und der Politik a priori; „aus zu mutwilligen Absprüngen von der Natur ist ein unnatürliches Naturrecht entstanden." †)

Am 19. August 1799 betrat Arndt bei Aachen wieder deutschen Boden. Aus so verschiedenen Zeiten und Stimmungen heraus die

*) Ebendaselbst S. 287 und 296.
**) Ebendaselbst S. 261.
***) Ebendaselbst S. 239.
†) Ebendaselbst IV. S. 21 f.

Digitized by Google

oben erwähnten Stellen aus den Briefen an Schwerin und den Erinnerungen niedergeschrieben sind, eins klingt deutlich hervor: die Abneigung gegen das französische Volk. Schon während des Geschichtsunterrichts auf dem Gymnasium hatte in dem jahrhundertelangen Ringen zwischen England und Frankreich seine Sympathie sich dem Inselvolke zugewandt. Durch den Aufenthalt im Lande selbst wurde sein Widerwille gegen das französische Wesen noch vermehrt. Und was sah er bei seiner Heimkehr? Nur zu deutlich, daß die rheinischen Länder in den wenigen Jahren der Okkupation bereits verwelscht waren. In Köln, Bonn, Koblenz, Mainz litt es ihn nicht lange. Heimatsgefühl packte ihn erst, als er in den Mittelgebirgen des Odenwaldes und Spessart den buntscheckigen, aber gut bewaffneten Bauernscharen begegnete, die seit dem Jourdanschen Rückzug im März den Schrecken der Franzosen bildeten. In den germanisch-romanischen Grenzländern Steiermarks war ihm die lebhafte Bewunderung für Bonaparte zum ersten Male entgegengetreten: „il Buonaparte è una grandissima desta." Unverständlich blieb ihm bei den gewaltigen politischen Umwälzungen Oberitaliens das Urteil des Volkes: „Sonderbar ist es bei dieser Stimmung der Gemüter und in dieser verwickelten Lage der Dinge, daß über Einen Mann nur eine Stimme herrscht, von Grätz bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde; immer wird Buonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert."*) Willenlose Hinnahme der Fremdherrschaft war auch das politische Gepräge der Rheinlande. Jene Weltherrschaft, die ihm die Geschichte Roms so verhaßt machte, drohte auch hier als Endergebnis. Die Abneigung gegen welsche Sitten und Gebräuche wurde zum Haß gegen das Volk, das die geschichtliche Eigenart vernichten, sich als das auserwählte den anderen aufoktroyieren wollte.

Mit dem Sommersemester 1800 begann seine akademische Tätigkeit an der heimatlichen Hochschule. Schon das Verzeichnis seiner Vorlesungen läßt erkennen, wohin seine Arbeit zielte: er bemühte sich, seine persönlichen Erfahrungen auf der Reise, namentlich in Italien und Frankreich, historisch zu vertiefen, sie mit der politischen und geistigen Gesamtlage der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, sowie diese selbst daraus in ihrem Ursprung zu verstehen und kritisch zu beurteilen. Aber es blieb nicht bei einer

*) Reisen I S. 383 und II S. 39.

Digitized by Google

bloßen Kritik der Objekte. Von Anfang an war nicht abgeklärte Wissenschaft als reine Erkenntnistätigkeit sein Ziel; sie wurde ihm erst wissenswert durch ihre praktische und persönliche Anwendung auf das pulsierende Leben und die eigene Individualität. Diesen historisch-politischen Charakter tragen auch die beiden Schriften, die bereits vor der Reisebeschreibung erschienen, doch ihrem geistigen Ursprunge nach dahinter anzusetzen sind: die „Dissertatio“ und „Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken“.

Die Dissertatio wandte sich gegen die Allgemeingültigkeit der Rousseauschen Idee, daß die bestehende Kultur in Staat und Gesellschaft der Grund alles Uebels sei, und daß der von ihr losgelöste, natürliche Mensch nur zu handeln brauche, um gut und glücklich zu sein und zu bleiben. Arndt führte das System auf seine geschichtliche Bedingtheit und Abhängigkeit, das politische, gesellschaftliche und religiöse Leben Frankreichs zurück. Dieser historische Zug weht durch das ganze Schriftchen. Stimmungen für republikanische Staatsformen, wie sie in Deutschland weit verbreitet waren, fanden bei ihm keinen Einlaß. Nicht auf die Verfassung kommt es an, daß die Bewohner eines Staates glücklich sind, sondern auf die regierenden Persönlichkeiten: „leges et res publica non tam homines vertisse et mutasse dici possunt, quam illas ab hominibus mutatas videmus.“ Eine ideell gleiche Natürlichkeit aller Menschen war für seine Anschauung unannehmbar. Selbst von ursprünglichen Rassenunterschieden abgesehen, bedingen schon die geographische Lage und die klimatischen Verhältnisse eine verschiedenartige Entwicklung, ja sie können für die Zukunft eines Volkes ausschlaggebend wirken: „populus qui portibus caret, vel eo ipso quodammodo ad aeternae barbariei tenebras condemnatus est.“ Ebenso schroff wird die Annahme einer unverdorbenen Gutheit des ursprünglichen Menschen zurückgewiesen. Er stützte sich darauf, daß die mit Vorliebe als Beispiel angeführten Germanen der taciteischen Zeit durchaus keine Naturmenschen mehr gewesen seien, daß Rousseau bei den Spartanern nur die guten Seiten hervorkehre und daß nach den neueren Forschungen den Eingeborenen der australischen Inseln durchaus nicht jene natürliche Gutheit angeboren wäre. Alle diese Voraussetzungen entsprechen nicht dem Wesen des Menschen. Denn jedem Individuum und jedem Volke ist der Trieb angeboren, auf der Bahn geistiger Entwicklung fortzuschreiten. Ihn eindämmen oder einschränken wollen, hieße den natürlichen Menschen verkennen. Es ist unmöglich „aut studiis et industriae certum finem ponere: vi

Digitized by Google

naturae nostrae, sive voluntatis potentis arbitrium, sive necessitatem caeci cuiusdam motoris appellare placet, agimur et iactamur. Animalia res accipiunt, ut offerantur — — homo omnia putat, exercet, expolit, libidine efficiendi aliquid et producendi sollicitatur, et licet principia rerum haud ab illo pendeant, ad formandas tamen et erudiendas summo studio fertur." Von einer lebensvollen Wirklichkeit des Menschen in seiner Verbindung mit der Natur und Geschichte war der Verfasser bei der Beurteilung Rousseaus ausgegangen. Von dem werdenden Menschen zu dem Menschen an sich gab es keine verbindende Brücke.

Das Werden als das Wesen des Menschen wurde der Ausgangspunkt der zweiten Schrift. Die ewige Bewegung der Menschheit, ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen ist unvermeidlich, und wohl dem, der „selbst in dieser unendlichen Bewegung, in diesem ewigen Strudel der Meinungen und Taten die Notwendigkeit ehrt, die erste und strengste Göttin der Menschen." Den unaufhörlichen Wechsel, das heraklitische πάντα ῥεῖ, wegen der Unmöglichkeit, sein Woher und Wohin zu deuten oder begrifflich darzustellen, in seiner Wirklichkeit zu leugnen oder zu mißachten, heißt die Bedeutung und das Sein des Menschen und der Völker verkennen: „Warum der Mensch ein ewiges Spiel seines Wollens und Meinens ist, warum die Völker sinken oder steigen — — das sollte man ebenso wenig fragen, als warum der Vogel fliegt und die Quelle fließt." Solche Anschauungen verwehrten es Arndt, der weit verbreiteten Tagesmeinung deutscher Dichter und Publizisten zu folgen und die republikanische Staatsform wenigstens in Gedanken als die allgemeingültige Norm anzusehen. Um ihre Nichtigkeit darzutun, will er sich nicht als Bürger eines bestimmten Standes, sondern als Mensch der Freiheit der alten Republiken gegenüberstellen. Er wies es zurück, daß die alten Verfassungen menschlicher und menschenbeglückender seien als die neuen, dem aristokratischen Staate der Spartaner war der Krieg, „diese scheußlichste, obgleich notwendigste Kunst der Künste", der Zweck seines Lebens; die Arbeit verrichteten Sklaven; und trotzdem führten die Freien ein Leben „ohne Grazien und Musen"; ihr Militarismus zeugte die kriegerischen Tugenden der Tapferkeit und der Stärke, barg aber zugleich eine grausame Behandlung der Unterworfenen und tötliche Einerleiheit des täglichen Lebens in seinem Schoße. Das Leben Athens war durch das Schöne verklärt, die bürgerliche und politische Freiheit so groß, „wie sie seitdem nie und nirgends gewesen ist . . .

Digitized by Google

Und doch wie elend ward dieser Staat, wie nichtswürdig und verworfen seine Bewohner, wie ruhmlos sein Ende!" Gerechtigkeit gegen Bundesgenossen kannte weder Sparta noch Athen. Und aus der Geschichte der römischen Republik vermag er nur die traurige Lehre zu ziehen, „daß in der Welt kein Reich der Gerechtigkeit möglich ist." Obwohl der Römer sich gerade der Freiheit rühmte, gab es doch Sklaven. Sie verlangten dies edelste Gut für sich, verweigerten es anderen. Würden die modernen Freiheitsstürmer diese Klippe vermeiden? —

Beide kleine Schriften Arndts, obwohl in der Gesamtheit der literarischen Kundgebungen jener Zeit an objektivem Werte gering zu bemessen, sind für seine persönliche Stellung zu den hin und her erörterten Streitfragen dieser gärenden, stürmischen Jahre von grundlegender Bedeutung. Sie grenzen seine Persönlichkeit gegen alle jene Kreise ab, die in Rousseau ihren Ausgangspunkt hatten. Die geistige Unruhe trug er auch in seine Seele hinein, öffnete sie dem selbstbewußten, starken Lebensideal, das sich durchringen wollte. Der Humanitätsgedanke, die angeborenen Rechte des Menschen, die Bedeutung jedes Einzelnen für die Gesamtheit zur Geltung zu bringen und damit die menschliche Kraft zur lebendigen Tat heranreifen zu lassen, war der seine. Das aus der Tiefe des Herzens hervorquellende Innenleben Rousseaus bewunderte er; aber die uferlosen Ströme, die alles überfluteten und niederrissen, konnte seine Seele nicht fassen. Die Grundlagen, auf denen die so freiheitlich und republikanisch Gestimmten ihr Ideal verwirklichen wollten, vermochte er nicht zu den seinigen zu machen. Ihr radikaler Souveränetäts- und Persönlichkeitsdünkel, dem die Läuterung durch selbstlose Arbeit im Dienste des Nächsten und der sozialen Gemeinschaften sowie die sittliche Tat ernster Resignation auf alles dem Persönlichen Fremde fehlte, verletzte ihn. Sein Wesen fühlte sich aufs neue mit der heimatlichen Scholle verbunden, jetzt nicht durch die Verhältnisse beherrscht, sondern kraft eigenen Willens liebevoll in sie hineingefügt. Der klassische Hellenismus hatte ihn gelehrt, die gegebene Ordnung des Staates als eine Notwendigkeit in sein Leben, sein Leben in den Gesamtwillen einzufügen. Er hatte in der Tat Homer und Thukydides mit Andacht gelesen. Die pessimistische Auffassung der Geschichte der Gegenwart, die den Umsturz predigte, um nicht in den stillen, bescheideneren Gang des allmählichen Werdens eingreifen zu müssen, das Phantom eines vollkommensten Staates, das ihm auch hier wieder entgegentrat

Digitized by Google

und jeder persönlichen Kraft spottete, und die rücksichtslose Abstraktion von allen seinen physischen und rechtlichen Grundlagen widersprachen seinem wahrhaftigen Realismus, der nur auf die Erkenntnis des in der Geschichte sich offenbarenden Wirklichen und dessen innerer Verarbeitung eine Menschen- und Weltanschauung aufbauen wollte. Rudolf Eucken charakterisiert das Wesen Rousseaus dahin, daß in seinen Prämissen „etwas Unmittelbares, Intuitives, Gefühlsmäßiges" wirkt, daß hier „eine stark erregte, überaus bewegliche Subjektivität in die Dinge einfließt und ihnen ein inneres Leben gibt", daß dagegen in den aus ihnen gefolgerten Gedankenreihen das strenge Vermögen logischer Abstraktion vorherrscht. Bei Arndt ist es umgekehrt. Fest und klar sind die Gesetze, die des Menschen Verhalten zur Natur und Geschichte bestimmen sollen. Sie heißen: Glaube allezeit und allerorten an einen angeborenen Menschenadel und darum an die Herrschaft des Menschen; suche das Dir eigentümliche Maß und erringe Dir Deine Stellung in dem unaufhörlichen Wechsel; erkenne Deine Beschränkung durch Raum und Zeit und Deinen unauflöslichen Zusammenhang mit der Gesamtheit als eine Notwendigkeit des menschlichen Lebens. In diese festgezimmerten Leisten fügen sich in reichster Mannigfaltigkeit alle die individuellen Einzelbilder ein. Gerade weil der Mensch durch Gesetze mit Natur und Geschichte eng aneinander gebunden ist, gilt auch für ihn das freie, aber nicht zügellose Werden; denn Natur ist nicht wildes Chaos, sondern durch die Schöpferkraft des Menschen umzugestaltender Kosmos, Geschichte nicht zusammenhangslose Neubildung oder gar rückläufige Vorbildung, sondern tief innerliche, auf allen vorangegangenen Zeiten ruhende, daher notwendige Bewegung. Diesem festen Boden entstammen Arndt, und seine Menschen stellen sich mit beiden Füßen auf den irdischen Boden des Wirklichen und schaffen sich ihren Himmel und ihren Gott, intuitiv und unmittelbar, wie es ihre Seele verlangt: „Nicht Bücher, nicht alle Ziererei der Welt, was man Lebensart, Anstand, und der Teufel weiß wie sonst nennt, nicht dies macht den Menschen; sondern die lebendige Welt, worin sein Gemüt ihn hineinzieht, und die übersinnliche Welt, die in diesem Gemüte sich selbst entwickelt, wenn es im Sturm des Lebens Zeit hat, sich selbst je bewußt zu werden."*) Nicht pessimistisch rückwärtsschauende, romantische Empfindsamkeit, sondern freudig vorwärtsdrängenden

*) Reisen I S. 26.

Digitized by Google

Individualismus atmete sein Wirken; unbekümmert darum, ob Großes oder Kleines die Schicksalslose ihm beschieden hatten, wenn es nur seiner Eigenart entsprossen war:

Steh' und falle mit eig'nem Kopfe,
Thu' das Deine und thu' es frisch!
Besser stolz an dem ird'nen Topfe,
Als demüthig am gold'nen Tisch.
— — — — — — — — — —
Jeder suche zum Kranze bescheiden,
Was von Blumen er finden mag.
— — — — — — — — — —
Lebe! halte! doch lauf' nicht nach."*)

Daß solche Grundsätze den starren Formeln eines überlieferten Dogmatismus sich nicht einfügen wollten, entging dem scharfen Widerspruch nicht, den die zweite Schrift in den Kreisen der Greifswalder Kollegen erfuhr. Der unaufhörliche Wechsel alles Seienden, der an jeden Menschen auf's neue mit der Aufgabe herantrat, selbst sein, ja das Lebensproblem zu stellen und zu lösen, bedeutete für die älteren, mit der Tradition verwachsenen Gelehrten den Umsturz alles Sittlichen als eines festen Gehaltes und Gesetzes. Manch' biederer Genosse, der sich in diesen Individualismus nicht hineinleben konnte, schüttelte bei den Anfangsworten: „Ewiges Spiel ist das Leben der Welt und Spiel ist das Leben der Menschen" das greise Haupt und erblickte in dem seiner Kraft bewußten Feuerkopf einen offenbaren Verderber der Jugend. Ein sonst auch von Arndt hochgeschätztes Mitglied des Konzils gab diesem sittlichen Bedenken freimütigen Ausdruck in einem Schreiben vom 22. November 1800 an den Freiherrn v. Essen, den General-Gouverneur von Pommern und Kanzler der Akademie, dem die Schrift gewidmet war, und bat in Erwägung zu ziehen, „daß junge Männer, die sich der Akademie widmen und Lohn genießen wollen, zuverlässige Proben von Festigkeit in einem der akademischen Jugend zum guten Beispiel dienenden sittlichen Betragen geben mögen."**) Ihn selbst zog die lebendige Welt bald in die Kämpfe der Gegenwart hinein; er sollte in wenigen Jahren die Schwungkraft seines konkreten Individualismus gegenüber dem abstrakten Rousseaus beweisen, und es in die Tat umsetzen: „Sei an deinem Platze hilfreich, menschlich, gerecht, und deine Liebe

*) Aus dem „Lebenslied" 1800; Gedichte Teil 1 S. 68 f.
**) Alb. Hoefer, „Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts", Berlin 1863, S. 41.

Digitized by Google

zum Einzelnen geht in die Unendlichkeit hinein, als Wechselwirkung auf das Allgemeine über, — du bist ein rechter Weltbürger.“*) Die Auseinandersetzung mit den Gedanken der Revolution und ihren Folgen war noch nicht beendet. Der Bastillesturm am 14. Juli hatte die Macht des Despotismus in Frankreich gebrochen. Bald war es nicht mehr möglich, seine Ohnmacht zu verbergen, das künstliche Staatsgebäude zusammenzuhalten; die Finanzmaschine versagte den Dienst; es wankte und wich in allen Fugen. Diesen Sturz des Alten als die letzte Ursache der Revolution begrüßte Arndt beifällig, so lange er sich nicht mit der gärenden Stimmung und den überspannten Träumen der politischen Philosophen durchsetzte. Die Tatsache, daß ein ganzes Volk sich „das heilige Gesetz der Menschlichkeit“, die persönliche Freiheit, erkämpfen wollte gegen die politischen und sozialen Sünden der Könige und gouvernementalen Gewalten, errang trotz der Abneigung gegen die Nation seine Sympathie. Wohltuend berührte ihn auf seiner Reise die günstige Stellung der französischen Bauern im Gegensatz zu der drückenden Lage in der Heimat und den traurigen Beobachtungen in Ungarn, wo das Land reich, seine Bewohner arm waren. Er lobte den Geist, der die republikanischen Offiziere und Soldaten gleichmäßig beseelte: „lebendige Männer in ruhiger Kraft“. Das volkstümliche und aus dem Volk geborene Element schien seine Bedeutung wiederzuerlangen. Was er für Deutschland ersehnte, sollte hier werden und seinen Anfang nehmen. Dieser Gedanke entlockte ihm noch 1803 in „Germanien und Europa“ trotz aller Zweifel, die ihn nie verlassen hatten und trotz des Grauens, das er vor den „aus Energie von Ideen“ verübten Greueln empfand, das Geständnis: „über diesen Ruinen der Staaten und Menschen sah ich den Geist fliegen, der sie gemacht hatte; ich sah ihn so hoch fliegen und so herrlich in manchen Punkten seines Erscheinens, daß ich hoffen konnte, er werde seine Seele wiederfinden, die er, nun von seiner gräßlichen Verlassenheit belehrt, wirklich beginnt zu suchen; er werde sie finden und mit ihr den Staaten eine schöne feste Gestalt und den Menschen Kraft, Gehorsam und Liebe geben. Ich habe diese Hoffnungen noch nicht verloren, sie sind nur getäuscht.“**) Die Verbindung der volkstümlichen Kraft mit den nüchternen Gedanken Voltaires und den berauschenden Ideen Rousseaus führte

*) Germanien und Europa S. 173.
**) S. 234.

Digitized by Google

zur schrankenlosen Willkür; diese Willkür wurde Gesetz: Arndt sah seine nächsten Folgen; und dieses Gesetz sollte die Welt beglücken, das französische Volk das Herrenvolk, alle anderen Knechte des französischen Volkes werden. Die durch Sprache und Klima, Gesetz und Staatsgrenzen bedingten Unterschiede wurden jetzt praktisch geleugnet; abstrakte Ideen allgemeiner Völkerbeglückung und allgemeiner Gleichheit wüteten in zügellosem Wahn ohne Barmherzigkeit mit dem gegenwärtigen Elend gegen die lebenden und werdenden Generationen, um in weiter Ferne einen erträumten Glückseligkeitszustand heraufzubeschwören: Grauen erfaßte ihn, als er diese furchtbare Wirklichkeit mit eigenen Augen erblickte.

Die Hoffnung Arndts auf eine allmähliche, von Nation zu Nation fortschreitende, aus den Tiefen j e d e s Volkstums schöpfende Bewegung war hier getäuscht. Von dem „großen Genius Bonapartes" erwartete er zunächst, daß dieser den Entartungen der Revolution entgegentreten und ein neues, auf der gesunden Grundlage eines freien Volkes sich aufbauendes Frankreich schaffen werde. Auch dieser Glaube wurde bald zerstört. Die Rückreise durch die Rheinlande nahm ihm bereits die Zuversicht. „Germanien und Europa" ist eine runde Absage an Napoleon. Unumwunden gesteht er zwar zu: „es liegt etwas in ihm, was große Menschen immer charakterisiert hat: eine kühne und klassisch gehaltene Weise zu handeln und zu sprechen, eine gewaltige Naturkraft, welche die Herzen bezwingt und selbst die Widerstrebenden zum Gehorsam zügelt; kurz das Talent zu herrschen, in einem hohen und energischen Charakter." Allein er kannte weder seine Zeit noch Pflicht, wie Friedrich der Große: „Auch e r bindet noch an die Extension und an den Glanz die Größe eines Volkes, welche er an die Intension und die Sonnenwärme der Gerechtigkeit binden sollte. Er, der suchen sollte, dem Volke Ruhe und Festigkeit, die Grundstützen des Bürgerglückes zu geben, reißt es in den tollen Wirbel der Ruhmsucht, entweder aus Unverstand, oder weil er Herr sein will; in beiden Fällen ist er ein großer Sünder gegen sein Zeitalter und ein frischer Begründer des Despotismus.*) Wo seine Persönlichkeit ganz in den Dienst hoher Dinge, der Fortbildung der Menschheit, aufgehen, in ihm ewiges Leben finden

*) S. 395 ff. Das Urteil Treitschkes, daß sich die Umwandlung in Arndt erst nach der Schlacht von Austerlitz im Geist der Zeit, Teil 1, vollzogen habe, läßt sich nicht aufrecht erhalten; vgl. historische und politische Aufsätze Bd. IV S. 537.

Digitized by Google

sollte, drehte sie sich eitel um sich selbst, ist eitel und feig für ihr eigenes Leben in der Zeitlichkeit besorgt. Um den Kultus seines Ichs, nicht um das Wohl des Volkes und damit der Menschheit handelt es sich bei seinen Maßnahmen: ihre Freiheit beschränkte sich auf das gehorsame Tun und Lassen; Befehlen und Verbieten war Sache der Regierung. Damit das Volk sein ursprüngliches Ziel vergesse, das freie Menschentum im Volksstaate, wurden der „Ruhm des französischen Namens", die „Tapferkeit und Unbezwinglichkeit ihrer Braven" von ihm gepriesen. Die innere Organisation des Staates ordnete er neu, schränkte aber zugleich die Selbstverwaltung und Selbstbestimmung der Bürger bedenklich ein; aus den Defensivmaßnahmen wurden Angriffskriege; die natürlichen Grenzen der Nachbarstaaten blieben trotz aller angeblich natürlicher politischer Grundsätze unbeachtet. Bonapartes auswärtige Politik entsprach nicht Staatsgrundsätzen, sondern persönlichen Rücksichten; und nur für die eigene Glorie und die eigene Macht sucht er Handel und Industrie, Wissenschaften und Künste zu einer frühzeitigen, unnatürlichen Blüte zu bringen. Alles in allem: „Bonaparte ist im rechtesten Sinne ein Emporgekommener", nur dazu gemacht, um niederzureißen, nicht um Neues zu schaffen; Frankreich unter ihm auf dem besten Wege, wiederum das Land des persönlichsten Despotismus zu werden, von dem es die Revolution, der 14. Juli, hatten befreien wollen.

Trotzdem: die zuversichtliche Hoffnung, daß die Revolution groß sei und zu einem guten Ende führen werde, gab Arndt nicht auf. 1805 konnte er von den trefflichen Einrichtungen und vorbereitenden Schritten der Bewegung kaum noch eine Spur entdecken; und doch: wie zukunftsfreudig klingen seine Worte im Herbst 1808: „Die französische Revolution ist ein Zeichen der dritten großen Epoche des Christentums",*) nachdem Luthers Werk unter seinen Nachfolgern durch drei Jahrhunderte der lebendigen Kraft, der schaffenden Persönlichkeit entbehrt hatte. Ein Zeichen, keine Realisierung! Die Größe des einen revolutionären Gedankens, die Idee der persönlichen Freiheit im Volksstaate, hatte er aufgenommen; die Hoffnung, daß das französische Volk dazu berufen sei, sie zu verwirklichen, hatte stets auf schwachen Füßen gestanden; jetzt schwand sie mehr und mehr aus seinem Sinn; es wurde die niederreißende Macht aus dem Süden. Von Norden her mußte

*) Geist der Zeit II S. 841.

Digitized by Google

der Mann kommen, der in die verlassenen Bahnen einlenkte: „Ich habe mich gesehnt, einen großen Mann zu sehen, sehnlicher kann der Jüngling nicht nach der Braut hinsehen.“ Ueber dieser heißen Sehnsucht vergaß er nicht die Wirklichkeit. Neben der „etwas wilden und bruchstückigen Aussprudelung“ seiner Ansicht der Weltlage von 1802 in „Germanien und Europa“ steht unmittelbar der zielbewußte, schlagsichere „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, die ihre Aufhebung in den schwedischen Gebieten Pommerns zur Folge hatte. Hier handelte er an seinem Platze, in den ihm gesetzten Verhältnissen. Nicht einem abstrakten Freiheitsbegriff zuliebe wurde diese historisch-politische Streitschrift verfaßt, sondern weil die Verhältnisse *seines* engeren Heimatlandes, der *augenblickliche* Staat einen freien Bauernstand forderten: „Man stelle mein Werk an das Bedürfnis und an das Urteil und Vorurteil meines Landes. Wie ich dieses kenne, so schreibe ich, denn ich schrieb nur für mein Land;“ und „die freie fortschreitende Gesellschaft will freie Bauern des Landes. Was einst erlaubt war, ist es nicht mehr für unsere Zeit; wir haben vom menschlichen und politischen Unrecht ein Wissen und Gewissen ganz anderer Art als unsere Väter, wir sollen also auch Bürger sein in einem anderen Sinn als die Väter.“ Sein freies Menschentum war unauflöslich mit den bestehenden Verhältnissen in Staat und Gesellschaft verbunden; Mensch sein und Bürger eines Staates sein gehörten zusammen. Die menschliche Freiheit sollte gerade ihrer Natur nach die richtige Grenze in den zeitgemäßen Bedürfnissen des Staates finden: „Der Staat darf durchaus keine Einschränkung der Menschenkraft dulden, welche nicht unmittelbar aus der Notwendigkeit seiner Erhaltung und seiner Sicherheit erfolgt“; und wenige Zeilen später: Jeder muß dienen und gehorchen; „aber nur nach den Gesetzen der Naturnotwendigkeit des Staates sollen wir dienen und gehorchen. Aller Dienst soll sein im Sinne des Staates, der die höchste Willkür in der Beschränkung ist, nicht im Sinn des egoistischen Begehrens, welches seiner Willkür die des Staates unterordnen möchte. Die Freiheit, wie sie im Staate sein kann, stellt das Naturmaß und die Naturgerechtigkeit wieder her, welche die Knechtschaft nach allen Seiten aufhebt.“*) Der französische Revolutionär wollte Neues schaffen, um zu herrschen, der deutsche

*) In der Vorrede; ferner S. 239, 250.

Digitized by Google

Mann, um zu dienen. Für ihn selbst galt es: „Dienst aber ist ein großes Wort, kein Ding besteht ohne Dienst, ja das ganze All der Dinge ist in einem ewig wechselseitigen Dienst, also in einer ewigen Abhängigkeit von einander. . . Einer für alle und alle für einen, das ist ihr großes Gesetz; nie ist eine aristokratische Rangordnung gewesen in ihrem Reiche, und wenn es einen Schein davon gibt, so hat der eitle Mensch ihn hineingebracht.“*)

Gewiß klangen aus den Ideen der französischen Revolution und den Schriften Arndts gleichartige Stimmungen wieder, die sie in einzelnen Momenten einander nähern und es ihn ahnen lassen, daß trotz aller Irrwege mit dieser Bewegung als einem großen, geistigen Ganzen eine neue Zeit für die europäischen Völker angebrochen sei. Aber ihren Gedankengängen fehlt der innere Parallelismus, der allein eine Uebertragung geistiger Energie bewirkt. Die Revolution sog ihre ungestüme, nach außen hinstürmende Kraft aus einer gedachten Welt, die sie nicht zur ruhigen Innerlichkeit kommen ließ; Arndt wurzelte ganz in der wirklichen Welt, die er sich in harter, innerlicher Arbeit zu eigen machte. Bei der Revolution verband sich mit dem Begriff der Freiheit eine angeblich ursprüngliche und wiederzugewinnende Gleichheit; Arndts persönliche Freiheit war undenkbar ohne die individuelle Verschiedenheit der Menschen; sie herauszuarbeiten und als das Ziel aller Entwicklung hinzustellen, ist der Zweck seiner beiden von innerer Gesundheit und persönlicher Kraft strotzenden kosmopolitischen Schriften: „Fragmente über Menschenbildung“ und „Briefe an Freunde“. Nichts berechtigt dazu, bei ihm von einer „acclamation des idées de 89“ zu sprechen. Wo sie hervortreten, erfahren sie eine bewußte Umbildung. Sein Lebensideal war ein anderes als das der französischen Revolution.

Im Sommer 1807 schrieb Arndt seinem vertrauten Freunde Christian Ehrenfried v. Weigel auf die Frage nach dem Lebenszweck: „Das Leben selbst, oder volles, freies Daseinsgefühl ist des Lebens höchster Zweck“. Danach gemessen, bedeuten die Jahre 1789 bis 1803, d. h. die Zeit der geistigen Auseinandersetzung mit den Weltanschauungen des fridericianischen Preußens und der französischen Revolution, den Kampf um das eigene Sein, um das Leben. Er wollte das Heute ganz besitzen; darum mußte er das Gestern, soweit es in die Gegenwart hineinragte, und diese aus

*) Fragmente S. 96.

Digitized by Google

ihm herausgewachsen war, mit sich zu verweben suchen. Das gab ihm eine eigene Stellung zu den gewordenen Tatsachen und dem werdenden Lauf der Dinge. Er berücksichtigte sie nur, wo er sie selbst erlebte, sei es als Gegensatz, sei es als Gleichartiges; ihre geistige Rezeption wechselt mit der eigenen Empfindung. Seine Urteile über das fridericianische Preußen und die französische Revolution sind durchaus persönliche Werturteile. Arndts Persönlichkeit wuchs mit der Zeit; aber die Zeit gestaltete diesen Mann nicht, so daß sein Leben „in Eine Kraft und Eine Einfalt" zusammenfloß. Das tat er selbst mit der Freude ewiger Tätigkeit und der Nähe unmittelbarer Liebe, die trotz aller stürmischen Gegensätze seines Innern aus seiner Seele herausstrahlten; das tat er mit der Stärke seines sittlichen Willens, der alle Stimmungen in sich zusammenhielt und sie zu Wirklichkeiten verwandelte. Er ist durch die Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution hindurchgegangen; sie zogen ihn nicht in ihr grelles Licht oder ihren wirbelnden Strudel hinein. Die harmonische Lebenseinheit, die ihm von den Eltern und allen seinen Jugendeindrücken gerade wegen der reichen Mannigfaltigkeit überkommen war, glaubte er nie in satter Genügsamkeit zu besitzen; auch nicht, als er den Kampf gegen den welschen Eroberer als sein nächstes Ziel erschaut hatte. Rastlos arbeitete er an sich, darum konnte der herrliche Mann auch rastlos und mit dem prophetischen Gefühl endlicher Erfüllung seiner Hoffnungen an den Zeiten arbeiten, die er durchlebt hat. Sein Haben und Sein gehört heute zum guten Stück der Vergangenheit an. Wie Vater Arndt als Mensch stets wurde und wuchs, sollte gerade dem modernen Deutschen unvergeßlich sein.

Digitized by Google

Der Aberglauben.

Von

Outis.

Der Gläubige wird gepriesen, der Abergläubische wird verhöhnt, und schon darum dürfte es nicht ganz zwecklos sein, über den Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben ein wenig nachzusinnen.

Die Tatsachen des Gepriesenwerdens und des Verspottetwerdens liefern kein Unterscheidungsmerkmal. Denn jeder einzelne preist Seinesgleichen, weil das wohlriechender ist als das nackte Selbstlob, und jeder verhöhnt die Andersgläubigen. Rechtgläubig nennt man die Glücklichen, die dasselbe glauben, was man selber glaubt. Aendert man aber seinen eigenen Glauben, so wird man nun nicht etwa ein Ungläubiger, sondern die bisher Rechtgläubigen werden Ketzer, obwohl sie ihren alten Glauben beibehalten haben; auch das gehört zu den wohlberechtigten Eigentümlichkeiten dieser verzwickten Welt, in der wir leben.

Obwohl man den Andersgläubigen tapfer verspottet, ist man um so empfindlicher gegen den Spott von der Gegenseite. Die Staatsanwaltschaften und Oberstaatsanwaltschaften werden mobil gemacht, das Gespenst des dolus eventualis wird an die Oberfläche beschworen, sämtliche Imponderabilien werden materialisiert und abgewogen, um den Spott des Spötters gesetzlich greifbar zu machen und ihm Sitzgelegenheit zu verschaffen. Auch Stehplätze vergibt man, wenn der Scheiterhaufen Mode wird.

Zum Glück gibt es noch hier und da Landesgrenzen, an denen merkwürdigerweise zugleich die Empfindlichkeit aufhört. Aber es ist nicht nur schwer, kein Satirenschreiber zu sein, es hat auch seine Schwierigkeiten, kein Spottlied zu singen. Die bloße Tatsache, daß man irgend etwas glaubt, ist ein Hohn und Spott für alle Andersgläubigen, eine offene Herausforderung, die nur ein Schwächling unbeantwortet lassen kann. Jedes Wort des Gläubigen

Digitized by Google

ist eine Beleidigung, jeder Gedanke eine Kriegserklärung an die Andersgläubigen.

Dolus? Was wollt ihr eigentlich von mir! Ich fühle mich wohl, es geht mir gut, vielleicht zu gut, und ich habe daher das Bedürfnis, ab und zu einige Kraftausdrücke von mir zu geben. Behagt euch das, so mögt ihr gratis zuhören, wenn aber nicht, so braucht ihr nicht darauf zu achten. Doch verzeiht, ich vergaß, daß ich mir das Sprechen abgewöhnen kann, und das Denken desgleichen. Und o weh, mir will auch kein wirksameres Abgewöhnungsmittel für das lästige Sprechen und Denken einfallen als Strafgesetzbücher.

Man könnte versuchen, den Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben im Nutzen oder Schaden zu suchen, indem man einen schädlichen Glauben als Aberglauben bezeichnet. Auch damit aber würde man nur scheinbar vorwärts kommen. Denn der Nutzen ist ebenso eine rein persönliche Angelegenheit wie das Glück, und selbst das Gemeinnützige macht darin keine Ausnahme vom gemeinen Nutzen der Einzelpersonen. Der Wille ist des Menschen Himmelreich, und darin liegt ja gerade der Witz von der Sache, daß jeder seinen eigenen Glauben für höchst segensreich und gemeinnützig hält, die Andersgläubigen aber für gemeinschädlich und staatsgefährlich.

Zu einer wirklich wissenschaftlichen Untersuchung des Nutzens oder Schadens der einzelnen Religionen sind wir weder fähig, noch haben wir den ehrlichen Willen dazu. Was zufällig heute von uns geglaubt wird, das ist für uns „tabu“ und unantastbar, und wir haben überhaupt gar kein Bedürfnis, uns dessen Richtigkeit oder Nützlichkeit erst noch beweisen zu lassen. Unsere Beweisgründe sind Polizei und Staatsanwalt und die genügen für unsere geistigen Bedürfnisse überreichlich.

Wir senden Missionare aus, und wir meinen es nicht weniger ehrlich als die römischen Imperatoren, die die Anhänger der damals noch schwachen christlichen Kirche den blutdürstigen Bestien zum Zerfleischen vorwarfen. Aber ehrlicher als ehrlich kann es keiner meinen, und selbst ein Generalpächter der Allwissenheit könnte es nicht. Wenn aber die anderen sich für unsere Liebenswürdigkeit erkenntlich zeigen wollen und uns ihre Missionare zusenden, so danken wir mit auffallender Entschiedenheit. Krupp oder Nichtkrupp, das ist auch hier die Frage, im Wettkampf um den Preis der außerordentlichsten Liebenswürdigkeit.

Digitized by Google

Abergläubisch nennt man den, der die schlechteren Kanonen hat. Aber leider läßt sich zwischen Glauben und Schießen beim besten Willen kein logischer Zusammenhang konstruieren, oder doch nur zum Teil. Wer das Fatum oder Kismet zu heiß verehrt, wird Kanonen und Panzerschiffen zu kaltblütig gegenüberstehen. Die Flotte des Großtürken taugt in der Tat heute nicht viel, aber dennoch hat der krumme Säbel noch vor dreißig Jahren dem Russen viel Kopfschmerzen gemacht, und vor wenigen Jahrhunderten zitterte Europa vor den Fatalisten.

Wenn der rechte Glaube die fromme Dreistigkeit sein soll, so erhebt sich leider die ungeahnte Frage, ob man mit der Dreistigkeit ohne Frömmigkeit nicht doch noch etwas weiter käme. In der Tat kann man beobachten, wie gerade in den kritischen Augenblicken der fromme Ballast schnell beseitigt wird.

Sine ira et studio, ohne Zorn und Eifer soll man die Wahrheit suchen. Aber wo haben wir denn die nötigen Menschen dazu, die weder zornig noch eifrig wären? Der eine ist ein eifriger Sünder, und macht sogar ein Studium aus der Sünde, und der andere zürnt ihm dafür so gewaltig, daß sein Zorn fast wie der blasse Neid aussieht.

Die Statistik hat ziemlich genau berechnet, wie viel Gläubige und Ungläubige in der Welt sind, wie viel Christen und Heiden, wie viel Lutherische und Papisten. Auch dabei bewährt sich wieder die, wenn ich nicht irre, von Bismarck so genannte statistische Wachsnase. Denn man zählt die Papierchristen, die aus irgend welchen Gründen sich zu einer Kirche zu „bekennen" belieben. Wie schön wäre es aber, wenn man auch einmal die Leute zählen wollte, die so überzeugt von ihrem Glauben sind, daß sie jederzeit bereit sind, den Märtyrertod dafür zu erleiden. Ich wenigstens bin so wißbegierig, daß ich aufrichtig bedaure, daß man das nicht kann. Andere mögen sich ebenso aufrichtig darüber freuen.

Doch zum Sterben gehört vielleicht auch Mut. Man kann sich daher vorsichtiger ausdrücken und nur eine Statistik der Leute wünschen, denen ihr Glaube zum Leben oder Lebensglück eine unbedingte innere Notwendigkeit ist. Mancher nämlich kann auch anders. Eine Prinzessin heiratet über die Landesgrenze hinweg, und wechselt mit der Landesfarbe mutig auch ihren Glauben. Es braucht nicht einmal eine Prinzessin zu sein. Uebrigens muß ich um Entschuldigung bitten, denn es ist ganz entschieden unanständig, von solchen Vorkommnissen zu reden. Schlimm genug, daß sie

Digitized by Google

überhaupt geschehen, aber obenein davon zu reden, das kann Einem den Vorwurf der Taktlosigkeit zuziehen.

Manche sind übrigens schon so bescheiden geworden, daß sie nur noch von jedem einzelnen verlangen, irgend etwas zu glauben, und nur noch den nackten Unglauben verbieten. Bequemer kann man es eigentlich nicht mehr haben.

Oder sollte es vielleicht nicht auf den Inhalt des Glaubens ankommen, sondern darauf, wie man glaubt? Das hat wenigstens Treitschke gesagt.

Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht!

Das Kind lauscht verklärten Auges dem Märchen, das Großmutter ihm erzählt. Vor lauter Entzücken denkt es garnicht an die Frage, wann und wo das Erzählte geschehen sei. Das müßte ein armseliges Kind sein, das so armselige Fragen stellen wollte. Aber immer und immer wieder möchte es davon hören. Das ist die schöpferische Kraft des lebendigen Wortes.

Doch Erwachsene sind keine Kinder. Der Geschmack ändert sich auch mit dem Lebensalter. Ein Wesensunterschied aber ist nicht vorhanden, wenn das eine mal von verwunschenen Prinzen und verzauberten Prinzessinnen die Rede geht, und ein andermal von Göttern und Helden, von Walvater Wotan und Held Sigurd. Man kann nicht zweifeln, daß die Dornröschensage nur eine für und von einem andern Geschmack zurechtgemachte und verwässerte Neuauflage der älteren Brünnhildensage ist.

Von solchen Sagen sind auch Erwachsene, die längst den Kinderschuhen entwachsen sind, verzückt und entrückt, wie nur ein gläubiger Märtyrer es sein kann. Eine Sage kann uns im besten Sinne des Wortes erheben wie nur eine Religion es kann. Und das gerade ist doch wohl der Hauptvorzug, den die Religion bietet, daß sie uns hinaushebt über das trostlose, langweilige Einerlei der nüchternen Wirklichkeit, die uns umgibt.

Der Zauberer von Bayreuth hätte sich auch mit schlechterer Musik eine Gemeinde schaffen können, wenn er nur dieselben Stoffe zu grunde gelegt hätte. Mit einer gewissen Raserei und Wollust lauschen seine Jünger seinen Offenbarungen, und es ist komisch, wenn sie andere Leute zwingen wollen, in dieselbe fromme Raserei zu verfallen. Denn die ganze Sache ist eben Geschmackssache. Aber ebendarum ist es nicht minder komisch, wenn man den Rasenden ihre Raserei verbieten, mißdeuten oder übelnehmen

Digitized by Google

will. Man kann sie vernünftigerweise beneiden, aber nicht bemitleiden. Wenn man einen Rausch tadeln will, muß man zum mindesten nachweisen, daß er üble Folgen hat.

Siegfried küßt die schlafende Brünnhild wach. In welchem Jahre vor oder nach Christi Geburt war das? Und unter welchem Breitengrade nördlicher oder südlicher Breite geschah es?

Es war schön! Und nun soll es auch noch wahr sein? Was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie.

Schiller und Goethe haben die Götterwelt Griechenlands besungen und verherrlicht. Waren sie rechtgläubige Anhänger des altgriechischen Glaubens? Sie empfanden dessen Schönheit lebhaft.

Was heißt denn eigentlich „glauben"? Ist Glauben gleichbedeutend mit Kirchensteuerzahlen? Die Antwort ist nicht so einfach. Denn soll der Papst selbst Beiträge zum Peterspfennig zahlen? Oder können Gläubige nur von Ungläubigen beherrscht werden?

Die Wissenschaft erkennt Donner und Blitz als elektrische Entladungserscheinungen, die Sonne als glühende Kugel, den Mond als einen kalten Gesellen, die Sterne als Welten. Haben Zeus und Wotan darum etwas von ihrer Gewalt eingebüßt? Mond und Sterne aber werden von heimlichen Liebespaaren noch ebenso angeschmachtet und angeschwärmt wie einst.

Gefühl und Verstand haben mit einander nichts zu schaffen. Wer sie gleichwohl zu vermengen sucht, steht in dringendem Verdacht, daß er von beiden nicht allzuviel mitbekommen habe. Der Blinde stellt sich das Sonnenlicht so ähnlich vor wie den Schall einer großen Posaune. Das kann ihm nicht verdacht werden, aber er verrät eben dadurch, daß er wirklich blind ist. Die Weltanschauung des Blinden hat nur als pathologische Erscheinung Wert.

Unsere verschiedenen seelischen Fähigkeiten, wie Gefühl und Verstand, sind von einander ebenso sehr im Wesen unterschieden wie unsere Sinne.

Daher ist der unsinnigste Gedanke, auf den ein Mensch in einer unglücklichen Stunde verfallen konnte, der Plan, Wissen und Glauben mit einander „auszusöhnen". Genau so gut könnte man die Optik mit der Akustik aussöhnen wollen. Eine Mischung von Wasser mit Petroleum könnte, wenn man sie herstellen könnte, weder den Durst stillen, noch unsere Lampen zum Leuchten bringen.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger hat man das Unmögliche mutig probiert. Man hat sogar alle denkbaren oder vielmehr undenkbaren Mischungsverhältnisse herausdestilliert.

Der eine sagt: Wissenschaft muß sein. Aber sie darf natürlich nicht schrankenlos sein. Sonst könnte jeder kommen und uns allerlei beweisen, was vielleicht den Staat umstürzt. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit darf niemand widerlegen. 5 bis 10 Prozent Glauben müssen in der Wissenschaft enthalten sein, 90prozentige Wissenschaft aber kann man bis auf weiteres erlauben.

Ein andrer sagt: Der Glauben ist die Hauptsache. Aber er muß auch ein wenig Rücksicht nehmen auf die Wissenschaft. Die Erde darf keine Scheibe sein und man muß ihr auch erlauben, sich um die Sonne zu bewegen. Damit aber kann die Wissenschaft zufrieden sein. Darwin geht zu weit, den Affen lassen wir uns nicht gefallen, und im Notfall muß eben der Staatsanwalt sofort kräftig eingreifen. Kurz, unter 90 Prozent Glauben können wir es nicht tun.

Ein Dritter orakelt: Glauben und Wissen sind gleichberechtigt. Sie müssen sich daher auf halbem Wege entgegenkommen. Die Schöpfungstage werden zu Jahrtausenden umgedeutet, alles wird gehörig symbolisiert, einiges wegkritisiert, damit die Gelehrten sehen, wie gut wir es meinen. Dafür verlangen wir nur, daß die Wissenschaft die Grundlehren des Christentums unangetastet läßt, wobei jeder einzelne Gelehrte die freie Wahl haben soll, ob er sich für die des lutherischen oder die des katholischen Glaubens entscheiden will.

Glaubt man etwa, daß es eine Kunst sei, irgend einen „vermittelnden" Standpunkt einzunehmen? Gerade weil das so kinderleicht ist, sollte jeder ernste Mann solche Kunststückchen unter seiner Würde halten.

Die Wissenschaft wird zur Afterwissenschaft, sobald sie irgendwie nach dem Glauben zu schielen beginnt, oder vor irgendeiner Schlußfolgerung „zurückschreckt". Und wenn auch das Schlußergebnis sein sollte, daß der Teufel die Welt regiert, und noch niemand Freiheit gehabt hat, und die Menschen nicht nur sterblich, sondern schon bei Lebzeiten leblose Maschinen sind.

Der Glaube wird zum Aberglauben, sobald er anfängt, sich irgendwie um die Wissenschaft zu bekümmern und sie zu verfolgen mit Liebe und Haß, oder wenn er gar selbst zu einer Wissenschaft werden will, indem er sich an den Verstand wendet.

Digitized by Google

Daher wird der Glaube zum Aberglauben, wenn er morsch und altersschwach wird und seine schöpferische Kraft eingebüßt hat, oder wenn er selbst kein rechtes Zutrauen zu sich hat.

Der Glauben, der nicht an sich selbst glaubt, ist Aberglauben.

Das scheint nun freilich manchmal nicht recht passen zu wollen. Die Gesundbeter, Spiritisten und Okkultisten werden offiziell als Abergläubische bezeichnet, und doch haben sie ein unverwüstliches Zutrauen zu sich selbst. Aber sie sind eben auch leider die eigentlichen und wirklichen Gläubigen unserer Tage, sowohl sie keine Kirchensteuern zahlen, und finden daher auch bei allen innerlich Frommen mehr oder weniger offenherzige Sympathien.

Die Sagen knüpfen häufig an bestimmte Oertlichkeiten an. Die Sage von Kaiser Rotbart hängt sich außerdem an eine bestimmte geschichtliche Zeit und an eine Person, deren Persönlichkeit noch von niemand angezweifelt ist. Dennoch besteht sie als Sage schiedlich und friedlich mit und neben allen geschichtlichen Forschungen. Niemand hält sie für eine wissenschaftliche Tatsache, und dieser Mangel gilt nicht für Mangel an Vaterlandsliebe.

Spöttisch spricht man von dem „Märchen von Christus". Die wahren Gläubigen sollten diesen Spottnamen als einen Ehrennamen annehmen, ähnlich wie einst die Geusen, die ihren Feinden bald so furchtbar wurden. Das Märchen von Kaiser Rotbart hat kraftvoller gewirkt als manche Lehren der Wissenschaft, und seine lebendige Kraft hat die alte Sehnsucht nach des Reiches Macht und Herrlichkeit wach erhalten und dadurch zu dessen Wiederauferstehung beigetragen.

Auch in der Religion ist es der Ton, der die Musik macht. Nicht die anspruchsvollen Dogmen sind es, nicht der dürre Wortlaut des Glaubensbekenntnisses, sondern der Gefühlsinhalt. Es gibt Religionen des Leidens und Duldens, deren Gläubige sich erniedrigen, im Staube liegen und bitten. Es gibt aber auch kraftvolle und tatenfrohe Religionen. Eine bestimmte Religion wird von jedem einzelnen Volke, das sie annimmt, je nach seiner Naturanlage umgemodelt. Nicht die Religion ändert den Menschen, wie man gewöhnlich meint, sondern der Mensch macht sich die Religion nach seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen zurecht.

Auch in der Wissenschaft selbst gibt es Aberglauben. Denn die Wissenschaft kann uns immer nur vorläufige Teilwahrheiten geben, bestenfalls Wahrscheinlichkeiten, aber keine unbedingten und endgiltigen Gesetze. Daher hat bisher jede Zeit die Irrtümer der

Digitized by Google

Vergangenheit entdeckt, und es ist zum mindesten möglich, daß es auch in Zukunft dabei bleibt. Sobald die vorläufigen Gesetze verwechselt werden mit ewigen und unerschütterlichen Wahrheiten, so gelangt man aus der Wissenschaft in den Aberglauben, der durch sein wissenschaftliches Mäntelchen nicht minder gefährlich ist als andrer Aberglauben.

Die Kaufleute setzen unter ihre Rechnungen: salvo errore et omissione, Irrtum und Auslassung vorbehalten. Der türkische Richter schließt sein Urteil mit der Formel: Alla weiß es besser. So könnten auch wir alle unsere gelehrten und ungelehrten Aeußerungen mit den Worten schließen: wer es besser weiß, der sage es.

Digitized by Google

Die Geographie der Odyssee.

Von

J. Miller.

Immer zerreißet den Kranz des Homer
und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch eine Mutter nur und die
Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur!

Das Wort Schillers gilt noch heute, nachdem über ein Jahrhundert lang eifrige Forschung sich mit den homerischen Gedichten beschäftigt hat. Die Versuche, die von dieser und jener Seite gemacht worden sind, den ästhetischen Wert der Werke zu bemängeln, haben keinen Beifall gefunden. „Wolf hat den Homer zerstört, doch dem Gedichte hat er nichts anhaben können, denn dieses Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhallas, die sich des Morgens in Stücke hauen und Mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen", sagt Goethe zu Eckermann. Und gerade die Begeisterung für die Gedichte hat die Forschung immer neu belebt und das Interesse der Gebildeten an ihr erhalten. Die Begeisterung ist es gewesen, die Schliemann den Spaten in die Hand gedrückt hat. Man spottet heute nicht mehr über die knabenhafte Neugier, die einen Laien veranlaßt hat, nach den alten Königsburgen zu suchen; man erlaubt der Wißbegier, sich auf diesem Gebiet weitere Ziele zu stecken. Wir wissen, daß die Stadt Troia kein Phantasiegebilde ist, daß der Dichter die Ebene des Skamander nach der Natur gezeichnet hat. Wie steht es aber mit den wunderbaren Fahrten des Odysseus? Führen sie uns in ein Reich der Fabel?

Die Geschichte wie die Aesthetik haben Interesse an der Beantwortung dieser Frage. Welche Plätze des Mittelmeeres sind

Digitized by Google

bekannt zu der Zeit, da die Gedichte entstanden? Wer hat die Fahrten dorthin unternommen? Welches sind die Zwecke, die Art des Verkehrs? Wenn die Griechen selbst nicht diese Seefahrer gewesen sind, läßt sich an einem Punkte wenigstens der Einfluß einer fremden Literatur auf die griechische nachweisen, wie der Einfluß der fremden Kunst nachgewiesen ist? — Kein Leser der Odyssee kann sich der Beobachtung entziehen, wie scharf die Umrisse der Oertlichkeiten gezogen sind, wie lebendig die Beschreibung ist. „Uns Bewohner des Mittellandes", schreibt Goethe an Schiller, „entzückt zwar die Odyssee, es ist aber nur der sittliche Teil des Gedichtes, der eigentlich auf uns wirkt; dem ganzen beschreibenden Teile hilft unsere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieses Gedicht vor mir erschien, als ich Gesänge desselben in Neapel und Sizilien las! . . . Ich gestehe, daß es mir aufhörte ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst." Ist es möglich, daß die Beschreibungen nur ein Erzeugnis der dichtenden Phantasie sind? Hat der Dichter die ihm bekannten Gegenden Joniens als Hintergrund gewählt und hat er darin eine Reihe von Schiffermärchen verwoben? Oder ist wirklich eine geographische Grundlage vorhanden? Die alten Paläste sind zerfallen, aber Küsten und Inseln, Meer und Wind sind dieselben geblieben seit den Tagen des Homer — sollte die Frage sich nicht noch heute beantworten lassen?

Die Frage hat schon die Geographen des Altertums beschäftigt. Strabo, der Zeitgenosse des Augustus, hat mit Entschiedenheit behauptet, daß Homer wirkliche Begebenheiten und Oertlichkeiten bei seiner Dichtung vor Augen gehabt habe; „leere Wundergeschichten ohne wahren Hintergrund sind nicht homerisch." Und da der westliche Teil des Mittelmeeres, wohin die Fahrten des Odysseus weisen, den Griechen der homerischen Zeit nicht bekannt war, nimmt er folgerichtig an, daß Homer seine Kenntnisse von den Phöniziern habe, die in den Gedichten selbst als die damaligen Herren der See erscheinen und deren Kolonien schon in früher Zeit den atlantischen Ozean erreicht haben.

Es ist kein Wunder, wenn man in neuerer Zeit den Angaben des antiken Geographen wenig Glauben beigemessen hat. Wohl stand den Alten für die Lösung derartiger Fragen noch mehr Material — namentlich an Namen — als uns zur Verfügung; aber der kritische Blick, der Sage oder willkürliche Erfindung von der Geschichte scheidet, war noch wenig geübt; es fehlte aus-

Digitized by Google

gedehnte Kenntnis der Sprachen und vor allem ein zuverlässiges, übersichtliches, bequem zugängliches Kartenmaterial. Einzelne Versuche sind auch in neuerer Zeit immer wieder gemacht worden, um den Standpunkt der Homergläubigen in dieser Hinsicht zu wahren. Aber diese Bemühungen konnten nicht recht zum Ziele gelangen; man hielt sich an einzelne Plätze, anstatt das Gesamtgebiet der Odyssee in Betracht zu ziehen; es fehlte an der Bekanntschaft mit den Verhältnissen einer primitiven Schiffahrt; ein Gedicht, das Seeluft atmet, beschaute man mit den Augen der Landratte; die überlieferten Namen wurden nicht sorgfältig geprüft. So stand man den Abweichungen von der Wirklichkeit, die man da und dort doch feststellen mußte, ratlos gegenüber und die Beschäftigung mit diesen Fragen erschien mehr als unsicheres Tasten denn als wissenschaftliche Forschung.

Es mußte der Versuch gemacht werden, mit allen Mitteln historischer und geographischer Forschung, die modernes Wissen an die Hand gibt, der Frage näher zu treten. Ein französischer Gelehrter, Viktor Bérard, Professor für historische Geographie an der Ecole des Hautes Etudes zu Paris hat 10 Jahre eifrigen Studiums diesem Gegenstand gewidmet und legt uns die Ergebnisse in einem schönen, mit Karten und Skizzen reich ausgestatteten Werke vor.*) Zwei prächtige Bände, nicht bloß der Ausstattung nach. Der Gelehrte ist nicht umsonst bei Homer in die Schule gegangen. Seine Darstellung zeigt die behagliche Ruhe des epischen Stils, zu dem auch die öfteren Wiederholungen passen; sie sind dem Leser viel willkommener als eine trockene Verweisung. Wir finden die Klarheit, den vornehmen Ton der französischen wissenschaftlichen Werke gepaart mit einem glücklichen Humor; wenn er, was erfreulicherweise nur selten geschieht, sich mit einem Gegner auseinandersetzt, so treffen wir nie die hämische, hochmütige Kritik, die leider so manches deutsche Gelehrtenwerk entstellt.

Die Grundlage der Arbeit ist neben einer sorgfältigen Deutung des Homertextes das Studium der Instructions nautiques, eines offiziellen Sammelwerks der französischen Marine, das, insbesondere für die Zwecke der Segelschiffahrt, eine genaue Beschreibung der Küsten, Flut- und Windverhältnisse des Mittelmeeres gibt. Ein Beispiel für viele, wie Kenntnisse dieser Art für die Erklärung der Odyssee nutzbar gemacht werden können: Odysseus fährt bei

*) Victor Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssée. Librairie Armand Colin, Paris. T. I 1902. T. II 1903.

Digitized by Google

Nacht von der Phäakeninsel ab; Telemach tritt seine Reise nach Pylos ebenfalls bei Nacht an. Warum? Weil während der guten Jahreszeit in jenen Gegenden des jonischen Meeres nachts ein Wind vom Lande her sich erhebt und auf dem Meere der Nordwind vorherrscht; so fahren die Schiffe mit dem günstigsten Wind ihrem südlich gelegenen Ziele zu. Bérard kennt auch die Reisebeschreibungen des Mittelalters und der Neuzeit; die Korsarenfahrten der Griechen, wie die Handelsreisen der Phönizier erhalten dadurch neue Beleuchtung. Aber er ist kein Stubengelehrter; die meisten der in Betracht kommenden Plätze hat er selbst besucht; glücklicher als Odysseus war er begleitet von der treuen Gattin, die eine Reihe hübscher Photographien für das Werk beigesteuert hat; selbst die Waschtröge der Nausikaa und die Schweine beim zerfallenen Hause der Kirke hat sie uns im Bilde wiedergegeben.

Der vielgewandte Gelehrte aber hatte noch einen stummen Reisebegleiter, der ihm ebenfalls nützliche Dienste leistete: ein hebräisches Wörterbuch. Sind wirklich, wie Strabo glaubt, die Phönizier es gewesen, die dem Homer die Geheimnisse des Westens verraten haben, so müssen Spuren davon auch in den Namen der Plätze vorhanden sein. In Ermangelung phönizischer Literaturdenkmäler kann die der phönizischen nahe verwandte hebräische Sprache die nötigen Anhaltspunkte geben. Der Versuch, in Ortsnamen semitische Stämme nachzuweisen, wird hier nicht zum erstenmal gemacht; und die vorschnelle Art, mit der dies früher geschehen ist, hat diesen Weg der Forschung in Mißkredit gebracht. Bérard legt sich daher eine weise Beschränkung auf; nur solche Fälle zieht er in den Kreis seiner Betrachtung, wo ein griechisch-phönizischer Doppelname nachzuweisen ist. Und das gelingt häufiger, als man denken sollte. Gegen 50 solcher Doppelnamen werden im Gebiete des Mittelmeeres nachgewiesen; sind sie auch nicht alle aus der Odyssee selbst zu belegen, so bestätigen sie doch aufs schönste die frühere, von der Odyssee selbst nahegelegte Annahme, daß die Phönizier den Handel der homerischen Zeit beherrscht und in Griechenland selbst zahlreiche Niederlassungen gehabt haben, eine Annahme, zu der die Forschung auch aus anderen Gründen allmählich zurückzukehren scheint. Nehmen wir einige Beispiele aus der Odyssee selbst. Die Insel der Zauberin Kirke heißt bei Homer Aiaia, ein Wort, das aus dem Griechischen nicht zu erklären ist, das aber als Zusammensetzung zweier semitischer

Digitized by Google

Stämme „Insel der Sperberin" bedeutet. Nun bedeutet das griechische Wort Kirke „Sperberin" — die Griechen pflegten sonst wie wir die männliche Form Kirkos-Sperber zu gebrauchen. Die Ungeheuer Skylla und Charybdis haben die Beinamen Petraia und Oloe, die „Felsige" und die „Verderbliche"; beides sind Uebersetzungen der semitischen Stämme jener Namen, wobei noch zu beachten ist, daß diese Namen auch sonst in von Phöniziern besuchten Gegenden wiederkehren.

Wir wollen hier nicht solche Beispiele häufen, die doch nur für den überzeugend wirken, der in der Lage ist, sie nachzuprüfen. Hören wir lieber das Ergebnis, das der Forscher aus seinen Studien gewinnt. Die geographische Grundlage der Odyssee ist ihm eine phönizische Küstenbeschreibung, oder vielmehr Bruchstücke einer solchen, die möglicherweise schon zu einer Art Reiseroman verarbeitet waren; darein ist ein Nostos, eine Dichtung von der Heimkehr des Helden verwoben. Daß solche Heimkehrgedichte eine ganze Literaturgattung bildeten, zeigt uns die Dichtung Homers selbst deutlich genug. Aber ist es nicht eine abenteuerliche Annahme, daß zur Zeit Homers in irgend einer Sprache schon ein „Bädeker für Reisende des Mittelmeeres" vorhanden gewesen sei?

Etwa 300 Jahre nach Homer verfaßte der Karthager Hanno eine Beschreibung der Fahrt, die er nach der Westküste Afrikas ausgeführt hat; ein anderer Karthager beschrieb die Westküste Europas. Aber wir haben einen Reisebericht aus noch viel früherer Zeit, sogar mit Illustrationen. Die Tochter Thutmes I. von Aegypten hat eine Beschreibung ihrer Reise nach dem Land Puanit (es ist Südarabien oder die Somaliküste gemeint) auf Stein eingraben lassen. „Seid ihr vom Himmel herabgekommen", fragen die Puaniten die Ankömmlinge, „oder über das Meer?" Man erinnert sich an die Frage, die die Ithakesier an die Fremden richten: „Welches Schiff hat dich hierher gebracht; du bist doch nicht zu Fuß gekommen?", eine Frage, die recht sonderbarerweise von Dörpfeld als Stützpunkt für seine Annahme benutzt wird, daß die Halbinsel Leukas die Insel des Odysseus gewesen sei.

Den Einwand, daß der Schriftgebrauch für jene Zeit nicht vorauszusetzen sei, wird heute niemand mehr erheben. Die Funde von Kreta haben jeden Zweifel daran beseitigt, daß lange vor Homer die Anwohner des ägeischen Meeres eine Schrift besaßen. Ohnehin ist die neuere Homerforschung geneigt, jedenfalls für die Entstehung der Odyssee den Gebrauch der Schrift vorauszusetzen.

Digitized by Google

Welche Vorteile aber die Annahme unseres Gelehrten für das Verständnis der Odyssee bietet, fällt sofort in die Augen. Während wir von den Ankerplätzen meist eine auffallend scharfe Beschreibung erhalten, fehlt die nähere Kunde vom Hinterland; schon das Innere des Peloponnes ist dem Dichter nicht mehr recht bekannt. Wir haben zugleich den Schlüssel für die Erklärung mancher Fälle, wo die Wirklichkeit mit der Dichtung nicht übereinstimmt. Jene alten Küstenbeschreibungen nämlich führten, wie uns die noch erhaltenen Stücke zeigen, die bemerkenswerten Punkte eintönig in einer Reihe vor, so daß die geographische Gruppierung dem Leser nicht immer leicht war: „Nach Megara, heißt es bei Skylax, kommen die Städte der Athener. Erster Punkt von Attika Eleusis. . . . Gegenüber Salamis, Insel, Stadt und Hafen. Dann der Piräeus, die langen Mauern und Athen." Wer mit der Geographie nicht sonst bekannt ist, kann Salamis für eine Stadt des Festlands mit einer Insel davor und Athen für eine Seestadt halten. Die Freier der Penelope lauern dem Telemach auf im Sund zwischen Ithaka und Zante; hier ist eine kleine Insel, Daskalio, die der homerischen Asteris ganz gut entsprechen würde; aber es fehlt ihr der bei Homer genannte Doppelhafen; auch die Warten, von denen die Freier Ausschau halten, sind auf dem flachen Inselchen nicht zu finden. Aber der Doppelhafen ist ganz in der Nähe; der Hafen Phiscardo auf Zante ist ein Hafen mit doppelter Landungsstelle; entlang der Insel sind zahlreiche Felsvorsprünge, die noch im 19. Jahrhundert als Warten benutzt wurden, um Ausschau nach den Seeräubern zu halten. — Wir verstehen bei jener Annahme auch mit einem Male, warum die Quellen, Grotten, die dem Festland vorgelagerten Inseln eine so große Rolle in der Odyssee spielen. Nichts war für die Handelsleute jener Zeit (das waren aber nach dem Zeugnis der Odyssee die Phönizier), die in ihren kleinen Fahrzeugen nur wenig Trinkwasser mit sich führen konnten, die womöglich jede Nacht am Lande zubrachten, so wichtig, wie die Kenntnis der Quellen; wenn Unwetter, widrige Winde oder Windstille die Weiterfahrt verhinderten, mußten die Waren „in hohler Grotte" geborgen werden; in wenig bekannten Gegenden zog man es vor, auf einer unbewohnten Insel zu landen, anstatt auf dem Festland, wo man den Ueberfällen der beutegierigen Eingeborenen ausgesetzt war. Daher auch überall der Standpunkt der Seefahrer; Ithaka wird niedrig genannt, denn seine Höhen erscheinen unbedeutend, neben den hochragenden Bergen von Zante.

Digitized by Google

Man braucht endlich nicht zu fürchten, daß Bérards Betrachtungsweise der Bewunderung des poetischen Genius, der uns die Abenteuer des Odysseus erzählt, nachteilig sein könnte; nicht die Erfindung des Stoffs macht den Dichter, sondern seine Gestaltung; das gilt für Homer und Sophokles, wie für Shakespeare und Goethe.

Begleiten wir nun den göttlichen Dulder auf seinen Irrfahrten; selbstverständlich ist es hier nicht möglich, die Gründe für die Bestimmung der Oertlichkeiten alle im einzelnen aufzuführen; eine wesentliche Stütze der Beweisführung, die Untersuchung der Namen, kann nur angedeutet werden. Odysseus kommt zuerst zu den Kikonen; diese sind ein geschichtliches Volk an der thrakischen Küste, gegenüber der Insel Thasos, wo die Phönizier Goldbergwerke betrieben. Ein echter Korsar — Piraterie galt in der homerischen Zeit nicht als unehrenhaft — plündert und mordet der Held an der Küste; die Bewohner des inneren Landes aber, kriegerischer wie auch sonst meist als die Strandbewohner, kommen ihren Stammesgenossen zu Hilfe und jagen die Eindringlinge fort mit Verlusten. Bezeichnend ist, daß Odysseus, freilich gegen ein hübsches Lösegeld, den Apolloprieſter geschont hat: auch die Piraten neuerer Zeit haben gegenüber Heiligen, Mönchen und Pfaffen stets große Rücksicht geübt. Von der thrakischen Küste aus geht die Fahrt auf das Vorgebirge Malea — die Südostspitze des Peloponnes — zu; aber Strömung und Nordwind verhindern den Kurs nach Westen, und nach neuntägiger Fahrt wird das Land der Lotosesser erreicht — die Alten bezeichneten die Bewohner fremder Länder gerne nach der hauptsächlichen Nahrung (oder einem auffallenden Nahrungsmittel); sie kannten Fischesser, Affenesser, Elefantenesser; das zivilisierte Land dagegen war das Land der brotessenden Menschen. Lotos muß eine Baumfrucht sein, die sich aber nicht mehr sicher bestimmen läßt. Die antiken Geographen sahen als das Land der Lotosesser die Insel Dscherba an, vor der Küste von Tunis; ein sehr fruchtbares Eiland, aber ohne Weiden und Saatfelder. In alter Zeit war die Insel eine wichtige Station für die Fahrt nach dem Westen, wie für den Handel mit Innerafrika; hier mündete die nächste Straße von der Oase Ghadames. Ist es ein Zufall, daß die Gastfreundschaft der Bewohner noch heute gerühmt wird, oder hat sich diese edle Eigenschaft dort von Generation zu Generation vererbt, seit den Tagen des Odysseus? Seine Genossen wären gerne bei den guten

Digitized by Google

Leuten geblieben und hätten der Heimat vergessen; das Wortspiel Lotos — Lethe scheint dem Dichter diesen Zug an die Hand gegeben zu haben.

Würde der Entfernung zwischen Malea und Dscherba ungefähr eine neuntägige Fahrt entsprechen, so wird uns weder Zeit noch Richtung angegeben für die Fahrt, die den Helden von hier zum Land der Kyklopen, der Rundaugen bringt. Wo sind diese Ungeheuer zu suchen? Nahe bei ihnen, heißt es, haben einst die Phäaken gewohnt, in Hyperia; von ihnen vertrieben, haben sie sich in Scheria angesiedelt. Diese Angabe des Dichters, die mit den Abenteuern des Odysseus gar nichts zu tun hat, klingt ganz wie eine geschichtliche Notiz und hätte allein schon die Gelehrten davor warnen sollen, in den Phäaken ein mythisches Volk zu sehen. Hyperia bedeutet Höhe; sucht man ein entsprechendes semitisches Wort, so bietet sich Kuma; Kuma (Kyme) aber soll von den Leukadiern gegründet worden sein; das griechische Wort Leukadier und das Wort Phäaken als semitischer Stamm gefaßt bedeuten dasselbe, „die Leuchtenden". Jeder Besucher Neapels, der eine Wanderung nach Pozzuoli und zum Kap Miseno gemacht hat, erinnert sich des Hügels von Kyme, der, einst der Sitz einer blühenden griechischen Stadt, jetzt öde und verlassen an der Küste aufragt. Wo bleiben aber die Rundaugen? Man ist zuerst versucht, über die Erklärung zu lachen oder sich zu ärgern, die Bérard uns gibt: es sind die zahlreichen Krater der phlegräischen Gefilde zwischen Kyme und Neapel. Man wird dem Gelehrten krassesten Rationalismus vorwerfen. Aber eine andere befriedigende Erklärung von der ganz eigenartigen Vorstellung einäugiger Riesen ist noch nicht gefunden, und betrachtet man die Sache näher, so verschwinden allmählich die Bedenken.

Oenotria nannten die Alten Kampanien oder einen Teil dieses Landes; sieht man diesen Namen als ein semitisches Wort an, so ist Kyklopia nur die Uebersetzung davon. Das griechische Wort für „Rand" ist dasselbe, das die Augenbraue bezeichnet. Das glühende, zischende Auge wäre ein noch tätiger Krater; das Auge eines Kraters — des von Agnano — ist auf einer Seite offen, wie angebohrt; der Kyklop speit und brüllt, schleudert gewaltige Felsblöcke ins Meer; den Zusammenhang zwischen See, Vulkan und Erdbeben kannten die Alten wohl; Polyphem ist also mit gutem Grunde Sohn des Erderschütterers Poseidon. Und scheint sich der Dichter nicht selbst zu verraten, wenn er sagt, der

Digitized by Google

Kyklop habe nicht einem Menschen geglichen, sondern einer bewaldeten Bergkuppe? Wir hätten hier also eine mit viel Kunst und Humor ausgeführte Uebersetzung geographischer Tatsachen in menschliche Handlungen.

Die Beschreibung der Gegend paßt vortrefflich. Es ist ein überaus fruchtbares Gefilde; vor dem Kyklopenland liegt die „kleine Insel", die heute noch diesen Namen trägt, die fruchtbare, im Altertum bewaldete Nisida. Ihr Hafen hat völlig sicheres Ankerwasser, aber die Einfahrt ist so schmal, daß bei Nacht und Nebel ein Schiff nur „wenn ein Gott es führt", einlaufen kann. Eine Quelle entspringt im Hintergrund des Hafens. „Nicht gar zu nahe und nicht ganz fern" ist am Lande die Grotte des Sejan, geräumig genug, um eine große Herde zu fassen. Der Vorplatz ist umsäumt von Pinien und „hochbelaubten" Eichen. Und zwischen Nisida und dem Festland ragen die Felsblöcke aus dem Meer, die der Riese nach dem Schiff des Odysseus geschleudert hat.

Wer das Dorf Scylla an der kalabrischen Küste besucht oder die Fahrt von Messina nach Neapel zur See gemacht hat, erinnert sich des gespenstisch aus dem Meer aufragenden, nachts durch den Lavastrom kenntlichen Bergkegels, der den Schiffern ohne Kompaß das sicherste Mal sein mußte, des Stromboli. Diese Insel war den Alten die Insel des Aeolos.

Drauf zur äolischen Insel gelangten wir, welche bewohnte
Aeolos, Hippotes Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter;
Schwimmend war die Insel; die ganz einschließende Mauer
Starrte von Erz unzerbrechlich; und glatt umlief sie der Felsen.
Ihm sind noch zwölf Kinder daheim im Palaste geboren,
Sechs der lieblichen Töchter und sechs aufblühende Söhne.
Und er gab den Söhnen die lieblichen Töchter zu Weibern.
Stets um den liebenden Vater gesellt und die sorgsame Mutter
Feiern sie Schmaus. . . .

Die sieben Ehepaare sind die sieben liparischen Inseln — soviel zählten die Alten; in Wirklichkeit sind es ja mehr, aber sieben ist die heilige Zahl der Semiten. Man lebt dort in Herrlichkeit und Freuden: die Fruchtbarkeit, namentlich der Reichtum an Wein dieser vulkanischen Inseln ist bekannt. Die Lavaströme geben den Küsten des Stromboli das metallische, eherne Aussehen; waren sie einst wie noch heute das vulkanische Santorin im ägeischen Meer, von schwimmenden Bimssteinen umgeben, so konnte die Insel selbst den Seefahrern als schwimmend erscheinen. Aeolos ist Herr

Digitized by Google

der Winde; noch heute ist der Stromboli Wind- und Wetterprophet. Er wird unruhig und „böse" bei Scirocco; kommt der Nordwind, so steigt sein Rauch friedlich in die Höhe. Wie hübsch hat der Dichter das verwertet! Odysseus kommt von den Kyklopen, also von Norden: er wird freundlich aufgenommen und bewirtet. Er erhält bei der Abreise den Schlauch mit den Winden, die ihn sicher nach Ithaka bringen sollen; die habgierigen Genossen öffnen den Schlauch, als Odysseus, schon ganz nahe der Heimat in Schlummer gesunken ist; da fahren alle Winde heraus und treiben sie zurück zur Insel des Aeolos. Diesmal kommen sie von Süden, daher die unfreundliche Aufnahme; als Feinde des Gottes werden Odysseus und die Seinen des Landes verwiesen.

Nach sieben Tagen gelangen sie zum Gestade des „Taubenfelsens", griechisch Lästrygonia. Ein Taubenfelsen — Rocca Colombo — steht am Eingang des Porto Pozzo im Norden von Sardinien, an der Straße von Bonifacio. Diese Straße, „wo die Wege nach dem Morgen und nach dem Abend beisammen sind" war für die Schiffahrt der Alten um so wichtiger, als die Berge von Sardinien und Korsika von dem benachbarten Festland aus noch sichtbar sind. Die enge, von Felsen eingeschlossene, völlig sturmsichere Bucht, aus der kein Entrinnen möglich ist, wenn die Ufer von Feinden besetzt sind, entspricht genau den Angaben der Odyssee. Aber auch das Abenteuer selbst, das Blutbad, das unter den armen Genossen des Odysseus angerichtet wird, scheint nicht freie Erfindung des Dichters; die Thunfischschlächterei, die an den Küsten Sardiniens noch jetzt in großem Umfange betrieben wird, wird uns von den Reisenden mit ganz ähnlichen Zügen beschrieben. Die Bewohner des nördlichen Sardiniens aber werden im Unterschied von denen der südlicheren Gegenden als ungewöhnlich kräftig geschildert — den Genossen des Odysseus erscheinen sie als Riesen.

Nur das Schiff des Odysseus, das am Eingang des Hafens geblieben, entrinnt dem Verderben; die Fahrt geht nach dem Osten, dorthin, „wo der Aufgang der Sonne und das Haus der frühgeborenen Eos ist", nach dem Lande der Kirke. Das weit ins Meer vorspringende Vorgebirge Circeji haben die Alten, wegen der Sümpfe im Osten, als Insel angesehen, und eine Insel wird das Land auch bei Homer genannt. Kirke, die Sperberin, ist die Tochter der Perse und des Helios, die Schwester des Aietes: der Sperber ist dem Apollo-Helios heilig; Perse und Aietes sind ebenfalls Namen von Raubvögeln, nach denen die Vorgebirge von

Digitized by Google

Volturno und Gaeta, ersteres am gleichnamigen Fluß, heißen; die alten Seefahrer benannten die vorspringenden Punkte gerne nach den charakteristischen Vögeln. Landeinwärts vom Vorgebirge ist, wie zu Odysseus Zeiten, kein Ackerland, sondern dichter Eichenwald, reich an Wild; und hier lag am Fuß der Punta di Leano ein altitalisches Heiligtum der Feronia; Trümmer des Heiligtums sind noch vorhanden, am Eingang eines Waldtales, „an ringsum sichtbarem Orte." Heiligtümer sind zu allen Zeiten zugleich Marktplätze gewesen; hierher begaben sich wohl voreinst die fremden Händler, um mit den Bewohnern des Binnenlands ihre Waren zu tauschen. Ist Feronia, wie der Name andeutet, eine Göttin der wilden Tiere — Kirke ist von gezähmten Bestien umgeben — so wurde in dem nahen Terracina ein jugendlicher Gott verehrt, in dem wir unschwer den Hermes wieder erkennen, der dem Odysseus hier beisteht und ihm, als Gegenmittel gegen den Zauber Kirkes, die Pflanze reicht, „die die Götter Moly nennen" — sie hat einen für die Griechen nicht verständlichen Namen; als semitischer Stamm betrachtet führt uns das Wort auf den atriplex halimus, ein Gesträuch mit sehr tiefen Wurzeln — „schwer ist es den Sterblichen, es auszugraben", das in der Tat an jenen Küsten wächst. Im Heiligtum der Feronia wurden Freilassungen vorgenommen, wobei den Sklaven die Haare abgeschnitten wurden; nach Bérard hätten wir in diesem Gebrauch das Motiv für die Befreiung, die Entzauberung der in Schweine verwandelten Genossen des Odysseus — „die Borsten fielen ihnen ab".

Ein ganzes Jahr verweilen Odysseus und die Seinen im gastlichen Hause der Kirke — für die primitive Seefahrt sind Aufenthalte von langer Dauer etwas ganz Gewöhnliches. Man bleibt an einem Orte, um die Handelsgeschäfte mit der Nachbarschaft abzuschließen; während des Winters wird nicht gefahren. Odysseus muß, bevor er die Heimfahrt antritt, noch den Eingang des Totenreichs besuchen. Eine eintägige Fahrt mit dem Nordwind bringt ihn an Ort und Stelle. So kommt er also zu dem Platze, den die Italiker bis spät in die Kaiserzeit als den Eingang zur Unterwelt angesehen, wo auch Virgil seinen Aeneas die Unterweltsreise antreten läßt. Nicht ohne Interesse ist es, daß es sich bei dem Besuche des Odysseus nicht um einen Gang in den Hades, sondern um eine Totenbeschwörung handelt, wie sie uns von der Geschichte der Hexe von Endor als semitischer Brauch bekannt ist. Die Namen Okeanos, Kimmerier passen bei genauer Betrachtung recht wohl für

Digitized by Google

diese Gegend. Freilich ist dies die unmittelbare Nachbarschaft der Kyklopen, die hier nicht genannt werden; aber wir haben es ja nicht mit einer fortlaufenden Küstenbeschreibung, sondern mit Bruchstücken einer solchen zu tun. Kirke weist darauf ihrem Gaste die weitere Fahrt; sie warnt ihn vor den Sireneninseln — es sind wohl die Galli südlich von der Halbinsel von Sorrent, ebenso vor den Plankten, die wir auf Salina, in der Gruppe der liparischen Inseln, zu beziehen haben. Odysseus soll also nicht westlich um Sizilien herumsteuern, sondern seinen Kurs durch die Meerenge von Messina nehmen. Selbst kleineren Dampfbooten macht diese Fahrt wegen der Charybdis, der Wirbel auf der sizilischen Seite Schwierigkeiten. Daher wird der Seemann der Gegenwart angewiesen, auf Skylla an der kalabrischen Küste zuzuhalten, die meist von Wolken und Dunst umhüllt ist, wenn Sizilien in der Sonne glänzt: „eine dunkle Wolke umgibt jahraus jahrein die Skylla". Genau diesen Rat gibt Kirke dem scheidenden Odysseus. Freilich ist Skylla auch ein gefährliches Untier: um es zu bekämpfen, stellt sich Odysseus mit der Lanze auf das Vorderteil des Schiffs — wie die dortigen Fischer, die auf den Delphin Jagd machen, dem die Skylla einst auflauerte.

Nachdem der Held der Skylla und Charybdis entronnen, halten ihn widrige Winde einen ganzen Monat an der Küste von Sizilien fest, bei den Rindern des Helios, in der Bucht von Giardini-Taormina, wo im Altertum ein Heiligtum des Apollon-Helios stand, ohne Zweifel als Ersatz eines phönizischen Heiligtums, und wo heute noch prächtige Rinder- und Schaafherden reichliche Weide finden. Der Frevel, den die Gefährten des Odysseus an den heiligen Tieren begehen, kostet ihnen das Leben; der Held allein entkommt, schwimmend auf zwei zusammengebundenen Balken, nach der Insel der Kalypso. Diese Station, sowie die letzte vor der Rückkehr nach Ithaka, die Insel der Phäaken, Scheria-Korfu, hat Bérard selbst in allgemein verständlicher Weise an leicht zugänglichem Orte (im Mai- und Juniheft der „Revue des deux Mondes" 1902) beschrieben. Namentlich auf den zweiten Aufsatz möchten wir die Leser aufmerksam machen. Bei der Insel der Phäaken spricht Bérard aus eigener Anschauung. Korfu ist schon längst für Scheria in Anspruch genommen worden, aber erst Bérard hat den Nachweis geliefert und zwar in unbedingt überzeugender Weise, wo die Stadt der Phäaken zu denken ist: es ist die Halbinsel im Westen zwischen Porto S. Spiridione und Porto Alipa. Die

Digitized by Google

Wagenfahrt der Nausikaa, der Fluß, der an geschützter Stelle mündet, dessen Becken die natürlichen Waschtröge bilden, der Hain des Poseidon, der Brunnen, jede Stelle läßt sich hier mit aller nur wünschenswerten Genauigkeit bestimmen. Vielleicht liefern einst noch Ausgrabungen einen tatsächlichen Beweis für die glückliche Vermutung. Viel abenteuerlicher nimmt sich aus, was uns über die Insel der Kalypso gesagt wird. Und doch ist der Gelehrte auch hier nur den Andeutungen des Dichters gewissenhaft gefolgt. Die Insel muß im äußersten Westen liegen, denn 17 Tage lang fährt der Held von hier aus der Heimat zu, immer das Gestirn des Bären zur Linken behaltend. Kalypso ist die Tochter des tückischen Atlas, der die Säulen des Himmels trägt. Der Name Atlas haftet an der afrikanischen Küste gegenüber Gibraltar. Aber nicht das hohe Gebirge im Innern des Landes ist anfangs so benannt worden, sondern der Berg Abila an der Meerenge selbst, dem Schiffer ein weithin sichtbares Signal. Abila bedeutet dasselbe wie Atlas, der Träger. Zum Himmelsträger aber wurde er, weil seine zwei Spitzen (die Säulen, sagt Homer) während der guten Jahreszeit auf der Ostseite, wo die phönizischen Schiffe herkommen, stets mit Wolkendunst eingehüllt sind; tückisch ist er, weil von ihm her die plötzlichen Windstöße kommen, vor denen der Schiffer auf der Hut sein muß. Vater und Tochter können nicht weit von einander sein. Und in der Tat liegt zu Füßen dieses Berges eine Insel, die von geringer Entfernung aus schon als ein Teil des afrikanischen Landes erscheint; es ist daher die verborgene Insel; Kalypso heißt die Verborgene oder die Verbergerin — Odysseus weilt ja hier verborgen sieben Jahre lang. Heute heißt die Insel Perejil, nach der Petersilie, die auch Homer als charakteristisch für jene Insel nennt, oder die Taubeninsel (Palombo) — auch die zahlreich hier nistenden Vögel werden von Homer bemerkt. Die Insel erhebt sich aus dem Meer wie ein Buckel (Omphalos) auf dem Schild; auf ihrer Ostseite öffnet sich eine große Grotte, die würdige Behausung einer Göttin. Die Weinstöcke freilich und die Quellen in der Höhle finden wir nicht auf der Insel, sondern an den benachbarten festländischen Gestaden. Für die heutige Schiffahrt ohne Bedeutung war der Platz für die ersten Seefahrer als Auslug und Zufluchtsort von größtem Werte.

Um in die Heimat zu gelangen, baut Odysseus ein Floß; die Art der Herstellung wird uns genau angegeben. Ein späterer Geograph teilt uns mit, daß die Anwohner der Meerenge von

Digitized by Google

Gibraltar nicht Schiffe, sondern Flöße gebrauchen; so hat der Dichter auch diesen Zug nicht erfunden. Neun Tage Fahrt von Messina bis Perejil, 17 Tage Fahrt von Perejil nach Korfu stimmt nicht übel zu den wirklichen Entfernungen.

Die Insel Ithaka ist schon so oft von Reisenden aus eigener Anschauung beschrieben worden, daß eine Wiederholung hier nicht angezeigt scheint. Es sei nur bemerkt, daß die wenigen Schwierigkeiten, die der Identität des heutigen Ithaka mit dem homerischen entgegenzustehen scheinen, sich heben, sobald wir annehmen, daß der Dichter die Insel nicht selbst gesehen, sondern seine Angaben nach dem Berichte von Seefahrern gemacht. Nur ein Umstand möge angeführt werden, der die Genauigkeit des Dichters in seemännischen Dingen beleuchtet; die Bucht Vathy, wo Odysseus landet, erscheint dem Auge des Laien in ihrer ganzen Ausdehnung als ein vortrefflicher Hafen. Dem ist aber in Wirklichkeit nicht so; die Schiffer werden vor gefährlichen Windstößen von Nordwesten gewarnt, die am Eingang gefährlich werden können. Das weiß schon Homer: Die Schiffe brauchen kein Tau mehr zum Halten, wenn sie ins Innere des Hafens („zum Vollmaß des Ankerplatzes") gelangt sind.

Die Aufstellungen des französischen Gelehrten lassen sich mit den anerkannten Ergebnissen der Homerforschung wohl vereinigen; ja sie bewegen sich in der seit Schliemann eingehaltenen Richtungslinie. Zum mindesten wird man anerkennen müssen, daß sein Werk die wertvollsten Beiträge zur Erklärung der Odyssee liefert. Aber es wird an Einwendungen, vielleicht auch an heftigem Widerspruch nicht fehlen. Geben wir Bérard selbst das Schlußwort:

Nach 10 Jahren voll von Kämpfen und Abenteuern kommt Odysseus nach Ithaka zurück. Ein 10jähriges Studium führt mich zum selben Ziel. Ach! Er war dem Ende seiner Prüfungen nahe; die meinen beginnen erst jetzt. Dank dem Schutz der hilfreichen Athene triumphierte er alsbald über die ungerechten Freier; wie lange werde ich noch kämpfen müssen? Schon auf dem Wege, ehe ich die Stadt erreichte, habe ich mehr als einen Melanthios getroffen mit böser, grober Zunge. Wieviel Schemel werden jetzt mir um den Kopf fliegen und meinen Leib abschinden! Doch voran! Einst wird man sehen: Athene kennt ihre Knechte.

Digitized by Google

Wagenfahrt der Nausikaa, der Fluß, der an geschützter Stelle mündet, dessen Becken die natürlichen Waschtröge bilden, der Hain des Poseidon, der Brunnen, jede Stelle läßt sich hier mit aller nur wünschenswerten Genauigkeit bestimmen. Vielleicht liefern einst noch Ausgrabungen einen tatsächlichen Beweis für die glückliche Vermutung. Viel abenteuerlicher nimmt sich aus, was uns über die Insel der Kalypso gesagt wird. Und doch ist der Gelehrte auch hier nur den Andeutungen des Dichters gewissenhaft gefolgt. Die Insel muß im äußersten Westen liegen, denn 17 Tage lang fährt der Held von hier aus der Heimat zu, immer das Gestirn des Bären zur Linken behaltend. Kalypso ist die Tochter des tückischen Atlas, der die Säulen des Himmels trägt. Der Name Atlas haftet an der afrikanischen Küste gegenüber Gibraltar. Aber nicht das hohe Gebirge im Innern des Landes ist anfangs so benannt worden, sondern der Berg Abila an der Meerenge selbst, dem Schiffer ein weithin sichtbares Signal. Abila bedeutet dasselbe wie Atlas, der Träger. Zum Himmelsträger aber wurde er, weil seine zwei Spitzen (die Säulen, sagt Homer) während der guten Jahreszeit auf der Ostseite, wo die phönizischen Schiffe herkommen, stets mit Wolkendunst eingehüllt sind; tückisch ist er, weil von ihm her die plötzlichen Windstöße kommen, vor denen der Schiffer auf der Hut sein muß. Vater und Tochter können nicht weit von einander sein. Und in der Tat liegt zu Füßen dieses Berges eine Insel, die von geringer Entfernung aus schon als ein Teil des afrikanischen Landes erscheint; es ist daher die verborgene Insel; Kalypso heißt die Verborgene oder die Verbergerin — Odysseus weilt ja hier verborgen sieben Jahre lang. Heute heißt die Insel Perejil, nach der Petersilie, die auch Homer als charakteristisch für jene Insel nennt, oder die Taubeninsel (Palombo) — auch die zahlreich hier nistenden Vögel werden von Homer bemerkt. Die Insel erhebt sich aus dem Meer wie ein Buckel (Omphalos) auf dem Schild; auf ihrer Ostseite öffnet sich eine große Grotte, die würdige Behausung einer Göttin. Die Weinstöcke freilich und die Quellen in der Höhle finden wir nicht auf der Insel, sondern an den benachbarten festländischen Gestaden. Für die heutige Schiffahrt ohne Bedeutung war der Platz für die ersten Seefahrer als Ausluq und Zufluchtsort von größtem Werte.

Um in die Heimat zu gelangen, baut Odysseus ein Floß; die Art der Herstellung wird uns genau angegeben. Ein späterer Geograph teilt uns mit, daß die Anwohner der Meerenge von

Digitized by Google

Gibraltar nicht Schiffe, sondern Flöße gebrauchen; so hat der Dichter auch diesen Zug nicht erfunden. Neun Tage Fahrt von Messina bis Perejil, 17 Tage Fahrt von Perejil nach Korfu stimmt nicht übel zu den wirklichen Entfernungen.

Die Insel Ithaka ist schon so oft von Reisenden aus eigener Anschauung beschrieben worden, daß eine Wiederholung hier nicht angezeigt scheint. Es sei nur bemerkt, daß die wenigen Schwierigkeiten, die der Identität des heutigen Ithaka mit dem homerischen entgegenzustehen scheinen, sich heben, sobald wir annehmen, daß der Dichter die Insel nicht selbst gesehen, sondern seine Angaben nach dem Berichte von Seefahrern gemacht. Nur ein Umstand möge angeführt werden, der die Genauigkeit des Dichters in seemännischen Dingen beleuchtet; die Bucht Vathy, wo Odysseus landet, erscheint dem Auge des Laien in ihrer ganzen Ausdehnung als ein vortrefflicher Hafen. Dem ist aber in Wirklichkeit nicht so; die Schiffer werden vor gefährlichen Windstößen von Nordwesten gewarnt, die am Eingang gefährlich werden können. Das weiß schon Homer: Die Schiffe brauchen kein Tau mehr zum Halten, wenn sie ins Innere des Hafens („zum Vollmaß des Ankerplatzes") gelangt sind.

Die Aufstellungen des französischen Gelehrten lassen sich mit den anerkannten Ergebnissen der Homerforschung wohl vereinigen; ja sie bewegen sich in der seit Schliemann eingehaltenen Richtungslinie. Zum mindesten wird man anerkennen müssen, daß sein Werk die wertvollsten Beiträge zur Erklärung der Odyssee liefert. Aber es wird an Einwendungen, vielleicht auch an heftigem Widerspruch nicht fehlen. Geben wir Bérard selbst das Schlußwort:

Nach 10 Jahren voll von Kämpfen und Abenteuern kommt Odysseus nach Ithaka zurück. Ein 10jähriges Studium führt mich zum selben Ziel. Ach! Er war dem Ende seiner Prüfungen nahe; die meinen beginnen erst jetzt. Dank dem Schutz der hilfreichen Athene triumphierte er alsbald über die ungerechten Freier; wie lange werde ich noch kämpfen müssen? Schon auf dem Wege, ehe ich die Stadt erreichte, habe ich mehr als einen Melanthios getroffen mit böser, grober Zunge. Wieviel Schemel werden jetzt mir um den Kopf fliegen und meinen Leib abschinden! Doch voran! Einst wird man sehen: Athene kennt ihre Knechte.

Digitized by Google

Panmagyarismus.

Von

Lutz Korodi.

Meister sind die Magyaren in der Kunst, Stimmung zu machen. Da kommt ihnen nicht so leicht ein Volk nach. Wer einmal in Ungarn war, mußte das an sich erfahren, zumal wenn er das Land auch nur in halb- oder viertelsamtlicher Eigenschaft besuchte. Da gab's Ende Juni dieses Jahres einen deutschen Journalisten- und Schriftstellertag in Graz; wie wurde dort vom wackeren deutschen Bürgermeister der Stadt so trefflich gesprochen von der Bedeutung der Presse im nationalen Kampf, wie schlugen die Herzen der Männer von der Feder höher, als sie sich ihres hohen Berufes bewußt wurden, und wie mögen sich die Deutschen in Cis und Trans gefreut haben, daß eine so stattliche Zahl Volksgenossen sich hier traf um auch des Deutschtums Kampf und Not mit eigenen Augen zu sehen und nun auf Grund eigener Anschauung darüber zuverlässig berichten, sicherer urteilen und die öffentliche Meinung beeinflussen zu können. Achtzig Mann zogen dann auf einem Umweg über Bosnien auch nach Ungarn hinüber, und in dessen Hauptstadt gab's einen glänzenden Empfang, gab's Bankette mit feurigen Weinen und entsprechenden Reden, auch Ungarns Ministerpräsident, ein gefährlich kluger Mann, tat mit, auch als Redner, und der deutsche Hauptredner bezeichnete in der Erwiderung auf Tiszas Toast „die Tage in Budapest als ein großartiges, glänzendes Finale, in dem das Haupt- und Leitmotiv dieser ganzen Veranstaltung, das Motiv der geistigen Freundschaft, die uns Leute von der Feder allerorts aufs innigste verbindet, zu erhabenen Schlußakkorden gesteigert erscheint, zu Schlußakkorden, die uns ewig und unvergeßlich im Herzen wiederklingen werden." Auch daß „Magyaren und Deutsche Brüder seien" wurde gesagt und noch manches Andere, was die Bewohner Ungarns nicht ganz ver-

Digitized by Google

ſtanden haben dürften; denn ſolche Brüderlichkeit feiert gerade augenblicklich in Ungarn nicht eben die ſchönſten Triumphe. Item, die Magyaren wiſſen, wie man Feſte zu feiern hat, ſie wiſſen auch, daß ſich ihnen die Ströme von Ungar- und Champagnerwein, die bei ſolchen Gelegenheiten dem harmloſen, von Puſztenhitze gequälten Wanderer quellen, mit Wucherzinſen bezahlen. Hoffen wir, daß die Urteilsfähigern und die, denen an einem objektiven Urteil wirklich etwas liegt, ſpäter die Verhältniſſe ſich auch ohne bengaliſche Beleuchtung anſehen und daß ſie auch Fühlung ſuchen mit Leuten, die weniger in Bankettſtimmung ſind, deren es gerade jetzt in Ungarn Millionen und Abermillionen gibt. Wie viele von jenen deutſchen Journaliſten und Schriftſtellern werden aber dieſe Probe machen? Der Journaliſt hat in ſeinem aufreibenden Beruf ſo wenig Zeit zu richtigen Studienreiſen, er verfällt ſo ſehr der Gefahr, ſich nur vom Glänzenden, Effektvollen anziehen zu laſſen, daß er für gewöhnlich nicht Muße findet zur ruhigen Beobachtung der Alltäglichkeit, aus der das Leben der Völker und Staaten beſteht. So begreift man es wohl, warum wir Deutſchen in und aus Ungarn uns ſo fürchten vor den bekannten Peſter Feſtgelagen; die magyariſche Gaſtlichkeit iſt in der Tat einzig in ihrer Art, und es gehört viel Kraft dazu und ein ſeltenes Vermögen, die Dinge nüchtern auseinanderzuhalten, damit man in ſo ungewohntem Taumel ſeine Seele nicht ganz gefangen gebe und daß man ſich trotz aller entzückenden Liebenswürdigkeit das Recht wahre, zu *ſchauen*, ſcharf zu beobachten und nicht *nur* der Stimmung zu leben, in ihr zu verſinken.

Aber nicht nur mit Alkohol und Zigeunermuſik pflegt man in Ungarn, wenn deutſcher Beſuch dort iſt, gegen das ungarländiſche Deutſchtum Stimmung zu machen, ſondern auch durch Gründe der Vernunft. Man iſt in der Lage, mit dem Finger auf den Buchſtaben liberaler ungariſcher Schulgeſetze zu zeigen, um den Fremden recht zuverläſſig zu informieren; das Haupt- und Paradeſtück bildet aber das klugerweiſe noch immer nicht formell aufgehobene, wenn auch durch andere Geſetzesbeſtimmungen und die allmächtige Regierungspraxis hundertfach durchlöcherte Nationalitätengeſetz, und wenn alles nichts hilft, ſo operiert man dem deutſchen Beſucher gegenüber mit dem beliebten Schlagwort vom „Pangermanismus“ der deutſchungariſchen „Agitatoren“ und lenkt ſo geſchickt ab von dem in Ungarn immer ungenierter hervortretenden *Panmagyarismus*, der da ſchon auf allen Gebieten des

Digitized by Google

öffentlichen Lebens: der Staatsverwaltung, der Justiz, der Regierung und Gesetzgebung, der allein Richtung gebende Gesichtspunkt ist. Den staatsfeindlichen und staatsgefährlichen „Pangermanismus" der Deutschungarn oder einzelner „Agitatoren" an konkreten Beispielen glaubhaft nachzuweisen, dürfte schwer fallen, denn er besteht nur in den Köpfen derer, die ihn sich erfunden haben, um das ungarische Deutschtum nach außen, vor allem bei den eigenen Volksgenossen im Reiche, zu diskreditieren und unter solchem Titel dieses selber zu knebeln, ihm schrittweise alle, auch die bescheidensten und in früheren Gesetzen höchst feierlich zugestandenen Lebensbedingungen zu nehmen.

Schon die alberne, (sogar amtlich durch eine Verordnung des früheren Innerministers und jetzigen Abgeordnetenhaus-Präsidenten Perczel) mit Macht unterstützte Mode der Namensmagyarisierung, dann die zwangsweise Abschaffung der historischen deutschen Ortsnamen für den „amtlichen" Gebrauch selbst in den deutschen Schulen Ungarns, und vielleicht noch mehr die juristischen Monstra der „Aufreizungsprozesse" hatten viel dazu beigetragen, daß man im Deutschen Reiche, trotz aller Gegenbemühungen, auch in deutschfreisinnigen Kreisen, wo man dem Magyarentum in Erinnerung der Jahre 1848/49 ein lebhaftes Interesse bewahrt hatte, stark zu zweifeln anfing an dem „Liberalismus" der Magyaren; bedeuteten doch alle diese Maßnahmen den blutigsten Hohn auf alles, was wirklicher Freisinn heißt. Der herrschende Panmagyarismus aber, das Lebenselement auch der ganzen neueren ungarischen Gesetzgebung, tritt vielleicht nirgends so deutlich hervor, wie in dem von der Regierung eben geplanten Volksschulgesetz, das im Referentenentwurf schon vollständig vorliegt und dessen parlamentarische Durchpeitschung auch von ministerieller Seite mit großer Hast betrieben wird, weil man verhindern will, daß die Erregung unter den Nichtmagyaren über dies Meisterstück des tollgewordenen Panmagyarismus zu tief gehe und daß auch das übrige Europa zu nachdrücklich auf diese Tat, bevor sie vollbracht ist, aufmerksam werde, denn schon hat die im benachbarten Rumänien stark verbreitete und unter den transkarpathischen Volksgenossen der ungarischen Rumänen großen politischen Einfluß besitzende „Rumänische Kulturliga" aus diesem Anlaß proklamiert, „die Würde der freien Rumänen des freien Rumänien erfordere es, mit der Sache der unterdrückten Brüder sich solidarisch zu erklären", — und wem die praktische Bedeutung einer solchen Solidaritätserklärung nicht ohne

Digitized by Google

weiteres einleuchtet, dem wird eine beliebige ethnographische Karte des südöstlichen Europa weitere Aufklärung geben, — schon wird von rumänischer Seite vorgeschlagen, es solle mit aller Macht parlamentarische Aktivität geübt werden und es werde gewiß möglich sein, trotz des verschiedenen Wahlzensus im eigentlichen Ungarn und in Siebenbürgen, etwa 15 nationale Rumänen in den ungarischen Reichstag zu bringen, die dort eine Obstruktion etablieren würden, wie sie dies Parlament noch nicht gesehen, ja im Hermannstädter „Telegraphul Roman" ist sogar der Vorschlag gemacht worden, es sollten, wenn der Entwurf zum Gesetz würde, beide rumänischen Konfessionen (die griechisch-orientalische und die unierte) „alle von ihnen bisher erhaltenen Volksschulen schließen und folgerichtig auch die rumänischen Lehrerbildungsanstalten, da man sie dann (in magyarisiertem Zustand) ohnehin nicht mehr brauche." Dieser Vorschlag, den der Kronstädter Rechtsanwalt Dr. Eugen de Leményi, einer der Hauptgegner der rumänischen Passivitätspolitik, machte, wird damit begründet, daß die rumänischen Schulen nach Annahme des Gesetzes ohnehin nur ein Werkzeug des Magyarismus sein werden und daß, „wenn die Drohung der Sperrung von 4000 Volksschulen verwirklicht würde, das für die ungarische Regierung jedenfalls eine kulturelle Katastrophe bedeuten würde, wie sie im modernen Leben der europäischen Staaten noch nicht vorgekommen ist". Auch mancherlei andere Symptome deuten darauf hin, daß die Verhandlung dieses Gesetzentwurfes die ohnehin tief genug gehende Erbitterung gegen den seit mehr als drei Jahrzehnten zum obersten Regierungsgrundsatz erhobenen Panmagyarismus unter den in überwiegender Mehrzahl befindlichen Nichtmagyaren maßlos steigern und in alle Schichten der Bevölkerung hineintragen wird und daß dies die Position des Magyarentums, ganz im Gegensatz zu den mit so viel Vehemenz angestrebten Zwecken, schwer gefährden dürfte. Die Magyaren lassen sich freilich durch eine beispiellos oberflächliche, gedankenarme und gewissenlose Presse über die Stimmung im Lande täuschen, aber wir, die wir aus unmittelbarer Berührung mit dem Volke auch die Gefühle kennen, die es dem hauptstädtischen ungarischen Journalisten, aber auch dem Beamten nicht — je höhergestellt er ist, desto weniger — zur Kenntnis zu bringen pflegt, wir sehen genau, daß das für die Magyaren mit tötlicher Sicherheit zu keinem guten Ende führt, und einzelne Magyaren, die sich die Mühe nehmen, sich ihr Urteil auf Grund unmittelbarer Anschauung zu

Digitized by Google

bilden, wie der ehrliche alte Mocsáry, dessen Lebensbild uns unlängst an dieser Stelle von dem erfahrensten, leider jetzt nicht mehr aktiven deutschungarischen Parlamentarier gezeichnet wurde, haben eine ganz klare Empfindung für das Unsinnige der gegenwärtigen ultranationalen Magyarenpolitik. Es ist doch bezeichnend, daß gerade ein ausgesprochener Kossuthist, wie Mocsáry, diese Politik perhorresziert: er muß sich natürlich sagen, daß, *wenn* sein Ideal, das selbständige Ungarn, verwirklicht werden sollte, insofern es nicht eine ganz ephemere Erscheinung sein soll, eine gegenseitige Verständigung zwischen Magyaren und Nichtmagyaren erste Lebensbedingung dieses auf sich gestellten Staates sein müßte. Ja, selbst die Freunde der Assimilationstheorie — als ob ein Volk von höchstens sieben bis acht Millionen weitere elf bis zwölf Millionen national verschlingen könnte! — müßten Maßnahmen, wie sie der vorliegende Gesetzentwurf enthält, in erster Linie bekämpfen, da doch gerade so drastische Vergewaltigungsversuche auch den Lauesten und Gleichgültigsten die Augen öffnen müssen.

Und was will denn dieser Gesetzentwurf? Vor allem will er die Lehrerbildung magyarisieren. Die konfessionellen Lehrerbildungsanstalten, an denen sich z. B. die siebenbürgisch-sächsischen und rumänischen Volksschullehrer bisher ihre Lehrbefähigung holten, sollen auch weiter bestehen, und der Kandidat darf hier auch seine Grundprüfung ablegen; aber auch schon für diese erste Prüfung soll (nach § 66) der *Minister* die Ordnung festsetzen. Schon hier also ist der Willkür keine Schranke gesetzt; obendrein hat ein vom Minister ausgeschickter Regierungsvertreter schon hier „sich davon zu überzeugen, ob die Schulamtskandidaten die magyarische Sprache im Grade der Lehrfähigkeit (d. h. so weit, daß sie *magyarisch unterrichten* können) beherrschen" (§ 65). Für eine ordentliche Lehrer- oder Lehrerinnenstelle an Volksschulen kann aber in Zukunft „nur ein solches Individuum gewählt werden, das die Lehrerbefähigungsfachprüfung vor einer staatlichen Prüfungskommission mit Erfolg abgelegt und auf Grund dessen ein Lehrerdiplom erlangt hat." Die Sprache dieser Prüfung ist die *magyarische*. Aus Glaubens- und Sittenlehre, Pädagogik, Methodik und praktischer Pädagogik (Probeunterricht) — ausgenommen den praktischen Unterricht aus magyarischer Sprache — „kann" „auch in der Sprache der betreffenden Anstalt geprüft werden." Dieses „kann" und das „auch" sind zwei von den unzähligen im Entwurf eingestreuten Schlingen, die, den Nicht-

Digitized by Google

magyaren um den Hals gelegt, nach Bedürfnis fest und fester gezogen werden können. Rein magyarisch muß die Prüfung abgehalten werden in magyarischer Sprache und Literatur, in vaterländischer Geschichte (eine andere kennt die Befähigungsprüfung nicht), in Geographie und Verfassungslehre. Und das alles, damit später die Lehrer z. B. an deutschen Anstalten recht gut — deutsch unterrichten können.

Die Prüfungskommission an konfessionellen Anstalten besteht zur Hälfte aus Mitgliedern, die der Minister ernennt, und die „nach Möglichkeit" zur betreffenden Konfession gehören, und zur Hälfte aus Mitgliedern, die von der konfessionellen Oberbehörde vorgeschlagen und vom Minister bestätigt werden. Werden gegen ein solches Mitglied „auf Tatsachen beruhende Einwände erhoben, die dessen Wirksamkeit unter staatlichem Gesichtspunkt bedenklich machen", — wieder eine Schlinge — so kann der Minister, der überhaupt die leibhaftige Dehnbarkeit des Gesetzes repräsentiert, die Bestätigung des Mitgliedes versagen. Außerdem ernennt er aber nach „Anhörung" der konfessionellen Oberbehörde einen ersten und zweiten Vorsitzenden, so daß nicht daran zu denken ist, daß bei einer solchen Prüfung etwas geschehe, was nicht der Minister will. Findet der Vorsitzende bei der Prüfung eine „Außerachtlassung der Forderungen des Gesetzes" oder „Unregelmäßigkeiten", oder konstatiert er, daß der Kandidat „die magyarische Sprache nicht im Grade der Lehrfähigkeit beherrscht", so ist der Vorsitzende verpflichtet „durch Verweigerung seiner Unterschrift die Herausgabe des Diploms hintanzuhalten und den Minister um Verweisung des betreffenden Kandidaten vor eine neue Prüfungskommission zu bitten."

Diese Verfügungen sollen in vollem Umfange nach Verlauf von vier Jahren in Kraft treten. Aber das Gesetz soll auch rückwirkende Kraft haben; denn den Erfolg des magyarischen Sprachunterrichts — für den Unterricht in magyarischer Sprache und Literatur wird an Lehrerbildungsanstalten mit nichtmagyarischer Unterrichtssprache „mindestens" dasselbe wöchentliche Stundenausmaß vorgeschrieben, wie an Bildungsanstalten mit magyarischer Unterrichtssprache! — den Erfolg des bei den Lehrern der Zukunft so vorbereiteten magyarischen Sprachunterrichts kontrolliert in der Volksschule ein ganzes Heer von Aufsehern. Und ist dieser Erfolg kein befriedigender, so wird der Lehrer ohne Rücksicht auf Alter und Vorbildung kurzer Hand entweder abgesetzt oder, wenn „an der konstatierten Erfolglosigkeit im magyarischen

Digitized by Google

bilden, wie der ehrliche alte Mocsáry, dessen Lebensbild uns unlängst an dieser Stelle von dem erfahrensten, leider jetzt nicht mehr aktiven deutschungarischen Parlamentarier gezeichnet wurde, haben eine ganz klare Empfindung für das Unsinnige der gegenwärtigen ultranationalen Magyarenpolitik. Es ist doch bezeichnend, daß gerade ein ausgesprochener Kossuthist, wie Mocsáry, diese Politik perhorresziert: er muß sich natürlich sagen, daß, wenn sein Ideal, das selbständige Ungarn, verwirklicht werden sollte, insofern es nicht eine ganz ephemere Erscheinung sein soll, eine gegenseitige Verständigung zwischen Magyaren und Nichtmagyaren erste Lebensbedingung dieses auf sich gestellten Staates sein müßte. Ja, selbst die Freunde der Assimilationstheorie — als ob ein Volk von höchstens sieben bis acht Millionen weitere elf bis zwölf Millionen national verschlingen könnte! — müßten Maßnahmen, wie sie der vorliegende Gesetzentwurf enthält, in erster Linie bekämpfen, da doch gerade so drastische Vergewaltigungsversuche auch den Lauesten und Gleichgültigsten die Augen öffnen müssen.

Und was will denn dieser Gesetzentwurf? Vor allem will er die Lehrerbildung magyarisieren. Die konfessionellen Lehrerbildungsanstalten, an denen sich z. B. die siebenbürgisch-sächsischen und rumänischen Volksschullehrer bisher ihre Lehrbefähigung holten, sollen auch weiter bestehen, und der Kandidat darf hier auch seine Grundprüfung ablegen; aber auch schon für diese erste Prüfung soll (nach § 66) der Minister die Ordnung festsetzen. Schon hier also ist der Willkür keine Schranke gesetzt; obendrein hat ein vom Minister ausgeschickter Regie[rungsvertreter schon hier „sich] davon zu überzeugen, ob die Schul[kandidaten die magyarische] Sprache im Grade der Lehrfähi[gkeit, d. h. so weit, daß sie] magyarisch unterrichten [können]. Für eine ordentliche Lehrer- oder L[ehrerinnenstelle] kann aber in Zukunft „nur ein solch[er Bewerber] das die Lehrerbefähigungsfachprüf[ung vor einer] fungskommission mit Erfolg abgele[gt und auf] Lehrerdiplom erlangt hat.“ Die [Sprache d]magyarische. Aus Glaubens[- und Ge]Methodik und praktischer Pädago[gik (Be]nommen den praktischen Unterrich[t aus] „kann“ „auch in der Sprache d[er Bew]werden.“ Dieses „kann“ und das [auch] zähligen im Entwurf eingestreute[n]

Digitized by Google

magyaren um den Hals gelegt, nach Bedürfnis fest
zogen werden können. Rein magyarisch muß die
gehalten werden in magyarischer Sprache und Litera
ländischer Geschichte (eine andere kennt die Befähig
nicht), in Geographie und Verfassungslehre. Und das
später die Lehrer z. B. an deutschen Anstalten recht
unterrichten können.

Die Prüfungskommission an konfessionellen Anst
zur Hälfte aus Mitgliedern, die der Minister ernen
„nach Möglichkeit" zur betreffenden Konfession gehö
Hälfte aus Mitgliedern, die von der konfessionellen
vorgeschlagen und vom Minister bestätigt werden.
ein solches Mitglied „auf Tatsachen beruhende Einwä
die dessen Wirksamkeit unter staatlichem Gesichtspun
machen", — wieder eine Schlinge — so kann der
überhaupt die leibhaftige Dehnbarkeit des Gesetz
die Bestätigung des Mitgliedes versagen.
aber nach „Anhörung" der konfessionellen Ober
und zweiten Vorsitzenden, so daß nicht dara
bei einer solchen Prüfung etwas geschehe, was
will. Findet der Vorsitzende bei der Prüfu
lassung der Forderungen des Gesetzes" oder
oder konstatiert er, daß der Kandidat „die
nicht im Grade der Lehrfähigkeit beherrscht
verpflichtet „durch Verweigerung seiner Unterschrift
ms hintanzuhalten und den Minister
Kandidaten vor neue Prüfung
erfügungen in
ren in
raft hat
ts — für
an
he „m
chriebe
che!
bere
schul
etw

Digitized by Google

Sprachunterricht nicht die absichtliche Versäumnis des Lehrers, sondern die Mangelhaftigkeit seiner Fähigkeit die Schuld trägt", pensioniert. Natürlich auf Kosten der schulerhaltenden Oberbehörde. Damit sind auch alle Lehrer, die bereits seit Jahren oder Jahrzehnten im Besitze ihres staatlich anerkannten und vom staatlichen Schulinspektor gegengezeichneten Lehrerdiploms sind, ans Messer geliefert. Die politische Behörde kann mit ihnen umgehen, wie es ihr beliebt. Denn diese und nicht etwa die schulerhaltende Behörde erhält (durch § 41 des Gesetzes), „ohne Rücksicht darauf, ob zur Ergänzung des Lehrereinkommens Staatshilfe genehmigt ist oder nicht", eine Disziplinargewalt von unbeschränkter Machtbefugnis. Diese Behörde, der Komitatsverwaltungsausschuß, kann gegen einen Lehrer einschreiten und ihn geradezu seiner Stelle entheben:

a) wenn der Lehrer den Unterricht in der magyarischen Sprache vernachlässigt oder ihn nicht mit solchem Erfolg betreibt, daß „das Kind (es kommen hier vor allem Bauernkinder in Betracht) im sechsjährigen Verlauf des täglichen Lehrkurses der Elementarschule die magyarische Sprache sich in dem Maße aneigne, um seinen Lebensverhältnissen entsprechend seine Gedanken rein und präzise magyarisch ausdrücken zu können, ferner um magyarisch fließend lesen, richtig schreiben und rechnen zu können";

b) wenn der Lehrer „in der Schule von der Regierung verbotene Lehrbücher, sei es im Druck oder in Handschrift, oder ebensolche Lehrmittel gebraucht" (zu diesen Lehrmitteln gehören sämtliche Landkarten, Atlanten, geographischen und geschichtlichen Handbücher reichsdeutschen oder österreichischen Ursprungs, ja auch solche in Ungarn hergestellte Landkarten, die nicht ausschließlich die magyarischen Ortsnamen enthalten); infolgedessen findet das deutsche Kind in Ungarn auf seiner Landkarte kein Leipzig, kein Breslau, Wien oder Danzig, sondern bloß ein Lipcse, Borosztó, Bécs und Danczka, von Kronstadt, Hermannstadt, Fünfkirchen und Preßburg nicht zu reden, die sich auf dem geduldigen Papier in ein Brassó, Nagyszeben, Pécs und Pozsony zu wandeln haben, ja auch die österreichische Grenzstation Bruck a. d. Leitha mußte fürs dortige ungarische Telegraphenamt vor zwei Jahren über Nacht ein Királyhida werden (wer das Amtsblatt nicht verfolgt, hat in solchen Fällen oft keine Ahnung, woher man ihm telegraphiert);

Digitized by Google

c) wenn der Lehrer eine staatsfeindliche Richtung befolgt. „Als staatsfeindliche Richtung ist besonders jede Handlung anzusehen, die sich gegen den nationalen (das heißt panmagyarischen) Charakter der Verfassung des Staates, gegen seine Einheit, Sonderstellung oder territoriale Unversehrtheit, ferner gegen die im Gesetz bestimmte Anwendung der Staatssprache richtet, gleichviel ob dies im Schullokal oder außerhalb desselben oder auf dem Gebiete eines andern Staates, mit Worten, oder in Schrift oder Druck, bildlicher Darstellung, durch Schulbücher oder andere Lehrmittel geschieht“;

d) wenn er sich mit Auswanderungsangelegenheiten befaßt.

Wenn der Fall einer strafbaren Handlung vorliegt (also z. B. die bekannte „Aufreizung“ gegen die magyarische Nation), so übergibt der Verwaltungsausschuß den Lehrer der Strafbehörde. Die auf diesem Gebiete ohnehin genügend findigen ungarischen Staatsanwälte sollen also künftig in der Aufspürung solcher Sünder auch von dieser Seite unterstützt werden.

Wird aber ein Lehrer aus einem der angeführten Gründe seiner Stelle enthoben, so verliert für diesen Fall auch die schulerhaltende Behörde (in der siebenbürgischen evangelischen Landeskirche die Kirchengemeinde) ohne weiteres das Wahlrecht, denn § 42 bestimmt, daß „der Kultus- und Unterrichtsminister auf eine dergestalt zur Erledigung gelangte Lehrerstelle ohne weitere Anhörung des Schulerhalters den Lehrer ernennt.“ Und wiederholt sich dieser Fall an einer Anstalt zweimal, so muß die Schule büßen, denn dann hat der Unterrichtsminister das Recht, „die kommunale*) oder konfessionelle Schule zu schließen und an ihrer Stelle eine staatliche (magyarische) zu errrichten.“ Damit aber das Disziplinarverfahren erleichtert werde, hat jeder Lehrer einen Eid abzulegen, worin er u. a. die Einhaltung der Volksschulgesetze gelobt, die Verfassung (und so auch deren in diesem Gesetz ganz allgemein bezeichneten „nationalen Charakter“!) beschwört und „die auf die Volksschulgesetze bezüglichen Verordnungen, Weisungen und Satzungen einzuhalten und seinen Amtsvorgesetzten zu gehorchen“ feierlich verspricht. Durch diesen Eid wird jedes Vergehen gegen die „Verordnungen und Weisungen“ der Vorgesetzten, die Verfassung und deren „nationalen Charakter“ von vornherein unter erschwerende Umstände gestellt.

*) Solche deutsche Schulen gibt es noch im „eigentlichen Ungarn“.

Digitized by Google

Die Schließung einer Lehrerbildungsanstalt kann der Minister anordnen (§ 75), wenn Mängel der Anstalt, die der königliche Schulinspektor vorfindet, binnen zwei Jahren nicht beseitigt werden. Eine Schließung der Anstalt ist auch zulässig, wenn ein Lehrer derselben der Verfolgung einer „staatsfeindlichen Richtung" oder „des Gebrauchs staats- und verfassungsfeindlicher Schulbücher und Lehrmittel" und dergl. beschuldigt ist und „der vorkommende Uebelstand nicht sofort beseitigt wird." „Zu den Mängeln" einer Lehrerbildungsanstalt, deren Nichtabstellung binnen zweier Jahre die Schließung der Anstalt zur Folge haben kann, gehört auch die wirkliche oder angebliche Unzulänglichkeit des Anstaltgebäudes. Auf solche Weise läßt sich auch den Volksschulen sehr gut beikommen. Es braucht nur einer armen Gemeinde auferlegt zu werden, sie müsse ein neues Schulgebäude aufführen, weil das alte nicht genüge, und sie muß, wenn sie der Aufforderung nicht bald Genüge zu leisten vermag, ihre Schule sperren lassen, beziehungsweise dem Staate, das heißt der Magyarisierung preisgeben. Durch dies Manöver sind in Süd- und West-Ungarn schon bisher die glänzendsten Erfolge erzielt worden.

So viel Polizeiaufsicht, wie sie der vorliegende Entwurf vorsieht, kann von den gewöhnlichen Aufsichtsbehörden, zu denen auch jetzt schon ein staatlicher Schulinspektor mit weitgehenden Befugnissen gehört, nicht geübt werden und darum wird hier der Unterrichtsminister ermächtigt, „in allen den Schulbezirken, wo er es im Interesse des Volksschulunterrichts für notwendig hält, neben den königl. Schulinspektoren nach Bedürfnis Schulaufseher zu verwenden." Es scheint, als ob diese „Schulaufseher" zur Kontrolle der Schulinspektoren geschaffen seien; man könnte sie wohl am zutreffendsten „Schulgendarmen" nennen. Schulgendarm kann auch ein Lehrer sein; er übt, wie der Schulinspektor, die staatliche Schulinspektion, „nach den für die königl. Schulinspektoren in Sachen der Durchführung der Volksschulgesetze herausgegebenen Weisungen."

Eine ungeheure Belastung der evangel. Landeskirche in Siebenbürgen*), sowie der deutschen Gemeindeschulen im übrigen Ungarn bedeutet die ihnen im Referentenentwurf des Gesetzes auferlegte

*) Nach dem Gesetz gibt es nur noch eine „Ev. Landeskirche in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns"; nur der röm.-katholische „Bischof von Siebenbürgen" hat sein eigenes Staatsrecht behalten trotz aller Proteste von evangelischer Seite.

Digitized by Google

Verpflichtung, innerhalb neun Monaten nach dem Inslebentreten des Gesetzes ihre Lehrer bezw. Lehrerinnen jährlich mit mindestens 800 Kronen zu bezahlen. Sind sie nicht imstande, dies aus eigenen Kräften zu tun, so müssen sie im Verlauf weiterer 3 Monate Staatshilfe ansuchen. Diese Hilfe wird gewährt und kann ohne Rücksicht auf die autonome Oberbehörde, die von der unmittelbaren Unterstützung der betreffenden Lehrer nur schlechtweg „verständigt" wird, zu jeder Zeit entzogen werden, wenn die politische Behörde Anlaß nimmt, in oben bezeichneter Art disziplinarisch einzuschreiten. Wenn die staatliche Gehaltsergänzung mehr als 120 Kronen (etwa 100 Mark) beträgt, „so hängt die Anstellung des Lehrers von der Genehmigung des Kultus- und Unterrichtsministers ab." Trägt aber der Staat für eine neu eingerichtete Lehrerstelle mehr als 800 Kronen bei, so ernennt der Minister den Lehrer. Um 670—680 Mark erkauft er sich also das Recht, einer nicht magyarischen Schule einen Magyaren oder Magyaronen ins Lehrerkollegium zu pflanzen, daß sie den Pfahl im Fleisch habe.

Nicht zu unterschätzen ist schließlich auch der § 13 des Gesetzentwurfes. Er verdient, soweit er konfessionelle und Gemeindeschulen angeht, in vollständiger Uebersetzung wiedergegeben zu werden: „In den nichtstaatlichen Elementar-Volksschulen bestimmen die Schulerhalter die Unterrichtssprache; wenn indessen in einer Elementar-Volksschule mit nicht magyarischer Unterrichtssprache wenigstens 20 Proz. der Zöglinge magyarischer Muttersprache sind (nach der Definition der ungarischen Volkszählungsstatistik die Sprache, die man „am liebsten" spricht), so ist auch die magyarische Sprache als Unterrichtssprache zu benützen." In gemischtsprachigen Gegenden wird es nicht schwer halten, diese 20 Proz. einer nichtmagyarischen Schule zuzuteilen. Grade zu den deutschen Schulen wird der Zudrang auch von magyarischer Seite immer größer werden, je mehr die deutsche Sprache in magyarischen Anstalten hinausgedrängt wird; denn das praktische Bedürfnis nach der deutschen Sprache läßt sich nicht im legislativen Weg abschaffen. So hat z. B. das evangel. Gymnasium in Sächsisch-Reen gewöhnlich mehr als die Hälfte nichtdeutsche Schüler.

In demselben Paragraphen heißt es dann weiter: „Insofern der Schulerhalter die durch ihn festgesetzte Unterrichtssprache zu ändern wünscht, so ist hierzu die Genehmigung des Kultus- und

Digitized by Google

Unterrichtsministers notwendig." In deutschen Gemeinden des eigentlichen Ungarn haben sich zahlreiche Schulerhalter während der letzten drei Jahrzehnte durch die Beamtenschaft dazu drängen lassen, die magyarische Unterrichtssprache einzuführen. Man sagte ihnen, das erfordere ihr „Patriotismus". Da sie nun aber die Resultate dieser Aenderung sehen, möchten sie vielfach den alten Zustand wieder herstellen. Diesem soll durch das Gesetz ein Riegel vorgeschoben werden.

Und endlich heißt es in demselben ominösen § 13, daß in magyarischen Volksschulen, die auch von nichtmagyarischen Schülern (oder Schülerinnen) besucht werden, „in Betreff des Unterrichts in der Muttersprache nach Möglichkeit ebenfalls Sorge getragen werden solle." Es ist dasselbe „nach Möglichkeit", das sich im Nationalitätengesetz so vorzüglich bewährt hat, worin bestimmt wurde, die Staatsregierung habe „nach Möglichkeit" dafür zu sorgen, daß dort, wo Nichtmagyaren in kompakten Massen zusammenwohnen, ihre Kinder Gelegenheit haben, bis zum Besuch der Hochschule den Unterricht in der Muttersprache zu genießen. Darum wird das Nationalitätengesetz nicht abgeschafft, weil solche Bestimmungen dem Ausland die Augen ausstechen; eingehalten wird es ohnehin nicht.

Dies Volksschulgesetz aber werden sie gewiß einhalten, wenn es in Kraft tritt. Denn seine Schöpfer haben sich das Ziel gesetzt, mit List und Gewalt alles magyarisch zu machen, was in Ungarn noch deutsch, rumänisch oder slavisch ist. Sie werden es allerdings nicht erreichen, sie sind von diesem Ziel weiter entfernt denn je. Wohl ist es gelungen, die nichtmagyarische Presse durch die sattsam bekannten Drangsalierungen so einzuschüchtern, daß sie nur verdeckt und höchst behutsam ihrem Unwillen über das herrschende System Ausdruck gibt, und die törichten Machthaber lassen sich hierdurch täuschen: sie meinen, sie hätten die Gesinnung der Unterdrückten geändert; sie wissen nicht, wie es im Volke allenthalben gährt, und wie gerade die aufgezwungene Lauheit der Presse die innere dumpfe Empörung von Tag zu Tag nährt. Aber wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.

Freilich Ungarns Ministerpräsident, Graf Stephan Tisza, der würdige Sohn und Nachfolger des „kalvinistischen Jesuitengenerals" Koloman Tisza, merkt gar nichts davon, daß er den Nichtmagyaren mit diesem Gesetzentwurf etwas antut, denn er hat noch die — Unbefangenheit, im Reichstag zu verkünden, die Magyaren müßten

Digitized by Google

„festhalten an jenen großen Traditionen der magyarischen Nation, wonach sie bestrebt waren, die Liebe, die Anhänglichkeit und Sympathie der in diesem Vaterland lebenden andersprachigen Mitbürger zu gewinnen", ja, Herr Tisza hat nach Veröffentlichung dieses Gesetzentwurfes, dessen möglichst schleunige Annahme er ausdrücklich wünscht, den Mut, zu sagen, „eine weise Regierungspolitik" müsse danach streben, daß die „fremdsprachigen" Staatsbürger fühlen, „daß sie hier nicht Stiefkinder des ungarischen Staates sind". Ja er geht weiter und spricht durch das Sprachrohr der Parlamentsberichterstattung an die Adresse der übrigen europäischen Welt, die nicht Zeit hat, sich mit Einzelheiten der ungarischen Nationalitätenpolitik zu befassen, „der ungarische Staat wolle nicht mit seiner Kraft die fremdsprachigen (das Wort hat so gar nichts „Stiefmütterliches" an sich!) Bürger dieses Vaterlandes, ihre Kulturbestrebungen unterdrücken, sie ihrer auf ihre Sprache bezüglichen Rechte berauben, die das ungarische Gesetz ihnen auf Grund der feierlichen Versprechungen der Nation gewährleistet hat und an denen sie begreiflicherweise mit der ganzen Wärme ihrer Seele hängen". Im selben Atemzuge sagt dann der unvergleichliche Herr Tisza, es müsse eine Revision des Strafgesetzbuches in den Teilen vorgenommen werden, wo es sich mit dem Begriff der „Aufreizung" befasse, die „strafende und fürsorgliche Hand der Regierungsgewalt" müsse den „Nationalitätenagitatoren" und dem armen verführten Volk gegenüber mehr zur Geltung kommen. „Wir haben", sagte er in allem Ernst, „diese Frage bisher gar zu kavaliermäßig behandelt. Der ungarische Staat hat ein Auge zugedrückt vor diesen geheimen Agitationen, und ich glaube, die ungarische Verwaltung ist unter allen europäischen Staatsverwaltungen am wenigsten gewappnet in der Richtung, daß sie diese Umtriebe entdecke und strafe. Dem muß abgeholfen werden. Auf dem Gebiete der staatspolizeilichen Aufgaben muß der ungarische Staat eine viel intensivere Tätigkeit entwickeln."

Freilich, was ließ sich mit den bisher angewandten Mitteln zur „Entdeckung und Bestrafung" der „Nationalitätenagitatoren" machen und erreichen? Widerrechtliche Ausweisung nach dem Gesetz Ortszuständiger, Verletzung des Briefgeheimnisses, Hausdurchsuchungen, „Verdikte" der Geschworenen, Verurteilungen zu 6 bis 12 Monaten Staatsgefängnis und 1000 Kronen für je eine „Auf-

Digitized by Google

reizung" (für deutschungarische Redakteure die übliche Taxe), Aufhebung der Abgeordnetenimmunität auf Grund falscher Daten, wahnwitziges An- und Niederbrüllen der „Nationalitätenagitatoren", wenn sie trotz aller Sorgfalt und Gegenanstrengung doch in den Reichstag kommen, das alles ist eine viel zu „kavaliermäßige Behandlung", da muß erst Graf Tisza kommen und das Strafgesetz revidieren, damit man doch sehe, was nicht kavaliermäßig ist. . .

Was der Unterrichtsminister Berzeviczy in der von ihm einberufenen Fachenquete über den Referentenentwurf des Volksschulgesetzes gesagt, läßt sich dahin zusammenfassen, daß der Entwurf wohl nicht in allen seinen Teilen die endgültige Stellungnahme der Regierung bedeute, daß er aber nach seinen Weisungen angefertigt wurde und daß „diese Vorlage (in betreff des magyarischen Sprachunterrichts) das Minimum dessen ist, was die Nationalitäten unter allen Umständen acceptieren müssen". Herr Berzeviczy will die in dieser Enquete gegebene Anregung, die magyarische Unterrichtssprache in der ländlichen Wiederholungsschule verbindlich zu machen, und ähnliche Anregungen, die alle nur auf Verschärfung der vorgesehenen Bestimmungen hinauslaufen, noch „in Erwägung ziehen."

Eine sehr wertvolle Aufklärung gab der Minister über den Zweck der angebotenen staatlichen Unterstützung, indem er sagte: „Die Verfügungen des Entwurfes sind darauf gerichtet, daß jeder Schulerhalter die Hilfe des Staates in Anspruch nehmen soll, denn während das Gesetz vom Jahre 1893 die Ingerenz des Staates von der Inanspruchnahme der staatlichen Beihilfe abhängig macht — wodurch viele Schulerhalter auf die Beihilfe verzichteten, um eben die Ingerenz des Staates fernzuhalten —, erstreckt sich im Sinne des vorliegenden Gesetzentwurfes die Ingerenz des Staates auf alle Lehrer ohne Ausnahme in allen wichtigeren Disziplinarfällen, ohne Rücksicht darauf, ob der betreffende Schulerhalter die staatliche Beihilfe zur Ergänzung des Lehrergehaltes in Anspruch nimmt oder nicht, und so wird das Bestreben nach Fernhaltung der staatlichen Ingerenz durch Nichtinanspruchnahme der staatlichen Beihilfe mit der Zukunft ganz aufhören."

Ingerenz des Staates — das ist das Losungswort des ganzen Gesetzentwurfes, wie die Panacee der ungarischen Regierung für die ganze Nationalitätenfrage; genauer müßte es heißen: Ingerenz des Polizeistaates. Und wird er sein Ziel erreichen? Darauf antwortet u. a. die amtliche magyarische Statistik: nach ihr können

Digitized by Google

von allen Nichtmagyaren des Landes noch immer nur 1 433 213 Personen magyarisch, und über 9 Millionen Nichtmagyaren können nicht magyarisch, also beinahe die Hälfte der Landesbevölkerung. Und was heißt schließlich „magyarisch können"? Magyarische Blätter erzählten zur Zeit der Volkszählung (1901) mit Rührung, wie viele Leute magyarisch als ihre Muttersprache ausgegeben hätten, obwohl sie „nur gerade einige magyarische Brocken gelallt" hätten („Budapesti Hirlap"). Wenn solche Sprachkenntnis schon zum Magyaren machte, wie müssen erst die magyarischen Sprachkenntnisse vieler gewesen sein, die bloß behaupteten (um auch nur dem magyarischen Zählkommissär eine kleine Gratisfreude zu machen), sie „können magyarisch"! Und angestrengt hat man sich ja auch bisher redlich, das Magyarische in Ungarn zur beherrschenden Verkehrssprache zu machen. Es wird also auch mit diesem Schulgesetz nichts zu machen sein. Vollends magyarische Gesinnung wird es am allerwenigsten zügeln. Die meisten Führer der Rumänen, die den größten Einfluß auf ihre Volksgenossen auszuüben wußten, sind aus magyarischen Schulen hervorgegangen. Ich weiß es von einigen aus persönlichem Gespräch. „Dort hat man uns die Liebe zu unserem Volkstum am tiefsten eingepflanzt, sagten sie, indem man es verhöhnte; dort impfte man uns den Widerwillen gegen den Panmagyarismus am besten ein, weil er uns Stunde für Stunde mit dem Anspruch auf Alleingültigkeit in der aufdringlichsten Form begegnete." Nur der Deutsche leidet unter solcher Drangsalierung am ehesten und wird, wenn er nicht Bauer ist und bleibt und der magyarische Firniß durch das Leben abgestreift wird, in der Stadt oft entweder magyarisiert oder verfällt er, in seinem Volkstum also geschwächt, einem dritten, dem ihn umgebenden stärkern Volkstum. Gottlob besteht das Deutschtum in Ungarn größtenteils aus bäuerlicher Bevölkerung, und so wird auch dies Gesetz nur seinen Bildungsgrad herabmindern, es aber nicht magyarisieren.

Einen Erfolg jedoch wird die lex Tisza auf jeden Fall zu verzeichnen haben: die Millionen von Deutschen, Rumänen und Slaven, die zu einem friedlichen Zusammenleben mit den Magyaren im Rahmen des ungarischen Staates als eines Nationalitätenstaates, der er nun einmal ist, bereit wären, wenn man ihnen ehrlich ihre Lebensbedingungen zugestände, werden auf diese Weise im wahrsten Sinne des Wortes gegen die nach ihrer eigenen

Digitized by Google

Statistik in der Minderzahl befindliche magyarische Nation „aufgereizt". Das Ende dieses Aufreizungsprozesses ist aber schwerer abzusehen, als das jener einfältigen Schablonenprozesse ungarischer Geschworenengerichte, durch die Ungarns Nationalitätenpolitik zum ersten Male in weiteren europäischen Kreisen den verdienten Ruf erhielt. Wahrlich, wenn die Magyaren noch einen Feind gebraucht hätten, sie hätten ihn sich nicht besser wählen können, als den Mann mit der „starken Hand" und den starken Zumutungen, der gegenwärtig als Ministerpräsident Ungarns dem höheren Kossuthismus zu den würdigsten Triumphen verhilft!

Aber freilich, Graf Tisza will ja den Nichtmagyaren kein Härchen krümmen; er hat auch versprochen, die Autonomie der evang. Landeskirche in Siebenbürgen zu schützen, und hat so die sächsischen Abgeordneten nur jüngst in die Regierungspartei gelockt, — was kann er dafür, wenn diese Autonomie durch das Schulgesetz, das er schuf, damit die Sachsen nicht glauben, sie seien „Stiefkinder des Staates", durch einen Schlag null und nichtig wird? . . .

„Gegen die Willkür als solche fühlen die Menschen keine Antipathie. Aber was ihnen nicht behagt, sie empört, sie anekelt, sie erbittert, wissen Sie, was das ist? Das ist jene Gleisnerei, welcher zufolge man den Völkern etwas weismachen will, wenn man ihnen z. B. sagt: Ihr habt eine Preßfreiheit und es ist nicht wahr; über Euch entscheidet nur das Gesetz und es ist nicht so; man will Eure Freiheit nicht schmälern und es geschieht das Gegenteil; Eure Nationalität wird nicht gefährdet und es ist eine Lüge."

Ein Kernmagyare, wahrscheinlich der größte Staatsmann, den die Magyaren gehabt, Graf Szechenyi, hat diese Worte geschrieben; er hat sie dem österreichischen Absolutismus zur Zeit Bachs ins Gesicht geschleudert. Wem gelten heute diese Worte? Erstünde heute unter den Magyaren ein Mann, der die ungarische Regierung mit gleichem Mut vor den Gefahren warnte, denen sie zueilt und denen der österreichische Absolutismus nicht entging — dieser hatte wenigstens den Mut, das Kind beim Namen zu nennen und nicht die Maske der Verfassungsmäßigkeit anzunehmen — wahrlich dieser Magyare hätte unverjährbaren Anspruch auf die Dankbarkeit seines Volkes. Einen Prediger in der Wüste hört man von Zeit zu Zeit, und auch diesmal hat er gesprochen. Es ist der greise Ludwig Mocsáry,

Digitized by Google

ein in der Wolle gefärbter Kossuthist, aber nicht einer von der modernen Art. Er schrieb in diesen Tagen:

„Die Leute jubeln dem Volksschulreformentwurf zu und bedenken nicht, daß von dem Tage an, wo der Entwurf Gesetz wird, auch die schon bestehende Kluft zwischen Nationalitäten und magyarischer Nation noch größer wird und daß damit die Verschmelzung der Völker — wenn sie je möglich sein sollte, *woran wir nicht glauben* — umso weiter hinausgeschoben wird. Die Nationalitäten könnten im Grunde genommen diesen blinden Chauvinisten dankbar sein, daß diese für die Wacherhaltung des Stammesbewußtseins so ausgiebig Sorge tragen, wenn nicht dabei das friedliche Einvernehmen der Landesbewohner und die allgemeine Bildung so arg darunter zu leiden hätten."

Vernichtender kann das Urteil über das ganze ungarische System des Panmagyarismus nicht lauten, als dieser Magyare es formulierte, der ein ganzes reiches Leben lang mit unerschütterlicher Treue der Idee des unabhängigen, selbständigen Ungarn gedient hat. Noch wäre es Zeit für die Magyaren, zu solcher Politik der Duldung und Vernunft zurückzukehren, und ihre nichtmagyarischen Mitbürger würden ihnen entgegenjubeln, die Sympathien des gebildeten Europa würden sie im Sturme zurückerobern. Ob es noch in wenigen Jahren möglich sein wird, weiß ich nicht; ich bezweifle es vielmehr aufs bestimmteste.

In *Ungarn* ist es zur Zeit ganz unmöglich, im Wege der dortigen deutschen Presse über die Nationalitätenfrage ein freimütiges, ganz offenes Wort zu reden. Wenn aber ein in Ungarn lebender Nichtmagyare mit Nennung seines Namens in der *ausländischen* Presse solche Kritik übte, so verfiele er nicht minder der Gewalt der unfehlbar funktionierenden Geschworenengerichte. Und wenn er sich nicht mit Namen nennte, so würde ihn das offiziöse Preßbureau kurzer Hand als „anonymen Verleumder" abtun. Da ich nun gegenwärtig den Vorzug genieße, in einem Staate zu leben, der unabhängig ist von den Stimmungen ungarischer Geschworenengerichte, hielt ich es für meine Pflicht, diese meine Freiheit in den Dienst des in meiner Heimat bedrohten Deutschtums und meines ungarischen Vaterlandes zu stellen: gerade in Ungarn ist man äußerst empfindlich gegenüber der europäischen öffentlichen Meinung; diese war aber bisher durch die Verschwiegenheit des amtlichen ungarischen Nachrichtendienstes in Betreff der geplanten Volksschul-„Reform"

Digitized by Google

nicht in der Lage, sich ein Urteil zu bilden über die Bedeutung und Tragweite dieses radikalsten aller seit dem Jahre 1867 geschaffenen ungarischen Nationalitätengesetze. Durch die relativ weitausgreifende, aber für eine objektive Beurteilung notwendige Darstellung des Gegenstandes hoffte ich doch einiges dazu beizutragen, daß jene öffentliche Meinung, in erster Linie die auch für die Magyaren wichtigste deutsche, sich noch vor der Gesetzwerdung über den Entwurf rückhaltloser ausspreche. Vielleicht, daß die ungarische Regierung noch in letzter Stunde zur Besonnenheit zurückgeführt werde. Uebertriebenen Hoffnungen darf man sich freilich nicht hingeben, denn das Wesen des ungarischen Parlamentarismus besteht zur Zeit in der Gewährung „nationaler Konzessionen" an die herrschende Kossuthpartei; diese ist der „heimliche Kaiser" in Ungarn; sie hält und stürzt Ministerpräsidenten, sie diktiert im Parlament, sie verhandelt — durch Vermittelung der Regierung — mit dem Herrscherhaus, sie regiert überall. Sie wird auch, wenn nicht bei Zeiten eine stärkere Macht ihre Macht bricht, den geradesten Weg zur Katastrophe weisen.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Dr. Paul Dahlke. Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus. (2 Bände 157 und 137 Seiten.) Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1903.

„Buddhismus: Loskommen-Wollen vom Leben, philosophische Klarheit, einem hohen Grade von Geistigkeit entsprungen, mitten aus den höheren Ständen"; mit diesen Worten charakterisiert Nietzsche den Buddhismus skizzenhaft in seinem letzten nachgelassenen Werke, im Gegenteil zum Christentum, welches im Grundsatze dasselbe will, aber ohne Wissen um das, was man will, und deshalb bei der Seligkeit als Ziel hängen bleibt.*) Eben jene philosophische Klarheit des Buddhismus ist es, die uns Dr. Dahlke in dem vorliegenden Buche enthüllt. — Vielleicht sollte dasselbe sogar lieber „die Philosophie des Buddhismus" heißen, weil der Titel eines Buches seine Adresse ist, und dieses Werk sich in der Tat nicht nur an die für den Buddhismus Interessierten wendet, sondern ebenso sehr an die, „denen Philosophie am Herzen liegt (welches mehr gesagt ist als man gemeiniglich antrifft") [Kant]. Denn es bietet eine Darstellung eines ganz besonderen, für sich abgeschlossenen Gedankenkreises, wie er uns bisher auf diese Weise nicht erschlossen worden ist.

Dahlke war zu dieser Aufgabe nicht nur durch fleißige Bücherstudien vorbereitet, sondern auch durch persönlichen Verkehr mit einheimischen Gelehrten Ceylons und Birmas. Er brachte aber auch dazu einen ganz eigentümlichen scharfen dialektischen Kopf, der ihn befähigte, die Grundbegriffe des Buddhismus und ihr gegenseitiges Verhältnis in einer Art und Weise zu zergliedern, wie dies kaum noch versucht worden ist. Dies

*) Dr. Guiseppe de Lorenzo hat in einem kürzlich erschienenen Wert „India e buddhismo antico" besonders auf Nietzsches Verhältnis zum Buddhismus aufmerksam gemacht. Dies ausgezeichnete Buch, das alles Geistesverwandte aus allen Zeiten und Ländern in der geistreichsten Weise heranzieht, ist eins von den wenigen, die zur Einführung in den Buddhismus empfehlenswert sind, und würde besonders geeignet sein, gleichzeitig mit Dahlkes Buch studiert zu werden, denn es behandelt das Thema unter anderen Gesichtspunkten und würde zur angenehmsten Erholung nach den abstrakten, rein dialektischen Erörterungen der „Aufsätze" dienen.

Digitized by Google

nicht in der Lage, sich ein Urteil zu bilden über die Bedeutung und Tragweite dieses radikalsten aller seit dem Jahre 1867 geschaffenen ungarischen Nationalitätengesetze. Durch die relativ weitausgreifende, aber für eine objektive Beurteilung notwendige Darstellung des Gegenstandes hoffte ich doch einiges dazu beizutragen, daß jene öffentliche Meinung, in erster Linie die auch für die Magyaren wichtigste deutsche, sich noch vor der Gesetzwerdung über den Entwurf rückhaltloser ausspreche. Vielleicht, daß die ungarische Regierung noch in letzter Stunde zur Besonnenheit zurückgeführt werde. Uebertriebenen Hoffnungen darf man sich freilich nicht hingeben, denn das Wesen des ungarischen Parlamentarismus besteht zur Zeit in der Gewährung „nationaler Konzessionen" an die herrschende Kossuthpartei; diese ist der „heimliche Kaiser" in Ungarn; sie hält und stürzt Ministerpräsidenten, sie diktiert im Parlament, sie verhandelt — durch Vermittelung der Regierung — mit dem Herrscherhaus, sie regiert überall. Sie wird auch, wenn nicht bei Zeiten eine stärkere Macht ihre Macht bricht, den geradesten Weg zur Katastrophe weisen.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Dr. Paul Dahlke. Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus. (2 Bände 157 und 137 Seiten.) Berlin. E. A. Schwetschke & Sohn. 1903.

„Buddhismus: Loskommen-Wollen vom Leben, philosophische Klarheit, einem hohen Grade von Geistigkeit entsprungen, mitten aus den höheren Ständen"; mit diesen Worten charakterisiert Nietzsche den Buddhismus skizzenhaft in seinem letzten nachgelassenen Werke, im Gegenteil zum Christentum, welches im Grundsatze dasselbe will, aber ohne Wissen um das, was man will, und deshalb bei der Seligkeit als Ziel hängen bleibt.*) Eben jene philosophische Klarheit des Buddhismus ist es, die uns Dr. Dahlke in dem vorliegenden Buche enthüllt. — Vielleicht sollte dasselbe sogar lieber „die Philosophie des Buddhismus" heißen, weil der Titel eines Buches seine Adresse ist, und dieses Werk sich in der Tat nicht nur an die für den Buddhismus Interessierten wendet, sondern ebenso sehr an die, „denen Philosophie am Herzen liegt (welches mehr gesagt ist als man gemeiniglich antrifft") [Kant]. Denn es bietet eine Darstellung eines ganz besonderen, für sich abgeschlossenen Gedankenkreises, wie er uns bisher auf diese Weise nicht erschlossen worden ist.

Dahlke war zu dieser Aufgabe nicht nur durch fleißige Bücherstudien vorbereitet, sondern auch durch persönlichen Verkehr mit einheimischen Gelehrten Ceylons und Birmas. Er brachte aber auch dazu einen ganz eigentümlichen scharfen dialektischen Kopf, der ihn befähigte, die Grundbegriffe des Buddhismus und ihr gegenseitiges Verhältnis in einer Art und Weise zu zergliedern, wie dies kaum noch versucht worden ist. Dies

*) Dr. Guiseppe de Lorenzo hat in einem kürzlich erschienenen Werk „India e buddhismo antico" besonders auf Nietzsches Verhältnis zum Buddhismus aufmerksam gemacht. Dies ausgezeichnete Buch, das alles Geistesverwandte aus allen Zeiten und Ländern in der geistreichsten Weise heranzieht, ist eins von den wenigen, die zur Einführung in den Buddhismus empfehlenswert sind, und würde besonders geeignet sein, gleichzeitig mit Dahlkes Buch studiert zu werden, denn es behandelt das Thema unter anderen Gesichtspunkten und würde zur angenehmsten Erholung nach den abstrakten, rein dialektischen Erörterungen der „Aufsätze" dienen.

Digitized by Google

gilt besonders von der buddhistischen Gedanken-Dreiheit: der Vergänglichkeits-Gedanke, der Leidens-Gedanke und der Anatta-Gedanke (der Nicht-Ich-Gedanke), und hierin dürfte wohl das größte Verdienst des Buches liegen. Es ist oft gegen den Buddhismus eingewendet worden, daß er etwas Unmännliches an sich habe, weil sein ganzes Streben darauf ausgeht, dem Leiden zu entfliehen. Abgesehen davon, daß der Begriff der Männlichkeit hier wenig zu tun hat, so beruht dieser Einwand auf einem Mißverständnis des Begriffes des Leidens. Das Leiden, wovon hier die Rede ist — dies hebt wohl zum erstenmal mit solcher Bestimmtheit Dahlke hervor — ist nicht das gefühlte, sondern das erkannte Leiden; das Buddha-Leiden ist nichts als das Gefühl für die Vergänglichkeit alles Entstandenen. Leben und Vergänglichkeit werden gleichbedeutende Begriffe. „Dem denkenden Auge löst das ganze Weltall sich in eine gärende, werdende, ewig entstehende, ewig vergehende Masse auf, an der das einzige Wirkliche eben dieses ewige Werden ist . . . Erst da, wo diese Vergänglichkeit als Leiden erkannt wird, kann Leben in toto zu Leiden werden, kann Leiden verstanden, erkannt werden . . . Der Satz: „Alles ist vergänglich", wandelt sich einerseits in den Satz um: „Alles ist leidvoll", anderseits in den Satz: „Alles ist Nicht-Ich (Anatta)" . . . Denn wo nur Entstehen und Vergehen ist, wo nur Werden und kein Sein ist, da ist kein Selbst, kein Ich . . . Der Gedanke: Alles ist leidvoll, gehört nicht dem Buddhismus ausschließlich an; erst in seinem inneren Konnex mit der Vergänglichkeit und dem Anatta wird die banalste aller religiösen Fragen zu einem spezifischen Merkmal des Buddhismus . . . Wer versteht, was im System des Buddha Leiden bedeutet, wer Leiden nicht fühlt, sondern erkennt, der hat die Tiefe des Systems erfaßt."

Das gegenseitige Sich-Durchdringen dieser drei Begriffe, die in theoretischer Richtung unter sich das Grundfolgegesetz befassen, in praktischer aber den Erlösungsgedanken in seiner chemisch reinsten Gestalt verbergen und aus sich hervorgehen lassen — macht so ziemlich den ganzen Inhalt des Buches aus. Und doch ist nichts Ueberflüssiges da, und der Verfasser kann, im Vorwort zum zweiten Teil, mit berechtigtem Stolz sagen: „Im übrigen bin ich der Meinung, daß, wenn der alte Empedokles mit seinem „Zweimal und dreimal das Schöne" Zustimmung fand, wir auf ein „Zweimal und dreimal das Notwendige" einigen Anspruch haben."

Er hat ihn umsomehr, als er es verstanden hat, diesen neuen Stoff in einer wahrhaft klassischen Form darzubringen. Denn sein kongeniales Verständnis und seine vollkommene Beherrschung des ganzen Gedankenkreises hat zuletzt auch die Darstellungsweise geprägt, so daß diese in ungesuchter Harmonie mit dem Stoff zusammenschmilzt. Von jeher ist man auf die Wichtigkeit des Gleichnisses als eine den großen Schriftsteller besonders auszeichnende Fähigkeit aufmerksam gewesen; Theophile Gautier pflegte sich dessen zu rühmen, daß er den Türkenkopf hinunterschlagen und

Digitized by Google

Metaphern, die zusammenhingen, schreiben könne. In den buddhistischen Kreisen war die Metapher geradezu obligatorisch: — „seine Rede ist inhaltsreich, gelegentlich mit Gleichnissen geschmückt, klar und bestimmt, ihrem Gegenstand angemessen" ist eine stehende Phrase in den Suttas. Und keineswegs nur als leerer Schmuck erscheinen diese Metaphern: — „So will ich dir denn, o Bruder, ein Gleichnis geben: auch durch Gleichnisse wird da manchem verständigen Manne der Sinn einer Rede klar." Diese Eigentümlichkeit der buddhistischen Vortragsweise ist dem Verfasser dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß es schwierig sein dürfte, ein zweites modernes Buch zu finden, welches so voll von klassischen Gleichnissen wäre wie dies, dessen Lektüre auch nicht zum wenigsten dadurch zum wahren Genusse wird.

Nun ist es ja so, daß die Buddhawelt wie jene andere Welt sich anders in einem anderen Kopf spiegelt. Derjenige Dahlkes ist, wie gesagt, ein sehr klarer und fein dialektischer, aber auch ein etwas kühler Kopf — wiewohl er sich bisweilen zu einer durch Wärme belebten und von weihevoller Stimmung getragenen Darstellung erhebt, die dann allerdings um so mehr wirkt. Im ganzen scheint es uns aber, daß eine gewisse Einseitigkeit in intellektueller Richtung, durch die Art des Verfassers bedingt, das Bild ein wenig beeinträchtigt. Es gibt viele herzlich innige Worte sowohl in den prosaischen als besonders in den poetischen Texten, die wohl verdient hätten, hineingefügt zu werden, um die Herbigkeit der Züge zu mildern. Die Liebe zur Klarheit, die Lust an der Konsequenz treibt oft den Verfasser zu weit. Charakteristisch in diesen Beziehungen sind seine Aeußerungen über die Stellung des Buddha zur Selbsttödtung, die in seinen Augen „eine Todsünde sei", wobei er zum ersten und letzten mal stillos wird; was soll dieses leidenschaftliche, christliche Wort im Buddhismus? Was der Verfasser hier entwickelt, ist sehr konsequent gedacht und bildet übrigens eine genaue buddhistische Parallele zu Millers Raisonnement in „Kabale und Liebe" — aber wir wissen, daß es sich in der Wirklichkeit anders und menschlicher damit verhielt. In der 144. Rede des Majjhimanikayo sagt Buddha von einem Mönch Channo, der sich die Adern geöffnet hat, er habe „untadelhaft zur Waffe gegriffen", und zwar sagt er das zu Sariputta, der es offenbar tadelhaft findet und schüchtern einwendet: „es liegt ein Ort, Pubbajiram geheißen, im Vajji-Gebiete; dort wohnen die Freunde des ehrwürdigen Channo; denen gilt das als Tadel." Worauf Buddha mit köstlicher Gelassenheit antwortet: „Es gibt wohl solche Freunde von Channo, denen es als Tadel gilt; ich sage nicht, daß man darum Tadel hat." Ja, das folgende Gespräch zeigt sogar, daß dies „zur Waffe greifen" nicht so ganz selten war. Die Frage kehrt, unter demselben Gesichtspunkt, im Schopenhauerschen Kreise wieder, und es ist nicht ohne Interesse mit der hiesigen Stellungnahme, das ganz ähnliche Entsetzen des etwas dogmatischen Deussen einerseits und anderseits

Digitized by Google

die weitherzigere Auffassung des Meisters (zumal in seinen späteren Jahren) und seines Lieblingsschülers v. Doß zu vergleichen. (Brief v. D. a. S. 30. Dezember 1854.)

Es gelingt dem Verfasser nicht ganz, einen Hauptsatz, der seinem extremen intellektuellen Standpunkt eignet, zu beweisen: daß nämlich im Buddhismus für den Glauben keine Verwendung ist. Die Karmalehre ist in der Tat Gegenstand des Glaubens, denn sie versteht sich keineswegs von selber — auch in der Darstellung Dahlkes nicht, so subtil dieselbe auch ausgefallen ist. Nur kann man sagen, daß wo Andere viele Voraussetzungen haben, die gläubig hingenommen werden müssen, der Buddha sich mit dieser einzigen begnügte, die nur darin besteht, daß man die Welt nicht als physisches, sondern als moralisches Phänomen auffaßt — Karma ist ja nur die exakte Formel für „die moralische Weltordnung". Er durfte das, weil ohne diese Voraussetzung überall kein moralisches oder religiöses Problem da ist. Immerhin aber ist es Sache des Glaubens. Macht der Buddhist gegen diese Behauptung geltend, daß der fortgeschrittene Jünger ja im „dreifachen Wissen" die Karmafäden überschaut: „mit dem himmlischen Auge sah ich die Wesen dahinschwinden und wiedererscheinen, edle und gemeine, schöne und häßliche, je nach den Taten" — es sich also nicht um eine Sache des Glaubens, sondern um eine des Wissens handle: so lassen wir das gelten. Dann ist aber die Realität der Gottheit auch Sache des Wissens für den indischen Sannyasin oder den christlichen Mystiker, und es ist verkehrt, zu sagen, das Brahman-Wissen sei „präparierter Glaube", wie überhaupt der hier aufgestellte diametrale Gegensatz zwischen Buddhismus und Vedanta sich nicht aufrecht halten läßt. Wenn die Upanishads in ihren erhabensten Stellen das Brahman als das Selbst nachweisen, so ist dies Selbst doch nicht in dem Leib, von dem Buddha sagte „es ist nicht mein Selbst." Und wenn er anderseits argumentiert, „was vergänglich, wehe ist, kann das mein Selbst sein?" so setzt er dadurch, wenn auch nur als „Grenzbegriff" im Kantschen Sinn, ein Selbst voraus, das von dem der Brahman-Atman-Lehre nicht wesentlich verschieden sein kann. Mit anderen Worten: Vedanta postuliert kein Selbst auf dem ganzen empirischen Gebiete, wo er vielmehr nur Upadhis findet, d. h. durch die Unwissenheit gesetzte Bestimmungen; und der Buddha leugnet ein Selbst eben nur in den Erscheinungen, innerhalb der empirischen Erfahrung; sie kommen also nicht in Streit.

Mit einem vorzüglichen Bilde sagt Dahlke: Im Anatta-Gedanken (Nicht-Ich-Gedanken) spiegelt sich die ganze Tiefe der Lehre, wie im Wasserkrug sich die höchsten Bäume spiegeln; wie im Auge sich die ganze Welt spiegelt. Und wie die Pupille dem menschlichen Antlitz den Ausdruck verleiht, gerade sie, ein Fehlendes, ein Loch: so gibt der Anatta-Gedanke, die Lehre vom Ich als Nicht-Ich, dem Buddhismus den Charakter. Wie die Pupille ein überdeckter Ausschnitt ist, so dieser Leib ein ver-

Digitized by Google

decktes „Nichtsein". Nur könnte man das noch weiter ausführen. Wie nämlich die Pupille eben nur dadurch Bedeutung erhält, daß hinter ihr die Retina ist, so der Anatta-Gedanke nur dadurch, daß hinter ihm der Nibbanam-Gedanke steht. Und wie die Retina, durch die Pupille gesehen absolute Dunkelheit ist und sich als etwas nicht zu Sehendes zeigt, während sie doch gerade dasjenige ist, was alles sieht, der Quell alles Lichts: — ebenso nun auch ist Nibbanam (Nirvana) von außen gesehen freilich das völlig Leere, innerlich erlebt aber die Fülle aller Fülle . . . Wenn man diese positive Seite des Nirvanabegriffs (Nibbanam Pali für Nirv.) hervorhebt — was ja auch an einigen Stellen des Dahlkeschen Buches geschieht — und andererseits an die negativen Bezeichnungen des Brahman-Atman erinnert („Es ist nicht so, ist nicht so", es ist das „Nichtseiende" „frei von Sein und frei von Nichtsein" (Kaiwalya-Upan), so fällt nicht nur der hier etablierte schroffe Gegensatz fort, sondern er schlägt in Identität um. Diese wird auch äußerlich dadurch bezeugt, das die späteren Upanishads die buddhistische Bezeichnung Nirvana für das Einswerden mit dem Brahman gebrauchen; während Buddha seinerseits „den zu Brahman führenden Weg" zeigt. Freilich ist das Ziel dieses Weges nicht das letzte, und Sariputta wird gelegentlich getadelt, weil er einem sterbenden Priester nur den Weg in „hinfällige Brahmanwelt" gezeigt hat, während „noch mehr zu tun wäre". Dies dürfte aber auch damit zusammenhängen, daß der Brahmanbegriff, der uns in den buddhistischen Suttas begegnet, nicht der hohe philosophische der großen Upanishadstellen ist, sondern der des persönlich aufgefaßten „attributhaften Brahman"; die Vereinigung mit ihm ist ja aber auch für den orthodoxen Vedantisten nur eine Station auf dem Wege der Erlösung. „Nachdem der Welt Auflösung ist gekommen — und Gottes auch, dann gehen, im Verein — mit ihm, das Selbst erlangend, alle Frommen — in jenes höchste der Gefilde ein" (Deussen, System der Vedanta, S. 477). — Wobei es freilich wahrscheinlich ist, daß der spätere Vedanta diese „Stufenerlösung" wie so viel anderes von dem verhaßten Buddhismus übernommen hat („Auferstehen in himmlischer Welt, von dort aus zu erlöschen").

Wenn wir also hier der Darstellung nicht ganz beistimmen können, so gilt das auch von verschiedenen anderen Punkten. Auch im Verhältnis zum Christentum sind die Differenzen zu scharf pointiert. Und wenn Dr. Dahlke schreibt: „der Gedanke, daß Leben nur Vorbereitung zum Sterben ist, wäre den Hellenen ungeheuerlich erschienen" — so ist das Ungeheuerliche dabei eben nur diese Behauptung, eingedenk des Pythagoreismus, der die eigentlich herrschende Philosophie des ganzen Hellenentums war und zu dem sich auch Platons Sokrates bekennt — was auch der wirkliche getan haben möge. Nach Platon aber ist ja das Philosophieren — und somit auch das richtig benutzte Leben — nur ein sich Vorbereiten auf das Sterben. — Zu wünschen wäre es auch, daß

Digitized by Google

Dr. Dahlke seine ceylonischen und birmanischen Autoritäten etwas öfters herangezogen hätte auf die Weise, wie es in der Frage von Bhavo und den Khandhas geschieht.

Dieser Abschnitt gehört zu den subtilsten im ganzen Buch, aber wie oft man auch diese Erörterung durchgeht, befriedigend ist sie nicht. Daß Vergehen, Tod nichts ist als Entstehen, Geburt von anderem Standpunkt aus gesehen, daß Leben ewig ist und nur die Form wechselt: das sind ja Gedanken, die unserem modernen naturwissenschaftlichen Bewußtsein geläufig genug sind. Dies Auflösen eines Scheinwesens in Konstituentien, die selber wiederum Scheinwesen sind (Regenbogen in Lichtstrahl und Tropfen, Tropfen in Wasserdampf und atmosphärische Einflüsse, Wasserdampf in Wasserstoff und Sauerstoff) ist ja ganz modern, und auch der Umstand, daß diese Khandhalehre — was freilich nicht bemerkt wird — Bewußtsein und Empfindung über die ganze, auch die anorganische Natur verbreiten muß, würde unsere philosophierenden Naturforscher von heute keineswegs abschrecken. Aber das Nichtaufhören des Lebens, in dieser Richtung verfolgt, führt nicht zu einer moralischen Weltordnung, nicht zum Kammam (Karma), nicht zur Wiedergeburt je nach den Taten, und deshalb auch nicht zu Nibbanam. Der ganze Gedankengang macht — so scheint es uns — die Sache nicht durchsichtiger, sondern verschleiert sie vielmehr durch Querstriche, und es ist dem ganzen Scharfsinn, der blendenden Geistreichheit und dem virtuosmäßigen Spiel mit Worten und Bildern, die dem Verfasser zu Gebote stehen, nicht gelungen, uns über diese Schwierigkeit hinwegzutäuschen.

Es scheint uns, daß er die Sache zu deutlich hat machen wollen. Man höre: „Dadurch, daß erkannt wird: Auflösen einer Existenz ist nichts als Bildung der nächsten vom anderen Standpunkt aus gesehen, wird die Endlosigkeit der Existenzen statuiert. Wie z. B. Wasser als Eis in seinem Begriff „Eis" vergeht und durch diese Auflösung als Wasser dasteht; wie der Begriff „Wasser" vergeht und der Begriff „Dampf" dasteht, so vergeht eine Form, ein Ich, und übergangslos steht die andere, das neue Ich da . . ." „Die Endlosigkeit der Existenzen wird statuiert" — ja wohl, aber nicht einer Reihe Existenzen, die irgendwie moralisch — „karmisch" — zusammenhängen können, wenn anders das hier verwendete Bild aus der Physik Stich halten soll. Durch Auflösung meines Körpers werden anorganische Kräfte (auch „Bhavas") frei, und organische Wesen niedriger Art bilden sich tausendfach — so wälzt die Lebenswelle sich freilich, empirisch gesehen, weiter, aber in einem unendlichen Delta von Rinnen und Kanälchen zerteilt, nicht in das Strombett des Karma zusammenfließend.

Freilich ist diese ganze Khandhalehre spätere Spekulation und nicht von Buddha herrührend, gehört wohl vielmehr zu den „Ansichten", von welchen er bekennt, „haftlos erlöst zu sein". Wo am Schluß des Kapitels Buddhas eigene Worte ertönen, befinden wir uns wieder auf festem — wenn auch nicht auf physischem — Boden.

Digitized by Google

„Jeder nicht indifferente, suchende Glaubenslose ist geborener Buddhist.“ Mit diesem Satze in einer seiner buddhistischen Erzählungen*) hat Dr. Dahlke klar und bündig seine Auffassung der Mission des Buddhismus gezeigt. Wer die wunderbare Gabe des Glaubens nicht hat, für den existiert nicht jene unerschöpfliche Quelle der Seligkeit, die den Anderen fließt. „Lange mag er leben, ohne sich dessen bewußt geworden zu sein. Aber plötzlich mag es kommen wie ein Blitzstrahl in der Nacht, und entsetzt erkennt er: „Was jene haben, das habe ich nicht, wie schaffe ich mir jene selige Sicherheit?“ ... Da tritt der Buddha still heran und spricht: „Komm, ich will dich belehren! Hier brauchst du keinen Glauben, hier brauchst du nur den Entschluß, dich belehren zu lassen, hier kannst auch du, du Glaubenslose, zum Gedeihen, zur Reife, zur Seligkeit, zur unerschütterlichen Sicherheit kommen.“ Deshalb paßt der Buddhismus nicht für diese oder jene Zeit, nicht für dieses oder jenes Volk, sondern überall wo Glaubenslosigkeit ist, da ist die Notwendigkeit des Buddhismus. Mit einem gewaltigen Bilde veranschaulicht uns Dr. Dahlke diese Aufgabe der Buddhalehre. „Die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott ist nichts als höchste Form des Lebenstriebes ... Wie der Magnet die Eisenfeile, so ziehen sämtliche Religionen durch die Gottsehnsucht die Individuen an und erhalten sie in ewigem Leben. Wie aber beim Magnet früher oder später einmal der Zeitpunkt kommt, wo seine Kraft erlahmt und einzelne Partikelchen abfallen, so kommt auch auf religiösem Gebiete für diesen oder jenen der Zeitpunkt, wo die Vereinigung mit Gott kein Ziel der Sehnsucht mehr bleibt, Leben nicht mehr bejaht wird. Im Nachdenken erschlafft der sich klammernde Geist, er läßt los, und der fürchterlichste Sturz in Unglaube und Verzweiflung wäre gewiß, wenn nicht der Buddha unter allen diesen Religions-Magneten hin das gewaltige feste Fangnetz seiner Lehre aufgespannt hätte. Sie steht in Opposition zu ihnen allen und ist doch Ersatz für sie alle, und das ist seine Weltmission.“ Man darf behaupten, schließt Dr. Dahlke, daß der Buddhismus trotz seines fast zweieinhalb jahrtausendlangen Bestehens doch noch nicht das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit eingenommen hat. Erst wenn er den hinterasiatischen Kulturkreis überschritten haben wird, wenn er über der ganzen Welt lagern wird wie ein nobler Duft, der jeden umfängt, sobald er aus der engen Dunstatmosphäre der Tiefe hochtaucht, erst dann wird seine wahre Mission erfüllt sein, erst dann wird auch das stolze Wort des Buddha gelten, das er seinen Mönchen zuruft: „Gleich wie etwa, wenn im letzten Monat der Regenzeit, im Herbst, nach Zerstreuung und Vertreibung der wasserschwangeren Wolken die Sonne am Himmel aufgeht und alle Nebel der Lüfte strahlend verscheucht und

*) Auf diese spätere Publikation Dr. Dahlkes sei hier in aller Kürze hingewiesen. Wenn D. in den „Aufsätzen“ das Nervensystem des Buddhismus extirpiert hat und uns dasselbe in sorgfältigem Präparat vorlegt, so zeigt er in diesen seinen novellistischen und märchenhaften Kompositionen den Körper selber, wie er von den Nerven bewegt wird.

Digitized by Google

flammt und leuchtet: — ebenso nun auch, ihr Mönche, erscheint diese Lebensführung, die gegenwärtiges Wohl sowie künftiges Wohl bringt, und verscheucht strahlend die Redereien gewöhnlicher Büßer und Geistlicher und flammt und leuchtet."

Karl Gjellerup.

George Meredith. Richard Feverels Prüfung. Die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes. Deutsch von Felix Paul Greve. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W. Preis 4 Mk.

Dieser Roman ist vor fast fünfzig Jahren, nämlich schon 1859, erschienen. Wäre er damals gleich übersetzt worden, würde er ein allgemeineres Interesse in Deutschland erregt haben, als jetzt der Fall sein kann, da unser Geschmack sich seitdem von Grund aus geändert hat. Wir verlangen jetzt eine feinere psychologische Analyse, eine größere Plastik der Gestalten, als man damals beanspruchte. Wir verlangen, daß der landschaftliche Hintergrund, das Milieu der Handlung uns klar vor Augen stehe. Diese Forderungen werden nicht erfüllt. Die Umgebung von Rainham Abbey hat kein einziges individuelles Merkmal und ebenso wenig etwas von einer Stimmungsatmosphäre wie Rainham Abbey selbst, von dem man nicht einmal erfährt, in welchem Stil es gebaut ist. Es kann ebenso gut ein ganz modernes Landhaus sein, wie aus der Zeit der Königin Anna oder aus einer noch älteren Zeit stammen. Aber gerade das Altmodische hat für nachdenkliche Gemüter einen großen Reiz, und wenn es wahr ist, daß George Meredith in England jetzt mehr gelesen wird als in der Zeit, in der Thackeray und Dickens und später George Elliot ihn verdunkelten, so ist dies gewiß zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß er dem Victorian Age angehört, das bereits zur Vergangenheit geworden ist, die man idealisiert und so oft der besseren Gegenwart vorzieht. Mancher Engländer, dem die Geschichte Richard Feverels in seiner Jugend unbekannt geblieben ist, wird sie jetzt in seinem Alter nicht ohne Rührung lesen, obgleich sie oft zu breit erzählt ist, obgleich keine Lebensrätsel darin gelöst werden und verschiedene Charaktere nicht einheitlich durchgeführt sind. Die Sprache — „ihre Hand war weiß und duftend wie die betaute Blüte einer Maiennacht" oder „sie wiederholte seine Frage: Du verzeihst mir? mit tieferer Süße" — und die unirdischen, märchenhaften Liebesszenen werden ihn anmuten wie ein Lied aus der Jugendzeit long long ago. — Es ist ein pädagogischer Roman, eine Geschichte von Vater und Sohn, und die pädagogische Wahrheit, die er enthält, daß es nicht wohlgetan ist, mit der Menschennatur zu experimentieren, und daß die Seelenknechtung eines Kindes, auch wenn sie aus reinster Elternliebe entspringt, nur zum Unglück ausschlagen kann, sollte man allen zu viel erziehenden Vätern und Müttern immer wieder und wieder zu Gemüte führen. Der Vater, Sir Austin Feverel, eine doktrinäre Natur, hat sich infolge einer

Digitized by Google

traurigen Lebenserfahrung ganz in sich selbst zurückgezogen und läßt selbst die Verwandten, die in seinem Hause wohnen und zu seinem Unglück sein einziger Verkehr sind, nicht in sein Herz schauen, das trotz seines äußeren kühlen Gleichmuts liebewarm und liebebedürftig ist. Auch der Sohn, Richard Feverel, auf den seine ganze Liebe sich konzentriert, hat keine Ahnung davon, wie sehr er von ihm geliebt wird. Richard wird in keine Schule geschickt, sondern zu Hause erzogen und vom Vater selber und einem Verwandten unterrichtet, der zu klug ist, um die Verkehrtheit der Maßregeln nicht zu erkennen, durch die der heranwachsende temperamentvolle Jüngling vor allen Versuchungen bewahrt werden soll, der aber ein zu großer Cyniker und auch zu bequem ist, ihnen entgegenzutreten. So fährt der Vater ungehindert fort, den Sohn nach einem fein durchdachten, kunstvollen System planmäßig zu „einem Christen, einem vollendeten gentleman und einem dereinstigen Volksbeglücker" zu entwickeln; aber das kunstvolle System und der doktrinäre Eigensinn des Vaters richten ihn zu Grunde, betrügen ihn um sein Lebensglück und brechen seiner armen jungen Frau das Herz. Trotz dieses tragischen Verhängnisses beklemmt der Roman uns doch nicht das Herz wie so mancher moderne, besonders so mancher nordische, weil viel feine Satire, viel schalkhafter Humor darin ist. Von einer alternden Weltdame wird z. B. gesagt: „Sie tat Buße und verfiel auf Religion und kleine Hunde." Die Gestalt der prächtigen Zimmervermieterin Mrs. Berry ist ganz durchtränkt von Humor und würde selbst einem Dickens alle Ehre machen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Uebersetzung. Die Schrift warnt: „Nicht jedermann unterwinde sich, ein Lehrer zu sein." Ebenso wenig unterwinde sich jedermann, ein Uebersetzer zu sein, und Herr Paul Felix Greve hätte sich dessen nicht unterwinden sollen. Seine Uebersetzung wimmelt von Beweisen, daß seine englischen Kenntnisse und sein deutsches Sprachgefühl dazu nicht ausreichen. So wird the purple backs of the swallons mit purpurnen Rücken der Schwalben übersetzt; aber purple heißt nicht nur purpurn, sondern auch dunkelblau. Plaughboy mit Pflugbursche statt mit Bauernknecht oder Pferdeknecht. A christian woman mit Christenweib statt mit Christin. Englische Väter reden ihre Söhne, besonders in der Erregung, häufig mit Sir an, und englische Söhne, wenn sie respektvoll sprechen, ihre Väter; aber wird ein deutscher Vater zu seinem vierzehnjährigen Sohne sagen: „Wie kommt das, Herr?" und wird ein Sohn seinem Vater antworten: „Ich will es, Herr?" Ob ein des Englischen unkundiger Leser wohl die Kapitelüberschrift versteht: „Das System antwortet auf den Einwand des wilden Hafers" oder den Satz: „Warum wilder Hafer nur eines Geschlechts ist?" Ich vermute, daß nur der sie versteht, der Englisch kann, aber wer das kann, liest schwerlich Uebersetzungen. Ist für „I am dying for a cup of tea", der richtige deutsche Ausdruck: „Ich sterbe für 'ne Tasse Tee?" Darf man den Donner die „Zunge" des Himmels nennen? Tongue heißt doch nicht bloß Zunge,

Digitized by Google

sondern auch Sprache. Doch hiermit genug der Beispiele, die sich ins zahllose vermehren ließen. Es unterwinde sich nicht jedermann, ein Uebersetzer zu sein.

Marie Fuhrmann.

Theodore Roosevelt, Jagdstreifzüge. Skizzen aus den nordwestlichen Prärien. Einzige berechtigte Uebersetzung von Lise Landau. Verlag Albert Langen, München. Preis 2 Mk.

Durch dies Buch hat der Präsident der Vereinigten Staaten nicht nur seinen amerikanischen Freunden und Verehrern eine Freude gemacht, sondern auch in Europa wird es von vielen Jagdliebhabern mit großem Interesse gelesen werden. Wer weniger Teilnahme für die Freuden der Jagd hat, findet in dem ersten Kapitel, das beinahe die Hälfte des ganzen Buches bildet, so viel Belehrung über Land und Leute des „wilden Westens", wie man in Amerika die vom oberen Missouri durchströmten, östlich von den Rocky Mountains gelegenen Hochflächen nennt, und so viel Anregung für seine Phantasie, daß er, wenn er zum Schluß gelangt, wünschen wird, es wäre noch lange nicht zu Ende. Der Verfasser hat nicht nur ein feines Verständnis für den landschaftlichen Charakter jener Wildnis und ein warmherziges Urteil über deren Söhne, die Rinderhirten oder cowboys, sondern auch das Auge und die Sprache eines Dichters. Daß man zugleich ein Staatsmann und ein Dichter sein kann, wissen wir, seit sich uns Fürst Bismarcks Briefschätze erschlossen haben. Auch der Präsident Roosevelt, der Mann der Tat, der während des Krieges mit Spanien ein Freiwilligen-Reiterregiment, die Rough Riders, organisierte und in den Kampf führte, und der jetzt mit entschlossener Hand die Zügel in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten führt, sieht und empfindet wie ein Dichter. Wenn er, allen möglichen Gefahren kühn die Stirn bietend, über die endlose Ebene dahinjagt, um seine Hirten und Herden zu inspizieren, freut er sich nicht nur über den kühnen Wagemut der cowboys, sondern auch über ihre malerische Tracht, und als jagdfroher Weidmann hält er sein Pferd an, um dem lieblichen Gesang einer Amsel oder dem „süßen Lied" einer Lerche andachtsvoll zu lauschen. In den bad lands, dem schlimmen Lande, an der Ostgrenze des Herdengebiets, wo seltsam zerrissene und zerklüftete Höhenzüge die düsteren braungrünen Grasflächen unterbrechen und verkümmerte Cedern und Fichten die trägen Flußläufe einsäumen, überkommt ihn die Empfindung, daß es dort so aussieht, wie Edgar Poes Gedichte klingen. Einst waren die Prärien die Jagdgründe der Rothäute, jetzt haben die Weißen sie verdrängt, und man begegnet ihren melancholischen Gestalten nur noch selten. Dies zu bedauern hält Roosevelt für sentimentalen Unsinn; wer nicht arbeiten will, soll vom Antlitz der Erde verschwinden, auf der er ein nutzloses Geschöpf ist. Die Vertreter einer niedrigeren Kultur müssen überall denen einer

Digitized by Google

höheren Platz machen, und in nicht gar ferner Zeit werden der Herdenbesitzer und der gebräunte sehnige cowboy das Schicksal derjenigen teilen, die sie verdrängt haben. An ihre Stelle wird der Ackerbauer und Landmann treten, der von Osten her unaufhaltsam hereindrängt. Diese historische Notwendigkeit erfüllt den Präsidenten jedoch mit tiefer Trauer, und er klagt: „Es muß wohl gut und recht sein, daß das große weite Herdenland in kleine eingegrenzte Stücke Acker- und Weideland geteilt werden wird; ich hoffe aber doch — freilich gegen alle Voraussicht — daß ich diese Umwandlung nicht mehr erleben werde; denn wenn sie geschieht, dann hat eins der besten, freiesten Stadien im Leben des westlichen Amerika zu bestehen aufgehört." Wer im vorigen Jahrhundert zu einer Zeit, als man noch nicht von Herrenmoral sprach und wenig an historische Notwendigkeit dachte, Coopers Romane gelesen hat, wird die Verdrängung der Indianer durch die Ansiedler vielleicht mit sehr ähnlichen Worten beklagt haben.

M. Fuhrmann.

Carmen Sylva. Eine Biographie von Mite Kremnitz. Druck und Verlag von E. Haberland. Leipzig.

Viele Deutsche haben für die neue Hohenzollern-Dynastie in Rumänien und die Entwicklung dieses Staatengebildes wenig Interesse, sei es, daß die politischen Verhältnisse des eigenen Landes ihr Denken und Empfinden zu sehr in Anspruch nehmen, oder daß sie für solche fremde Nationalitäten, deren Liebe oder Haß uns nicht greifbaren Nutzen oder Schaden bringt, überhaupt wenig übrig haben; aber auch sie kann das Lebensbild der ersten Königin Rumäniens von M. Kremnitz unmöglich kühl lassen, dazu ist die fürstliche Frau eine viel zu anziehende Persönlichkeit und das Lebensbild mit zu großer künstlerischer Meisterschaft entworfen. Was bisher über Carmen Sylva geschrieben worden ist, auch das Buch der Baronin Stackelberg, hat sich nicht frei gehalten von dem Fehler allzu schrankenloser Bewunderung, in die Biographien nur zu leicht verfallen, besonders wenn es sich um Fürsten und Fürstinnen handelt. Sie ist dargestellt wie eine Märchenkönigin, die eingehüllt in den aus Morgenduft und Sonnenklarheit gewobenen Schleier, „mit Blumenfüßen über Deukalions Flutschlamm dahin wandelt." Von solchem Byzantinismus hat Frau Kremnitz sich durchaus frei gehalten, und dennoch wird sie der Königin und Dichterin durchaus gerecht und erfüllt uns mit Bewunderung für ihren persönlichen Zauber und ihre phänomenale Begabung. Gleich die beiden ersten Abschnitte des Buches sind ein Muster feinster psychologischer Analyse und vorurteilsfreier Auffassung, und je weiter wir lesen, desto mehr fühlen wir uns gefesselt durch die Kunst der Seelendeuterin, die es verstanden hat, der Entwicklung der so wunderbar bedingten Persönlichkeit bis in die kleinsten und feinsten Wurzeln nachzuspüren und

Digitized by Google

uns einen so tiefen Einblick in ihre sehr komplizierte Eigenart zu gewähren. Unzweifelhaft hat nicht nur der Dichterruhm Carmen Sylvas den Glanz ihrer Königskrone erhöht, sondern auch die Königskrone hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, den Glanz ihres Dichterruhms zu erhöhen, und sie wäre schwerlich als Dichterin so gefeiert worden, — in Paris wurden ihre Pensées d'une reine 1888 in der Académie française vorgelesen und preisgekrönt — wenn sie nicht eine Fürstin wäre. Ihre Romane und Novellen werden, wenn ein anderes Geschlecht heraufgewachsen ist, gar bald vergessen sein, und von ihren lyrischen Gedichten, von denen manche wirklich sehr schön sind, werden auch nicht sehr viele auf die Nachwelt kommen; aber die Erinnerung an den Zauber ihrer Persönlichkeit, der auch in politischer Beziehung ein wesentlicher Faktor für die gedeihliche Entwicklung Rumäniens gewesen ist, wird in den Herzen ihres dankbaren Volkes fortleben und ebenso wenig erlöschen, wie die Erinnerung an die Holdseligkeit der Königin Luise je im preußischen Volke erlöschen wird. Selbst der Gegensatz, in den sie zu Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu den nationalen Wünschen Rumäniens geriet, hat dank der Einsicht und hingebenden Treue ihres ritterlichen Gemahls keine dauernde Entfremdung zwischen ihr und ihrem Volke verursacht, ja vielleicht hat gerade diese Zeit der Sorge sie ihrem Herzen nur noch näher gebracht. Daß auch ihnen Leid und Irrtum nicht fremd bleiben, bringt uns die Großen der Erde menschlich näher und macht sie uns vertrauter als ihr Glück und Glanz es zu tun vermögen. — Wer die Königin von Rumänien kennen lernen und zugleich einen feinen literarischen Genuß haben will, der lese ihre Biographie von Mite Kremnitz.

Marie Fuhrmann.

Thomas Dixon, Weiß und Schwarz. Ein Roman aus der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. 1865—1900. Deutsch von Oscar H. Trenkner. Verlag, Friedrich Rothbarth, München Preis M. 4,20.

Von dem Roman von Thomas Dixon „The Leopard's Spots", der soeben unter dem Titel „Weiß und Schwarz" in deutscher Uebersetzung erschienen ist, sind in Amerika in kürzester Zeit 200 000 Exemplare verkauft worden, ein Erfolg, der sich nur dadurch erklären läßt, daß der Verfasser für eine mit elementarer Kraft zum Ausbruch drängende Bewegung des amerikanischen Volksgeistes das erlösende Wort gefunden hat. Die Ereignisse im Osten Asiens, unsere Kolonialerfahrungen in Afrika haben auch uns Deutsche in die Notwendigkeit versetzt, zu der Rassenfrage Stellung zu nehmen, aber wir können es bis jetzt noch ohne allzu große leidenschaftliche Erregung, gewissermaßen mit der akademischen Ruhe tun, die unserm Wesen besser ansteht als nationale Siedehitze. In den Vereinigten Freistaaten, wo man nach Aufhebung der Sklaverei die politische Gleichberechtigung der Neger proklamiert hat, scheint man jedoch schon jetzt vor die

Digitized by Google

Frage gestellt zu sein, ob das Land den Weißen oder den Schwarzen und ihren Nachkommen gehören soll. Thomas Dixon antwortet auf diese Frage mit der gebieterischen Forderung, den Schwarzen die politischen Rechte wieder zu entziehen und sie zum dienen, wozu sie von der Natur bestimmt sind, niederzuzwingen. Er beruft sich dafür auf Lincoln, der zwar die Sklaverei aufgehoben habe, aber niemals weder für die politische noch für die soziale Gleichberechtigung der beiden Rassen gewesen sei. (Siehe Lincolns Glaubensbekenntnis, 8. Kapitel, I. Teil.) Wer die Heftigkeit des Rassenkampfes in der gesamten nordamerikanischen Republik, die wilden Ausbrüche des Rasseninstinkts, die Lynchjustiz, die soziale Boykottierung der Neger verstehen will, der muß sein Buch lesen. Das Romanhafte, d. h. die Liebesgeschichte, darin beginnt erst im II. Teil, 18 Jahre nach dem Schluß des I. Teiles, ist recht schwach und ganz nebensächlich; die Hauptsache darin ist die schwarze Gefahr, welche die heiligsten Güter des Herrenvolkes bedroht. Die Schrecken der ersten Jahre nach dem Sezessionskriege in den Südstaaten, wo die Weißen dem brutalen Uebermut der zur Herrschaft gelangten 10 Millionen ehemaliger Sklaven preisgegeben waren, die Geldverschleuderung, die Verarmung und der Untergang der edelsten Familien, die Korruption, die Verbrechen vagabondierender Neger, die aus „einem Stück Vieh zur Bestie" geworden waren, der Jammer ihrer Opfer, die Verdienste des Kukluxklans, der diese Verbrechen strafte, werden mit einem so hinreißenden Feuer geschildert, daß es unmöglich ist, nicht in Mitleidenschaft gezogen zu werden. In einem der letzten Kapitel des II. Teils hält der in jeder Beziehung liebenswerte, ideal gesinnte Held des Buches, Charles Gaston, in einer Volksversammlung eine flammende Rede und erklärt, daß im Lande neben dem Weißen kein Platz mehr sei für den Neger, daß die Stunde geschlagen habe, ihn niederzuwerfen, und wenn er sich das nicht gefallen lassen wolle, ihn hinauszuwerfen, und er zwingt uns durch sein Pathos, seinen Schwung so in seinen Bann, daß wir uns erst geraume Zeit, nachdem wir das Buch zugemacht haben, fragen, wer denn nun eigentlich Recht hat, der Präsident Roosevelt, der an die Entwicklungsfähigkeit der Neger glaubt, sie in sein Haus lädt und ihnen wichtige Aemter anvertraut oder Thomas Dixon, der die weiße Rasse nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet hält, sie mit Feuer und Schwert zu bekämpfen. Bis die Weltgeschichte den unwiderleglichen Beweis für die Richtigkeit der einen oder der anderen Ansicht erbracht hat, wird aber wohl noch manches Jahr vergehen.

M. Fuhrmann.

Anatole France. Komödiantengeschichte. Roman. Aus dem Französischen übersetzt v. Heinrich Mann. Verlag v. Albert Langen, München.

Je charakteristischer ein Roman für die Denkungsart und das Gefühlsleben eines Volkes ist, je treuer er dessen Temparament und Genie wiederstrahlt, desto mehr wird er in der Uebersetzung einbüßen. Echt-

Digitized by Google

französische Bücher ertragen die Uebersetzung ins Deutsche ebenso wenig, wie echt deutsche die ins Französische. Kann man sich Fontanes Stechlin oder Frenssens Jörn Uhl ins Französische übersetzt denken, und wenn sie übersetzt würden, könnten Franzosen sie mit Genuß lesen? Anatole France gilt was Feinheit und künstlerische Durchbildung des Stils betrifft, für den größten der lebenden französischen Schriftsteller, der das Gewagteste sagen kann, ohne zu verletzen. Seine Bücher enthalten gewissermaßen die Quintessenz des französischen Geistes. Er ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Weltweiser, der das Menschliche, oft Allzumenschliche, mit so schalkhafter Ironie erzählt, daß man ihm nie ernstlich böse sein kann. Seine Komödiantengeschichte versetzt uns mitten unter die Schauspieler des Pariser Odéon. Wer diese Gesellschaft nicht aus eigener Anschauung kennt, kann schwer beurteilen, ob ihre Gesinnung und ihre Handlungsweise ganz so sind, wie Anatole France sie schildert. Vermutlich sind sie es: aber was für einen Zweck hat es, Deutsche durch eine Uebersetzung mit dieser Summe von nicht bloß gemeiner Wirklichkeit, sondern wirklicher Gemeinheit bekannt zu machen? Die dichterische Sprache, die feine Schelmerei, die Nüance von Uebermut, die dem Originnal seinen Reiz verleihen, gehen in der Uebersetzung gänzlich verloren, und wer es nicht französisch lesen kann, tut zweifellos besser, es nicht zu lesen. M. Fuhrmann.

Der Kleine. Berliner Roman von Johannes Schlaf. Verlag Axel Junker, Stuttgart.

Warum Berliner Roman? Gibt es nicht in jeder Großstadt viele reiche müßige Genußmenschen und viele Begehrliche, die sich ebenfalls „ausleben", d. h. ihre elementaren Triebe ungezügelt befriedigen möchten, wenn sie nur die Zeit und das Geld dazu hätten? Ist solche Entwertung etwa bloß für Berlin typisch? Gibt es dort unter den verheirateten Frauen mehr Ehebrecherinnen, unter den unverheirateten mehr Dirnen und unter der sogenannten jeunesse dorée mehr dekadente widerliche Gesellen als anderswo? Schwerlich. Also weg mit der Bezeichnung „Berliner", Roman genügt vollkommen. Und nun gleich das Bekenntnis, daß ich trotz des redlichen Willens, das Buch zu Ende zu lesen, nicht im stande gewesen bin, mich durch den Schmutz hindurch zu arbeiten. Ich gehöre nicht zu den Prüden, die sich von der modernen Behandlung des erotischen Problems errötend abwendete; ich weiß sehr wohl, daß die menschliche Natur neben den höchsten auch die niedrigsten Triebe birgt, und daß es Stunden gibt, in denen wir so gut wie machtlos gegen sie sind, aber ein Buch, das eine Dichtung sein will und nichts weiter bietet als entartete Männer und lüsterne Dirnen, erregt mir zu großen Ekel. Trotz seiner hohen dichterischen Begabung und seiner glänzenden, geradezu berückenden Sprachkunst komme ich nicht einmal bei Maupassant zu einem reinen Genuß, und nun der Stil von Johannes Schlaf! Daß er in dem Streben nach

Digitized by Google

einem wirklichen Sprechstil den Erzählstil fast gänzlich auflöst, möchte hingehen, denn das ist ja jetzt Mode, aber das elende Deutsch, das alle seine Personen sprechen, muß jedes gebildete Sprachgefühl aufs tiefste beleidigen und ist auf die Dauer nicht zu ertragen. Schon darum hätte ich das schlaffische opus nicht zu Ende lesen können. M. Fuhrmann.

S. Juschkewitsch, Die Parias. Erzählung aus dem Leben der russischen Juden. Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen. München 1904. Dr. J. Marchlewski & Co., Verlag slavischer und nordischer Literatur. 198 Seiten.

Längst nicht immer weiß ein Beobachter seine Wahrnehmungen in gerundeter und abgeschlossener Form vorzulegen. Die Schwierigkeit der Darstellung wird auch um so größer, je weiter das Gebiet ist, das dem Erzähler den Stoff liefern soll. Die russischen Juden sind ein beliebtes, großes Problem, das namentlich von Juden oder judenfreundlichen Autoren in liebevoller Weise behandelt wird. Man hat sich dabei an eine gewisse Einseitigkeit gewöhnt und verzeiht es in menschlichem Verständnis, daß der Verfasser mit seinem ganzen Herzen auf Seiten der Juden steht, daß er bemüht ist, vor allem edle Züge der Unterdrückten und Geknechteten zu zeichnen. Die Tendenz des Advokaten ist nicht zu verkennen, und auch in novellistischer Form bleibt das Judenproblem eine Streitfrage — zum Schaden der künstlerischen Gestaltung.

Zu dieser Gattung von Büchern gehört Juschkewitschs Erzählung „Die Parias". Der Verfasser will ein Totalgemälde von dem Leben der russischen Juden heutzutage geben und schildert das Treiben im Schmutz und der Armut der dunklen Gassen des Ghetto. Szenen des trostlosen Elendes wechseln mit Szenen der Brutalität. Wehrlos leben die Juden im Unglück und der Verachtung, um mit ihrer Arbeit anderen zu dienen. Aber der Einzelne hat sich trotzdem sein tiefinnerliches, sittliches Wesen bewahrt, der bei allen Kümmernissen bekennt: „Wir müssen es dahin bringen, daß wir das Leiden liebgewinnen. Es muß uns teuer werden. Das Leben ist ein einziges großes Leid, und daher muß uns dies zum Genuß werden." Andere glauben an den Zionismus und bauen in Gedanken ein Königreich Judäa auf. Die wenigsten denken daran, durch eigene Kraft ihr Loos zu ändern, sich zusammenzuschließen, um als Masse eine Macht zu bedeuten, während so jeder Einzelne für sich duldet, für sich hofft. Ein alter Jude vertritt als Volksredner diese Anschauung. Er ist das Sprachrohr des Verfassers. Aber dieser Gedanke ist den russischen Juden zu neu; sie halten den Menschen, der so spricht, für einen Verrückten. Einer versteht ihn, weil er die Gabe hat, das Leid der anderen mitzufühlen. Diesen empfindsamen, weichen Charakter, einen jungen Menschen, die Hauptperson des Buches, führt der Alte durch die Gassen des Judenviertels und zeigt ihm das Elend. So lernt der Leser das Ghetto kennen. Aber der junge Nachmann hat es

Digitized by Google

zweifellos schon vorher gekannt. Damit der Leser unterrichtet werde, muß es so scheinen, als ob Nachmann etwas Neues erfahre. Darin liegt ein Fehler der Komposition. Und Nachmann, der edle Jude, der das Unglück der anderen wie sein eigenes empfindet, denkt auch nicht daran, seinen Stammesgenossen zu helfen. Er denkt an sich, verliebt sich in eine kleine Jüdin, die noch ihre Tugend bewahrt hat, nicht in eines der „Häuser" gegangen oder den Christen auf hellerleuchteten Straßen ihren Leib feilgeboten. Und Nachmann ist in seiner Liebe glücklich, bis er und das Mädchen neben vielen anderen der blutigen Judenverfolgung zum Opfer fallen, die zum Osterfeste von den Christen inszeniert wird und der Erzählung einen grausamen Schluß gibt.

Der Kulturhistoriker mag dem Verfasser für seine Gabe danken — nicht der Aesthetiker, der den festen Zusammenhang der einzelnen Geschehnisse vermißt; so ermüdet z. B. die Art, wie im Verlauf der Erzählung ein Unglück und wieder ein neues Unglück plötzlich durch Boten gemeldet wird. Und der Verleger hätte auf einen sorgfältigeren Druck bedacht sein können. Ernst Consentius.

Michael Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. 314 Seiten.

Unter der „Idee" im Drama versteht Michael Lex entgegen dem herrschenden Sprachgebrauche „die durch Anschauung geoffenbarte Wahrheit menschlicher Schicksale"; er ist der Ansicht, „daß nicht ein verstandesmäßig begriffener Satz, verstandesmäßig bewiesen, sondern ein menschliches Schicksal, durch Anschauung zur Ueberzeugung gebracht, die wahre und eigentliche Idee im Drama sei." Nicht wenige Meisterwerke der Weltliteratur, Dramen, denen der Verfasser selbst höchste Wirksamkeit, poetischen Gehalt und abgerundete Form nachrühmt, Hamlet und Lear, Torquato Tasso und andere setzen aber „dem Nachweis einer Idee die größten und immer neue Schwierigkeiten entgegen", sie enthalten keine „Idee".

Dramen dieser Art beweisen, daß die „Idee" im Sinne des Verfassers noch lange nicht ein erhebliches Erfordernis für das Drama ist, deshalb möchte ich bezweifeln, ob ein umfangreiches Buch, wie das vorliegende, wirklich der „Sache deutscher dramatischer Poesie" dient. — Jedenfalls war es ein mühsames Unternehmen, die „Ideen" — von denen die Dichter selbst wohl keine so feste Vorstellung wie der Verfasser gehabt — aus den Dramen herauszuschälen. Zu dem Zwecke gab Lex eine Analyse der Dramen Goethes, Schillers, Grillparzers und Kleists, gab als belesener Kommentator einen bunt gewirkten Teppich von Zitaten und lieferte in diesen Teilen seines Buches manches Nützliche zum Verständnis der Klassiker, allerdings in schwer lesbarer Form. Gefällige Rundung, leichte Darstellung fehlt dem Buche. Ernst Consentius.

Digitized by Google

Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben von Heinrich Vierordt. Heidelberg 1904. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 149 Seiten.

Die neueste Sammlung des badischen Lyrikers, der allgemach seine Gemeinde gefunden, hat einen autobiographischen Charakter. Vierordt hat fast die Fünfzig erreicht. Da zeigt sich denn das Streben, das eigene Leben in der Erinnerung wieder durchzugehen, Szenen, die dem Dichter von Bedeutung waren, festzuhalten, oder bei einzelnen Punkten, die dem Wanderer lieb gewesen, zu verweilen. Ein Bild reiht sich an das andere, ein loser Faden führt den Leser weiter, von einem Meilensteine geht's zum andern. Aber nicht etwa in der Absicht, eine lyrische Autobiographie zu liefern, hat Vierordt seine „Meilensteine" gedichtet; es sind Bekenntnisse des Lyrikers, wie sie im Laufe der Jahre niedergeschrieben und nun nach zehn, zwanzig und mehr Jahren als Sammlung an die Oeffentlichkeit gelangen.

Vierordt hat ein glückliches Leben geführt, oder es doch verstanden, sich anspruchslos an bescheidenem Glücke zu freuen und diese Freude sich in der Erinnerung bewahrt. Er freut sich am Blütenschnee des Frühlings, schaut fröhlich dem Wolkenzuge nach, wenn der Herbstwind weht, und freut sich, zufrieden im Besitze, des behaglichen Knisterns im Ofen, wenn die Dächer verschneit sind. Bei solcher Stimmung wird der Lyriker auch zum Erzähler. Vierordt hat die Gabe mit ins Leben gebracht, sich überall und zu jeder Zeit an der Natur zu freuen, sei es in Italien, an den Küsten des mittelländischen Meeres, oder im Norden, den der weitgereiste auch aufgesucht. Ihm ist die Natur nicht tot, wenn er mit dem Ränzel auf dem Rücken, den Eichenzweig am Hut zum Wanderstabe greift. Dann geht er abseits vom großen Wege durch Wiese und Kornfeld, um allein zu sein; sucht die Stätten der Jugend auf, sucht das Schöne überall, sei es unter dem lachenden Blau des Südens, in alten Waldruinen oder im verschneiten Tannenwald

Manch ein Bildchen in Gedanken formend,
Denn der Dichter sei Gedankenbildner.

Als ein Kunstgenießer hat er die Galerien besucht, um auch dort einsam zu träumen; das ist des Dichters liebstes Tun. Scheinbar hat er das Leben eines Müßiggängers geführt, der von seinen Wanderungen nur kleine Andenken mitbringt und andere sehen läßt, was er schönes geschaut. Die badische Heimat wird ihm zu danken haben; denn Vierordt kennt in Wahrheit nichts schöneres als die Stille des Schwarzwaldes, wo er, den blumigen Wiesenhang vor sich, am Waldessaum zur Sommerszeit sich lagert, unbekümmert um die Zeit; die Natur wird ihm zum Gedicht.

Große Ziele hat Vierordt nicht gesucht. Gigantisches Ringen mit tiefen Problemen ist ihm fremd. Nicht Zweifel will er lösen oder den Weltschmerz singen. Er ist eine Frohnatur, ein Genießer, dem die eigenen Verse die meiste Freude machen, weil er für sich dichtet. Sich zu bescheiden war stets seine Art. Ihm ist „das Lied, der Künste niebestritt'ne

Digitized by Google

Krone". Klingen in seinem Liede bisweilen ernste Grabgedanken mit, so ist es doch kein Sehnen nach dem Ende, das ein lästiges Dasein abschließen sollte. Um solchen Stimmungen nachzuhängen, dazu ist Vierordt zu gesund. Seine fünfzig Jahre wird ihm so leicht niemand anmerken.

Die Liebe und der Sinn für das Kleine zeichnet den Dichter aus. So finden sich in der Sammlung zwar schöngeformte aber unbedeutende Verse auf Unbedeutendes. Und mit überraschenden Pointen schließt oft das Gedicht, wo sich nicht immer sagen läßt, daß der Schlußgedanke glücklich sei. — Die Reisebilder, die der Dichter in die Heimat mitgebracht, wollen keine Beschreibung sein; an das Geschaute sollen nur Gedanken und Gefühle anknüpfen. Im Grunde ist es vielfach gleich, ob es die Nordsee oder Neapel war, das der Dichter zur Szenerie gewählt: er selbst ist die Hauptsache. Anders möchte es bei den französischen Reisebildern sein, die Vierordt an den Schluß seiner Sammlung gestellt. Hier vereint sich mit der Szenerie historische Auffassung. Visionäre Scharen ziehen zur Nacht in die alten verfallenen Schlösser ein, bevölkern die leeren Gemäuer, die längst vergossenes Blut neu rötet. In verwilderten Gärten, in alten Städten wird die Ritterzeit wieder lebendig. Dem Romantiker leben die alten Schlösser und doch ist es nicht bloß der Romantiker, der die Vergangenheit heraufbeschwört, wenn Vierordt in der alten Kreuzfahrerstadt, in Aigues-Mortes, einer Stätte des Todes Einkehr hält:

Es trieft, es klebt
Die Wölbung des Tors,
Der Mörtel der Mauer,
Das Pflaster der Gassen
Von vergossenem Blut,
Von zerspritztem Gehirn,
Von Hugenottenblut,
Von den Opfern all
Der Königsgewalt,
Der tausendjährigen Willkür;
Noch dampft, noch schreit
Das frischvergossene
Herzblut gemordeter
Italiener,
Niedergestreckt in brudermörderischer,
Brotneidischer
Arbeiterschlacht:
Tun's die Könige nicht,
So würgt sich das Volk,
Denn nach Blut verlanget die Erde.

Solche Töne sind selten in dieser Sammlung. Vierordt sucht nicht das Blutige, strebt nicht nach großen Zügen. Er ist ein Meister der Form und ein Meister der Kleinkunst, kein großer Mann, aber ein gesunder und sympathischer Mensch. Ernst Consentius.

Digitized by Google

Oswald Meyer, Nord und Nebel. Lieder und Balladen. Berlin. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn. 87 Seiten.

Ein schlankes Bändchen, anscheinend die erste Sammlung eines jungen Poeten, fordert die Besprechung. — Jugendlich, trotzig freut sich der Verfasser des Kampfes der Elemente, die ihm die Macht der germanischen Götter versinnlichen.

Und ich jauchze zum Sturm, der mich jauchzend umgellt,
Ins Tal sich wirft, ein donnernder Held —
Das nenn' ich die Welt, das ist meine Welt.

Seine Welt ist Bergeshöhe, ist schäumendes Meer und Nebelgewoge auf einsamer Heide, wo noch die Götter der Vorzeit gewaltig sind. Diese nordische Welt steht im Gegensatze zum Christentum. In kurzen Stimmungsbildern zeigt Meyer eine glückliche Hand. Aber er sucht noch nach seinem Tone und strebt balladenhaften Erzählungen zu. Die Wortfügung sucht archaistische Wirkungen, wenn Meyer sprunghaft, abgerissen in länger ausgesponnenen Versreihen halbhistorisch von den Normannen und ihren Fahrten erzählt. Diese von dem Verfasser mit Vorliebe gepflegten Verserzählungen stehen den kleinen Stimmungsbildern nicht ebenbürtig zur Seite, sind meist auch zu breit. Aber man darf zufrieden sein, in einem dünnen Hefte zwei oder drei schöne Gedichte zu finden und wird dadurch auch für schlechte Reime wie: friert — rührt, entschädigt.

Ernst Consentius.

Laurids Bruun, Die Krone. Roman. Stuttgart 1904. Axel Junckers Verlag. 212 Seiten.

Ein König, der sieht, wie er betrogen wird, aber zu schwach ist, gegen die Betrüger vorzugehen; eine Königin, die in pietistischen Konventikeln lebt und den Menschen glaubt, die Gott am häufigsten im Munde führen; ein Kronprinz in dem pietistischen Kreise erzogen, aber durch Ausschweifungen derart ruiniert, daß er niemals das Königtum vererben kann; ein hinterlistiger Hausminister, der den König regiert und auf seinen und seiner Günstlinge Vorteil denkt; ein jüdischer Bankier, Baron von Krongeld, der allmächtig ist, weil er dem König in einer delikaten Angelegenheit hundertfünfundneunzig tausend Gulden geborgt, die wieder auf einmal zurückgezahlt werden sollen und darum mehr als dreißig Jahre unbezahlt bleiben — die Karikatur von einem Königshofe! Wie es Karikaturen-Zeichner lieben, sind diese einzelnen Figuren in übertriebener, satirischer Weise gezeichnet. Aber doch soll der Roman alles andere als eine Karikatur sein.

Der König liebt eine Opernsängerin und gewinnt sie, auch wenn sie ihn nicht liebt; aber sie hatte ihm vorgeschlagen, sie samt ihren Schulden zu übernehmen, hatte eine Diamantenkrone, die jene hundert-

Digitized by Google

fünfundneunzig tausend Gulden kostete, verlangt, ihren Geliebten verabschiedet und stand nun dem Könige zur Verfügung. Der Mann, den sie wirklich geliebt, ein hoher Staatsbeamter und Freund des Königs, der ihretwegen Schulden gemacht und unterschlagen, erschießt sich, als die Opernsängerin ihn aufgibt. Ein letztes, sehr umfangreiches Schreiben dieses Beamten gibt dem Könige völliges Licht über das herrschende Bestechungssystem und erreicht ihn gerade, wie er mit der Operndame eine schöne Nacht in dem stillen Zimmer eines Hôtels vis-à-vis von seinem Residenzschlosse verbringen will. Die Nacht wird bis nach dem Begräbnis des Jugendfreundes aufgeschoben. Uebrigens war die Operndame nicht ganz so cynisch, wie sie sich dem Könige gegenüber gezeigt. Nach dem Tode ihres Geliebten wäre sie am liebsten ihrer Verpflichtung gegen den König ledig gewesen; nur einmal gab sie sich ihm für die Diamantenkrone hin.

Dreißig Jahre später. Mit dem Alter hat die Unentschlossenheit des Königs, der die Betrüger wirtschaften läßt, wie sie wollen, noch zugenommen, ebenso seine müde Melancholie. Mit den Jahren ist auch die Macht des pietistischen Kreises noch erschreckend gewachsen. Wo vom Kronprinzen keine Erben zu erwarten sind, soll ein Neffe des Kronprinzen dereinst auf dem Throne folgen. Der unentschlossene König will diesen Sprossen seines Hauses wenigstens vor dem verderblichen Einfluß des Pietismus bewahren und ihm eine gesunde Erziehung geben. Die Partei der Königin hat schon einen Erzieher in Bereitschaft; aber es meldet sich auch ein anderer zu dem Amte. Beide werden in Audienz empfangen. Dem König ist der „andere“ eine sympathische Persönlichkeit. Dieser Erzieher spricht überzeugend von der hohen und ernsten Aufgabe des Königtums, von der Erziehung überhaupt. Er will schon das Kind lehren „zu wollen und nicht zu müssen“, er sagt: „Die Schlaffheit des Willens ist schuld an aller unserer Schwäche und Unwürdigkeit“, und der König muß ihm Recht geben. Aber als Erzieher eines Prinzen ist er unmöglich. Der Hausminister hat ausspioniert, daß dieser Pädagoge ein uneheliches Kind ist. Der junge Prinz erhält den pietistischen Erzieher.

Wieder fünf Jahre später. Der greise König verbrennt alte Erinnerungsblätter, auch die Andenken an jene Opernsängerin, die er vor fünfunddreißig Jahren geliebt. Bei diesem wehmütigen Geschäft ist er von Regierungssorgen nicht frei. Der Minister bringt ein Todesurteil zur Unterschrift: der leibliche Vater hat seinen unschuldigen, unmündigen Sohn erschossen. Der Minister bringt auch ein umfangreiches Schriftstück vom Verurteilten selbst, das der König erbricht. Es ist die Lebensgeschichte jenes Pädagogen, dem der König die Audienz gegeben, jenes kraftvollen in sich geschlossenen Mannes, dem der Hausminister in brutaler Weise den Makel seiner Geburt vorgeworfen. Der umfangreiche Aufsatz führt dem Leser nachträglich die Jahre vor, an denen der Roman vorbeigegangen war. Der Ahnungslose hatte durch die Entdeckung des Hausministers jeden Halt verloren, war an sich selbst irre geworden, war von Stufe zu

Digitized by Google

Stufe gesunken und hatte schließlich, als Not und Elend ihm keinen Ausweg ließen, einen Edelstein aus der Diamantenkrone versetzt, die Krone ins Wasser geworfen, einen Revolver gekauft, seinen Knaben getötet und auf sich selbst die Waffe abgedrückt, um das Kind seiner freien Liebe vor ähnlicher Schmach, wie er sie erfahren, zu bewahren und seinem eigenen verfehlten Dasein ein Ende zu machen. Selbstverständlich ist dieser Pädagoge das Kind der Opernsängerin. Wie der König das Bekenntnis des zum Tode Verurteilten liest, rührt ihn der Schlag.

Die Fabel, wie wir sie hier wiedergegeben haben, erscheint nicht bloß grotesk, sondern geradezu so thöricht, daß man zweifeln kann, ob ein solcher Roman an dieser Stelle besprochen zu werden verdiente, aber bei allen grellen Uebertreibungen liegt doch Stimmung darin. Manches ist ungemein geistreich. Trotzdem glaube ich, war die Uebersetzung aus dem Dänischen unnötig, es sei denn, daß man das Ausländische schätzt schon deshalb, weil es fremd ist. Das Aufrollen des Erziehungsproblems erinnert an K. G. Bröndstedt, dessen Erzählung „Freiheit" in anderer Sphäre heimisch ist. Beide Bücher sind verwandt, aber das eine ist nicht das Vorbild des andern. Ernst Consentius.

Geschichte.

Napoleon I. Eine Biographie von August Fournier. 1. Band. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag 1904. 8°. 325 Seiten.

Der Fournier'sche Napoleon gehört zu den Büchern, die ich immer gern zur Hand genommen habe, obgleich ich mit der Grundauffassung und vielen Einzelheiten nicht übereinstimme. Aber er enthält eine geschlossene, auf fleißigem Quellenstudium ruhende Anschauung, ist flott geschrieben und eignet sich vortrefflich zur allgemeinen Orientierung vor weiterer eigener Forschung. Diese Eigenschaften hat auch die zweite, im Umfang bedeutend — fast auf das Doppelte — gewachsene Auflage, die manche Irrtümer der ersten Auflage beseitigt — z. B. in der Geschichte des ersten Feldzugs — und die Resultate neuerer Forschungen verwertet. Seine Auffassung von Napoleon und seinem Wirken hat Fournier dagegen nicht verändern zu müssen geglaubt. Wie im Jahre 1889 charakterisiert er Napoleon folgendermaßen (S. 295): „Er war kein Mann des Friedens. Gewiß, er hat mit eisernem Fleiß und einer Energie ohnegleichen Frankreich wieder tüchtig und stark gemacht, aber nicht für die Ruhe, sondern für den Kampf um den Preis einer Herrschaft weit über dessen Grenzen hinaus, für einen Kampf, den zu vermeiden er auch gar nicht mehr imstande gewesen wäre, selbst wenn er gewollt hätte." Diese Worte enthalten eine These, die im vorliegenden Bande nicht bewiesen wird. Denn in der Zeit bis zum Jahr 1802, die hier behandelt wird, hat Napoleon keinen Kampf um die Weltherrschaft geführt: er hat vielmehr nur die

Digitized by Google

Aufgabe gelöst, die die Revolution in Verbindung mit den Traditionen des alten Frankreich gestellt hatte: die europäischen Mächte zur Anerkennung der „natürlichen" Grenzen und der französischen Klientelstaaten jenseits dieser Grenzen zu zwingen. Wir müssen also einstweilen diese Charakteristik auf sich beruhen lassen, bis Fourniers zweiter Band erschienen sein wird, und uns begnügen, den vorliegenden zu prüfen.

Fournier bezeichnet als Grundeigenschaften des jugendlichen Napoleon einen starken natürlichen Ehrgeiz und einen glühenden korsischen Patriotismus. Als es ihm nicht gelang, den Ehrgeiz in Korsika zu befriedigen, als er vielmehr aus dem Vaterlande vertrieben wurde, wurde der Ehrgeiz heimatlos und kannte keine Grenzen mehr, denn Franzose ist Napoleon nicht geworden, als er aufhören mußte, Korse zu sein. (S. 59.) So ist er zum Welteroberer prädestiniert. Mit dieser Charakteristik schießt Fournier weit übers Ziel hinaus. Allerdings haben jene beiden Motive die Handlungen des jungen Napoleon stark beeinflußt, aber sie blieben nicht unverändert. Namentlich sein ursprünglicher korsischer Patriotismus hat sich bald gewandelt. Seitdem die Revolution Korsika aus seiner drückenden Sonderstellung als erobertes Land befreit und dem mittellosen Junker das Emporkommen ermöglicht hatte, war sein Haß gegen Frankreich verschwunden. Er hat sich bald als Bürger des großen revolutionären Frankreich gefühlt, die Veränderungen hier eifrig beobachtet und schon 1792 vom „Mutterlande" Frankreich gesprochen. Sein Ehrgeiz war demnach nicht vaterlandslos, sondern französisch; nicht an die Beherrschung der Welt dachte er, als er im französischen Dienst emporkam, sondern an die Beherrschung Frankreichs. Und dieser Wunsch war damals nichts außergewöhnliches: ungefähr jeder revolutionäre General, der etwas leistete, trug sich mit ähnlichen Gedanken, nur daß allen übrigen die Qualitäten fehlten, ihre Träume zu verwirklichen.

Ebenso muß ich auch der Einzeldarstellung in vielen Punkten widersprechen. Zunächst eine quellenkritische Bemerkung: Fournier schenkt den Memoiren viel zu großes Vertrauen. Er scheut sich nicht, Stellen aus den Memoiren der Remusat, Bourriennes, Miots, Talleyrands, Lucians und anderer ohne Einschränkung zu zitieren, teils um ihnen Nachrichten zu entnehmen, teils um Leser, die nach weiterer Lektüre verlangen und sich mit dem Gegenstande tiefer beschäftigen wollen, damit „auf Werke zu verweisen, welche ihnen dabei am zuverlässigsten dienen werden". Dies Verfahren ist methodisch nicht zu rechtfertigen. Jene Werke sind wie alle Memoiren unzuverlässig; sie sind aber auch geradezu unglaubwürdig, weil es den Verfassern an Urteilskraft, zum Teil sogar an Wahrheitsliebe mangelt. Das gilt auch für die viel bewunderten Memoiren der Remusat. Sie sind zwar unterhaltend geschrieben, aber sie haften an der Oberfläche und bringen für die tiefere Kenntnis Napoleons nichts bei; wo die Verfasserin über äußerliche Dinge hinausgeht, irrt sie in der Regel. Wie falsch die Remusat Napoleon beurteilt hat, ergibt sich schon aus ihrer Be-

Digitized by Google

merkung, Napoleon habe „sehr wenig gelesen“ und sei im Grunde unwissend (ignorant) gewesen: ein Urteil, dessen Unrichtigkeit auch Fournier offenbar erkannt hat. Er spricht es zwar nicht ausdrücklich aus, aber seine Darstellung von den Studien Napoleons verträgt sich mit der Mitteilung der Remusat nicht. Solche Irrtümer, die zeigen, daß die Verfasserin schlecht unterrichtet war und wenig Urteil besaß, ließen sich ohne Mühe noch mehr anführen: sie war aber auch weit entfernt davon, ihre Nachrichten kritisch zu prüfen. Sie war beherrscht von einer antinapoleonischen Tendenz und scheute die Verbreitung des böswilligsten Klatsches nicht, wenn er Napoleon ungünstig war. So hat sie sich von Josefine erzählen lassen, daß Napoleon seine Schwestern verführt habe (I S. 204), und sie hat kein Wort des Tadels, zeigt sogar eine unverkennbare Sympathie für die Verleumderin. — Noch weniger zu billigen ist die Verwendung der übrigen Memoiren, die an Wahrheitsliebe weit tiefer als die der Remusat stehen. Der Historiker vermag mit den Hilfsmitteln der wissenschaftlichen Kritik mancherlei aus ihnen zu lernen, aber sie den Laien als zuverlässige Führer zu empfehlen, ist nicht statthaft. Das Urteil des Publikums wird durch sie geradezu in falsche Wege geleitet.

Mit Vorliebe benutzt Fournier die Memoiren Miots von Melito, obgleich dieser gar kein Vertrauen verdient. So erzählt er uns, Napoleon habe sich ihm gegenüber während seines ersten Feldzuges (im Juni 1797) rückhaltlos über seine Pläne ausgesprochen, über seine Absicht mit den Direktoren und der Republik ein Ende machen zu wollen usw., und Fournier sieht in diesem Bekenntnis einen Beweis seines unersättlichen Ehrgeizes. Man staunt, daß ein geschulter Historiker eine solche Fabelei ernst nehmen kann: wie wird Napoleon einem Manne, den er nur oberflächlich kannte, seine intimsten Gedanken anvertraut und ihre Ausführung dadurch erschwert haben! Schon aus diesem Grunde allein müßten wir Miots Erzählung als nachträgliche renommistische Konstruktion verwerfen. Aber bei tieferem Studium sieht man noch deutlicher, daß Miot weder Napoleons Gedanken kannte, noch ehrlich war. Er berichtet kühn, Napoleon sei mit dem Frieden von Campo Formio höchst unzufrieden gewesen, und er habe ihn nur geschlossen aus Aerger über die Ernennung Augereaus zum Oberbefehlshaber in Deutschland. Tatsächlich war der Friede Napoleons persönliches Werk, und er hatte längst darauf hingearbeitet, ehe von Augereaus Ernennung die Rede war. Und seine Ehrlichkeit? Miot schreibt sich in den Verhandlungen Napoleons mit Neapel und Rom im Jahre 1796 einen hervorragenden Anteil zu: die neuere Forschung hat aus seiner eigenen und der sonstigen diplomatischen Korrespondenz das Gegenteil erwiesen, so daß selbst Sorel*), der Miot sonst ebenso gern glaubt wie

*) Albert Sorel, L'Europe et la révolution française. Bd. V. Paris 1903. Die kürzlich erschienenen Bände 5—7 sind bei weitem nicht mit derselben Sorgfalt gearbeitet wie die älteren. Namentlich die Darstellung der diplomatischen Dinge läßt häufig Exaktheit und Klarheit vermissen.

Digitized by Google

Fournier, hier die Unrichtigkeit der Miotschen Darstellung anerkennen muß. Später berichtet er dann frei erfundene Dinge über die englische Landung und die Entthronung der spanischen Bourbonen, kurz, man darf keine seiner Erzählungen ohne weitere Bestätigung annehmen.

Auch in der Behandlung der Memoiren Napoleons verfährt Fournier nicht kritisch genug. Er betont zwar mit Recht ihre geringe Glaubwürdigkeit, zitiert sie aber auch wieder ganz ernsthaft als Quelle und begründet mit ihnen zum Teil seine Anschauung, daß Napoleon im Jahre 1800 einen Frieden mit England weder gewünscht noch erwartet habe (S. 238 Anm.). Ob diese Ansicht richtig ist, brauchen wir hier nicht zu erörtern; jedenfalls darf man sie nicht mit den Denkwürdigkeiten von St. Helena verteidigen.

Es ist verständlich, daß Fournier infolge dieser falschen Quellenbenutzung in viele Irrtümer verfallen muß. So nimmt er in Uebereinstimmung mit Sorel auf Grund der Talleyrandschen Memoiren als möglich oder wahrscheinlich an, daß Napoleon bei seiner syrischen Expedition von Aegypten aus sich mit dem Gedanken getragen habe, den Feldzug über Kleinasien bis in die europäische Türkei fortzusetzen, um das Reich des Sultans umzustürzen und sich dort eine Herrschaft zu gründen. Und dabei erzählt Fournier selbst, daß Napoleon mit 13 000 Mann aus Aegypten aufbrach. Mit einer solchen Handvoll Menschen hätte er die Türkei erobern und die Bundesgenossen des Sultans, die Engländer, schlagen wollen? Die Vorstellung ist so absurd, daß sie von selbst zu Boden fällt; man braucht gar nicht erst zu betonen, daß in allen Berichten und Befehlen Napoleons stets nur ein kurzer Vorstoß nach Syrien und die Eroberung einiger Küstenplätze geplant wird.*) — Ferner stellt Fournier eine viel besprochene Episode aus diesem Feldzuge falsch dar. Napoleon hat bekanntlich in Jaffa einige tausend Gefangene hinrichten lassen, weil er, wie er behauptet, sie weder ernähren noch bewachen noch fortschaffen konnte; um sie zu schonen, hätte er sie also entlassen müssen, aber in diesem Falle

*) Mit Recht verwirft es dagegen Fournier, daß Napoleon diesen syrischen Feldzug als die Vorbereitung eines Zuges nach Indien betrachtet habe, wovon bei dem Beginn der ägyptischen Expedition die Rede gewesen war. — Ebenso ist er mit Recht skeptisch gegen die Ansicht, daß Napoleon 1801 gemeinschaftlich mit Zar Paul eine Eroberung Indiens geplant habe. Eine solche Absicht Napoleons läßt sich mit nichts belegen; weder seine Weisungen an die Minister noch die Berichte der Minister enthalten etwas darüber. Vieles spricht ferner dagegen. So hätte sie bei dem Zustande der französischen Seemacht allein zu Lande ausgeführt werden müssen. Es widerspricht allen Gewohnheiten des in seinen militärischen Unternehmungen so vorsichtigen Napoleon, einen solchen Zug durch ferne unbekannte Gebiete ohne die sorgfältigste Vorbereitung zu beginnen. Ueberdies hätte Indien, falls die Expedition glückte, bei dem Mangel einer französischen Seemacht den Russen zufallen müssen, und daran konnte Napoleon nichts liegen. Als er im Jahre 1808 die Expedition wirklich plante, hat er sie ganz anders vorbereitet: die Hauptaufgabe bei der Eroberung fiel hier der Flotte zu, der die Landarmee nur sekundieren sollte.

Digitized by Google

würden sie sogleich zum Gegner wieder übergegangen sein. Es sei ihm zum Heile seiner Armee nichts übrig geblieben, als sie zu töten. Fournier acceptiert diese Begründung, die ich ebenfalls lange für richtig gehalten habe. Jetzt ist indessen von Christian Waas (Historische Vierteljahrsschrift 1903) in einer vortrefflichen Untersuchung nachgewiesen worden, daß diese Auffassung irrig ist, daß es Napoleon weder an Lebensmitteln noch an Transportmitteln gebrach. Man kann dem noch hinzufügen, daß Napoleon auch von ihrer Entlassung nichts zu besorgen hatte. Die einzige Aufgabe, die Napoleon in Syrien noch hatte, als er die Hinrichtung vollzog, war die Eroberung von Akkon, die er in kurzer Zeit zu bewirken hoffte. Er hätte ohne Schwierigkeit verhindern können, daß die Entlassenen vor der französischen Belagerungsarmee vor Akkon ankamen, und außerhalb der Festung waren sie ohne Waffen unschädlich. Und die hätten sie sich nicht verschaffen können. Seine Absicht war vielmehr, durch die Hinrichtung seine Gegner zu schrecken: die Muhammedaner sollten wissen, was ihrer harrte, wenn sie den Widerstand bis zum äußersten trieben und es auf die Erstürmung der Festungen ankommen ließen. Solche grausamen Schreckmittel hat er ja nicht verschmäht, wie die Bestrafung rebellischer Städte in Italien und Aegypten beweist.

Die ganze ägyptische Expedition hat Fournier unter dem Einfluß Bourriennes in ein falsches Licht gerückt. Er betrachtet sie fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt, daß sie Napoleons egoistischen Zwecken dienen sollte; daß sie ein Teil des großen Kampfes gegen England war, die Begründung einer orientalischen Kolonie ermöglichen sollte, und daß damit sich Napoleons persönliche Zwecke vortrefflich vereinigen ließen, wird viel zu wenig betont. Uebrigens widerspricht sich Fournier hier in der Darstellung der persönlichen Motive Napoleons: einmal (S. 116) hat er die Expedition unternommen als Nachfolger Alexanders des Großen, im Banne einer orientalischen Weltherrschaft, das andere Mal (S. 150 ff.) ist sie für Napoleon ein Mittel, in Frankreich in die Höhe zu kommen. Da die ihm übertragene Aufgabe, die Landung in England, nicht ausführbar war, wollte er Frankreich verlassen, nach einigen Monaten oder Jahren zurückkehren, um einen Festlandskrieg zu führen oder auf Grund seiner ägyptischen Lorbeeren den ersten Rang im Staate zu fordern. Also hier ist — mit Recht — keine Rede von der Errichtung eines bonapartistischen Orientreichs. Am Schluß der Darstellung der ägyptischen Expedition taucht diese Vorstellung freilich wieder auf. Napoleons Herrschsucht, heißt es da, habe durch die in Aegypten genossene Selbständigkeit neue Nahrung erhalten. „Er konnte sich kaum mehr ohne Krone denken. Nur schien es ihm offenbar leichter, sie von dem verdorrten Maibaume der Revolution zu pflücken als sie aus dem unendlichen Sande der Wüste auszugraben.“ Meint Fournier wirklich, daß Napoleon je die abenteuerliche Idee gehabt hat, sich zum König von Aegypten zu erklären? Denn anders kann man doch diesen Satz nicht auffassen.

Digitized by Google

Auch an anderen Stellen, wo Fournier nicht unter dem Einfluß der französischen Memoiren steht, finden sich Fehler. So hat nach ihm das Ausscheiden Pitts aus dem Ministerium und seine Ersetzung durch den „friedliebenden" Addington im Jahre 1801 den Frieden zwischen England und Frankreich ermöglicht. Tatsächlich hat indessen der Ministerwechsel keinen Einfluß gehabt; wie aus Malmesburys Tagebüchern hervorgeht, war Pitt ebenfalls zum Frieden entschlossen und er hat hinter den Kulissen großen Einfluß auf die Friedensverhandlungen gehabt. Nicht die Friedensliebe Addingtons sondern die politischen Verhältnisse, die Not des niederen Volks in England und die Unmöglichkeit, das Ziel des Krieges, die Befreiung Belgiens und Hollands, in absehbarer Zeit zu erreichen, haben den Frieden herbeigeführt.

Zum Schluß will ich noch einen Irrtum Fourniers berichtigen, der eine hochwichtige und soeben wieder von berufenen Seiten diskutierte Frage betrifft. Fournier will die unerhörten Erfolge Napoleons in seinem ersten Feldzug erklären, und er sieht da mit Recht ein Hauptmoment in der Verschiedenheit der strategischen Systeme Napoleons und seiner Gegner. Napoleon, der Vertreter einer neuen durch die französische Revolution ermöglichten Kriegführung, habe die „blutige Entscheidung" angestrebt, „falle, was da wolle". Den österreichischen Generalen dagegen habe wie allen Feldherren der alten Staaten noch „das unblutige Manöver als die Hauptsache" gegolten. Sie mußten das teure Söldnermaterial möglichst schonen, während Napoleon mit seinen rücksichtslos requirierten Volksheeren sich über den Grundsatz der strategischen Oekonomie leichter hinwegsetzen, also mehr wagen und folglich mehr gewinnen konnte. „Auch Friedrich der Große . . . . . hatte schon häufig die Schlacht dem Manöver vorgezogen; die Not und das Andrängen verbündeter und überlegener Gegner hatten ihn dazu gezwungen." Nur seine geringeren Kriegsmittel unterschieden seine Kriegführung von der Napoleons und der französischen Revolution überhaupt. — Fast jede Behauptung in diesem Räsonnement ist falsch oder schief. Nicht alle Generale der alten Staaten haben das Manöver als die Hauptsache angesehen. Theoretiker und Praktiker — Feuquières, Eugen, Marlborough, um nur diese zu nennen — haben aus Temperament und Ueberlegung die Schlacht für höher angeschlagen als das Manöver, und alle bedeutenderen Generale haben häufig genug die „blutige Entscheidung" angestrebt, sobald sie sich einen Erfolg davon versprachen. Friedrich nimmt daher prinzipiell seinen Zeitgenossen gegenüber keine Ausnahmestellung ein; nur insofern seine persönlichen Eigenschaften und seine Kriegsmittel bedeutender waren als die seiner Vorgänger und Feinde, überragt er sie. Die Fourniersche Charakteristik des Feldherrn Friedrich ist also grundfalsch: nicht der Not, sondern dem eigenen Triebe gehorchend hat Friedrich die Schlachtentscheidung dem Manöver so oft vorgezogen. Stark übertrieben zum mindesten ist die Charakteristik des Feldherrn Napoleon. Eine solche Menschenverschwendung hat sich Napoleon nie ge-

Digitized by Google

statten dürfen; er hat vielmehr ebenfalls recht haushälterisch mit seinen Armeen umgehen müssen, denn der Ersatz war zwar leichter als im Fridericianischen Heere, aber doch durch den Widerwillen der Nation gegen den Kriegsdienst erschwert, so daß Napoleon keineswegs die volle Volkskraft ausnutzen konnte. Nicht nur durch höhere Zahlen unterscheiden sich die Heere des neuen Frankreich von denen des alten Europa, sondern auch durch ihre Qualität: die veränderte Rekrutierung bewirkte eine Verminderung der Desertionsgefahr und gestattete daher Requirieren, Tirallieren und größere Beweglichkeit. Aus dieser Veränderung der Kriegsmittel ergab sich die Möglichkeit, einen Sieg besser als früher auszunutzen, so daß die Bedeutung der Schlacht stieg, die des Manövers sank. Es ist Napoleons Größe, daß er zum erstenmal diese neue Strategie in genialer Weise angewendet hat, daß er nicht wie die übrigen revolutionären Generale beirrt war durch Reminiszenzen an die ältere Strategie und daß er alle an Entschlossenheit und Kühnheit weit übertraf.

Es ließe sich noch über viele Dinge mit dem Verfasser rechten, indessen wir wollen die Diskussion verschieben, bis er in den folgenden Bänden die Napoleonischen Hauptprobleme, den Bruch des Friedens von Amiens, die englische Landung, die Kontinentalsperre usw. behandeln wird. Aus einer gelegentlichen Bemerkung ist zu schließen, daß es an Stoff zur Diskussion nicht mangeln wird. S. 151 sagt Fournier, Napoleon sei 1805 der Landung in England „gerne aus dem Wege gegangen, als sich ein anderer Schauplatz zur Entfaltung seiner Macht darbot". Napoleon ist aber der Landung nicht aus dem Wege gegangen, sondern sie ist infolge unerwarteten Versagens seiner Flotte nicht zustande gekommen, und noch weniger war er über die Vereitelung des Kanalüberganges erfreut: er hat ihn vielmehr sehnsüchtig gewünscht und hat seinem Admiral die schwersten Vorwürfe gemacht, als er ihn aufgeben mußte.

Als einen wissenschaftlichen Fortschritt kann ich nach allem das Fourniersche Buch nicht ansehen, und zur Lektüre für den Laien halte ich es wegen der bezeichneten Mängel als wenig geeignet. Der Fachmann wird dagegen aus manchen Bemerkungen Anregung schöpfen und sich vielleicht durch den Widerspruch, den so viele Behauptungen herausfordern, zur tieferen Betrachtung der Probleme bewegen lassen.

G. Roloff.

Geographie.

Philippson, Alfred, Das Mittelmeergebiet. Seine geographische und kulturelle Eigenart. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. VIII, 266 S. 8°. Preis 7 Mk.

In den Fachkreisen hat der Name des Verfassers einen sehr guten Klang, nicht nur wegen der Zuverlässigkeit und Genauigkeit seiner Angaben, die auf vielfachen und umfangreichen Reisen gesammelt sind, sondern nicht

Digitized by Google

minder wegen seiner klaren, oft glänzenden und mustergültigen Darstellungsweise, so daß F. v. Richthofen, der Meister der Länderkunde, dem das Buch gewidmet ist, in ihm einen hervorragenden Schüler und Nachfolger auf diesem Gebiet gefunden hat. Dieses allgemein feststehende Urteil wird vollauf gerechtfertigt in dem vorliegenden Werke, das ein gewaltiges Landgebiet umspannt, und zwar eins der interessantesten auf dem ganzen Erdball, in geographischer Beziehung ebenso wie in allgemein kultureller Hinsicht.

Neben Theobold Fischer (Marburg) haben wir in Philippson den besten Kenner jener um das europäische Mittelmeer gelagerten Ländermassen, die seit den frühesten Epochen, soweit unsere geschichtlichen Kenntnisse reichen, hohe Kulturen gezeitigt haben. Den Zusammenhang dieser mit der Bodenbeschaffenheit der Länder selbst, ihre Abhängigkeit von dem Klima u. a. m. rückt der Verfasser in den Vordergrund seiner Darstellungen. Nehmen nun auch große Teile des Buches selbstverständlich das besondere Interesse der Geographen in Anspruch, so findet andererseits doch auch der Historiker hier viele Anregungen und manche Aufschlüsse über geschichtliche Vorgänge, sowohl einzelner Art als auch bei großen Ueberblicken. Das Verständnis für die Ereignisse wächst durch genaue Kenntnis der Gebiete, auf denen sie sich abgespielt haben, und in dieser Beziehung leistet das vorliegende Buch vorzügliche Dienste. Das Mittelmeergebiet, in sich ein abgeschlossenes Ganzes vorstellend, und doch in seinen einzelnen Teilen voneinander grundverschieden, wird hier dem Leser in kultureller Hinsicht als ein Uebergangsgebiet dargestellt, welches die Kluft überbrückt, die zwischen den Stromoasen der Wüstengebiete am südlichen und östlichen Rande, Aegypten und Mesopotamien, und Mittel- und Westeuropa, dem Schauplatz der modernen Entwicklung, besteht.

Es kann daher die Lektüre dieses Buches nur aufs wärmste allen, die ihr Interesse dem Mittelmeergebiet, gleichviel von welchem Standpunkte aus, zuwenden, empfohlen werden.

Dr. Eduard Lentz.

Neuse, Richard, Landeskunde der Britischen Inseln. Breslau, F. Hirt, 1903. VIII, 163 S. 8°. Preis 4,60 Mk.

Das Recht, die vorliegende Landeskunde der Britischen Inseln in einer nicht rein geographischen Fachzeitschrift zu besprechen, mag sich daher leiten, daß das Buch nicht für den Geographen allein, sondern auch für den Anglisten und einen weiteren Kreis gebildeter Laien berechnet ist. Obgleich nur als „Abriß" bescheidenerweise bezeichnet, geht es doch erheblich über die Grenzen eines solchen hinaus und wird dem Reisenden ebenso wie dem für handelsgeographische Fragen Interessierten von Nutzen sein. Die Grundlage der Betrachtungsweise ist, wie es nicht anders sein kann, rein geographisch und zwar bildet den Ausgangspunkt überall die physische Erdkunde, die mit einer Küstenwanderung beginnt, dann eine orographische

Digitized by Google

und geologische Uebersicht folgen läßt und in eine solche über die Hydrographie des betreffenden Gebietes ausklingt. Erst dann reiht sich, und zwar auf dem genannten Grunde, die politische Uebersicht an. So wird das Ganze zu einem abgerundeten Bilde einer „Landeskunde", und man folgt den Ausführungen des Verfassers gern, da er, von allem unnötigen Beiwerk sich fernhaltend, unter übersichtlicher Anordnung des Stoffes, diesen selbst durch Einfügung anderer wichtiger Abschnitte in fließender Sprache interessant zu gestalten versteht. Dahin gehören seine Besprechungen über Bevölkerungsverhältnisse, den englischen Nationalcharakter, die Landwirtschaft, Handel und Industrie, sowie Finanz-, Kriegs- und Eisenbahnwesen, Post und Telegraphie, schließlich Schulwesen und Verfassung. Selbstverständlich darf man aber hier nicht weite Auslassungen erwarten, wie sie in geschichtlichen Büchern oder solchen verwandten Inhalts zu finden sind, sondern alles ist nur zu dem oben angegebenen Gesichtspunkt in Beziehung gesetzt.

Der Verfasser fußt auf dem bekannten Werke von Hahn, hat dasselbe aber überall durch Berücksichtigung der neueren Literatur ergänzt, über welche selbst eine Uebersicht zu geben vielleicht in der in Aussicht gestellten größeren Bearbeitung recht angebracht wäre, umso mehr, da inzwischen auch Wiedenfeld in den Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde zu Berlin wichtiges neues Material geliefert hat.

Die Ausführungen, die zumeist auf Autopsie beruhen, finden durch zum Teil vorzüglich ausgeführte typische Landschaftsbilder eine wertvolle Ergänzung. Dr. Eduard Lentz.

Staatswissenschaften.

The Pan-Germanic Doctrine. Beeing a Study of German Political Aspirations. London & Newyork Harper & Brothers 1904. XIV u. 379 Seiten.

Der Verfasser des Buches ist nicht genannt. das Buch selbst indessen erscheint geeignet, Interesse zu erregen und wird in angelsächsischen Kreisen, zu denen hier vor allem die Nordamerikaner gerechnet werden, einigen Widerhall finden. Das Buch erweckt auch durch seine ausgedehnte Detailkenntnis und durch die ausgiebigste Verwertung der kleinsten Kleinigkeiten den Anschein, als ob die Verhältnisse, welche der Verfasser schildert, in der Tat so lägen, wie es das Buch darstellt.

Der Tenor des ganzen Buches ist kein einheitlicher. Oft ist man versucht anzunehmen, daß der Verfasser sich über seinen Gegenstand lustig macht, es ist, als ob seine Worte eine beißende Ironie enthalten; an anderen Stellen aber doch trägt er seine Sache mit so großer Emphase vor, daß man schließlich wohl an seinen Ernst glauben muß. Das Buch behandelt also, man höre und staune, die sogenannten „Alldeutschen Be-

Digitized by Google

strebungen" als eine „serious political doctrine". Zwar ist es nicht eine Doktrin, welche offiziell von der deutschen Regierung anerkannt und verfolgt wird, vielmehr lebt sie nur, wie der Verfasser selbst mit einem Scharfsinn, der an vielen Stellen des Buches erfrischend wirkt, erkannt hat in den Köpfen von Professoren, politischen, volkswirtschaftlichen, philologischen und Marineschriftstellern, bei politischen Journalisten und in der Presse. Trotzdem sieht er in ihr die wahre herrschende Tendenz der öffentlichen Meinung in Deutschland.

Schon die Bibliographie, welche der Verfasser benutzt, ist lehrreich für den Inhalt des Buches. Wir finden hier die ganze alldeutsche Literatur, wie sie vom Alldeutschen Verband und seinen Anhängern propagiert worden ist, beisammen. Wir finden die ganze Flottenliteratur der letzten Jahre, von der heute jeder weiß, daß sie tendenziös gefärbt war, und schließlich finden wir aus den Tagesblättern wahllos Ausschnitte verwertet, die in die Tendenz des Verfassers hineinpassen. Paul Dehn, Karl Proell, Fritz Bley, Prof. Hasse, Reismann-Grone, Dr. Lehr und ähnliche Autoren fungieren hier als Interpreten deutscher Politik; ja, der Verfasser scheut sich nicht, sogar einige alldeutsche Schriften für die reifere Jugend als typisch für die „alldeutsche" Tendenz aufzuführen.

Nachdem der Verfasser Deutschland und Alldeutschland einander gegenübergestellt hat, wobei er als Erfinder des Wortes „alldeutsch" Ernst Moritz Arndt ausgräbt, den er als einen Ausländer (Schweden) bezeichnet, schildert er ausführlich die Gründung, Organisation, Tätigkeit und Erfolge des Alldeutschen Verbandes. Er hebt als bemerkenswert hervor, daß nicht weniger als 41 Mitglieder des letzten Reichstages dem Alldeutschen Verband angehörten und zwar in den Parteischattierungen schwankend zwischen Bassermann und Dr. Hahn. Das Verständnis des Verfassers für die unmittelbare Bedeutung des Alldeutschen Verbandes ist erfreulicherweise ein ziemlich richtiges. Er resumiert sich hierüber kurz folgendermaßen: „Der Alldeutsche Verband ist alles in allem eine politische Sekte von Agitatoren mit wenig mehr als 20 000 Mitgliedern, mit einem Preßorgan, welches außer den Mitgliedern nur wenige Deutsche jemals zu Gesicht bekommen und worüber das Volk lacht, Leute, die Prof. Mommsen Idioten nannte: sie gleichen Schulknaben." Trotzdem führt der Verfasser aus, daß das Ideal, welches der alldeutsche Verband verfolgt, im Grunde das Ideal der ganzen Bevölkerung ist, ja daß es das Ideal der Bevölkerung sein muß. Er stellt eine alldeutsche Doktrin neben der Monroe-Doktrin zum Vergleich auf. Um diese Behauptung zu erhärten, führt er zunächst die große Zahl von nationalen Vereinigungen auf, welche der Ausbreitung des Deutschtums, namentlich in kultureller und kommerzieller Hinsicht ihre Arbeit widmet. Alsdann geht er die pangermanistischen Bestrebungen in den einzelnen Ländern durch. Auch hier begegnen wir bei dem Verfasser zumeist einer vollkommen richtigen Wertschätzung der

Digitized by Google

Verhältnisse. Er schildert die alldeutsche Partei in Oesterreich, die, wie er meint, in jedem anderen Staat als eine Hochverräter-Partei gelten würde und hält diese Partei für die Reinkultur der alldeutschen Ideen außerhalb Deutschlands. Er erklärt dies auch richtig damit, daß in Oesterreich die Deutschen im lebhaften Kampf gegen die slavische Bewegung stehen und stehen müssen. „Sie kämpfen gegen Menschen und nicht gegen Ideen." Bei den alldeutschen Bestrebungen in Holland werden hauptsächlich die ökonomischen Verhältnisse in den Vordergrund gerückt. Bei der Betrachtung von Skandinavien spielen die Besuche des Kaisers eine große Rolle; Aeußerungen des „Berliner Lokal-Anzeigers", „which is often used as a semil-official medium", werden zitiert. Bei Betrachtung der Schweiz spielt die Affäre des Prof. Vetter die Hauptrolle; auch hier ist das Prognostikon für die alldeutschen Bestrebungen kein gutes. Sehr ausführlich wird das Verhältnis Deutschlands zur Türkei, insbesondere mit Rücksicht auf Kleinasien, geschildert. Die ausführlichen Untersuchungen Rohrbachs über die Ausdehnung des deutschen wirtschaftlichen Einflusses in Kleinasien werden herangezogen, und der Verfasser läßt es sich natürlich nicht entgehen, da Rohrbach späterhin in den Staatsdienst getreten ist, seine früheren Schriften als offiziös hinzustellen. Was Rohrbach und mit ihm andere in Kleinasien wollen, hat der Verfasser an sich richtig verstanden. Es ist die „wirtschaftliche Infiltration". Aus diesem Grunde erklärt er sich das intime Freundschaftsverhältnis zwischen Deutschland und der Türkei. Die Orientfahrt des Kaisers und die Bagdadbahn bestreiten den übrigen Teil des Kapitels.

Sehr ausführlich schildert der Verfasser ferner das Verhältnis zu Amerika, insbesondere zu Südamerika, wo er den deutschen Ansiedlungen und den deutschen Kapitalinvestitionen großen Einfluß und eine große Zukunft zuschreibt. Sehr richtig fühlt er heraus, daß der Hauptgegner Deutschlands auf diesem Gebiet die Vereinigten Staaten sein werden, um daraus mit einem Luftsprung zu einer Erklärung für die Flottenpolitik der deutschen Regierung zu kommen: „Großbritannien wird höchst wahrscheinlich wegen Südamerika mit den Vereinigten Staaten keine Klinge kreuzen, Italien wird es kaum können, also bleibt Deutschland."

Der Verfasser hat mit seinen Zitaten ein Phantasiegemälde geschaffen, das für alle Nichtdeutschen etwas gespenstisch Drohendes haben muß. Ihm liegt, wie er im Vorwort betont, angeblich nichts ferner, als Feindschaft zwischen Albion und uns zu säen; er glaubt, daß eine Klärung der Tatsachen viel mehr zum besseren gegenseitigen Verstehen beitragen werde. In Wirklichkeit hat er, und zwar nicht aus mangelhafter Kenntnis, sondern mala fide, denn er ist tatsächlich scharfsinnig und gut informiert, sein Quellenmaterial in einer Weise ausgeschlachtet, daß seine eigene meist ironisch klingende und daher richtige Auffassung der alldeutschen Bestrebungen unter diesem Material erstickt wird. Die alldeutschen Bestrebungen er-

Digitized by Google

scheinen auf Grund der zitierten Schriften und Preßäußerungen, die meistens doch von Inferioren- oder Schwarmgeistern stammen, bedeutungsvoller, als sie es nach dem eigenen besseren Wissen des Verfassers sind.

Es ist eine politische Tendenzschrift, wie sie jetzt in England massenhaft gegen Deutschland produziert werden, gegen die man nichts machen kann, da man drüben in den Kreisen, auf die diese Schriften berechnet sind, nicht mehr den Willen hat, die Wahrheit zu hören, gegen die man aber doch von Zeit zu Zeit protestieren muß. Sie erwecken bei nicht orientierten Lesern, und das werden die meisten sein, Vorstellungen von politischen Strömungen, die nicht im geringsten mit den realen Verhältnissen in Einklang stehen. Für die bestehenden weltwirtschaftlichen und ökonomischen Tendenzen Deutschlands ist der Alldeutsche Verband ein schlechter Interpret, und irgend ein Versuch, die wirklichen Ziele der deutschen Politik darzulegen, und namentlich die Sorge für die Erhaltung der Nationalität und wirtschaftlichen Fortschritt zu unterscheiden von der politischer Expansion, worauf schließlich alles ankommt, wird in dem Buche nicht gemacht. Hjalmar Schacht.

Nachwort.

Ich möchte dieser Buchbesprechung unseres Herrn Mitarbeiters noch einige Worte aus Eigenem hinzufügen. Seit einiger Zeit bin auch ich in diese englischen Hetz-Literatur unter die Publizisten aufgenommen, von denen Aeußerungen zitiert werden als Beweise, daß Deutschland auf einen Krieg mit England zur Zerstörung des britischen Weltreiches hinstrebe. Nachdem schon in der „National Review" mancherlei Absurditäten vorweggegangen waren, brachte „The Daily Expreß" im vorigen Herbst ein angebliches Zitat aus der „North American Review", das die Dinge so sehr auf den Kopf stellte, daß ich einen Versuch der Richtigstellung machte und einen englischen Freund um die Vermittelung ersuchte. Der Herausgeber des „Daily Expreß" lehnte die Richtigstellung, die ich eingesandt hatte, einfach ab.

In unserem Maiheft habe ich, wie unsere Leser sich erinnern werden, das Verhältnis Deutschlands zu England prinzipiell darzulegen gesucht. Der Korrespondent der „Morning Post" hatte den Artikel im wesentlichen richtig hinübertelegraphiert; die Redaktion dieser Zeitung aber machte daraus einen Leitartikel, der mit einer leisen Wendung das strikte Gegenteil seines Sinnes herausbrachte. Mein Gedankengang war, wie ich in Erinnerung bringe, daß jene berühmte Prophezeiung, die Welt sei im Begriffe englisch zu werden, wirklich Aussicht habe sich zu realisieren, daß eine solche Unifizierung der Kultur eine Verarmung der Menschheit bedeuten würde und daß es deshalb Deutschlands Aufgabe sei, als des einzigen Staates, der dazu noch die Macht habe, das zu verhindern und dafür Sorge zu tragen, daß alle die großen Kulturnationen bei der Okkupierung der barbarischen

Digitized by Google

Weltteile beteiligt würden, damit das Gleichgewicht sich unter ihnen erhalte. Aus diesem Grunde, den sogar die Sozialdemokraten einsehen müßten, sei Deutschland gezwungen, aus einer bloßen europäischen Großmacht eine Weltmacht zu werden. In dieser Betonung des Gleichgewichts der Nationen liegt sicherlich keinerlei Feindseligkeit gegen England — es sei denn, daß dieses tatsächlich beabsichtigte, sich die ganze Welt zu unterwerfen.

Das Verhängnisvolle in diesen Sätzen war das Wort „Weltmacht" — aus diesem Wort hatte die „Morning Post" in der Eile deduziert, es bedeute eine weltbeherrschende Macht wie die Ludwigs XIV. oder Napoleons I. Habemus confitentem, jubelte sie, Deutschland strebt nach der Weltherrschaft und will aus diesem Grunde England niederkämpfen.

Ich versuchte durch einen hiesigen englischen Korrespondenten, dem die Sache doch auch gar zu unglaublich erschienen war und der mich deshalb interviewte, eine Richtigstellung in die englische Presse gelangen zu lassen. Es war abermals vergeblich; der Artikel ist nicht angenommen worden.

Unbemerkt aber ist die perfide Fabel der „Morning Post" keineswegs etwa geblieben, denn vor 14 Tagen noch brachte die „Kreuz-Zeitung" einen Artikel aus England, der den Unsinn wiederholte, zwar mit einigem Zweifel, ob das Zitat wohl richtig sei, aber schließlich doch wiederholte, und die „Kreuz-Zeitung" selber hat den Schwabenstreich gemacht, die Mär zwar mit einem Fragezeichen zu versehen, sie aber doch abzudrucken, und das ist dann freundlichst wieder in den „Standard" übergegangen.

Man sieht, wie weit man es mit energischer Wiederholung falscher Behauptungen in der Stimmungsmache, in diesem Falle mit der Vergiftung der Beziehungen zwischen den Völkern bringen kann. Dagegen zu kämpfen ist um so schwerer, da wir ja leider in Deutschland auch Leute genug haben, die sich die Verhetzung mit England zum Lebensberuf machen.

Delbrück.

Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren. Ein schlesischer Beitrag zur vaterländischen Wirtschaftsgeschichte. Von Kurt Moriz-Eichborn. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 1903 XVIII und 371 S.

Eine private Festschrift von seltenem Charakter und darum von allgemeinem Interesse. Den Inhalt des Buches bildet die Geschichte eines noch heute in Breslau ansässigen angesehenen Bankhauses, welches das seltene Glück, das nur wenigen anderen noch beschieden war, besessen hat, durch fünf Generationen in einer Familie zu bleiben. Der Verfasser glaubt mit Recht, seine Abhandlung über den Rahmen einer privaten Festschrift hinausheben zu können, weil die Geschichte des Hauses so abwechslungs- und personenreich und mit den allgemeinen geschichtlichen Begebenheiten der Zeit so vielfach verknüpft ist, daß sich eine Behandlung auch der allgemeinen

Digitized by Google

Verhältnisse nicht umgehen ließ. Als einen fast noch größeren Glückszufall darf man es betrachten, daß die Hauptbücher dieses Hauses durch die ganze Zeit ihres Bestehens erhalten blieben und daß sich durch 175 Jahre Blatt für Blatt des Hauptbuches aneinander reiht, lange Zahlen- und Namenreihen, die inneres Leben ausströmen.

Der Gründer der Breslauer Firma Joh. Ludw. Eichborn ist aus Landau i./Pfalz eingewandert und begründete 1728 in Breslau ein Speditions-, Kommissions- und Wechsel-Geschäft. Er kam in eine Zeit wirtschaftlicher Blüte hinein, die indessen nur noch kurze Zeit andauerte. Noch war ja Schlesien bei Oesterreich und neben dem russisch-polnischen Handel fand ein ausgedehnter Verkehr mit den südlichen Ländern statt. Die Eichborns in Landau i./Pfalz waren teils Ackerbauer, teils Weingärtner oder Handwerker. Ihre Nachkommen in Breslau schwangen sich sehr bald zur Patrizierfamilie auf, nachdem der alte Breslauer Kaufmannsstand durch den Kauf des Adelsprädikates gerade in jener Zeit seine bürgerliche Vergangenheit und Tradition von sich geworfen hatte.

Das Geschäft der Firma ist durchaus kein reines Bankgeschäft; die Spedition und der Leinwand- und Garnhandel anfangs auf Kommission, dann auch auf eigene Rechnung macht einen großen Teil des Geschäftsbetriebes aus. Gleichzeitig damit freilich dehnt sich das bankmäßige Geschäft aus insofern, als die nach Breslau kommenden zum Verkauf übergebenen Waren bevorschußt und die Zahlungsausgleichungen im Wege des Anweisungs- oder Wechselverkehrs besorgt wurden.

Mit dem Uebergang an Preußen erlischt zwar die große kommerzielle Bedeutung von Breslau, indessen geht die schlesische Industrie einer raschen Entwicklung entgegen. Die weitere Tätigkeit der Firma wird von dem Verfasser mit großer Liebe sehr ausführlich geschildert. Für das allgemeine Interesse vielleicht oft zu ausführlich verweilt er bei den zahllosen Ehrungen und Auszeichnungen, die den Leitern der Firma und der Firma selbst von ihren Mitbürgern und von den staatlichen Behörden, insbesondere auch von der preußischen Regierung erwiesen werden. Der Verfasser legt Wert darauf, festzustellen, daß schon 1742 die Firma mit einer staatlichen Kasse, der sie einen Vorschuß leistete, ins Geschäft tritt und schildert des weiteren die umfangreichen Beziehungen, die Eichborn & Co. zu verschiedenen Staatskassen gepflegt haben, und ferner die schon Mitte des 18. Jahrh. einsetzende Verbindung mit der Kgl. Seehandlung. Wiederholt werden Eichborn & Co. zur Abstattung von Gutachten herangezogen und unter anderem der Firma der Titel eines Kgl. Hofbankiers verliehen. Weiter legt der Verfasser großen Wert darauf, festzustellen, daß die Firma von frühester Zeit an sich der redlichsten Prinzipien in ihrem Geschäftsverkehr befleißigt und das Wohl der Gesamtheit in richtiger Erkenntnis des Zusammenhanges mit dem eigenen Wohl stets vorangestellt hat.

Volles Verständnis für Familientradition hat der Gründer der Firma bei Aufstellung seines Testamentes bewiesen, in dem er bestimmte, daß,

Digitized by Google

wenn seine Nachfolger in der Firma, drei Vettern, sich trennen sollten, die gesamten Geschäftsbücher doch stets bei der Firma und dessen Inhabern oder Leiter verbleiben sollten.

Für das Ansehen und die Bedeutung der Firma spricht es, daß sie mit den bedeutendsten Bankhäusern jener Zeit, von denen nur wenige Namen heute noch Klang haben, in Verbindung steht. In Amsterdam, in Frankfurt (David & Jacob de Neufville), in Leipzig (Frege & Co.), in Berlin (Anhalt & Wagener) unterhalten sie Verbindungen mit Handlungshäusern ersten Ranges. Mit einzelnen derselben, die heute noch existieren, steht die Firma noch in Verbindung. In Hamburg stand die Firma mit Joh. Cesar Godeffroy in Verbindung. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die Schwierigkeiten des Transitoverkehrs immer größer wurden, ging die Firma vom Warenhandel mehr zum Ausbau ihrer bankgeschäftlichen Tätigkeit, insbesondere der Kreditgewährung und der Finanzierung von einzelnen Handelszweigen über; doch blieb auch das Speditionsgeschäft in ihren Händen. Zu gleicher Zeit beginnt unter Friedrich des Großen Förderung insbesondere die schlesische Leinen-Industrie aufzublühen.

Zu jener Zeit betrug das Vermögen der Firma ca. 80 000 Taler, im Vergleich zu heute eine lächerlich geringe Summe. Es steigert sich

1795	auf	82 000	Taler
1797	„	102 500	„
1800	„	137 000	„
1803	„	203 000	„
1806	„	232 000	„

1794 trat in das Geschäft der Schwiegersohn von Joh. Friedr. Eichborn, dem Sohn des Joh. Ludwig, namens Joh. Wolfgang Moriz ein, auf den später, da Söhne nicht vorhanden sind, das Geschäft übergeht, und bei dessen Nachkommen es verbleibt.

Nach der Schilderung, die der Verfasser von Joh. Wolfgang gibt, ist dieser zweifellos ein außerordentlich bedeutender Mann gewesen. Insbesondere ist die Schilderung der Tätigkeit der Firma bei der Aufbringung der preußischen Kriegskontributionen des Jahres 1807 und folgende von höchstem Interesse. Es ist die Schilderung dieser Verhältnisse zweifellos auch dem Verfasser am besten gelungen. Wie Joh. Wolfgang die Würde des Kaufmannsstandes, auf dem in erster Linie die Lasten jener Zeit geruht, gegenüber den Behörden vertritt, wie er immer und immer wieder sich an die Spitze der Aktionen zur Geldbeschaffung in Breslau stellt, das ist mit großer Anschaulichkeit geschildert und verdient nachgelesen zu werden. Die Firma tritt auch hier durch große Kreditgewährungen beispielsweise an eine Reihe oberschlesischer Gebirgsstädte hervor und hat alles in allem bei ihrer patriotischen Tätigkeit große Summen verloren, wie sich nach Beendigung der Freiheitskriege herausstellt. Was Joh. Wolfgang über die Aufnahme innerer Anleihen in Kriegszeiten schreibt, verdient, hierher

Digitized by Google

gesetzt zu werden. Das Schreiben ist veranlaßt durch den Vorwurf, den er zurückweist, daß es gewissermaßen unpatriotisch sei, wenn die Breslauer Kaufmanschaft nicht die 18 Millionen Franken zusammenbrächte, die ihr auferlegt waren. Joh. Wolfgang weist es zurück, daß ein einziger Stand eine solche Summe aufbringen soll und schreibt:

„Zu einem so wichtigen Geschäfte gehört ein Gemeingeist, ich möchte sagen ein Nationalsinn aller Stände! Das uns betroffene Unglück hätte allerdings dazu beitragen müssen, uns klüger und vertrauter mit einander zu machen, wenn es nicht schnurgrade das Gegenteil bewirkt hätte. Sind je die Stände gegen einander gespannt, von einander abgesondert gewesen, so ist es wohl seit einem kurzen Zeitraum in einem sehr hohen Grade, statt alle diese traurigen Ereignisse nur dazu beitragen sollten, einen mit dem anderen fester zu verbinden. Ist der Kaufmann je mit Verachtung und Herabwürdigung von einer gewissen Sorte Menschen belegt gewesen, so war er es in dem Zeitraum einer Jahresfrist, während er nichts anderes tat, als milde Handlungen auszuüben und patriotische Beispiele zu geben. . . . . Wir können nur groß sein durch ein Zusammenhalten und durch einen Gemeingeist und durch gegenseitige Achtung —, und wenn diese Bande geknüpft werden können, wenn eine solche Näherung der Einheit und Eingreifen bewirkt werden kann, dann sind auch die schwierigsten Dinge möglich zu machen."

Nach Beendigung des Krieges im Jahre 1809 wirkt die Firma an der Ausgabe der ersten inneren preußischen 6prozentigen Prämien-Anleihe mit, allerdings, ohne daß diese Anleihe einen großen Erfolg gehabt hätte. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß sich im 18. Jahrhundert das Effektengeschäft zumeist auf den Handel schlesischer Pfandbriefe, Seehandlungs-Obligationen, preußischer Staatsschuldscheine, Breslauer- und anderer Stadtobligationen, Posener und polnischer Pfandbriefe usw. beschränkte.

Nach Beendigung des Krieges sucht man den in Europa eingeschränkten Leinwandabsatz, dem außerdem England und Frankreich eine große Konkurrenz machten, durch Aufsuchen überseeischer Märkte zu begegnen; auch hier wirkt die Firma durch Kreditgewährung und Warenbevorschussung mit. Der Verfasser berichtet uns ferner von verschiedenen in Gemeinschaft mit der Seehandlung unternommenen Tuchunternehmungen, die aber zum Teil fehlschlugen. Solange noch der Wollmarkt in Breslau eine Rolle spielt, führt dieser der Firma eine bedeutende Tätigkeit zu. Später wendet sich die Firma der Finanzierung der neuentstehenden Industrien zu. Insbesondere hat der Sohn Joh. Wolfgangs, namens Ludwig Theodor, bei der Finanzierung der schlesischen Industrie und vor allem auch der schlesischen Eisenbahnen erheblich mitgewirkt. Mit der Schaffung dieser Unternehmungen kommt der Effektenhandel in größerem Maßstabe zur Geltung; er führt 1844 in Breslau zur Gründung der Börse. Auch im oberschlesischen Zink- und Kohlenbau hat die Firma Gelder angelegt.

Was die neueste Entwicklung der Firma anlangt, so sagt der Ver-

Digitized by Google

fasser bemerkenswerterweise selbst, daß diese manchem wohl nicht recht verständlich erscheinen wird, er hält sie aber durch den Geist und die Anschauungen, die in dem Hause Eichborn & Co. von Beginn an lebendig gewesen sind, für tief begründet. Die Gründer-Spekulation der 70er Jahre war nicht nach dem Geschmack der Firma. Sie wird nach und nach reservierter und gewinnt so den Charakter, der sie heute, wo so viele jüngere Bankhäuser neben ihr größer geworden sind, auszeichnet. Wird man auch heute deshalb das Haus nicht zu den umfangreichsten des Reiches rechnen, so wird es stets doch zu den angesehensten und ehrenvollsten gezählt werden müssen.

Das Werk, welches uns hier beschäftigt hat, ist mit teilweise sehr hübschen Vignetten ausgestattet, unter denen diejenigen, welche von alten Wechselformularen genommen sind, nicht zu den uninteressantesten gehören.

Hjalmar Schacht.

Die Hauptindustrien Deutschlands. Des Handbuches der Wirtschaftskunde Deutschlands, herausgegeben im Auftrage des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen, III. Band mit zahlreichen Tabellen im Text und 22 Karten und Tafeln. Leipzig 1904. B. G. Teubner. XII und 1047 Seiten.

Seit einigen Jahren schon erscheint meines Wissens dieses Lieferungswerk, dessen dritter, gleichfalls in mehreren Lieferungen erschienener Band hier vorliegt. Dieser dritte Band ist anscheinend als ein in sich geschlossenes Ganze gedacht und umfaßt die Hauptindustrien Deutschlands. Einem Sammelwerk gegenüber, wie es das vorliegende ist, wird die tadelnde und korrigierende Kritik stets rascher zur Hand sein, als das Lob, und deshalb wollen wir voranstellen, daß wir die Schwierigkeit der Abfassung eines Handbuches, wie das in Rede stehende, vollständig würdigen und den Lesern gegenüber betonen, daß diese Schwierigkeiten kaum hoch genug eingeschätzt werden können. Der vorliegende Band umfaßt allein Arbeiten von ca. 40 Autoren, von denen jeder eine oder mehrere Industrien in einzelnen Abschnitten behandelt hat. Der Zweck des Handbuches ist der, die technischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Hauptindustrien Deutschlands dem angehenden Kaufmann und Techniker verständlich zu machen. Zweifellos wird man schon aus diesem Grunde an die Wissenschaftlichkeit der Arbeiten nicht den strengsten Maßstab legen dürfen, da die Schwierigkeit der Auswahl der geeigneten Verfasser sonst eine unüberbrückbare sein würde. Es muß vielmehr häufig zu Verfassern gegriffen werden, die mitten in der Praxis stehen und das ist wohl unter Umständen sogar ein Vorzug des Buches. Außer der verschiedenen Qualifikation der Verfasser aber bereitet es eine unendliche Schwierigkeit, eine annähernd gleichartige Behandlung der einzelnen Industrien durch die Verfasser herbeizuführen. Indessen, um mit der Kritik zu beginnen, hätte zweifellos nach dieser

Digitized by Google

Richtung hin doch etwas mehr geschehen müssen, als wie nach dem Vorwort anscheinend geschehen ist. Nach dem Vorwort ist eine mündliche Konferenz der Verfasser überhaupt nicht zu ermöglichen gewesen und die Disposition, welche Anfang November 1901 den Mitarbeitern gegeben wurde, beschränkt sich auf acht Punkte, von denen Punkt 5 „Menge der Produktion, des Verbrauchs, Handelsverkehr" und Punkt 6 „Private, öffentliche, staatliche, internationale Maßnahmen, die das Gewerbe zum Unterschiede von der allgemeinen Gesetzgebung beeinflussen", doch etwas gar zu dürftig diese wichtigsten Teile der einzelnen Arbeiten kennzeichnen.

Wenn man ferner bedenkt, daß diese Disposition November 1901 ausgegeben wurde und der vorliegende Band im Jahre 1904 erschienen ist, so berührt es nicht sympathisch, daß die Statistiken fast durchweg nur bis 1900, einzelne sogar nur bis 1899 reichen und somit die außerordentlich wichtige Periode des Umschlags der Konjunktur und die bedeutungsvolle Entwicklung der letzten Jahre gar nicht mitberücksichtigt worden sind. Dieses letztere trifft vor allem zu für die ganze Kartell- und Konzentrationsentwicklung, die nur sporadisch bei einzelnen Aufsätzen berücksichtigt ist, während sie zweifellos als eines der Grundthemen hätte figurieren müssen.

Was die Bedeutung der einzelnen Industrien betrifft, so wird sich die Einteilung des Umfanges der Aufsätze zweifellos nicht immer mit der Bedeutung der Industrie decken, indessen sind die Mißverhältnisse, welche der vorliegende Band zeigt, doch gar zu augenfällige. Wenn z. B. die Baumwollindustrie 45, die Leinenindustrie nur 12 Seiten umfaßt, die Seidenindustrie 19 und die Textilveredlungsindustrie 22, so sind das Verhältnisse, die mit der wirtschaftlichen Bedeutung der einzelnen Industrien doch in sehr krassem Widerspruch stehen. Dasselbe gilt noch von einer Reihe anderer Aufsätze. So ist die Industrie der chemischen pharmazeutischen Präparate auf 6, dagegen die Sprengstoff-Industrie auf 10, die Seifenindustrie auf 11 Seiten abgehandelt. Die Klein-Eisenindustrie umfaßt 32, Maschinen und Apparate nur 21 Seiten. Die Buchdruckerei umfaßt 29, die gesamte Papier-Industrie nur 12 Seiten. Auch innerhalb der einzelnen Aufsätze ist die Stoffverteilung eine häufig sehr ungleiche. Von den 21 Seiten, welche den Maschinen und Apparaten gewidmet sind, entfallen nicht weniger als 9 auf „Allgemeines" und „Geschichtliches". In der Abteilung „Motoren und Lokomotiven" (der Verfasser bildet merkwürdigerweise von Motor den Plural Motoren) ist der Abschnitt Umfang, Bedeutung und geographische Verbreitung der Motoren-Industrien mit 20 Zeilen erledigt. Im Kapitel Schiffbau sind von 17 Seiten 9, also über die Hälfte, der geschichtlichen Entwicklung gewidmet. Das Kapitel über die Milchwirtschaft wäre meines Erachtens richtiger unter die landwirtschaftlichen Gewerbe eingereiht und aus diesem Bande fortgelassen worden.

Als eine Lücke muß es empfunden werden, wenn zwar einzelne Aufsätze die internationalen Verhältnisse, die ja namentlich für die wirtschaft-

Digitized by Google

liche Konkurrenz von Bedeutung sind, berücksichtigen, das Gros der Aufsätze aber diesen Faktor völlig außer acht läßt. Eine etwas ausführlichere Disposition von der Leitung des ganzen Unternehmens hätte auch hier abhelfen können.

Befremdenderweise ist auch das Fachschulwesen, welches doch gerade für den Leserkreis des Buches von Wert gewesen wäre, nur bei ganz wenigen Aufsätzen berücksichtigt.

Die Literaturangaben sind nur selten vollständig, was übrigens auch kaum die Absicht des Buches sein konnte, dagegen wäre auch hier eine Einheitlichkeit von Vorteil gewesen. Einer der Autoren führt das Konversationslexikon und „die diversen Lehrbücher der Geographie" als Literaturquelle an. In diesem Falle scheint es mir doch richtig, auch zu sagen, welches Konversationslexikon und welche Lehrbücher der Geographie der Verfasser benutzt hat. Mustergültig dagegen ist das Literaturverzeichnis des Aufsatzes über die Baumwoll-Industrie.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen im übrigen den Wert des Werkes nicht herabsetzen. Es ist zweifellos ein eigenartiges Unternehmen und ein Unternehmen, welches bei dem ersten Versuch nicht gelingen konnte. Die technische und wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Industrien Deutschlands im Zusammenhang von sachkundiger Seite in Einzeldarstellungen darzulegen, ist eine Aufgabe, die weiterzuverfolgen lohnend ist. Sollte der Verlag oder die Redaktion des Handbuches sich zu einer zweiten Auflage entschließen, so werden die Mängel und Fehler der ersten zu einem großen Teil vermieden werden und die Schwierigkeiten des Unternehmens nicht mehr in der Größe sich erheben, wie sie zweifellos dem vorliegenden Werke entgegengestanden haben.

Hjalmar Schacht.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Wasserstraßenvorlage und Eisenbahntarifpolitik.

In dem Aufsatze des Professors an der Posener Akademie Dr. Wiedenfeld im Juliheft der „Preußischen Jahrbücher", welcher auch im übrigen manches bemerkenswerte bietet, wird die Ablehnung des Rhein-Leine-Kanals befürwortet, weil davon mit Bestimmtheit eine vollständige Stagnation der Entwicklung der deutschen Eisenbahngütertarife auf 10 bis 15, ja vielleicht auf 20 Jahre zu erwarten sei. Müßte ich diese Befürchtung als zutreffend anerkennen, so würde auch ich zur glatten Ablehnung des genannten Kanales gelangen. Denn es wäre in der Tat volkswirtschaftlich nicht zu rechtfertigen, wenn die von der neuen Wasserstraße für einen sehr kleinen Teil des Landes zu erhoffende Frachtermäßigung mit einer so schweren Benachteiligung des weitaus größten anderen Teiles erkauft werden müßte. Aber dieser Gefahr wird sich bei sachgemäßem Vorgehen im Abgeordnetenhause vorbeugen lassen.

Allerdings ist vorab vorbehaltlos anzuerkennen, daß die Gefahr einer ungünstigen Einwirkung auf die Tarifpolitik der Staatsbahn, so paradox dies klingen mag, ungleich größer ist bei der Beschränkung der Plans auf die Strecke bis Hannover als bei Fortführung bis zur Elbe. Daß der Mittellandkanal eine allgemeine starke Herabsetzung der Eisenbahnfrachten zunächst für Kohlen und ähnliche Brennstoffe, dann für andere schwere Güter in gleicher Preislage notwendig zur Folge haben müßte, ist mir noch 1901 sowohl von den Ministern, wie von einem großen Teile der damaligen Mitglieder der Kanalkommission bestritten worden. Jetzt scheint man sich so ziemlich allgemein von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt zu haben. Die den Schlesiern bindend zugesagte Aufrechterhaltung der Frachtparität mit den Westfalen in dem Schnittpunkte Berlin ließe sich eben nur durch eine der Frachtermäßigung der westfälischen Kohlen durch den Kanal entsprechende Herabsetzung der Kohlenfrachten von Ober- und Mittelschlesien nach Groß-Berlin bewirken. Die von Anfang an etwas chimärische Hoffnung, dies Ziel durch Verbesserung der Wasserverbindung von Oberschlesien nach Berlin zu erreichen, muß jetzt schon als eitel angesehen werden. Was man den Schlesiern an Ermäßigung der Eisenbahnfrachten zur Aufrechterhaltung ihrer Konkurrenzfähigkeit mit dem

Digitized by Google

Ruhrrevier gewährt, kann man auf die Dauer unmöglich den andern von ähnlichen Verschiebungen in den Konkurrenzverhältnissen bedrohten Landesteilen versagen. So würde sehr bald ein so großes Loch in die jetzt bestehenden Brennstofftarife gerissen, daß diese sich nicht aufrechterhalten lassen, sondern allgemein den den Schlesiern gewährten ermäßigten Tarifen weichen würden. Gleiche Frachtermäßigungen würden naturgemäß sehr bald auch den übrigen Gütern zu Teil werden müssen, welche heut nach dem Rohstofftarif befördert werden. Das hat bei den jetzigen Verhandlungen namentlich der Referent über den Rhein-Leine-Kanal, der Zentrumsmann Dr. Am Zehnthof, ausdrücklich hervorgehoben, ohne Widerspruch zu begegnen. Auch nicht seitens der Minister, und es gewinnt den Anschein, daß diese, obwohl sie dies natürlich nicht öffentlich zugestehen können, in ihrem Innern mit dem Verzicht auf die Fortführung des westlichen Kanals bis zur Elbe sehr einverstanden sind, weil sie dadurch der ihnen äußerst unerwünschten erheblichen Ermäßigung der Eisenbahnfrachten für schwere Güter überhoben werden würden. Denn sowohl der Finanz- wie der Eisenbahnminister sind zur Zeit noch zähe Gegner einer planmäßig auf die allmälige Herabsetzung der Frachten der für unsere Produktion wichtigsten Güter gerichteten Tarifpolitik der Staatsbahnen. Freiherr v. Rheinbaben, dessen Behandlung der Staatsbahnen sich im übrigen sehr vorteilhaft von der seines Amtsvorgängers unterscheidet, steht in Bezug auf die Eisenbahngütertarife noch ganz unter dem Banne der Miquelschen Fiskalität; zum Teil unter dem Eindrucke der Finanzmisère im Reich und der zu befürchtenden Belastung der Bundesstaaten mit unbedeckten Matrikularumlagen, zum Teil im Hinblick auf das starke natürliche Anwachsen des Staatsaufwandes für Kulturzwecke sowie auf die darüber hinaus sich geltend machenden Tendenzen auf Ausgabeverrechnung aus Rücksichten der Popularität, der Repräsentation oder Prachtliebe.

Minister von Buddes Sinn ist vornehmlich auf die sachgemäße Bedienung des Verkehrs durch Vermehrung und Verbesserung der Eisenbahnverbindungen, durch Hebung der Sicherheit und Bequemlichkeit der Beförderung u. a. m. gerichtet. Ihm, der früher das Eisenbahnwesen vom militärischen Standpunkte aus zu betrachten hatte, liegt dagegen naturgemäß das Gebiet der Tarife, namentlich das der Gütertarife, ungleich ferner als seinem Amtsvorgänger auf Grund langer praktischer Bewährung in der privaten und staatlichen Eisenbahnverwaltung. Unter dem Regime Thielen sind auf dem Gebiete der Gütertarife, namentlich durch das Verdienst Möllhausens, sehr bemerkenswerte Fortschritte gemacht worden. Die Starrheit und Schablonenhaftigkeit des Tarifschemas ist durch den planmäßigen sachkundig durchgeführten Uebergang zu dem System sorgfältig individualisierender Sondertarife überwunden und dem Tarifwesen die erforderliche Elastizität und Anpaßbarkeit an die jeweiligen zeitlich und örtlich wechselnden Bedürfnisse des Verkehrs verschafft worden. In bezug auf die allgemeine Ermäßigung der Güterfrachten ist teils unter der scharfen

Digitized by Google

Bremse Miquelscher Fiskalität, teils in dem Bestreben, das der Eisenbahnverwaltung anvertraute werbende Staatsvermögen gut zu verwalten, zwar nicht allzu viel geleistet worden. Wohl aber sind besonders dringliche Einzelbedürfnisse des Verkehrs vielfach durch Einführung ermäßigter Sondertarife befriedigt worden. Vorerst macht es nicht den Eindruck, als ob Minister Budde sich schon ganz mit der Ueberzeugung durchdrungen hat, daß die Tarifpolitik seines Amtsvorgängers nicht bloß grundsätzlich fort-, sondern auch nach der Richtung der Ermäßigung kräftiger durchgeführt werden muß, als bisher. Er scheint im Gegenteil von einer Ermäßigung der Güterfrachten und dem daraus folgenden Sinken der Einnahmen eine Einschränkung in bezug auf die von ihm angestrebte Verbesserung der Einrichtungen und des Betriebes der Bahnen zu besorgen.

Bei dieser Anschauungsweise der zunächst beteiligten Minister und der Geringfügigkeit des Einflusses des Handels- und des Landwirtschaftsministers auf die Gestaltung der Eisenbahntarife könnte die vom Rhein-Leinekanal zu gewärtigende Mehrbelastung allerdings nur zu leicht dazu führen, die ohnehin nur schwache Neigung zu Tarifermäßigungen für längere Zeit ganz auszuschalten und die Gütertarife tatsächlich zur Stagnation zu verdammen, wenn nicht rechtzeitig ein ausreichend starkes Gegengewicht eingefügt wird.

Hierfür zu sorgen, ist die naturgemäße Aufgabe des Abgeordnetenhauses. Dieses hat ohnehin alle Ursache und auch den guten Willen, auf eine bessere Regelung des Verhältnisses der Eisenbahnfinanzen zu den allgemeinen Staatsfinanzen zu dringen. Durch die Einrichtung des Eisenbahnausgleichsfonds ist zwar das Staatsbahnsystem gegen Schädigung durch Schwankungen nach unten in der allgemeinen Finanzlage gesichert, aber es bleibt noch wenigstens in der Hauptsache die Aufgabe zu lösen, im Interesse der dauernden Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalt und zugleich im Interesse unserer Nationalwirtschaft einer übermäßigen Fundierung des dauernden Staatsbedarfs auf die Eisenbahnüberschüsse vorzubeugen. Für ihre Lösung ist jetzt der geeignete Zeitpunkt. Die Eisenbahnüberschüsse bewegen sich wieder in stark aufsteigender Linie. Der Rückschlag von 1901 erweist sich als eine Ausnahme, welche die Regel starker Zunahme der Reinerträge lediglich bestätigt. 1903 hat der Betriebsüberschuß bereits die Summe von 600 Millionen, der für allgemeine Staatszwecke verbleibende Teil desselben den Betrag von 200 Millionen nicht unerheblich überstiegen. Jener ist seit 1893 um etwa 60 Proz. gestiegen, dieser hat sich trotz der sehr beträchtlichen Steigerung des Extraordinariums mehr als verdoppelt. Da dieses jetzt bereits so bemessen ist, daß die stehenden Anlagen und der Fuhrpark der Staatsbahnen auch zur betriebssicheren Bewältigung des steigenden Verkehrs ausreichen, wird es einer so sprungweisen Erhöhung der Mittel für die einmaligen Ausgaben der Eisenbahnverwaltung nicht weiter bedürfen wie nach 1897. Man hat daher damit zu rechnen, daß in der Folge der für allgemeine Staatszwecke verfügbare Teil des Betriebsüberschusses im Vergleich zu diesem eine noch stärkere

Digitized by Google

Steigerung aufweisen wird, als in dem letzten Jahrzehnt und daß, wenn man fortfährt ihn unverkürzt zur Vermehrung des allgemeinen Staatsaufwandes zu verwerten, dieser in immer steigendem Maße auf diese Einnahmequelle basiert werden wird. Schon jetzt liefern die Eisenbahnen rund 35 Proz. der Zuschüsse zu dem durch eigene Einnahmen nicht gedeckten Bedarf für allgemeine Staatszwecke, 40 Proz. derjenigen für die Staatsverwaltung im engeren Sinne. Das ist im Hinblick auf die Natur dieser Einnahmen schon mehr als zu viel, noch mehr aber wäre sowohl vom Standpunkte finanzieller Sicherheit als im Interesse der Leistungen der Staatsbahnen für den Volkswohlstand vom Uebel. Deshalb hat auf meine Anregung Dr. Friedberg mit mir und unter Unterstützung durch die Mittelparteien zum diesjährigen Eisenbahnetat den Antrag gestellt, auf eine planmäßige Ermäßigung der Eisenbahnfrachten der für die heimische Produktion wichtigsten Güter bedacht zu nehmen. Dieser Antrag beruht auf folgenden Erwägungen: Der Ueberschuß aus dem Güterverkehr beträgt jetzt etwa 9 Proz. des Anlagekapitals. Rechnet man, wie bei anderen gewerblichen Unternehmungen im allgemeinen, 6 Proz. auf Verzinsung des Kapitals, Unternehmergewinn und Risikoausgleich, so bleibt als Gewinn aus dem Eisenbahnmonopol noch immer 3 Proz. des Anlagekapitals. Der größere Teil des Zuschusses der Staatsbahnen für allgemeine Staatszwecke fließt daher aus diesem Gewinne und ist somit steuerlicher Natur. Verkehrssteuern aber sind, soweit sie die Produktion verteuern, noch roher und ungerechter, als die 1893 dieser Eigenschaften wegen als Staatssteuern abgeschafften Ertragsabgaben; sie stehen aber auch in unlösbarem Widerspruche mit dem Leitmotiv der Wasserstraßenpolitik der Staatsregierung, dem nämlich, daß die heimische Produktion zur Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit mit dem Auslande eine Ermäßigung der Produktionskosten durch Herabsetzung der Güterfrachten bedarf.

Endlich kommt entscheidend in Betracht, daß der Staat seiner kulturellen, sozialen und politischen Aufgabe nicht gerecht würde, wenn er, soweit es in seiner Macht steht, nicht dafür sorgt, daß die zur Aufrechterhaltung unserer Konkurrenzfähigkeit notwendige Herabsetzung der Kosten unserer Gütererzeugung sich nicht auf Kosten der Arbeitslöhne und der Arbeitszeit zu vollziehen braucht.

Bei der Verhandlung im Plenum wirkte zunächst ein seltsames Mißverständnis des Wortes „planmäßig“ störend. Nachdem aufgeklärt war, daß nicht entfernt an eine die Staatsfinanzen nicht gebührend berücksichtigende Tarifpolitik, sondern an ein wohl vorbereitetes Zusammenwirken von Finanz- und Tarifpolitik mit dem Ziele schrittweiser Ermäßigung der Güterfrachten innerhalb der durch die Rücksicht auf die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalt gezogenen Schranken gedacht ist, fand aber unser Antrag die Zustimmung der Redner aller Parteien. Umgekehrt aber erhielten sich der Finanz- und der Eisenbahnminister noch durchaus ablehnend. Herr von Rheinbaben glaubte sogar das Bedürfnis von Fracht-

Digitized by Google

ermäßigung unter Hinweis auf die glänzende Entwicklung unserer Industrie unter den bestehenden Tarifen bestreiten zu können, ohne sich klar zu machen, daß durch diese Beweisführung der Wasserstraßenpolitik der Regierung einfach der Boden entzogen und ihr der Stempel subjektiven Beliebens oder subjektiver Vorliebe aufgedrückt wird.

So wenig Aussicht hiernach auf eine Verständigung mit der Regierung im Sinne unseres Antrages vorhanden zu sein scheint, so eröffnet doch gerade der Zusammenhang zwischen der Eisenbahntarif- und der Wasserstraßenpolitik die Perspektive auf eine günstigere Wendung.

Unser Antrag ist der Budgetkommission überwiesen, von dieser aber bisher nicht beraten worden. Ich habe mit Vorbedacht in die Verschiebung der Beratung bis nach der Vertagung gewilligt. Dann trifft diese und die Beschlußfassung im Plenum zeitlich zusammen mit der Beschlußfassung über die Wasserstraßenanlage. Es bietet sich daher die Gelegenheit, den sachlichen Zusammenhang zwischen dieser und der Eisenbahntarifpolitik wirksam zu Gunsten wenn auch vorsichtiger doch stetiger Gestaltung dieser Politik im Sinne unseres Antrages zu verwerten. Denn es liegt auf der Hand, daß das Abgeordnetenhaus nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, sich vor der Beschlußfassung über den Rhein-Leinekanal zu vergewissern, daß seine Zustimmung zu diesem Unternehmen nicht den Anlaß zu einer seiner Auffassung schnurstracks zuwiderlaufenden Eisenbahn-Tarifpolitik bietet. Wird der Staatsregierung kein Zweifel darüber gelassen, daß an eine Annahme des Rhein-Leine-Kanals nicht zu denken ist, wenn nicht sichere Gewähr nicht bloß gegen eine langjährige Stockung in der Entwicklung unserer Gütertarife, sondern auch für eine stetige kräftigere Fortentwicklung derselben nach dem Ziele wirksamer Ermäßigung unserer Produktionskosten durch Herabsetzung der Güterfrachten seitens der Staatsregierung gegeben wird, so wird sich der derzeitige Widerstand der zunächst beteiligten Ressortminister wohl überwinden und sich eine bindende Abrede mit der Staatsregierung über eine weitsichtige, nicht einseitig fiskalische, sondern überwiegend von volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Eisenbahntarifpolitik als Vorbedingung für die Zustimmung zur Wasserstraßenpolitik wohl erreichen lassen.

Zedlitz.

Der Königsberger Prozeß wegen Hochverrats gegen den Zaren. Der Krieg. Die Zukunft Rußlands.

Das Deutsche Reich hat eine vortreffliche, seinen Verhältnissen gemäße Verfassung; unsere Parteigegensätze sind stark genug, inneres Leben zu erzeugen und nicht so stark, um den inneren Frieden und Zusammenhalt zu gefährden. Unsere Volkskraft ist gewaltig und in stetem Steigen. Die Ziele der Politik, die wir zu verfolgen haben, sind richtig erkannt und, dank dem persönlichen Verdienst des Monarchen, ist auch das richtige

Digitized by Google

Mittel, das große Werk der Schaffung einer Flotte, mit Energie in Angriff genommen. Zwar spielt Deutschland heute in der Weltpolitik nur eine bescheidene Rolle, aber das entspricht unseren noch unentwickelten Kräften: die größere Zukunft liegt noch erst vor uns. Der Reichskanzler an der Spitze der Geschäfte verfügt über die für eine solche Lage nötige diplomatische Gewandtheit und verdient Vertrauen.

Ueber alle diese Sätze habe ich nicht den geringsten Zweifel, sobald ich die Dinge im Großen ansehe, und alle die Klagen, die ringsum an mein Ohr tönen und die jüngst in Baden bei einer Denkmalsenthüllung einen auffälligen und vielbemerkten Ausdruck gefunden haben, als ob wir seit Bismarcks Zeiten zurückgegangen wären, sind in meinen Augen völlig nichtig. Wir sind nicht zurückgegangen, sondern im Gegenteil, wir haben uns neue und größere Aufgaben gestellt; und gerade dieser Fortschritt ist es, der das Bild so sehr verändert hat und verändern mußte. Wir sind nicht mehr der Mann, der nichts weiter zu tun hatte, als in imponierender Haltung mit der Hand am Schwert an der Grenze zu stehen und das geschaffene Reich zu hüten, wir sind jetzt über die Grenze hinausgegangen und suchen neue Pfade, oft durch Wirrnis und Urwald, im Kampfe mit List und Gewalt gegen heimtückische und mächtige, oft noch übermächtige Rivalen und Feinde. Wie kann man da so erstaunt sein, daß die deutsche Politik heut anders aussieht als zur Zeit Bismarcks? Ich halte diese Politik in allen ihren Grundzügen, auch in dem unvermeidlichen Lavieren mit den vertrackten Parteiverhältnissen im Inneren, mit Ausnahme der hoffnungslos verfahrenen und verfehlten Polenpolitik, für so unzweifelhaft richtig, daß ich in der Welt nichts lieber täte, als mich mit aller Kraft ausschließlich für ihre Durchfechtung und Verteidigung einzusetzen.

Immer wieder aber legen sich einzelne Vorkommnisse und Erscheinungen dazwischen, die die Freudigkeit zu einem solchen Kampf nicht aufkommen lassen, ja die, rund heraus gesagt, geeignet sind, einem deutschen Patrioten die Freude am Vaterlande nicht nur zu vergällen, sondern ihn geradezu mit Ekel an unseren öffentlichen Zuständen zu erfüllen. So haben wir jetzt diesen unseligen Königsberger Prozeß wegen Geheimbündelei und Hochverrats gegen den Zaren. Schon in unserem Februarheft habe ich mich über das ganze russische Spitzelwesen in Deutschland und diesen damals bereits in Fluß befindlichen Prozeß mit aller Offenheit geäußert; bald darauf fanden die Verhandlungen im Reichstag statt, wo die Vertreter der Regierung mit ihren Zitaten über den blutrünstigen Inhalt der beschlagnahmten Schriften einen solchen Eindruck machten, daß auch ich schon glaubte, mit meiner Kritik zu weit gegangen zu sein. Immerhin schien mir die Sache noch nicht genügend aufgeklärt und einige Punkte so verdächtig, daß ich beschloß, erst den Prozeß selbst abzuwarten, um meine Revokation, wenn sie wirklich geboten sein sollte, auszusprechen.

Du lieber Gott, wie sehr, wie furchtbar ist alles bestätigt worden, was ich damals gesagt hatte und wie so garnichts habe ich zu revozieren!

Digitized by Google

Die moralische Niederlage, die die Regierung erlitten hat, ist geradezu betäubend; es lag mir in diesen vierzehn Tagen immer wie Blei in den Gliedern, wenn ich den „Vorwärts" gelesen hatte, und ich weiß es von anderen, daß es ihnen ebenso gegangen ist. Ich will den ganzen Jammer hier nicht auch noch einmal auspacken und wiederholen, das Wichtigste wird sein, sich die psychologische Möglichkeit solcher Vorgänge zu erklären, um wenigstens zu mildernden Umständen zu gelangen und den Punkt herauszufinden, wo wahrer Patriotismus heute arbeiten muß, um uns aus dem Sumpf wieder herauszubringen.

Der entscheidende Punkt in dem Königsberger Prozeß ist, daß die Regierung von ihren Diplomatenstuben und ihren Bureaus aus sich gewöhnt hat, Rußland als einen Kulturstaat anzusehen, was es nicht ist. Von Stufe zu Stufe ist es diese eine falsche Vorstellung, aus der alle die verschiedenen falschen Schritte und trübseligen Erscheinungen entsprungen sind.

Zuerst die Vorstellung, daß die Solidarität der Kulturnationen in der Bekämpfung des Verbrechens und im besonderen des anarchistischen Mördertums sich auch auf Rußland erstrecken müsse; politische Morde in Europa und politische Morde in Rußland sind aber etwas schlechthin verschiedenes. In Rußland gehört der politische Mord sozusagen zur Verfassung; der alte Satz, der Zarismus sei die absolute Monarchie, gemildert durch den Meuchelmord, seit Jahrhunderten durch die Geschichte beglaubigt, besteht auch noch heute in ungeschwächter Kraft. Wenn der Despotismus schlechthin unerträglich geworden ist oder die Gewalttat so furchtbar, daß alle Gesetze der Menschlichkeit aufgehoben sind, wie mit Geßlers Forderung des Apfelschusses, so erscheint als letztes und äußerstes Hilfsmittel, das Menschentum zu retten oder wenigstens zu rächen, der Mord. Alle Gesellschaftsklassen in Rußland sind an derartigen Mordtaten beteiligt, von dem Hof, der die Palastrevolutionen machte und die Zaren ermordete, bis zu den aus der demokratischen Masse hervorgegangenen Nihilisten, die sich auf die Gouverneure und Minister stürzen. Sofort mit der beginnenden Russifizierung Finlands ist dort auch als unvermeidliche Begleiterscheinung der politische Mord importiert worden, und in einer wahrhaft prachtvollen Ode hat sogar der „Kladderadatsch" sich sein Recht gewahrt, den jungen Schaumann zu den griechischen Tyrannenmördern und Wilhelm Tell und nicht, nach den Anschauungen deutscher Offiziosität, zu den anarchistischen Mordbuben zu stellen. Die ganze Entsetzlichkeit des russischen Regierungssystems, wo das Knuten und Totknuten in den Gefängnissen noch immer herrscht und Gouverneure, wie der General von Wahl, die durch solche Greueltaten bekannt geworden sind, in die höchsten Regierungsstellen berufen werden, ist durch die Königsberger Verhandlungen so recht vor aller Welt ausgebreitet worden. Mit allem Fug haben die Verteidiger auch daran erinnert, daß ja sogar die russische Regierung amtlich in Bulgarien mit Attentaten und Meuchelmord hat arbeiten lassen.

Digitized by Google

Die Vorstellung, daß zwischen der Bekämpfung der anarchistischen Verbrechen in Europa und dem Kampf der russischen Regierung gegen dortige Terroristen irgend eine Solidarität sei, ist also falsch. Falsch wird dadurch des weiteren sofort die Messung und Wertung russischer terroristischer Aeußerungen an europäischen Maßstäben.

Eine direkte Aufforderung zur Ermordung des Zaren oder irgend einer anderen Persönlichkeit oder gar die Bildung eines Komplottes würde natürlich auch in Deutschland nicht geduldet werden dürfen. Das kommt hier aber nicht in Frage; es handelt sich auch bei den extremsten Aeußerungen nur um prinzipielle Argumentierungen für den Terrorismus. Nach europäischen Begriffen und europäischer Ethik sind dieser Art in den beschlagnahmten Schriften eine Anzahl Stellen, die verwerflich und verbrecherisch erscheinen; es ist nicht schwer, eine Blütenlese daraus zusammenzustellen, die einen abscheulichen Eindruck macht. Aber es sind Dinge, die ausschließlich die Russen angehen und uns nicht im allergeringsten. Wie war es nur möglich, daß der preußische Justizminister Schönstedt Preußisches und Russisches so sehr verwechselte, daß er die Bekämpfung dieser Literatur als ein eigenes Interesse hinstellte und das Wort tua res agitur darauf anwandte? Nichts hat mir in diesen ganzen Verhandlungen mehr Eindruck gemacht, als daß der sozialdemokratische „Vorwärts", offenbar in voller Ehrlichkeit und mit flammender Entrüstung, Deutschland in Schutz nahm gegen die furchtbare Anklage, die in diesem „tua res agitur" liegen würde, als ob deutsche Zustände mit russischen zu vergleichen seien. Nein, nein, ruft er aus, deutsche Verhältnisse sind das nicht und mit Deutschland hat das nichts zu schaffen.

In der falschen Vorstellung von der Solidarität der Kulturvölker haben preußische und russische Polizei und Steuerbehörden freundschaftlich zusammen gearbeitet, und als man gefährliche Schriften glücklich abgefaßt hatte, hat man sie sich von dem russischen Generalkonsul in Königsberg freundschaftlich übersetzen lassen; auf die Uebersetzungen und Rechtsinformationen dieses Generalkonsuls hin, bestätigt von der Kaiserlich russischen Botschaft in Berlin hat man den Prozeß instruiert und preußische Untertanen in fast einjährige Untersuchungshaft genommen, um zu erleben, daß in der Verhandlung die entscheidenden Stellen als gefälscht nachgewiesen wurden; an der einen Stelle waren die entscheidenden Worte zugesetzt, an der anderen waren sie fortgelassen. Natürlich nicht mit Absicht, wie der Vorsitzende des Gerichts ausdrücklich hervorhob, leider ohne zu erklären, wie denn dergleichen ohne Absicht geschehen könne, und offenbar auch wieder in der vorgefaßten Meinung, in Rußland lebe man in denselben ethischen Begriffen wie in Deutschland.

Ist es preußischen Beamten so sehr übel zu nehmen, daß, wenn der russische Generalkonsul in einer Sache, deren Ernst und deren Tragweite er kennt, ihnen Uebersetzungen, darunter auch solche von russischen Gesetzesparagraphen, gibt, und die Botschaft in Berlin sie ausdrücklich bestätigt,

Digitized by Google

sie diese ohne weitere Nachprüfung als zutreffend annehmen? Ich glaube, der Vorwurf wäre in der Tat nicht so sehr groß — wer würde bei einem Engländer, Franzosen oder Oesterreicher in einem solchen Falle zweifeln? — wenn es sich nicht eben um Russen handelte. Der ganze Fehler der gemacht ist, ist bei den mittleren Beamten wieder ganz derselbe, den der Herr Reichskanzler vorgemacht hat, nur daß, was dort abstraktes Prinzip war, sich hier bereits ins Konkrete umgesetzt hat, und sofort war auch das Unglück da: die Uebersetzung, auf die man sich verlassen hatte, war falsch, denn die Voraussetzung, daß bei russischen Beamten die Begriffe von Recht und Verantwortung dieselben seien wie bei uns, war falsch.

Je weniger man in deutschen Beamtenkreisen eine Vorstellung von dem Unterschied zwischen Rußland und Deutschland hat, desto mehr hat man sie in Rußland; hier hat man offenbar nur inneren Hohn für eine Prozeßverhandlung mit solchem Lärm, bei der schließlich im Höchstfalle eine Strafe von sechs Monaten Gefängnis herauskommen kann, und antwortet auf den preußischen Diensteifer entweder gar nicht oder erst nach längerer Zeit oder mit einer Ironie, der den Landsleuten des Turgenjew und Gorki alle Ehre macht, indem man z. B. die Angeklagten einladet, selber nach Rußland zu kommen, um einem Verhör beizuwohnen, einen Rechtsanwalt dabei aber ausdrücklich verbittet.

Man sollte meinen, die Lektion wäre stark genug gewesen, aber der Staatsanwalt hat alle seine Anträge aufrecht erhalten, und wenn die Zeitungsberichte etwas davon zu sagen wußten, daß zuweilen ein Schweigen des Entsetzens durch den Saal gegangen sei und auch den Gerichtshof ergriffen habe, wenn die Schreckensszenen des russischen Staatslebens zeugeneidlich vorgeführt wurden, so ist in den Plaidoyers des Staatsanwalts eine Nachwirkung nicht zu spüren gewesen.

Es gab in Preußen einmal einen Staatsanwalt, der, als die Verhandlung den letzten inneren Zusammenhang der von ihm vertretenen Anklage aufgedeckt hatte, sie selber umwarf mit den Worten, es sei ein „Bubenstück, gemacht einen Mann zu verderben".

Ja, wenn wir in Preußen noch Staatsanwälte hätten, die imstande wären, gelegentlich ein solches Wort zu sprechen!

In Königsberg soll der Staatsanwalt nach den Zeitungsberichten argumentiert haben: die russischen Sozialdemokraten wollen die Aenderung der Verfassung; freiwillig wird der Zar nicht nachgeben, also wollen sie die Gewalt, also sind sie Revolutionäre, also sind sie Hochverräter, also müssen wir sie bestrafen. Welch ein Aufatmen der Erleichterung würde durch Deutschland gegangen sein, wenn er statt dessen, da nach Richtigstellung der Uebersetzung des Generalkonsuls die Gegenseitigkeit nicht mehr als gewährleistet angesehen werden könne, die Anklage hätte fallen lassen!

Der Staatsanwalt hat aber schließlich sogar den Grundsatz verfochten, daß es das eigene Interesse Preußens sei, den russischen Absolutismus zu verteidigen, weil eine Republik in Rußland durch ihre Propaganda auch

Digitized by Google

für uns gefährlich werden würde. Was muß dieser Verteidiger des preußischen Staates selber für einen Glauben an die sittlichen Fundamente unseres Staatswesens haben, daß er für ihre Erhaltung mittelbar die Knute für notwendig hält!

In dem Augenblick, wo ich dies schreibe, ist das Urteil noch nicht gesprochen. Ich nehme an, daß Freisprechung erfolgt; aber selbst wenn diese Hoffnung sich erfüllen sollte, welche Bilder hat uns schon die Verhandlung vor die Augen geführt! Wie kann man über die Tatsache hinweg, daß die preußische Regierung den Strafantrag von der russischen erst extrahiert hat? Wie kann man über die Tatsache hinweg, daß die Angeklagten Monat auf Monat in Untersuchungshaft gehalten worden sind, auch als die Uebersetzungen längst verdächtig geworden waren? Wie kann man darüber hinweg, daß die höhere Instanz an dem Prozeß festgehalten, nachdem das Landgericht bereits beschlossen hatte, ihn einzustellen?

Ist der Königsberger Prozeß eine bloß zufällige, unangenehme Episode in unserem politischen Dasein? Das ist er in seiner konkreten Erscheinung und das ist er auch leider nicht, weil diese Erscheinung nur tiefe organische Schäden unserer Zeit wiederspiegelt. Man erkennt das am besten, wenn man sich klar macht, daß die zweite Affaire, die in eben diesen Tagen so unsäglich viel böses Blut im Volke gemacht hat, so verschieden sie an sich ist, doch psychologisch einen ganz analogen Verlauf genommen und dieselben bitteren Früchte gezeitigt hat, wie dieser Prozeß, ich meine die Angelegenheit des Freiherrn von Mirbach.

Gegen die Grundidee des Freiherrn von Mirbach, die kleinen Leute mit den ewigen Beitragslisten und Kirchensteuer-Erhöhungen zu verschonen und dafür die liebe Eitelkeit der Protzen etwas in Kontribution zu setzen, ist gar nichts zu sagen, und alle Entrüstung, die deshalb gegen den Oberhofmeister aufgebraust ist, hätte man als ganz inhaltlos ruhig abschäumen lassen können.

Ganz ebenso ist gegen den prinzipiellen Ausgangspunkt des Königsberger Prozesses, die gegenseitige Hilfe der Kulturstaaten zur Abwehr der anarchistischen oder terroristischen Verbrechen nicht das Geringste einzuwenden. Es ist dies sogar von der öffentlichen Meinung häufig direkt gefordert worden.

Nun begann der Fehler des Freiherrn von Mirbach mit der Unvorsichtigkeit, die Personen, an die er sich wandte, nicht genügend zu unterscheiden und nicht zu bedenken, daß nicht jeder, der Geld für eine gute Sache gibt, darum ein Ehrenmann ist.

Ganz ebenso begann der Fehler des Königsberger Prozesses mit dem Irrtum, Rußland für einen Staat zu halten, wie andere in Europa, und nicht zu bedenken, daß hier nicht bloß die Verfassung, sondern auch die Begriffe von Recht, Ehre und Sitte andere sind als bei uns.

Digitized by Google

Herr von Mirbach unterschrieb seinen guten Freunden und Gönnern eine Quittung über 325 000 Mark ohne etwas empfangen zu haben.

Die preußische Regierung ließ sich die Aktenstücke von ihrem guten Freunde, dem russischen General-Konsul übersetzen und baute auf diese Uebersetzung ohne sie nachzuprüfen, ihre Anklage auf.

Alles noch nichts als Taten der Unvorsichtigkeit und mangelnder Menschenkenntnis. Hätte nunmehr in dem einen wie in dem anderen Falle Staatsanwaltschaft und Gerichte mit richtigem Blick und ohne Ansehen der Person durchgegriffen, hier den Oberhofmeister schleunigst vorgefordert, scharf ins Verhör genommen, dem verschwundenen Gelde weiter und weiter nachgespürt — und dort dem Herrn Generalkonsul die rechten Worte gesagt und den Unterschied zwischen Deutschland und Rußland, deutscher und russischer Sittlichkeit immer wieder hervorgehoben und an ihm die Anklage zerschellen lassen, so hätte das Ganze noch mit einem recht guten Eindruck endigen können. Graf Bülow freilich kann im Reichstag eine solche Rede nicht halten und kann den Russen nicht ins Gesicht sagen, daß wir in ihnen noch halbe Barbaren sehen, aber wollen wir ein Volk sein, in dem auch die Justizbehörden an die Diplomatie gebunden sind?

Hier steckt die letzte und tiefste Wurzel des Uebels: daß unsere Justizbehörden, die Staatsanwaltschaft und die Gerichte sich den Aufgaben, die ihnen gestellt worden sind, nicht gewachsen gezeigt haben. Der Fehler, den Russen freund-nachbarschaftlichst bei der Unterdrückung ihrer terroristischen Literatur zu Hilfe kommen zu wollen und dabei den ethischen Unterschied zwischen Rußland und Deutschland nicht genügend bedacht zu haben und infolgedessen in ein viel zu enges, kompromittierendes Vertrauensverhältnis zum russischen Beamtentum gekommen zu sein, dieser Fehler ist zuletzt ein politischer, kann in Zukunft vermieden werden und wird nach dieser fürchterlichen Lektion hoffentlich vermieden werden. Aber unsere Justiz? Die ungeheure Einbuße an Staatsautorität und öffentlichem Vertrauen, die die Fälle Mirbach und Königsberg über uns verhängt haben, wir hätten sie nicht erlitten, wenn wir das alte preußische Richtertum noch hätten. Hört man aber heute noch je im Volke das Wort: es gibt noch Richter in Berlin? Ist die Vorstellung, die in diesem Satz ihr klassisches Gepräge gefunden hat, noch heute eine lebendige Kraft? Wenn man es heute zitieren hört, so geschieht es immer nur in dem Zusammenhang: ehemals, ehemals!

Statt dessen ist ein anderes geflügeltes Wort aufgekommen, das uns von allen Seiten und immer lauter in die Ohren gellt: Klassenjustiz! Klassenjustiz!

* * *

Digitized by Google

Eben dieses Rußland, dessen innere Fäulnis und Zersetzung der Königsberger Prozeß so schreckhaft vor Augen geführt hat, ist dabei doch eine ganz gewaltige Macht, die keineswegs bloß aus Masse besteht, sondern auch über sittliche und intellektuelle Kräfte höchsten Ranges verfügt. Eben der Widerspruch, der seine Tragik bildet, daß es zu sehr europäisch ist, um sein Barbarentum ertragen zu können, und zu barbarisch, um europäisch zu sein, eben dieser Widerspruch macht seine militärisch-politische Größe: die ungeheure, stumpfe, dahingegebene opferwillige Masse, die sich von den höheren, über die Mittel der Kultur verfügenden Schichten leiten läßt: wie wird dieses asiatisch-europäische Staatswesen die Probe des japanischen Krieges bestehen? Die allgemeine Vorstellung ist, daß die Japaner in zwar langsamem, aber dauerndem Vordringen begriffen seien, und die Russen schließlich sowohl in der Mukden-Ebene wie in Port Arthur überwältigen werden. Warum sollte bei der inneren Zwiespältigkeit und Unberechenbarkeit alles russischen Wesens ein solcher Ausgang unmöglich sein? Ich will ihn gewiß nicht bestreiten, aber soviel ist gewiß, daß nach allem, was vor Augen liegt und was menschliche Berechnung von hier aus in Anschlag bringen kann, die Japaner verloren sind.

Alle ihre tapferen Leistungen im Gefecht und alle ihre taktische Geschicklichkeit kann das völlige Versagen ihrer strategischen Leistung nicht aufheben.

Der Krieg dauert jetzt in wenigen Tagen ein halbes Jahr, der Kriegsschauplatz liegt den Japanern vor der Tür; sie beherrschen das Meer und haben an ihm eine Basis, die sogar vor Eisenbahnverbindungen mancherlei Vorzüge hat. Die Landmärsche, die sie zu machen gehabt haben, sind bisher nur hier und da über ein paar Meilen hinausgegangen; trotzdem haben sie noch so gut wie nichts erreicht; sie haben die Russen in ein paar Treffen kräftig geschlagen, aber diese Treffen hatten keinen wesentlich strategischen Wert; dazu waren die kämpfenden Truppenteile nicht groß genug. Das letzte, bei Wafangou, entstand auf die Weise, daß die Russen unter General Stackelberg einen tollkühnen Vorstoß in der Richtung auf Port Arthur machten, der ihren Rücken den Japanern vollkommen frei gab. Was sie sich eigentlich bei diesem Vorstoß gedacht haben, ist unerfindlich geblieben, soviel aber ist gewiß, daß die Japaner von dem Armeekorps Stackelberg keinen Mann hätten zurückkommen lassen dürfen; sie mußten ihn notwendig abschneiden. Indem sie seinen Angriff zwar erfolgreich zurückschlugen, ihn dann aber entwischen ließen, ließen sie den wahren Triumph, der sich ihnen bot, aus den Händen.

Es ist völlig deutlich, daß Kuropatkin mit kühler Ruhe in der Liaujang-Ebene seine Truppen zusammenhält und abwartet, bis er die Überlegenheit hat. Die einzelnen Vorstöße und Gefechte, die er führen läßt, haben offenbar nur Rekognoszierungs- oder Irreführungszwecke; ganz unsinnig ist der Gedanke, als ob die Japaner seinen linken Flügel umgehend im Norden das Gebirge überschreiten und ihn von seiner Rückzugs-

Digitized by Google

linie abschneiden könnten. Wie sollten sie die Massen, die dazu nötig wären, mit der Verpflegung über das Gebirge bringen? Sie kommen ja selbst am Meeresstrande entlang kaum von der Stelle.

Sollten die Japaner sich wirklich nach so langem Zaudern noch entschließen, die Hauptmacht Kuropatkins in der Liaujangebene anzugreifen, so ist natürlich der Ausgang der Schlacht nicht vorauszusagen; noch scheinen die Kräfte ja auf beiden Seiten ziemlich gleich zu sein, aber wenn die Japaner dergleichen beabsichtigen, warum haben sie es nicht längst getan? Von der Yalumündung, wo sie am 1. Mai übergingen und Takuschan, wo die zweite Armee landete, bis in die Liaujangebene sind nicht mehr als fünfzehn bis fünfundzwanzig Meilen; in fast drei Monaten haben die Japaner diese Strecke nicht zu überwinden vermocht, und das zweite Objekt neben Kuropatkins Armee, auf das sich ihre Kriegführung richten mußte, Port Arthur, haben sie selbst heute noch nicht wirklich zu belagern angefangen, ja sie scheinen noch nicht einmal im Besitz aller vor die eigentlichen Forts noch vorgeschobenen Werke zu sein.

Ich wiederhole, die Kriegsgöttin ist launisch und das Kriegsglück ist unberechenbar, aber wie die Japaner bei solcher Kriegführung schließlich siegen wollen oder sollen, ist für menschliche Augen nicht zu entdecken.

Dabei wird die Ausfahrt der russischen Ostseeflotte in drei Divisionen jetzt bestimmt als nahe bevorstehend angekündigt. Vielleicht ist es ebenso wahr wie die stete Ankündigung der Japaner, daß jetzt eine große Entscheidung bevorstehe, oder daß sie nächstens Port Arthur kurzer Hand erstürmen würden; vielleicht aber ist es doch wahr, und in Rußland nimmt man jedenfalls den in Bälde entschiedenen vollständigen Sieg bereits so sicher in Aussicht, daß die Zeitungen nur noch darüber diskutieren, ob es klüger sei, den Japanern harte oder milde Friedensbedingungen aufzuerlegen. Wir wollen uns an dieser Diskussion nicht beteiligen, ganz so weit ists noch nicht, und es könnte doch noch dies oder jenes dazwischen kommen. Aber man muß sich in diese Stimmung hineinversetzen, um das unglaublich freche Auftreten der russischen Kaper im Roten Meer zu verstehen. Eben dieses Rußland, das im Innern in Hungersnot, Nihilismus und Meuchelmorden zusammenzubrechen scheint, das von den verachteten Japanern eine schmerzhafte Wunde nach der andern empfängt, ist sich seiner Zukunft so sicher, daß es England wie Deutschland in der brutalsten Weise anrempelt. Wir, die Dienstfertigen von Königsberg, werden wohl auf unsern Protest schließlich mit einer mehr oder weniger höflichen Entschuldigung abgelohnt werden. England hat tüchtig mit der Faust auf den Tisch geschlagen, und die Russen werden es zuletzt wohl auf den Konflikt nicht ankommen lassen, aber eingeschüchtert, das ist klar, fühlen sie sich ganz und gar nicht. Ihr Goldschatz ist noch immer groß und ihr Kredit ist unerschüttert. Hat Herr von Witte wirklich, wie angenommen wird, in persönlicher Verhandlung mit unserm Reichskanzler den Kompromiß für den Handelsvertrag festgestellt, so ist auch die deutsche

Digitized by Google

Anleihe in sicherer Aussicht, und damit hofft man denn wohl, den Krieg zu Ende zu bringen.

Ich glaube eigentlich auch, daß es so etwa gehen wird. Die liberalen Russen, die ihre Hoffnung darauf gesetzt haben, daß die Niederlage im japanischen Kriege zu einem Umschwung in der russischen inneren Politik führen würde, werden enttäuscht werden; von einer anderen Stelle her wird die Krisis über Rußland kommen. Schon jetzt haben die Russen die jährlichen Zinsen für ihre Auslandschulden nur in sehr guten Erntejahren durch einen ungeheuren Exportüberschuß begleichen können; gering angeschlagen wird ihnen dieser Krieg mit nachfolgendem Retablissement zwei Milliarden Mark neue Auslandschulden schaffen und statt der 600 bis 700 Millionen Mark (vergl. die Berechnung „Preuß. Jahrb." Bd. 115 S. 564) sollen künftig 700 bis 800 jährlich über die Grenze geschickt werden; es ist nicht abzusehen, wie die russische Volkswirtschaft das leisten soll. Dann kommt der Bankrott. Der Bankrott bringt die Verwirrung, und auf diese Verwirrung mögen diejenigen ihre Hoffnung setzen, die in Rußland andere Zustände als die heutigen überhaupt für möglich halten.

24. 7. 04. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Schneegans, Heinrich. — August Schneegans 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben. Berlin, Gebrüder Paetel.

Scholz, D. — Der evangelische Bund und die Politik. (Flugschriften des Evangelischen Bundes. XIX. Reihe 6.) 40 Pf. Leipzig, C. Braun.

Soziales Museum. — Erster Jahresbericht, herausgegeben vom Vorstand. Frankfurt a. M., Selbstverlag des Sozialen Museums.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. Heft 10 und 11: Das Kirchenpatronatrecht im Grossherzogtum Baden von Dr. Richard Günner und Dr. Josef Sester. Mit einem Vorwort des Herausgebers. M. 10,—. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Taine, Hippolyte. — Reise in Italien. Bd. 2. Florenz und Venedig. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Jena u. Leipzig, Eugen Diederichs.

Tolstoi, Leo N. — Dogmatische Theologie. Bd. 2. Uebersetzt von Carl Ritter. Brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50. Jena, Eugen Diederichs.

Toussaint-Langenscheidt. — Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht. Italienischer Brief 4, Schwedischer Brief 4. Berlin, Langenscheidt.

Vogeler, Ad. — Die Sturmglocke. Trauerspiel in fünf Akten. 2. Auflage. M. 3,—. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

Werneke, Dr. H. — Versuch und Begründung eines neuen Lehrganges der französischen Sprache. Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule in M.-Gladbach. M.-Gladbach, Aug. Korten.

Wilde, Oscar. — Das Bildnis des Mr. W. H. Lord Arthur Saviles Verbrechen. M. 2,—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

—,—. Der Sozialismus und die Seele des Menschen. Aus dem Zuchthaus zu Reading. Aesthetisches Manifest. Brosch. M. 2,50, geb. M. 4,—. Berlin, Karl Schnabel.

Willy, Rudolf. — Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung. M. 2,20. Zürich, Schulthess & Co.

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. 1. Jahrgang. 3. Heft. Mai—Juni 1904. M. 4,—. Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffe. XIX. Bd. 2. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Bericht des Instituts für Gemeinwohl zu Frankfurt am Main über das achte Geschäftsjahr 1903/04. Frankfurt am Main, Engbert & Schlosser.

v. Bonin, Dr. Burkhard. — Grundzüge der Rechtsverfassung in den deutschen Heeren zu Beginn der Neuzeit. 175 S. Weimar, Hermann Böhlaus. Nachfolger.

Brode, Reinhold. — Friedrich der Grosse und der Konflikt mit seinem Vater. M. 9,—. Leipzig S. Hirzel.

Digitized by Google

Clemen, Lic. Dr. Karl. — Paulus, sein Leben und Wirken. 2 Teile. 1. Teil M. 8,—, 2. Teil M. 5,—. Giessen, J. Ricker (Alfred Töpelmann).
—,— Die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie. 39 S. Giessen, J. Ricker. (Alfred Töpelmann.)
Dalton, Hermann. — Daniel Ernst Jablonski. Eine preussische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren. 494 S. Berlin, Martin Warneck.
Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang III. Heft 10. M. 1,—. München, Prag, Georg D. W. Callwey.
Dorn, Dr. Hanns. — Die Vereinödung in Oberschwaben. 222 S. Kempten und München, Josef Kösel.
Eggert-Windegg. — Eduard Mörike. M. 2,—, geb. M. 2,60. Stuttgart, Max Kielmann.
The Empire Review. — Edited by C. Kinloch Cooke. Vol. VII. No. 41. June 1904. London & Bombay, Macmillan & Co.
Förster, Dr. Fritz. — Kind und Alkohol. Sonderabdruck aus „Gesunde Jugend". IV. Jahrgang. Geh. 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.
Fridrichowicz. — Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften. Band IX. M. 1,60. Berlin, S. Calvary & Co.
Gaudig, H. — Didaktische Kätzereien. M. 2,—. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
Gräf, Dr. Hans Gerhard. — Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeusserungen des Dichters über seine poetischen Werke. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Bd. II. M. 10,—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
—,— Goethes Anteil an der ersten Faust-Aufführung in Weimar am 29. August 1829. 60 Pf. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.
Guenther, Dr. Konrad. — Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben. 400 S. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld.
Hein, Lic. Karl. — Die Sakramentslehre des Johannes a Lasco. M. 5,—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Holtzheimer, Hans. — Erzherzog Karl bei Wagram. Ein Beitrag zur Beurteilung des Erzherzogs Karl von Oesterreich als Feldherrn. Berlin, E. Ebering.
Jung-Russland. — Neue Novellen von M. Gorki, W. Weressajeff, L. Andrejew. (Internationale Novellen-Bibliothek Band 13). M. 1,50. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
Jäger, Dr. Oskar. — Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Zwei Bände. I. 1800—1852. II. 1852—1900. (Sammlung Göschen No. 216 und 217) je 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
Der Kaiser, die Kultur und die Kunst. Betrachtungen über die Zukunft des deutschen Volkes. Aus den Papieren eines Unverantwortlichen. München, Georg Müller.
Kurtz, Dr. phil. Robert. — Woran sollen wir glauben? Entscheidung der religiösen Glaubensfrage nach neuen wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Brosch. M. 3,—. Pössneck i. Th., Bruno Feigenspan.
v. Liebig, Dr. E. — Beiträge und Vorschläge zum Problem der Kreditversicherung. 108 S. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
Ludwig, Dr. Friedrich. Die Milbenplage der Wohnungen, ihre Entstehung und Bekämpfung. 80 Pf. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
Marcus, Ernst. — Kants Revolutionsprinzip. 181 S. Herford, W. Menckhoff.
Marcus, Hugo. — Meditationen. Berlin, E. Ebering.
Matzen, Henning. — Die Nordschleswigsche Optantenfrage. 204 S. Kopenhagen, Gyldendalsche Buchhandlung.
Maurenbrecher, Max. — Die Gebildeten und die Sozialdemokratie. Ein erweiterter Vortrag. 31 S. Leipzig, Leipziger Buchdruckerei A.-G.
Münch, Dr. W. — Aus Welt und Schule. M. 5,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Nauticus. 1904. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Mit 18 Tafeln, 17 Skizzen und 3 Kartenbeilagen. 560 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Oncken, Hermann. — Lassalle. (Politiker und Nationalökonomen. Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen, herausgegeben von G. Schmoller und O. Hintze. II.) 450 S. Stuttgart, Fr. Frommann.
Paulsen, Dr. Friedrich. — Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Geh. 50 Pf. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.
Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Deutsche Ausgabe von F. und L. Lindemann. Geb. M. 4,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Radlauer, Curt. — Lorbeer und Liebe. Einakter-Zyklus. M. 1,—. Stuttgart, Luckhardts Musikverlag.
Rübel, Dr. Karl. — Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem im deutschen Volkslande. 561 S. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Schanz, Georg. — Der künstliche Seeweg und seine wirtschaftliche Bedeutung. 96 S. Berlin-Grunewald, A. Troschel.
Scherger, George L. — The Evolution of Modern Liberty. S. 1,10 net. Newyork, Longmans, Green & Co.
Seydel, Arnold. — Unterricht in der christlichen Religion auf heilsgeschichtlicher Grundlage. M. 2,60. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

Digitized by Google

Gladstone.

Von

Emil Daniels.

I.

The life of William Ewart Gladstone. By John Morley. In three volumes. London. Mac Millian a. Co. Limited. 1903.

Die britischen Inseln haben im 19. Jahrhundert eine Reihe von Staatsmännern hervorgebracht, deren Stellung keine bloß nationale gewesen ist, sondern die zu einer allgemein europäischen Autorität gelangt sind. Länger als ein halbes Jahrhundert haben die Konstitutionellen des ganzen Kontinents, besonders aber Deutschlands in Huskisson und Canning, Brougham und Macaulay, O'Connel und Cobden, Peel, Palmerston und Gladstone ihre politischen Vorbilder erblickt. Gladstone jedoch, der, als der Letzte unter jenen distinguierten Männern, erst im Jahre 1898 aus der Welt geschieden ist, hat noch erlebt, wie das vorher von fast allen aufgeklärten Geistern des Weltteils so hoch gepriesene parlamentarische System einem internationalen Mißkredit verfiel, der bis zum heutigen Tage anhält. Es ist ihm, dem begeisterten Prediger des Völkerfriedens, ferner beschieden gewesen, daß England unter seiner Verwaltung mit beinahe allen großen Nationen der Erde in gefährliche diplomatische Konflikte um Machtfragen geriet. Amerikaner, Franzosen, Russen tragen ihm das nicht mehr nach, in Deutschland indessen ist sein ehemals so großer Ruf durch die Schwierigkeiten, welche er unserer jungen Kolonialpolitik bereitete, vollständig zerstört worden. Soweit es ihm gelang, der überseeischen Expansion des Deutschen Reiches Schranken zu setzen, erntete er bei uns Abneigung, soweit er vor der Staatskunst des Fürsten Bismarck zurückweichen mußte, Geringschätzung; seine Verdienste um den europäischen Liberalismus, die nicht zum mindesten der inneren Entwicklung Deutschlands zu Gute gekommen sind, wurden in diesem Lande vergessen.

Digitized by Google

Gegenwärtig, wo Bismarck und Gladstone von der Schaubühne abgetreten sind, ist auch die Gereiztheit der deutschen Nation gegen den englischen Staatsmann verschwunden, aber sein Andenken ist nicht wiederhergestellt; wo man sich erst ein vorteilhaftes, dann ein abstoßendes Bild von ihm machte, erstreckt sich heute ein leerer Raum; trotzdem Gladstone nicht länger als sechs Jahre tot ist, erinnert sich niemand in Deutschland mehr des einst so gefeierten, hochherzigen Anwalts der politischen Gefangenen im neapolitanischen Bagno, des berühmten liberalen Finanzministers, der es verstand, die großen Geldbedürfnisse des englischen Staates unter stetig fortschreitender wesentlicher Entlastung des Volkes zu befriedigen. Ich glaube, daß es für unsere politische und geistige Bildung von Vorteil sein muß, wenn es weiteren Kreisen der deutschen Nation gelingt, der ungerechten Verkennung jenes wirklich ausgezeichneten, nicht bloß englischen, sondern europäischen Staatsmannes Herr zu werden. Die drei starke Bände ausmachende Biographie Gladstones, welche die Grundlage dieses Essays bildet, ist von einem der gegenwärtigen Führer des britischen Liberalismus, von John Morley, geschrieben, einem vortrefflichen Kulturhistoriker, der als Staatssekretär für Irland den beiden letzten durch Gladstone gebildeten Ministerien angehört hat. Das Morleysche Werk beruht hauptsächlich auf Gladstones Korrespondenz, die in der Gestalt von 2—300 000 Schriftstücken zu Hawarden, dem Landgute des Verewigten, aufbewahrt wird. Hinzu kommen neben anderen wertvollen Quellen vierzig kleine aber eng beschriebene Tagebücher von der Hand Gladstones. Der Biograph ist also, versehen mit reichem und gediegenem Material, an seine dankbare Aufgabe gegangen.

Genealogische Autoritäten wollen die Familie Gladstone auf William Gledstanes zurückführen, der im Jahre 1551 Laird von Arthurshiel gewesen ist. Wie es sich mit der behaupteten adligen Herkunft auch verhalten möge, jedenfalls nahmen die Gladstones im 18. Jahrhundert eine ganz untergeordnete gesellschaftliche Stellung ein, indem sie als Mälzer, Uhrmacher, Ladenbesitzer u. dgl. einen bescheidenen Lebensunterhalt erwarben. Erst William Ewarts Großvater, Thomas Gladstone, arbeitete sich zu Leith im Getreidehandel empor, vermochte aber eine bestimmte Stufe des Wohlstandes nicht zu überschreiten, da er mit sechzehn Kindern gesegnet war. Einer seiner Söhne, John, der Vater des Premierministers, zog nach Liverpool und machte im dortigen Handel ein Vermögen, das schließlich bis auf 600 000 Pfund Sterling anwuchs. John Glad-

Digitized by Google

stone begann seine Laufbahn mit einer Schulbildung, die nach unseren Begriffen sehr dürftig war, als Lehrling im Laden seines Vaters. Aber er trug den Drang nach oben in sich, nicht allein geschäftlich, sondern auch geistig, speziell politisch wie Cobden, der unter ähnlichen ungünstigen Verhältnissen aufgewachsen war. Als im Jahre 1812 in Liverpool der berühmte Wahlkampf zwischen Canning und Brougham stattfand, garantierte John Gladstone, damals noch kein reicher Mann, Cannings enorme Wahlkosten. Wie man sieht, hatte er sich trotz seiner kleinen Herkunft den Tories angeschlossen und, was schwerer ins Gewicht fällt, der schottische Presbyterianer war zu der Konfession der feinen englischen Gesellschaft, dem Anglikanismus, übergegangen. Drei anglikanische respektive episkopalistische Kirchen hat John Gladstone in England und Schottland auf seine Kosten erbauen lassen; dazu eine Kapelle auf dem Herrensitz Fasque, den der zum Baronet Erhobene sich in Schottland kaufte. Als aristokratisch und hochkirchlich gesinnter Mann gelangte er mehrfach in das Parlament, jedesmal vermittelst eines rotten borough, von denen einer, Lancaster, sich seine politische Tugend mit der hübschen Summe von 12 000 Pfund bezahlen ließ. Wie das bei einem vornehm gewordenen Manne in der Ordnung war, ließ John Gladstone einen seiner Söhne den Waffendienst ergreifen: „Mein Bruder John", sagt der Premierminister in seinem durch religiöse Demut und Ringen nach Selbsterkenntnis ausgezeichneten Tagebuch, „drei Jahre älter als ich, und von einem moralischen Charakter, männlicher und höher geartet als der meinige, trat in die Marine ein."

So wuchs denn der junge William Ewart (geboren 1809) in einem Hause auf, von dessen kleinbürgerlichem Fundament sich kaum noch etwas bemerken ließ. Von Jugend auf lernte er in den Kreisen zu verkehren, welche das Land regierten. In Seaforth House, dem elterlichen Landsitze vor den Toren von Liverpool, an der Irischen See, schaute der dreizehnjährige Eton-Schüler ehrfurchtsvoll zu Canning empor, der, zum Generalgouverneur von Indien ernannt, im Schoße der Familie Gladstone das Datum seiner Einschiffung erwartete, als mit dem Selbstmorde des Marquis von Londonderry seine Schicksalsstunde schlug, indem er der Nachfolger dieses Ministers wurde (1822). Auf der Schule von Eton und an der Universität zu Oxford eignete sich der junge Gladstone eine klassische Bildung an, die etwas zurückgeblieben erscheint, wenn man sie mit dem damaligen Stande der philologischen Kritik in Deutschland vergleicht. Immerhin nahm er,

Digitized by Google

als er mit 22 Jahren seine akademischen Studien vollendete, eine ausgebreitete Belesenheit in den griechischen und römischen Autoren sowie einen geläuterten literarischen Geschmack mit ins Leben; dazu jene Meisterschaft in allen Leibesübungen, welche auf den Bildungsanstalten der aristokratischen englischen Jugend erworben wird. Wie Gladstone selber sagt, war er nichts weniger als frühreif gewesen, sondern hatte eine langsamere geistige Entwicklung durchgemacht als manche andere jungen Leute, die es weniger weit brachten als er. Der Premierminister behauptet in seinem Tagebuche auch, eine nichts weniger als behende Fassungskraft sei ihm während seiner reifen Jahre und im Greisenalter beständig eigen geblieben. Jedenfalls war das mächtigste seiner Talente, das rednerische, schon in hohem Maße ausgebildet. Zur Zeit seines Abganges von Oxford (im Dezember 1831) wurde die Nation durch die Kämpfe um die Reformbill erschüttert, und die Agitation der Parteien ergriff auch die Oxforder Studentenschaft. Bei dieser Gelegenheit hielt Gladstone eine Rede, welche nicht allein unter den jugendlichen Zuhörern Aufsehen machte, sondern deren Gewalt und Glanz so außerordentlich war, daß die Führer der Torypartei im Lande in dem 22jährigen Studiosus ein aufsteigendes parlamentarisches Gestirn zu erblicken anfingen.

Der stolze Vater des glücklichen Redners zweifelte nun keinen Augenblick daran, daß William Ewart, gestützt auf seine oratorischen Gaben und auf das väterliche Vermögen, die politische Laufbahn einschlagen und auf diesem Wege, der für ihn vom Schicksal eigens gebahnt worden zu sein schien, die schon vom Vater so hoch gebrachte Familie zu dem Gipfel der Vornehmheit emporführen würde. Indessen gingen die Gedanken seines Sohnes nach einer ganz anderen Richtung. Den jungen Romantiker erfüllte eine schwärmerische anglikanische Religiosität. Wir werden ihm nicht Unrecht tun, wenn wir einen Teil seiner kirchlichen Begeisterung auf die Tatsache zurückführen, daß das anglikanische Religionsbekenntnis in seiner Familie neu und mit ihrem Emporsteigen so eng verknüpft war. Indessen muß jeder Zweifel an der Aufrichtigkeit und Lauterkeit seiner kirchlichen Gesinnung deshalb verstummen, weil er seine glänzenden weltlichen Aussichten opfern wollte, um Geistlicher zu werden. Vater John wurde es schwer ums Herz, als sein Sohn ihm diesen Plan mitteilte, denn so eifrig war er trotz seiner Kirchenbauten nicht gesinnt, daß er auf die erbliche Pairie verzichten mochte, die allein der Familie zu ihrem Glanze noch zu fehlen schien, und die von seinen vier Söhnen

Digitized by Google

offenbar bloß William Ewart befähigt war, zu erobern. Wesentlich mit, um dem innig geliebten Vater keinen Kummer zu bereiten, verzichtete der junge Gladstone auf das Studium der Theologie. Hätte er es wirklich ergriffen, so wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach zum Erzbischof von Canterbury aufgestiegen, so aber entwickelte er sich zum weitaus religiösesten Politiker unter allen, welche seit Cromwell England regiert haben.

Was freilich die konfessionelle Richtung anbetraf, so bildete Gladstone geradezu den Gegensatz zu Cromwell: Lieber als einen Protestanten nannte sich Gladstone einen Katholiken, in dem Sinne, in welchem die anglikanische Kirche auf Grund der festgehaltenen Handauflegungslehre und Episkopalverfassung ein Zweig des altchristlichen Katholizismus geblieben zu sein behauptet. Von erheblichem Einflusse in dieser Hinsicht war eine Reise nach dem Kontinent, die Gladstone nach dem Abschlusse seines Universitätsstudiums unternahm, und die ihn bis Rom führte. In der Peterskirche empfand er „die Pein und Scham des Schismas, welches uns von Rom trennt, dessen Schuld sicher nicht an den ehrwürdigen Vätern der englischen reformierten Kirche liegt, sondern an Rom selbst, dessen traurige Wirkungen aber der Geist zu fühlen verurteilt ist, wenn man dieses prächtige Gotteshaus betritt und an seinen Wänden die Bilder christlicher Heiliger schaut und die Worte immerdar dauernder Wahrheit". Es war ein Zug von Mortimer in diesem jungen Schotten, aber er hatte doch einen zu hellen Blick, um die abstoßenden Erscheinungen zu übersehen, welche sich ihm im Lande des Papsttums aufdrängen mußten. Gleichwohl bestärkte er sich in der Ewigen Stadt in seinem Enthusiasmus für das Ideal der Wiederherstellung einer äußeren, greifbaren Einheit zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen.

Inzwischen ging in England die Reformbill durch und es eröffnete sich die Aussicht, daß die Bedeutung des Unterhauses noch weiter anwachsen würde als bisher. Die Tories befanden sich insofern in einer sehr unglücklichen Lage, als alle jungen Talente sich der Gegenpartei zuwendeten, und konservativer Nachwuchs nur in mittelmäßiger oder gar ungenügender Qualität erblickt werden konnte. Selbst Disraeli begann damals seine Karrière als Radikaler. Demgemäß zeigte sich die Torypartei doppelt begierig, den gottbegnadeten jungen Redner, der jetzt auf dem Forum seinen Horizont erweiterte, in ihre Kreise zu ziehen. Auf der Rückreise erhielt William Ewart zu Mailand einen Brief des Marquis von Lincoln, ältesten Sohnes des Herzogs von Newcastle, worin Gladstone ersucht wurde, sich

Digitized by Google

für das erste reformierte Parlament um das Mandat von Newark zu bewerben. In dieser kleinen Stadt übte der genannte Magnat auch nach der Beseitigung der Rotten Boroughs noch einen beinahe überwältigenden Einfluß auf die Wahlen aus, weil ein Viertel der Wähler bei ihm zur Miete wohnte. Gladstone acceptierte, indem sein Vater mit dem Herzoge das Abkommen traf, daß jeder von ihnen die Hälfte der Wahlkosten tragen sollte. Bei den letzten Wahlen, welche sich unter der moralischen Einwirkung der Pariser Julirevolution um den Kampfpreis der Parlamentsreform abgespielt hatten, war die Aufregung des Volkes so hoch gegangen, daß trotz der gewaltigen wirtschaftlichen Machtmittel des Herzogs von Newcastle und aller submissen Antezedentien des Wahlkreises ein Whig das Mandat davongetragen hatte. Ihn sollte der junge Gladstone mit der Macht seiner Beredsamkeit aus dem Sattel heben. Es war ein hervorragender Sachwalter namens Wilde, der 18 Jahre nachher unter dem Namen Lord Truro Justizminister geworden ist. Gladstone zählte erst 22 Jahre und wurde von den Anhängern Wildes natürlich als „Schuljunge" verspottet; im Grunde genommen schadete ihm aber seine Jugend nicht viel in einem Lande, dessen politische Sitten erlaubten, daß Pitt mit 23 Jahren Schatzkanzler werden konnte. Und vor allen Dingen: von der ersten Stunde des Wahlkampfes an entfaltete der junge Mann eine Gewalt der Rede, die gleich furchtbar war im Angriff wie in der Verteidigung. Als sein Gegenkandidat Wilde ihn zum ersten Male hörte, sagte der gewiegte Kenner betreten: „Dieser junge Mann hat eine große Zukunft vor sich."

In der Tat wurde der berühmte Anwalt von dem „Schuljungen" geschlagen, indem er bloß 798 Stimmen gegen 887 für Gladstone abgegebene erhielt. Wie bei allen Wahlen im damaligen England so flossen auch in Newark das Bier und die anderen geistigen Getränke in Strömen. Gegen das Ende des Wahltermins hin ergab sich der verwirrende circulus vitiosus, daß wegen der allgemeinen Betrunkenheit die Einschwörung von Spezialkonstablern nötig zu werden schien, daß aber solche nicht gefunden werden konnten, weil man allgemein betrunken war. Gladstone erfuhr von dem Umfange, in welchem sein Wahlkomitee jene „geistigen" Waffen gebraucht hatte, erst nach der Wahl, durch die einlaufenden Wirtshausrechnungen, und der junge Idealist war entsetzt. Es ist aber bei sämtlichen Wahlkämpfen in den dreizehn Jahren, durch welche er Newark im Parlament vertrat, niemals würdiger hergegangen, und ein durchgreifender Wandel trat hier wie in vielen anderen Wahlkreisen erst ein halbes

Digitized by Google

Jahrhundert später ein, als das Ministerium Gladstone scharfe gesetzgeberische Maßregeln wider jene Korruption verhängte. (Im Jahre 1883.) Im übrigen hatte seine Kandidatur noch andere Umstände mit sich gebracht, welche dem jungen Gladstone Gewissensbisse verursachten. In einem bestimmten Momente des Wahlkampfes war seine unverzügliche Abreise von Torquay, wo er mit seinen Angehörigen Seebäder nahm, nach Newark so dringend nötig geworden, daß er „zu seinem grenzenlosen Widerwillen" die Sonntagsheiligung verletzen und am Tage des Herrn zu den bierdurstigen Newarker Patrioten abfahren mußte. Um dem Kutscher die Sünde zu ersparen, fuhr ihn der eigene Vater nach der nächsten Poststation. In Exeter, wo die Post eine kleine Stunde Aufenthalt hatte, benutzte der Reisende die Unterbrechung der Fahrt, nicht etwa um sich zu restaurieren, sondern um in die Kathedrale zu eilen und durch Anwesenheit bei einem Teile des Gottesdienstes das bedrückte Gewissen etwas zu entlasten. Nach Wiederaufnahme der Reise machte Gladstone die Bekanntschaft eines toryistisch gesinnten Landwirtes, den gleichfalls dringende Geschäfte zwangen, am Sonntag zu reisen. Beide erleichterten sich, indem sie einander ihr kummervolles Herz ausschütteten, und Gladstone fand noch Gelegenheit zu dem verdienstlichen Werke, daß er dem nach der göttlichen Wahrheit dürstenden toryistisch gesinnten Landwirte einige vortreffliche Traktate verehren konnte. Gleichwohl stellte er sich nach der Ankunft am Bestimmungsort in seinem Tagebuch die beklommene Frage: „Habe ich recht getan?"

Vater John, der nicht wollte, daß sein Kutscher sich versündigte, indem er Sonntags die Pferde zur Arbeit zwang, war — so seltsam sind die Widersprüche der menschlichen Natur — zugleich einer der größten Sklavenhalter in Britisch-Mittelamerika. Nicht weniger als 1609 Neger besaß er persönlich, und hierzu kam noch das zweibeinige lebende Inventar der Firmen, an denen er beteiligt war. Daß er seine Zucker- und Kaffeeplantagen in Demerera und Jamaika auf diese Art bewirtschaftete, findet selbstverständlich seine Entschuldigung in dem Geiste der Zeit, der sogar Bischöfen das Halten von Sklaven gestattete. Auch genoß John Gladstone sogar den Respekt der Abolitionisten, die ihn für den fähigsten Vorkämpfer der Sklavenhalter-Partei erklärten und seine publizistischen Veröffentlichungen über die Sklavenfrage für einen ganz außerordentlich scharfsinnigen Versuch, das abscheulichste aller nationaler Verbrechen zu beschönigen. Peinlich blieb es für den frommen Erbauer von vier Kirchen und Kapellen jedoch immer, daß gerade eine der Gladstone-

Digitized by Google

Plantagen den Mittelpunkt jenes Aufstandes abgab, welchen die mißhandelten Neger Demeraras im Jahre 1823 wagten. John Gladstone gab den Missionären die Aufhetzung der Neger schuld; er empfand diesen unbequemen Leuten gegenüber durchaus als Kaufmann und schmähte in einem Zeitungsartikel die opferwilligen Pioniere des Glaubens als gemietete Sendlinge, deren Ziel mehr die Revolutionierung der Kolonien zu sein schiene als die Verbreitung von Religion unter dem Volke. Die starke Gereiztheit des Führers der Sklavenhalter-Partei war von seinem Standpunkte aus vollkommen begründet, denn die Wirren von 1823 trugen wesentlich zu jener Entwicklung der Sklavenfrage bei, welche das Ministerium Grey im Jahre 1833 bestimmte, dem Parlament die Aufhebung der Sklaverei vorzuschlagen.

Es war das Parlament, in welchem Gladstone der Sohn seine politische Laufbahn begann. Außerhalb der gesetzgebenden Körperschaften wirkte der auf die Siebenzig gehende John Gladstone als Oberhaupt des „Westindien-Interesses" mit unerschütterlicher Energie gegen die Reform. Seine scharf ausgeprägte, bedeutende Persönlichkeit bildete die eigentliche Zielscheibe, als im Unterhause Lord Howik eine heftige Anklagerede hielt, die dem Namen nach gegen den Inspektor von John Gladstones Demerera-Plantagen gerichtet war. Der genannte Whig bezeichnete den Inspektor als Sklavenmörder und behauptete, daß die Neger auf den Gladstoneschen Zuckerplantagen durch Ueberarbeitung getötet worden wären, zum Zweck der Steigerung des Erntequantums. Dieses war die Sache, in welcher William Ewart Gladstone seine erste Parlamentsrede hielt, ein Anfang, merkwürdig genug für den größten Liberalen des Jahrhunderts neben Thiers. Allerdings bekämpfte er nicht die Emanzipation der Sklaven, sondern verteidigte nur die Art der Bewirtschaftung der väterlichen Plantagen. Er sprach 50 Minuten, und seine Beredsamkeit erregte auf beiden Seiten des Hauses Sensation. Nicht bloß der Führer der konservativen Opposition, Sir Robert Peel, sprach seine Bewunderung aus, sondern auch der liberale Staatssekretär der Kolonien, Lord Stanley, dessen spezielle Angelegenheit die Durchsetzung der Bill über die Sklavenemanzipation war, pries laut die oratorische Begabung des jungen Oppositionsmitgliedes. Denn der englische Adel ist weit entfernt von der Lebensanschauung des verstorbenen preußischen Herrenhausmitgliedes v. Kleist-Retzow, der ein anderes Mitglied jener erlauchten Versammlung, das ihn absichtslos als einen Redner bezeichnet hatte, in seine Schranken zu-

Digitized by Google

rückwies mit dem stolzen Worte: „Wir sind keine Redner.“ An der Jungfernrede Gladstones nahm nicht nur die Regierung den lebhaftesten Anteil, sondern der „Schuljunge“ erweckte sogar das Interesse der Krone. Wilhelm IV. schrieb dem Schatzkanzler Lord Althorp: „Der König freut sich, daß ein junges Mitglied in so vielversprechender Art in den Vordergrund getreten ist, wie nach dem Bericht von Viscount Althorp Herr W. E. Gladstone.“

Gladstone saß noch nicht zwei Jahre im Parlament, als die Whigregierung fiel und einer torystischen Verwaltung unter Sir Robert Peel Platz machte. Der neue Premier machte Gladstone erst zum jüngeren Lord des Schatzes und fünf Wochen später, bei Eintritt der betreffenden Vakanz, zum Unterstaatssekretär für die Kolonien. Das Avancement des Fünfundzwanzigjährigen war um so glänzender, als ihm die Vertretung des Kolonialamts im Unterhause oblag, da sein Chef, Lord Aberdeen, der spätere Premierminister der Krimkriegsperiode, dem anderen Zweige der Gesetzgebung angehörte. Im übrigen galt im damaligen England, in dem der Territorialadel viel mächtiger war als im heutigen, ein aus einer Kaufmannsfamilie stammender Politiker immer noch etwas als Parvenu. Viel Gelegenheit zur Entfaltung gesetzgeberischer oder administrativer Talente wurde dem jugendlich eifrigen Unterstaatssekretär nicht geboten, denn kaum fünf Monate nach ihrem Sturze erwiesen sich die Whigs wieder stark genug, um die Tories aus ihren Aemtern zu verdrängen. Sechs und ein halbes Jahr (1835—41) blieb Gladstone fortan in der Opposition, und ohne Gelegenheit zur Betätigung in einem Amte zu finden. Indessen war er geistig zu rege und zu strebsam, als daß diese lange Zeit für seine Entwicklung verloren gewesen wäre. Der italienischen Sprache hatte er sich bereits bemächtigt, und Dante ist zeitlebens der Lieblingsdichter eines Mannes geblieben, dessen religiös gebundenen Geist das 14. Jahrhundert in mancher Hinsicht mehr ansprach als das 19te. Boccaccio konnte er nicht lesen; den sittenstrengen jungen Mann, der die Theater und Pferderennen als sündhaft mied, entschädigte der Geist des Dekamerone nicht für seine Immoralität; er brach die Lektüre in der Mitte ab und entnahm dem verführerischen Buch nichts als die Einsicht in merkwürdige Sittenzustände sowie die Erkenntnis, in welchem Maße der Lebenswandel im Widerspruch zur Religion zu stehen vermag. Nach der italienischen lernte Gladstone die spanische und die deutsche Sprache. Die Braut von Korinth gefiel ihm so gut, daß er sie ins Englische übersetzte, auch Eckermanns Gespräche mit Goethe zogen ihn an; dagegen gab er

Digitized by Google

die Beschäftigung mit „Wilhelm Meister“ noch früher als den Boccaccio auf.

Seine Orthodoxie war in dieser Periode seines Lebens von einer Engherzigkeit, auf die er in späteren Jahren selber mit Beschämung zurückblickte. In einem biographischen Fragment, das er im vorgerückten Lebensalter verfaßt hat, sagt er von jenen Verirrungen — seinen einzigen Jugendsünden —: Meine Umgebung in meiner Kindheit war streng pietistisch. Meine liebe und edle Mutter war eine Frau von warmer Frömmigkeit, aber zerrütteter Gesundheit, und ich wurde nicht direkt von ihr unterrichtet. Man zog mich in dem Glauben auf, daß . . . . jeder Unitarier (ich vermute auch jeder Heide) . . . für immer verloren sei. Diese beklagenswerte Geistesknechtschaft hielt mich in höherem oder geringerem Grade für eine Reihe von Jahren nieder. Auch noch in dem Jahre 1836, als einer meiner Brüder eine schöne und in jeder Beziehung reizende Person heiratete, die in einer Familie von der Sekte der Unitarier erzogen worden war, aber unter der Leitung einer aufrichtig religiösen Mutter. Ich wurde damals von vielen seelischen Bedenken und Kümmernissen heimgesucht, da ihrerseits keine ausdrückliche Abschwörung ihres väterlichen Glaubens erfolgt war, und ich beschäftigte mich abgeschmackterweise damit, diese oder jene religiöse Bekundung zu ersinnen, deren Annahme genügen könnte.“

Von der Intoleranz seiner Sturm- und Drangperiode hat sich Gladstone in der Epoche der männlichen Reife vollständig befreit, der orthodoxe Glaube aber hat in ihm niemals gewankt, in dem 89jährigen lebenssatten Greise so wenig, wie in dem kräftigen, aller ritterlichen Leibesübungen kundigen Dreißiger, der auf einer zweiten Romreise zahllose Predigten der italienischen Geistlichen anhörte und jede einzelne gewissenhaft in sein Tagebuch eintrug. In der Peterskirche überwältigte ihn abermals der schwärmerische Gedanke der Wiederherstellung der äußeren kirchlichen Einheit des Christentums: „ein Gut, nach menschlichem Ermessen durchaus unerreichbar, aber deswegen um nichts inniger zu wünschen, denn der Horizont menschlicher Hoffnung ist nicht der göttlicher Macht und Weisheit. Im großen und ganzen ist diese Idee, wie ich glaube, die leitende meines Lebens gewesen, während der seitdem (seit der ersten Romreise) verflossenen Periode“. Seinen bevorzugten Verkehr in Rom bildete Dr. Wiseman, jener römisch-katholische Priester, der ein Jahrzehnt später durch eine verwegene ultramontane Agitation das No-Popery-Geschrei in England her-

Digitized by Google

vorrief, und der damals, in der Hoffnung, einen wertvollen Proselyten zu machen, die Missalen mit Gladstone durchging. Neben Wiseman verkehrte Gladstone in der ewigen Stadt hauptsächlich mit Manning. Manning war zu jener Zeit noch Geistlicher der anglikanischen Kirche, aber er huldigte gleich Gladstone einer katholisierenden Richtung, aus der er später die letzte Konsequenz zog, indem er zur römisch-katholischen Konfession übertrat. Er brachte es in dem hierarchischen Berufe ebenso weit wie sein Freund Gladstone in dem politischen: als Primas von England, Kardinal und Erzbischof von Westminster ist er gestorben. Der dritte im Bunde dieser geistig hoch stehenden katholisierenden Anglikaner war Newman, auch ein Pfarrer der Hochkirche und intimer Freund Gladstones, der nachher gleichfalls römisch-katholisch wurde. Dagegen ist Dr. Pusey, von dem diese katholisierende Tendenz innerhalb des Anglikanertums den Namen des Puseyismus führt, ebenso wie Gladstone, der mit ihm nicht weniger eng als mit Manning und Newman befreundet war, dem Protestantismus treu geblieben.

Kirchenpolitische Streitigkeiten drängten sich damals stark in den Vordergrund der englischen Politik. Zwischen der Reformbill von 1832 und dem Peelschen Ministerium von 1841, das die wirtschafts- und finanzpolitischen Probleme des Zeitalters löste, bildete den Hauptzankapfel der Konservativen und Liberalen die von der Regierung wiederholt im Parlament eingebrachte „Appropriationsklausel", welche bestimmte, daß fortan ein Teil der Einkünfte der irischen Staatskirche für das Unterrichtswesen aller Konfessionen verwendet werden sollte. Die Konservativen, welche fürchteten oder zu fürchten vorgaben, daß sich die Appropriationsklausel als der erste Schritt zur Entstaatlichung der Kirche von Irland und England erweisen würde, schürten die konfessionelle Leidenschaft der strengen Anglikaner mit beträchtlicher Wirkung. Es war die Zeit der lichtscheuen Wirksamkeit des Herzogs von Cumberland als Großmeisters der Orangelogen, denen man den Plan zuschrieb, nach dem Ableben Wilhelms IV. den genannten ultratorystischen Bruder des Königs auf den Thron zu bringen, anstatt seiner Nichte Victoria, der whiggistisch erzogenen rechtmäßigen Erbin der Krone. Die Orangelogen wurden von dem liberalen Ministerium aufgelöst, und Victoria bestieg, ohne Hindernisse zu finden, den durch das Ableben ihres königlichen Oheims erledigten Thron (1837), aber andererseits zeigte sich das extreme Anglikanertum stark genug, um das liberale

Digitized by Google

Kabinett zum vorläufigen Verzicht auf die Appropriationsklausel zu nötigen. Man vermag sich heute kaum noch vorzustellen, wie die geschilderten Streitigkeiten vor zwei Generationen England aufregten: „Die wirkliche Frage", sagte Wellington, „die jetzt das Land spaltet und die in Wahrheit das Haus der Gemeinen spaltet, ist: „Staatskirche oder keine Staatskirche?" Die Leute sprechen von dem Krieg in Spanien und der kanadischen Frage. Aber das ist alles von geringer Bedeutung. Die wirkliche Frage ist: „Staatskirche oder keine Staatskirche?"

Inmitten dieser Kämpfe veröffentlichte Gladstone sein berühmtes viermal aufgelegtes, von Tholuck ins Deutsche übersetztes Buch: „Der Staat in seinem Verhältnis zur Kirche", das große Arsenal der Hochkirchler, auf welches sie für alle ihre geistigen Waffen angewiesen blieben. Die Schrift verfocht die intoleranten kirchenpolitischen Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts mit so wenig Konzessionen an den Geist der Neuzeit wie nur möglich, aber die harten Doktrinen einer überlebten Vergangenheit wurden durch das Talent und die liebenswürdige Natur des Autors dermaßen erwärmt und vergoldet, daß unter den Ausländern Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen ganz geblendet waren und im Inlande auch die whiggistischen Gegner mit ihren Komplimenten nicht zurückhielten. Nur einer bewahrte zu Gladstones großem Bedauern ein beharrliches Schweigen über das viel gelobte Werk: das Oberhaupt der Konservativen, Sir Robert Peel, der, bei tiefem religiösem Gefühl, einem undogmatischen Christentum anhing, und der seine Partei zu vorwiegender Beschäftigung mit den weltlichen Aufgaben der britischen Politik zu erziehen trachtete. Dieser hervorragende Staatsmann behandelte, als die Konservativen wieder zur Macht gelangten (1841), Gladstone äußerst geschickt, aber auf eine Weise, die den lebhaften Verdruß des ebenso ehrgeizigen wie frommen William Ewart erregte. Gladstone erwartete mit Bestimmtheit, daß der neue konservative Premier ihm einen Sitz im Kabinett anbieten würde, und zwar hoffte er als Staatssekretär für Irland eintreten zu können. Peel jedoch schloß Gladstone vom Kabinett aus und machte ihn zum Vizepräsidenten des Handelsamtes. In dieser Stellung mittleren Ranges sollte der Puseyit erst beweisen, daß er nicht mit den torystischen Ultras, anscheinend seinen natürlichen Freunden, gegen den Reformen planenden Premierminister frondieren, sondern sich der Parteidisziplin fügen würde. Indem er das ihm aufgezwungene Amt antrat, rief Gladstone zornig aus:

Digitized by Google

„Die Wissenschaft der Politik beschäftigt sich mit der Regierung der Menschen, und ich soll Packleinewand regieren!“ Seitdem er durch seine Verbindung mit Miß Catherine Glynne in die stolze Greenville-Pittsche Familie hineingeheiratet hatte, fing er offenbar zu vergessen an, welchen nicht ganz unerheblichen Anteil die Packleinewand daran gehabt hatte, daß er nicht, wie Vater John in seiner Jugend hinter dem Ladentisch zu stehen brauchte, sondern würdevoll im Parlament saß. Infolge eines psychischen Prozesses, der sich fast mit einer gewissen Notwendigkeit aus der Geschichte seiner Familie ergab, konnte er in sein Tagebuch schreiben: „Es war immer meine Hoffnung gewesen, daß ich im stande sein würde, diese Kategorie öffentlicher Tätigkeit zu vermeiden. Aus diesem Grunde habe ich nicht versucht, mich dafür auszubilden“.

Mit solchen Vorkenntnissen und mit solcher Neigung für das Metier begann Gladstone eine Karriere, in deren Lauf er zu einem der berühmtesten Wirtschafts- und Finanzpolitiker des Jahrhunderts wurde. Natürlich hatte er von der Tatsache, daß er vom Handel nichts verstand, Gebrauch gemacht, um Peel zu einer anderweitigen Verwendung seiner Fähigkeiten zu bewegen. Aber der Premierminister sah in dem mangelhaften positiven Wissen Gladstones keinen Grund, ihn nicht in Handelsangelegenheiten zu verwenden, obgleich das Programm des neuen Kabinetts ein vorzugsweise ökonomisches war. Er sagte sehr treffend: „Die befriedigende Führung eines Amtes von jener Art muß schließlich mehr von den wesentlichen Eigenschaften des Mannes abhängen als von der Höhe seines mitgebrachten Wissens. . . . Ich denke, es wird ein gutes Arrangement sein unter dem Gesichtspunkt . . . der glänzenden Geschicke, die, wie ich zuversichtlich glaube, Ihnen bevorstehen.“

Die Hauptpunkte des Regierungsprogramms für die Session von 1842 waren die Einführung der Einkommensteuer und die Reform des Tarifs. Hinsichtlich der zweiten Kategorie von Maßregeln fiel die Ausarbeitung des betreffenden Gesetzentwurfs unter die Kompetenz des Handelsamtes. Mit ungeheuerer Tatkraft stürzte sich Gladstone auf die ungewohnte Arbeit, deren Leitung ihm allein zufiel, da sein Chef, Lord Ripon, von Handelspolitik so wenig verstand wie er und auch nichts zulernen wollte. Gladstone dagegen arbeitete 16 Stunden den Tag und gelangte bald dahin, die leitenden Gesichtspunkte der Materie zu beherrschen. Schon Huskisson und Canning hatten angefangen, die Torypartei für freihändlerische Gesinnungen zu erziehen. Die jetzt unter den Auspizien Peels von

Digitized by Google

Gladstone ausgearbeiteten neuen Tarife bedeuteten einen großen Schritt weiter auf jener Bahn. Da die Manen Cannings in der Familie Gladstone pietätvoll verehrt wurden, vermochte sich William Ewart um so unbefangener in die freihändlerische Strömung zu werfen, welche damals alle Parteien in England mit sich fortzureißen anfing. In einem Stück der erhaltenen autobiographischen Fragmente Gladstones, das aus seinen letzten Lebensjahren stammt, sagt er über seine damalige zollpolitische Stellungnahme: „Bei dem Regierungswechsel bot mir Peel mit viel Urteil die Vizepräsidentschaft des Handelsamtes an. Nach den gesunden Grundsätzen der Parteidisziplin nahm ich das Amt sofort an, und nachdem ich es genommen hatte, ging ich ans Werk mit aller meiner Macht als Arbeiter. . . . Und jetzt wurden die Steine, aus denen mein Protektionismus gebaut war, unbehaglich lose. . . . Auf meinen Amtsantritt beim Handelsamt folgte harte, beharrliche, ehrliche Arbeit, und jeder so benutzte Tag stieß wie ein Mauerbrecher gegen das unsichere Gebäude meines offiziellen Protektionismus."

Gladstone vertrat die Tarifreform vor dem Unterhause so beredt, sachkundig und erfolgreich, daß Peel die nächste Gelegenheit benutzte, um Lord Ripon anderweitig zu versorgen und anstatt seiner Gladstone zum Präsidenten des Handelsamtes zu machen. Mit dieser Würde war der Sitz im Kabinett verbunden, den der Ehrgeiz des Dreiunddreißigjährigen so leidenschaftlich ersehnte. Beide, der Präsident des Handelsamts wie der Premierminister, stimmten darin überein, daß es zweifelhaft geworden sei, ob sich der Eckstein der bestehenden wirtschaftspolitischen Ordnung, die Kornzölle, noch lange würde bewahren lassen. Vorläufig wurde indessen dieses unendlich heikle Problem nicht in Angriff genommen; dafür arbeitete Gladstone eine zweite Tarifreform aus, deren freihändlerische Reduktionen ungefähr den dreifachen Umfang der kühnen Maßregel von 1842 hatten. Es fielen alle Ausfuhrzölle, speziell die Exportabgabe auf Kohle, die man aus finanziellen Gründen zur Zeit des südafrikanischen Krieges wieder eingeführt hat, allerdings nur in geringer Höhe. Ferner beseitigte Gladstone eine große Anzahl von Einfuhrzöllen auf Rohstoffe, speziell den Zoll auf rohe Baumwolle, den wichtigsten Verbrauchsgegenstand der britischen Industrie. Die Art und Weise, wie Gladstone (1845) diese tiefgreifenden Neuerungen bei dem Parlament durchsetzte, legte dermaßen Zeugnis für seine geistige Bedeutung ab, daß alle Welt in ihm den Nachfolger Sir Robert Peels, den künftigen konservativen Ministerpräsidenten Englands, erblickte. Er selber

Digitized by Google

sah sich als solchen an, wie aus der vertraulichen Korrespondenz mit seiner Frau hervorgeht. Seine Herrschaft über die englische Sprache erstreckte sich nicht nur über das gesprochene, sondern auch über das geschriebene Wort, wie bereits sein Buch, das Verhältnis der Kirche zum Staate betreffend, bewiesen hatte. Jetzt veröffentlichte er eine Flugschrift zur Rechtfertigung der neukonservativen Handelspolitik, die binnen Jahresfrist drei Auflagen erfuhr und dem Freihandel die größten Dienste leistete.

Zu der Zeit, wo Gladstone als Präsident des Handelsamts fungierte, ließ sich eine ungeheuere Ausdehnung des erst vor kurzem aufgekommenen Eisenbahnwesens voraussehen. Das Gladstonesche Eisenbahngesetz von 1844, die bis zum heutigen Tage wohlbewährte Grundlage der bezüglichen staatlichen Vorschriften in England, atmete keineswegs einen extremen individualistischen Geist, sondern wahrte vielmehr der öffentlichen Gewalt ihr volles Recht der Oberaufsicht und ebenso die Befugnis zum Rückkauf gegen den 25fachen Betrag der Dividende. Es war Gladstones Plan, mit der Zeit zum Staatseisenbahnsystem zu gelangen, und wenn die englische Eisenbahnpolitik in ihrer späteren Entwicklung die in der Gladstoneschen Akte von 1844 enthaltenen gesunden Keime teilweise verdorren ließ, so ist das nicht die Schuld des Urhebers jenes weisen Gesetzes, der vielmehr in seinen späteren ministeriellen Perioden das öffentliche Interesse an den Eisenbahnen stets so nachdrücklich wahrte, wie er es vermochte. Die Eisenbahngesellschaften widersetzten sich ihm heftig, wie sich denn Gladstone überhaupt nicht nur in seiner konservativen Periode, sondern auch nach seinem Uebergang in das liberale Lager keineswegs immer in absoluter Harmonie mit den Vertretern des Kapitalismus befunden hat. Lebte er doch geistig in einer Welt, die den Gegenpol materialistischer Tendenzen bildete. „Ich betrachte weltliche Geschäfte", so schrieb er inmitten seiner zollpolitischen Erfolge dem Vater, „in der Hauptsache bloß als ein Mittel, um in kirchlichen Angelegenheiten nützlich zu sein." Er setzte es durch, daß das Ministerium Peel in den Kolonien, wo der Anglikanismus bisher nicht organisiert war, 15 Bistümer errichtete, eine Gründung, die sich als sehr lebensfähig erwies, indem die koloniale Hierarchie heute 88 Bischöfe zählt. In Bezug auf seine private Lebensführung gewöhnte sich Gladstone an die Praxis, in keinem Jahre weniger als 10 Prozent seiner Einkünfte für gute Zwecke zu verwenden, und seine peinlich genau geführten Wirtschaftsbücher beweisen, wie rigoros er bis in das höchste Greisenalter hinein an der regelmäßigen Ent-

Digitized by Google

richtung jener freiwilligen Steuer festgehalten hat. Die vorhandenen Belege über Ausgaben für Arme und die Kirche repräsentieren ein Kapital von nicht weniger als 113 500 Pfund Sterling, und diese Opfer hat er gebracht, obgleich er nach englischen Begriffen nicht reich war. Eine noch viel weitere Verbreitung als die Flugschrift zu Gunsten der handelspolitischen Reformen errang sich ein Gebetbuch, das Gladstone für den Gebrauch in der Familie aus der anglikanischen Liturgie kompilierte. Eine Ausgabe von 2000 Exemplaren war auf der Stelle vergriffen, und zahlreiche Auflagen folgten.

Die Tendenz des Gebetbuches war eine ausgesprochen puseyitische. Als Newman sich anschickte, zur römisch-katholischen Kirche überzutreten, erklärte Gladstone, eine derartige Gesinnung um so weniger zu verstehen, als ja die anglikanische Kirche in ihren Bekennern von Jahr zu Jahr katholischer würde. Ihn selber freilich wandelte niemals der Gedanke an, bis zur Unterwerfung unter das Papsttum zu gehen. Er beteuert, einen derartigen Schritt niemals in einem anderen Lichte gesehen zu haben als in dem einer unzweifelhaften und flagranten Sünde. Aber wurde er auch nicht katholisch, so katholisierte er jedenfalls stark. In den Memoiren von Lord Malmesbury bezeichnet sich der Verfasser unter dem Jahre 1844 als: „neugierig, Herrn Gladstone zu sehen, denn er ist ein Mann, von dem viel gesprochen wird, als einer, der an die Spitze kommen wird". Malmesbury war von der persönlichen Erscheinung des berühmten Handelsministers sehr enttäuscht, denn dieser Vorkämpfer des wirtschaftspolitischen Liberalismus sah aus „wie ein römisch-katholischer Priester. Aber, fährt der Autor fort, „er ist sehr angenehm." So wohlwollend wie dieser Tory beurteilten ihn alle Konservativen mit nichten. Da Peel ein schutzzöllnerisch gesinntes Parlament erst allmählich zum Freihandel erziehen mußte, so hatte das Ministerium eine gewisse Zweideutigkeit an sich. Speziell von Gladstone sagte man, die Argumente des Handelsministers wären zu Gunsten des Freihandels und seine Parenthesen zu Gunsten des Schutzzolls. Als das Kabinett nun gar die Beseitigung der Kornzölle vorschlug und nach heftigem Widerstande eines großen Teiles der eigenen Parteigenossen, gestützt auf die Liberalen, jene die konservativen Interessen schwer bedrohende Maßregel wirklich durchführte (1846), nannten die erbitterten agrarischen Tories den beredten Gladstone kurzweg einen Jesuiten. In der Tat war ihm infolge seiner theologischen Studien eine gefährliche Manier, subtile Distinktionen zu machen, in Fleisch und Blut übergegangen. Zeit seines

Digitized by Google

Lebens wiederholten sich immerdar die Fälle, in welchen ihm Leute ihr Vertrauen aufsagten, weil sie sich durch Doppelzüngigkeit von ihm betrogen glaubten. Man brauchte innerhalb der verwickelten Perioden, die der geniale Redner spielend improvisierte, nur ein einziges verstecktes Sätzchen bedingenden oder einschränkenden Inhalts überhört zu haben, und man war durch den „Jesuiten" in die Illusion versetzt, sich im Besitz einer in Wahrheit gar nicht abgegebenen Versprechung zu befinden. Carlyle, der ein roher aber kluger Mensch war, wenn auch lange nicht so klug, wie er sich zu sein einbildete, nannte ihn einen betrogenen Betrüger.

„Die dominierenden Tendenzen meines Geistes waren die eines Einsiedlers, und ich hätte mich fast in jeder Hinsicht mit Leichtigkeit der Klostererziehung anpassen können. Das ganze geistige Rüstzeug, welches den Mann der Oeffentlichkeit zu konstituieren erforderlich ist, hatte ich durch eine langsame Erfahrung erkauft und stückweise der Zusammensetzung meines Charakters einverleibt." Diese weltfremde Art schadete Gladstone nicht unbeträchtlich in der meistenteils höchst weltlichen Londoner Gesellschaft. Viele, welche in die Anklage jesuitischer Gesinnung nicht einstimmten, nannten ihn immerhin mit Geringschätzung einen „Träumer und Scholastiker". Zur Zeit der Abschaffung der Getreidezölle aber erleichterte ihm seine scholastische Geistesrichtung sehr, über ein sich seiner ferneren politischen Laufbahn entgegenstellendes Hindernis hinwegzukommen. Aus Gründen, die wir übergehen können, hatte er sich in Newark einer Neuwahl zu unterziehen. Da aber der Herzog von Newcastle agrarisch gesinnt war, befand sich Gladstone nicht in der Lage, für die genannte Stadt abermals zu kandidieren, sondern mußte sich einen andern Wahlkreis suchen. Nun hatten sich aber die freihändlerischen Konservativen, die „Peeliten", durch ihre Abwendung von den überlieferten wirtschaftspolitischen Prinzipien der Partei zwischen zwei Stühle gesetzt. Ihre Mandate erschienen als so unsicher, daß Gladstone darauf verzichten mußte, durch eine Nachwahl ins Parlament zu gelangen. Anderthalb Jahre blieb er in unfreiwilliger Muße außerhalb der Volksvertretung. Dann vermochte er, wenn nicht zu seiner politischen Rettung, so doch zu seiner großen Erleichterung, für einen Wahlkreis zu kandidieren, dessen konservative Wähler in ihrer Mehrzahl kein direktes Interesse an den Kornzöllen hatten, nämlich für die Universität Oxford: „Es war ein ernster Wahlkampf", sagt Gladstone in seinen autobiographischen Fragmenten. „Die Wählerschaft ließ sich zu ihrer großen Ehre nicht

Digitized by Google

herab, die Schlacht auf dem Grunde des Schutzzolls auszufechten. Aber gefochten wurde, und das wütend, auf dem Boden der Religion. . . . . Die Liberalen unterstützten mich tapfer, ebenso viele eifrige Kirchenmänner, von der Politik absehend, und eine reichliche Menge gemäßigter Männer, sodaß ich mit einer hübschen Majorität gewählt wurde."

Daß die Liberalen Gladstone so eifrig unterstützten, rührte daher, weil er nicht nur wirtschaftspolitisch, sondern auch kirchenpolitisch einen ganz bedeutenden Schritt nach vorwärts getan hatte. Seine Schrift über das Verhältnis des Staates zur Kirche war von dem Gedanken durchdrungen, der englische Staat sei eine Kollektivpersönlichkeit mit einem Gewissen und zwar einem anglikanischen Gewissen, mithin dürfe er gegen Nichtanglikaner nicht unbedingt tolerant sein, sondern müsse sie von der vollständigen Gleichberechtigung ausschließen. Macaulay bemerkte in seiner Kritik des Buches mit Recht, folgerichtig zu Ende gedacht, spreche jene Logik dem englischen Gemeinwesen die Befugnis zu, die Katholiken und Dissenters bei langsamem Feuer zu rösten. Wie wir wissen, war die reaktionäre Publikation in der Periode der Appropriationsakte und der Orangelogen herausgekommen und mit lautem Applaus begrüßt worden. Aber der starke äußere Effekt der Schrift täuschte den Verfasser nicht darüber, daß die beredten und gelehrten Ausführungen vielleicht nicht einen einzigen wirklichen Konvertiten machten: „Kaum hatte mein Werk die Druckerpresse verlassen", schrieb Gladstone dreißig Jahre später, „so wurde ich gewahr, daß im Hause der Gemeinen keine Partei, kein Bruchteil einer Partei, wahrscheinlich nicht einmal eine einzelne Persönlichkeit bereit war, darnach zu handeln. Ich fand, daß ich der letzte Mann auf einem sinkenden Schiff war." In dieser Erkenntnis vollzog Gladstone parallel mit seiner wirtschaftspolitischen Schwenkung eine kirchenpolitische. Den dogmatischen Indifferentismus seines wirtschaftspolitischen Meisters Peel perhorreszierte er nach wie vor; er blieb starrer Anglikaner von der hochkirchlichen Richtung, nicht übel geneigt, der niederkirchlichen das Recht auf geistliche Stellen innerhalb der anglikanischen Gemeinschaft abzusprechen. Was er aber fallen ließ, das war die ihm jetzt als unzeitgemäße Prätention erscheinende Forderung, die politischen Rechte der englischen Untertanen sollten gemäß dem Glaubensbekenntnis differenziert werden: „Der Staat", so schrieb er einem Gesinnungsgenossen, „kann nicht und wird nicht in guter Stimmung gegen die anglikanische Kirche sein, wenn sie darauf besteht, daß er in

Digitized by Google

schlechter Stimmung gegen alle anderen Glaubensgemeinschaften sein soll." Parlamentarisch betätigte Gladstone seine gewachsene Einsicht in den Zeitgeist bei der Diskussion der Maynoothfrage, indem er, wenn auch nach starkem Schwanken, schließlich für den Antrag Peels eintrat, daß die von dem jüngeren Pitt für die Ausbildung des römisch-katholischen Klerus in Irland gewährten Staatszuschüsse erhöht werden sollten. Ferner stimmte Gladstone für die Bill, welche den Unitariern das Verjährungsrecht hinsichtlich ihres kirchlichen Eigentums zusprach, sodaß diese die Dreieinigkeit leugnende und deshalb allen Anglikanern, nieder- wie hochkirchlichen, verabscheuenswürdige Sekte endlich in den rechtlich gesicherten Besitz ihrer Kirchen, Schulhäuser und Friedhöfe gelangte.

Das waren gewiß bescheidene und vernünftige Zugeständnisse, die Gladstone dem Zeitgeist von 1847 gemacht hatte, aber sie gefährdeten seine Wahl in Oxford auf das ernsteste. Die Bigotterie unter den Tories war so groß, daß Gladstones ältester Bruder, Thomas, erklärte, nicht für ihn stimmen zu können; rein politische Differenzen würden nur von sekundärer Bedeutung sein, aber bei einer Universität käme Religion zuerst, und da wäre es unmöglich, einen Kandidaten von seinen religiösen Meinungen zu trennen. Auch John Gladstone war mit William Ewart politisch zerfallen. Er hatte von Peel die Baronet-Würde angenommen, aber nur unter der übrigens bereitwillig zugestandenen Bedingung, daß sein Recht auf publizistischen Widerspruch gegen das „schwer bedenkliche Experiment" des Freihandels in Korn ungeschmälert bliebe. Jetzt, wo für seine Nachkommenschaft die Pärie in Frage zu stehen schien, zeigte er aber doch genug common sense, um neben dem wirtschaftspolitischen Konservatismus auch seine nicht minder ausgesprochene orthodoxe Gesinnung zurückzudrängen. Er übte auf Thomas Gladstone eine sehr kräftige Pression aus und setzte durch, daß der ältere Bruder sein Votum für den jüngeren abgab. Hätte Gladstone diese Stimme nicht bekommen, so ist es sehr fraglich, ob seine Kandidatur den Schlag verwunden haben würde. Die Bewerbung um die Stimmen einer Wählerschaft, die aus lauter studierten, im Gemüt und im Geist leidenschaftlich erregten Männern bestand, war eine überaus aufreibende Arbeit für Gladstone. Eine anscheinend widernatürliche Koalition hob ihn auf den Schild: Auf der einen Seite agitierte für ihn Dr. Pusey, der schon einmal für zwei Jahre vom Predigtamt suspendiert worden war, weil er die Wiedereinführung der Messe und der Ohrenbeichte in die anglikanische Kirche

Digitized by Google

verlangt hatte, auf der anderen Seite wirkten für Gladstone Stanley, Jowett und Temple, die von Strauß und Baur beeinflußten Führer der sogenannten deutschen Partei. Die beiden entgegengesetzten Extreme der puseyitischen und der deutschen Tendenz hatten insofern etwas Gemeinsames, als den genannten Gruppen die jüngeren Wähler angehörten, die das erstarrte kirchliche Leben wieder in Bewegung zu sehen wünschten, während die vor vielen Jahrzehnten Graduierten größtenteils das Anglikanertum so erhalten wollten, wie es im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gewesen war. Was Stanley, Jowett und Temple anbetraf, so traten sie für Gladstone natürlich nur deshalb ein, weil in einer solchen Hochburg der historischen Vorurteile wie Oxford ein aufgeklärterer Repräsentant gar nicht denkbar erschien als dieser geistvolle Peelit.

„Bei den meisten Gelegenheiten sehr scharfer Bedrückung oder Prüfung", schrieb Gladstone viele Jahre später in sein Tagebuch, „ist ein Wort der Schrift heim zu mir gekommen, wie auf Engelsfittichen getragen. Vieler kann ich mich entsinnen. Die Psalmen sind die große Vorratskammer. Vielleicht ist es angemessen, einige hier niederzuschreiben, denn die Fortdauer eines guten Gedächtnisses ist nicht sicher . . . . . In dem Oxford-Wahlkampf von 1847, der sehr aufreibend war, der Vers: „O Du Herr Gott, Du Stärke meiner Kraft, Du hast mein Haupt behütet am Tage der Schlacht." Indessen durchdrang sich in Gladstone, wie bei so vielen kirchlich Gesinnten aller Zeitalter, die Frömmigkeit mit einem sehr kräftig entwickelten politischen Sinn. Er besaß eine sehr bedeutende Anpassungsfähigkeit an die Zeitströmungen, engagierte sich indessen für keine neue Idee, nahm keine Reform in Angriff, bevor sie nicht reif waren. Auch der Oxforder Wahlkörperschaft hatte er richtig den Puls gefühlt, bevor er als Peelit die Kandidatur annahm. Die Universität hatte zwei Abgeordnete zu wählen. Als erster Vertreter wurde ohne Gegenkandidaten gewählt Sir Robert Harry Inglis, der starrste Konservative im ganzen vereinigten Königreich, mit 1700 Stimmen. Das zweite Mandat jedoch erhielt Gladstone mit 997 Stimmen gegen 824, die für Round abgegeben wurden, den Kandidaten der niederkirchlichen Whigs und der hochkirchlichen antipuseyitischen Tories.

Auch Gladstone war als Tory gewählt worden, aber so wenig wie Peel betrachtete er sich als einen Sklaven des Parteiprogramms, sondern stellte sich im Gegenteil die Aufgabe, die Partei, die er führte, zu erziehen. Noch war kein halbes Jahr seit seiner Wahl vergangen,

Digitized by Google

da redete und stimmte er im Unterhause für die Zulassung der Juden zum Parlament. Dazu gehörte viel moralischer Mut für den Vertreter von Oxford. Die Juden hatten sich in konservativen wie liberalen Kreisen ihre soziale Gleichberechtigung längst errungen und wurden zu allen zivilen und militärischen Aemtern zugelassen, aber mit dem Recht, im Parlament zu sitzen, war das nach den Begriffen der Tories eine besondere Sache. Die Torypartei hatte immer gekämpft für ein exklusiv anglikanisches Parlament und den Eintritt von Dissenters sowie von Katholiken solange hintangehalten, wie es durchführbar erschien. Diese Stellungnahme war nicht von bloßer Engherzigkeit eingegeben, sondern man muß auch in Betracht ziehen, wie abhängig die anglikanische Kirche, eben weil sie den Charakter einer Staatskirche trug, vom Parlament war. Uebte doch das Ministerium, das ein Ausschuß des Parlamentes war, die „Patronage" über die Staatskirche aus, d. h. es besetzte direkt oder indirekt alle geistlichen und pädagogisch-geistlichen Stellen. Darum verlangten die Tories, daß das Parlament, wenn es nicht länger spezifisch anglikanisch sein könne, zum mindesten christlich bleiben solle. Die Frage wurde so gut wie ganz ohne Rassenantipathie, die in England keine beträchtliche Rolle spielt, lediglich unter den angegebenen kirchenpolitischen Gesichtspunkten diskutiert. Gladstone verfocht dieselbe Auffassung, die er sich in der Maynooth- und der Unitarierfrage zu eigen gemacht hatte; daß die Zeit für den Staat als Kollektivpersönlichkeit mit konfessionellem Gewissen vorüber sei, und daß die anglikanische Kirche sich nur zwecklos mit der Abneigung mächtiger Faktoren belaste, wenn sie der politischen Gleichberechtigung aller englischer Untertanen ohne Rücksicht auf das Religionsbekenntnis widerstrebe. Indem Gladstone in der bezeichneten Frage zum dritten Male öffentlich für die Aufhebung von politischen Vorrechten des Anglikanertums eintrat, erweckte er den Unwillen seines nunmehr 83jährigen Vaters, der dem Sohn sogar Unaufrichtigkeit gegen ihn vorwarf. Indessen vermochte er nach kaum einem halben Jahre dem Vater den handgreiflichen Beweis dafür zu erbringen, daß er, obgleich erst 38 Jahre alt, befähigt war, die Torypartei zur Einschlagung neuer Bahnen zu erziehen. Die Universität Oxford verlieh ihm gegen nur wenige dissentierende Voten die Würde eines Doktor Juris und dokumentierte damit die Fortdauer ihres Vertrauens zu seiner Führung.

Wie die meisten Engländer mit allen Fasern ihres Gemüts an der Schule und Hochschule hängen, wo sie erzogen worden sind, so

Digitized by Google

liebte Gladstone zeitlebens Eton und Oxford, obgleich sich seine politischen Ansichten mit den Oxford beherrschenden Tendenzen je länger desto weniger deckten. Aus dem Jahre 1894 ist eine Reihe von Aufzeichnungen Gladstones erhalten, überschrieben: „Einige meiner Irrtümer"; hier spricht er sich über sein inneres Verhältnis zu Oxford folgendermaßen aus: „Nicht Oxford und auch sonst keine andere Stelle oder Person hatte mich gelehrt, welcher Wert der Freiheit zukommt, als einer wesentlichen Bedingung der Größe menschlicher Dinge. Es bleibt aber wahr, daß Oxford mich mit den Mitteln ausgerüstet hat, jenes Uebel zu heilen, denn es hat zweifellos meinem Geiste die Wahrheitsliebe eingeflößt, als das dominierende und höchste Motiv des Handelns." Eine lebendige Vorstellung vom Segen der Freiheit erwuchs Gladstone erst durch die Lehren des Jahres 1848: „Die konstitutionelle Freiheit", so schrieb er, nachdem auf dem Kontinent die Ruhe wieder eingekehrt war, „ist ein großes und edles Geheimnis. Sie hat uns die ausgedehntesten Freiheiten gegeben, zusammen mit dem sichersten Thron und der kräftigsten Exekutive in der Christenheit. Ich bekenne meinen starken Glauben an die Macht dieses Prinzipes." Sein Vertrauen zu dem soliden Charakter der politischen Freiheit in England tröstete ihn auch über die Zukunft der anglikanischen Kirche, deren Entstaatlichung er vorauszusehen glaubte. Ja, er rechnete sogar mit der Möglichkeit, daß die hochkirchliche Richtung einmal die Entstaatlichung würde wünschen müssen. Sobald „der Fortschritt von der katholischen zur ungläubigen Staatsidee" die Machtstellung der hochkirchlichen Partei innerhalb der Kirche gefährdete, war nach Gladstones Ueberzeugung der Augenblick gekommen, um hochkirchlicherseits die Trennung von Staat und Kirche zu fordern. Der bezeichnete Moment schien ihm mit reißend schnellen Schritten zu nahen, als die Angelegenheit des Pfarrers Gorham zu einem heftigen Konflikt zwischen der hochkirchlichen Partei und dem regierenden Ministerium Russel führte. Der Affaire Gorham lag folgender Tatbestand zu Grunde. Der Bischof von Exeter, ein Mann von fanatisch hochkirchlicher Gesinnung, weigerte sich, den Geistlichen Gorham in eine Pfründe einzusetzen, weil der genannte Theologe unkirchlichen Lehren bezüglich der Wiedergeburt durch die Taufe anhängen sollte. Gorham appellierte an die zuständigen Instanzen, und die staatlichen Gerichtshöfe, welche über derartige geistliche Angelegenheiten zu entscheiden hatten, erzwangen die Einsetzung des Pfarrers. Der also rektifizierte Bischof zeigte sich so gereizt, daß er dem ihm vorgesetzten Erzbischof, der als Richter

Digitized by Google

gegen ihn gestimmt hatte, Mißbrauch seiner hohen geistlichen Würde vorwarf und sogar keinen amtlichen Verkehr weiter mit ihm unterhalten wollte. Und dabei vertrat Gorham keineswegs Doktrinen von ausgesprochen nonkonformistischem Charakter, sondern lediglich solche dogmatische Auffassungen, welche seit 1688 in der Staatskirche Heimatrecht gewonnen hatten, nachdem durch die Verbindung der gemäßigten Anglikaner mit Ueberläufern aus dem Lager des absterbenden englischen Presbyterianertums die niederkirchliche Partei entstanden war.

Will man Gladstones schroffe Stellungnahme wider die Einsetzung des Pfarrers Gorham, die eine ganz extreme Intoleranz zu sein scheint, verstehen, so muß man sich vergegenwärtigen, daß seit mehr als 150 Jahren die Tories in der Hauptsache mit den Hochkirchlern, die Whigs mit den Niederkirchlern zusammengefallen waren. Die moderne liberale Partei aber, wie sie der Earl of Russel führte, setzte sich nicht bloß aus anglikanischen Whigs zusammen, sondern ihre Existenz beruhte auf der Bundesgenossenschaft der Whigs mit englischen Dissenters und papistischen Iren, die „der Fortschritt von der katholischen zur ungläubigen Staatsidee" in das Parlament geführt hatte, während sie früher ausgeschlossen gewesen waren. Schon im Sommer 1846, als Russel das Staatsruder aus den Händen Peels übernahm, hatte Gladstone ernste kirchenpolitische Streitigkeiten vorausgesehen, indem er erklärte, die Whigs könnten nicht viel Uebles tun, ausgenommen in Bezug auf die kirchliche Patronage. Jetzt machte die Gorhamsache wie Gladstone ihre Bedeutung auffaßte, durch die Erfahrung klar, daß die anglikanische Kirche nicht nur die Herrschaft verloren hatte, sondern auch die Freiheit. Also Gerichtshöfe unter der Kontrolle nonkonformistischer, ungläubiger, papistischer Liberaler sollten fortan dem anglikanischen Episkopat vorzuschreiben haben, welche Pfarrer es anstellen mußte! „Der Tod der Kirche von England", rief Gladstone entsetzt aus, als er den Verlust des Prozesses in letzter Instanz erfuhr, „ist eine von den beiden möglichen Konsequenzen der Gorham-Sache!" Wolle man nicht einer Zukunft entgegengehen, im Hinblick auf die man erbleichen müsse, so gelte es, sich zu etwas Besserem zu erheben als das historische Anglikanertum sei, das in der Hauptsache auf nicht mehr zutreffenden Voraussetzungen beruhe. Nur empfand Gladstone kein rechtes Vertrauen zu seinen Glaubensgenossen, daß sie eher die vorteilhafte Verbindung mit dem Staate als die Reinheit ihrer Dogmen aufgeben würden. Er erholte sich erst von seiner Betrübnis, als ihm, wie in

Digitized by Google

Oxford, ein Bibelwort einfiel, an dessen geheimnisvolle beruhigende Kraft er sich noch nach Jahren lebhaft erinnerte. Es war der Psalm: „Und obgleich alles dies über uns gekommen ist, vergessen wir Dich doch nicht und zeigen uns nicht widerspenstig gegen Deinen Bund. Unser Herz ist nicht abgewendet, noch sind unsere Schritte aus Deinem Wege gegangen. Auch nicht, wenn Du uns an den Platz der Drachen geworfen und uns mit dem Schatten des Todes bedeckt hast." Unermüdlich arbeitete Gladstone daran, die Hochkirchler für den Gedanken reif zu machen, daß die Trennung von Kirche und Staat das kleinere Uebel sein könne. „Weg mit der servilen Doktrin", schrieb er einem schottischen Bischof, „daß die Religion nur mit der Hilfe von Parlamenten leben kann! Wenn der Staat aufgehört hat, bestimmt und vollständig einen religiösen Charakter zu tragen, ist es gleichermaßen unser Interesse und unsere Pflicht, eine volle religiöse Freiheit aufrecht zu erhalten. Diese religiöse Freiheit in ihrer Fülle ist es, welche die inneren Lebenskräfte jeder Gemeinschaft in ihrer ganzen Mächtigkeit zu Tage fördert. Unter allen bürgerlichen Kalamitäten ist die größte die Verstümmelung der christlichen Religion unter dem Siegel der bürgerlichen Obrigkeit."

Gladstone befürchtete damals, im Gegensatz zu seiner späteren Ansicht, daß der Anglikanismus nach seiner Entstaatlichung nicht würde fortfahren können, ein religiöses Nationalinstitut zu bilden, sondern daß er in zwei oder mehr Kirchen zerfallen würde. Hatte sich doch die althistorische presbyterianische Kirche Schottlands soeben schon gespalten, indem von 2½ Million Bekennern eine Million ausgetreten war, um die „freie presbyterianische Kirche" zu begründen.*) Wenn es bei Gladstones dogmatischer Stellung möglich war, daß er sich dem Papsttum noch mehr näherte, so geschah jener Schritt durch die Gorham-Angelegenheit. Er war kein Jüngling mehr, dessen romantische Schwärmereien nicht ernst zu nehmen sind, sondern ein reifer Zweiundvierziger, als er dem unmittelbar vor seiner Konversion stehenden Manning schrieb: „Mit der weltlichen Macht des Papsttums, jenem großen, wundervollen und alten Bau, geht es zu Ende . . . . . Ich wünsche es, weil ich klar sehe, daß die Gerechtigkeit es verlangt. Nicht aus bösem Willen gegen das Papsttum; denn ich kann in diesem Augenblick nicht wagen, mit einer vertrauensvollen Bejahung die Frage zu beantworten, eine sehr feierliche Frage: „Zehn, zwanzig, fünfzig Jahre weiter, wird es da

*) Dieses Schisma dauert bis zum heutigen Tage fort. Im Jahre 1893 gehörten von 4 Millionen Schotten 1 300 000 der freien Kirche an.

Digitized by Google

in der westlichen Christenheit noch eine andere Körperschaft geben, die Zeugnis ablegt für fixierte dogmatische Wahrheit? Aus ganzem Herzen wünsche ich dem Papsttum Gutes (wenn auch vielleicht nicht ganz dasselbe, was nach der Ansicht des Konsistoriums der Kardinäle mit dem Sinn des Ausdrucks übereinstimmt). Es würde für mich ein freudiger Tag sein, wo ich sehe, daß es wirklich Gutes tut."

Nicht lange nach der endgültigen richterlichen Entscheidung im Gorham-Prozeß starb Sir Robert Peel (Juli 1850), und Gladstone wurde an seiner Stelle Führer der Peeliten. Sir Robert hatte die Whigregierung im allgemeinen unterstützt, Gladstone zeigte ihr aus kirchenpolitischen Gründen sofort Feindschaft. Den liberalen Ministern entgingen die politischen Blößen nicht, die Gladstone sich durch seinen Puseyismus gab. Der Pfarrer Gorham sollte nach Gladstones Willen seiner Stelle beraubt werden, weil er Niederkirchlicher war, aber wie hatte derselbe Gladstone sich in dem Falle Ward benommen, der seiner Zeit (1844) noch stärkeres Aufsehen hervorgerufen hatte als jetzt der Fall Gorham? William George Ward war der Autor eines Buches: „Ideal der christlichen Kirche", in welchem die Behauptungen verfochten wurden, erstens, daß die römisch-katholischen Dogmen ihrem ganzen Inhalt nach von einem beständig wachsenden Teile des anglikanischen Klerus geglaubt würden, zweitens, daß er selber, ein ordinierter Geistlicher und Graduierter von Oxford, durch die Unterschreibung der 39 Artikel keine einzige römische Kirchenlehre abgeschworen habe. Ein Disziplinargericht der Universität Oxford hatte jenes Buch verurteilt und den Verfasser seines akademischen Grades entkleidet, Gladstone aber war mit seinem Votum gegen die Beschlüsse eingetreten, die vom Standpunkte einer streng konfessionellen Hochschule aus doch wirklich wohlberechtigt waren. Unmittelbar nachher wurde Ward katholisch, Newman tat den gleichen Schritt und in dem Zeitraum bis zur Gorham-Affaire folgten zahlreiche anglikanische Geistliche. Als letzter und größter dieser langen Reihe kehrte, unter der Einwirkung der Gorham-Affäre, auch Manning zum Papismus zurück (1851). Nach Mannings formeller Aufnahme in die römische Gemeinschaft (April 1851) schrieb Gladstone in Bezug auf ihn und auf den mitübertretenden James Hope kummervoll in sein Tagebuch: „Sie waren meine beiden Stützen." Er blieb der persönliche Freund der beiden Abtrünnigen, aber ein anderes Verhältnis als ein im strengsten Sinne privates erschien ihm fortan als unmöglich. In seinem letzten Willen strich er Hope, den intimsten Freund, welchen er zu

Digitized by Google

irgendeiner Zeit seines Lebens besessen hat, aus der Reihe der Testamentsvollstrecker.

Das englische Volk verstand jedoch solche feinen Distinktionen nicht, und die Puseyiten erschienen ihm in einem sehr verdächtigen Licht, als Pius IX. durch eine unkluge, voreilige Bulle die römisch-katholische Hierarchie in England wiederherstellte. Zwölf Bistümer und ein Erzbistum errichtete der Papst (September 1850) in einem Lande, in dem es, von den wenig beliebten irischen Arbeitern abgesehen, katholische Volksmassen überhaupt nicht gab, und dessen katholische Diaspora bisher durch apostolische Vikare vollauf genügend versehen worden war. Lord John Russel, dessen Regierung schwer bedroht war, seitdem die Gorhamsache Gladstone in Harnisch gebracht hatte, vernahm das überall im Lande sich erhebende fanatische Nopopery-Geschrei mit Freude und holte unverzüglich zu einem wuchtigen Schlage gegen die Puseyiten aus. Er schrieb an den Bischof von Durham einen offenen Brief, in dem er „den Angriff des Papstes auf unseren Protestantismus" als frech und tückisch bezeichnete. Noch größer aber, fuhr er fort, sei seine Entrüstung über die Aufführung unwürdiger Söhne der Kirche von England innerhalb ihrer eigenen Tore. Mit Verachtung blicke die große Masse der Nation auf den Mummenschanz des Aberglaubens. Dem meisterhaften innerpolitischen Taktiker gelang es vollständig, den Leidenschaften der engherzig protestantischen Masse eine Richtung zu geben, welche die Puseyiten nicht weniger als die Papisten bedrohte, und für die schwebende Session war Gladstone matt gesetzt. Er zeigte in seiner schwierigen Lage viel moralischen Mut und Konsequenz. Als Russel, im Einklange mit den historischen Ueberlieferungen seiner niederkirchlichen, scharf protestantischen Partei, ein Strafgesetz gegen die Papisten einbrachte, die sogenante Nopopery-Bill, erklärte sich Gladstone entschieden gegen die Maßregel: „Hier", rief er bei der Debatte aus, „lege ich ein für allemal meinen feierlichen, ernsten und wohlerwogenen Protest ein gegen alle Versuche, den geistlichen Gefahren unserer Kirche durch weltliche Straf-Gesetzgebung zu begegnen."

Der Redner bewies mehr Toleranz und Gerechtigkeit als die meisten Liberalen, die sich von der papstfeindlichen Strömung unter ihren Wählern treiben ließen und der Nopopery-Bill zustimmten, obgleich die illiberale Maßregel eher ins sechzehnte als ins neunzehnte Jahrhundert gehörte. Der radikale Hume erbat sich, nachdem er mit Gladstone zusammen gegen die Nopopery-Bill gestimmt hatte, von dem Führer der Peeliten eine Vervielfältigung seiner Rede behufs

Digitized by Google

Verbreitung unter den Dissenters, die, sagte er, von religiöser Freiheit nichts wissen. Es war übrigens nicht ausschließlich wegen der Toleranz, Gerechtigkeit und religiösen Freiheit als abstrakter Ideale, daß Gladstone das vorgelegte Strafgesetz bekämpft hatte, sondern er mußte angesichts der Nopopery-Bill und der antipapistischen Unterströmungen im Volke auch fürchten, daß die Whigs an den Puseyiten speziell an dem puseyitischen Klerus, die Verfolgung Gorhams noch mit schneidenderen Waffen rächen würden als mit groben offenen Briefen. Deshalb verschärfte er seine Opposition gegen die Regierung, und die meistenteils Gladstones kirchlicher Gesinnung nahe stehenden Peeliten folgten ihm, trotzdem das Ministerium Russel die Navigationsakte aufgehoben hatte und noch manche ökonomische Reform von ihm zu erwarten war. Aber die wirtschaftlichen Gesichtspunkte mußten selbst bei der spezifisch ökonomischen Fraktion der Peeliten hinter den kirchlichen zurückstehen. Zugleich führte Gladstone ein taktisches Manöver aus, welches dem offenen Brief Russels an Geschicklichkeit gleichkam und seine Wirkung beinahe aufhob. Er war im vorangegangenen Winter in Neapel gewesen. Jetzt publizierte er einen an Lord Aberdeen gerichteten offenen Brief, in welchem er mit glühender Beredsamkeit Protest einlegte gegen die unmenschliche Behandlung der politischen Gefangenen in den Bagnos der neapolitanischen Bourbonen. Die bloße Ankündigung des Briefes veranlaßte eine solche Nachfrage, daß eine zweite Auflage schon nötig erschien, bevor die erste noch herausgekommen war. Der britische Minister des Auswärtigen, Palmerston, der liberale „Lord Feuerbrand", sendete Abschriften von Gladstones Briefen an die britischen Vertreter bei allen Höfen Europas und ließ jeder Regierung ein Exemplar überreichen. Freilich half dieser diplomatische Schritt den unglücklichen liberalen Galeerensträflingen so wenig wie die feurigen Worte der Publikation, vielmehr wurden die neapolitanischen Kerkermeister nur noch grausamer gegen ihre Opfer.

Niemand, der Gladstones Charakter kennt, vermag in Abrede zu stellen, daß sein Eintreten für die in Sklavenketten schmachtenden süditalienischen Patrioten zum Teil der Ausfluß einer idealistischen, kosmopolitischen Freiheitsliebe gewesen ist. Er hat uns ja selber erzählt, wie der Sinn für den Adel der Freiheit, den weder das Elternhaus noch Oxford in ihm geweckt hatten, allmählich in seiner Brust lebendig geworden war. Aber in erster Linie war und blieb Gladstone praktischer englischer Politiker und neben der sittlichen Entrüstung über die Greuel des ausländischen Despotismus hatte er

Digitized by Google

für seine Veröffentlichung ein taktisches Motiv. Die neapolitanischen Bourbonen, deren Macht vornehmlich auf der Verbindung mit dem Klerus beruhte, verschmolzen in der Phantasie des englischen Volkes mit dem Heiligen Vater, dem Flüchtling von Gaeta. Die neapolitanische Mißwirtschaft erschien dem britischen Volke, und zwar durchaus mit Recht, als die bloße geographische Fortsetzung des im Kirchenstaat herrschenden Systems. Wenn der liberale Minister des Auswärtigen den Gladestoneschen Brief als diplomatischen Mauerbrecher zur Erschütterung der Pfaffenherrschaft in Italien gebrauchte, konnte der liberale Premier den Führer der Puseyiten nicht mehr mit Erfolg als Papisten brandmarken. Vielmehr erlag die Whig-Regierung den vereinigten Angriffen der konservativen Protektionisten und der Peeliten (Februar 1852). Sie war im Juni 1846, nach der Abschaffung der Kornzölle und dem Falle Peels, ins Amt getreten und hatte, wie ich bereits andeutete, die wirtschaftspolitische Hinterlassenschaft des genannten freihändlerischen Staatsmannes treu bewahrt, ja vermehrt. In allen Fragen der weltlichen Politik standen die Peeliten den gestürzten Whigs viel näher als den protektionistischen Tories. Diese bildeten jetzt eine Regierung mit Lord Derby als Premier und Benjamin Disraeli als Schatzkanzler. Der aus dem Sattel gehobene Lord Russel versuchte unter Hinweis auf den Einklang der wirtschafts- und finanzpolitischen Ansichten die Peeliten zu einem antiprotektionistischen Bündnis zu bestimmen. Er sagte, die Peeliten nennten sich Liberalkonservative, brauchten also acht Silben für ihren Parteinamen, während das einsilbige Wort Whigs doch ganz dasselbe bedeute.

Mit diesem Bonmot ignorierte der Führer der Liberalen jedoch die kirchenpolitischen Differenzen. Wie schwer sie wogen, tritt klar hervor, wenn man sich die sieben führenden Männer der etwa vierzig Köpfe starken peelitischen Fraktion genauer ansieht. Neben Gladstone im Hause der Gemeinen führte im Hause der Lords die Peeliten der Earl of Aberdeen. Dieser schottische Edelmann wurde „der presbyterianische Puseyit" genannt. Als Mitglied des Ministeriums Peel, das die Korngesetze aufhob, hatte er durch seine Ratschäge die Wendung im schottischen Kirchenstreit herbeigeführt, welche den Auseinanderbruch der Landeskirche bewirkte. Neben dem Earl of Aberdeen vertrat der Herzog von Newcastle das Peelitentum im Oberhause. Der damalige Herzog von Newcastle war jener Lord Lincoln, welcher den jungen Gladstone eingeladen hatte, für Newark zu kandidieren. Er war seitdem seinem Vater succediert und huldigte, im

Digitized by Google

Gegensatz zu diesem, dem Freihandel und Liberalismus, war aber kirchlich entschiedener Puseyit, eine Richtung, für welche gewisse geschichtliche Ueberlieferungen seines Geschlechts ihn gleichsam prädestinierten. Die peelitischen Kommoners führten neben Gladstone Sidney Herbert, Graham und Cardwell. Sidney Herbert hatte in der Gorhamaffaire gleich Gladstone zu den Vorkämpfern wider die Gleichberechtigung des niederkirchlichen Klerus gehört. Sir James Graham war wegen der Appropriationsklausel von den Whigs zu den Tories übergegangen und hatte dann, Minister in der Regierung Peels geworden, an der verhängnisvollen Behandlung der schottischen Kirchenverhältnisse fast noch größeren Anteil als Aberdeen genommen. Cardwell schließlich war ein so gewissenhafter Kirchgänger, daß sein gottesdienstlicher Eifer sogar Gladstone auffiel. Diese Männer mit den Liberalen unter einen Hut zu bringen, erwies sich als beinahe unmöglich, obgleich Whigs und Peeliten einig waren in der Geringschätzung der Konservativen als einer Partei der reinen Stagnation und in dem Verlangen nach zahlreichen weiteren Fortschritten auf dem wirtschafts- und finanzpolitischen Gebiete. Eine Einigung kam schließlich nur auf der Basis zu stande, daß Russel auf die Premierschaft verzichtete und sie dem „presbyterianischen Puseyiten" Aberdeen überließ. Dem Premierminister kam die Kirchenpatronage zu, die also den Niederkirchlern verloren ging. Dieses war in den Augen der Peeliten die Hauptsache, aber auch abgesehen von dem Amte des leitenden Staatsmannes fiel ihnen in dem Kabinett, welches das nach kaum zehnmonatlicher Verwaltung zum Rücktritt gezwungene Ministerium Derby ersetzte, eine im Verhältnis zu ihrer numerischen Schwäche ganz außerordentlich große Zahl von Sitzen zu. Gladstone wurde an Stelle Disraelis Schatzkanzler.

Seit Jahren herrschte materielle Prosperität im Lande, nicht zum mindesten dank der Peelschen freihändlerischen Wirtschaftspolitik, an deren Durchführung Gladstone als Präsident des Handelsamtes so bedeutenden Anteil gehabt hatte. Jetzt, als Schatzkanzler, ging er sofort an den ferneren Ausbau des liberalen wirtschaftlichen Systems, das Detail der Vorarbeiten für die geplante Gesetzgebung mit ungeheurer Arbeitskraft meisternd. Kein Hohenzollernscher Soldat, diesen Vergleich gebraucht der liberale Engländer John Morley, kommt den Pflichten seines Postens gewissenhafter nach, als das Gladstone in seiner finanzministeriellen Eigenschaft tat. Jedoch trotz der sorgfältigsten Vorbereitung blickte er nicht ohne Aengstlichkeit dem Tage entgegen, an welchem er seine verwickelten und tief einschneiden-

Digitized by Google

den Reformentwürfe vor dem Parlamente auseinandersetzen wollte. Wesentlich fühlte er sich gestärkt, als „wie auf Engelsfittichen getragen" ihm der Psalm einfiel: „O wende Dich nun zu mir und habe Mitleid mit mir. Gib Deine Stärke Deinem Knecht und hilf dem Sohn Deiner Magd." Der Voranschlag für das Jahr 1853, den er einbrachte, vermehrte die Belastung der Steuerzahler in Bezug auf Branntwein- und Einkommensteuer und baute die Erbschaftssteuer in der Weise aus, daß sie den nationalen Vererbungssitten angepaßt und auf das unbewegliche Eigentum ausgedehnt wurde. Dagegen schlug der Schatzkanzler vor, die Reform des Zolltarifs im entschieden freihändlerischen Sinne dadurch weiterzuführen, daß 140 Zölle abgeschafft, 150 herabgesetzt würden. Reduziert wurde unter den Finanzzöllen die enorme Abgabe von zwei Mark auf das Pfund Tee um die Hälfte. Was die indirekten Steuern anbetraf, so traten auch in diesem Departement Ermäßigungen und totale Befreiungen ein. Ermäßigt wurde der Stempel auf Lebensversicherungspolizen, vollständig fiel die hohe und gemeinschädliche Seifensteuer, und die Inseratensteuer sollte fortan nur noch fünfzig Pfennige pro Annonce betragen, während sie vorher die kolossale Höhe von 1 Mk. 44 Pfg. gehabt hatte.

4$^{3}/_{4}$ Stunden sprach Gladstone, ein Heer von Zahlen vorführend und doch nicht nur ohne Trockenheit, sondern zum wachsenden Entzücken des Hauses; der Eindruck der Rede, welche die tiefste finanzielle Sachkenntnis mit genialer klassischer Eloquenz vereinigte, gehörte zu den stärksten Sensationen in der oratorischen Geschichte des britischen Parlamentes. Der loyale Aberdeen, der zur Anerkennung fremden Verdienstes stets bereit war, schrieb Gladstone: „Wenn meine Regierung eine längere Dauer haben sollte, wird es Ihr Werk sein." Zu Madame de Lieven sagte der Premier, Gladstone hätte der Verwaltung eine Stärke und einen Glanz verliehen, wie sie von keinem anderen hätten ausgehen können. Und der durch Gladstone aus der Premier-Stellung vertriebene Lord John, der in dem Koalitionsministerium das Departement des Auswärtigen leitete, erzählte der Königin, die Rede wäre eine der besten von den im Unterhause je gehaltenen gewesen. Pitt wäre in den Tagen seines Ruhmes vielleicht imponierender gewesen, aber sicher nicht überredungsvoller. Natürlich verletzte das Gladstonesche Budget, wie das bei einer durchgreifenden wirtschaftspolitischen Maßregel nicht anders sein kann, eine Anzahl von Interessen. Besonders die Heranziehung des unbeweglichen Eigentums zur Erbschaftssteuer erregte vielen Zorn.

Digitized by Google

Die agrarischen Parlamentsmitglieder stellten die Steuer dar als eine der schädlichsten, gehässigsten und verabscheuenswürdigsten Abgaben, die jemals vorgeschlagen worden wären. Sie bezeichneten sie als undurchführbar, tyrannisch, ungerecht, feig und abgeschmackt. Mit einem Bilde, das bei den gekränkten Interessenten großen Beifall fand, schilderten sie den Schatzkanzler als einen Geier, über der Gesellschaft aufsteigend und auf die reiche Beute lauernd, die der Tod in seinen Schatz ausschütten würde. Außer starken Worten wurde jedoch kein weiterer Widerstand gewagt, denn, wie Lord John als taktische Autorität ausrechnete, eine Auflösung mit der Parole: „Für oder gegen das Budget" bedeutete für die Regierung den sicheren Gewinn von vierzig Sitzen.

„Das Ministerium aller Talente" wurde das Koalitionsministerium Aberdeen genannt, aber, abgesehen vom Schatzkanzler, führte es die Politik des Landes nichts weniger als talentvoll. Niemals hatte England eine aristokratischer zusammengesetzte Regierung gehabt; unter den fünfzehn Mitgliedern des Kabinetts war Gladstone der einzige, welcher keinem Adelsgeschlecht entstammte. An dem Bande der freihändlerischen Ueberzeugung, welches die Koalitionsminister zusammenhielt, zerrte heftig die uralte persönliche Rivalität zwischen Whigs und Tories. Der Herzog von Newcastle sagte zu Gladstone, die peelitischen Minister müßten sich, die Whigs beiseite schiebend, zu den natürlichen Leitern der liberalen Partei entwickeln. In der Tat kamen die Peeliten mit dem bürgerlichen Teil der Liberalen vorzüglich aus, weil diese Elemente großenteils nonkonformistisch waren, die Peeliten aber unter Gladstones Einfluß der staatskirchlichen Idee viel weniger unbedingt huldigten als die Whigs. Der Premierminister hielt die Nebenbuhlerschaft der Peeliten und der Whigs mit viel Verstand und moralischer Würde in Schranken. Aber einer anderen unendlich viel schwierigeren Frage, welche das Zeitalter aufwarf, waren seine Fähigkeiten nicht gewachsen; durch die russenfeindliche Volksstimmung, welche die reaktionäre Tendenzpolitik des Kaisers Nikolaus geschaffen hatte, ließ sich Lord Aberdeen in den Krimkrieg hineintreiben, obgleich in den betreffenden Stadien der orientalischen Frage die Staatskunst des Kabinetts von St. Petersburg nicht so schlimm war wie ihr Ruf, und der Weltkrieg zu vermeiden gewesen wäre. Außerdem befanden sich in dem Ministerium aller Talente die Talente nicht an ihrem richtigen Platz. Der überaus selbstbewußte Newcastle usurpierte, als der vornehmste Mann des Kabinetts, das Kriegsministerium und machte sich durch unfähige

Digitized by Google

Führung dieses Amtes verantwortlich für die schrecklichen Leiden der englischen Truppen vor Sebastopol. In den Händen eines Mannes wie Palmerston hätte die Intendantur trotz der Gebrechlichkeit und Korruption des herrschenden oligarchischen Systems sehr viel mehr leisten können, als unter Newcastle zu stande gebracht worden ist. In einer autobiographischen Notiz aus dem Jahre 1897 hat Gladstone aufgezeichnet, wie Newcastle die Leitung der administrativen Geschäfte des Krimkrieges erlangte. Der Vorgang ist so bezeichnend für die generellen Mängel der aristokratischen Staatsform, daß er hier mit Gladstones Worten wiedererzählt werden mag:

„Die Aemter des Staatssekretärs der Kolonien und des Kriegsministers waren, im Einklang mit dem Herkommen, in den Händen des Herzogs von Newcastle vereinigt. Beim Ausbruch des Krieges wurde es nötig, sie zu trennen. Offenbar stand es bei dem Inhaber, zu wählen, welches er behalten wollte. Der Herzog entschied sich für das Kriegsdepartement und erklärte öffentlich, er täte dies in Harmonie mit dem einstimmigen Wunsche seiner Kollegen. Und keiner widersprach ihm. Wir konnten es nur herunterschlucken und ertragen. . . Der Herzog war gut qualifiziert für die kolonialen Siegel, denn er war ein Staatsmann, schlecht für das Kriegsamt, denn er war kein Verwalter. Ich glaube, wir alle wünschten, Lord Palmerston wäre Kriegsminister gewesen."

Mitten im Kriege beschloß das Unterhaus ein wohlberechtigtes eklatantes Mißtrauensvotum gegen das Ministerium aller Talente. (Im Januar 1855). Die Regierung gab unverzüglich ihre Demission. Bei einer Spezialkonferenz der Ex-Minister von peelitischer Färbung gab Lord Aberdeen große Reue darüber zu erkennen, daß er die Hineinziehung des Landes in einen nicht genügend begründeten Krieg erlaubt habe. An Gladstone schrieb er später: „Das erste Jahr der Koalitionsregierung war hervorragend glücklich, und das war hauptsächlich Ihren persönlichen Bemühungen zu verdanken; der Kühnheit, Geschicklichkeit und dem Erfolg ihrer finanziellen Maßregeln. Unser zweites Jahr war freilich nicht besonders glänzend, aber es hätte dem Lande noch großen Vorteil bringen können, wären wir mutig genug gewesen, dem Volksgeschrei zu widerstehen und den Krieg zu vermeiden." Gladstone seinerseits gestand gleichzeitig dem Herzog von Argyll ganz offen ein, daß ihm der unberechtigten Kriegslust der Nation gegenüber die erforderliche Widerstandskraft gefehlt habe.

Königin Viktoria wendete sich nach dem Sturze der Koalitions-

Digitized by Google

regierung an Lord Derby und forderte ihn auf, ein Kabinett zu bilden. Derby nahm den Auftrag an und ersuchte Gladstone sowie Sidney Herbert in sein Kabinett einzutreten. Durch ein derartiges Arrangement würde die Spaltung wiederausgefüllt worden sein, welche die Aufhebung der Korngesetze in der konservativen Partei hervorgerufen hatte. Aber als die konservativen Protektionisten von dem Entgegenkommen ihres Führers gegenüber den Peeliten hörten, geriet der extrem agrarische Flügel in großen Zorn; nicht weniger als achtzig Konservative drohten, sich von der Partei loszulösen. Auch nachdem Gladstone und Sidney Herbert resigniert hatten, hielt die Erregung unter den Gefolgsmännern Derbys noch an, und es ist beachtenswert, in welchen Formen sie sich Luft machte. Auf einer Parteiversammlung der Konservativen wurde Derby mit dem lauten, anhaltenden Zuruf empfangen: „Keine Puseyiten, keine Papisten!" Was die konservativen Grundherren, die Hochkirchler waren wie Gladstone und Sidney Herbert, gegen die Peeliten so erbitterte, waren natürlich nicht die katholisierenden Velleitäten dieser Gruppe, sondern ihre Verdienste um die Beseitigung des Kornzolls und die Reform der Erbschaftssteuer, es ist jedoch bezeichnend für den Geist der inneren englischen Politik im neunzehnten Jahrhundert, daß die protektionistischen Tories, indem sie die Wiederverschmelzung mit den freihändlerischen Tories zurückwiesen, nicht als die Vorkämpfer eines großen und relativ berechtigten Wirtschaftsinteresses angesehen werden wollten, sondern als die Verteidiger der Kirche.

Die Konservativen waren damals von Disraeli noch nicht erzogen, und die imperialistische Idee schlummerte noch, sodaß die Tories eine bloße Stillstandspartei darstellten, während Gladstone England vorwärts führen wollte. „Er ist im höchsten Sinne des Wortes liberal", sagte sein peelitischer Parteigenosse Graham von ihm, „von der größten Kraft; bei weitem der erste Mann im Hause der Gemeinen; verabscheut von der Aristokratie wegen seiner Erbschaftssteuer, der wahrhaft konservativsten Maßregel, der ich mich erinnere. Er muß an die Spitze gelangen bei solcher Regierung wie der unsrigen, trotz allen Hasses wider ihn." Obgleich Gladstone das Abstoßende in dem Charakter des krassen Torysmus so unangenehm zu fühlen bekam, hatte er den Bruch mit der Partei der Hochkirche innerlich keineswegs überwunden. Seine Ansichten, sagte er in späteren Jahren, hätten ihn in jener Zeit zu den Liberalen gezogen, seine sehnsüchtigen Sympathien zu den Konservativen. Trotzdem er im Koalitionsministerium mit ihnen zusammen gesessen hatte,

Digitized by Google

war er den alten Whigs noch ebenso abgeneigt wie zur Zeit der Gorhamaffaire. Nach Lord Derby wendete sich im Auftrage der Königin Lord Landsdowne an Gladstone mit der Proposition, er solle mit anderen Peeliten aber ohne Aberdeen und Newcastle in ein Whigkabinett unter Landsdownes Präsidium eintreten. Der Marquis von Landsdowne war ein greiser, ehrwürdiger Whig, der schon dem Ministerium Fox vom Jahre 1806 angehört hatte. Gladstone respektierte ihn persönlich außerordentlich, gleichwohl erteilte er die abweisende Antwort, er wäre nicht geneigt, bei der Fortsetzung der Koalition unter einem anderen Oberhaupt als Aberdeen mitzuwirken. Er wäre zwar durchaus damit einverstanden gewesen, einem peelitischen Ministerium mit whiggistischen und radikalen Mitgliedern anzugehören, aber er sei nicht geneigt, in eine Peeliten enthaltende Whig-Regierung einzutreten: „Bei meinem langsamen und zähen Charakter", so kommentierte er in dem vorletzten Jahre seines Lebens jenes Verhalten, „beanspruchte es eine lange Zeit, bis der Aethiopier seine Haut änderte."

Daß Gladstone, dessen kleine Gruppe unmöglich auf eigenen Füßen stehen konnte, weder den Tories noch den Whigs zur Bildung einer starken Regierung beistehen wollte, wurde ihm allgemein sehr verargt. Alte erfahrene Politiker sprachen ihr Erstaunen darüber aus, wie soviel Einbildungskraft, Erfindungsgabe, Mut, Wissen, Fleiß, gerade die Eigenschaften, die den Redner und Staatsmann ausmachten, in Gladstones Fall absolut neutralisiert würden durch den Mangel eines gesunden über jenen Vorzügen schwebenden Urteils. Gladstones Fähigkeiten, sagten sie, glichen einem Heere ohne Feldherrn, einer Geschworenenbank ohne richterliche Rechtsbelehrung. Im übrigen hatte niemand mehr Ursache, das Nichtzustandekommen einer neuen Koalitionsregierung zu bereuen, als Gladstone selber. In dem nun gebildeten reinen Whigkabinett wurde Premierminister Lord Palmerston, dem nach Gladstones Ansicht „eine wirkliche und offenkundige Untüchtigkeit für jenes Amt" eigen war. Vorderhand tröstete sich Gladstone allerdings mit dem Glauben, Palmerston würde sich nicht länger als höchstens ein Jahr an der ersten Stelle im Staate behaupten. Mit der Bescheidenheit, die ihn zierte, gesteht Gladstone selber ein, daß ihm eine besonders sichere politische Voraussicht nicht eigentümlich gewesen sei. So täuschte er sich auch in Bezug auf die Dauer der Palmerstonschen Premierschaft; nicht ein Jahr, sondern zehn ist der Liebling John Bulls mit einer kurzen Unterbrechung am Staatsruder geblieben. Der Zug von Frivolität in

Digitized by Google

Palmerstons Charakter stieß den ernsten, religiösen Gladstone ab, vor allen Dingen jedoch trennten die Angelegenheiten der Kirchenpatronage die Beiden voneinander, denn der Premierminister kreierte die bei den Hochkirchlern berüchtigten „Palmerstonschen Bischöfe", die er den liberalsten irgendwie in Betracht kommenden Geistlichen entnahm. Als das durch Gladstones Schuld ins Amt gelangte Ministerium zwei Jahre regierte, sagte jener voll des stärksten Widerwillens zu Lord Derby, er wäre bereit und begierig, jede zu der Absetzung Palmerstons führende Maßregel zu unterstützen. So stark wären seine Bedenken gegen die Regierung Palmerstons, daß er so zu handeln geneigt sei, ohne zu fragen, wer nachfolgen solle, denn er zweifle nicht, daß jeder beliebige Nachfolger mit geringerem Nachteil für die öffentlichen Interessen regieren würde.

Es ist selbstverständlich, daß bei den hier geschilderten Kämpfen und Reibungen zwischen den leitenden Staatsmännern Englands die persönliche Nebenbuhlerschaft, der nur zu natürliche Gegensatz zwischen den Ins und den Outs eine große Rolle spielen. Ich verweile bei dem bezeichneten Moment nicht länger, weil der moderne deutsche Leser an Skeptizismus gegenüber den konstitutionellen Einrichtungen genug besitzt, um den Einfluß der minder erhabenen moralischen Kräfte auf die Politiker eines parlamentarisch regierten Gemeinwesens auch ohne Anleitung genügend würdigen zu können. Im übrigen sind die sachlichen Momente des Parteikampfs für die retrospektive Betrachtung ja auch am reizvollsten. Sachlich nahm Gladstone an keiner Maßregel des Ministeriums Palmerston größeren Anstoß als an der höchst verständigen Bill über die Erleichterung der Ehescheidung. Eben zu der Zeit, wo das Kabinett den Gesetzentwurf im Hause der Lords einbrachte, erklärte Gladstone dem Führer der Konservativen, jede Regierung sei ihm recht, welche die Palmerstonsche ersetze. Die Bill schaffte die Vorschrift ab, daß für jede einzelne Ehescheidung die kostspielige Formalität einer besonderen Parlamentsakte erforderlich war. Der Gesetzentwurf ging zuerst den Lords zu und wurde hier angenommen, nachdem ihn der Erzbischof von Canterbury und sieben andere geistliche Peers befürwortet hatten. Nichtsdestoweniger bekämpfte Gladstone im Unterhause das Gesetz mit heiliger Wut. Erregt schrieb er an seine Frau: „Die parlamentarischen Angelegenheiten sind sehr düster, die arme Kirche kommt tiefer und tiefer in den Dreck." Ebensowenig wie die Lords kehrten sich die Kommoners an Gladstones puseyitische Auffassung von der Unberührbarkeit des ehelichen Bandes, das er mit

Digitized by Google

ähnlichen Augen ansah wie die Väter des Tridentinischen Konzils. Nur in einem Punkte erzielte Gladstone eine beträchtliche Abänderung der Bill, und in diesem Punkte hatte er Recht. Der Gesetzentwurf legte nämlich anglikanischen Geistlichen die Verpflichtung auf, geschiedene Personen, wenn sie es verlangten, in der Kirche zu trauen. Da fakultative Zivilehe in England bestand, übte die angeführte Bestimmung einen unnötigen Gewissensdruck auf einen Teil der hochkirchlich gesinnten Geistlichkeit aus. Indem Gladstone Amendements durchsetzte, welche das Gesetz in jenem schwachen Punkt verbesserten, lieferte er nur ein neues Gefecht in seinem alten Kriege wider die Herrschaft der niederkirchlichen Richtung in der Staatskirche. Sein alter Gegensatz wider die Whigs blieb also nach wie vor lebendig. Mitten in die parlamentarischen Verhandlungen über die Ehescheidungsbill fielen Neuwahlen zum Unterhause. Gladstone kandidierte wieder für Oxford. Zum letzten Male hatte er sich hier einer Neuwahl zu unterziehen gehabt, als er in das Ministerium Aberdeen eingetreten war (Dezember 1852). Damals hatte sich nur eine geringe Majorität für ihn ergeben, weil die Koalierung der Peeliten mit den verhaßten niederkirchlichen Whigs nicht den Beifall der Universität fand. Jetzt, nach seiner entschlossenen Stellungnahme gegenüber der Ehescheidungsbill, wählte ihn Oxford ohne Aufstellung eines Gegenkandidaten.

So kirchlich dachte, fühlte und handelte das Land, während die Parlamentsmitglieder selbstredend im allgemeinen viel weltlicher angelegt waren. Der Mann, welcher aus Frömmigkeit zwischen Whigs und Tories hin und her schwankte, sodaß keine Seite auf ihn rechnen konnte, erweckte teils Geringschätzung, teils Mißtrauen. Eines von denjenigen Mitgliedern des Parlaments, welche ihm am allerwohlgesinntesten waren, der Earl of Aberdeen, schrieb ihm, seine Stellung im Unterhause sei sehr eigenartig: „Ihre Ueberlegenheit über jedes andere Mitglied an Charakter und intellektueller Kraft wird zugegeben, aber ich fürchte, daß Sie nicht die wahre Sympathie des Hauses im allgemeinen besitzen, während Sie die starke Abneigung eines beträchtlichen Teils von Lord Derbys Gefolgsleuten auf sich gezogen haben."

Nichts veranschaulicht die überragende Bedeutung von Gladstones Persönlichkeit augenfälliger, als daß Lord Derby, nachdem er durch den Sturz Palmerstons infolge der Mörderbill Premierminister geworden war, ohne Rücksicht auf die Stimmung in der eigenen Partei Gladstone zum zweiten Male ein Portefeuille anbot. (Februar

Digitized by Google

1858.) Disraeli schrieb Gladstone einen Brief, in welchem er ihn bat, großmütig zu sein, zu den Konservativen zurückzukehren und die Leitung des Unterhauses, die er niederlegen wolle, zu übernehmen: „Ich ließ mich beinahe auf die Knie vor ihm nieder", sagte Disraeli mit Recht über den Ton seines Briefes zu dem hochkirchlichen Bischof Wilberforce. Andererseits schrieb der radikale Quäker John Bright an Gladstone: „Wenn Sie sich Lord Derby anschließen, machen Sie Ihr Glück von einer hoffnungslosen Minorität abhängig und von einer Partei im Lande, die jeden Tag an Zahl und Macht abnimmt. Wenn Sie auf unserer Seite des Hauses bleiben, sind Sie mit der Majorität, und keine Regierung kann ohne Sie gebildet werden. Sie haben hier viele Freunde, und manche würden es tief bedauern, wenn Sie uns verlassen, und ich kenne nichts, was Ihr Emporsteigen zur Premierschaft zu hindern vermöchte, ehe Sie noch das Alter irgend eines andern Mitgliedes des Hauses erreicht haben, das einen Anspruch auf jenes hohe Amt hat oder haben kann."

Der leidenschaftliche Radikale urteilte über die Zukunft der konservativen Gegner viel zu ungünstig. Gladstone hatte jedoch noch andere Berater, welche ihm richtig zeigten, daß es im Heerlager der Tories eine große und verlockende Aufgabe zu lösen gab. Sir James Graham riet dem Freunde, einen Sitz im Ministerium Derby zu acceptieren und die Erziehung der Konservativen in die Hand zu nehmen. Seine natürliche Verwandtschaft mit den Tories sei scharf ausgeprägt, und „seine ehrenhaft liberalen Tendenzen" würden bald den ganzen Klumpen durchsäuern und ihn in Uebereinstimmung mit der Gestalt und dem Wesen der Zeit bringen. Wirklich bezeigte Gladstone Neigung, zu den Konservativen zurückzukehren, aber diese wollten nur ihn in die Regierung aufnehmen, nicht die anderen politischen Anwärter auf Ministerposten. An der bezeichneten Differenz scheiterte der Wiederanschluß Gladstones an die Torypartei, der sonst vielleicht ein lebenslänglicher geworden wäre, indem sich die Konservativen dem ehrlich frommen Gladstone gegenüber wahrscheinlich noch bildungsfähiger erwiesen haben würden als in der Schule des Skeptikers Disraeli. Die öffentliche Meinung verstand wiederum nicht, wie ein Politiker, der zum Fall einer Regierung so wesentlich beigetragen hatte, sich den Verantwortlichkeiten der Amtsübernahme entziehen konnte. Auch die Gladstone im allgemeinen wohlgesinnten Zeitungen stellten ihn dar als einen Mann des theoretischen Denkens, der in dem Labyrinth der praktischen Politik nicht an seinem Platze und verloren sei. Sie nannten ihn den ersten

Digitized by Google

Redner und den schwächsten Mann im Hause der Gemeinen. In jedem Stadium seiner Laufbahn, behaupteten sie, habe er Spuren einer unglücklichen Inkonsequenz an den Tag gelegt, die ihn zu einem bloßen Beduinen des Parlaments mache, einem edlen Wesen voll von Geist und Kraft, aber nicht zu zähmen für die gewöhnlichen Zwecke des öffentlichen Lebens.

Gladstone brach dieser Kritik die Spitze ab, indem er dem Ministerium Derby zwar nicht beitrat, es jedoch loyal und wirksam unterstützte. Er war ein gründlicher Kenner der altgriechischen Literatur, welcher er in seinen Reden und Briefen die treffendsten Zitate zu entlehnen pflegte, und er übertrug seine Liebe zum Hellenentum auch auf das neue Griechenland. Das Ministerium der Kolonien verwaltete im Kabinett Derby der berühmte Romanschriftsteller Bulwer. Dieser bot Gladstone an, er solle als außerordentlicher Oberkommissär nach den Jonischen Inseln gehen, die damals noch zu England gehörten. Die Jonier verlangten leidenschaftlich den Eintritt in das Königreich Griechenland, indem sie die britische Herrschaft für unerträglich erklärten. Gladstone sollte nun die Beschwerden der Insulaner prüfen und wenn möglich, das die Inseln mit England vereinigende Band enger knüpfen. Der Auftrag wurde von Gladstone angenommen, und sein Aufenthalt in dem Grenzgebiet venetianischen und romäischen Wesens trug viel zu der Erweiterung seines Gesichtskreises bei, wenn es ihm auch nicht gelang, den naturwüchsigen separatistischen Drang der griechischen Untertanen der Krone England erfolgreich zu bekämpfen. Ein Vorfall, der sich bei dem Besuch der Insel Cephalonia durch den außerordentlichen Oberkommissär ereignete, erregte in England unliebsames Aufsehen. Der Erzbischof von Argostoli war zu alt und zu schwach, um dem Vertreter der Königin seine Aufwartung zu machen, und so begab sich denn der Oberkommissär zu den Kirchenfürsten: „Wir fanden ihn", erzählt ein Mitglied des Gladstoneschen Gefolges, „auf einem Sofa sitzend, gekleidet in seine prächtigsten Gewänder von Purpur und Gold, über die ein langer weißer Bart niederfloß. Hinter ihm stand ein kleiner Hof von schwarz gekleideten, schwarzbärtigen, schwarzgesichtigen Priestern, mit schwarzen Kappen. Er ist 86 Jahre alt, und seine Manieren und Erscheinung waren im höchsten Maße würdevoll." Der malerische Anblick entzückte und überwältigte den puseyitischen Oberkommissar; er beugte sich tief herab und küßte die welke Hand des Greises. Alles, was einen puritanischen Zug an sich hatte in England, war außer sich, und noch 21 Jahre später gab jene einer

Digitized by Google

pietätvollen Stimmung entsprungene Augenblickshandlung ultraprotestantischen Theologen Veranlassung zu rüden öffentlichen Schmähungen.

Im übrigen sei noch erwähnt, daß Gladstone sich im Heimatlande des Odysseus und der Freier, dem die Engländer ein Parlament bewilligt hatten, mit einem starken Widerwillen gegen das Institut der parlamentarischen Diäten erfüllte. Er sagte über diesen Punkt im englischen Parlament: „Ich für meinen Teil hoffe, daß von allen Veränderungen, die im Laufe der Generationen in der englischen Verfassung vorgenommen werden mögen, die allerletzte und späteste die Bezahlung der Mitglieder dieses Hauses sein wird." Derartige konservative Grundanschauungen hat Gladstone sein ganzes Leben lang festgehalten. So schrieb er im letzten Abschnitt seiner Karriere an seinen Sohn Herbert: „Ein Feind der Entails, hauptsächlich obgleich nicht ausschließlich aus sozialen und häuslichen Gründen, sehe ich es nichtsdestoweniger als eine sehr hohe Pflicht an, für die Erhaltung der großen Güter und die Fortdauer der altangesessenen Familien zu wirken. Denn in ihnen liegt eine Hauptquelle unserer sozialen Kraft, und sie sind ein großer Teil des wertvollsten Konservatismus von der Zeit an, wo Aeschylus schrieb, ein großer Segen sind Herren mit altem Vermögen, „ἀρχαιοπλούτων δεσποτῶν πολλὴ χάρις."

Bei solchen Gesinnungen durfte Gladstone sagen, was er damals aussprach, es trennten ihn keine großen und greifbaren Meinungsverschiedenheiten über öffentliche Prinzipienfragen von den Derbyitischen Tories. Einigermaßen freilich schlug es doch in das Gebiet der prinzipiellen Gegensätze, wenn der konservative Minister des Auswärtigen, Malmesbury, im Jahre 1859 eine gewisse Hinneigung zu dem konservativen Oesterreich verriet, während Gladstone für die Freiheit Italiens begeistert war. Bisher hatte er fast ausschließlich an innerer Politik aktiven Anteil genommen — in den Krimkrieg hatte er sich mit den anderen Peeliten treiben lassen — nunmehr aber, wo es sich um die Auferstehung eines uralten Kulturvolks handelte, für das er schwärmte wie für die Griechen, nahmen die auswärtigen Angelegenheiten den ersten Platz in seinem idealistischen Geiste ein. Heftig verlangte er, Malmesbury müsse von einem Posten zurücktreten, dem er in so kritischen Zeiten nicht gewachsen sei. Das Ministerium Derby wollte Gladstone erhalten und seine parlamentarische Stellung nach Möglichkeit verstärken, damit England bei der Neuordnung der kontinentalen Machtverhältnisse nachdrücklich

Digitized by Google

Digitized by Google

frühere Regierung hinsichtlich jenes Punktes, veranlaßten mich zur Annahme des Angebots, ohne einen Augenblick zu zögern." Als er sich in Oxford zur Neuwahl stellen mußte, was nach englischem Gesetz bei der Uebernahme eines Portefeuilles erforderlich ist, konnte Gladstone auf abermalige einstimmige Wahl nicht rechnen. Hatte er doch von dem gottlosen Gallio Palmerston, den er selber so oft für ganz ungeeignet zum Leiter des Gemeinwesens erklärt hatte, einen Ministerposten angenommen. Als er in die erste whiggistisch-peelitische Koalitionsregierung eingetreten war, hatte er seinen Wählern zu beteuern vermocht, daß die Kirchenpatronage in Lord Aberdeens Händen genau so sicher sein würde wie in Lord Derbys. Jetzt sah er sich in die Notlage gebracht, nicht mehr an die Glaubensgemeinschaft mit den Oxfordern appellieren zu können, sondern nur noch an ihre politische Erziehung: „In dem Augenblick", schrieb er dem Wardein von All Souls, „wo Krieg in Europa wütet, wo die englische Regierung das einzige Werkzeug ist, durch das nach menschlichem Ermessen eine sichere und frühe Beruhigung erzielt werden kann, und wo alle Parteien übereinstimmen, daß die Regierung der Königin gestärkt werden muß, bin ich in die einzige Verwaltung eingetreten, die gebildet werden konnte; im Einklang mit allen Freunden (abgesehen von denen, welche ihr Alter ausschließt), mit denen ich in die Regierung des Lords Aberdeen eintrat und agierte."

Bevor in Oxford die Entscheidung eintrat, rollte der Kanonendonner von Solferino über den Weltteil und mischte sich mit seiner gewichtigen Stimme in den Wahlkampf. Die Mehrzahl der frommen und gelehrten Herren in Oxford pflichtete Gladstone darin bei, daß für den Augenblick die kirchlichen Interessen hinter den nationalen zurückzutreten hätten und erwies sich dadurch ihrer bevorzugten sozialen Stellung innerhalb der politisch reifsten Nation der Erde würdig. Mit einer Majorität, welche die von 1853 eher etwas übertraf, besiegte Gladstone seinen überaus angesehenen Gegenkandidaten, den Marquis von Chandos, ältesten Sohn und Erben des Herzogs von Buckingham.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Ueber sieneſiſche Kunſt.*)

Von

Adolf Gottſchewski, Florenz.

Die sieneſiſche Kunſt bietet das eigenartige Intereſſe, daß die Schilderung ihres Milieus und die entwicklungsgeſchichtliche Herausſchälung ihrer Daſeinsbedingungen uns zeigen, wie gern doch der menſchliche Geiſt die geraden und folgerechten, unſerem logiſchen Bedürfnis ſo zuſagenden Straßen verſchmäht und ſprunghaft und in Kontraſten ſeinen ſchönſten Reichtum geſchaffen und ſeine beſten Rätſel uns aufgegeben hat. Während des 13. Jahrhunderts, als die Bürger in der ganzen Welt Geldgeſchäfte machten und zu Hauſe Krieg und Fehde führten, als eine Regierungsumwälzung die andere ablöſte und das Leben voller Rauheit und Gefahren war, ſchaffte Siena eine zierliche, maleriſche Profanarchitektur und einen herrlichen Dom, an welchem jeder Stein von vollſter äſthetiſcher Kultur ſpricht. Und als Krönung dieſer Schöpfung bringt es den Maler Duccio hervor, deſſen Kunſt von ſo zarter Schönheit und feiner Empfindſamkeit iſt, daß man ihn als Endpunkt einer ſtillen innerlichen Kulturepoche anſprechen möchte.

In umgekehrtem Verhältnis tritt uns das 14. Jahrhundert entgegen. Das bürgerliche Leben hat ſeine geſpannte Tatkraft verloren, es iſt ruhig in Siena geworden; die geiſtige Atmoſphäre wird von dem heil. Bernardin und der heil. Catarina mit myſtiſcher Reizſamkeit erfüllt, und asketiſche Ideale packen das ganze Volk. Am Ende dieſes Jahrhunderts aber taucht vor uns ein Künſtler auf, der aus eigener Kraft den Menſchen mächtig und wuchtig ſchuf, deſſen Geſtalten in ihrer Leidenſchaft und Energie, man möchte ſagen, ſich bäumen. Aus der Vergangenheit hat Jacopo della Quercia nichts geerbt, große Aufgaben, die ihn über ſeine Kraft emporgehoben hätten, konnte ihm ſeine Gegenwart nicht ſtellen, und eine Nachfolge hat er nicht ge-

*) Gelegentlich der Ausſtellung altſieneſiſcher Kunſt zu Siena.

Digitized by Google

funden; wie ein erratischer Block ragt er in der sanften Ebene seiner Zeit.

Kräftiges Tatenleben bringt eine zarte Kunst hervor und ein Künstler voll gespannter Schnellkraft erwächst aus einem Leben der Mystik und Askese: das ist das verwunderliche Schauspiel, welches uns Siena im Zeitraume vom Beginn des Dombaues bis zum Tode Quercias bietet.

Wenn wir im einzelnen nur andeutungsweise dieser widerspruchsvollen Entwicklung nachgehen, so finden wir im 13. Jahrhundert, das vom Dombau erfüllt war und der Entstehung des Duccio-Altares voranging, die Sienesen als Bankiers durch die ganze Welt verstreut. Durch die Einkassierung der Kirchengelder in allen Ländern leisten sie den Päpsten große Dienste und erfreuen sich ihrer tätigen Gunst; so läßt Onorio III. auf einen französischen Bischof im Interesse sienesischer Kaufleute einwirken, und Gregor IX. nennt den Sienesen Angelerius Solaficus anerkennend „campsor noster". Manchmal müssen sie es wohl bei ihren Geschäften zu arg getrieben haben, denn 1240 werden sie aus England wegen Wuchers verbannt. Ihre Bedeutung wuchs noch nach dem Konzil von Lyon im Jahre 1245, seit welchem der Kurie große Reichtümer aus Frankreich und England zuströmten. Die Sienesen sammelten als „mercatores et escambiatores Papae" diese Schätze; für finanzielle Leistungen hatten die Päpste stets ein verständnisvolles Herz und diese Dankbarkeit ließ Innocenz IV. von den Sienesen als den „Lieblingskindern der Kirche" „Romanae ecclesiae filii speciales" sprechen.

Es liegt in der Natur ihrer Tätigkeit, daß Bankiers den Frieden lieben. Die Sienesen, ein ganzes Volk von Bankiers, liebten den Krieg, und ihre Patrizier waren heute Geldleiher, morgen politische Vertreter in einer fremden Stadt und oft genug zogen sie in Person auf das Schlachtfeld, um für die Freiheit und Größe ihrer Vaterstadt zu kämpfen. Und wie sie die Waffen zu führen wußten, das hat Florenz, die mächtigere Nachbarin, spüren müssen; in der Schlacht bei Montaperto im Jahre 1260 zählten die Sienesen nur 20 000 Mann und standen 30 000 Feinden gegenüber, aber ein Drittel ihrer Truppen ließen die Florentiner erschlagen auf der Kampfstatt, ein anderes Drittel gefangen in den Händen des Siegers. Damit hatte sich Siena vor seinem gefährlichsten Gegner Ruhe geschafft, aber im

Digitized by Google

Innern folgte eine blutige Umwälzung der anderen; Guelfen und Ghibellinen, die schließlich nur als Namen für die Gegensätze zwischen Adel und Volk dienten, wechselten in der Macht und herrschten durch Verbannungen und Bluttaten. Wie selbstverständlich klingt in der Chronik Dei unter dem Jahre 1259 der Bericht über einen solchen politischen Mord: „Und in diesem Jahre wurde Graf Uberto von Santa Fiore in Campagnatico umgebracht und wurde im Bette erstickt von Stricca Tebalducci, von Pelacame di Ranieri Ulivieri und von Turchio Maragozzi. Und die Gemeinde von Siena bezahlte die Mörder."

Wo findet man inmitten solcher auf das tätige Leben ausgehender Zeitströmungen die Keime jenes fast weichlichen Schönheitsempfindens, das die sienesische Kunst zu einem ganz selbständigen Dasein erhob? Wenn sie nur Prächtiges geschaffen hätte, dafür liegt in dem Selbstbewußtsein einer energischen Bürgerschaft Stoff genug; aber Geschmack, Verfeinerung, Harmonie, Abrundung und Einheitlichkeit, wie können sie aus Wucher, Gefahr und Zerrissenheit geboren werden und sich erhalten? Jedenfalls ist dem so gewesen, und jene kriegerischen und revolutionierenden Geldleiher haben im 13. Jahrhundert ihre wundervolle Stadt geschaffen, von deren vollkommenem Bilde man weder fortzunehmen, noch hinzuzufügen wünschen möchte. Denn auch ihre Nachfahren standen derart unter dem Bann des ererbten Schatzes von Schönheit, daß sie ihn niemals mißbrauchten oder vergeudeten.

Das erste Jahrhundert der sienesischen Kunst ist den Schöpfungen der Architektur gewidmet gewesen. Gleich in dem ältesten Profanbau der Stadt, dem prachtvoll erhaltenen Palazzo Tolemei vom Jahre 1205 finden wir die Elemente beisammen, welche für die Palastarchitektur Sienas bestimmend blieben: spitzbogige Maueröffnungen und darin durch zierliche Säulchen geschiedene Fenster. Ihr Erdgeschoß ist burgartig fest geschlossen, verliert aber durch die leichte gefällige Behandlung des Einzelnen den finsteren Ausdruck. Alles Ornament und die Profilierungen der Fassade sind von herber Einfachheit, aber das Material ist stets prachtvoll, Travertin, Backstein und Marmor. So gewinnt die Palastarchitektur Sienas ihren unvergleichlichen Charakter geschmackvoller Vornehmheit, die in der Schönheit des Materials, in der Trefflichkeit der Verhältnisse und in der bescheidenen Feinheit der Zierformen sich offenbart. Siena ist

Digitized by Google

überreich an solchen schönen mit langen Reihen spitzbogiger Fenster geschmückten Palästen, denn der heimische Stil wurde jahrhundertelang beibehalten, und die Bauten der Renaissance sind spärlich geblieben. Dieser künstlerischen Ueberzeugungstreue dankt heute die Stadt ihren geschlossenen Gesamtstil, dessen sich das Auge bei jeder Wendung der Straße erfreut.

Nicht wenig trägt aber die Stadtanlage selber dazu bei, die Einzelschönheiten der Stadt zur Geltung zu bringen. Die Baumeister waren so klug, die hügelige Beschaffenheit des Terrains der Stadt nicht nur zu benutzen, sondern zu betonen, die Straßen gekrümmt anzulegen, sie bergauf und bergab zu führen, sodaß Ueberraschungen sich folgen und schöne Architekturbilder, durch Biegungen, Senkungen und Steigungen der Straßen von einander sich sondernd, immer von Neuem entstehen. Das gegenwärtige Bestreben, den Städtebau aus der öden Schablone phantasieloser Linealzeichner zu erlösen, findet in Siena eines der allerschönsten Beispiele, wie unter Benutzung zufälliger Unregelmäßigkeiten ein gewachsenes, nicht gezirkeltes Städtebild entstehen kann. Einzelne dieser so überzeugend wirkenden Regellosigkeiten sollen wenigstens erwähnt werden. Würde es heute einem Baumeister beifallen, ein Haus zwischen zwei Straßen mit bedeutendem Niveauunterschied so zu bauen, daß die eine Fassade vier, die andere aber acht Stockwerke hat? — ein Verhältnis, das bei ganzen Straßenzügen stattfindet. Oder käme es nicht jedermann als ein Mißbrauch vor, eine Fassade von neun Fenstern Front nach dem sechsten Fenster leicht zu knicken? Aber durch diese Knickung ist eine Gliederung der Masse erreicht, und überdies wird das Bauwerk in der engen Gasse übersehbar. Sogar der dem großen Platze del Campo vorgelagerte Palazzo publico zeigt diese eingeknickte Fassadenlinie, obwohl keinerlei Zwang dazu vorliegt. Aber unser Auge lehrt uns, daß neben vielen auffälligeren Schönheiten auch in jenem klugen Zuge die unvergleichliche Wirkung dieses Gebäudes begründet ist. Auch der Platz selbst gewinnt aus dieser Gliederung des ihn auf der einen Seite abschließenden Stadthauses. Er hat die Form eines halben Kreises oder einer Muschel; den Durchmesser bildet die Linie des Palazzo publico und von ihm aus geht die Kreislinie empor zu sehr bedeutendem Höhenunterschied. Ein unebener, freier, gepflasterter Platz wäre heute ein Greuel in den Augen unserer Städtebauer. Es wäre aber vielleicht auch ein Unglück, wenn von der Schönheit dieser gewachsenen Unregelmäßigkeiten verführt, solche zu einem nachahmenswürdigen Prinzip erhoben würde, und so eine Schablone die

Digitized by Google

andere ablösen würde. Eine Zeit voll positiven Schöpfergeschmacks ist eben die Voraussetzung für das Gelingen so feiner künstlerischer Absichten.

Dieser positive Schöpfergeschmack ist auch die geistige Einheit, welche den Eindruck des Domes, an welchem ein Jahrhundert gearbeitet hat, zu dem harmonischen, feierlichen Gleichklang gebracht hat, der uns in seinem Innern umtönt. Im Laufe eines vollen Jahrhunderts und in der Zusammenarbeit zahlreicher Künstler sind neue Formen, neue Vorlieben für bestimmte Wirkungen, neues Können und neues Wollen entstanden, sodaß sich die Formensprache, des Domes der verschiedenartigsten Elemente bedient, antiker, romanischer und gothischer, wobei aber die letzteren überwiegen. Nicht genug an diesem Wirrwarr der Einzelformen, ist die ganze architektonische Anlage regellos und voller Willkür. Die Kuppel, welche ihren natürlichen Platz über dem Schnitt von Langhaus und Querhaus hat, ist nach dem Langhause hingeschoben und läßt das nach dem Chore gewendete Joch des Querschiffes frei. Von außenher gibt diese Anlage den ungewohnten Anblick eines riesigen Langbaues, der durch die Kuppel in zwei fast gleich erscheinende Teile gegliedert ist. Warum so verfahren ist, entzieht sich unserer Kenntnis ebenso, als die Ursachen anderer Seltsamkeiten: Die sechseckige Kuppel wird oben zu einem schiefgezogenen Zwölfeck, die Pfeiler stehen in ungeraden Linien und in ungleichen Abständen von einander, und die Fassade erhält ihre Gliederung durch zwei Mittelpfeiler, deren obere Hälften nicht die unteren fortsetzen, sondern seitwärts auf dem Hauptgesimse fußen.

Mehr als bei irgend einer andern Kunst dringen wir bei den Schöpfungen der Architektur auf strenge Folgerichtigkeit der Anlage; am strengsten fordert diese die Gothik von sich selber. Hier haben wir ein Bauwerk, noch dazu ein gothisches, das allen Regeln Hohn spricht. Und wie ist die Wirkung? Alles andere, als unbefriedigend; Taine schätzt sie sogar weit höher ein, als die der Peterskirche zu Rom, und es ist zweifellos, daß sie alle Tempelbauten der Renaissance an Feierlichkeit übertrifft. Mit den schlanken Pfeilern, den weiten in gesterntem Blau sich wölbenden Bogen, mit den abwechselnden Lagen weißen und schwarzen Marmors und der Farbigkeit der Fenster und des marmornen, ganz mit Darstellungen geschmückten Fußbodens, ist eine Innenwirkung freudiger Erhabenheit hervorgebracht, welche durch die Fülle des bildhauerischen und malerischen Schmuckes in eine Stimmung von Festesglanz getaucht ist. Es ist eine hervorragende

Digitized by Google

künſtleriſche Treffſicherheit, die in dem Dome ſich offenbart, eine Sicherheit, die auch auf Abwegen und Umwegen unfehlbar ans Ziel einer überaus vollkommenen und einzigartigen Tempel-Schöpfung herangekommen iſt. Und die Träger dieſes äſthetiſchen Feinſinns waren Geldleiher, die in Geſchäften ganz Europa durchzogen, Schlachten ſchlugen und Revolutionen machten.

Am Anfang des 14. Jahrhunderts war der Dombau ſo weit geführt, daß man eine Altartafel in Beſtellung gab. Im Jahre 1311 hatte Duccio di Buoninſegna ſie vollendet, und in feierlichem Zuge wurde ſie auf den Hochaltar unter der Kuppel gebracht. Trompetenklang und Glockengeläute begleiteten ihren Weg von der Werkſtatt des Künſtlers her, und alle Obrigkeit, die ganze Kleriſei mit dem Biſchof an der Spitze, das Volk mit Fackeln in den Händen, Frauen und Kinder folgten ihm nach. Inmitten des herrlichen Domes, vom flimmernden Lichte und Weihrauchdünſten umfloſſen, vom inbrünſtigen Glauben verklärt, muß es in ſeiner goldenen Farbigkeit wie eine wahrhaftige Viſion des Jenſeits auf die in Andacht hingeriſſene Menge gewirkt haben. Jetzt iſt es von dem ihm gebührenden Platze fortgenommen, die Rückſeite, überdies falſch zuſammengeſetzt, iſt von der Vorderſeite getrennt, und beide hängen nebeneinander in ſchlechten Rahmen, die Predellenbilder als Einzeltafeln vom Hauptbilde gelöſt. Aber die Erhaltung der Farben iſt gut, dank der ſoliden Arbeit des Meiſters, der 600 Jahre und alle Vernachläſſigung nichts haben antun können. In einem öden Muſeum hat es ſeine Verbannungsſtätte gefunden, obwohl gerade in Siena ſo viele würdige Plätze zu finden wären; nie wird man ſtärker als hier ſolchen Mißbrauch als einen Hohn und eine Beleidigung der lebendigen Seele des Kunſtwerkes empfinden.

In ſtreng ſymmetriſchem hieratiſchem Aufbau iſt die große, die ganze Vorderſeite bedeckende Maeſtà, die Darſtellung der thronenden von Engeln und Heiligen umgebenen Madonna komponiert. Eine große Fläche Ultramarins, vom Mantel der Himmelskönigin, mit einer etwas kleineren von hellem Violett, vom Kleide des Chriſtuskindes gebildet, beherrſchen die Mitte des Bildes, um welche die Engelköpfe, die vielfarbigen Gewänder und die goldenen Heiligenſcheine eine große Gloriole von unbeſtimmtem, von innen herausleuchtenden Geſamttone ſchaffen. Alle Köpfe ſind von himmliſcher allgemeiner Schönheit, und alle Bewegungen von zarter Anmut.

Digitized by Google

Die Rückseite, obwohl aus zahlreichen Einzelbildern zusammengesetzt, ist doch ein schönes Ganzes, trotzdem bei ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung auf die Einhaltung des guterkennbaren Farbengedankens des Künstlers keine Rücksicht genommen ist. Und diese Gesamtwirkung kommt nicht etwa dadurch zu stande, daß der Künstler starke Farben vermied, sondern durch die Verwendung intensiv leuchtender, ungebrochener Töne. Aber wie versteht er es durch weise Nebeneinanderstellung der verschiedenen Farben, durch überlegte Verteilung auf der Farbe oder auf dem Golde des Hintergrundes den Akkord zu schließen. Für die verschiedenen Darstellungen der heiligen Erzählungen erzielt er in solcher Weise allein durch die Farbe einen eigenen Stimmungsgehalt, der dem Beschauer die Atmosphäre von Leid oder Verrat, Wunder oder Freude, in denen die Ereignisse sich erfüllen, fühlbar macht.

Die Farbe ist ihm ein Ausdrucksmittel, das unmittelbar unter Umgehung aller Vernunfttätigkeit auf die Sinne wirken soll; in gleicher Weise versteht er es aber auch, die Linie zu beleben. Ein Beispiel mag dies erläutern: Der Engel, der auf dem verlorenen Grabe des Heilands die drei Frauen kommen sieht, weist ihnen mit einfacher Gebärde den Weg, den der Meister gegangen ist; die Frauen sehen ihn und das gleiche Staunen über das Geschehene und die gleiche Scheu vor der überirdischen Erscheinung bewegen ihre Körper im gleichen Rhythmus paralleler Linien fort an den Rand des Bildes. Doch der Gehalt einer Linie kann nicht beschrieben werden; er zeichnet sie so einfach als denkbar, aber sie ist stets groß gedacht und von innerem Ueberschwang geformt.

Durch dieses Werk wurde Duccio ein Wegweiser für zahlreiche große Künstler, nicht nur Sienas, die sein Schönheitsideal unempfänglich machte für den Realismus der Florentiner. Und doch weist seine Größe nicht in die Zukunft, sondern in die Vergangenheit. Seine Abhängigkeit von mittelalterlichen Einzelformen hat bewirkt, daß man ihm nicht gerecht werden wollte; und doch hat sein Genie, dem Dantes ähnlich, den ganzen Inhalt des Formenlebens des ausgehenden Mittelalters mit einem Griff gepackt und abschließend in einem großen monumentalen Werk gestaltet. Dem modernen Menschen, der sich an der Wirklichkeitskunst von fünf Jahrhunderten übersatt gesehen hat, ist seine Kunst die Offenbarung eines neuen, fernen, weihevollen Reiches der Schönheit.

Digitized by Google

Das vierzehnte Jahrhundert, das für Siena mit einer ſo kraftvoll-poſitiven Erſcheinung, wie Jacopo della Quercia abſchließen ſollte, zeigt dort an ſeinem Beginn in allen nicht künſtleriſchen Lebensbetätigungen die Erſcheinungen des Niedergangs. Aus ihrer eigenſten Domäne, den auswärtigen Geldgeſchäften, laſſen ſie ſich von Lombarden und Florentinern verdrängen; ſie waren reich, ſehr reich geworden: warum alſo noch weiter den Reichtümern nachjagen, warum ſich nicht im Schatten der geliebten Vaterſtadt ihrer erfreuen? Eine lange Periode des Friedens nach außen und im Innern unter der Herrſchaft der Neune, welche die ganze erſte Hälfte des 14. Jahrhunderts umfaßte, war der Umbildung der Inſtinkte günſtig: aus den K ä m p f e r n um Geld und Freiheit werden Genießer.

Der ſtrenge Geiſt Dantes hat uns über die Sieneſen ein herbes Urteil hinterlaſſen:

Or fu giammai
Gente sì vana come la Sanese?
Certo non la Francesca sì d'assai.

Noch niemals gabs
So eitles Volk wie das der Sieneſen,
Wahrlich die Franzoſen ſtehen ihnen nach.

Man hat dies ſcharfe Wort auf den Haß zurückführen wollen, der dem Florentiner, denn Dante empfand trotz aller Leiden, die ihm die Vaterſtadt auferlegte, doch nur für ſie, aus dem Gedanken an die Niederlage von Montaperto immer wieder ſich erneute. Er dachte aber dabei an konkrete Vorgänge ſeiner Zeit. Gleich jenen Verſen von der Eitelkeit ſchließt er die Erwähnung einer Verſchwender-Gilde an, einer Vereinigung junger Patrizier, die dazu gegründet war, in kurzer Zeit ein Rieſenvermögen zu vergeuden. An andern Stellen ſpricht er von der Diana-Quelle, die man auf dem Gipfel des Stadthügels ergraben wollte, ein phantaſtiſcher Plan, deſſen Scheitern ebenſo verlacht wurde, als der Ankauf des Hafens Talamone, der der Bergſtadt Siena zur Seemacht verhelfen ſollte, ſich aber als unbrauchbar herausſtellte.

Wenn Dante über die Eitelkeit, den Hang zum ſchönen Schein, die Genußſucht und das Hinausſtreben über die Grenzen der eigenen Kraft ſo verächtlich und ſcharf ſich ausläßt, ſo begreifen wir bei dem Sproſſen eines emporſtrebenden Volkstums, wie es die Florentiner waren, ſehr wohl die innerſte Abneigung gegen die Inſtinktrichtung des Niederganges. Für die Kunſt jedoch iſt ſolche Sinnesart nicht

Digitized by Google

vom Uebel. Das Temperament, welches Genüßlinge hervorbrachte und keine Unmöglichkeiten kannte, es bildet einen guten Grund für die Entwicklung der Kunst, die ja auch ein schöner Schein ist und der Genießer bedarf, und auch solcher Menschen, die für einen großen Gedanken, der nur aus Schönheit besteht, sich einzusetzen bereit sind — selbst über ihre Kraft hinaus. Dieser Art waren die Sienesen auch zur Zeit des 14. Jahrhunderts, als sie in bewunderungswürdiger Baugesinnung an ihrer Stadt weiterarbeiteten, in dem Plan zum neuen Dom einen Gedanken von titanischer Größe faßten und eine ganze neue Kunst, die der Malerei, zur Entwicklung brachten.

An dem Dome, dem triumphierenden Monumente des künstlerischen Schwunges ihrer besten Zeit, haben die Sienesen auch ihre Tragödie erlebt. Ist es schon wahrhaft tragisch, einen Einzelmenschen, der in bewußtem Abwägen seines Könnens von Erfolg zu Erfolg gestiegen ist, auf dem Gipfel seines Lebens einen unausführbaren Entschluß fassen zu sehen, um wieviel mehr müssen uns die Reste von eines ganzen Volkes herrlichem Wollen, das leider im Zeitpunkt eines sich mindernden Vermögens einsetzte, mit der Empfindung der Trauer erfüllen. Wie hoch müssen jene Baumeister, die im Jahre 1322, also nur elf Jahre nach der einen gewissen Abschluß des Baues bedeutenden Aufstellung der großen Altartafel, einen völligen Neubau des Domes vorschlugen, die opferwillige Baubegeisterung der Sienesen eingeschätzt haben! Ein Dom, der heute die Bewunderung der Welt erregt, sollte ihnen nicht genügen, das Erreichte sollte nur zu noch höherem Streben führen. So lautete denn ihr Rat: es soll eine Kirche angefangen und geschaffen werden „schön, groß und herrlich, in guten Proportionen der Länge, der Höhe und der Breite und aller Maße, die zu einer schönen Kirche gehören und mit allem glänzenden Schmuck, der einer so großen, so ehrenvollen und schönen Kirche zukommt und geziemt". Im Jahre 1340 fing man dann wirklich zu bauen an, zwar nicht einen neuen Dom, aber den Anbau eines neuen Hauptschiffes, dem der ganze alte Bau als Querschiff dienen sollte. Die durch die gegebenen Teile geforderte Proportion des neuzuschaffenden Werkes führte zu so grandiosen Maßen, daß die Aufgabe ungeheuere Aufwendungen erforderte. Aber sie wurden bestritten, und in kurzer Zeit wuchsen die marmorbekleideten Mauern und Pfeiler empor und wölbten sich die Bogen über ihnen. Da zog im Jahre 1348 die Pest durch das Land, entvölkerte und lähmte wie

Digitized by Google

ganz Italien so auch Siena, die Arbeit kam ins Stocken und nach einigen Jahren zeigten sich Risse im Mauerwerk. Aus den Gutachten der Sachverständigen konnte man keinen Weg zur Abhilfe finden, und so faßten im Jahre 1357 die Governatoren der Republik den Entschluß, die unsicheren Teile niederzureißen und den Bau aufzugeben.

Es ist nur scheinbar eine Schicksalstragödie, die den Dom unvollendet ließ, vielmehr von der innerlichen Schuld der Sienesen klagen die verlassenen Mauern. Denn der Grundfehler des Baues, der alle weiteren Schäden herbeiführte und die Unterbrechung der Arbeit so verhängnisvoll machte, war durch Leichtsinn verschuldet; man hatte den Pfeilern zu flache Fundamente gegeben und schlechtes Material für sie verwendet. Das Volk fühlte nicht mehr den tiefen Ernst, der zu seinem Werke nötig war, und hoffte es mit den Mitteln des Scheins zum Ende zu führen, nachdem es seinen Entschluß ohne strenge Prüfung seines Könnens gefaßt hatte, und sich dasselbe als unzulänglich erwies. So führten sie es zur Vernichtung. Aber was die Sienesen in ihrem neuen Dome gewollt haben, bleibt groß, ob auch gleich ein sittlicher Defekt den erhabenen Gedanken ihres Schönheitsdranges zur Unfruchtbarkeit verurteilt hat. Was wir verloren haben, können wir wohl ahnen: „Dieser neue Dom, so setzt ihm Burckhardt das verdiente Denkmal, wäre bei weitem das schönste gothische Gebäude Italiens und ein Wunder der Welt geworden. Nirgends ist die Raumschönheit vollkommener als in den wenigen vollendeten Hallen dieser Ruine; die Schlankheit der Pfeiler, die weite und leichte Spannung ihrer Rundbogen und der Adel der Dekoration stellen den alten Dom beinahe in Schatten."

Es ist nicht ohne Absicht gewesen, daß wir die Tragödie der Domruine auf den Konflikt zurückzuführen versucht haben, der darin bestand, daß der unbezwingbare, maßlose Schönheitstrieb nicht auf großen sachlichen Tüchtigkeitsinstinkt gegründet war. Da wo er sich eine Aufgabe stellte, die jahrzehntelange Spannung bei völligem Einsetzen aller Mittel in jedem Augenblick verlangte, konnte er nicht die Vollendung seines Strebens erreichen. Es ist naheliegend, daß eine leichter zu erstreitende und flüchtigere Kunst die Trägerin der Schönheitssehnsucht Sienas werden mußte. Zwar wachten noch immer die „Ufficiali dell'Ornato" über den künstlerischen Charakter aller Bautätigkeit, und daß die ästhetischen Absichten an der Architektur streng blieben, das zeigt uns das Geschaffene und auch die Tatsache, daß die Kapelle am Palazzo publico viermal niedergerissen wurde,

Digitized by Google

ehe sie jenen genügte. Aber die Malerei war doch während des 14. Jahrhunderts die bevorzugte und ruhmreichste Sprecherin des Schöpfergeistes der Sienesen, sodaß man heute bei der Nennung der sienesischen Kunst eigentlich nur ihrer gedenkt.

Die Anfänge der sienesischen Malerei bilden die Anfänge der italienischen Malerei überhaupt. Während des Ducento hat Siena einen besonderen Miniaturstil geschaffen; die Madonna des Guido da Siena vom Jahre 1221 und die des Coppo di Marcovaldo von 1261 zeigen als die ersten der Zeit Spuren von Lebendigkeit und Lieblichkeit der Linien. Und da man gegenwärtig die Madonna Rucellai in S. Maria Novella zu Florenz dem Duccio nicht mehr streitig machen kann, so kommt auch das Verdienst dieses Werkes Siena zu, eines Werkes, von dem Burckhardt sagt, daß kaum ein Altarbild der späteren Zeit an erhabener Wirkung, ergreifender Verschmelzung von Hoheit und Anmut diesem gleichgestellt werden kann. Dieser Leistung Sienas im 13. Jahrhundert gegenüber kann Florenz nur Cimabue einsetzen, der aber mit seinem ungefähren Zeitgenossen Duccio nicht verglichen werden kann. Duccio selber, dessen künstlerische Laufbahn sich vollendete, als diejenige Giottos begann, ist von andersartigem aber nicht minderem Genie als der große Bahnbrecher der florentinischen Malerei. In seiner Wirkung war der letztere zwar nachhaltiger, aber Duccios Erbschaft ist auch bedeutend und wir sehen sie selbst zu Florenz in Lorenzo Monacos und Fra Angelikas Kunst Früchte tragen. Und wenn Giotto auf die Lorenzetti, so hat Duccio auch Einfluß auf die Nachfolger Giottos gehabt.

Weil er eher rückwärtsblickend zusammenfaßte, als vorwärts strebend entdeckte, haben wir Duccios Altarwerk im Zusammenhange des 13. Jahrhunderts zu würdigen versucht. Wie sehr er aber auch Zukunftselemente in sich hatte, das zeigte sich schon wenige Jahre nach der Vollendung seines Dombildes, als die sienesische Malerei ihre erste monumentale Aufgabe zu lösen erhielt: die Breitwand der Sala del Consiglio im Stadthause mit einem Fresko zu schmücken. Der Gegenstand ist der gleiche, den Duccio auf seinem Altarbild verherrlicht hat, eine thronende Madonna. Aber nicht ihm wird die Ausführung übertragen — vielleicht mochte der Gealterte seinem Können die ungewohnte Freskotechnik nicht zumuten, vielleicht war er auch schon tot — sondern Simone Martini, den man in seinem Schaffen als Schüler Duccios erkennt.

Auf einem dunkel-stahlblauen Grunde, der um die Darstellung einen Spielraum schafft, thront auf einem gothischen Gestühl, das

Digitized by Google

dunkle golddurchwirkte Stoffe bedecken, die Madonna mit dem Jesuskinde; dunkel, fast schwarz, mit wenigem Gold verziert ist auch ihr Gewand und das des Kindes. Um die Himmelskönigin herum aber werden die Farben heller, die Engel und Heiligen, die in ihrer Höhe stehen, haben noch vollfarbige Gewänder, die Entfernteren jedoch erscheinen in lichten seltengefärbten Stoffen. Vier Heilige tragen einen Baldachin, der über der Madonna und ihrem himmlischen Hofstaate sich breitet, und dessen Grundfarbe — ein tiefes Rot — zu dem Stahlblau, von dem er sich abhebt, vortrefflich gestimmt ist. Das Ganze ist ein so einfacher, so selbstverständlich wirkender, von so feiner Sinneskultur eingegebener Farbengedanke, wie ihn die spätere Freskomalerei überhaupt nicht mehr hervorgebracht hat. Hier wirkt etwas auf uns, was wir Farben-Monumentalität nennen möchten.

Im Aufbau folgt Simone dem Bilde des Duccio; nur durch geringfügige Unregelmäßigkeiten wird die strenge hieratische Symmetrie der Anordnung der Personen verletzt. Mag nun diese Uebernahme der Komposition Duccios einer inneren künstlerischen Ueberzeugung entsprungen oder aber Vorschrift gewesen sein, das ist gewiß, es zeigte sich in dieser Uebertragung auf eine riesige Wand, welche Monumentalität auch in der scheinbar unfreien Kompositionsweise des Duccio-Altars enthalten war. — In allen Einzelschönheiten überragt Simone seinen Meister; die Gesichter sind besser individualisiert, auch die weiblichen, obwohl sie in dem Rahmen ihres blonden Gelocks von unvergleichlicher engelhafter Schönheit sind, die doch eigentlich eine Individualisierung schwer erlaubt. Die meisten Gestalten stehen ruhig da, die wenigen vorkommenden Bewegungen sind sanft und von mildem Schwunge, wie es der Würde der himmlischen Erscheinungen gemäß ist.

Auf der gegenüberliegenden Wand hat Simone Martini dreizehn Jahre später das Reiterbild des Guidoriccio dei Fogliani, des Bezwingers der Burgen Sassoforte und Montemassa, gemalt. Es ist das erste Porträtdenkmal, das die neue Zeit einem verdienten Mann gesetzt hat, die erste Schöpfung bewußter Heldenverehrung, und in seinem Stil der vollkommene Ausdruck einer heroischen Auffassung. Offenbar damit es nicht als Gegenstück der Maestà erscheine, ist ein anderes Format des Bildes gewählt worden, und zwar hat man ihm die ganze Länge der Wand gelassen, aber seine Höhe wesentlich niedriger genommen, sodaß es dreimal so lang als hoch geworden ist. Inmitten dieser Fläche ist die Reitergestalt des Feldherrn; sie nimmt nur ein Fünftel der Bildlänge ein, links und rechts breitet sich die

Digitized by Google

Landschaft, eine „unwirkliche" Landschaft, von großer öder Eintönigkeit, sandfarben, ohne Vegetation, und die Burgen und Zelte, die angedeutet sich in ihr befinden, heben sich in der Farbe kaum von ihr ab. Darüber dehnt sich der Himmel in demselben tiefen schönen Stahlblau, das auch die Maestà so wirksam umgibt. Den Reiter und sein Pferd bedecken Gewänder von gleichem großgemusterten Stoff: auf der intensiv gelben Grundfarbe sind schwarze und grüne Ornamente gezeichnet, die jedoch so zusammengehen, daß Roß und Reiter als einheitliche Farbfläche ruhig, aber reicher und bedeutend wirken. Die Gesamterscheinung des Freskos ist also eine höchst einfache Komposition: zwei das ganze Bild teilende Farbenflächen, das Gelb der Landschaft und das Blau des Himmels werden in der Mitte von einer dritten, der des Reiters unterbrochen. Auch ohne die Selbstherrlichkeit in der Haltung des Pferdes und des Reiters würde dem Beschauer allein durch die künstlerischen Mittel der Raumverteilung und durch den Farbenaufbau eine heroische Stimmung zur Empfindung kommen müssen. Um das ganze Verdienst des Künstlers zu würdigen, braucht man nur an die gemalten Reiterstandbilder von Castagno und Uccello im Dom zu Florenz zu denken, welche Bronzemonumente nachbilden und von Monumentalität so weit entfernt sind, als nur Surrogierung von Echtheit entfernt sein kann. Simone Martini aber erreicht mit den einfachsten Mitteln der Malerei eine eherne Monumentalität.

Der große Ruhm, den Simone genoß und ihn in den Augen Petrarcas dem Giotto gleichstellte, führte ihn aus seiner Vaterstadt hinaus, und wir können Freskenwerke seiner Hand in Avignon, vor allem aber in Assisi bewundern. In S. Francisco hat er seine Kunst neben diejenige Giottos gestellt; will man beide Meister vergleichen und zieht man vor allem die beschriebenen Werke in Siena heran, so hat Simone es nicht zu fürchten: hat der Dramatiker Giotto die Wahrheit, so hat der Lyriker Simone die Schönheit als eigenstes Besitztum vor dem andern voraus. Nicht nur Schönheit der reichen Farben, der empfindungsvollen Linien und der himmlischen Engelsgesichter, sondern auch eine höherrangige, die Schönheit seines dekorativen Stils. In einem Stücke ist überhaupt die Trecentofreskenkunst derjenigen aller späteren Zeiten überlegen, daß sie — nicht aus technischem Unvermögen, was auch Burckhardt betont hat, sondern aus künstlerischer Erwägung — es erreicht, eine Wand mit Fresken zu schmücken, ohne durch eine neue perspektivisch erzwungene Raumvorstellung die Wand selber aufzuheben. Während die späteren

Digitized by Google

Maler durch die Mittel ihrer Kunſt die Wand öffnen und das Dargeſtellte hinter derſelben wie auf einer Bühne vor ſich gehen laſſen, verzichteten die Trecentomaler darauf, die Tiefenvorſtellung bis zur Illuſion zu führen, weil ſie eben die Wand bemalen, aber nicht beſeitigen wollten. Ueber dies Gemeinſame der Trecentokunſt hinaus hat Simone den eigenen Vorzug, daß er, wenigſtens in ſeinen Fresken in Siena — auch nicht einmal die Wand zerlegt und mit einer Folge von Bildern dekoriert, ſondern in einer Kompoſition bewältigt; und zwar erſtreckt ſich die Konſtruktion ſeines Aufbaus nicht nur auf die Linien, ſondern auch auf die Farben, die ihm weſentlich zur Monumentalwirkung des Ganzen beitragen müſſen. Hält man ſich noch vor Augen, daß er nicht eine Momentphaſe eines Geſchehens, ſondern den ruhigen Zuſtand eines Daſeins als Stoff verwertet hat und ſo auch die Einzelpartien ruhig faſſen konnte, ſo wird man das intenſive Gefühl eines wahrhaft vollkommenen Werkes, das vor ſeinen Fresken den Beſchauer ergreifen muß, ſich auch verſtandesgemäß erklären können.

In den Brüdern Lorenzetti, von denen Pietro urkundlich zwiſchen 1309 und 1348 erwähnt wird, und Ambrogio nach der Datierung ſeiner Werke in den 30er und 40er Jahren tätig war, findet die altſieneſiſche Malerſchule in gewiſſem Sinne ihre Vollendung. Nicht als ob ſie größer geweſen wären als ihre Vorgänger, aber ſie fügen dem feſten Beſitzſtand ihrer heimatlichen Kunſt dasjenige hinzu, was außerhalb derſelben durch Giotto an Ausdrucksvermögen errungen war. In dieſem letzten Belang hat Pietro ein größeres Verdienſt als ſein Bruder Ambrogio, und wie weit er auf dem eigenſten Wege der Florentiner gekommen war, das zeigt Vaſaris Lob, nach deſſen Meinung er ſogar den Giotto übertroffen habe. Als erſter unter den ſieneſiſchen Malern überwindet er den ſchwachen Punkt ihrer Technik, die Anwendung des dunklen Verde, und erwirbt durch hellere, farbige Untermalung, wie ſie die Florentiner übten, leichte Fleiſchtöne und warme Schatten. Sein zeichneriſches und anatomiſches Können ſtrebt nach einer wahren Darſtellung der Außenwelt bis zu dem Grade, daß er um der Prägnanz willen oft roh und häßlich wird. Den Formen des menſchlichen Körpers geht er „mit der Strenge eines Bildhauers“ nach und auch den Tieren widmet er ſein Studium, ſodaß ſie „von klaſſiſcher Kraft und Elaſtizität und wahrhaft lebensvoll“ auf ſeinen Werken erſcheinen. So ausgerüſtet kann er ſeine Veranlagung, die ganz und gar auf kraftvoll-dramatiſche Erfaſſung hinausgeht, in überzeugender

Digitized by Google

Weise zur Geltung bringen, sodaß in den Gestalten seiner Schöpfungen oft „eine erschütternde Energie des Ausdrucks“ und „Michelangelos hochgesteigerte Empfindung“ uns entgegentritt. Trotz dieser starken außerhalb des sieneſischen Kreises liegenden individuellen Züge seiner Kunst hat sein Pinsel doch nicht auf die Vorzüge der heimatlichen Tradition verzichtet, und in der Farbengebung, der Grazie der Bewegungen und der Lieblichkeit der Züge, die nur nicht mehr die Hauptabsicht des Künstlers bleiben, erkennt man stets leicht und sicher die Heimat seiner Werke.

Einem Künstler gegenüber, von dem so fein abwägende Kritiker wie Crowe und Cavalcaſelle in den zitierten Superlativen sprechen, möchte ein mitstrebender Bruder einen schweren Stand haben. Man muß aber begreifen, daß mit jenen Urteilen immer auf dasjenige gezielt ist, was in Pietros Kunst dem Florentiniſchen zustrebt, und wofür die genannten großen Forscher ihre intime Vorliebe hatten. Ambrogio ist mit seinem ganzen Wollen Sieneſe geblieben, und es ist eine gewisse Gerechtigkeit des Schicksals, daß, während von Pietros Hand nur Bruchstücke von Wandmalereien seiner Vaterstadt erhalten geblieben sind, Ambrogios Andenken durch ein großes Freskowerk im Palazzo publico der Gegenwart lebendig ist. Es ist die Allegorie des guten und des schlechten Regiments, durch welche die Stadtväter des parteisüchtigen Siena den Bürgern es anschaulich machen wollten, wie sehr doch der Friede und die Rechtlichkeit des guten Regiments das Leben zum Feste machen, während die Tyrannei, das schlechte Regiment, alle Uebel und Laster im Gefolge hat.

Auf den Wänden der „Sala dei Nove“ ist dies Programm von Ambrogio Lorenzetti in den Jahren 1337—43 zur Ausführung gebracht. Seine literariſche Bildung, die ihn, wie Vasari erzählt, den geistig regsamen und tüchtigen Männern zugesellte und ihn eher als einen Edelmann oder Philoſophen denn als Künstler erscheinen ließ, befähigte ihn, die gewollte Allegorie tiefer und umfassender auszugestalten, als wir sonst diese jener Zeit so werte Gattung des maleriſchen Schaffens zu treffen gewohnt sind.

Die den Fenstern gegenüberliegende Schmalwand ist ihrer ganzen Breite nach für die Darstellung des guten Regiments verwertet. Auf einem erhöhten Plane thronen alle jene „übermenſchlichen“ Gestalten, welche zur Personifikation der waltenden Kräfte der guten Herrschaft dienen sollen, während auf dem tieferen Standpunkte ihre menſchlichen Repräsentanten, durch die geringere Größe

Digitized by Google

auch äußerlich von jenen unterſchieden, ihren Platz gefunden haben. Das Ganze iſt durch eine gewiſſe Handlung in Zuſammenhang und zum Leben gebracht. Von den erhöhten Figuren links für ſich und wohl mit Abſicht von den Uebrigen geſondert, ſitzt aufrecht die „Juſtizia"; ihre Augen ſind zu der über ihr ſchwebenden und die Wage haltenden „Sapientia" emporgerichtet, als wollte ſie von ihr Rats erholen, während ihre Hände die Schalen der Wage berühren, von welchen her je ein Engel zwei vor ihm knienden Menſchen nach ihrem Rechte begegnet. Von der Wage führen zwei Seile hernieder, zur Hand der „Concordia", die über menſchengroß auf dem Plane der Menſchen ſich befindet. Auf ihren Knien ruht ein Hobel, als Symbol ihrer glättenden Kraft, und ſie gibt mit bedeutungsvollem Blick die Seile in die Hände der vierundzwanzig Aelteſten der Stadt, die paarweiſe dasſelbe ergreifend zu einem Zuge zuſammengehalten, vor den Thron eines Idealherrſchers ziehen: es iſt eine männliche Figur — größer als alle anderen des Bildes — mit Krone, Schild und Szepter, an welchem die Enden der Seile ſich vereinigen. Durch ihr Koſtüm, welches das Schwarz und Weiß Sienas wiederholt, durch die zu ihren Füßen ruhende Wölfin mit den Zwillingen, dem Wappen der Stadt, ſowie durch die Initialen C. S. C. V. d. h. Commune Senarum Civitas Virginis wird die mächtige Geſtalt als die Gemeinde Siena — il Commune iſt männlich — charakteriſiert. Auf dem teppichbedeckten Gebänke, aus dem ſich ſein Thron heraushebt, ſitzen links und rechts durch Symbole und Inſchriften kenntlich gemacht, je drei Frauengeſtalten, die Pax, Fortitudo und Prudentia, die Magnanimitas, Temperantia und eine zweite Juſtizia, die durch das Schwert als ſtrafende Gerechtigkeit bezeichnet iſt, während die andere Geſtalt der Juſtitia die Gerechtigkeit im allgemeinen, höchſten Sinne bedeutet. Ueber der thronenden Reihe ſchweben die Genien: Glaube, Liebe und Hoffnung; vor ihr halten Krieger zu Fuß und zu Pferde die Wacht, und als Hüter des Beſtandes bringen ſie gefangene Feinde und gebundene Verbrecher vor die Füße des Herrſchers.

Auf der rechten der beiden Längswände ſind die Segnungen des guten Regiments dargeſtellt. Hier gibt Ambrogio die Allegorie auf und ſchildert anſchaulich und anmutig das Treiben und die Freuden des ſtädtiſchen und des ländlichen Lebens, wie es ſich frei und heiter unter dem Schutze der guten Herrſchaft abſpielt. In der Stadt, die leicht als Siena ſelbſt zu erkennen iſt, bewegt ſich ge-

Digitized by Google

schäftiges Treiben der Bürger, und ein Hochzeitszug und ein Reigentanz junger Mädchen in schönen Gewändern zeigen Festesfreude. Durch ein Tor gelangt man ins freie Feld, wo ritterliche Uebungen, Jagd und Arbeit ihre Stätte haben, und am Horizont ragt die Hafenfeste Talamon, die auch noch in jenen Jahren die Sienesen mit der trügerischen Hoffnung der Seemacht erfüllte.

Die andere Längswand trägt auf der einen Hälfte die Allegorie der „Tyrannei" und auf der zweiten die Folgen ihrer Herrschaft. Die Ausdrucksmittel sind die gleichen wie bei den beiden beschriebenen Bildern. Die Tyrannei ist ein Scheusal mit Hörnern; ihre Rechte hält ein Messer, die Linke eine Schüssel mit Gift und ihre Füße ruhen auf einem Bock. Sie umschweben Habsucht, Stolz und Eitelkeit, zu ihren Seiten sitzen Betrug, Verrat und Grausamkeit, Wut, Zwietracht und Krieg. Die Gerechtigkeit hat ihre Wage verloren und liegt gefesselt am Boden. Die Folgen der Tyrannei sind durch Szenen der Willkür und Grausamkeit gekennzeichnet, die sich im Angesicht derselben Stadt vollziehen, deren Glück auf dem andern Fresko geschildert war.

Um den didaktisch-allegorischen Sinn dieser Fresken bis ins einzelne auszudeuten, müßte man tief in das Geistesleben jener Zeit hineindringen; ihr war es gewiß das Wesentliche und auch der Künstler wird stolzer auf den literarischen Inhalt als auf den künstlerischen Ausdruck gewesen sein. Der Gegenwart aber ist das letztere natürlich alles, und er ist so groß, daß nur diejenigen, die über das Stoffliche im Kunstwerk nicht hinauszukommen vermögen, „Befremden" vor dem Werke Ambrogias empfinden können. Weil eine Würdigung aller drei Bilder zu weit führen würde, und die Allegorie des guten Regiments das bedeutendste und am besten erhalten ist, soll nur dies eine auf seine formalen Vorzüge hin betrachtet werden.

Die räumliche Vorstellung ist nur soweit angedeutet, als es zur Gewinnung zweier Pläne für den Standpunkt der Figuren durchaus notwendig ist. Alle Handlung auf dem Bilde ist langsam und feierlich, die meisten Gestalten sind sogar in voller Ruhe. Das erste Moment bewirkt, daß die Komposition nur auf die Fläche der Wand Rücksicht zu nehmen hat und nicht auf einen neuen Illusionsraum, der wiederum seine Anforderungen stellt; das zweite gibt dem Künstler den Vorteil zur Hand, mit ruhig umrissenen Flächen arbeiten zu können. Das Ergebnis für den Beschauer ist ein schöner ruhiger Abschluß des Saales. Für die besonderen dekorativen Erfordernisse eines Innenraumes zeigt Ambrogio hier ebenso wie Simone Martini

Digitized by Google

ein so feines Gefühl, wie die Künstler der florentinischen Schule es nie besessen haben.*)

In der kompositionellen Gliederung der Fläche ist er aber Simone voraus; jener verdankt seine schönste Wirkung der einfachen symmetrischen Anordnung, die zwar für die Steigerung der Empfindung zu gesammelter Größe das vollkommenste Prinzip ist, andererseits aber auch Gebundenheit, Unfreiheit dokumentiert. Ambrogio ist frei, aber seine Freiheit ist durch selbstgeschaffene Gesetze zu einer neuen Ordnung geworden; so genau sind alle Teile des Gesamtbildes nach Fläche und Standort von einander abhängig und zu einander gehörig. Man möge z. B. versuchen, die Gestalten des Herrschers und der Justizia, die im Bilde dominieren, seitwärts zu verschieben oder in ihrer Höhe zu verändern; der Versuch wird zeigen, daß das kompositionelle Gleichgewicht das durchaus nicht gestattet. Ein Gleiches würde sofort wahrgenommen werden, wenn man die Ruhebank mit den Frauen verkürzen oder verlängern oder die horizontale Gliederung sich in anderem Verhältnis vorstellen wollte. Es scheint denkbar, daß die Maße der Komposition in einem mathematisch feststellbaren Verhältnis zu einander stehen. Daß ein solches Gesetz dem Künstler vorschwebte, ist gewißlich ausgeschlossen, er befolgt es nicht, sondern besitzt es und legt es uns aus in seinem Werke.

Ueber die hohen Einzelschönheiten von Ambrogios Hauptwerk war man sich von jeher einig, und sie sind in der Tat wunderbar. Welche bedeutende Individualisierungskunst offenbart uns der Zug der vierundzwanzig Stadtältesten, wie frisch sind die Kriegergesichter, die aus den Sturmhauben blicken, und wie sprechend sind alle ihre Gesten. Die übermenschlichen Erscheinungen sind nicht nur äußerlich als die Repräsentanten von Tugenden und Segnungen kenntlich gemacht, sie haben ein Dasein, das ihr Wesen aus dem Inneren her kennzeichnet. Der „Prudentia" hat die Klugheit frühzeitig das Gesicht gealtert, und aus ihren Augen spricht vorsichtiges Nachsinnen. Den verlockend atmenden unter dem leichten Tuche lebend schimmernden Körper pflegte die „Pax" zur Friedenszeit; um ihre blonden

*) Um den Gang der Abhandlung nicht zu unterbrechen, sei in der Anmerkung darauf hingewiesen, daß die Schmalwand, die in ihrer Gesamtheit vom Auge erfaßt werden kann, als kompositionelle Einheit behandelt ist, während auf den beiden Längswänden, von welchen des mangelnden Abstandes wegen immer nur ein Teil übersehbar ist, eine Folge von Szenen ohne eigentliche kompositionelle Bedingtheit, die ja nicht wahrnehmbar wäre, durch eine Umrahmung zusammengehalten ist. Anstatt dies zu tadeln, wie es geschehen ist, sollte eine derartige Ueberlegung der höchsten Bewunderung würdig erachtet werden.

Digitized by Google

kunstvollen Flechten ist ein Olivenzweig gewunden, und in ihrer Ruhe, lässig gelehnt und den Kopf gestützt, denkt sie still ihres Daseins, aber auch darüber hinaus. Voll Erhabenheit ist die Würde des Herrschers. Aber das höchste Pathos strömt die Gestalt der „Justizia" aus, deren Antlitz und deren Bewegung eine wahrhaft göttliche Hoheit innewohnt.

An die großen Männer der Sieneſischen Malerschule, deren wir bisher gedacht haben, reichte keiner ihrer Nachfolger heran. Die monumentale Freskomalerei bringt zwar noch aus der Hand Taddeo di Bartolos und Vecchiettas schöne warme Innenwirkungen hervor mit Hilfe erretteter Reminiszenzen aus der großen Zeit ihrer heimischen Kunst; aber es fehlt ihnen der große Zug, sie nehmen allerlei fremde Elemente in sich auf, die sie nicht zur Einheit zu verschmelzen verstanden. Trotzdem wirken sie in Siena weit erfreulicher als die fremden Meister, wie Pinturicchio und Sodoma, welche zweifellos die Träger des Fortschritts waren, aber auch den Bruch mit einer einzigartigen starken und schönen Tradition herbeigeführt und dadurch den ersten Mißklang in die herrliche Tonwelt der sieneſischen Kunst gebracht haben.

Man hat gesagt, daß die Gothik die Kunst einer hochentwickelten Aristokratie sei. Wenn das wahr ist, so muß man das ganze sieneſische Volk eine solche nennen, denn inniger und allgemeiner ist nirgends in Italien der Geist der Gothik aufgenommen worden. Die ganze Stadt ist voll seines lebendigen Wesens und jene großen Werke, die wir besprachen, atmen seinen Wohllaut aus. Aber nicht sie allein, die monumentalen Zeugen des Kunstempfindens der Gesamtheit, sondern auch alle die Schöpfungen der Tafelmalerei, die für die zahllosen Bedürfnisse Einzelner und kleinerer Gruppen in unendlich großer Zahl entstanden sind, legen Zeugnis ab für die feine ästhetische Kultur dieses Volkes, das als Ganzes die zarte Blüte der raffiniertesten Adelskultur sich zu eigen machte. So möchte man in erster Linie auf die sieneſische Malerei das große Wort beziehen, das Burckhardt von der Malerei des Trecento überhaupt sagte, daß man sie den größten Denkmälern unseres Jahrtausends beizählen muß.

Sucht man den Zauber zu begreifen, der von den sieneſischen Tafelbildern ausgeht, so wird zwischen vielen Schönheiten die Wahl der bestimmendsten schwer sein. Ist es die lässig leicht graziös geschwungene Linie ihrer Zeichnung oder deren tieferer Empfindungs-

Digitized by Google

gehalt, der auf höchste Innerlichkeit bei prachtvoller Verhaltenheit des Pathos deutet, die so wunderbar packt? Oder wäre es der feine sinnliche Reiz der Farben, die in ihrer lichten Reinheit himmlisch strahlen, und mit den reichen Ornamenten der Stoffe, den Goldstickereien und Geschmeiden, der zarten Punzarbeit des Goldgrundes und der Heiligenscheine zusammengehen, wie die Klänge einer englischen Melodie? Könnte es nicht auch sein, daß all die Liebe der Arbeit, die jene alten Meister ihrem Werke widmeten, ihnen ein eigenes teilnehmendes Empfinden in uns sicherte? Vielleicht wird man ihrem Wert am besten erkennend sich nähern, wenn man sich vor Augen hält, daß sie allzumal Andachtsbilder sind und zwar die vollkommensten, die die Malerei hervorgebracht hat.

Religion und Kunst waren damals eins, so sehr wie niemals später, und die Mystik jener Zeit war die Religion der Gothik, wie die Gothik die Kunst der Mystik war. Und wenn die Gothik in Siena einzog wie ein langersehnter freundlicher Schutzgeist (Cornelius), so dankt sie ihre Aufnahme wohl dem Wirken ihrer heimischen Schwester, der Mystik. Die Andacht des Mystikers war das Streben nach einer unmittelbaren Vereinigung mit Gott, ein ekstatisches Hinschwelgen in die Sphären des Uebermenschlichen, ein Sich-Verlieren und Wiederfinden im Angesicht Christi, des Gottes, des Geliebten. Welch ein Ueberschwang der Heilssehnsucht west in den Dichtungen eines Jacopone da Todi, der im Tanze um Christum wirbt:

Liebhaber all, die ihr den Herren liebt,
Kommet zum Tanz, singet von Liebe.
Kommet zum Tanz ganz in Liebe getaucht
Des Verlangens voll nach eurem Schöpfer,
Von Liebe brennend, das ganze Herz entflammt
Seied gewandelt — in höchster Glut.
Erglüht von Feuer und Brand
Außer euch wie im Wahnsinn
Umarmet Christum, umarmt ihn nicht matt,
In diesem Reigen zerschmelz euch das Herz.
Wie am Feuer das Eis zerschmilzt mir das Herz,
Wenn Christum im Geist ich umarme —
Liebe schrei ich, von Liebe vergeh ich,
Versinke in Liebe, trunken von Liebe.

Mit gleichen Empfindungen nähert sich der ekstatische Beter der Jungfrau Maria, der seit den Tagen des heiligen Franz von Assisi immer mehr der Kult der Kirche sich zuwendet. Es kommt dahin, daß fast alle Andachtsbilder Marienbilder werden. Damals wird für

Digitized by Google

die Kunst der Stoff gefunden, der jahrhundertelang ihr schönstes Problem bleibt, die Gottesmutter mit ihrem Kinde. Wenn auch in Michelangelos Tondo das Menschlich-Bodenhafte und in Rafaels Sixtinischer Madonna das Uebermenschlich-Entrückte in der Verkörperung zur höchsten Form gelangte, das Göttliche ist nie wahrhaftiger und gegenwärtiger auf der Erde gemalt worden, als in Duccios Rucellaibild, als in seinem Dombilde, als in Simones Maestà. Den Gotteswesen dieser Bilder darf der Gläubige in jener sinnlich-übersinnlichen, brünstigen Sehnsucht sich nahen, sie darf er zu herzen und zu umarmen wünschen, bis zur Tollheit, bis zum zerfließenden Hinschwinden des Ichs. Denn bei ihrem Anblick kann nur Reinheit die Seele erfüllen, alles Mindere ihres Gehalts verschwindet vor ihrer hehren Göttlichkeit.

Als die Menschen so göttlich waren, daß Gott menschlich werden konnte und Bräutigam genannt werden durfte und Braut, da brauchten die Maler einen Stil, dem alles Gewöhnliche zuwider war, der von seinem innersten Wesen her jede triviale Gestalt, jede Alltagsgeste verabscheute und nach sensitiver Verfeinerung suchte. Dem knienden Beter mußte ein einziger Zug, der ihn von fern an den Nachbar mahnte, ein Greuel sein. Die Vornehmheit der gothischen Stilempfindung brachte da die rechte Kunst: ihre Linien, ihre Farben, die Feinheit ihrer Arbeit waren Elemente, die außerhalb des Erdendaseins lagen. Ein Bild von solchem Geiste war würdig des Hochaltars, des Weihrauchdampfes, der Sänge, der Gebete und der sehnsüchtigen Seufzer.

Das Beten des Mystikers ist ein Zustand der Erregtheit, der gesteigerten Sensibilität, des inneren Schauens, der Ekstase. Es bedarf der Bemühung zu solcher Abscheidung des Irdischen aufzusteigen; Kasteiungen und Fasten sind gute Hilfen. Aber das schimmernde strahlende Bild auf der Höhe des Altars, von Gold und Steinen glänzend, war wie eine Ahnung des Jenseitigen, wenn es dem Beter in den Wolken des Weihrauchs erschien: Seine Augen hingen gebannt daran und es wirkte auf ihn als der Fascinierungspunkt einer Hypnose, der erst sammelt und dann entrückt. So muß man in dem schönen gleißenden Schein der sienesischen Bilder mehr suchen, als die Aeußerung eines eitlen Volkes. Das Gold und Geschmeide gehört zu der engelhaften Linie und der himmlischen Farbe: sie alle geben den Akkord, der keinen Mißlaut hat, der sammelt und den Menschen in ekstatischem Schwunge über sich erhebt.

Daß in Siena diese Kunst der Mystik sich ausleben konnte bis

Digitized by Google

zur letzten Erschöpfung und in eine Zeit hinein, zu der überall sonst die Kunst realistisch war, das ist offenbar die Frucht der eigentümlichen Geistesanlage der Sienesen, die einhundertzwanzig Jahre nach dem Tode des heiligen Franz von Assisi eine weibliche Heilige seines Wesens hervorbrachte, die 1347 geborene und 1380 gestorbene heilige Catarina von Siena. Zu einer Zeit also, wo der italienische Geist mit vollen Segeln dem Heidentum zustrebte, ersteht in Siena eine Wiederbeleberin des christlichen Mittelalters. Als Kind hatte Catarina Benincasa, die Tochter eines Färbers, die Vision der Verlobung mit Christus, ihrem himmlischen Bräutigam. Ihm bleibt das ganze Leben ihre Liebe treu, und sie spricht von ihm wie von ihrem Geliebten. Sie schlief auf einem Brette, ihr Kopfkissen war ein Stein, und Kasteiungen und Schlafentziehung bewirkten einen Trancezustand, in dem sie das Tor des Jenseits geöffnet sah, während ihr Körper, die Gesetze der Schwere überwindend, über dem Boden schwebte. Sie galt schon zu Lebzeiten als Heilige, und ihre Heiligkeit gibt ihr das Recht, Fürsten und Päpsten zu raten, sie zu ermahnen und zur Buße zu rufen. Aber auch den Elendesten des Daseins gilt ihre Sorge, und unter ihren Briefen findet sich einer an eine Courtisane. Zum vollen Glanze stieg ihr Leben, als es ihr gelang, den Papst von Avignon nach Rom zurückzubringen. Ihre Schriften sind auf uns gekommen, und es glänzt aus ihnen so viel Stärke des inneren Schauens, daß sie auch heute noch trotz alles Bombastes den Menschen mit mystischer Sehnsucht das schönste Evangelium sind.

In letzter Linie ist aber doch wenig genug für die Erklärung der sienesischen Malerei getan, wenn die innige Zusammengehörigkeit des gothisch-sienesischen Stils mit der Mystik betont ist. Die eigentliche Kunstleistung bleibt etwas Absolutes. Sie ist da, weil ein Volk da ist, in dessen Instinkten ein Trieb zum Schönen drängt, das nie von ihm verlassen wird, das auf ihn lauscht und ihm folgt. Das taten die Sienesen.

So war denn auch ihr Volkstum im stande, auf die Künstler der mystischen Innerlichkeit und des gotischen Schwunges den Jacopo della Quercia folgen zu lassen, der unbegreiflich wie aus Urzeugung seine grandiose Kunst hervorbrachte. Durch ihn hat Siena einen sehr bedeutenden Anteil an der großen Umwälzung der Kunst, die zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sich vollzog und Renaissance geheißen wird. „Stürmisch wie Donatello, klar wie Ghiberti", sagt Burckhardt von ihm, und man kann noch Höheres von ihm meinen, wenn man weiß, daß die herbe ablehnende Individualität

Digitized by Google

Michelangelos sich dem Einfluß seiner Werke hingegeben hat. Es war ein Element in seinem Wesen, das Quercia über seine berühmteren Mitkämpfer um die neue Kunst, über Donatello und Ghiberti hinausgehoben, ein Element, das keine unmittelbare Einwirkung auf die Zeit hatte, das aber in Michelangelos Streben seine Fortsetzung fand. Es meldet sich noch kaum in dem Grabmal der Ilaria im Dome zu Lucca, in welchem er unvergeßliche Klänge des „Schwanengesanges der Gotik" ertönen ließ, erkennbar ist es in der Fonte Gaja, von der seiner Vaterstadt nur Trümmer geblieben sind, aber fertig und voll entwickelt bietet es sich dem staunenden Auge an den Portalskulpturen von S. Petronio in Bologna. Es ist die Syntheſe von Größe und Wucht des körperlichen Daseins, von explosiver lodernder Belebung von Innen heraus bis zu jedem Zuge des Gesichtes und jeder Bewegung des Körpers, von weiser Knappheit in der Oekonomie der Mittel, die nur das Wesentliche zuläßt, und von Klarheit und Stileinheit der bildnerischen Arbeit. Michelangelo hat in seiner Richtung auf „das Erhabene und Schwerwuchtige", in der er einsam in seiner Zeit stand, dem Schöpfer der Tür von S. Petronio willig tiefen Einfluß auf sein eigenes künstlerisches Schaffen eingeräumt. Er fühlte die geistige Verwandtschaft so unmittelbar, daß er zu seinen Bologneser Arbeiten mehrfach Werke des Quercia als Vorbild nahm. Und die Einwirkung dauerte fort, sodaß Cornelius, der Biograph Quercias aussprechen konnte: „Der Gestaltenkreis der sixtinischen Decke, der uns heute als das Höchste gilt, was die menschliche Phantasie geschaffen, hat seinen Ursprung in den Werken des Quercia." Durch solchen Hinweis auf die Wahlverwandtschaft mit dem Genius des Michelangelo wird vielleicht am klarsten die Art von Quercias Größe deutlich.

Mit seinem Tode im Jahre 1438 ist die große Zeit der sieneſischen Kunst zu Ende. In Herrlichkeit hatte sie angefangen mit der Schöpfung des Doms und Duccios Maestà, in stürmischer Wucht vollendet sie sich durch Quercia. Inbrünstiges Schönheitsstreben erfüllt ihren ganzen Lebenslauf und führt sie durch die Stilwandlungen der Zeit von den weichen Linien und zarten Farben der Gotiker bis zur grandiosen Mächtigkeit ihres Renaissancekünstlers Quercia mit unfehlbarer Sicherheit stets zur Vollendung. Ein vollkommenes, aus sich gewachsenes, nach eigenen Gesetzen sich meisterndes, der Alltagsgeste fernes, unvergleichliches Gebilde, das ist die sieneſische Kunst.

Digitized by Google

Die Berliner Zeitungen während der französischen Revolution.*)

Mit Benutzung der Akten des Geheimen Staats-Archivs.

Von

Ernst Consentius.

Als Friedrich der Große gestorben war, blieb zunächst alles beim Alten. Auch nach dem 17. August 1786 versah der Geheimrat Marconnay die Zeitungszensur, und auch nach dem 17. August 1786 berichteten die Zeitungen gelegentlich von Standeserhöhungen in ihren Spalten, bevor das Diplom vom Könige unterschrieben war. Die Redakteure fragten nicht immer bei der Geheimen Staats-Kanzlei vor der Veröffentlichung an, wie sie sollten. Statt daß nachmittags um fünf Uhr die Blätter beim Zensor waren, kam es auch jetzt vor, daß der Setzer erst abends um neun Uhr, oder gar in der Nacht um elf, die Zeitung so weit fertig hatte, daß sie dem Geheimen Legationsrat von Marconnay zur Revision ins Haus gebracht werden konnte. Der Zensor klagte, er müsse die Zeitungen dann in solcher Eile lesen, daß leicht etwas Unrechtes stehen bleiben könne. Das Kabinetts-Ministerium erließ wie früher, auch nach dem Tode des großen Königs eine Verordnung, daß bei Standeserhöhungen und allen anderen Gnadenbeweisen ein Attest dem Zensor vorzulegen sei, welches nicht nur die Richtigkeit der Nachricht verbürgte, sondern bezeugte, daß Chargen- und Stempelkasse befriedigt wären; sonst durfte der Artikel in der Zeitung nicht stehen bleiben. Wünsche von Privatpersonen, die oder jene Beförderung bekannt zu machen, hatten die Zeitungsexpeditionen unberücksichtigt zu lassen. Und der Minister von Finckenstein bestimmte wieder, daß alles, was nach fünf Uhr abends dem Zensor vorgelegt würde,

*) Vergl. „Preußische Jahrbücher" Band 115 Heft 2 S. 220 ff.

Digitized by Google

Michelangelos sich dem Einfluß seiner Werke hingegeben hat. Es war ein Element in seinem Wesen, das Quercia über seine berühmteren Mitkämpfer um die neue Kunst, über Donatello und Ghiberti hinausgehoben, ein Element, das keine unmittelbare Einwirkung auf die Zeit hatte, das aber in Michelangelos Streben seine Fortsetzung fand. Es meldet sich noch kaum in dem Grabmal der Ilaria im Dome zu Lucca, in welchem er unvergeßliche Klänge des „Schwanengesanges der Gotik" ertönen ließ, erkennbar ist es in der Fonte Gaja, von der seiner Vaterstadt nur Trümmer geblieben sind, aber fertig und voll entwickelt bietet es sich dem staunenden Auge an den Portalskulpturen von S. Petronio in Bologna. Es ist die Synthese von Größe und Wucht des körperlichen Daseins, von explosiver lodernder Belebung von Innen heraus bis zu jedem Zuge des Gesichtes und jeder Bewegung des Körpers, von weiser Knappheit in der Oekonomie der Mittel, die nur das Wesentliche zuläßt, und von Klarheit und Stileinheit der bildnerischen Arbeit. Michelangelo hat in seiner Richtung auf „das Erhabene und Schwerwuchtige", in der er einsam in seiner Zeit stand, dem Schöpfer der Tür von S. Petronio willig tiefen Einfluß auf sein eigenes künstlerisches Schaffen eingeräumt. Er fühlte die geistige Verwandtschaft so unmittelbar, daß er zu seinen Bologneser Arbeiten mehrfach Werke des Quercia als Vorbild nahm. Und die Einwirkung dauerte fort, sodaß Cornelius, der Biograph Quercias aussprechen konnte: „Der Gestaltenkreis der sixtinischen Decke, der uns heute als das Höchste gilt, was die menschliche Phantasie geschaffen, hat seinen Ursprung in den Werken des Quercia." Durch solchen Hinweis auf die Wahlverwandtschaft mit dem Genius des Michelangelo wird vielleicht am klarsten die Art von Quercias Größe deutlich.

Mit seinem Tode im Jahre 1438 ist die große Zeit der sienesischen Kunst zu Ende. In Herrlichkeit hatte sie angefang[illegible] mit der Schöpfung des Doms und Duccios Maestà, in stür[illegible] Wucht vollendet sie sich durch Quercia. Inbrünstiges Sch[illegible]en er füllt ihren ganzen Lebenslauf und führt sie durch [illegible]dlu[illegible] der Zeit von den weichen Linien und zarten F[illegible] zur grandiosen Mächtigkeit ihres Renaissan[illegible] unfehlbarer Sicherheit stets zur Vollendun[illegible] sich gewachsenes, nach eigenen Gesetzen [illegible] geste fernes, unvergleichliches Gebilde, [illegible]

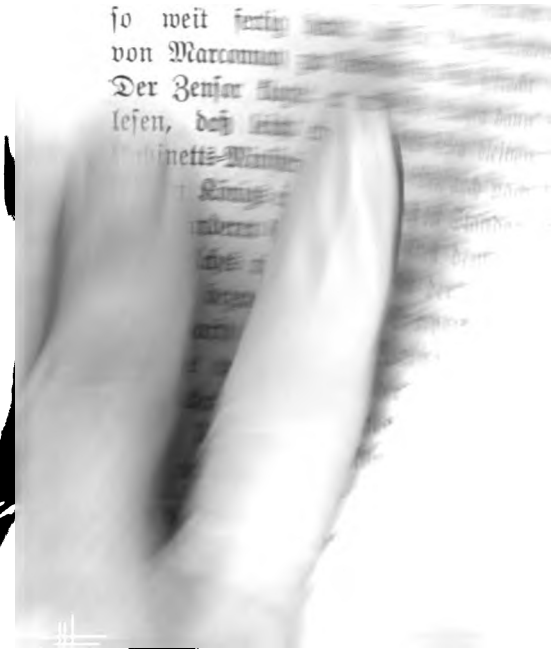
Digitized by Google

Die Berliner Zeitungen während [illegible] Revolution.

[illegible]

Ernst [illegible]

Als Friedrich [illegible]
beim Alten. [illegible]
heimrat [illegible]
17. August [illegible]
Standeserhöhungen [illegible]
Könige unter[illegible]
bei der Ge[illegible]
wie sie sollten. [illegible]
beim Zensor [illegible]
abends um [illegible]
so weit fertig [illegible]
von Marcomm[illegible]
Der Zensor [illegible]
lesen, daß [illegible]
[illegible]inetts-Mi[illegible]
[illegible]



Digitized by Google

„auf den nächstfolgenden ZeitungsTag wird zu warten haben." (Verordnung vom 18. September 1786.) Es erfolgten Verfügungen und Befehle, aber selten Bestrafungen für ihre Uebertretung. Nur das Polizei-Direktorium nahm die Haude und Spenersche Zeitung eines Avertissements wegen in zwanzig Taler Strafe. Die Polizei erklärte: ihr stünde die Zensur der Inserate zu, es sei „auch von jeher die Observantz gewesen, daß die Avertisements in den Zeitungen erst vom Policey-Directorio revidiret" würden (21. August 1788). Die Spenersche Zeitung mußte die Strafe zahlen. Denn Finckenstein und Hertzberg sagten: „Wir besorgen unserer Seits nur die Censur der politischen Artikel; indessen halten wir dafür, daß wegen solcher Avertisemens die Gegenstände betreffen, welche zu dem Ressort des Polizey-Directorii gehören, es der Ordnung sehr gemäß ist, die Censur davon dem Polizey Directorio zu überlassen" (20. September 1788).

Wie die Polizei einen Teil der Zeitungs-Zensur für sich in Anspruch nahm, so tat es auch das Collegium medicum, gestützt auf alte Vorschriften. Verbot das Departement der auswärtigen Affären — die eigentliche Zensurbehörde für die politischen Blätter — dem Intelligenz-Komtoir und den beiden Berliner Zeitungen, Abgang und Ankunft hiesiger und fremder Kuriere bei zehn Talern Strafe weiterhin bekannt zu machen, weil es „für den Königl. Dienst nachtheilig" wäre (28. Juni 1791), so waren derartige Verbote auch unter der Regierung Friedrichs des Großen erlassen worden. — Der Thronwechsel bedeutete also zunächst keine Aenderung des alten Systems. Zu Friedrichs des Großen Zeiten las auf der Langen Brücke eine Frau für einen Dreier dem neugierigen Publikum die Zeitungen vor; auch nach des Königs Tode wurden Flugschriften auf den Brücken und öffentlichen Plätzen feilgeboten.

Der Versand der sogenannten Berliner Blättchen, der geschriebenen Berliner Zeitungen, hatte gleichfalls nach Friedrichs des Großen Tode nicht aufgehört. Das Gewerbe der Bulletinschreiber wurde stillschweigend geduldet. Mehrere Korrespondenten in Berlin und Potsdam verschickten wöchentlich ihre Nachrichten. Dem Postmeister Scheele waren zahlreiche Briefe der Art, die regelmäßig wiederkehrten, aufgefallen. Und als das Kabinetts-Ministerium der Sache nachging, wußte Scheele am 13. April 1787 zu melden, daß von einer geschriebenen Zeitung „Sr. Königl. Majestaet ein Exemplar . . . seit einigen Monaten zugeschickt

Digitized by Google

werden muß, Allerhöchstdieselben den Verfaßer Namentlich wißen: bis dato aber deren Zurück Behaltung nicht befohlen haben." Das Berliner Blättchen, das Friedrich Wilhelm II. las, wurde nicht etwa dem richtigen Adreßaten, der darauf abonniert hatte, entzogen; Scheele ließ nur in jeder Woche die geschriebene Zeitung für den König abschreiben.

Dasselbe Blatt, wie der König, las der Collega Gymnasii zu Frankfurt am Main, namens Schiller, ein Zeitungsschreiber und ein Mann von gutem Rufe. Er bezog es durch Vermittlung einer Frankfurter Buchhandlung, zahlte das halbe Jahr sechs Louis neufs dafür, erhielt die Zeitung richtig, strich sich an, was ihm gefiel und setzte die angestrichenen Nachrichten ins Staats-Ristretto, das er herausgab. Wer das Nachrichtenblatt eigentlich schriebe, wußte Schiller nicht. Er vermutete, es sei ein gewisser Kunze, Kommis beim Hofbuchdrucker Decker. Von Schiller erhielt der preußische Resident in Frankfurt a. M., von Böhmer, eine ganze Anzahl dieser Bulletins ausgehändigt. Um sich für eine Nachricht, die sein Staats-Ristretto gebracht, zu rechtfertigen, hatte Schiller seine Bezugsquelle angegeben. Und beim Vergleich dieser Bulletins mit den Hamburger und Altonaer Zeitungen stellte Böhmer fest, daß „auch diese Zeitungs Schreiber mit zu der Zahl der Abonnenten des p. Kuntzen ohnfehlbar gehören müßen." Auch nach Bayreuth und Erlangen gingen die Berliner Blättchen im Jahre 1787. Der König kannte den Verfasser einer von diesen Berliner geschriebenen Zeitungen besser als seine Beamten. Stillschweigend sah er dessen Geschäfte zu und störte ihn nicht, nur sollte sich der Schreiber nicht mit der Politik befassen, als der König seine Truppen nach Holland marschieren ließ. Eine Kabinettsordre lautet: „Mein lieber Etats und Cabinets Ministre Graf von Hertzberg! Anbey stelle Euch abermahls einen Auszug des Berliner Neuigkeits Krämers zu, welcher sich wiederum mit Politischen sachen abgiebt, u. welches ihm unumgänglich entsagt werden muß. Ich bin Euer Wohl Affectionirter König. Potsdam den 14ten Octobre 1787." Zu diesem Befehle fügte der König mit eigener Hand hinzu: „Der dieses blat schreibt heist Förster uud ist Cassirer bei der Stempel Cammer. FrWilhelm."

Seinen nächsten Wochenbericht gab Johann Gottlieb Förster in zweiundfünfzig Exemplaren zur Post. Scheele ließ wieder eine Abschrift für den König anfertigen, sandte auch am 20. Oktober 1787 ein Blatt, das der Geheimrat von Buch in Stolpe erhalten

Digitized by Google

sollte, dem Minister von Hertzberg zur Einsicht. Und da Hertzberg, der kein sonderlicher Freund der Bulletins war, bis zum 21. Oktober noch nichts befohlen hatte, schickte die Post, nach wie vor, das geschriebene Zeitungsblättchen den einzelnen Geschäftsfreunden des betriebsamen Journalisten und Kassirers zu.

Diese keiner Zensur — höchstens einer Kontrolle durch die Post — unterworfenen Blätter waren in den Provinzen willkommener als gedruckte Zeitungen. Der Empfänger las sie, gab sie guten Freunden weiter; und alle, denen die Bulletins in die Hand kamen, empfanden den Reiz, daß sie etwas Geheimes, wenn nicht gar Verbotenes lasen. Das Abonnement war nicht billig. Aber die Leser wurden dafür durch Einzelheiten entschädigt, die niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt waren.

So hieß es in dem Berliner Bulletin vom 28. Januar 1787, das Schiller empfing: am Geburtstage des Prinzen Heinrich hätte der Hof von dem goldenen Service gespeist; dem wurde hinzugefügt: „Im übrigen herrschte an dieser Tafel eben so viel steifes wie bei der vorigen Regierung, denn der König sprach mit Niemanden wie mit dem Prinz Heinrich und den beyden Generals Prittwitz und Moellendorff." Am 4. Februar wurde berichtet: „Man kann es eigentlich keine Aussöhnung nennen, wenn der Printz Heinrich seine Gemahlin jetzt zum öftern sieht, und sie an allen Lustbarkeiten Theil nehmen läßet, denn Se Hoheit haben von jeher diese vortrefliche Prinzeßin verehrt. Der regierenden Königin gebühret das Lob die kleinen Hinderniße zwischen beyden gehoben zu haben. Unerwartet war es der Printzeßin, als der Printz den 24ten v. M. ihr einen guten Morgen sagen und sie zur Comoedie, die er in seinem Palais aufführen läßt, einladen ließ. Die Einladung wurde angenommen, der Printz holte die Prinzeßin ab, und sprach mit seiner Gemahlin während der Comoedie in Gegenwart der Königin sehr viel, speiset auch jetzt zum öftern mit ihr. Seit dieser Zeit hat der ganz eigene Ton dieses Hofes einen Stoß bekommen; die Königin hat es aber nicht vermocht ihre Freude zu unterdrücken, sondern hat öffentlich gesagt: über kein Geschenck könne sie sich so freuen, als über die glückliche Lenckung des Durchlauchten Paares." Vom Kronprinzen und seinem neuen Gouverneur, dem Grafen Brühl, hieß es im nämlichen Blatte: „Etwas mehr Gewandheit, und ohngefehr so viel wie der Printz Ludewig müste er haben. Er tantzt schlecht. Der Graf Brühl rieth ihm sich noch einige Stunden im Tantzen Unterricht geben zu

Digitized by Google

laßen. Dies verwarf er, und bat, ihn dafür ins Zeughauß oder auf den Wacht-Paraden zu führen. Außer der Mutter küßt er keinem Frauenzimmer die Hand." Auch von des Königs intimen Verhältnissen sprach der Berichterstatter, ein rechter Berliner. Am 31. März 1787 wußte er zu melden: „So bald der Monarch nach Potsdam gegangen war, packte die Demoiselle Encke auf und gieng wegen ihres Mannes des Cämmerier Rietz auch dahin. Sie hat zwar kein Quartier auf dem Schloße oder auf dem Sanssouci, unterdeßen erscheint sie dann und wann vielleicht wegen ihres Mannes an beyden Orten. Diese Reise erregt da wo es seyn kann finstere Gesichter. Uebrigens ist das Benehmen der p. Encke fast unnachahmlich. Sie erscheint in den Gesellschaften ohne alle Prætension, kommt jedweden mit Höflichkeit zuvor und über ihre Lippen kommt nie der Nahme desjenigen, den sie wirklich sehr verehrt und zu verehren auch Ursach hat. Das was sie in gleichgültigen Dingen gerne durchsetzen möchte, gelingt ihr. Sie hatte z. E. Lust auf den Ball in der Stadt Paris zu seyn, der nur eigentlich für Adeliche gegeben wird. Sie ließ einen der ersten adelichen Tänzer, einen sonst sehr artigen und hübschen Mann zu sich bitten, und ersuchte ihn, ein Mittel ausfindig zu machen, damit sie auch auf diesem Ball seyn könnte. Dieser schlug es ihr rund ab, weil der Ball nur für die Noblesse wäre.

Sie setzte sich im Wagen, fuhr zu einem angesehenen Mann deßen Diener ihr nicht melden wollte weil just wichtiger Vortrag war. Sie schickte den zu solchen Aufträgen legitimirten Bothen mit ein Billet ab — und es wurde in den Zeitungen angekündiget, daß auch Bürgerliche zu diesem Ball Zutritt haben könnten.

Ihr Sohn erhält die Hälfte des Preuß. Wappens von oben bis unten durchgeschnitten, so daß auch ein ganz kleiner Theil vom Scepter darin zu sehen ist." — Zur Probe noch eine kurze Meldung vom 14. April 1787: „Der König hatte schon als Cron Printz einen schönen Garten bey Potsdam an der sogenanten heiligen See. Zu diesem Garten haben Höchstdieselben noch den Weinberg des General v. Goetz gekaufft, und laßen nun daselbst ein schönes Schloß von 24. Fenster en front bauen. Es ist dieses die schönste Gegend. Man bestimt den Ort für eine Dame, die zuweilen den Welt Getümmel ausweichen will."

Daß der König derartige geschriebene Zeitungen, die er selbst gelesen, aus seiner Residenz fortschicken ließ, ist ein Beweis, daß Friedrich Wilhelm II. zu Anfang seiner Regierung wirklich seinen

Digitized by Google

„Unterthanen alle erlaubte Freyheit gern accordiren" wollte — wenigstens so weit, wie diese Freiheit nicht im Widerspruch zu dem berüchtigten Religionsedikt vom 9. Juli 1788 stand. Hatte die Gewissensfreiheit unter der Herrschaft Wöllners zu leiden, folgte auf das Religionsedikt das Zensuredikt vom 19. Dezember 1788 und wurde am 14. Mai 1791 von dem mächtigen Minister die Geistliche Immediat-Examinations-Kommission eingerichtet — diese Maßnahmen, die, im Interesse des Religionsedikts getroffen, den Buchhandel beschwerten, berührten die politischen Zeitungen zunächst nicht. Das Kabinetts-Ministerium war nicht abhängig von Wöllner, dem Chef des geistlichen Departements.

Erst die französische Revolution war der Anlaß zu strengeren Befehlen gegen die Gazetten. Die wirksame Aufforderung zu einer genaueren Ueberwachung des gedruckten Wortes kam aus Wien, vom Kaiser. Als die anarchischen Zustände in Frankreich gefahrdrohend wurden, war die entschiedene Stellungnahme gegen die Revolution eine Reichsangelegenheit. Anfangs hatten die Ereignisse in Paris, die Berufung der Reichsstände nach Versailles, die National-Versammlung und der Sturm auf die Bastille das Ausland sehr wenig gekümmert. Das preußische Kabinettsministerium nahm daran so geringen Teil, daß es die Aufsicht darüber, wie die Pariser Nachrichten in die Zeitungen kämen, dem Zensor völlig überließ. Auch als ein neuer Zensor, der Geheime Legationsrat Renfner, Marconnays Posten einnahm und ein langbewährter Beamter auf seinen eigenen Wunsch von dem Zensurgeschäfte befreit wurde, als die Kabinettsminister am 12. Juli 1791 die Verleger anwiesen, ihre Blätter dem neuen Zensor zur Revision zu bringen, da taten sie es mit dem Bemerken: „Einer weitern Censur bedarf es weiter nicht da keiner von den Cabinets Ministres sich damit beschäftigen wird und bleibt deren Entscheidung nur bey zweifelhaften Fällen vorbehalten."

Das sollte sich sehr bald ändern.

Besitzer der Haude und Spenerschen Buchhandlung und mithin Besitzer der Spenerschen Zeitung waren Frau Sophie Helene Spener und zwei ihrer Söhne, Johann Carl und Friedrich Gottlieb. Sie hatten am 1. April 1787 eine erneute Konfirmation ihres Privilegs erhalten „auch in Betracht des löblichen Eifers, mit welchem diese Haude- und Spenersche Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen sich bisher haben angelegen seyn laßen, nüzliche Kenntniße aller Art zu verbreiten und gute Ge-

Digitized by Google

sinnungen zu befördern". Die Vossische Buchhandlung und die Vossische Zeitung besaß Christian Friedrich Voß, der Aeltere. Seit dem Jahre 1746 hatte er dem von ihm begründeten Geschäfte vorgestanden und aus der Erbschaft seines Schwiegervaters Rüdiger 1751 die Zeitung überkommen. Als er sich zur Ruhe setzen wollte, verkaufte er am 30. Dezember 1790 sein Haus, seine Buchhandlung und die Zeitung mit gewissen Bedingungen seinem ältesten Sohne, Christian Friedrich Voß, dem Jüngern. Aber der Sohn sollte zwei Tage vor dem Vater sterben, am 22. April 1795. Die anderen Kinder des älteren Voß führten nun mit der Witwe des jüngeren Voß einen langwierigen Prozeß über die Bedingungen, unter denen die Zeitung und die Buchhandlung ihrem verstorbenen Bruder verkauft wären. Das Gericht mußte entscheiden, wie weit die Witwe des jüngeren Voß und die anderen Kinder des alten Voß an dem Nachlaß beteiligt wären. Erst im Jahre 1802 wurden die Besitzverhältnisse der Zeitung geordnet. Selbstverständlich konnte der lange Streit der Besitzer für die Vossische Zeitung nicht vorteilhaft sein.

Beide Berliner Zeitungen spielten keine große politische Rolle, ebensowenig wie unter der Regierung Friedrichs des Großen. Die Zeitungen waren noch nicht Organe von Parteien, sondern lediglich Nachrichtenblätter. Und da sie von altersher keine selbständige Meinung vertreten durften, waren in ihnen auch keine aufrührerischen Grundsätze, die Empörung und Umsturz unter dem Volk verbreiteten, zu finden. Vor diesem Geiste, der von Frankreich ausging und die öffentliche Ruhe bedrohte, hatte das Schreiben des römischen Kaisers vom 3. Dezember 1791 gewarnt und von den Reichsfürsten eine wachsame Aufsicht über die Urheber, Verfasser und Verbreiter solcher Schriften, die der Empörung dienten, gefordert; eine scharfe Bestrafung der Schreiber und unnachsichtige Konfiszierung solcher in- und ausländischen Schriften verlangt. Von Reichswegen war eine scharfe Kontrolle über die Art, wie von der französischen Revolution geschrieben oder berichtet würde, empfohlen, damit nirgends im Reiche öffentliche Unruhe und Empörung geschehe. — Der Kaiser wußte, daß die Fürsten in dieser Sache mit ihm gehen würden. Am 5. Januar 1792 sprachen die preußischen Kabinettsminister, Finckenstein, Schulenburg und Alvensleben ihrerseits den Wunsch aus, von sämtlichen inländischen und ausländischen Zeitungen unentgeltlich und portofrei ein Exemplar zu erhalten. Wie das Kabinettsministerium sagte, hätte es darüber zu wachen,

Digitized by Google

wie die öffentlichen Ereignisse in den Landeszeitungen bekannt gemacht würden. Und die Minister wollten nun auch alle ausländischen Blätter, die in Preußen gelesen würden, durch Vermittlung des Generalpostamtes gesandt haben.

Die Arbeit, der sich das Kabinettsministerium aus eigenem Antriebe unterziehen wollte, machte Friedrich Wilhelm II. jetzt auch seinen Ministern ausdrücklich zur Pflicht. In der Kabinettsordre vom 3. Februar 1792 bezeugte der König seine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Schreiben des Kaisers. Ein „wachsameres Auge, als man bishero gehabt", war nötig, um revolutionäre Schriften zu unterdrücken. Das kaiserliche Zirkularschreiben war der äußere Anlaß für Friedrich Wilhelm II., seine eigenen Ansichten, wie dem Uebel abzuhelfen wäre, in nachdrücklichster Weise ausführlich auszusprechen. Er tat es am 4. Februar 1792 und befahl dem Grafen Finckenstein, als ältestem Etatsminister, sofort einen allgemeinen Staatsrat zu berufen. Mit äußerster Schärfe sollten boshafte Schriftsteller, Drucker und Verleger an Leib und Leben gestraft werden. Samt und sonders hatten die Minister, „als treue Diener des Staats, diese Sache in reifliche Erwägung, und keines weges auf die leichte Achsel zu nehmen". Der König wollte, daß alle Druckereien und Buchhandlungen unter beständiger, strenger Aufsicht stünden. Kein Buch — auch wenn es von auswärts käme — sollte feil gehalten werden, bis es zensiert sei, wenn darüber „auch aller Buchhandel zu Grunde ginge", wie der König sagte. Ueber diesen Punkt wollte Friedrich Wilhelm keine Einwendungen hören. Die Minister hatten nach dem Befehle des Königs die Verantwortung zu tragen, wenn die Zensoren und Fiskäle nicht ihre Schuldigkeit täten.

Das waren sehr ungnädige Verordnungen und strenge Befehle des Königs, der die Minister tadelte, daß sie es an der genügenden Aufsicht fehlen ließen. Friedrich Wilhelm II. wies die Leiter seiner Politik jetzt an, „genau Acht [zu] haben daß nicht auf den Cantzleyen und Registraturen von Sachen die nicht publici juris werden sollen, Abschriften genommen, und ofte sogar außerhalb Landes verbreitet, und öffentlich gedrukt werden, als worauf ich hiermit ohnausbleibliche Cassation gesezt haben will. Wie denn auch den Bulletins-Schreibern das Handwerk gelegt, und diesen Unfug bey Vestungs Strafe nicht weiter gestattet werden muß." — Dementsprechend wurde durch Erlaß vom 28. Februar 1792 alle Bulletinschreiberei verboten. Allerdings, um unangenehmes Aufsehen zu vermeiden,

Digitized by Google

durch keinen öffentlichen Befehl; man beschränkte sich auf ein Zirkular an die Kammern.

Daß man über Einzelheiten der französischen Revolution nicht leichthin in Berlin berichten durfte, hatte schon vorher der Verfasser einer geschriebenen Zeitung, Johann Gabriel Woltersdorff, erfahren. Er war Schreiber beim Hofrat Beyer und betrieb die Zeitungsschreiberei etwa seit 1787 in Berlin, schickte seine Bulletins nach Liegnitz, Bunzlau, Kempten, Heidelberg, Utrecht, Nimwegen, Amsterdam und dem Haag. In seinem Bulletin vom 7. Dezember 1790 war gesagt: „Alle Nachrichten von Paris stimmen darinn überein, daß der größte und mächtigste Theil der National-Versammlung damit umgehe, dem König und der Königin von Frankreich einen förmlichen Proceß zu machen. Ersterer soll als ein Despot, Letztere aber, als eine Verschwenderin der Schätze des Staats, angeklagt werden." König Friedrich Wilhelm II. las diese Zeitung, daß ein gekröntes Haupt von der Demokratie sollte zur Rechenschaft gezogen werden. Und wo alle Souveräne eine einzige große Familie bildeten, ließ er den Bulletinschreiber für seine ungebührliche Meldung drei Tage ins Gefängnis sperren; und als Woltersdorff seine Strafe abgesessen, verbot ihm der Polizeipräsident Eisenhart im Namen des Königs alle weitere Bulletinschreiberei. In diesem Falle handelte es sich darum, daß ein Journalist die unantastbare Würde des Königtumes durch seine Meldung verletzt hatte. Ein zeitungsmäßiges Berichten über Ereignisse unpolitischer Natur sollte an und für sich noch nicht strafbar sein. Bestraft sollte jede Bulletinschreiberei erst werden nach Erlaß der Kabinettsordre vom 4. Februar 1792, die diesen Unfug mit Festungsstrafe geahndet wissen wollte. Eine Kabinettsordre vom 21. Februar 1792 wiederholte diese Verfügung, und das Zirkular vom 28. Februar 1792 machte sie den Kammern bekannt. So wurde eine früher geübte Toleranz in Härte verkehrt.

Auf Grund der Kabinettsordre vom 4. Februar 1792 trat das Staatsministerium unter Finckensteins Vorsitz zu gemeinsamen Beratungen zusammen. Was geschehen konnte, war — abgesehen von dem Verbot der Bulletinschreiberei — lediglich eine genaue Befolgung der bestehenden Zensur- und Strafgesetze bei erhöhter Aufmerksamkeit auf alles Ungesetzliche. Denn es war schlechterdings unmöglich, die Forderung des Königs zu erfüllen und sämtliche Bücher, die von der Messe und von auswärts kamen, zensieren zu lassen, ehe sie zum Verkauf freigegeben würden. Das hätte eine

Digitized by Google

sehr zahlreiche Zensurkommission oder besser, ein absolutes Verbot, mit fremden Büchern zu handeln, nötig gemacht und — in keinem Falle Nutzen gehabt, wohl aber den Buchhandel zu Grunde gerichtet. Das gesamte Staatsministerium mußte sich gegen eine solche Maßregel erklären und tat es in sehr würdiger Form.

Wie schwierig eine allgemeine Aufsicht — auch über ein viel kleineres Gebiet — war, zeigt ein besonderer Fall. Nicht erst die ungnädigen Befehle des Königs hatten die Minister an ihre Pflicht erinnert. Aus eigener Initiative hatten sich die Kabinettsminister — wie gesagt — ja schon zu einer strengeren Aufsicht über das ganze Zeitungswesen entschlossen und vom Generalpostamt die Zustellung aller im Lande gelesenen Blätter gewünscht. Nur war der Bezug dieser Zeitungen durch die Post nicht so einfach. Die Verwirklichung dieses Wunsches mußte auf Schwierigkeiten stoßen. Denn den fremden Zeitungsverlegern hatte das Generalpostamt so wenig Vorschriften zu machen, wie das Kabinettsministerium. Die Post besorgte nur den Versand der Zeitungen. Das war aber eine Privatsache der einzelnen Postämter. Die Postsekretäre bestellten so viel Exemplare, wie sich Zeitungsleser bei ihnen meldeten, und der Verleger forderte nach der Stückzahl für seine Zeitung die Bezahlung. So ging der Moniteur vom Pariser Verleger an das Postamt zu Paris; von dort kam er ans Fürstlich Taxische Grenzpostamt; das schickte ihn durch das Oberpostamt zu Frankfurt am Main an das preußische Grenzpostamt nach Duderstadt weiter, welches so viel Exemplare, als gegen Bezahlung verlangt wurden, dem Berliner Hofpostamt überließ. Es waren dreizehn Stück. Wer sollte das vierzehnte unentgeltlich dem Kabinettsministerium liefern, wo ein Exemplar der Zeitung bei der Provision, die von den einzelnen Postämtern erhoben wurde, im Jahre gegen dreißig Taler kostete? Der Gewinn des Postamtes Duderstadt an den dreizehn Exemplaren, die nach Preußen kamen, war nicht so groß, um das vierzehnte davon zu bezahlen. Im Jahre 1793 wurde der Moniteur von den preußischen Postämtern überhaupt nicht mehr verschrieben. Nur einige Gesandte und andere hohe Personen hielten ihn und ließen sich das revolutionäre Blatt „posttäglich unter Brief-Couverts" senden. Das war, selbst wenn auf diese Weise zahlreiche Exemplare nach Preußen kamen, „so lange die natürliche Freiheit der Correspondenz nicht leiden soll, keinesweges zu verhindern." Wer sollte dem Ministerium ein Pflichtexemplar der Zeitungen, die im Lande gelesen wurden, liefern? Von den eng-

Digitized by Google

lischen Zeitungen kamen 1792 durch Postbestellung nur ein oder zwei Exemplare nach Berlin. Das Grenzpostamt in Wesel hatte davon nur eine Einnahme von wenigen Talern, während die englischen Zeitungen im Jahre auf siebzig Taler zu stehen kamen. — Zeitungen hatten durch ganz Preußen hin Portofreiheit. Dem Hofpostamt wurden die Berliner Zeitungen zudem noch mit einem Rabatt von bald 25 Proz. geliefert. Aber bei der willkürlichen Preissteigerung durch die Postoffizianten, die kein Risiko und keine Auslagen durch den Versand hatten, kosteten die Berliner Zeitungen in Königsberg fünf Taler und acht gute Groschen, während die Vossische oder die Spenersche Zeitung von der Expedition selbst bezogen den Berlinern im Jahre nur auf zwei Taler zu stehen kam. Und anderseits wurde für die Königsberger Zeitung vom Berliner Hofpostamt — bei dem Profit, den die einzelnen Postämter auf dem Wege dabei machten — sieben Taler im Jahre gefordert. In Preußen wurden damals einunddreißig ausländische Zeitungen gelesen. Ein Abonnement auf diese Blätter kostete jährlich etwa vierhundert Taler. Wo die preußische Post von allen fremden Blättern nur die Hamburger Zeitungen direkt von den Verlegern bezog, konnte man allenfalls erwarten, daß diese Verleger dem Kabinettsministerium ein Freiexemplar liefern würden, weil der Absatz der Hamburger Zeitungen in Preußen beträchtlich war. Einen Fonds zum Bezug der Zeitungen hatte das Kabinettsministerium nicht. Es begnügte sich daher mit der Ueberwachung der preußischen Zeitungen und schenkte daneben nur den gelesensten Blättern des Auslandes seine Aufmerksamkeit. Zur Besorgung dieser Zeitungen sollte die Vermittlung der Residenten und Gesandten in Anspruch genommen werden. Das Generalpostamt verfügte das Nötige wegen der Portofreiheit, wenn die Zeitungen unter besonderem Kuvert geschickt würden und sorgte für den Eingang der Hamburger Blätter.

Im Verlaufe kurzer Zeit hatte sich ein sehr erheblicher Wechsel vollzogen. Hatten die Kabinettsminister im Juli 1791 erklärt: Keiner von ihnen würde sich mit der Zeitungszensur beschäftigen, es sei denn unter besonderen Umständen, in „zweifelhaften Fällen" — ein halbes Jahr darauf, im Januar 1792, wünschten sich die Minister mit allen Zeitungen, die im Lande gelesen würden, zu beschäftigen.

Und eine Folge dieser Beschäftigung mit den politischen Blättern war, daß verschiedene Zeitungen für das preußische Gebiet ver-

Digitized by Google

boten wurden. „Die Zeitungsmäßige Versendung und Debitirung" ausländischer, freiheitlicher Schriften zu untersagen, war ein erprobtes Mittel. Die Einführung anstößiger Zeitungen wurde dadurch erschwert und verteuert, wenn auch nicht völlig gehindert. Die Kabinettsminister machten von diesem Mittel Gebrauch. Der Niedersächsische Merkur durfte, weil er „ärgerliche, ansteckende und aufrührerische Aufsätze" enthielt, von den Postämtern nicht weiter debitiert werden. Als das nicht mehr genügte, „eine so aufrührerische und zur offenbaren Rebellion abzweckende Schrift soviel als möglich aus den Staaten des Königs zu verbannen, haben wir für nöthig gefunden, selbige bei 100 Dukaten Strafe zu verbieten", wie die Kabinettsminister Finckenstein und Alvensleben dem Generalpostamt am 17. Januar 1793 schrieben. Die Kabinettsminister verboten auch bei hundert Dukaten das Schleswigsche Journal, ferner wurde die Neuwieder Zeitung verboten und die Warschauer, sowohl die deutsche wie die polnische Zeitung, in den Provinzen Südpreußen und Westpreußen vom Könige untersagt. Wie es in der Kabinettsordre vom 3. Februar 1794 heißt, hatten die Bewohner von Südpreußen — die heutige Provinz Posen ist gemeint — „eine gewiße Neigung zu inneren Gährungen", darum durfte zu ihnen der Moniteur gleichfalls nicht kommen.

Auch die Berliner Verleger hatten das größere Interesse des Kabinettsministeriums an den Zeitungen zu verspüren. Beide Zeitungen meldeten in ihrer Nummer vom 4. Februar 1792 die Ankunft des russischen Admirals Prinzen von Nassau-Siegen, die Ankunft des Herzogs v. Richelieu und des Grafen v. Sombreuil in Berlin mit trockenen Worten, ohne an diese Tatsachen eine Bemerkung zu knüpfen. Die Meldung war den Zeitungen erst spät zugegangen, erst nachdem der Zensor ihre Blätter schon durchgesehen hatte. Früher erhielten die Verleger für derartige eigenmächtige Notizen, die sie nach geschehener Zensur noch in ihr Blatt setzten, eine Rüge. Auch jetzt erhalten sie einen nachdrücklichen Verweis, daneben werden sie aber in zwanzig Taler fiskalische Strafe genommen, und der Strafbefehl war ein willkommener Anlaß, die Zeitungsverleger zu bedeuten: „sich der seit einiger Zeit so oft vorkommenden dreisten Anmerkungen und unschicklichen Anspielungen zu enthalten, hingegen für die Anständigkeit des Vortrags und der Schreibart mit mehrerem Fleiß zu sorgen". Die Kabinettsminister kümmerten sich jetzt sehr genau um die Zeitungen. Dem Zensor wurde durch Reskript vom 28. Februar 1792 die

Digitized by Google

gemessene Anweisung gegeben, mit der größten Schärfe alle aufrührerischen Artikel zu unterdrücken und die Verbreitung aller revolutionären Grundsätze zu verhindern. Der Zensor hatte bei seiner „eigenen schweren Verantwortung" für den Inhalt der Berliner Zeitungen zu stehen. — Preßfreiheit gab es also nur der Theorie nach.

Seit der Geheimrat Renfner die Zeitungszensur versah, war er stets bemüht gewesen, „jenen empörischen Neuerungs-Geist, der in dem letzten Jahrzehndten so manches Unheil gestiftet", aus den öffentlichen Blättern zu verbannen. Wenn er den Zeitungsschreibern nicht verbieten konnte, im Verlauf der französischen Revolution manche unerwünschte Tatsache historisch zu berichten, so duldete er doch keine anstößigen „Anmerkungen" dabei, keine „Anspielungen", keinen „Seitenblick". Den Beweis, wie streng er die Zensur handhabte, wie er fast an jedem Posttage eine Menge Stellen weggestrichen oder geändert hatte, den konnten seine Zensurblätter liefern. Die Zeitverhältnisse machten die Zensur schwerer, als je zuvor. Bisher hatte der Journalist seine Aufgabe darin gesucht, die politischen Tagesneuigkeiten lediglich referierend, ohne zu den Ereignissen Stellung zu nehmen, in der Zeitung zu buchen; relata refero, lautete die alte Devise des Gazettiers. Das getreue Verzeichnen der Tatsachen, hinter denen die dienende Persönlichkeit des Redakteurs fast völlig verschwand, war das charakteristische Kennzeichen aller älteren Zeitungen gewesen; die Zeitung war ursprünglich ein unpersönliches Unternehmen, das jede selbständige Beleuchtung eines Vorfalles mied. Eine eigene Meinung hatten die Gazetten nicht gehabt. In wichtigen politischen Fragen am wenigsten. Während des Siebenjährigen Krieges waren die Zeitungen nur das Sprachrohr der Regierenden gewesen, um durch eine vorsichtige Auswahl der Meldungen oder in Artikeln, die vom Könige und seinen Ministern geschrieben waren, die Politik des Kabinettes zu vertreten. Jetzt sah sich der Zensor genötigt, anstößige „Anmerkungen" des Zeitungsschreibers zu streichen. Der Journalist begnügte sich also nicht mehr mit einem bloßen Referate; er gab durch Zwischensätze der Meldung eine persönliche Färbung. In der Zeitung kam jetzt hier und da seine Meinung zum Ausdrucke. Der Geheime Legationsrat Renfner duldete aber keine „Seitenblicke".

Eine öffentliche Meinung, die sich zunächst nicht in Leitartikeln aussprach, beginnt mit der französischen Revolution. Die Revolution

Digitized by Google

selbst war das Produkt der geschickt geleiteten Volksmeinung. Und gerade deshalb war die Mitteilung, oder gar die Vertretung der demokratischen Anschauungen Frankreichs in einem absoluten Staate, wie Preußen, unmöglich, wo der König so lange allein bestimmt hatte, wie weit die Untertanen über den Gang der Politik unterrichtet werden durften. Von der Macht des Volkes, das sich revolutionären Tendenzen zukehrte, zeugten die Ereignisse in Frankreich. Doch der Gang der französischen Revolution, die zur Schreckensherrschaft hinstrebte, war mit dem monarchischen Staatsprinzip Preußens unvereinbar. Die Grundsätze, die von jenseits des Rheines kamen, durften darum in Preußen und im Reiche keine Stätte finden. Die öffentliche Meinung, die drohte außerhalb Frankreichs Boden zu finden, stand in genauem Gegensatz zu der Anschauung der deutschen Fürsten. Und so mußte diese öffentliche Meinung in Deutschland bekämpft werden, und der Gazettier durfte von der französischen Revolution keine günstige Schilderung geben. Der Zensor hatte mehr als vordem zu streichen, wenn der Zeitungsschreiber in seinem Blatte Partei nahm und den Umsturz nicht so verwerflich fand, wie die Regierungen selbst. Es mußten darum verschiedentlich Zeitungen trotz der „Preßfreiheit" verboten werden, weil in ihnen eine Meinung zum Ausdruck kam, die sich mit der Auffassung der Regierung nicht mehr deckte.

Die Zensur war schwieriger als jemals zuvor geworden. Und wo der Berliner Zensor, der Geheimrat Renfner, wenn etwas versehen, „für die beiden Verleger stets und allein vor den Riß treten, einem jeden von ihnen wöchentlich dreimal, und an manchem Tage öfters zu drei oder vier malen bis im späten Abend zu Gebote stehen, folglich bei ihrem Unternehmen einen beträchtlichen Theil der damit verknüpften Lasten und Gefährden tragen soll, so ist es mir — wie Renfner sagte — auch wohl nicht zu verargen, daß ich den Gedanken irgend einer Entschädigung damit verbinde, und darauf alleruntertänigst antrage." Die Zeitungsprivilegien waren ihren Besitzern eine ergiebige Einnahmequelle. Renfner wünschte von den Verlegern ein Jahrgeld zu erhalten. Das war nichts Außergewöhnliches. Und Renfners Wunsch fand die Billigung des Kabinettsministeriums.

In den alten Privilegien war zwar nichts davon gesagt, daß die Zeitungen den Zensor zu besolden hätten. Bei einer strengeren Zensur, wie sie beabsichtigt war, konnte der Absatz der Blätter auch geringer werden. Je strenger die Zensur im eigenen Lande

Digitized by Google

gehandhabt wurde, um so begehrter waren auswärtige Zeitungen. Diese Wahrnehmung hatte man stets gemacht. Trotzdem trugen die beiden Buchhandlungen, die Vossische und die Haude und Spenersche, der „Billigkeit" Rechnung, gaben einen Beweis ihrer „Resignation", und eine jede verpflichtete sich zur besonderen Zufriedenheit des Kabinettsministeriums dem Zeitungszensor für seine Bemühungen vom 1. April 1792 ab ein Honorar von hundert Talern in vierteljährlichen Raten zu entrichten. Diese gütliche Einigung, die dem Zeitungszensor eine Entschädigung zusagte, welche die Bücherzensoren schon seit langem erhielten, hatte wenigstens eine gute Folge, fortan verstummten die Klagen: die Zeitungsblätter würden zu spät, oft erst in der Nacht zur Revision gebracht. Jetzt stand der Zensor den Zeitungen in der Tat an drei Tagen in der Woche zur Verfügung.

In Paris drang der Pöbel in die Tuilerien; das Königtum wurde abgeschafft, Frankreich zur Republik erklärt; das Volk machte Ludwig XVI. den Prozeß, und der König und die Königin wurden hingerichtet. Paris war der Schauplatz der Welt. Die unerhörten Vorgänge auf dieser blutigen Bühne verfolgten auch die Berliner Zeitungen. Was der Spenerschen Zeitung da, am 24. Februar 1793, von Finckenstein und Alvensleben für ihre Pariser Berichte gesagt wurde, läßt nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig: „Das Königl. Cabinets-Ministerium hat den Censor der hiesigen Zeitungen, Geheimen Legations-Rath Renfner, über den in der Haude und Spenerschen, schon seit langer Zeit, besonders aber neuerlich wieder seit der schrecklichen Verurtheilungs-Epoche des Königs von Frankreich, herrschenden Ton zur Rede gestellt; es hat sich aber aus den vorgezeigten Censur-Bogen, u. aus den häufig darinn ausgestrichenen unanständigen Stellen ergeben, daß die Schuld nicht der Nachsicht des Censors, sondern lediglich dem Verfaßer beizumeßen ist. Hauptsächlich blickt in dem Pariser, und in allen mit den Französischen Angelegenheiten verwandten Artickeln, eine Partheilichkeit hervor, die mit den Gesinnungen eines treuen Preußischen Untertans schwer zu vereinbaren ist, und mit dem wärmeren, biederen Ton durch den sich die Voßische Zeitung bei den jetzigen Umständen auszeichnet, auffallend absticht. Es wird dem Verleger Spener hiemit auf das ernsteste angedeutet, künftighin der Redaction der ihm anvertrauten Blätter dergestallt vorzustehen daß von nun an die ganze Stimmung jener Artickel umgeändert werde. Die Einwendung daß die anstößige Stellen gestrichen werden können,

Digitized by Google

findet nicht Statt, indem ein jeder unbefangene, sachkundige Beobachter leicht einsieht, daß wenn erstlich Wahl der Materie, Vortrag und Styl die Grundlage einer Schrift verdorben haben, die Aushebung einzelner Perioden den Anstrich des Ganzen nicht mehr umformen kann. Wenn also die seit einigen Monaten dem wohldenkenden Publico ärgerlich gewordene Zeitung nicht bald eine vortheilhaftere Seite gewinnt, so wird das Cabinets-Ministerium sich nicht entbrechen können S. M. dem Könige deshalb immediate zu berichten, und das Zeitungs Privilegium sicherern Händen zu übertragen."

Dieser Befehl wurde am 26. Februar der Haude und Spenerschen Zeitungsexpedition insinuiert. Der Leiter der Buchhandlung, Carl Spener, war damals selbst der Redakteur des Pariser und Londoner Artikels. Auf großen Reisen hatte er das Ausland kennen gelernt und war hier und dort aus der Zurückhaltung herausgetreten, die für einen Journalisten alten Schlages Pflicht gewesen. Einen Revolutionär wird man ihn trotzdem nicht schelten können. Es gab in Deutschland geistig hochstehende Männer, die zu Beginn der französischen Revolution in den Ruf nach Freiheit einstimmten. Darin lag eine Gefahr; gerade weil dem Volke jede politische Bildung fehlte, die ihm erst später die Zeitung vermitteln sollte. Enthusiasten eilten nach Paris. Mancher Deutsche ist in den immer höher gehenden Wogen des Freiheitskampfes untergegangen. Die erste Begeisterung Frankreichs hat aber nicht nur kleinen Schwärmern die Zunge gelöst, um ihre Träume von der Gleichheit und Freiheit anderen zu verkünden. Auch ein Mann, wie Schiller, verfolgte damals mit fieberhafter Erregung die Tagesereignisse, plante eine Reise nach Paris, um als Abgeordneter der Menschheit dort aufzutreten. Und Klopstock, stets von der Begeisterung gelenkt, sang der neuen Freiheit zum Willkomm':

Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller, und verdient es!
Schöner, als Lorber, die Blut entschimmert.

Seinen „Irrthum" bekannte Klopstock später selbst. Die neue Zeit, die mit Ungestüm an die Tür pochte und Einlaß begehrte, sah, als sie gewaltsam eintrat, anders aus, als die Welt es gehofft, als mancher gewünscht, der sie aus der Ferne betrachtete. Da wandten sich mit Abscheu die „Wohlgesinnten" von ihr ab. Aber pathetische Worte von den Menschenrechten und der brüderlichen

Digitized by Google

Freiheit machten bei Urteilsschwachen stets Eindruck. Daher war es verständlich, daß die Kabinettsminister der Spenerschen Zeitung eine scharfe Rüge gaben. Und wo sich täglich eine ungeheure Volksmenge mit den Zeitungen beschäftigte, wo jeder Bediente jetzt die Zeitung auf der Straße las und die Blätter in allen Bierhäusern lagen, wo die Gazetten anfingen, eine Macht im öffentlichen Leben zu sein, war es kein Wunder, daß nüchterne Rechner in jener bewegten Zeit an die Zeitungen selbst dachten, um durch sie die Gemüter zu lenken.

So plante der Zeichner an der Akademie, Kauth, der viel überflüssige Zeit hatte, unter dem Titel: Der Erzähler ein tägliches Volksblatt. Sein Plan war primitiv. Kauth wollte aus allen anderen Zeitungen einen Auszug bringen und meinte: „da man alle Begebenheiten ohne die Wahrheit zu beleidigen in demjenigen Lichte vortragen würde, in welchen sie eigentlich von dem Volcke angesehen werden sollen, so verhindert man nicht allein die unzweckmäßigen Gesinnungen, die leider manche Zeitung vermöge ihres unbesonnenen Vortrags erregt, sondern man erweckt auch noch diejenigen Gesinnungen, von denen man wünscht, daß sie die herrschenden sein sollen." Wurde ein derartiges Blatt, das eingestandenermaßen nur von fremden Zeitungen zehren wollte, ins Leben gerufen, so konnte — wie Kauth meinte — füglich allen auswärtigen Gazetten der Eingang verwehrt, oder eine beträchtliche Steuer von ihren Lesern erhoben werden, „wodurch sie nicht als verboten könten ausgeleget werden." Kauth sprach diesen Gedanken aus, weil die Zirkulation fremder Blätter — die allerdings beim Vertriebe durch die Post nicht billig waren — sein geplantes Unternehmen nur schädigen konnte. Würden die fremden Blätter besteuert, dann — sagte er — bliebe auch das Geld im Lande, das man „für solches Papier" bezahle, das nach „einer Stunde nach seiner Ankunft zu Maculatur geworden."

Die Minister selbst hatten schon darüber nachgedacht, wie den ausländischen Blättern der Debit in Preußen zu erschweren sei. Unter Umständen konnte ihnen die Idee gefallen, die Kauth entwickelte. Im Prinzip konnten die Minister eine Zeitung nicht verwerfen, die dem Gemeingeiste eine bessere Richtung geben wollte. Kauths Plan konnte auch Beachtung fordern. Denn die rechten Gesinnungen, die herrschend sein sollten, wollte Kauth in seinem Erzähler täglich vortragen. Rechneten die Minister mit der

Digitized by Google

Bedeutung der Presse, wie sie sich allmählich zeigte, oder auch nur damit, daß die rechte Meinung, wenn sie sechsmal in der Woche wiederholt würde, mehr Eindruck machen mußte, als wenn die Tagesereignisse nur dreimal während der Woche ins richtige Licht gerückt würden — Kauths Plan wurde dennoch verworfen. Kauth hatte so wenig Glück, wie vor ihm der Buchdrucker Unger, der sich Jahre lang mit der Idee zu einem täglichen Blatte getragen und in der Zeitung nicht nur einen Auszug aus einer Reihe fremder Gazetten sehen wollte. Kauths Plan wurde verworfen. Denn in Berlin und in den Königlichen Landen waren genug Zeitungen vorhanden, wie die Entscheidung des Kabinettsministeriums vom 21. Juli 1792 lautete. Zudem sollten die Rechte der alten Zeitungsverleger nicht gekränkt werden. Finckenstein war zu konservativ, um eine Neuerung zu gestatten. Die Zeit mußte erst noch weiter fortschreiten, daß die Minister die öffentliche Meinung durch ein öffentliches Blatt bekämpfen ließen. Noch erhielten die Vossische und die Spenersche Zeitung keinen Konkurrenten, auch wenn sich in der Spenerschen Zeitung schon leise ein freiheitlicher Geist ankündigte, der den schärfsten Tadel finden sollte.

In gewissem Sinne blieb die Spenersche Zeitung sogar das bevorzugte Blatt. Ihr ging z. B. das Verzeichnis der Beförderungen aus der Geheimen Staatskanzlei zunächst zu. Erst dann bekam es die Vossische Zeitung aus der Spenerschen Redaktion, und manchmal erst am Abend um halb acht, wenn für gewöhnlich schon seit anderthalb Stunden an der Zeitung gedruckt wurde. Die fertigen Abdrücke mußten dann entweder fortgeworfen werden, oder die Einrückung der Avancements bis zur nächsten Nummer warten. Eine Beschwerde der Vossischen Zeitung bewirkte, daß auch *sie* die Liste der Beförderungen direkt aus der Kanzlei erhielt.

Die französische Revolution hatte eine Beschränkung der freien Meinungsäußerung notwendigerweise zur Folge. So sah die Partei des Ministers von Wöllner in der Furcht vor der Revolution denn eine Erscheinung, die ihren Zwecken dienstbar gemacht werden konnte.

Wöllners Absicht ging dahin, den freien Gebrauch der Vernunft bei Glaubensfragen zu verbieten. Wöllner, oder seine Werkzeuge, die Oberkonsistorialräte Hermes und Hillmer, hatten die Zensur der theologischen Schriften. Hermes und Hillmer saßen in der Geistlichen Immediat-Examinations-Kommission, die für sich das Recht forderte, zu bestimmen, welche Bücher im Lande zu ver-

Digitized by Google

bieten und ohne weiteres zu konfiszieren wären. Dem Zensuredikt von 1788 entsprach das nicht, auch nicht den Bestimmungen des Allgemeinen Landrechtes. Gestützt auf das Religionsedikt suchten die Frömmler jede wissenschaftliche Theologie, die eine Frucht der Aufklärung war, zu beseitigen. In der Beschränkung sahen der beschränkte Minister und seine Zensoren ihr Ziel. Jede rationalistische Neuerung, selbst die ruhige Aussprache einer abweichenden Ansicht in Glaubenssachen ward nicht geduldet. Der Zensor prüfte, ob ein Schriftsteller oder ein Gelehrter, der etwas im Druck der Oeffentlichkeit übergeben wollte, auch die allein richtigen Glaubenssätze verträte. Diese Ueberwachung in theologischen Dingen war nach dem Herzen Wöllners und des von ihm geleiteten Königs. Als Friedrich Wilhelm II. im Verlauf der französischen Revolution auch eine strengere Aufsicht über alle Bücher und die Zeitungen forderte und bei allen politischen Erörterungen seinen Ministern eine genauere Kontrolle des gedruckten Wortes zur Pflicht machte, konnte dieser Befehl für Wöllner nur erwünscht sein; denn eine Beschränkung der freien Meinungsäußerung auf *allen* Gebieten entsprach seinen Wünschen. Fortan wurden Schriften, welche angeblich die Religion angriffen, zusammen genannt mit den Schriften, welche die Grundsätze des Staates und der bürgerlichen Verfassung antasteten. Gegen Schriftsteller beider Richtungen wurde der Kampf eröffnet. Und weil verkehrte Glaubenssätze nicht nur in theologischen Schriften zum Ausdruck kommen konnten, hatten Hermes und Hillmer auch die Zensur aller moralischen Schriften zu versehen, ja sie hatten auch, neben den theologischen und moralischen Büchern, die Revision aller Monatsschriften, aller Zeit- und Gelegenheitsschriften, sowie aller Broschüren philosophischen und moralischen Inhalts zu besorgen, „weil in solchen Schriften, oft auch Dinge so die Theologie betreffen vorkommen“ (Kabinetts-Ordre vom 19. Oktober 1791). Noch unterstanden die politischen Zeitungen nicht der geistlichen Zensur. Aber auch in ihnen konnten theologische Fragen berührt werden. Und das gefügige Werkzeug Wöllners, der Oberkonsistorialrat Hillmer, konnte glauben des Königs Wünsche zu erfüllen, wenn er am 20. Juli 1793 beim Großkanzler von Carmer den Antrag stellte: „den Redacteurs der hiesigen Zeitungen anbefehlen zu lassen: daß sie von nun an das Manuscript ihrer jedesmaligen Zeitung, in so fern es gelehrte und besonders Moralische Sachen betrift, vor dem Druck mir als ernanntem Censor der in Theologie und Moral einschlagenden Sachen

Digitized by Google

zur Durchsicht zuschiken." Nicht ohne scheinbaren Anlaß hatte Hillmer diesen Antrag gestellt. Im 86. Stück der Spenerschen Zeitung von 1793 hatte „sich jemand mit der Unterschrift: Joseph Kirchmayer unterstanden, ein mit den größten Unanständigkeiten vermischtes, und unfehlbar nur zur Lächerlichmachung der heiligen Schrift hinzwekendes Geschwätz in diese Allerhöchst authorisirte Zeitung einrüken zu lassen." Möglicherweise war es ein bezahltes Inserat, das im gelehrten Artikel Platz gefunden hatte. Hillmer nannte diese Anzeige einen „Unfug", der dahin führe, „daß Verachtung der Religion, der Bibel, und mit dieser, Verachtung der guten Sitten und Landesherrlichen Anordnungen je mehr und mehr um sich greifen." Hillmer hatte sich auch die Zeit genommen, den Inseratenteil eben der Nummer der Spenerschen Zeitung zu kontrollieren und war auf die Annonce gestoßen: „In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben: Ueber den Beischlaf; eine Predigt gehalten in der Kirche des heiligen Adhelmus zu Santa-Fe ꝛc. Aus dem Spanischen übersetzt. Allen Verehelichten und Unverehelichten, allen Geistlichen und Laien geweihet. 1793. 4 Gr." Man sagt, wer diese Schrift gelesen hatte, konnte an ihr nichts aussetzen. Hillmer las nur den Titel in der Zeitung, nannte die Annonce eine „Frechheit" und stellte beim Justiz-Minister von Carmer seinen Antrag. Das 86. Stück der Spenerschen Zeitung schien eine gute Gelegenheit zu bieten, die Machtbefugnisse der theologischen Zensuranstalt noch weiter auszudehnen und auch die politischen Blätter die Beschränkung durch die geistliche Zensur fühlen zu lassen. So lange Wöllner im Amte war, suchten er und seine Getreuen ganz planmäßig die freie Meinungsäußerung über Religion und bürgerliche Ordnung einzuschränken. Aber das Kabinettsministerium, das Zensuramt für die Zeitungen, trat Hillmers und Wöllners Wünschen entgegen. Alvensleben und Haugwitz räumten dem Konsistorialrat Hillmer kein Recht über die Gazetten ein und bewahrten sie vor der theologischen Unduldsamkeit.

Ihnen, dem Kabinettsministerium, hatte Carmer den Antrag Hillmers zugehen lassen. Und sie schrieben dem Justizminister am 28. Juli 1793 zurück: „Wir sind nicht in Abrede daß die berührte Abhandlung auch dem von Uns den hiesigen Zeitungen vorgesetzten Censor, nicht so wohl wegen des daraus zu befürchtenden Schadens als wegen ihres dunckeln und unverständlichen Inhalts aufgefallen ist; weil aber, wie es mit mystischen Schriften gewöhnlich zu gehen

Digitized by Google

pflegt, der Sinn nicht gut herauszufinden war, und überdem der durch seine Unterschrift nahmhaft gemachte Verfaßer sich jeder gesetzlichen Verantwortung blos stellte, so mußte ein billiges Bedencken entstehen den Druck zu untersagen. Hat der Joseph Kirchmayer die Königl. Verordnungen übertreten, und durch seine mystische dem Censor unverständliche Dissertation eine fiscalische Ahndung verdienet, so bleibt dem Geheimen Rath Hillmer unbenommen seine Klagen bey der Behörde anzubringen. Da Wir aber für die hiesigen politischen Zeitungen keine doppelte Censur gestatten können, so ist, zu Vermeidung aller ferneren Weitläuftigkeiten, unterm heutigen dato an beyde Verleger der Verbot ergangen, künftig keine theologische Artickel oder Recensionen mehr einzurücken, sondern es bey einer bloßen Anzeige der Titel bewenden zu lassen, auch so gar bey diesen allen Schein des Anstoßes zu meiden."

Den Zeitungen ging am 28. Juli 1793 das Verbot zu; ein Beweis, wie mächtig die Partei Wöllners war. Aber die Form des Befehles ist merkwürdig; denn Alvensleben und Haugwitz schrieben: „Da das theologische Censur Amt über den in der Beilage zum 86 Stk. der Haude und Spenerschen Zeitung eingerückten mystischen Aufsatz Beschwerde geführet, und so gar auf die Co-Revision der unter der Rubrick Gelehrte Sachen vorkommenden Artickel angetragen hat, so ist zu Vermeidung dieser Weitläuftigkeit, die Verfügung getroffen, daß künftig in die hiesige politische Zeitungen keine theologische Abhandlungen oder Rezensionen mehr aufgenommen, sondern die neuen Bücher nur blos dem Titel nach, angezeigt werden sollen; wobei jedoch überhaupt solche Schriften wegbleiben müßen die durch ihre würkliche oder anscheinende Unmoralität Anstoß erregen könnten." Die Begründung, weshalb die Verfügung erlassen, klingt wie eine Entschuldigung den Zeitungen gegenüber, die vom Kabinettsministerium ein derartiges Verbot schwerlich erwarteten.

Für eine Unterstützung durch Hillmer bei der Zeitungszensur dankte das Kabinettsministerium ausdrücklich. Auch für „den moralischen Theil der Zeitungen" wollten Alvensleben und Haugwitz schon selbst sorgen und versicherten, daß ihr „Departement dabey einer fremden Beyhülfe sehr leicht wird entbehren können." Das wurde dem Konsistorialrat Hillmer mitgeteilt.

In der Tat kümmerten sich die Kabinettsminister selbst um das Zeitungswesen. Und sie wollten nicht nur durch Verbote, die

Digitized by Google

wöchentlich erscheinen ließen, Ungers Absicht nach besten Kräften entgegen waren, wo durch Unger die Zeitungsverhältnisse Berlins umgestaltet werden mußten, ist selbstverständlich. Aber auch das Kabinettsministerium, die Zensurbehörde der Zeitungen, hatte seiner Zeit beim Generaldirektorium Verständnis gefunden, als es zu einem abschlägigen Bescheide für Unger riet und schrieb: „daß die Vervielfältigung der Zeitungen zu Berlin, und die fast unerträgliche Censur derselben allein unserm Departement zur Last fällt, und darauf billig Rücksicht genommen werden sollte." Diese Rücksicht wurde 1784 genommen; auch 1787 hatte Unger, wie gesagt, kein Glück. — Wenige Jahre waren seitdem vergangen, die französische Revolution hatte die Aufgabe des Zensors in keiner Weise erleichtert, aber das Kabinettsministerium ließ es jetzt gern geschehen, daß die von ihm beeinflußte Deckersche französische Hofzeitung an fünf Tagen der Woche erschien. Das Kabinettsministerium war es wohl zufrieden, daß eine dritte Berliner Zeitung sich fünfmal wöchentlich bemühte, dem Geist der Unruhe entgegenzuwirken. Es waren jetzt andere Gesichtspunkte, als ehedem für das Kabinettsministerium entscheidend. Aber ein Konkurrenz-Unternehmen — auch wenn das Blatt in französischer Sprache geschrieben wurde — mußte Deckers Gazette doch für die beiden alten Berliner Zeitungen bleiben, und sie betrachteten deshalb die geschäftliche Seite. Hatte ihnen Ungers Plan nicht gefallen, die Verwirklichung eines ähnlichen Gedankens durch den Hofbuchdrucker war ihnen erst recht unbequem und unerwünscht, auch wenn die Zahl der Leser, die des Französischen kundig waren, in Berlin nur gering war und Deckers Zeitung gerade doppelt so viel kostete als die deutschen, und sich zudem nur auf politische Nachrichten beschränkte, also keinen gelehrten Artikel und kaum Inserate brachte, die für die Vossische und Spenersche Zeitung eine gute Einnahme bedeuteten. Wo das Vossische Privileg bestimmte, daß wöchentlich nur drei Zeitungsblätter zu drucken seien, forderten die beiden Zeitungen, daß auch Decker seine französische Gazette „höchstens dreimal wöchentlich, und an eben den Tagen, wie die Deutschen, ausgeben dürfe."

Damals hatte das Kabinettsministerium nichts dagegen, wenn auch die deutschen Zeitungen ihre Blätter fünfmal erscheinen ließen. Sie sollten die Erlaubnis des Generaldirektoriums, dem die Zeitungsprivilegien unterstanden, dazu nachsuchen. Aber das Generaldirektorium, das auf Deckers Gesuch zum Privilege vom Jahre 1762

Digitized by Google

zurückging, wies darauf hin, daß Decker in allen Stücken den deutschen Zeitungen gleichberechtigt sein wollte, und sich nur die Freiheit von jährlichen Abgaben für seine Zeitung ausgebeten hätte. Das Generaldirektorium, das sich der beiden deutschen Zeitungen annahm und mit der Zensur selbst nichts zu tun hatte, machte die Kabinettsminister auf die Schwierigkeit der vermehrten Zensur, die diese Behörde früher selbst so sehr betont hätte, aufmerksam! Es war nicht gewillt, dem Decker eine Vergünstigung zuzugestehen; er zahlte der Staatskasse keine Abgaben und hatte keine Verbindlichkeit, amtliche Bekanntmachungen umsonst in den Inseratenteil einzurücken. Die Folge war: das Kabinettsministerium stellte dem Hofbuchdrucker Decker die Beschwerden vor, die durch das fünfmalige Erscheinen seiner Zeitung entstanden, und forderte ihn auf, sein Blatt nur an den drei hergebrachten Zeitungstagen zu drucken. Der Geheime Oberhofbuchdrucker verstand sich dazu, durfte aber seiner Subskribenten wegen, die das laufende Quartal vorausbezahlt hatten, die versprochenen fünf Blätter bis zum 1. April 1795 weiter liefern.

Die Art und Weise, wie der Deckerschen Zeitung Nachrichten aus dem Ministerium zugestellt wurden, bedeutete eine Vergünstigung gegenüber den alten Zeitungen, die diese sehr wohl empfanden. Decker konnte Meldungen und Mitteilungen aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, ministerielle Nachrichten von Kriegs- und anderen Vorfällen, auch von der preußischen Armee am Rheine, eher bringen, als die Vossische und die Spenersche Zeitung, eher, als sie diesen „nur zu Gesicht gekommen waren." Es lag darin eine Schädigung der deutschen Zeitungen, die auf eine Bevorzugung den ersten Anspruch zu haben glaubten. Denn sie allein waren verpflichtet, amtliche Avertissements ohne Entgelt in den Inseratenteil aufzunehmen. Sie beschwerten sich. Und die Folge war: das Kabinettsministerium verordnete am 25. Juli 1794, „daß die Censur künftig die offizielle Nachrichten von den Kriegs-Vorfällen, in der französischen Zeitung des HofBuchdruckers Decker nur in so weit passiren laßen wird, als sich selbige zugleich in den beiden deutschen Zeitungen vorfinden werden." Das heißt: alle Berliner Zeitungen erhielten jetzt amtliche Nachrichten zum Abdruck zugestellt; das heißt: um den bestehenden Privilegien Rechnung zu tragen, verzichtete man darauf, *einer* Zeitung eine entscheidende Förderung zu Teil werden zu lassen, und damit kam der Plan von le Coq nur halb zur Ausführung.

Digitized by Google

Um die öffentliche Meinung zu lenken, bestand eine Art von amtlichem Preßbureau. So wurden vom Ministerium alle Nachrichten bearbeitet, die sich mit den polnischen Angelegenheiten beschäftigten, als der zweiten polnischen Teilung der Aufstand gefolgt war. Die drei Berliner Zeitungen erhielten offizielle Nachrichten über die polnischen Unruhen, die sie mit Dank annahmen; denn sie selbst konnten sich die Mitteilungen unmöglich früher beschaffen, als das Kabinettsministerium. In der Zusage amtlicher Nachrichten sahen die Zeitungsverleger einen Vorteil für ihre Blätter. Sie sollten aber zum Dank aus keiner anderen Quelle Artikel, die sich auf die Krisis in Polen bezogen oder mit den Offizial-Nachrichten im Widerspruch standen, Meldungen, die auch nur dem Scheine nach anstößig oder zweideutig wären, bringen.

Die Kabinettsminister nahmen ein sehr erhebliches Interesse an den Zeitungen, und mußten es nehmen. Am 21. April 1794 hatte der König dem auswärtigen Departement wieder anbefohlen, bei der „Censur aller politischen Schrifften und Journale, ein unverwandtes Auge, auf alles darinn etwa vorkommende unerlaubte, zu behalten." Dem Großkanzler von Carmer sollte nötigenfalls sofort Anzeige gemacht werden, daß er die gerichtliche Bestrafung einzelner Skribenten herbeiführe. Da „das berüchtigte Pariser Journal, der Moniteur" nicht mehr nach Berlin käme, wollten Alvensleben und Haugwitz es posttäglich aus Hamburg geschickt haben. Diesen Wunsch konnte der preußische Resident, Goechhausen, nicht erfüllen, aber er teilte am 25. August 1794 mit, daß eine Hamburger Buchhandlung „den Moniteur bisher an die Vossische zu Berlin übersandt haben soll."

Finckenstein, Alvensleben und Haugwitz verlangten am 29. Dezember 1794 vom Hofbuchdrucker innerhalb vierundzwanzig Stunden die Quelle zu wissen, aus der die Briefe der russischen Kaiserin genommen, die Decker in seiner Gazette drucken wollte. Die Briefe der Kaiserin Katharina waren an den siegreichen General Suworow gerichtet und versicherten ihn der Gnade seiner Herrin. Sie hatten in der Warschauer Zeitung gestanden, die unter russischer Censur herauskam, waren Decker vom Geheimrat Seegebarth, dem Postmeister, mitgeteilt worden und waren auch schon in der Breslauer Zeitung gedruckt.

Am 28. November 1795 brachte das Kabinettsministerium den Zeitungen wieder in Erinnerung, daß auch der Hofartikel unter der Rubrik „Berlin", wie die übrige Zeitung, das Imprimatur

Digitized by Google

des Zensors tragen müsse. Zugleich wurden die Verleger ermahnt: „bei der Redaction ihrer Zeitungen überhaupt, vorzüglich aber in dem Artickel von Paris, die größte Vorsicht zu beobachten, und sich mit Weglaßung aller Neben-Reflexionen und Raisonnements, auf die Darstellung bloßer That-Sachen einzuschränken; nicht weniger auch in den Relationen der Krieges-Begebenheiten einen unpartheyisch-gemäßigten Ton anzunehmen, der keine der kriegführenden Mächte beleidigen könne. Sollten dieser geschärften Verordnung zuwider — heißt es in dem Erlasse — künftig dennoch solche Artickel vorkommen, die aus fremden einseitigen Zeitungen wörtlich entlehnt sind, oder sich durch eingestreute Anmerkungen auszeichnen, so ist der Geheime Legations-Rath Renfner, als jetziger Censor, berechtiget worden, die anstößige Stellen völlig wegzustreichen, ohne sich ferner, wie er bisher aus Nachsicht gethan hat, auf deren Abänderung einzulaßen."

Wollte ein fremder Gesandter etwas in die Berliner Zeitungen setzen lassen, so hatten die Verleger solche Artikel zurückzuweisen und sich darauf zu berufen: es sei ihnen, „vermöge eines vorhandenen ausdrücklichen Verbots, nicht erlaubt . . . solche Inserate anders als aus den Händen des Cabinets-Ministerii, und mit deßen besonderen Genehmigung anzunehmen" (Verfügung vom 2. August 1796). Für jeden Uebertretungsfall waren funfzig Taler Strafe festgesetzt. General- und Spezial-Pardons des Auslandes für die Deserteure sollten in keiner Berliner Zeitung Platz finden.

Die unnütze Beschreibung und Ankündigung der französischen und anderer republikanischen Feste hatte aus den Zeitungen gänzlich fortzubleiben. — Bei diesen Volksfesten stellten sich Redner hin, um „im Namen der Weltgeschichte" mit tönenden Worten „die Verdienste der französischen Nation um die Menschheit" zu feiern. Sie sprachen von dem allmächtigen Sturme der ewig denkwürdigen Revolution, der alles niederschmetterte, was sich gegen die Vernunft und die Freiheit empören wollte; erklärten, daß „Frankreich die entehrenden Fesseln einer despotischen Alleinherrschaft" zerbrochen, daß „der furchtbare Genius der Revolution" die Stufen des Thrones erstiegen, Krone und Szepter genommen und den König unter das Volk geführt. Nach dem Bericht dieser Redner hatte das Volk „mit freudigem Jubel diesem großen denkwürdigen Schauspiel", als der König abgesetzt ward, zugejauchzt. Und das zum Feste geströmte Volk jauchzte auch jetzt bei der Er-

Digitized by Google

innerung, wenn seine pathetischen Redner es durch Worte begeisterten, jetzt, wo „die Menschheit auf dem glorreichen Standpunkt ihrer sittlichen Cultur" angelangt war. Die Redner der Volksfeste schrieen so laut, daß sie auch im Auslande gehört wurden. Nach der deutschen Grenze zu riefen sie: „glücklicher werden die braven liebenswürdigen Deutschen nun seyn, da der unreine Geist, der in ihren Staatsverwaltungen herrschte, gebeugt ist, und der mächtige Genius Frankreichs seinen mächtigen Arm auch über sie ausstrecken wird." Und diese Reden wurden gedruckt und übersetzt, daß der deutsche Untertan die „Verdienste der französischen Nation" bewundern könnte, auch wenn den Zeitungen ein Bericht über die Volksfeste verboten war.

Artikel von auswärtigen Volks- und Militär-Empörungen sollten schlechterdings in keiner preußischen Zeitung stehen. — Zwar an der Treue und dem Gehorsam der preußischen Armee zweifelte niemand. Aber es war nicht statthaft, ein so widriges Beispiel, wie die Meuterei der englischen Matrosen, die 1797 höheren Sold forderten, in öffentlichen Blättern zur Schau zu stellen. Trotzdem wurde dieser Vorfall bekannt, auch wenn die Landeszeitungen schwiegen. Außerpreußische, die englischen Blätter selbst, berichteten ausführlich. Die Meuterei gelangte auf hunderterlei Wegen auch zur Kenntnis der preußischen Untertanen. Deshalb war ein Verbot für die Landeszeitungen, von diesem, wie von keinem anderen militärischen Aufstande etwas zu schreiben, von sehr zweifelhaftem Werte. Aber die militärische Insurrektion mußte neben allem anderen den dreiundachtzigjährigen Grafen Finckenstein, der aus der Zeit Friedrichs des Großen einen anderen Gang der Ereignisse gewöhnt, und nun nervös geworden war, in hohem Grade verstimmen. Er war aus einer Zeit, als Ordnung und strenge Disziplin herrschten, als niemand die Autorität des Staates öffentlich in Zweifel zu ziehen wagte, und der Untertan nicht daran dachte, aus seinen Schranken herauszutreten. Finckenstein gab Verordnungen und Befehle, erließ Verfügungen, war bis zuletzt bemüht, die alte Zeit wieder heraufzuführen, und durch Strenge den stets wachsenden Geist der Unbotmäßigkeit zu fesseln. Selbst in Finckensteins eigenem Ministerium trat der Graf Haugwitz nicht immer seiner Strenge bei; er folgte einer freieren Auffassung. Und auch das Generaldirektorium erklärte Finckenstein gegenüber: „Ueberhaupt glauben wir nicht, daß in einer solchen weit getriebenen Einschränkung der Preß-Freiheit, das wahre Mittel liege, um

Digitized by Google

revolutionaire Bewegungen und gefährliche Nachfolge der darunter gegebenen üblen Beispiele benachbarter Nationen zu hintertreiben." (12. Juli 1797.) Diese abweichende Ansicht kümmerte Finckenstein sehr wenig. Er verbot in diesem Falle den Zeitungen auch den bloßen Bericht der Tatsachen und war allezeit bereit, seine Verordnungen vor dem Könige zu vertreten. Er wollte es „recht gern auf die Allerhöchste Entscheidung ankommen laßen". (24. Juli 1797.)

Doch darin waren Finckenstein und das Generaldirektorium einig: dem Buchhändler Mettra durfte nicht gestattet werden, das ihm zedierte Deckersche Zeitungsprivileg auszuüben. Mettra wollte die französische Zeitung unter dem neuen Titel: Gazette politique et littéraire vom 1. Januar 1799 ab herausgeben. Bei dieser Veränderung wollte er dem Blatte neben dem politischen einen literarischen Charakter geben, gewissermaßen einen fortlaufenden Katalog seiner Buchhandlung in die Zeitung einrücken. „La partie politique seroit toujours entre les mains du même redacteur — wie Mettra erklärte — qui a paru jusqu' ici agréable au Gouvernement, et l'inspection d'une censure severe asfure qu'il ne sauroit y échapper rien de répréhensible." Sein Gesuch wurde Mettra „völlig abgeschlagen"; denn es wäre bekannt, daß seine Denkungsart „in politischer Rücksicht keineswegs ganz unverfänglich sey", wie Finckenstein am 5. Dezember 1798 dem Generaldirektorium mitteilte. Noch im Jahre 1801 schenkte man dem Briefwechsel des Buchhändlers Mettra Aufmerksamkeit.

Zu der Veräußerung seines Privilegs konnte der Hofbuchdrucker Decker einen besonderen Grund haben. Am 3. Oktober 1798 war über Memel die Nachricht nach Berlin gekommen, der russische Kaiser habe alle Berliner Zeitungen, die deutschen wie die französischen, ferner die Berliner Monatsschrift und die Königsberger Zeitungen in seinen Staaten verboten. Dies Verbot bezog sich keineswegs auch auf andere Zeitungen. Der Geheimrat Seegebarth, der diese außerordentliche Nachricht sogleich dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mitteilte, fügte hinzu: „Der Redacteur der hiesigen Französischen Zeitung wird dadurch beinahe gänzlich ruinirt." Also der Deckerschen Zeitung war durch dies Verbot ein beträchtlicher, vielleicht der größte Teil ihres Debits genommen. Und da Mettra die Zeitung nicht fortführen durfte, Decker aber nicht mehr wollte, fand sich in dem Blatte, das mit so außerordentlicher Unterstützung ins Leben gerufen war, am 29. Dezember 1798 die Erklärung: „L'Editeur de la Gazette

Digitized by Google

den wesentlichsten Teil jeder Zensur ausmachten, wirken, sondern wollten jetzt auch durch positive Mittel dem Gemeingeiste eine bessere Richtung geben. Daß der Zensor strich und wieder strich, daß er eine Meldung untersagte und Anmerkungen unterdrückte, davon erwarteten sie nicht mehr alles Heil. — Mit der öffentlichen Meinung mußte gerechnet werden. Der Gazettier von Köln schrieb unüberlegte, leidenschaftliche Aeußerungen in barbarischem Stile, der Leidener Journalist gab von den Maßnahmen der Berliner und Petersburger Höfe in Polen eine unvorteilhafte Darstellung, und die unheilvollen Grundsätze, welche französische Blätter vertraten, machten Eindruck auf schwache Gemüter. Deshalb war das Kabinettsministerium nicht mehr abgeneigt, nach einem größeren Einfluß auf die öffentliche Meinung zu suchen, sie zu leiten, als ihm wieder ein Plan, der diese Absicht verfolgte, vorgelegt wurde. Es konnte zweckmäßig scheinen, dem Brauche anderer Höfe zu folgen und aus dem Ministerium den Redakteuren Artikel zu liefern, wie es schon früher bei kriegerischen Verwicklungen üblich gewesen; es erschien jetzt nützlich, Berichte über gewisse Vorgänge den Zeitungen mitzuteilen, die an geeigneten Tagen in die Blätter einzurücken wären. Diese Mitteilungen sollten unter der Aufsicht des Kabinettsministeriums verfaßt, in den Courier du Bas-Rhin, den seinerzeit der Prinz von Preußen regelmäßig gelesen hatte, aufgenommen werden und diesem, in französischer Sprache geschriebenen Blatte, das in Cleve erschien und besonders auch im Auslande verbreitet war, eine allgemeine Bedeutung verschaffen. Ein regelmäßiges Bulletin des Ministeriums sollte unter den richtigen Gesichtspunkten politische Neuigkeiten, Notizen über die Reichsangelegenheiten, diplomatische Schriftstücke, kurz alles enthalten, was durch den Druck bekannt zu machen war und dem Geist der Pariser Blätter entgegenwirken konnte. Der Geheime Legationssekretär le Coq hatte diesen Gedanken, den er gern persönlich verwirklichen wollte, seinen Vorgesetzten vorgetragen. Die Kabinettsminister zollten seinem Plane, der etwas anders aussah, als Kauths gutgemeinter, aber eigennütziger Vorschlag, ihren vollkommenen Beifall. Le Coq sollte das Bulletin für jeden Posttag aufsetzen, Finckenstein und Alvensleben wollten es durchsehen und unterschreiben, so daß es ohne weitere Zensur vom Redakteur Manzon in den Courier du Bas-Rhin eingerückt werden konnte. (Verfügung vom 5. November 1793.)

Doch Manzon, der ein ausgezeichneter Skribent war, machte

Digitized by Google

Schwierigkeiten. Beim Berliner Hofbuchdrucker Decker fand le Coq mehr Entgegenkommen. Decker besaß zudem das längere Zeit hindurch unbenutzte Privileg zu einer französischen Zeitung und war bereit, eine Kabinettszeitung zu drucken. Ein neues Privileg brauchte also nicht ausgefertigt werden, und daß seine Konzession ihm den Druck einer französischen Gazette gestattete, traf sich gut, wo le Coq seinen Plan an ein französisches Blatt, das auch im Auslande und bei den Diplomaten Leser finden konnte, anknüpfen wollte. Für diese Deckersche französische Zeitung wollten le Coq und sein Kollege, der Geheime Sekretär Rour die Materialien liefern, der Geheimrat Renfner, der Zensor der Berliner Zeitungen, wollte wichtigere Artikel selbst schreiben, und auch der Geheimrat von Steck, ein sehr geschätzter Beamter, gedachte sich zu beteiligen. Ihnen allen sicherte Decker strengste Verschwiegenheit zu. Selbstverständlich sollte das Blatt in allen Stücken stets eine maßvolle Form beobachten. Da Alvensleben und Finckenstein von der Nützlichkeit eines solchen Blattes überzeugt waren, das Beamte, die in die Politik des Staates einen Einblick hatten, schreiben wollten, so wurden für die neue Berliner französische Zeitung vierzehntägige Berichte von den preußischen Gesandtschaftssekretären aller Orten eingefordert. Durch das Departement der auswärtigen Angelegenheiten konnte also Deckers Zeitung authentische Mitteilungen über Zivil- und Militärsachen des Auslandes, über die Verwaltung, einzelne Verordnungen, über Fabriken und Manufakturen, Nachrichten von Todesfällen bekannter Persönlichkeiten des Auslandes, Hoffestlichkeiten in fremden Residenzen usw. kostenlos beziehen. Dafür durfte Decker aber für die französische Zeitung keinen Redakteur wählen, der dem Kabinettsministerium nicht genehm wäre.

Deckers neue Zeitung, die Gazette françoise de Berlin. Avec approbation et privilège du Roi, begann mit dem Januar 1794. Im ersten halben Jahr erschien sie wöchentlich zweimal, wie der Courier du Bas-Rhin; vom 1. Juli ab aber fünfmal. Damit näherte sich die Gazette françoise einer täglich erscheinenden Zeitung. Oefter als sechsmal in der Woche eine Zeitung drucken, hatte selbst der unternehmungslustige Johann Friedrich Unger nicht gewollt. Er hatte sich um eine derartige „tägliche" Zeitung zuerst im Jahre 1784 bemüht, war von Friedrich dem Großen abgewiesen worden, und Friedrich Wilhelm II. hatte kurz nach seinem Regierungsantritt Ungers Plan gleichfalls verworfen. Daß die Vossische und die Spenersche Zeitungsexpeditionen, die ihre Blätter nur dreimal

Digitized by Google

wöchentlich erscheinen ließen, Ungers Absicht nach besten Kräften entgegen waren, wo durch Unger die Zeitungsverhältnisse Berlins umgestaltet werden mußten, ist selbstverständlich. Aber auch das Kabinettsministerium, die Zensurbehörde der Zeitungen, hatte seiner Zeit beim Generaldirektorium Verständnis gefunden, als es zu einem abschlägigen Bescheide für Unger riet und schrieb: „daß die Vervielfältigung der Zeitungen zu Berlin, und die fast unerträgliche Censur derselben allein unserm Departement zur Last fällt, und darauf billig Rücksicht genommen werden sollte." Diese Rücksicht wurde 1784 genommen; auch 1787 hatte Unger, wie gesagt, kein Glück. — Wenige Jahre waren seitdem vergangen, die französische Revolution hatte die Aufgabe des Zensors in keiner Weise erleichtert, aber das Kabinettsministerium ließ es jetzt gern geschehen, daß die von ihm beeinflußte Deckersche französische Hofzeitung an fünf Tagen der Woche erschien. Das Kabinettsministerium war es wohl zufrieden, daß eine dritte Berliner Zeitung sich fünfmal wöchentlich bemühte, dem Geist der Unruhe entgegenzuwirken. Es waren jetzt andere Gesichtspunkte, als ehedem für das Kabinettsministerium entscheidend. Aber ein Konkurrenz-Unternehmen — auch wenn das Blatt in französischer Sprache geschrieben wurde — mußte Deckers Gazette doch für die beiden alten Berliner Zeitungen bleiben, und sie betrachteten deshalb die geschäftliche Seite. Hatte ihnen Ungers Plan nicht gefallen, die Verwirklichung eines ähnlichen Gedankens durch den Hofbuchdrucker war ihnen erst recht unbequem und unerwünscht, auch wenn die Zahl der Leser, die des Französischen kundig waren, in Berlin nur gering war und Deckers Zeitung gerade doppelt so viel kostete als die deutschen, und sich zudem nur auf politische Nachrichten beschränkte, also keinen gelehrten Artikel und kaum Inserate brachte, die für die Vossische und Spenersche Zeitung eine gute Einnahme bedeuteten. Wo das Vossische Privileg bestimmte, daß wöchentlich nur drei Zeitungsblätter zu drucken seien, forderten die beiden Zeitungen, daß auch Decker seine französische Gazette „höchstens dreimal wöchentlich, und an eben den Tagen, wie die Deutschen, ausgeben dürfe."

Damals hatte das Kabinettsministerium nichts dagegen, wenn auch die deutschen Zeitungen ihre Blätter fünfmal erscheinen ließen. Sie sollten die Erlaubnis des Generaldirektoriums, dem die Zeitungsprivilegien unterstanden, dazu nachsuchen. Aber das Generaldirektorium, das auf Deckers Gesuch zum Privilege vom Jahre 1762

Digitized by Google

zurückging, wies darauf hin, daß Decker in allen Stücken den deutschen Zeitungen gleichberechtigt sein wollte, und sich nur die Freiheit von jährlichen Abgaben für seine Zeitung ausgebeten hätte. Das Generaldirektorium, das sich der beiden deutschen Zeitungen annahm und mit der Zensur selbst nichts zu tun hatte, machte die Kabinettsminister auf die Schwierigkeit der vermehrten Zensur, die diese Behörde früher selbst so sehr betont hätte, aufmerksam! Es war nicht gewillt, dem Decker eine Vergünstigung zuzugestehen; er zahlte der Staatskasse keine Abgaben und hatte keine Verbindlichkeit, amtliche Bekanntmachungen umsonst in den Inseratenteil einzurücken. Die Folge war: das Kabinettsministerium stellte dem Hofbuchdrucker Decker die Beschwerden vor, die durch das fünfmalige Erscheinen seiner Zeitung entstanden, und forderte ihn auf, sein Blatt nur an den drei hergebrachten Zeitungstagen zu drucken. Der Geheime Oberhofbuchdrucker verstand sich dazu, durfte aber seiner Subskribenten wegen, die das laufende Quartal vorausbezahlt hatten, die versprochenen fünf Blätter bis zum 1. April 1795 weiter liefern.

Die Art und Weise, wie der Deckerschen Zeitung Nachrichten aus dem Ministerium zugestellt wurden, bedeutete eine Vergünstigung gegenüber den alten Zeitungen, die diese sehr wohl empfanden. Decker konnte Meldungen und Mitteilungen aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, ministerielle Nachrichten von Kriegs- und anderen Vorfällen, auch von der preußischen Armee am Rheine, eher bringen, als die Vossische und die Spenersche Zeitung, eher, als sie diesen „nur zu Gesicht gekommen waren." Es lag darin eine Schädigung der deutschen Zeitungen, die auf eine Bevorzugung den ersten Anspruch zu haben glaubten. Denn sie allein waren verpflichtet, amtliche Avertissements ohne Entgelt in den Inseratenteil aufzunehmen. Sie beschwerten sich. Und die Folge war: das Kabinettsministerium verordnete am 25. Juli 1794, „daß die Censur künftig die offizielle Nachrichten von den Kriegs-Vorfällen, in der französischen Zeitung des HofBuchdruckers Decker nur in so weit passiren laßen wird, als sich selbige zugleich in den beiden deutschen Zeitungen vorfinden werden." Das heißt: alle Berliner Zeitungen erhielten jetzt amtliche Nachrichten zum Abdruck zugestellt; das heißt: um den bestehenden Privilegien Rechnung zu tragen, verzichtete man darauf, *einer* Zeitung eine entscheidende Förderung zu Teil werden zu lassen, und damit kam der Plan von le Coq nur halb zur Ausführung.

Digitized by Google

Um die öffentliche Meinung zu lenken, bestand eine Art von amtlichem Preßbureau. So wurden vom Ministerium alle Nachrichten bearbeitet, die sich mit den polnischen Angelegenheiten beschäftigten, als der zweiten polnischen Teilung der Aufstand gefolgt war. Die drei Berliner Zeitungen erhielten offizielle Nachrichten über die polnischen Unruhen, die sie mit Dank annahmen; denn sie selbst konnten sich die Mitteilungen unmöglich früher beschaffen, als das Kabinettsministerium. In der Zusage amtlicher Nachrichten sahen die Zeitungsverleger einen Vorteil für ihre Blätter. Sie sollten aber zum Dank aus keiner anderen Quelle Artikel, die sich auf die Krisis in Polen bezogen oder mit den Offizial-Nachrichten im Widerspruch standen, Meldungen, die auch nur dem Scheine nach anstößig oder zweideutig wären, bringen.

Die Kabinettsminister nahmen ein sehr erhebliches Interesse an den Zeitungen, und mußten es nehmen. Am 21. April 1794 hatte der König dem auswärtigen Departement wieder anbefohlen, bei der „Censur aller politischen Schrifften und Journale, ein unverwandtes Auge, auf alles darinn etwa vorkommende unerlaubte, zu behalten." Dem Großkanzler von Carmer sollte nötigenfalls sofort Anzeige gemacht werden, daß er die gerichtliche Bestrafung einzelner Skribenten herbeiführe. Da „das berüchtigte Pariser Journal, der Moniteur" nicht mehr nach Berlin käme, wollten Alvensleben und Haugwitz es posttäglich aus Hamburg geschickt haben. Diesen Wunsch konnte der preußische Resident, Goechhausen, nicht erfüllen, aber er teilte am 25. August 1794 mit, daß eine Hamburger Buchhandlung „den Moniteur bisher an die Vossische zu Berlin übersandt haben soll."

Finckenstein, Alvensleben und Haugwitz verlangten am 29. Dezember 1794 vom Hofbuchdrucker innerhalb vierundzwanzig Stunden die Quelle zu wissen, aus der die Briefe der russischen Kaiserin genommen, die Decker in seiner Gazette drucken wollte. Die Briefe der Kaiserin Katharina waren an den siegreichen General Suworow gerichtet und versicherten ihn der Gnade seiner Herrin. Sie hatten in der Warschauer Zeitung gestanden, die unter russischer Censur herauskam, waren Decker vom Geheimrat Seegebarth, dem Postmeister, mitgeteilt worden und waren auch schon in der Breslauer Zeitung gedruckt.

Am 28. November 1795 brachte das Kabinettsministerium den Zeitungen wieder in Erinnerung, daß auch der Hofartikel unter der Rubrik „Berlin", wie die übrige Zeitung, das Imprimatur

Digitized by Google

des Zensors tragen müsse. Zugleich wurden die Verleger ermahnt: „bei der Redaction ihrer Zeitungen überhaupt, vorzüglich aber in dem Artickel von Paris, die größte Vorsicht zu beobachten, und sich mit Weglaßung aller Neben-Reflexionen und Raisonnements, auf die Darstellung bloßer That-Sachen einzuschränken; nicht weniger auch in den Relationen der Krieges-Begebenheiten einen unpartheyisch-gemäßigten Ton anzunehmen, der keine der kriegführenden Mächte beleidigen könne. Sollten dieser geschärften Verordnung zuwider — heißt es in dem Erlasse — künftig dennoch solche Artickel vorkommen, die aus fremden einseitigen Zeitungen wörtlich entlehnt sind, oder sich durch eingestreute Anmerkungen auszeichnen, so ist der Geheime Legations-Rath Renfner, als jetziger Censor, berechtiget worden, die anstößige Stellen völlig wegzustreichen, ohne sich ferner, wie er bisher aus Nachsicht gethan hat, auf deren Abänderung einzulaßen."

Wollte ein fremder Gesandter etwas in die Berliner Zeitungen setzen lassen, so hatten die Verleger solche Artikel zurückzuweisen und sich darauf zu berufen: es sei ihnen, „vermöge eines vorhandenen ausdrücklichen Verbots, nicht erlaubt . . . solche Inserate anders als aus den Händen des Cabinets-Ministerii, und mit deßen besonderen Genehmigung anzunehmen" (Verfügung vom 2. August 1796). Für jeden Uebertretungsfall waren funfzig Taler Strafe festgesetzt. General- und Spezial-Pardons des Auslandes für die Deserteure sollten in keiner Berliner Zeitung Platz finden.

Die unnütze Beschreibung und Ankündigung der französischen und anderer republikanischen Feste hatte aus den Zeitungen gänzlich fortzubleiben. — Bei diesen Volksfesten stellten sich Redner hin, um „im Namen der Weltgeschichte" mit tönenden Worten „die Verdienste der französischen Nation um die Menschheit" zu feiern. Sie sprachen von dem allmächtigen Sturme der ewig denkwürdigen Revolution, der alles niederschmetterte, was sich gegen die Vernunft und die Freiheit empören wollte; erklärten, daß „Frankreich die entehrenden Fesseln einer despotischen Alleinherrschaft" zerbrochen, daß „der furchtbare Genius der Revolution" die Stufen des Thrones erstiegen, Krone und Szepter genommen und den König unter das Volk geführt. Nach dem Bericht dieser Redner hatte das Volk „mit freudigem Jubel diesem großen denkwürdigen Schauspiel", als der König abgesetzt ward, zugejauchzt. Und das zum Feste geströmte Volk jauchzte auch jetzt bei der Er-

Digitized by Google

innerung, wenn seine pathetischen Redner es durch Worte begeisterten, jetzt, wo „die Menschheit auf dem glorreichen Standpunkt ihrer sittlichen Cultur" angelangt war. Die Redner der Volksfeste schrieen so laut, daß sie auch im Auslande gehört wurden. Nach der deutschen Grenze zu riefen sie: „glücklicher werden die braven liebenswürdigen Deutschen nun seyn, da der unreine Geist, der in ihren Staatsverwaltungen herrschte, gebeugt ist, und der mächtige Genius Frankreichs seinen mächtigen Arm auch über sie ausstrecken wird." Und diese Reden wurden gedruckt und übersetzt, daß der deutsche Untertan die „Verdienste der französischen Nation" bewundern könnte, auch wenn den Zeitungen ein Bericht über die Volksfeste verboten war.

Artikel von auswärtigen Volks- und Militär-Empörungen sollten schlechterdings in keiner preußischen Zeitung stehen. — Zwar an der Treue und dem Gehorsam der preußischen Armee zweifelte niemand. Aber es war nicht statthaft, ein so widriges Beispiel, wie die Meuterei der englischen Matrosen, die 1797 höheren Sold forderten, in öffentlichen Blättern zur Schau zu stellen. Trotzdem wurde dieser Vorfall bekannt, auch wenn die Landeszeitungen schwiegen. Außerpreußische, die englischen Blätter selbst, berichteten ausführlich. Die Meuterei gelangte auf hunderterlei Wegen auch zur Kenntnis der preußischen Untertanen. Deshalb war ein Verbot für die Landeszeitungen, von diesem, wie von keinem anderen militärischen Aufstande etwas zu schreiben, von sehr zweifelhaftem Werte. Aber die militärische Insurrektion mußte neben allem anderen den dreiundachtzigjährigen Grafen Finckenstein, der aus der Zeit Friedrichs des Großen einen anderen Gang der Ereignisse gewöhnt, und nun nervös geworden war, in hohem Grade verstimmen. Er war aus einer Zeit, als Ordnung und strenge Disziplin herrschten, als niemand die Autorität des Staates öffe
in Zweifel zu ziehen wagte, und der Untertan nicht daran
aus seinen Schranken herauszutreten. Finckenstein
nungen und Befehle, erließ Verfügungen, war
die alte Zeit wieder heraufzuführen, und
wachsenden Geist der Unbotmäßigkeit zu
steins eigenem Ministerium trat der
seiner Strenge bei; er folgte einer
das Generaldirektorium erklärte
haupt glauben wir nicht, daß
Einschränkung der Preß-Frei

Digitized by Google

revolutionaire Bewegungen und gefährliche Nachfolge der darunter gegebenen üblen Beispiele benachbarter Nationen zu hintertreiben." (12. Juli 1797.) Diese abweichende Ansicht kümmerte Finckenstein sehr wenig. Er verbot in diesem Falle den Zeitungen auch den bloßen Bericht der Tatsachen und war allezeit bereit, seine Verordnungen vor dem Könige zu vertreten. Er wollte es „recht gern auf die Allerhöchste Entscheidung ankommen laßen". (24. Juli 1797.)

Doch darin waren Finckenstein und das Generaldirektorium einig: dem Buchhändler Mettra durfte nicht gestattet werden, das ihm zedierte Deckersche Zeitungsprivileg auszuüben. Mettra wollte die französische Zeitung unter dem neuen Titel: Gazette politique et littéraire vom 1. Januar 1799 ab herausgeben. Bei dieser Veränderung wollte er dem Blatte neben dem politischen einen literarischen Charakter geben, gewissermaßen einen fortlaufenden Katalog seiner Buchhandlung in die Zeitung einrücken. „La partie politique seroit toujours entre les mains du même redacteur — wie Mettra erklärte — qui a paru jusqu' ici agréable au Gouvernement, et l'inspection d'une censure severe asfure qu'il ne sauroit y échapper rien de répréhensible." Sein Gesuch wurde Mettra „völlig abgeschlagen"; denn es wäre bekannt, daß seine Denkungsart „in politischer Rücksicht keineswegs ganz unverfänglich sey", wie Finckenstein am 5. Dezember 1798 dem Generaldirektorium mitteilte. Noch im Jahre 1801 schenkte man dem Briefwechsel des Buchhändlers Mettra Aufmerksamkeit.

Zu der Veräußerung seines Privilegs konnte der Hofbuchdrucker Decker einen besonderen Grund haben. Am 3. Oktober 1798 war über Memel die Nachricht nach Berlin gekommen, der russische Kaiser habe alle Berliner Zeitungen, die deutschen wie die französischen, ferner die Berliner Monatsschrift und die Königsberger Zeitungen in seinen Staaten verboten. Dies Verbot bezog sich keineswegs auch auf andere Zeitungen. Der Geheimrat Seegebarth, der diese außerordentliche Nachricht sogleich dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mitteilte, fügte hinzu: „Der Redacteur der hiesigen Französischen Zeitung wird dadurch beinahe gänzlich ruinirt." Also der Deckerschen Zeitung war durch dies Verbot ein beträchtlicher, vielleicht der größte Teil ihres Debits genommen. Und da Mettra die Zeitung nicht fortführen durfte, Decker aber nicht mehr wollte, fand sich in dem Blatte, das mit so außerordentlicher Unterstützung ins Leben gerufen war, am 29. Dezember 1798 die Erklärung: „L'Editeur de la Gazette

Digitized by Google

Françoise de Berlin avertit le public et ses correspondans de l'étranger, qu'il cessera de publier cette feuille à la fin de l'année."

Den Grund zu dem Verbote des russischen Kaisers wußten die Kabinettsminister Finckenstein, Alvensleben und Haugwitz nicht. Auch dem preußischen Gesandten in Petersburg war er völlig unbekannt, und es war ihm unmöglich, den Anlaß, der den Zaren dazu bestimmt hatte, zu erraten; zumal der Courier du Bas-Rhin, mit dessen Haltung Finckenstein wiederholt unzufrieden gewesen, nach wie vor in Rußland Eingang fand.

Gerade die Berliner Zeitungen, auf deren strenge Zensur Finckenstein hielt, deren Zensur sogar manchem zu weit ausgedehnt schien, fanden nicht Gnade am russischen Hofe, und das Bestreben, das die preußischen Minister bei der Ueberwachung der öffentlichen Meinung leitete, fand in Petersburg kein anerkennendes Lob. Erschienen dem Zaren die peinlichen Zensurvorschriften, die scharfen Befehle, die in Berlin gegen die freie Meinungsäußerung der Presse formuliert waren, unzureichend?

Gerade Preußen war im Verlaufe der französischen Revolution bemüht, aus seinen Zeitungen den Ausdruck des revolutionären Schwindelgeistes und der politischen Neuerungssucht zu verbannen. Gerade Preußen verbot jede Aeußerung gegen die bestehende Verfassung, jede Kritik der Regierungen und trat mit Zensurvorschriften dem weiter um sich greifenden unseligen Freiheitsschwindel entgegen. Posttäglich hatten die Redakteure sämtlicher Landeszeitungen ihre Blätter dem Kabinettsministerium einzusenden, damit das Ministerium sähe, ob seine Vorschriften beachtet würden, damit das Ministerium den Zensor und Redakteur bestrafen könnte. Und diese Fürsorge endete nicht bei den Landeszeitungen. Der preußische Gesandte in Hamburg hatte den dortigen Blättern, die überhaupt die gelesensten Zeitungen von Deutschland waren, einen Wink zu geben, sie möchten in ihrem eigenen Interesse der Intention des preußischen Hofes nachkommen und nichts von französischen Volksfesten und geheimen Verordnungen in ihren Blättern publizieren. Denn sonst würden die Zeitungen in Preußen verboten werden. Die preußischen Minister schätzten den Hamburgischen Korrespondenten und teilten dann und wann diesem alten und vielgelesenen Blatte Artikel oder Staatsschriften mit, deren Verbreitung erwünscht war, die aber nicht immer in die Berliner Zeitungen eingerückt wurden, wenn es darauf ankam, den Leser über die Herkunft dieses oder

Digitized by Google

jenes Artikels im Ungewissen zu lassen. Zu dem Hamburgischen Korrespondenten hatte seit Altersher — wie viele andere Mächte — auch Preußen Beziehungen. Aber deshalb sollte das Hamburgische Blatt bei seinem Artikel von Berlin auch die nötige Vorsicht brauchen, nicht jedes Stadtgerücht einem Artikelschreiber ohne gesunden Verstand glauben und drucken. Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten nahm es sehr übel, daß der Hamburgische Korrespondent im Jahre 1798 in Nr. 135 die Proklamation des General Joubert vom 10. August an die Mainzer Armee aufgenommen hatte. Denn diese Proklamation, die davon sprach, daß „die letzte Stunde der Feinde geschlagen haben soll", enthielt — wie die Minister sagten — die unanständigsten und gehässigsten Ausfälle auf das gemeine Wesen Deutschlands. Sie hob an mit den Worten: „Cameraden! Bereit, die Donnerkeile wieder zu fassen, die ihr so großmüthig niedergelegt hattet, erwartet ihr schon lange, in der Fassung der Stärke, den glücklichen Zeitpunkt eines Friedens, den eure Regierung den fremden Mächten vorschreibt." — „Man sollte den dortigen Zeitungs-Schreibern, die sonst Aufmerksamkeit und Fleiß sehr rühmlich beweisen, so viel geraden Sinn und Klugheit zutrauen, daß sie, bekannt mit den Verirrungen und dem Bedürfniß unserer Zeit, von selbst bedacht seyn müßten, wenigstens nicht ihrer Seits den politischen Schwindel-Geist geflißentlich zu befördern", hieß es in einer Anweisung vom 28. August 1798 für den preußischen Gesandten in Hamburg. Er hatte die Redakteure zu bedeuten, daß sie — „in gleicher Art, als die drei hiesigen gemessenst angewiesen sind" — in allen Stücken die Rücksicht auf das allgemeine Beste nähmen.

Den preußischen Vorstellungen und Warnungen ein größeres Gewicht zu geben, war es wünschenswert, daß auch der kaiserliche Gesandte von seinem Hofe zu einer gleichen Sprache, wie der preußische, beauftragt würde. Den kürzesten Weg zu wählen, wurde der preußische Gesandte angewiesen, sich mit dem kaiserlichen Geschäftsträger in Hamburg zu verbinden. Und wegen der Altonaer Zeitungen suchte die preußische Diplomatie die Fühlung mit dem dänischen Hofe. Der dänische Minister in Hamburg erhielt aus Kopenhagen die Weisung, sich mit dem preußischen zu vereinigen. Preußen war bemüht, der öffentlichen Meinung eine bessere Richtung zu geben, und war hier der führende Staat. — In Petersburg wurde das nicht gesehen.

Es läßt sich einmal nicht ändern, daß Abwehrmittel eine große

Digitized by Google

Zeitströmung nicht beseitigen können. Die peinlichste Ueberwachung genügte auch damals nicht, die revolutionären Ideen zu lokalisieren, auf Frankreich zu beschränken. Man hatte auch Frankreich nicht sich selbst überlassen; Oesterreich und Preußen hatten ihre Truppen an den Rhein geschickt, um die Republik zu bekämpfen. Französische Emigranten waren zahlreich nach Deutschland gekommen, und — was schlimmer war — Emissäre und Agenten der neuen Republik machten im Auslande für ihre Grundsätze Propaganda. Eine genaue Ueberwachung verdächtiger Personen, eine Ueberwachung des Briefverkehrs, eine gesteigerte Tätigkeit der geheimen Polizei, derartige kleine Mittel konnten nur eine geringe Wirkung haben. Die Zensur erstreckte sich auf die im Lande gedruckten Schriften. Eine Zensur der ausländischen Broschüren und Bücher war fast unmöglich. Sie hätte den ehrlichen Handel ruiniert, dafür aber einen ungesetzlichen, heimlichen Schleichhandel befördert. Der Handel war ein zu wichtiger Faktor, so daß es nicht anging, die Landesgrenzen durch einen Kordon zu sperren; es hätte auch wenig genutzt. Eine genauere Kontrolle der Pässe aller französischen Reisenden wurde befohlen. Aber die Mittel, die den alten Staaten zur Verfügung standen, waren zu gering, um einen erfolgreichen Kampf gegen die neuen Ideen zu führen. Im Grunde genommen war Deutschland der französischen Revolution gegenüber wehrlos. Taten die Zensoren auch ihre Schuldigkeit, die Zensur selbst leistete nicht das, was sie sollte. Schon damals hatte sich die Zensur überlebt. Sie konnte nur dort einen Zweck haben, wo der Verkehr mit geistigem Gute sich in den allerengsten Grenzen abspielte. Das war in Deutschland nicht mehr der Fall.

Als Friedrich Wilhelm III., der den Kampf gegen die französische Revolution wie sein Vater fortführte, aus besonderem Vertrauen am 12. April 1798 dem Grafen von der Schulenburg die Leitung der geheimen Polizei übertrug, konnte Schulenburg wenig machen, um dem Geiste der Zeit entgegenzuwirken. Der beste Erfolg ließ sich noch hoffen, „wenn Männer von anerkannten Talenten, von bewährter Moralität, aus eigner inniger Ueberzeugung, als Schriftsteller wider Revolutionen und wider revolutionaire Greuel auftreten“ würden. Also war der unabhängige Schriftsteller, wenn er die Sache des Staates auf sich nahm, der beste Bundesgenosse. Zu dieser Ansicht bekannten sich jetzt (1798) die Kabinettsminister, wo alle beschränkenden Zensurvorschriften unkräftige Maßregeln blieben. Der alte Finckenstein und Alvensleben wie Haugwitz konnten

Digitized by Google

den phantastischen Gedanken Schulenburgs, von revolutionären Schreibern Stillschweigen oder Mäßigung durch Geldopfer zu erkaufen, nicht gut heißen. Es war ein unpraktischer Vorschlag, der nur Schulenburgs Verlegenheit zeigte, und zeigte, daß alle Mittel, die der Regierung zu Gebote standen, versagten. Es wäre auch schwerlich erfolgreich gewesen, einen „Stempel auf das zahllose Heer auswärtiger, besonders politischer, statistischer ꝛc. Journale, Zeitungen, Flugschriften" zu legen.

Was den Ministern und ihren Beamten übrig blieb, war immer nur eine strenge Ueberwachung. Aber niemand verhehlte sich, wie wenig damit erreicht würde, auch wenn ein Departement willig das andere unterstützte und die Post der politischen Polizei Dienste leistete.

Daß der Hamburgische Korrespondent in mancher Nummer Berliner Stadtgerüchte wiedergab, war nicht unbekannt. Er mußte also einen Berichterstatter in Berlin haben. Zwar sollten keine Bulletins aus der preußischen Hauptstadt verschickt werden. Diese Art Zeitungen war gänzlich untersagt worden. Dennoch bot die Bulletinschreiberei eine bequeme Einnahme, und die Zeitungen brauchten Korrespondenten an verschiedenen Orten. Woltersdorff hatte früher schon von Berlin aus eine geschriebene Zeitung versandt. Es war ihm untersagt worden. Er schrieb weiter und deckte sich durch den Titel eines Herzoglich mecklenburgischen Hofagenten, der seinem Prinzipal gegenüber zur Berichterstattung verpflichtet war. Woltersdorff nannte sich auch einen Königlichen Kommissionsrat und trieb das Journalistenhandwerk, da er als Prokurator seine Familie nicht ernähren konnte. Der Postmeister Seegebarth hatte bereits am 6. April 1794 dem Freiherrn von Alvensleben angezeigt, Woltersdorff schicke sein Neuigkeitsblatt nach Hamburg, und hatte gleichzeitig dem auswärtigen Departement einen Bulletinbrief für den Mecklenburgischen Geheimen-Rats-Präsidenten von Gamm vorgelegt. Auch zwei Bulletins eines anderen Zeitungsmachers, des Kandidaten Damm, hatte die Post angehalten. Die Bulletinschreiberei war 1794 wieder gut im Gange. Einer von Woltersdorffs Abonnenten war der Doktor Stöver, Redakteur des Hamburgischen Korrespondenten. Und Damm mußte eine ganze Anzahl von Abnehmern haben; denn an *einem* Tage konnte er nicht alle Neuigkeitsbriefe schreiben; seine Bulletins vom 29. März und 5. April versandte er auch unter dem Datum des 30. März und 6. April. Gelegentlich bezeichnete

Digitized by Google

er seine Neuigkeiten als „officiellen Bericht“ und adressierte einen solchen „A Monsieur Monsieur Tornau, Homme de Chambre de Monsieur le Comte de Sandretzky.“ Das war eine unverfängliche Adresse, die niemandes Neugier reizen sollte — aber Seegebarth ließ sich nicht täuschen und erstattete den Kabinettsministern Anzeige.

Die ließen durch den Polizeipräsidenten von Eisenhart beide Uebeltäter für diesmal „noch in der Stille“ vorladen und ihnen die verbotene Briefschreiberei untersagen. Wenig respektvoll schrieb der Herzogliche Agent, der die Zeitungs-Korrespondenz als seinen Beruf ansah, da, einen Tag nach der Verwarnung, am 14. April 1794 an Eisenhart: „wenn mir aber befohlen wird: daß ich auf eine redliche und anständige Weise mein Brodt in Preußischen Landen nicht erwerben soll, so müßen des Königs Majestaet auch die Gnade haben, mich entweder bey einem Departement bestimmte Arbeit und Gehalt anzuweisen; oder aber man muß mir den ferneren Aufenthalt in Preußischen Landen untersagen. Womit ich lezteres verdiene, weiß ich nicht; und ob des Königs Majestaet so gnädig seyn dürften, mich bey einem Departement anzustellen, muß ich anheim stellen. So lange keines von beyden erfolget, bleibet mir nichts übrig, als meine auswärtige Correspondenz fortzusetzen weil ich völlig überzeugt bin, daß ich nie etwas gegen die höchste Person meines Königs, oder gegen den Staat oder gegen irgend ein Departement nachtheiliges schreibe; und wofern es höhern Orts verlanget werden sollte, so bin ich auch bereit, den Innhalt der Correspondenz eidlich zu manifestiren.“ Woltersdorff kehrte sich an kein Verbot, auch nicht an den Bescheid des Präsidenten Eisenhart, daß ihm „alle Nachrichten in Staats- und politischen Angelegenheiten schlechterdings verbothen wären.“ Ein Bulletin vom 20. April, das die Post anhielt, bewies es. Unter verstellter Adresse war es nach Hamburg zur Post gegeben und war wieder für den Unparteiischen Korrespondenten bestimmt. Nun wurde dem Kammergericht die fiskalische Untersuchung gegen Woltersdorff aufgetragen.

Der Geheimrat Seegebarth muß ungefähr alle ihm verdächtig scheinenden Briefe, ob sie mit Siegellack oder Oblaten verschlossen waren, aufgebrochen haben, wenn sie nach Hamburg bestimmt waren. Am 23. April war er so glücklich, dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten wieder ein nach Hamburg bestimmtes Exemplar „des Bulletin vom bekannten Verfaßer“ zu überreichen.

Digitized by Google

Am 30. April 1794 berichtete er an Alvensleben: „Unter den gestern Abend nach Hamburg zur Post gekommenen Briefen, hat sich der submissest beigehende, befunden, der, ein geschriebenes Neuigkeits-Blatt für die dort, unter dem Nahmen des unparteyischen Correspondenten herauskommende Zeitung enthält." Die ersten Worte des Briefes: „Wertheſter Freund", hatten Seegebarth nicht beruhigt, er las die Neuigkeiten selbst; er wußte auch den ungenannten Verfasser, einen Kaufmann Johann George Brock anzugeben. Brock war kein regelmäßiger Berichterstatter. Er schrieb angeblich nur zwei bis dreimal im Jahre seinem Freunde, dem Hamburger Redakteur, wenn er gerade etwas Neues wußte. Auch er wurde verwarnt. Ihn gleich zu bestrafen, ging nicht an. Denn das Verbot des Königs, das die Bulletinschreiberei untersagt hatte, war nicht allgemein bekannt gemacht; es hätte zu allerhand unerwünschten Deutungen Anlaß gegeben und Aufsehen gemacht; deshalb war es nur den Subalternbeamten zur Kenntnis gebracht worden, durch deren Hand so manches amtliche Schriftstück gehen mußte. Das Kabinettsministerium ließ also die unberufenen Zeitungsschreiber zunächst durch die Polizei verwarnen, ehe es gegen die Widersetzlichen zu schärferen Maßregeln schritt, wie gegen den scheinbar unverbesserlichen Woltersdorff.

Der war wirklich Herzoglicher Agent und mußte der mecklenburgischen Regierung in Neustrelitz fortlaufende Berichte einsenden. Als ihm der Prozeß gemacht werden sollte, erkannten die mecklenburgischen Geheimen Räte seine amtliche Eigenschaft an und schrieben nach Berlin, daß ihr Agent seine Briefe nach Neustrelitz, „dergleichen ein jeder würcklich bestellter und sich legitimirter Resident und Agent an seinen Hof erläſſt, als ein Bulletin nicht betrachtet habe." Aber — die ordentlichen Residenten, wenigstens die der größeren Staaten, unterschrieben ihre Berichte mit ihrem vollen Namen, was Woltersdorff nicht getan. Und die ordentlichen Residenten, die allerdings wohl eine bessere Besoldung hatten als er, sandten nicht zugleich ihre Berichte an Zeitungen, was Woltersdorff tat. Immerhin, Woltersdorff hatte an den Geheimen Räten in Neustrelitz eifrige Fürsprecher, die ihm das Zeugnis gaben, daß er in allen seinen Briefen beständig die höchste Ehrerbietung gegen den König gezeigt, niemals etwas für Preußen Nachteiliges geschrieben, sich auch „lediglich auf allgemeine und dem ganzen Publicum bekannte Nachrichten" beschränkt habe. „Wie nun — heißt es in dem Schreiben der mecklenburgischen Räte — Seine

Digitized by Google

Herzoglich Durchlaucht bei dem Ihnen überall nicht anders als untadelhaft bekannten Betragen des Agenten Woltersdorf zu der erhabenen und großmüthigen Denkungsart Seiner Königlichen Majestät das gänzliche Vertrauen hegen, daß Allerhöchst Dieselben dieser der Sache Beschaffenheit nach, und da der p. Woltersdorf, wenn er würcklich gefehlet, es aus bloßer Unkunde gethan, denselben in dem jetzigen Falle von aller fiscalischen Strafe loszusprechen allermildest geruhen werden; so sind Wir in diesem Vertrauen befehliget, bei Ew. Excellences und Hochwohlgeb. hiedurch ergebenst anzutragen, daß Dieselben die Niederschlagung der gegen denselben wider sein Verschulden veranlaßten Untersuchung zu bewürken und zu verfügen geneigen wollen."

Für so unschuldig und harmlos, wie die mecklenburgischen Geheimen Räte, sah das Kammergericht weder den Woltersdorff noch seine Briefe an. Die Briefe, die er ja nicht nur nach Neustrelitz gesandt, hatten den Charakter eines Bulletins, oder einer geschriebenen Zeitung. „Sie enthalten, um zu interessiren, gewagte auf Hörensagen sich gründende Vermuthungen, wahre und falche durch einander gewebte Nachrichten über die im Staate vorfallenden Veränderungen, werfen über die Verordnungen der Regierung ein Licht, welches leicht zum Tadel reitzt, und verrathen das gedungene Verhältniß ihres Verfassers" — so die Ansicht des Kammergerichtes. Aber bei einer Festsetzung der Strafe war zu berücksichtigen, daß der Inhalt der Kabinettsordres vom 4. und 21. Februar 1792 dem Bulletinschreiber, wie er behauptete, nicht bekannt geworden war. Und diese Behauptung ließ sich nicht widerlegen. Denn auch das Zirkular an die Kammern vom 28. Februar 1792, das, wie die Kabinettsordres, bestimmte: die Bulletinschreiber sollten für ihr Gewerbe Festungsstrafe erhalten, war nirgends publiziert worden. Allerdings war dem Woltersdorff die Zeitungskorrespondenz schon 1790 untersagt worden, und auf alle Fälle bot das Allgemeine Landrecht eine Handhabe zur Bestrafung. Daß die Bestrafung unterblieb, daß die Untersuchung gegen Woltersdorff niedergeschlagen wurde, geschah aus ganz besonderer Achtung und lediglich mit Rücksicht auf die Fürsprache der mecklenburgischen Geheimen Räte. Aber Johann Gabriel Woltersdorff hatte mit feierlichem Handschlag anzugeloben, daß er künftig das Bulletinschreiben lassen werde.

Doktor Stöver in Hamburg hatte also seinen getreuen Berliner Berichterstatter verloren. Da mußte ein Ersatz gefunden werden. Der Buchdrucker Unger sollte helfen. Er wußte auch einen neuen

Digitized by Google

Korrespondenten zu finden; aber er war so unvorsichtig, das dem Doktor Stöver nach Hamburg zu schreiben, und Seegebarth las alle Briefe, die nach Hamburg gingen, las sie mit doppelter Aufmerksamkeit, wenn sie an den Doktor Stöver gerichtet waren. Und da Seegebarth Alvensleben gegenüber gern mitteilsam war, was das Kabinettsministerium mit Dank anerkannte, so meldete er am 21. September 1794 dem Freiherrn von Alvensleben: dem Doktor Stöver in Hamburg hätte der Buchdrucker Unger mit vorletzter Post geschrieben, „er habe nunmehro, nach des erstern Verlangen, jemand allhier ausgemittelt der, gegen eine vierteljährige Remuneration, ihm Post-Täglich Nachrichten von hier aus mitteilen werde; Es sey dies, der Magister Stein, Lehrer beym Gymnasium des grauen Klosters, und werde er sogleich auf der Stelle, damit den Anfang machen." — Seegebarth und seine Postgehilfen paßten auf, ob nun ein Brief an den Doktor Stöver bei ihnen abgegeben würde. Es kam keiner. Aber in einem Kouvert an den Handelsmann Witt in Hamburg war ein Bulletin ohne Aufschrift enthalten. Seegebarth nahm an, daß es das Bulletin des von Unger engagierten Briefstellers sei, und glaubte, die Adresse solle nur zur Täuschung dienen, um ihn irre zu führen. Aber er wußte es doch nicht genau. Die Bulletinschreiberei war sehr beliebt. Dies Bulletin war aber jedenfalls recht bedenklich. Die Fortsetzung dieses Bulletins überreichte Seegebarth am 25. September 1794 dem Kabinettsministerium. Diesmal war der Inhalt nicht anstößig. Seegebarth hatte noch immer keine Gewißheit, ob es das Bulletin des Magister Stein sei. Für alle Fälle sollte der Polizeipräsident Eisenhart den Magister Stein, als einen sonst unbescholtenen Mann, auf glimpfliche Art vernehmen und ihm die Bulletinschreiberei untersagen. Die Kabinettsminister gaben Seegebarth für seine Wachsamkeit und seinen Diensteifer ihr vollstes Lob. Und Seegebarth fing wieder ein Bulletin nach Hamburg ab, sandte es am 28. September ans Ministerium und schrieb dazu: „Ohngeachtet der Absender des betreffenden Bulletins nach Hamburg, sich gestern dazu einer veränderten adresse bedienet hat, so ist es mir doch nicht entgangen." Die Kabinettsminister waren Seegebarth sehr verbunden.

Stöver zahlte seinem Berliner Korrespondenten ein festes Jahrgeld von hundert Talern. Diese Summe wollte sich der zweiundzwanzigjährige Magister der Philosophie Christian Gottfried Daniel Stein gern verdienen. Unger war der Mittelsmann gewesen. Aber als er von der Ladung des Stein zum Präsidenten

Digitized by Google

Eisenhart erfuhr, schrieb er sofort an Stöver, kündigte den ganzen Handel auf und erklärte, niemals habe er gewußt, daß ein Versand von Nachrichten strafbar sei; aber auch niemals wolle er den Vorschriften der Behörde entgegen handeln. Und, wenn er auch sonst gern dem Hamburger Redakteur gefällig wäre und sich, wie hier, eines jungen Menschen annähme, so werde er sich doch mit Aufträgen politischer Art nun und nimmer befassen; er sei ein ruhiger Bürger.

Wie alle anderen Briefe an den Doktor Stöver, so öffnete Seegebarth auch diesen. Er sandte ihn den Kabinettsministern, die eine Abschrift zu ihren Akten nahmen und gern erlaubten, daß Ungers Schreiben wohl verschlossen nach Hamburg abginge. Finckenstein atmete auf. An die Fortsetzung der Steinschen Berichte dachte er nun nicht mehr. Aber — sollte Ungers Brief vielleicht nur die Wachsamkeit der Post täuschen, Seegebarths Spürsinn von der richtigen Fährte ablenken? So hinterlistige Gedanken waren dem alten ehrlichen Finckenstein fremd. Er war deshalb nicht wenig erstaunt, als der unermüdliche Seegebarth am 1. Oktober 1794 schrieb: „Bey dem gestern Abend allhier zur Post gekommenen Bulletin nach Hamburg, hat der Verfaßer sich abermals einer von allen vorhergehenden Aufschriften, gänzlich abweichenden adresse bedient, woraus, der Wunsch unentdeckt zu bleiben, so wie das Bewußtseyn unrecht gehandelt zu haben, genugsam hervorgehet." Wie wollte ein zweiundzwanzigjähriges Magisterlein den Postgewaltigen von Berlin täuschen? Seegebarth wußte jetzt ganz genau, daß Stein das Bulletin schrieb. War doch mit der letzten Leipziger Post ein Privatbrief an den Magister Stein, einen geborenen Leipziger, eingetroffen. Seegebarth wartete, was Stein antworten würde. Das interessierte ihn. Und Steins Antwort, die der Magister mit seinem Namen unterschrieben, war „von der nehmlichen Hand, welche das Bulletin schreibt."

Als der Magister auf diese Anzeige hin wieder verhört wurde, brachte er die dümmste Ausrede vor, die er finden konnte. Er sagte: die Briefe seien nur an seinen Bruder gerichtet, und sein Bruder habe gewünscht, daß er unter einer andern Adresse die Briefe schriebe. Daß er Neuigkeiten mitgeteilt, gab Stein zu; aber, ob seine Briefe Bulletins zu nennen, das wußte er nicht; denn von d e m Worte hatte Stein keinen ordentlichen Begriff.

Die Kabinettsminister hatten mit jedem einzelnen Bulletinschreiber, sobald Seegebarth einen entdeckte, ihre liebe Not. Aber

Digitized by Google

sie ließen sichs nicht verdrießen. Ordnung sollte sein, und geschriebene Zeitungen wollten sie nicht dulden. Die Referendarien, Auskultatoren und Subalternbeamten mußten im Jahre 1798 wieder erinnert werden, sich mit keinen Neuigkeitskrämereien abzugeben. Denn der Wachsamkeit des Generalpostamtes war es gelungen, am 20. und 21. Januar 1798 sechsundvierzig Exemplare einer Berliner geschriebenen Zeitung, die vom Konsistorialsekretär Karl Geiseler stammte, abzufangen. Es war das 7. Stück seines Wochenblattes, das zahlreiche Hofnachrichten enthielt. Ein Regierungswechsel bot stets eine Menge zeitungsmäßigen Stoffes, den flinke Leute verwerten konnten. Und zu Anfang seiner Regierung war mehr als ein Herrscher bereit, eine freimütige Meinungsäußerung zu gestatten. So auch Friedrich Wilhelm III. Trotzdem mußte Geiseler seinen „unschuldigen Nebenerwerb" — den Preis für sein Wochenblatt hatte er auf vierundzwanzig Taler im Jahre festgesetzt — auf sehr bestimmte und scharfe Weisungen der Minister hin aufgeben, wenn er auch keine Festungsstrafe erhielt.

So achteten die Kabinettsminister auf die gedruckten wie die geschriebenen Zeitungen. Und die Berliner Zeitungen, von denen das Ministerium je sechsundzwanzig Freiexemplare zur genauen Prüfung erhielt, wurden in Rußland verboten. Augenscheinlich weil es Finckenstein, Alvensleben und Haugwitz an der nötigen Aufsicht fehlen ließen.

Während der großen französischen Revolution war Preußen vornehmlich der Staat der Ordnung, der keine Preßfreiheit duldete und die alten Traditionen mit peinlicher Strenge zu wahren suchte. Wurde ein Stempel auf fremde Blätter, die nicht immer auf die preußische Anschauung gebührend Rücksicht nahmen, auch verworfen und durch den Stempel ihr Eingang nicht erschwert, so herrschte bei den preußischen Ministern doch der aufrichtige Wunsch, dem Gemeingeiste eine bessere Richtung zu geben und die bürgerliche bestehende Ordnung weiter zu schützen. Es genügte dem Zensor auch nicht mehr, daß sich die Zeitungsschreiber beim Hofartikel ihm gegenüber darauf beriefen, sie hätten die Nachrichten von guter Hand. Was über den Hof in den Berliner Zeitungen stand und damit gleichsam autorisiert ward, hatte der Hofmarschall des Königs, die Oberhofmeisterin der Königin oder die Geheime Kabinetts-Expedition zuvor durch Unterschrift zu beglaubigen (Anweisung des Kabinettsministeriums vom 12. April 1800). Und um niemandem etwas an seinen Rechten zu vergeben, erhielten der Zensor

Digitized by Google

und die Zeitungen eine genaue Anweisung, die Renfner erbeten, eine „Norm", „nach welcher der Unterschied zwischen Durchlauchten und Hochfürstlichen oder Fürstlichen Gnaden bestimmt bleiben soll."

So sollte es bleiben. Aber wenige Jahre darauf hatte Napoleon den Thron so manches Reichsfürstlichen Herrn mit rücksichtsloser Gewalt umgestoßen, wenn auch noch nach dem Jahre 1800 der Geheime Legationsrat Renfner sein Amt als Zeitungszensor „mit gewohnter rühmlicher Aufmerksamkeit" versah.

Digitized by Google

Die alte und die neue Kriminalistenschule und der Strafvollzug.

Von

Oberlandesgerichtsrat **Robert Schmölder.**

Im Strafrecht stehen gegenwärtig zwei Schulen auf grundlegendem Gebiete schroff einander gegenüber.

Die alte, die sogenannte klassische Schule hat bei der Bestimmung des Zwecks der Strafe die Allgemeinheit im Auge. Die Straftat hat — so lehrt sie — das Gesetz verletzt. Zur Erhaltung der Heiligkeit des Gesetzes, zur Wahrung des Rechtsinns, des öffentlichen Gewissens ist nun eine Reaktion, die Strafe geboten. Die Schwere dieser Strafe ist möglichst genau anzupassen der Schwere der Straftat.

Die neue Schule, die Schule der Reformer stellt in den Vordergrund die Person des Verbrechers. Diesen will sie abschrecken, oder bessern, oder endlich unschädlich machen. Demgemäß ist, nach ihrer, übrigens noch verschwommenen, Lehre, in jedem einzelnen Straffall die Frage zu erörtern: Ist der Täter ein Augenblicksverbrecher, oder ein verbesserlicher Zustands- oder endlich ein unverbesserlicher Zustandsverbrecher. Die Augenblicksverbrecher, die nur abgeschreckt zu werden brauchen, sollen auf dem Wege der „bedingten Verurteilung" nach Möglichkeit mit der Vollstreckung der Strafe verschont werden. Die verbesserlichen Zustandsverbrecher sollen bis zur Besserung, die unverbesserlichen dagegen dauernd eingesperrt werden.

Dies Programm bezeichnet wieder die alte Schule, zu der ich mich bekenne, als einen Blender. Ich möchte es vergleichen mit dem gleichfalls noch verschwommenen Programm der Sozialdemokratie. Beide kranken in erster Linie daran, daß sie nicht in Rücksicht ziehen die Unvollkommenheiten, die nun einmal jedem Menschenwerk anhaften.

Digitized by Google

Dem irdischen Richter wird es in vielen Fällen gelingen, die Straftat in ihren Einzelheiten, auch wohl einen Teil der Beweggründe des Täters festzustellen. Damit ist er aber auch an der Grenze seines Vermögens angelangt. Der innerste Kern des Täters liegt stets nur dem höchsten Richter offen, der den Menschen prüft bis auf Herz und Nieren. Also es ist geradezu ein Frevel, wenn man den irdischen Richter vor die Entscheidung stellt über ein: „verbesserlich" oder „unverbesserlich". Und die von dem irdischen, d. h. dem unzuständigen, Richter für „unverbesserlich" Erklärten will man dann für die ganze fernere Lebensdauer einsperren! Sodann erwäge man doch die Folgen einer Bestimmung, nach der sich der Anstaltsbeamte bei den vom Richter für „verbesserlich" Erklärten über das „gebessert" oder „noch nicht gebessert" zu äußern hat. Gegenwärtig kann der Sträfling durch sein Verhalten in der Anstalt — wenn man von der, nur in geringem Umfang praktisch gewordenen, Bestimmung des § 23 Strafgesetzbuchs absieht — nur kleine Vergünstigungen im Anstaltsleben erzielen, auch dient der Anstaltsbeamte, wenigstens dem Gesetz nach, nicht der Besserung, sondern dem Strafvollzug. Dennoch treibt schon jetzt die Zuchthausfrömmigkeit überall ihre Blüten. „Gerade der verschmitzteste Bösewicht trägt mit sichtbar größerer Andacht als irgend ein anderer Gesinnungen zur Schau, über die er im Herzen lacht" (v. Arnim). Wenn dann aber selbst der schwerste Verbrecher durch sein Verhalten in der Anstalt seine Freilassung erschleichen kann, und der Anstaltsbeamte, vom Gesetz in den Dienst der Besserung gestellt, also auch Besserung im weitesten Umfang und in möglichst kurzer Zeit herbeisehnt, dann muß, neben der Willkür, auch die Heuchelei und die Verstellung ihre wildesten Orgien feiern.

Das deutsche Strafgesetzbuch von 1870 steht fest auf dem Boden der alten Schule. Es beschäftigt sich nicht mit dem Innern der Verbrecher, sondern mit der Straftat. Es berücksichtigt bei dieser — man vergleiche beispielsweise die §§ 224, 226 und 227 aus dem Abschnitt: „Körperverletzung" — auch die vom Verbrecher gar nicht gewollten Folgen. Es erstrebt dann eine sorgfältige Anpassung der Schwere der Strafe an die Schwere der Straftat und bedient sich dieserhalb bei der, unser Strafmittelsystem fast ausschließlich beherrschenden, Freiheitstrafe der Abstufungsfähigkeit nach zwei Richtungen, nach der Zeit und nach der intensiven Ausgestaltung. In letzterer Beziehung betont es den Unterschied

Digitized by Google

zwischen Zuchthaus und Gefängnis. Nach den §§ 20 und 31 soll auf Zuchthaus insbesondere dann erkannt werden, wenn die Straftat aus einer ehrlosen Gesinnung entsprungen ist, knüpft sich an die Verurteilung zu Zuchthaus auch die dauernde Unfähigkeit zum Dienst in dem deutschen Heere und der kaiserlichen Marine sowie die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter. In § 15 ist dem Zuchthaus die Bedeutung der travaux forcés des Französischen Rechts gegeben, und in § 21 ist dem Strafvollzug für die Schwere der beiden Strafübel ein Maßstab dahin geschaffen: acht Monate Zuchthaus sollen einem ganzen Jahr Gefängnis entsprechen.

Die neue Kriminalistenschule steht im Widerspruch mit dem geltenden Gesetz, aber sie findet einen Stützpunkt an dem zeitigen Strafvollzug. Das verhält sich so: Die Bestimmungen des deutschen Strafgesetzbuchs über den Strafvollzug sind nur dürftig. Sie bedürfen des weiteren Ausbaues durch ein Strafvollzuggesetz. Ein solches Gesetz ist auch bereits im Jahre 1870 gefordert und zugesagt. Für das Militärstrafrecht ist am 2. Juli 1873 ein Strafvollstreckungsreglement und am 1. April 1888 eine Strafvollstreckungsvorschrift erlassen. Das bürgerliche Strafvollzuggesetz steht aber jetzt, nach 34 Jahren, immer noch aus. Also das Gesetz hat eine Lücke gelassen. Zu ihrer einstweiligen Ausfüllung ist die Verwaltung berufen. Nun untersteht in Preußen die Verwaltung sämtlicher Zuchthäuser und eines großen Teils der Gefängnisse, also des Schwerpunkts des ganzen Strafvollzugs, nicht dem Justizminister, sondern dem Minister des Innern. Die Aufgaben des Ressorts des Innern im Kampf gegen das Verbrechen liegen aber nicht auf dem Gebiet der Repression, sondern auf dem Gebiet der Präventive, der Verhinderung von Verbrechen. Da war es denn naheliegend, daß die Gedanken der Präventive auch Eingang fanden in den, dem Gebiet der Repressive angehörenden, Strafvollzug, und in der Tat kein Geringerer als der Geheime Oberregierungsrat Dr. Krohne, früher Direktor des Zuchthauses Moabit, jetzt Leiter des Strafanstaltswesens im Ministerium des Innern, hat laut und öffentlich den Satz aufgestellt: „Wir verfolgen einen pädagogischen Zweck, wir wollen erziehen."

Das Falsche dieses Satzes springt in die Augen. Der Strafanstaltsbeamte ist kein Pädagoge, kein Erzieher, er ist, wie dies schon sein Titel besagt, der Vollstrecker einer Strafe, d. h. ein Beamter, dem, wie dem Soldaten im Kriege, die Aufgabe gestellt ist,

Digitized by Google

seinen Mitmenschen, weil es das Staatswohl verlangt, ein Uebel zuzufügen. Aber der Strafvollzug und die neue Kriminalistenschule gehen Hand in Hand. Die neue Kriminalistenschule bezeichnet ja auch die Besserung aller Verbesserlichen als den Zweck, ja als den gebotenen Abschluß der Strafe. Dies Hand in Hand gehen gibt aber wieder dem Strafvollzug in seiner Erzieherrolle ein solches Gefühl der Sicherheit, daß er selbst vor einer offenbaren Beugung des Rechts nicht zurückschreckt. Die Bestimmungen des Strafgesetzbuchs über den Strafvollzug sind, wie bereits bemerkt ist, dürftig. Sie bedürfen des weiteren Ausbaues durch ein Strafvollzuggesetz oder, so lange dieses noch aussteht, durch die Verwaltung. Indes, einzelne leitende Gedanken sind doch schon gegeben, so die Unterscheidung zwischen Zuchthaus und Gefängnis. Bei dieser Unterscheidung hat sogar der Strafvollzug den Maßstab erhalten: acht Monate des einen sollen einem ganzen Jahr des anderen Strafübels gleichstehen. Demgegenüber erklären die leitenden Männer des Strafvollzugs: Der Unterschied zwischen Zuchthaus und Gefängnis ist eine wahre crux für den gewissenhaften Strafanstaltsbeamten (Sichart), ist ein Ausdruck mittelalterlicher Barbarei (Rommel), ist übrigens auch fast vollständig geschwunden (Streng), zu einem vollständig hohl gewordenen Ausdruck geworden (Stade), steht für den Strafvollzug nur auf dem Papier (Krohne).

Der Strafvollzug will also die Uniformierung der Freiheitstrafe. Er arbeitet dahin unter bewußter Mißachtung des Gesetzes, weil er glaubt, die von ihm als die beste erkannte Erziehungsmethode gleichmäßig auf alle Sträflinge zur Anwendung bringen zu müssen. Indes, die tatsächlichen Verhältnisse gestalten sich dann doch wieder anders. Die §§ 14 und 16 des deutschen Strafgesetzbuchs enthalten noch eine weitere Unterscheidung, die der Strafvollzug nicht zu verwischen vermag. Die Gefängnisstrafen werden verhängt im Rahmen von fünf Jahren bis herab auf einen Tag. Die Zuchthausstrafe ist von längerer Dauer. Ihr Höchstbetrag beträgt 15 Jahre, ihr Mindestbetrag ein ganzes Jahr. Also die Zuchthäuser sind die Anstalten zur Verbüßung langzeitiger Strafen, die Gefängnisse im allgemeinen Anstalten zur Verbüßung kurzzeitiger Strafen. Nun konzentriert sich bei einem Strafvollzug, der sich in den Dienst der Präventive gestellt hat und seinen Beruf im Erziehen erblickt, nur zu leicht das Interesse auf die Anstalten zur

Digitized by Google

Verbüßung langzeitiger Strafen, auf die Zuchthäuser. Denn nur in ihnen wagt man, auf sichere Erfolge im Erziehertum zu rechnen. Die Freiheitstrafen von kürzester Dauer möchten der Strafvollzug und die, auch hier wieder mit ihm Hand in Hand gehende neue Kriminalistenschule völlig ausmerzen. Freiheitstrafen von kürzerer Dauer als sechs Wochen werden als sachwidrig, von kürzerer Dauer als sieben Tage als ein Unding bezeichnet. In dem von der neuen Kriminalistenschule und unserem Strafvollzug beeinflußten Schweizerischen Strafgesetzbuchsentwurf ist auch in der Tat die Minimaldauer der Freiheitstrafe von einem Tag auf acht Tage erhöht. Dieserhalb finden wir eine Verausgabung der Mittel in den Zuchthäusern und dann wieder den trostlosesten Zustand in einzelnen Gefängnissen. Bei dem Zuchthaus in Wehlheiden, das eine höchste Belegfähigkeit von 500 Köpfen hat, haben sich die Baukosten auf beinahe drei Millionen Mark belaufen. In den dem Ministerium des Innern unterstellten Gefängnis zu Münster verbringen je 80 Mann die Nächte ohne jede Abtrennung in einem gemeinschaftlichen Schlafsaal. Ein Wärterdienst ist nur draußen vor den Türen und Fenstern vorgesehen. Aus diesem Gefängnis mußte in den letzten Jahren ein Sträfling wegen Ermordung eines Mitgefangenen zum Tode verurteilt werden. In der öffentlichen Gerichtsverhandlung trat zutage, wie die neuangekommenen Sträflinge in der ersten Nacht die Decke über den Kopf zogen, damit ihnen das Anhören der Reden der anderen erspart bleibe.

Krohne hat gerügt, die Richter kümmerten sich bei der Ausmessung der Strafe so wenig um deren Gestaltung im Vollzug. Er findet unerhört die Worte, die einmal ein Richter ihm gegenüber geäußert: „Ich will gar nicht wissen, wie sich die Strafe im Vollzug gestaltet. Sonst werde ich bei der Abmessung in meiner Unbefangenheit gestört.“ Dies von Krohne getadelte Wort hat, wie die Verhältnisse zurzeit beim Strafvollzug liegen, seine vollste Berechtigung. Ich gehöre zu den Richtern, die auch dem Strafvollzug die größte Aufmerksamkeit schenken. Aber in welch schwierige Lagen haben mich die hierbei erlangten Kenntnisse gebracht! Nur ein Beispiel: In Münster habe ich, bald nachdem ich das dortige Gefängnis kennen gelernt, zu Gericht gesessen über einen Angeklagten wegen Körperverletzung mit Todeserfolg. Zur Wahl stand eine Gefängnis- und eine Zuchthausstrafe. Der An-

Digitized by Google

geklagte war noch jung. Die Tat war einer ehrlosen Gesinnung nicht entsprungen. Es lagen auch sonst Gründe für eine mildere Beurteilung vor. Somit mußte nach dem Gesetz, der obersten Richtschnur für den Richter, auf eine Gefängnisstrafe erkannt werden. Diese Strafe bedeutete aber — wie ich wußte — für den Angeklagten eine moralische Verschlechterung, die ihm in dem besser eingerichteten Zuchthaus erspart geblieben wäre.

Was soll nun geschehen? Eine Allerhöchste Kabinettsordre hat bereits im Jahre 1845 die Anordnung getroffen: Sämtliche Strafanstalten sind dem Justizressort zu unterstellen.

Ist es endlich einmal zur Ausführung dieser Anordnung gekommen, so ist die Grenze zwischen den beiden Ressorts richtig gezogen. Es dringen dann keine fremdartigen Gedanken mehr in das Gebiet der Repressive, und die dringend gebotene Klarheit ist ganz von selbst gegeben.

Dem Ressort des Innern ist zunächst für den Kampf gegen das Verbrechen auf dem eigenen Gebiet der Präventive ein weites Feld verblieben. Man denke an die soziale Gesetzgebung, die das Massenelend, die Ursache zahlreicher Verbrechen, eindämmen soll, an die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, an den Kampf gegen Arbeitslosigkeit und Alkoholismus, an die Fürsorge für Geisteskranke, verwahrloste Jugendliche und entlassene Gefangene. Hier ist bereits in weitem Umfang eine äußerst segensreiche Tätigkeit entfaltet. Hier bleibt immer noch sehr, sehr viel Arbeit.

Ist die Tätigkeit der Präventive, des Ressorts des Innern und der übrigen für die Verbrechensverhinderung in Frage kommenden Faktoren, der Familie, der Schule und der Kirche erfolglos geblieben, ist eine Straftat verübt, so gilt es, dem alten Erfahrungssatz: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten" die Spitze abzubrechen. Das erreicht man aber nur durch eine Bestrafung, nicht durch Wohltaten, die man dem Verbrecher aus Anlaß seines Verbrechens erweist, durch seine Erziehung und Besserung, durch seine Aufnahme in ein Pädagogium.

Dem Volk soll auch die richtige Abschätzung der Schwere der einzelnen Straftaten erhalten bleiben. Deshalb muß der Schwere der Straftat — wie es die alte Kriminalistenschule weiter lehrt — die Schwere der Strafe angepaßt werden. Deshalb muß in unserem Strafmittelsystem vor allem der Vorzug ausgenutzt werden, den die herrschende Freiheitstrafe allen anderen Strafmitteln gegen-

Digitized by Google

über hat, ihre Abstufungsfähigkeit nach zwei Richtungen, nach der Dauer und nach der intensiven Ausgestaltung.

Die Strafanstalt ist kein Sanatorium. Die Strafe ist eben ein Uebel, und jedes Uebel zehrt am Marke der Menschen. Also im Wesen der Strafe liegt auch eine Beeinträchtigung der Gesundheit. Aber zu dauerndem Siechtum oder gar zum Tode darf die Vollstreckung einer Freiheitstrafe nicht führen. Nun bedrohen bei allen langzeitigen Freiheitstrafen den Sträfling in der bedenklichsten Weise einmal die Phthisis und dann die lange Reihe von Störungen der Verdauungsorgane. Der jetzige Strafvollzug bekämpft diese Krankheiten mit dem Luxus der Bauten und sanitärem Raffinement. Trotzdem stehen in den Anstalten zur Verbüßung der langzeitigen Freiheitstrafen die Morbilitäts- und Mortalitätsziffern erschreckend hoch. Es ist somit keine Veranlassung zur Ausmerzung der kurzen, sondern zu einer Abkürzung der langen Freiheitstrafen gegeben. Diese Abkürzung wird ermöglicht durch eine intensivere Ausgestaltung, durch Verschärfungen, die ja gegen Ende der Strafzeit in Fortfall kommen können. Also Verschärfungen, wie sie das Deutsche Strafgesetzbuch bei der Unterscheidung zwischen Gefängnis und Zuchthaus im Auge gehabt, wie sie auch der erste Entwurf der sogenannten lex Heintze nach dem Vorbild des militärischen mittleren und strengen Arrestes vorgeschlagen hat, schützen den Verbrecher vor dem Erleiden eines weiteren schwereren Uebels, auf das das gegen ihn erlassene Urteil gar nicht lautet. An diesen Verschärfungen muß schon im Interesse der Gerechtigkeit festgehalten werden.

Die Strafanstalt ist kein Pädagogium. Aber sie darf nicht zu einer moralischen Verschlechterung der Sträflinge führen. Diese Negative ist selbstverständlich und erreichbar. Aber sie wird vernachlässigt, wenn der Strafvollzug auf dem fremdartigen Gedanken der Erziehung, der Besserung aufgebaut ist. Ist die Grenze zwischen beiden Ressorts richtig gezogen, so kommt es nicht mehr zu einem Bau, wie der zu Wehlheiden, der bei einer höchsten Belegfähigkeit von 500 Köpfen beinahe drei Millionen Mark verschlungen hat, sind aber auch Zustände undenkbar, wie die eben geschilderten in dem Gefängnis zu Münster. Dabei werden die Gedanken der Präventive demnächst keineswegs abgewehrt. Man wird ihnen auch innerhalb der Strafanstalten Eingang gestatten, allerdings nur so weit, als es die Gedanken der Repressive, die für den

Digitized by Google

Strafvollzug allein maßgebend sind, gestatten. Vielleicht werden aber gerade deshalb die wirklichen, die nicht geheuchelten Erfolge der Präventive in den Strafanstalten größer sein.

Ist erst die Grenze zwischen den beiden Ressorts, zwischen Präventive und Repressive richtig gezogen, ist somit nach den angegebenen Richtungen die Klarheit über die leitenden Gedanken gekommen, so wird auch das Strafvollzuggesetz nicht weiter auf sich warten lassen.

Alsdann werden die beiden, getrennt marschierenden, Kolonnen den Feind, das Verbrechen, mit Erfolg schlagen.

Digitized by Google

Luthers Romreise.

Von

Carl Todt.

Das Auge der sinnenden Geschichtsbetrachtung fesseln besonders solche Momente, da die Vertreter geschichtlicher Ideen und Mächte einander persönlich gegenübertreten. Denken wir nur aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts an die Szene, als der Landwehrleutnant und preußische Bundesgesandte Bismarck von Frankfurt aus dem Fürsten Metternich auf seinem Schloß Johannisberg einen Besuch machte. Er selber wußte damals nicht, wozu er berufen war, und der österreichische Staatskanzler sah bei dem künftigen Zerschmetterer seines Systems, wie der Graf Thun meinte, in einen goldenen Kelch. Aehnlich war es auch bei dem Besuch, den Luther als junger Augustinermönch Italien und der Stadt Rom abstattete. Auch bei ihm hatte Rom damals wohl noch mehr Ursache, in einen goldenen Kelch zu sehen, als sechs Jahre später, wo Leo X. in harmlosem Wohlwollen meinte, der Bruder Martinus sei ein recht guter Kopf. Hier wie dort war der Besuch nur eine flüchtige Episode in dem Leben des Helden, und wir wissen davon nur sehr wenig; aber weite Ausblicke eröffnen sich von ihm aus und machen auch die verstreuten Einzelheiten, die der Geschichtsforscher noch feststellen kann, interessant.

Nicht ganz klar ist zunächst der Anlaß der Reise, nicht ganz sicher ihr Jahr. Nur das wissen wir, daß er sie in Angelegenheiten seines Augustiner-Ordens unternommen hat. Die Verhältnisse in diesem sind durch die Forschungen Theodor Koldes in Erlangen etwas aufgehellt worden. Zwei Richtungen, die strengere der Observantenkongregation und die mildere, besonders in den sächsischen Klöstern vertretene der Konventualen rangen seit längerer Zeit darin um Einfluß. Johann von Staupitz, Luthers Seelsorger und Gönner, Professor in Wittenberg, war seit 1503

Digitized by Google

der Generalvikar der strengeren Kongregation von der Observanz und verfolgte auf diplomatischem Wege schon länger das Ziel einer Verschmelzung der beiden widerstrebenden Parteien. Als er im Jahre 1510 in Uebereinstimmung mit dem Ordensgeneral Aegidius von Viterbo mit seinen Plänen hervortrat und sich auch zum Provinzialvikar der sächsischen Klöster ernennen ließ, begegnete er dem heftigsten Widerspruch, nicht nur von der in ihrer Selbständigkeit bedrohten sächsischen Provinz der Konventualen, sondern auch in der Kongregation selbst, die von dem Anschluß der Konvente eine Erschlaffung der Disziplin fürchtete. Die Situation ließ den Vikar ebenso wie die protestierenden Klöster einen Schiedsspruch der Kurie wünschen; der kürzlich in Wittenberg zum D. theol. kreierte Prior Johann von Mecheln wurde mit seiner Einholung beauftragt, und Luther, der kurz vorher auch schon zu Verhandlungen nach Halle geschickt war, scheint der Ordensregel gemäß, weil im VI. Kapitel des Markus Jesus seine Jünger zwei und zwei aussandte, zu seinem socius itinerarius, d. h. Reisebegleiter, bestimmt worden zu sein. Daß Staupitz gerade ihn wählte, ist nicht wunderbar; kannte er doch seine Fähigkeiten, Luther selbst aber peregrinationem cupidissime arripuit — nahm den Pilgerauftrag mit höchster Freude an. Ist auch die Rede von einem alten Gelübde, zu den Schwellen der Apostel zu wallfahren, unbewiesen, den Wunsch, in Rom, wie in Erfurt schon zweimal, eine Generalbeichte abzulegen, hatte er längst gehegt: nun sollte er sich ihm erfüllen. Ist er aber wirklich eben nur Reisebegleiter jenes Johann von Mecheln gewesen und hatte er als jüngerer mit der eigentlichen Abwicklung des Auftrages nichts zu tun, so würde uns diese untergeordnete Rolle sein völliges Schweigen darüber erklären, abgesehen vielleicht von einzelnen anerkennenden Aeußerungen über die prompte Geschäftsführung in der rota curiae, der päpstlichen Kanzlei. Ihre Entscheidung fiel jedenfalls gegen Staupitz aus, der seine Einigungsabsichten aufgab. Daß Luther dazu mitgewirkt, indem er gegen den Prior Staupitz in Rom intrigiert habe, ist eine vollständig unbewiesene Behauptung seines zeitgenössischen Gegners Cochläus, eines würdigen Vorgängers des jüngsten katholischen Biographen Denifle der in seiner Geschichtsklitterung Verstellung und freche Lüge auch ein Lebenselement des verkommenen und raffinierten Bettelmönches zu nennen gewagt hat. Diese Ausstreuung widerlegt sich allein durch das ungetrübte Verhältnis des Priors zu Luther, den er ja nach der Rückkehr zum D. theol.

Digitized by Google

machte. Staupitz, der nichts weniger als ein Mann der rücksichtslosen Konsequenz war, wird eben selbst um des lieben Friedens willen gern einen Schritt zurück getan haben. Was das Jahr der Reise betrifft, so spricht für das Jahr 1511, in dem eben Johann von Mecheln nach Rom ging, das bestimmte Zeugnis Philipp Melanchthons, während die allerdings schwankenden und unbestimmten Angaben von Luther selbst mehr auf das Jahr 1510 weisen. Aehnliche Unsicherheit herrscht ja auch über das Geburtsjahr des Reformators, aber wie hier trotz einzelner Aussagen Luthers das Jahr 1483 und nicht 1484 angenommen wird, so haben sich jetzt fast alle Gelehrten, der Autorität Koldes folgend, für 1511 entschieden. Dann aber hat im Oktober dieses Jahres Luther mit 10 Goldgülden in der Tasche „zum bestechen", wie er scherzt, die Fahrt angetreten, und der Eingangsvers aus dem 23. Gesang des Danteschen inferno

> Wir gingen einsam, schweigend, unbegleitet,
> ich hinterdrein, der Meister mir voraus,
> wie auf dem Weg die Minoriten schreiten,

mag uns ein Bild ihres Aufbruchs geben.

Welchen Weg die beiden Rompilger wählten, wissen wir wieder nicht. Möglich, daß sie, wie Dr. Elze in einer besonderen Schrift beweisen will, die östliche große Heer- und Handelsstraße über Salzburg, wo Staupitz viele Beziehungen hatte, und Villach nach Friaul wählten, wahrscheinlich, daß sie den westlichen Weg durch Bayern, Tirol und ein Stück Schweiz vorzogen. Ihn war vor einigen Jahren der Münchener Augustinerprior Nicolaus Besler gegangen, den Staupitz auch in Ordensangelegenheiten nach Rom geschickt hatte, und dessen Reisebeschreibung uns erhalten ist; denselben Weg wählte vier Jahre später wahrscheinlich Ulrich von Hutten, der im zweiten Buch der Dunkelmännerbriefe den Magister Wilhelmus Lamp dem Ortwin Gratius eine allerdings durch die polemische Tendenz des Buches bedingte karikierende Beschreibung von seiner und seines Ordensbruders Romreise geben läßt. Hatte Nicolaus Besler vier Wochen von München nach Rom gebraucht, so dürfen wir die Reise Luthers auf 6—7 Wochen berechnen, umsomehr als die beiden Reisenden gewöhnlich wohl nicht ganz direkt gingen, sondern sich möglichst nach der Lage der Klöster richteten, auf deren Gastfreundschaft sie rechneten. „Wie der Weg nach Rom" bedeutete ja im Mittelalter, und auch Luther hat diese sprichwörtliche Redensart aufgezeichnet, soviel wie krumm. Auf diese westliche Route

Digitized by Google

weisen alle direkten Erinnerungen Luthers an gelegentliche Reiseerlebnisse. Die Gastfreundschaft der Bayern und Schwaben erwähnt er wohl und stellt sie der Ungefälligkeit in Sachsen gegenüber, wo man beim Anklopfen Worte höre wie: „Leiwer Gott, ick weit nich, wat ick ju to eten gewen sall, dat Wiw is nich to Hus, ick kann ju nich herbergen." In seinem Kolleg über die Psalmen rühmt er die homerische Deutlichkeit der allemannischen Beiwörter schneeweiß, kohlschwarz, feuerrot, eiskalt; des roten Veltliner Weins gedenkt er wegen seiner Bekömmlichkeit — amicum stomacho — mit Anerkennung, die Schweiz schildert er als ein dürr und bergig Land, eine Darstellung, die besonders auf die Gegend von Bormio und das Wormser Joch zutrifft. Deshalb seien auch ihre Bewohner so „endelich" und hortig, d. h. zielbewußt und schnell bei der Arbeit. Man findet übrigens das bezeichnende, aber jetzt in dieser Bedeutung nicht mehr übliche Wort auch in seiner Bibelübersetzung, wo er im ersten Lucaskapitel Maria „endelich" über das Gebirge schreiten läßt. Von Gletschern und Alpenglühen hören wir nichts, wohl aber von den Kühen in der Schweiz, um die sich der liebe Gott nicht weniger kümmere als um die Gräber der Heiligen, wie wir ja auch später den praktischen und frommen Mann beim Anblick der Herden ausrufen hören: „Da gehen unsere Prediger, die Milchträger, Butterträger, die uns täglich predigen, daß wir Gott als unserm Vater vertrauen sollen."

Dann begrüßt ihn die grüne Poebene, „ein sehr fruchtbar gut und lustig Land, sonderlich Lombardia ist ein Tal, zwanzig deutsche Meilen breit, mitten durch fließt der Eridanus, gar ein sehr lustig Wasser, so breit als von Wittenberg gen Brate ist", das Dorf Pratau gegenüber Wittenberg ist gemeint. Beim Anblick der Olivenbäume, die früchteschwer gerade auf steinigem Boden stehen, gedenkt der Bibelfeste des Psalmwortes: et de petra eos saturavit melle — aus dem Felsen sättigt er sie mit Honig. Dort erfahre man, was Fruchtbarkeit sei, während wir Deutschen ängstlich zählen müssen, wieviel Scheffel Gerste wir haben, und von seinem Vaterlande mal jemand gesagt habe:

Ländiken, Ländiken,
Du bist ein Sändiken!
Wenn ick dik arbeite,
So bist du licht,
Wenn ick dik egge,
So bist du schlicht,
Wenn ick dich meie,
So finde ick nicht.

Digitized by Google

Auch die Tücke des Klimas lernte er kennen; schon fürchtete er einem Malariaanfall zu erliegen, aber der Genuß zweier Granatäpfel brachte schnelle Besserung. „Die haben mich gerettet."

Neben dem Land beobachtete der junge Mönch, der jetzt zum erstenmal aus der Enge der Klosterzelle und einer kleinen Stadt in die Weite der Welt trat, die Leute und ihre Sitten mit scharfem Auge. Er lobt die Nüchternheit des Volkes und erwähnt das Spottwort der Italiener, es sei wunderbar, daß sich die Deutschen noch nicht die Kehle abgetrunken hätten. Schelten wollte er freilich darum von den Fremden seine Landsleute, die „Tedeschi ubbriachi", d. h. die trunkenen Deutschen, nicht lassen. In patriotischer Aufwallung parierte der Mann, der selbst einen guten deutschen Trunk liebte, mag auch die Unterschrift eines intimen Briefes, das bisherige Paradestück aller katholischen Polemiken: Doctor plenus, d. h. der volle Doktor, in letzter Zeit den Worthubern und Sinnverdrehern im anderen Lager durch die richtige Lesung: Dr. Hans (d. i. Luthers Söhnchen) entrissen worden sein — in patriotischer Aufwallung, sage ich, parierte er damals den Spott mit der Erwiderung, dies komme daher, daß wir beim Zutrinken sagen: „das gesegne dir Gott", — übrigens eine wohl persönlich wahre und für das Wesen Luthers bezeichnende, aber kulturgeschichtlich wenig haltbare Erklärung, wenn anders nach Diez der italienische Ausdruck für zutrinken nämlich „brindisi" aus dem Rufe deutscher Landsknechte „Bring dirs" entstellt ist. Auch der Höflichkeit der Italiener gedenkt er, und mitten in den lateinischen Vorlesungen zum 25. Kapitel der Genesis über Rebekkas Verhalten erzählt er seinen deutschen Studenten, die zu lügen glauben, wenn sie höflich sind, — Luther nennt sie porci — von der Verbindlichkeit des dortigen Konversationstons, da man fortwährend höre mi ser si, d. h. mein Herr ja.

Neben diesen anerkennungswerten Zügen stehen andere weniger rühmliche des Volkscharakters. Die Ungeniertheit des Straßenlebens fällt ihm unangenehm auf, und wenn Goethe von Italien sang

> Deutsche Redlichkeit suchst Du in allen Winkeln vergebens,
> Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht!

wenn er immer wieder über die Seccatur, d. h. die Chikanen der Wirte, Händler und vetturini klagt, so hebt auch Luther die Verschmitztheit, Leidenschaft und wortreiche Profitsucht aus eigener Erfahrung hervor; freilich die Deutschen, die dort wohnten, ver-

Digitized by Google

ständen sich noch besser darauf, das Sprichwort un Tedesco italiano ì diabolo incarnato — ein italienischer Deutscher ist ein eingefleischter Teufel — sei leider wahr. Die lebhafte Zeichensprache interessiert ihn, und besonders 1518 in Augsburg vor den Verhandlungen mit Cajetan, dessen Freund, der Legat Urbanus von Serralonga, ihm gegenüber die drastische und verächtliche Geste des Feigenweisens machte, fühlte er sich an den mos Italicus, die Italische Sitte erinnert. Auch die schmucke Tracht bewundert er und hält der Kunst der italienischen Schneider eine feurige Lobrede. Dort, wenn ich mir diesen Seitensprung im Interesse der Damen gestatten darf,*) habe jede Zunft ihr besonderes Kleidungsstück zum Spezialfach, während sie in Deutschland die Hosen über einen Leisten gießen und einer daher geht in Hosen wie eine rauche Taube und in einem kurzen Rock, daß es heiße in curta tunica saltat Saxo quasi pica — in seinem Kittel kurz und schlecht hüpft der Sachse wie ein Specht. Ein theoretisches Lob freilich, denn nach dem Hymnus auf die dortigen Kleidermacher bekennt er, indem er sich selbst zum besten hat, seine eignen Hosen seien schon viermal geflickt, und er werde es nötigenfalls noch öfter tun, obwohl er Tuch zu neuen habe. Dabei erinnern wir uns an die Tatsache, daß er 1518, allerdings vor dem heilsamen Regiment Käthes, von seinem Nürnberger Freunde Wenzel Link eine neue Kutte borgen mußte, um in Augsburg vor Cajetan anständig auftreten zu können, und an die andere Tatsache, daß der Reformator bis zum Oktober 1524 seine alte, vollständig zerschlissene Mönchskutte auf der Kanzel trug. Sein Freund Hieronymus Schurf wollte ihm schon eine neue verehren, weil er selber kein Geld hatte, da griff Friedrich der Weise ein und schenkte ihm ein Stück besten Tuches, um sich eine neue Kutte oder einen neuen Rock daraus machen zu lassen. Es geriet dann zu einem Rock, und er, der in seiner frommen und trutzigen Art alles auf Gott und Satan bezog, meinte wohl, „so hab ich getan, Gott zu Ehren, vielen zur Freude, dem Satan zu Trotz und Schmach."

Vor allem aber, um nach dieser Abschweifung auf Italien zurückzukommen, lenkt Luther seine Aufmerksamkeit auf die kirchlichen und sozialen Zustände. Die theologische Unbildung und das schauerliche Latein der klingenden Meßpfaffen weckt das Staunen des ernsten Deutschen. „Wenn man sie fragt: Quot sunt sacra-

*) Der Aufsatz war ursprünglich Vortrag.

Digitized by Google

menta? — wieviel Sakramente gibt es? — antworten sie „tres.“ Quas? „„der Squermwedel, das Rauchfaß und das Kreuz.““ Ein Goethe mag von der Höhe einer alles verstehenden und darum alles entschuldigenden Toleranz auch jene unwürdigen Messen rechtfertigen:

> Schelte mir niemand die Pfaffen, sie kennen des Menschen Bedürfnis,
> denn wie ist er beglückt, plappert er gestern wie heut.

Ein Dichter wie Paul Heyse mag mit ästhetischem Wohlgefallen das Bild eines italienischen Dorfgottesdienstes genießen, der in weltliche Weisen aus Traviata und Troubadur ausklingt. Er mag gar in seiner letzten Gabe, dem Wintertagebuch, die anschauliche Schilderung eines solchen Vorganges unter die Ueberschrift des Vulgatawortes stellen: Servite domino in laetitia, d. h. dienet dem Herrn mit Freuden, der heilige Gewissensernst Luthers, dem die Kirche nicht ästhetische, sondern tiefste ethische Bedürfnisse befriedigen soll, mußte sich durch den Anblick derartigen Treibens auf das äußerste abgestoßen fühlen. Etwas anderes hätte in seinen Vorstellungen von der Einheit der katholischen Kirche ihn irre machen können. In Mailand konnte er keine Messe lesen, da er mit dem dortigen Kanon nicht vertraut war. Erstaunt über die Besonderheit hörte er dann das stolze Wort: nos Ambrosiani sumus — Wir sind Ambrosianer. „Denn man sagt, daß die Mailänder etwa mit einander sollen uneins gewesen seien, ob sie Ambrosii oder Gregorii Buch — es ist Gregor I., der Schöpfer des römischen Kultus — sollten in ihrer Kirche verehren, haben Gott gebeten, er wolle es ihnen durch ein Mirakel anzeigen. Da sie nun nachts beide Bücher in der Kirche hingelegt hatten, da fand man Ambrosii Buch auf dem hohen Altar unverrückt, aber Gregorii Buch war zerrissen und hin und her zerstreut. Das haben sie also gedeutet: „Ambrosius soll zu Mailand bleiben, aber Gregorius durch die ganze Welt zerstreut werden“. So erzählt er in seinen Tischreden, und wir bewundern in dieser Legende die des Fuchses Herodes würdige Gewandtheit Roms, dem die Trauben eines ganz uniformen Kultus zu sauer sind, auch den bittern Hohn einer an ihrer Selbständigkeit stolz festhaltenden Gemeinde umzudeuten in maiorem gloriam der römischen Kirche — es liegt eben alles, mit Luther zu reden, „an eym guten Ausleger.“

Unter den sozialen Einrichtungen zollt er Anerkennung den Findelhäusern sowie der Sauberkeit, Ordnung und Dienstwillig-

Digitized by Google

keit, die er im Krankenhaus zu Florenz gefunden, ob als Besucher oder als Patient, steht dahin. „Auch kommen etliche ehrliche Matronen und Weiber, verhüllt unterm Angesicht, etliche Tage, dienen den Armen als unbekannte, daß man nicht wissen konnt, wer sie sind", berichtet er, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesen Erscheinungen Nachwirkungen der Savonarolaschen Reformation sehen. Auch Luther hat ja 1537 in seinem Hause die kranke Kurfürstin von Brandenburg eine Zeit lang gepflegt; was er aber damals in Florenz sah, ist Geist vom Geist seines Vorläufers, der seitdem nicht untergegangen war. Solche Gestalten, Florentiner Tabeae, waren nur in den eng sich um den Mönch von St. Marco scharenden Kreisen möglich.

Ueber Siena, eine damals besonders auch von Deutschen viel besuchte Universitätsstadt, die er öfter in den Tischreden erwähnt, führte der Weg die beiden Pilger weiter. Dort studierten in jenem Jahr die beiden Herren von Bünau, mit denen Luther später freundlich verkehrte, und Magister Heinrich Ehrbach aus Erfurt. Möglich, daß er die Landsleute damals begrüßt und in ihrem Kreise jenes Wort Kaiser Friedrichs vernommen hat, auf das er bei einem Gespräch zu Senis in Welschland zuerst aufmerksam gemacht sein will: „qui nescit simulare, nescit regnare — wer nit verbeißen etwas kann, nehm sich des Regiments nit an, sonst schadt er yhm und jedermann". In der Auslegung des 101. Psalms kam er später darauf zu sprechen.

Auf der alten via Flaminia zog er dann durch die eintönige Kampagna der ewigen Stadt entgegen. Bei ihrem ersten Anblick sank er, überwältigt von seinen Gefühlen, auf die Knie, wie er selbst erzählt, und rief aus: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom". Ueber den uralten, erinnerungsreichen Bogen des ponte molle, da nach Luthers Ausdruck „Maxentius ist in der Tyber ersuffen", schritten die Mönche durch die porta Flaminia, die spätere porta del popolo und kehrten gleich dahinter in dem Kloster ihres Ordens ein. Von diesem Kloster ist ausführlich die Rede in einem alten Wegweiser durch die Stadt, den sogenannten mirabilia mundi, Wunderwerken der Welt. Seine wiederholt gedruckte deutsche Uebersetzung wird auch Luther benutzt haben, worauf Hausrath zuerst hinwies, da seine Aeußerungen über römische Erlebnisse z. T. wörtlich mit ihrer Schilderung übereinstimmen. Da also heißt es: „Zu unserer lieben Fraven de popolo da sind auch Augustiner und halten observantz. Da ist auch ein pild von unser lieben Fraven,

Digitized by Google

das hat sanct Lukas gemalet. Da die kirch ist, da hat gestunden ein großer nußbaum, darauff so wonten die teufel; wer da für ginge oder ritte, den lesterten sie, und wuhst nieman, wer das tat. Sant Pascalio, dem papste ward geofnet, er solt den nußbaum abhaun und ein kirchen an die stat paun. der papst machet ein groß prozeß mit geistlichen und weltlichen folk und gingen zu Rom vor die port, genant flaminia zu dem nußbaum und tet der pabst den ersten streich und ratet denselben baum ganz us der erden. da fant man unter dem baum ein sark, darin so lag der lib des bosen Nerons, der sant Peter und sant Paul het lassen martern und toten und auch viel ander Cristen. Auch tet derselb Nero Rom an zwölf Orten anzunden mit feur, das er mocht sehen, wie gros das feur wurde, da wollten in die Römer darumb gefangen haben, da stach er sich selbst zu Tod und ist da begraben. darnach lies der vorgenant Papst Pascalis den lib des bosen Neros mit des nußbaum zu pulver ganz verbrennen und verbannet alle die tufel die uff den noßbaum gesessen waren und pauet da eine kirche und nant sie maria de popolo, darumb, das so vil folcks da was und gab darzu zwei dusend jar ablas." In jenem Kloster also, dessen Tradition und Gnadenschatz wir eben durch die alten, auch von Luther einst gläubigen Herzens gelesenen Worte haben kennen lernen, hat er damals vier Wochen gewohnt. Als sein Prior Staupitz bald darauf in Rom weilte, hörte er vom Traum eines Barfüßermönchs, vielleicht des Franziskaners Johann Hilten, dessen oppositionellen Geist die Vorsicht seiner kirchlichen Obern während Luthers Studentenzeit zu Erfurt hinter Klosterhaft gebannt hatte. Danach sollte unter dem folgenden Papst ein Eremit aufstehen — sub Leone exorietur eremita, qui reformabit fidem. Im Jahre 1520 hörte auch Luther davon, meinte aber zu dem Lizentiaten Liborius mit Recht, er habe damals nicht gedacht, daß er der Mönch sein sollte. Durfte er doch in der Auslegung des 17. Psalmes rückblickend auf seine dortigen Erlebnisse sagen: „ich war auch so ein toter Heiliger, lief durch alle Kirchen und Kluften, glaubte alles, was daselbst erstunken und erlogen ist". Was aber hat er denn damals in Rom und wie hat er es gesehen? Welche Empfindungen haben die großen, auf ihn einstürmenden Eindrücke ausgelöst? so fragen wir zuletzt. Nicht mit der Aufzählung von Einzelheiten wollen und können wir antworten. Luther hat überhaupt kein Tagebuch geführt, wie es Goethe z. T. getan, der doch über Rom an Charlotte von Stein die klassischen Worte schrieb:

Digitized by Google

„Hier kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt und man doch von dem Tage nichts zu sagen wagt". Aber ein kurzer Ueberblick an der Hand Luthers selbst über die Bauwerke, die Personen, die verschiedenen Seiten des kirchlichen und sozialen Lebens, die sein Auge gefesselt, seinen Sinn beschäftigt oder auch nicht beschäftigt haben, lohnt sich doch der Mühe, besonders weil er auch bezeichnende Ausblicke auf das Wesen Luthers gestattet, helle Schlaglichter auf sein späteres Auftreten wirft. Allerdings müssen wir uns selbst dabei stets gegenwärtig halten, daß der in den Tischreden und gelegentlich auch in andern Werken berichtende oder urteilende Reformator inzwischen ein ganz, ganz anderer geworden. Der verstand z. T. garnicht mehr den frommen Mönch, der, in Schauern noch unerschütterten Glaubens an die große Idee der Kirche, ihre Vertreter und Einrichtungen an der heiligsten Stätte der Welt gesehen.

Wenig oder nichts erfahren wir zunächst von Eindrücken, die die großen Schöpfungen der bildenden Kunst des quattrocento und cinquecento auf ihn gemacht haben. Mit keinem Worte erwähnt er Leonardo da Vinci, mit keinem Bramante, der gerade damals die Pfeilerkolosse für die Riesenkuppel der neuen Peterskirche aufführte. Dasselbe gilt von dem in mancher Beziehung ihm wahlverwandten, wie er von dämonischer Leidenschaft durchwühlten, selbstquälerischen Michelangelo, dem Schüler Savonarolas, dem Freunde der Vittoria Colonna, dessen Seele in dem schönen Sonett sich auch der Gottesliebe zuletzt ruhig zuwandte, „die spreitet vom Kreuz die Arme aus, uns zu umfassen". Gerade damals schuf er die Deckengemälde der Sixtina, und Rom strömte zusammen, sie zu schauen. Luther aber gedenkt seiner ebensowenig wie Raffaels, der eben 1511 die stanza della segnatura vollendet hatte und jetzt an die Ausschmückung der stanza d'Eliodoro ging. Und doch hätten die Gestalten der disputa dem Augustinermönche, die Messe von Bolsena dem gläubigen Meßpriester wenigstens stoffliches Interesse abringen können, aber wir hören nichts davon. Wohl lobt er einmal in seinen Tischreden 1539 die Maler in Welschland, wie sie könnten der Natur so meisterlich und eigentlich nachfolgen in Gemälden, daß sie nicht allein die rechte eigentliche Gestalt an allen Gliedern geben, sondern an Geberden, als lebten und bewegten sie sich. Aber sonst ist seinem ganz, wenn wir wollen einseitig ethisch bestimmten Geiste das rein ästhetische Genießen wohl nur der Frau Musika gegenüber in einem gewissen Grade

Digitized by Google

verliehen. Die mochte auch an ihn heranschweben auf Engelsschwingen, mochte auch sein Menschenwesen durch und durch dringen, und das ist doch die echte Wirkung und Aufgabe der Kunst, ob auch die Theoretiker über ihre Benennung sich streiten. Aber in den bildenden Künsten hätte der Freund Lucas Cranachs, der doch bei Dürers Tod in Briefen nur ein teilnehmendes Wort für den besten christlichen Mann fand, das moderne, uns jetzt so oft verkündete und eigentlich doch auch nur negativ in seiner Abweisung fremder Zwecke etwas bedeutende Ideal l'art pour l'art überhaupt nicht verstanden. Ihm ist die Malerei nur wertvoll wegen ihrer praktischen Bedeutung. Seine Bibel und den Katechismus darf und soll sie illustrieren, auch in den Gotteshäusern haben die Bilder, wie schon Karl der Große für die germanische Kirche es gewollt, als Zierde und Zeichen dankbarer Erinnerung ihr gutes Recht; er selber benutzt das Tendenzbild, ja die Karikatur im Dienste der Polemik und dichtet zu Cranachs Bilderreihe über das Papsttum seine unumwundenen Stachelverse; in seinem Zimmer zum Hausgebrauch hängt ein Madonnenbild mit dem schlafenden Jesuskind, und den Tischgästen zeigt er den Stich von einem Venediger Gemälde, das Schifflein der Kirche darstellend, aber die italische Kunst als solche ist in den befangenen Gesichtskreis des Klosterbruders, der das Wohlgefallen Gottes mit heißem Bemühen suchte, damals ebensowenig getreten wie die antike Literatur. Goethe mochte hier den Vitruv studieren, mochte „die Werke der Alten mit geschäftiger Hand täglich mit neuem Genuß" durchblättern, Luther hat Vergils divina Aeneis, die die Ursprünge Roms verherrlichte, und auf die er noch in seiner letzten schriftlichen Aufzeichnung unmittelbar vor seinem Tode hinwies, Luther hat Juvenal und Persius, die er als Erfurter Student gelesen hatte, hier sicherlich nicht aufgeschlagen. Allerdings das Schlimme, was er vom sittlichen Treiben des päpstlichen Rom sah, das Schlimmere, was er aus den Zeiten Innozenz' VIII. und besonders Alexanders VI. hörte, hätte ihn wohl an die furchtbaren Zeichnungen des kaiserlichen Rom durch die beiden Satiriker erinnern können; denn, meinte er wohl später, „Tiberius der Heide, ob er wohl ein Unflath war, ist noch ein Engel gegen dem jetzigen Wesen des römischen Hofes." Er aber dachte damals beim Sehen und Hören dieser Gräuel nur des alten Hexameters: Versus amor mundi caput est et bestia terrae, d. h. etwa: sündige Liebe gebietet, ein tierisches Haupt, auf der Erden. Freilich vermag diese Ueber-

Digitized by Google

setzung das echt scholastische Wortspiel zwischen Amor und Roma nicht wiederzugeben. Nur einmal hörten wir ihn später sein Bedauern darüber aussprechen, daß 1527 bei der Plünderung Roms so viele kostbare Handschriften alter Autoren in den Libreien vernichtet worden seien.

Dahin steht ferner auch, ob er den damaligen Papst, den gewaltigen Rovere Julius II. persönlich gesehen. Wenn dieser in Rom damals war, und das war 1511 der Fall, ist es nicht wahrscheinlich, daß Luther die Gelegenheit versäumt haben sollte, seiner ansichtig zu werden, und eine Bemerkung wie die über Prozessionen, „da der Papst triumphiert mit hübschen, geschmückten Rossen, die für ihn herziehen, und er führet das Sakrament auf einem hübschen weißen Roß", klingt wenigstens nicht nach Hörensagen. Was er von dem harten Regiment des „in Kriegen gar trefflichen Mannes" sah, imponierte ihm; er habe von den Häusern sogar die steinernen Wappen der Borgia herunterschlagen lassen, um jede Erinnerung an das schandvolle Pontifikat Alexanders VI., seines Vorgängers, zu tilgen, der Unsicherheit auf den Straßen habe er energisch gesteuert, denn der Parasel — gemeint ist der bargello, Polizeihauptmann — reite alle Nacht mit 300 Dienern umher und halte die Scharwache stark, gebe auch wohl gleich bei dem erwischten Störenfried Strapodachorde, d. h. strappata di corda, die Strafe des Wippens mit dem Folterseil. Mochte er auch später in seiner Schrift an den christlichen Adel der deutschen Nation den mähnenumwallten Recken, der Michelangelo bei seiner Mosesstatue vorschwebte, und von dem man das charakteristische Wort erzählte: „Wenn St. Peters Schlüssel nicht helfen, so helfe mir sein Schwert": einen Blutsäufer, an anderer Stelle einen leibhaftigen Satan nennen, er meint doch auch von ihm, „er war die letzte Flamme in der Lampen, wenn sie jetzt bald verlöschen und ausgehen will" — eine wunderliche Selbsttäuschung allerdings über die Phönixkraft dieser Institution.

Gehen wir jetzt zu den Bauwerken über, die Luther aufgesucht hat und öfter erwähnt, so kommen von den antiken Bauten besonders das flavische Amphitheater, das sogenannte Kolosseum, ferner die gewaltigen Thermen des Diocletian und die für die römische Landschaft so charakteristischen Arkaden der großen Wasserleitung in Betracht, die wir auch auf dem berühmten Gemälde Tischbeins, Goethe in der campagna darstellend, wiederfinden. Wie dieser wurde auch Luther beim Anblick jener gigantischen

Digitized by Google

Trümmer ein „Mitgenosse der Ratschläge des Schicksals". „Ich hab' mich oft verwundert, wie das römische Reich hat so hoch können steigen und zunehmen ohne Erkenntnis Gottes, ach da sind der Welt Schätze gewest und Reichtum, darumb nahmen sie auch vor und thaten, was sie gelüstete!" Aber dann sei auch das Gottesgericht hereingebrochen, „daß man des alten Roms Fußstapfen kann kaum noch erkennen und die Stadt jetzt nur noch ein totes Aas sei und ein Haufen Schutt." Germanen hätten dies Gericht vollzogen, und noch glauben wir ein gewisses wahlverwandtes Behagen an der wilden Kraft, mit der Goten und Wenden, d. h. Vandalen, gehaust, zu spüren, wenn er schildert, wie die große Babel so gar zerstoben wäre.

Antikes und christliches Wesen berührte sich besonders eng damals in dem von Agrippa gebauten, durch Hadrian und Severus erneuten Pantheon, denn das Tepidarium, das Warmbad der Diocletianischen Thermen, war 1511 durch Michelangelo noch nicht zur Kirche St. Maria degli Angeli umgeschaffen. Zu einer Kirche St. Maria la rotonda hatte Bonifaz IV. im VII. Jahrhundert den alten Rundtempel verwandelt. Goethe erzählt im XI. Buch von Dichtung und Wahrheit, daß einst in Mannheim schon der Anblick von dem Abguß eines Kapitells der Rotunde seinen Glauben an die nordische Baukunst ins Wanken gebracht habe, und als er dann 1786 darinnen stand, da stimmte sie ihn „zu freudiger Verehrung ihrer Großheit". Als fünfzig Jahre später der feinsinnige Jenenser Theologe Karl Hase 1829 sie sah, erschien sie ihm trotz ihrer seitherigen Verstümmelung als das schöne, vollkommen in sich einige Denkmal der heitren Götterwelt des Altertums, und wenn man mitten in der Rotunde stehe und durch die weite Oeffnung in der Höhe hineinsehe in den wirklichen Himmel, dann tue der eine dem andern keinen Abbruch, sondern sie verherrlichen einander. Auch Luther hat durch das „runde Loch, davon sie einzig Licht hatte," das occhio, wie es die Italiener nennen, emporgeblickt, hat noch in der hohen, den Himmel abbildenden Wölbung die gewaltigen Erzplatten gesehen, aus denen später Bernini im Auftrage Urbans VIII. aus dem Hause Barberini einen Hochaltar der Peterskirche gießen mußte — quod non fecerunt barbari, fecerunt barberini. Da hat er denn, wie er erzählt, der Bilder aller Götter im Pantheon gedacht, „des Jupiter, Neptun, Mars, Venus und wie sie alle heißen, die die weltweisen Herren in ihrer Stadt zusammengetragen, daß es krimmelt und

Digitized by Google

wimmelt von Abgöttern allenthalben, als kein Hund voll Flöhe ist am St. Johannistag. Die hätten sich wohl alle miteinander vertragen, noch trieb da kein Teufel den andern aus, biß auch keiner dem andern in die Ferſen, aber wie nun der Christus gekommen, der sei der rechte Mann geweſt, der habe sie alle über den Haufen gestoßen und ausgestäupet." — Gewiß eine massive und unschöne Mönchsphantasie über das uns durch Klingers Gemälde vertraute Motiv „Christus im Olymp", und doch möchten wir sie im Bilde des Reformators, des deutschen Kämpen, nicht missen, der nach dem Vorbild des Heliand auch seinen Christus am liebsten als Ritter brav sich vorstellt.

Von den kirchlich bedeutsamen Stätten besuchte er das damals allein geöffnete Paradies der Peterskirche, dort sah er einen „Knopf von massig größ", es ist der gewaltige Pinienzapfen, der jetzt in dem nach ihm benannten giardino della pigna des Vatikan aufgestellt ist; dort wies man ihm auch das Klaretlin (auch dies ein italienisches Wort), das dünne Schweißtüchlein der Veronica, sowie den Strick, an dem Judas sich erhängt haben sollte, und in seinem grimmigen Spottzettel auf die Ueberführung der halliſchen Reliquien nach Mainz durch den halliſchen Abgott, Kardinal Albrecht, kommt er darauf zurück. Dort musterte er den prachtvollen päpstlichen Ornat, der noch heut den Pilgern in der Sakristei gezeigt wird. Dort las er auch die lateinischen Distichen, die den Nachfolger des Menschenfischers und seine Macht verherrlichen. In deutschen Versen gibt er (oder Auri Faber?) sie wieder:

Die Kirch' ich für das Meer regier,
Die ganze Welt ist fürs Meer mir,
Die heilige Schrift ist das Netz mein,
Da Menschen zu fahn, die Fische mein.

Am andern Ende der Stadt befand sich die im Pilgerbuch an erster Stelle von den sieben Hauptkirchen genannte Kirche St. Giovanni zum Lateran. Der Weg zu ihr führte den erstaunten Luther — „es nimmt mich Wunder, daß die Päpste solch Bild leiden können", berichtet er — vorüber an dem berühmten, erst von Sixtus V. zerschlagenen Steinrelief des Mithraspriesters, in dem das Volk eine Abbildung der sagenhaften Päpstin Johanna, der Frau Jutta, sah. In der Kirche selbst hätte er gern eine Messe gelesen, denn im Pilgerführer hieß es: „selig ist die Mutter, die das Kind gepar, das gen Rom kumpt zu der Kirchen und besonders an Samstag", doch es war „zu drange und konnte nicht

Digitized by Google

zu kommen" — durch den Genuß eines rustigen Härings, seiner Lieblingsspeise nach der Angabe seines Biographen, des kurfürstlichen Leibarztes Ratzeberger, mußte er sich in dem Gewühl stärken.

In anderen Kirchen, besonders auch wohl derjenigen seines Klosters hat er dagegen wiederholt Messe gelesen, und wie er erzählte, dabei bedauert, daß seine Eltern nicht schon tot wären, denn er hätte sie doch viel schneller aus dem Fegefeuer befreien können. Aeußerst befremdend wirkte dabei auf ihn die unruhige Hast der Priester, die im Hui eine Messe schmiedeten. Als der spätere Würzburger Professor und päpstliche Hausprälat Franz Hettinger 1843 vor dem Papste Gregor XVI. als Zögling des collegium Germanicum eine Predigt hielt, tadelte dieser die deutsche Langsamkeit des Redners und faßte, nach dessen später in dem Buch „Aus Welt und Kirche" veröffentlichten Aufzeichnungen sein Urteil zusammen in die Worte Piu fuoco, piu fuoco, mehr Feuer; so hörte auch Luther damals von seinen Kollegen, denen er später nach Goethes Wort die Butter der Seelmessen vom Brote schaben sollte, den ärgerlichen Zuruf: „passa, passa! schaff unserer lieben Frauen ihren Sohn bald weg." Auch von einem Priester hörte er bei Tisch Kurtisanen, d. h. päpstliche Höflinge lachend erzählen, der über die Hostie die blasphemischen Worte gesprochen: „panis es et panis manebis, vinum es et vinum manebis, Brot bist du und wirst du bleiben, Wein bist du und wirst du bleiben," — vielleicht sind's Erinnerungen an den Vorgang, den Raffael in der Messe von Bolsena dargestellt hat, und der frivole Skeptizismus, des eigenen Tuns im höchsten Moment des Klerikerberufes spottend, unter dessen Last Luther bei seiner Primiz zusammenzubrechen drohte, er paßt jedenfalls zu dem Worte, das man später Leo X. in den Mund legte: „Es ist bekannt, wieviel uns das Märchen von Christus genutzt hat." Am östlichen Ende des Johannesplatzes lag die Kapelle sancta sanctorum. Hier sollte einst, wie ein Römer in einer Vision gesehen haben wollte, Petrus selbst an dem von den Erzengeln Gabriel und Michael hergerichteten Altar vor Jesus, der Madonna und allen Heiligen die Messe gelesen haben. Dann war sie vergittert worden, weil Menschen nicht würdig seien, dort noch des Amtes zu walten, nur hineinsehen mag man noch, nachdem man die 28 Stufen der scala santa, der heiligen Treppe erklommen hat, die einst in Jerusalem zum Prätorium des Pilatus nach der Legende hinaufführte. Auch Luther ist die Stufen hinaufgerutscht, und ebenso ist er nicht weit

Digitized by Google

davon im Süden der Stadt in die Kluften, d. h. die Katakomben von St. Kalixtenkirchhof hinabgestiegen. Trotz der neuen Entdeckungen von 1578 hat sich hier die Szenerie der Nekropole, die auf Luther einen unauslöschlichen, oft bezeugten Eindruck machte, nicht sehr verändert. 176 000 Märtyrer, berichtet er den Uebertreibungen des Pilgerbuches folgend, liegen hier unter der Erde „schrenkicht", und denkt bei diesem Ausdruck an die sogenannten loculi oder arcosolia, die in den Tuffstein zu beiden Seiten der Gänge eingehauenen Grabnischen, eben groß genug, einen Leib „einzuschränken". Beim Eingang in die Totenstadt versahen zwei Minoriten um den kläglichen Jahreslohn von sechs Dukaten den Dienst, und mit ihnen ließ sich Luther in eine Unterhaltung ein. Möglich, daß er später an sie dachte, als er in seiner Schrift an den christlichen Adel der deutschen Nation das Unwesen der päpstlichen Finanzwirtschaft, die Pfründenverleihung an einige wenige Kurtisanen schilderte: „Heißt ein Wörtlein Kommenden, d. i. wenn der Papst einen Kardinal oder sonst der Seinen einem ein reiches fettes Kloster zu behalten befiehlt, nicht daß er es bewahren oder bauen soll, sondern die Personen austreiben, die Güter und Zinsen einnehmen, und irgend einen Apostaten oder verlaufenen Mönch hineinsetzen, der fünf oder sechs Gulden des Jahres nimmt und des Tags in der Kirche sitzt, den Pilgern Zeichen und Bildlein verkauft, daß weder Singen noch Lesen daselbst mehr geschieht." Sicher aber ist, daß auch die St. Kalixtenkirche mit der unterirdischen Totenstadt fest eingegliedert war in das System der päpstlichen Geldmacherei, daß auch die beiden Kapuzen an ihrem Eingang charakteristische Gestalten waren auf dem ganzen päpstlichen Trödelmarkt, mit Luther zu reden. Als vier Jahre später Ulrich Hutten in Rom weilte, faßte er den Eindruck dieses Treibens in einem Epigramm zusammen an Crotus Rubianus:

> Bringet Ihr Geld nach Rom, so seid Ihr die rechtlichsten Leute:
> Tugend und himmlischen Lohn kauft und verkauft man zu Rom.

Wir erinnern uns dabei an die grimmigen Sprüche Walthers von der Vogelweide über den welschen Schrein: „Ahi, Kristenliche der babest unser lachet", an den höhnischen Spruch des Burkard Waldis:

> Daß einem zu Rom kein Sünd nit schad,
> nur wenn einer kein Geld nit hab,
> das sei die allergrößte Sünd,
> die einem der Papst nit vergeben könnt.

Digitized by Google

Luther selbst aber denkt auch hier wieder eines Bibelwortes, wenn er sagt: „Darumb malt St. Petrus — ihr Schutzherr — solchen Geiz mit klaren Worten ab, da er spricht, sie haben ein Herz mit Geiz durchtrieben", und an einer anderen Stelle weist er hin auf die Ableitung des Namens von den Anfangsbuchstaben des Vulgataspruches **R**adix **O**mnium **M**alorum **A**varitia, Geiz ist die Wurzel alles Uebels, eine akrostichische Spielerei, der oben erwähnten Buchstabenversetzung von Amor zu Roma vergleichbar, wie etwa in unsern Tagen tatsächlich der vielgehörte Name Hakatismus entstanden ist aus den Anfangssilben von den Namen dreier in der Ostmarkenpolitik bahnbrechenden Persönlichkeiten.

Das sind etwa die Eindrücke, die Luther während seines vierwöchigen Aufenthaltes in Rom gewann. Ueber Augsburg pilgerte er zurück, besuchte dort noch eine vielberühmte, später entlarvte katholische Heilige, Jungfer Ursel Lamenit, die doch nicht sterben wollte, weil sie nicht wisse, wie es drüben zugehe. Ihr rief er kopfschüttelnd die Worte zu: „Ursel, schau nur, daß es recht zugehe". Am Ende des Winters 1512 war er dann wieder in Wittenberg.

Was hatte er aus Rom heimgebracht? Nach der offiziellen römischen Geschichtsschreibung nichts als Empfindlichkeit über mangelnde Anerkennung. In der Kirchengeschichte des verstorbenen Kardinal-Archivars Hergenröther findet man über den Romaufenthalt Luthers nur den kurzen Satz: „Daß der Wittenberger Augustinerprofessor in der großen Stadt wenig beachtet wurde, kränkte seinen Stolz", und zwischen den Zeilen liest man, daß eben Ehrgeiz, der Drang von sich reden zu machen, die Haupttriebfeder des Reformators war. Es ist ja dies immerhin noch eine anständigere Motivierung als die uralte der Jesuiten und ganz moderne des gelehrten Dominikaners Denifle, nach der unbändige Fleischeslust Luther zu seinem Werke getrieben. Doch da auch jene beiläufige Andeutung über die Wirkungen der Romreise durch keinen, auch nicht den geringsten äußeren Grund beglaubigt wird, genügt es, sie tiefer zu hängen. Wie aber haben wir denn, gestützt auf dokumentarische Belege, über den Besuch zu urteilen? Daß er nur eine flüchtige Episode war, haben wir schon oben erwähnt, und doch meinte Luther später, er wolle nicht 100 000 Gülden dafür nehmen, daß er Rom nicht gesehen hätte, denn jetzt brauche er nicht zu fürchten, bei seinen Angriffen dem Papste unrecht zu tun, „sondern was wir sehen, das reden wir". Einen wertvolleren Gewinn für sein inneres Leben würde diese Reise bedeuten, wenn wir einer hand-

Digitized by Google

schriftlichen Aufzeichnung seines Sohnes Paul auf der Rudolstädter Bibliothek ganz glauben dürften, die also lautet:

Anno 1544 hat mein liebster Vatter gottseliger yhnn Gegenwart seiner Tischgenossen und unsser aller die gantze historica vhon seiner Reissen gegen Rom, so ehr anno 1510 yhnn etlichen geschefften thun, müssen, erzelet, und unter andern mit großen freuden bekandt, das er daselbsten durch den geist Jesu Christi sei zum erkenntnus der warheiht des heyligen Evangelii gekommen dergestalt und also: da er seine preces graduales in scala Lateranensi verrichten wollen, ist ihme alsbald eingefallen der Spruch des propheten abacuk, welchen Paulus ihm ersten capitel zum Römern eingefueret; nämlich: der gerechte wirdt seines glaubens leben. hatt darauf sein gebett bleyben lassenn, und wie ehr gegen Wittenberg kommen, nichts anderst als dieselb epistel Pauli für sein hochst fundament gehalten. Paulus Luther doctor hab dies mitt eigen handt geschrieben zu Augspurgk den 7 august anno 82". Doch scheint der Reformator hier die römischen Eindrücke allzu sehr im Lichte seiner späteren Erkenntnis geschaut zu haben. Nur so viel dürfen wir sicher behaupten: Wenn der deutsche Maler Albrecht Dürer in der Stunde des Scheidens von Italien die auch von Luther in seiner Sprichwörtersammlung aufgeführten Worte niederschrieb: „O wie wirds mich nach der Sonnen frieren", wenn er hinzufügte: „hier bin ich ein Herr, dort bin ich ein Schmarutzer" — der deutsche Theologe hat sich nie frierend nach der Sonne Italiens zurückgesehnt, im Gegenteil, wenn er noch in Rom an den reichen Tischen der Kirche schmarutzte, in Deutschland war er und wurde er immer mehr ein Herr; denn jenen Lebensquell, der einst in Erfurt schon ganz, ganz leise in seiner Seele entsprungen war und der später einreißend und befruchtend über unser Vaterland dahinbrauste, hatte die Fülle der dortigen Heiligtümer nicht verschütten können.

Digitized by Google

Ein Nietzsche des Altertums.

Von

Julius Stern (Bruchsal).

Nietzsche glaubte vielleicht selbst, er stehe ganz auf eigenen Füßen. Ueber seiner „Fröhlichen Wissenschaft" liest man als Motto die Hausinschrift:

„Ich wohne in meinem eigenen Haus,
Hab niemandem nie nichts nachgemacht."

Seine Anhänger wollen es auch glauben machen. Aber das stimmt nicht ganz. Man hat wiederholt auf die französischen Aphoristiker wie Larochefoucauld, auf den mystischen Amerikaner Emerson und insonderheit auf den Philosophen, der „den Einzigen und sein Eigentum" feiert, Max Stirner, als Vorläufer dessen hingewiesen, der den „Willen zur Macht" und den „Uebermenschen" predigt. Man hat auch nicht ohne Grund angenommen, daß der Prophetenstil des Mannes, der das Evangelium von der Neugestaltung der Menschenwelt und von der Umwertung aller überlieferten Werte verkündet, der also wie ein Religionsstifter auftritt, sich voll oder halb bewußt an das Religionsbuch, an die Bibel anlehnt, eine Anlehnung, die sich bis zu auffälliger Uebereinstimmung in Bildern und Einzelausdrücken steigert.

Aber weniger allgemein bekannt ist vielleicht, daß seine Denkweise, die gar oft eine Dichtweise ist, bis in die grauen Anfänge der griechischen Philosophie-Phantasien zurückweist, und geradezu überraschend wirkt eine Gegenüberstellung mit dem menschenflüchtigen Weltbildträumer von Ephesos aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert.

Herakleitos, der „Dunkle", der Aristokrat, der Einsame, der Menschenverächter, der „Pöbelschmäher", der Rätselvolle und Orakelhafte, der Widerspruchsvolle: jedes dieser Beiwörter könnte

Digitized by Google

ebenso gut einen Wesenszug des Einsiedlers von Sils-Maria bezeichnen.

Seine eigenen Aussprüche liefern uns die Belege dafür. Wie hoch und weit fühlt er sich über den „Vielen, Allzuvielen"! Wie schmerzliches Bedauern klingt aus den Worten, mit denen er den Stolz des griechischen Philosophen preist, der „durch das Leben ging mit dem geheimen Gefühle, daß . . . jedermann Sklave sei, der nicht Philosoph sei. Auch dieser Stolz ist uns fremd und unmöglich; nicht einmal im Gleichnis hat das Wort „Sklave" für uns seine volle Kraft." So denkt nur eine aristokratische Seele. — Und im Ausdrucke für die „Einsamkeit" des Denkers kann er sich nicht genug tun.

Verhaßt ist mir das Folgen und das Führen.
Gehorchen? Nein! Und aber nein — Regieren."

So beginnt das Gedicht „Der Einsame". Und „Der Weise spricht":

„Dem Volke fremd und nützlich doch dem Volke,
Zieh ich des Weges, Sonne bald, bald Wolke —
Und immer über diesem Volke!"

Wie auch „Prinz Vogelfrei" singt:

„Einsam zu denken nenn' ich weise."

Obwohl er weiß, welche Gefahren die Einsamkeit birgt. „Alle Stimmen klingen anders in der Einsamkeit". — Weil er so „abseits" lebt, fühlt er sich von der Menge mißverstanden. „Wer von den fünf öffentlichen Meinungen abweicht, hat immer die ganze Herde gegen sich." — „Wir sind stets nur in unserer Gesellschaft."

In solcher Einsamkeit gedeiht die Menschenverachtung, weil sie die „unbequeme Eigenschaft" erzeugt, „alles tief zu finden", so daß man „am Ende immer mehr findet, als man gewünscht hat." Darum weiß er, daß er „Verächter" genannt wird:

„Vieles laß ich fall'n und rollen,
Und ihr nennt mich drum Verächter."

Er bemüht sich auch gar nicht, den „Vielen" zugänglich zu sein, und gefällt sich in rätselvoller Dunkelheit. „Man kann auch seine Gedanken nicht ganz in Worten wiedergeben."

„Ich kann nicht selbst mein Interprete sein." —
„Ich liebe es, gleich Wald- und Meerestieren
Mich für ein gutes Veilchen zu verlieren,
In holder Irrnis grüblerisch zu hocken."

Digitized by Google

Daß solche Dunkelheit sich in Widersprüchen äußert, ist fast notwendig. Nietzsche weiß das auch selbst von sich, ja er fordert es als Zeichen des „guten Willens des Erkennenden, unverzagt sich jederzeit *gegen* seine bisherige Meinung zu erklären und überhaupt in bezug auf alles, was in uns *fest* werden will, mißtrauisch zu sein."

Doch damit habe ich das Gebiet des Persönlich-Menschlichen schon überschritten. So viel muß uns jetzt schon feststehen: Alle die hervorgehobenen Züge, die zum Wesen Nietzsches gehören, könnten genau so auch von dem alten Ephesier berichtet sein.

Diese auffallende Uebereinstimmung finden wir wieder, wenn wir die schriftstellerische Art der beiden Männer näher ins Auge fassen. Von den Widersprüchen habe ich schon gesprochen. Ein artiges Beispiel findet sich in der „Fröhlichen Wissenschaft", wo Nietzsche über den Ursprung der Poesie spricht. Er tadelt die Philosophen, die sich „auf Dichtersprüche berufen, um ihren Gedanken Kraft und Glaubwürdigkeit zu geben — und doch ist es für eine Wahrheit gefährlicher, wenn der Dichter ihr zustimmt, als wenn er ihr widerspricht." Und was tut er zur Bekräftigung dieses Gedankens? Er beruft sich auf das Wort Homers: „Viel ja lügen die Sänger!" Ich weiß, was man mir einwenden könnte. Aber ein Widerspruch steckt darin, und noch viel stärkere lassen sich in Menge bei ihm finden. Man hat ja bekanntlich das frühe Beginnen seiner geistigen Umnachtung daraus erkennen wollen. — Und wie steht es damit bei Heraklit? Schon im Altertum haben die Unebenheiten und Widersprüche, die man bei ihm fand und zu finden glaubte, zu der Annahme geführt, daß er gelegentlich geistigen Trübungen unterworfen gewesen sei.

Für die ganze Art, wie man Nietzsches Stil aufzufassen hat, ist der Abschnitt charakteristisch, worin er das Verhältnis von „Prosa und Poesie" behandelt. „Man beachte doch", sagt er, „daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind . . . und fürwahr, man schreibt nur *im Angesichte der Poesie* gute Prosa!" Er schildert dann den „artigen Krieg" zwischen Prosa und Poesie, und auch hier drängt sich ihm ein heraklitischer Gedanke ein: „Der Krieg ist der Vater aller guten Dinge, der Krieg ist auch der Vater der guten Prosa." Die wenigen Aussprüche Heraklits, die wörtlich überliefert sind, beweisen, daß Nietzsches Urteil, das zugleich eine Selbstbeurteilung ist, ebenso gut als Charateristik der heraklitischen Darstellungsweise gelten

Digitized by Google

kann. Man denke nur an das viel erörterte Wort: „In sich zurückkehrend ist die Harmonie der Welt wie der Lyra und des Bogens.“ Ich komme auf dieses Wort zurück. Und wenn uns erzählt wird, daß Heraklit sein Buch im Tempel der Artemis niedergelegt habe und daß seine Gedanken „ein ungangbarer Pfad“ seien für den, der ihnen ohne Weihe nahe, aber „heller als die Sonne“, für den Eingeweihten: was heißt das anders als: ein gewöhnlicher, nüchterner, vom Hauche höherer Begeisterung unberührter Sterblicher, ein Poesieloser könne ihn nicht verstehen? Auch er konnte eben von sich sagen: „Man kann auch seine Gedanken nicht ganz in Worten wiedergeben.“ Denn Gedanken und Gefühle, Erkenntnis und Begeisternng waren ihm eins, wie sie Nietzsche eins waren. Daher vergleicht er seine Ausdrucksweise mit der Orakelsprache des pythischen Gottes, der auch „nicht aussagt und nicht verbirgt, sondern andeutet.“ Und nicht anders ist der Vergleich seiner Sprache zu verstehen „mit der Stimme der Sibylle, die mit rasendem Munde Unfrohes, Ungesalbtes und Ungeschminktes verkündet, und die durch die Jahrhunderte dringt vermöge des Gottes, der aus ihr redet.“

Doch damit sind wir schon tiefer in den Gedankenstrom hineingestiegen. Wir wissen freilich nur wenig von dem, was der „Dunkle“ über Welt und Leben gedacht und — geträumt hat, aber dies wenige genügt, um seine Wesensverwandtschaft mit Nietzsche zu beweisen. „Alles ist im Fluß“, so lehrte er; „in denselben Fluß steigt man nicht zweimal, noch kann man ein sterbliches Sein zweimal berühren; sondern durch Schärfe und Schnelligkeit zerstreut er und führt wieder zusammen, vielmehr nicht wieder und später, sondern zugleich tritt es zusammen und läßt nach, kommt und geht.“ Das ist ein Bild von der Vergänglichkeit alles Seins, von der Auflösung alles Seins in ein fortwährendes Werden und Vergehen, oder besser: in ein ewiges Werden. Und auch auf das Menschenleben wendet er diese Anschauungsweise an: „Leben und Tod ist in unserem Leben ebenso wie in unserem Sterben.“ „Wir sind und sind nicht“. „Hades und Dionysos sind derselbe“; der Gott der Lebenskraft und der Gott der Vernichtung sind ihm eins.

Daneben lese man Sätze von Nietzsche, wie: „Was heißt Leben? — Leben — das heißt: fortwährend etwas von sich abstoßen, das sterben will.“ Des Tiberius letzte Gedanken denkt er sich so: „Das Leben — das ist ein langer Tod. . . Ich hätte ihnen das ewige Leben geben sollen: so hätte ich sie ewig

Digitized by Google

sterben sehen können." Ein andermal sagt er: „Das Lebende ist nur eine Art des Toten, und eine sehr seltene Art." Oder: „Du bist immer ein anderer." — Auf das Tun der Menschen schauend lehrt er, „daß es weder gleiche Handlungen gibt noch geben kann — daß jede Handlung, die getan worden ist, auf eine ganz einzige und unwiederbringliche Art getan wurde, und daß es ebenso mit jeder zukünftigen Handlung stehen wird." „Was sich uns enthüllt, das enthüllt sich uns Ein Mal." So ist ihm die Vorstellung von dem „Flusse" des Geschehens, von dem „Flusse" des Werdens eine ganz geläufige und oft wiederkehrende.

Dieser in dem Wechsel der Dinge steckende Widerstreit ist es, den Heraklit als den „Vater der Dinge" bezeichnet, und dessen Ausgleich die Harmonie der Welt begründet. Das ist wohl mit jenem vielumstrittenen Bilde vom Bogen und der Lyra gemeint, das ich schon oben angeführt habe. „Unsterbliche sind sterblich, Sterbliche unsterblich, lebend den Tod von jenen, sterbend das Leben von jenen."

Nietzsche aber singt in seinem Gedichte „Heraklitismus":

„Alles Glück auf Erden,
Freunde, gibt der Kampf."

Und von einem hohen Kunstwerke, wie z. B. von Beethovens neunter Symphonie ergriffen, fühlt er sich „über der Erde in einem Sternendome schweben, mit dem Traume der Unsterblichkeit im Herzen."

Ueber dem „Krieg der Dinge" sehen eben beide das Ewige. Dieses Ewige ist für Heraklit das „Feuer." Das ist ihm sowohl physikalisch der Urstoff aller Dinge als auch ein Sinnbild des immer auflösenden und neuschaffenden ewigen Geistes. Man weiß, wie er die „feurigen, trockenen Seelen" als die geisterfüllten preist, während ihm die „feuchten" Seelen die dumpfen, erdigen, geistlosen sind.

Ist es etwas anderes, wenn Nietzsche (Ecce homo) ausruft:

„Ja, ich weiß, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!"?

Immer wieder bricht diese Sehnsucht nach der Feuerheimat seiner Seele bei ihm durch. „Was können wir dafür, daß wir

Digitized by Google

für die Luft, die reine Luft geboren sind, wir Nebenbuhler des Lichtstrahls, und daß wir am liebsten auf Aetherstäubchen, gleich ihm reiten würden, und nicht von der Sonne weg, sondern zu der Sonne hin! ..... Um dessenthalben sind wir männlich und selbst schrecklich wie das Feuer. Mögen die uns fürchten, welche sich nicht an uns zu wärmen und zu erhellen verstehen!"

Dieser ewige Wechsel, diese im Feuer symbolisierte Ewigkeit erscheint dem düsteren Weisen von Ephesos wie „ein spielendes Kind", das im Sande am Meeresufer baut und seine Bauten wieder zerstört. Es ist der unschuldvolle Spieltrieb des Kindes und des Künstlers, der hier zum Weltprinzip erhoben worden ist; also eine im Grunde ästhetische Weltanschauung. Die Schuld des Menschen aber sieht er darin, daß er dieses Spiel als Ernst nimmt, daß er die Einzeldinge ohne den darin ausgegossenen ewigen Gott erfaßt und schätzt, während sie doch nur „Gräber Gottes" sind. Daher die heftigen Worte, mit denen er die Religion seines Volkes, die von den Lügendichtern ersonnenen falschen Götter bekämpft. „Aus den öffentlichen Vorträgen gebannt und mit Ruten gepeitscht" möchte er Homer und Hesiod sehen, die den Griechen ihre Götter geschaffen haben.

Wie nahe berühren sich damit die Anschauungen Nietzsches! Er ist überzeugt, daß „das Leben auf Anschein, ich meine auf Irrtum, Betrug, Verstellung, Blendung, Selbstverblendung angelegt" ist. Es erweist sich ihm nichts mehr als göttlich, „es sei denn der Irrtum, die Blindheit, die Lüge", und „Gott selbst" erscheint ihm „als unsere längste Lüge". So ist ihm alles ein lächerliches Spiel, auch „der Jahrtausende alte Glaube, jener Christenglaube, der auch der Glaube Platos war." Er ruft aus: „Was sind denn diese Kirchen noch, wenn sie nicht die Grüfte und Grabmäler Gottes sind?" Man übersehe nicht die bis zum Ausdruck reichende Uebereinstimmung mit dem oben angeführten Gedanken Heraklits. Daß der, der sich selbst mit Stolz „Antichrist" nennt, ein glühender Gegner der Volksreligion ist, auch darin also der Geistesbruder des Ephesiers, bedarf wohl nur der Erwähnung.

Ja, bis in die letzten mystischen Träume von dem Weltschicksale hinein gehen die beiden Denker auf verwandten Wegen. An die ewige Folge von Welten, die sich der Ephesier durch das Weltfeuer entstehend denkt, erinnert Nietzsches Traum von der „ewigen Wiederkehr alles Lebendigen", die er als des Welträtsels tiefste

Digitized by Google

Lösung im fünften Teile des „Zarathustra“ verkünden wollte, und die er gelegentlich schon früher andeutet. „Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht — und Du mit ihr, Stäubchen vom Staube!“

Ich habe mich bisher darauf beschränkt, einige Parallelstellen zu heraklitischen Gedanken aus Nietzsches Schriften hervorzuheben, Parallelen, die beliebig vermehrt werden könnten; ich habe es mir versagt — nicht ohne Absicht, aber vielleicht dem Kenner Nietzsches zum Aerger —, auf „die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ hinzuweisen, wo Nietzsche in seiner feinen und tiefen Art eine Charakteristik Heraklits versucht. Jetzt aber will ich nicht mehr zögern, einige Sätze daraus anzuführen.

„Wahrscheinlich hat nie ein Mensch heller und leuchtender geschrieben. Freilich sehr kurz und deshalb für den lesenden Schnellläufer dunkel .... Einsam die Straße zu ziehen gehört zum Wesen des Philosophen .... Die Mauer seiner Selbstgenugsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn alles ist gegen ihn in Bewegung. Seine Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere; und doch kann niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen — weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit ausgebreiteten Fittigen aller Zeiten; denn die Nichtachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt im Wesen der großen philosophischen Natur*) .. Solche Menschen leben in ihrem eigenen Sonnensystem; darin muß man sie aufsuchen ... Von dem Gefühl der Einsamkeit, das den ephesischen Einsiedler des Artemis-Tempels durchdrang, kann man nur in der wildesten Gebirgsöde erstarrend etwas ahnen .... Er ist ein Gestirn ohne Atmosphäre. Sein Auge, lodernd nach innen gerichtet, blickt erstorben und eisig, wie zum Scheine nur, nach außen ... Er brauchte die Menschen nicht, auch nicht für seine Erkenntnisse ... Die Welt braucht ewig die Wahrheit, also braucht sie ewig Heraklit: obschon er ihrer nicht bedarf .... Das, was er schaute, die Lehre vom Gesetz im Werden und vom Spiel in der Notwendigkeit, muß von jetzt ab ewig geschaut werden: er hat von diesem größten Schauspiel den Vorhang aufgezogen.“

*) Denselben Gedanken bekennt er in seiner „Sternenmoral“:

„Der fernsten Welt gehört Dein Schein:
Mitleid soll Sünde für Dich sein.“

Digitized by Google

So kann nur einer schreiben, der selbst — ein Heraklit ist und sich als solchen fühlt. Natürlich mit den Unterschieden, die der zeitliche Abstand von zweiundeinhalb Jahrtausenden bedingt und verlangt. Ich will nicht in den Fehler verfallen, den Nietzsche selbst mit den Worten geißelt: „Gegen die Vermittelnden. — Wer zwischen zwei entschlossenen Denkern vermitteln will, ist gezeichnet als mittelmäßig: er hat das Auge nicht dafür, das Einmalige zu sehen: die Aehnlichseherei und Gleichmacherei ist das Merkmal schwacher Augen." Ich will ihm den Ruhm nicht nehmen, daß er ein Einziger, ein Selbständiger, ja ein Großer ist, „der Einflußreichste", von dem er selbst sagt: „Daß ein Mensch seiner ganzen Zeit Widerstand leistet, sie am Tore aufhält und zur Rechenschaft zieht, das muß Einfluß üben! Ob er es will, ist gleichgültig; daß er es kann, ist die Sache." Aber daß auch „die seltenen Menschen einer Zeit" nicht wie ein Wunder entstehen, sondern mit den Wurzeln ihres Wesens in die Geistesentwicklung der Vergangenheit hinabgreifen, daß sie am ehesten „als plötzlich auftauchende Nachschößlinge vergangener Kulturen und deren Kräften, gleichsam als der Atavismus eines Volkes und einer Gesittung" zu verstehen seien, das hat er selbst gesagt. Und in diesem Sinne muß man wohl gerade den Heraklit, der wie er „Cyklopenbauten der Wissenschaft" errichtet hat, zu den Ahnen Nietzsches rechnen; die geistige Physiognomie der beiden zeigt fast zwillingsbrüderliche Aehnlichkeit. Natürlich immer wieder mit dem Vorbehalte: soweit das bei einem Abstande von 25 Jahrhunderten möglich ist, einem Zeitraume, der die gewaltigsten Evolutionen und Revolutionen der Menschheitsgeschichte, vor allem der europäischen Geistesentwicklung umfaßt. Nicht in der Fülle und Tiefe der Gedanken, aber in der Art der Person und des Denkens sind sie Brüder.

Wer — so könnte man zum Schlusse fragen — ist der Größere von beiden? Wobei man wieder nicht vergessen darf, daß Heraklit mehr Zeit hatte zum Ausreifen, während der unglückselige Verkünder des Zarathustrareiches einem so frühen geistigen Zusammenbruche erlag. Der selbständigere, voraussetzungslosere Forscher — soweit man diese phantasiebeschwingten Welterklärungsversuche Forschung nennen kann — war unstreitig Heraklit; er mußte sich sozusagen den Boden selbst erst schaffen. Denn was ihm die jonischen Physiologen vorgearbeitet hatten, das war sehr schmal beisammen und wurde von ihm fast völlig abgelehnt; und das Wenige, das

Digitized by Google

er von seinen Zeitgenossen wie Pythagoras und Empedokles wußte, gab ihm mehr Anlaß zu eifernder Polemik, als daß es ihn auf seinen eigenen Wegen gefördert hätte. Von Nietzsche wird man eine derartige Voraussetzungslosigkeit nicht mit Recht behaupten können.

Und wer ist der Folgen- und Wirkungreichere von beiden? Heraklit hat zuerst die Gesetzmäßigkeit des Universums, also ein Weltprinzip, eine Weltvernunft gelehrt; das ist die „Logos"-Idee, die als Rückgrat der ganzen griechischen Philosophie nach ihm Halt gibt; sie hat sich fortentwickelt und ist, wie das Johannes-Evangelium — um nur eines von vielen Zeugnissen zu nennen — deutlich zeigt, auch für die Messiaslehre des Christentums von bestimmendem Einflusse gewesen. Man kann also ohne Uebertreibung sagen: Heraklit ist heute noch lebendig.

Wird Nietzsche ebenso lange und ebenso stark fortwirken? — Das kann die Gegenwart nicht entscheiden.

Digitized by Google

Patriae inserviendo consumor.

(Bismarcks Wahlspruch.)

Von

Lic. **Hans Vollmer** in Hamburg.

In seiner Rede an die deutsche Studentenschaft bei der Einweihung der Bismarcksäule auf dem Hamberge in der Nähe von Friedrichsruh am 21. Juni 1903 sagte Fürst Herbert v. Bismarck:

„Was mich hier bewegt, meine Herren, wenn ich die Flammen sehe, die Sie in Ihren Händen tragen, und die von der mächtigen, gediegenen, würdigen Säule aufflammen, das ist die Erinnerung an den Spruch, den mein verewigter Vater zum Leitfaden seines Lebens gemacht hat. Es war ein kurzer lateinischer Spruch, den er einst auf einer dem Gottesdienst geweihten Kerze eingeschrieben fand, und den er in tiefer Empfindung auf sein eigenes Leben angewandt hatte: ‚Inserviendo consumor.' Diese Kerze hatte ihren Stand auf dem, was uns allen am heiligsten ist, auf dem Altar, und erfüllte dort ihren Zweck, indem sie zur Ehre Gottes leuchtete und sich verzehrte. In der Anwendung auf sich fügte er das Wort ein, das uns in diesem Leben am höchsten steht: patria. So heißt seine Lebensgeschichte: ‚Patriae inserviendo consumor'".

Als Leitspruch des Fürsten Bismarck bezeichnet dieses Wort auch schon Dielitz in seiner interessanten Zusammenstellung „Die Wahl- und Denksprüche usw. besonders des Mittelalters und der Neuzeit" (Frankfurt a. M. 1884). Um jedes Mißverständnis auszuschließen, sei betont: es handelt sich um einen persönlichen Wahlspruch Bismarcks; seine Wappendevise lautet bekanntlich mit Bezug auf das dreiblättrige Kleeblatt und die Eichenblätter: In trinitate robur.

Digitized by Google

Nicht den Nachweis der inneren Berechtigung, das Symbol der sich im Dienst verzehrenden Kerze auf sein dem Vaterland gewidmetes Leben zu beziehen, haben sich die nachstehenden Zeilen zur Aufgabe gesetzt; — ein solcher Nachweis dürfte überflüssig sein, zumal in einer Zeit, da uns die veröffentlichten Briefe des Kanzlers und seine „Gedanken und Erinnerungen" einen so intimen Einblick in dieses nur von dem einen Gedanken: „Vaterland" getragene Leben gewähren. Wen aber weder seine Taten noch so unmittelbare Selbstzeugnisse überzeugen, der will nicht sehn, — dem ist nicht zu helfen.

Im folgenden möchte ich vielmehr dem Spruch selbst und dem mit ihm auftretenden Emblem der brennenden, verbrennenden Kerze nachgehn. Berechtigt zu dieser Untersuchung schon die Bedeutung seines letzten und größten Trägers, so werden vielleicht auch die dabei sich ergebenden Einblicke in die Spruchdichtung älterer Zeit und in die blühende Emblemkunst des 15. bis 18. Jahrhunderts an sich einem Geschlechte nicht unerwünscht sein, das nach einer Zeit des Stillstands auf diesem Gebiet künstlerischer Komposition sich ihm eben wieder mit größerer Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt — ich denke dabei vornehmlich an die zahlreichen neueren Versuche auf dem Felde der Exlibris.

Leider ist nicht mehr festzustellen, in welcher Kirche oder Kapelle Fürst Bismarck das seinem Wahlspruch zu Grunde liegende Symbol gesehen hat. Auf meine Anfrage hatte Fürst Herbert v. Bismarck die Güte mir zu antworten:

„Es ist mir nicht erinnerlich, ob mein Vater die Kirche, auf deren Altarkerze er den lateinischen Spruch fand, jemals bezeichnet hat. Aus seinen Erzählungen weiß ich nicht mehr darüber, als ich in meiner Ansprache vom 21. Juni v. J. erwähnt habe, und irgend eine schriftliche Notiz darüber ist mir bisher nicht vor Augen gekommen."

Doch kommt das Bild der brennenden Kerze mit der fraglichen oder einer ähnlichen Inschrift in der kirchlichen Kunst häufig vor, auf Rahmen von Altaraufsätzen, Grabmälern oder in Wandmalerei. Hier erscheint es in der Zeit des Barock, über deren Symbolik uns das im Erscheinen begriffene Werk „Kirchliche Kunstaltertümer in Deutschland" von Heinrich Bergner Gründliches und Genaues zu bieten verspricht. Privatim teilte mir der Herr Verfasser zu unserm Gegenstand in liebenswürdigster Weise mit, es lasse sich das Bild nachweisen in der Schloßkapelle zu

Digitized by Google

Saalfeld, im Dom zu Fulda, in St. Michael zu Bamberg und mehrfach in Landkirchen der Provinz Sachsen.*)

Die Anregung dazu, dem Gedanken des Symbols nachzugehn, seinem Ursprung nachzuspüren und die Variationen des Ausdrucks zu sammeln, empfing ich aus einem bald nach jener Rede des Fürsten Herbert v. Bismarck zufällig gelesenen Wort Freidanks. Dort heißt es mit Bezug auf die „Pfaffen“:

Diu kerze lieht den liuten birt
unz daz si selbe z'aschen wirt.
Genuoge guote lêre gebent,
die selbe unnützeliche lebent.

Man wird zunächst geneigt sein, diese Verse etwa so zu umschreiben: Während die Priester nach dem Beispiel der Kerze durch selbstaufopfernde Lebensführung allen voranleuchten sollten, gibt es deren genug, bei denen Wort und Wandel in einem ärgerlichen Mißverhältnis zu einander stehen.

swer ein engel welle sîn,
der tuoz auch mit den werken schîn

heißt es kurz vor jenen Versen. So gefaßt hätten wir dann in dieser Stelle den Beleg für das Vorkommen des Symbols von der im Dienste anderer sich verzehrenden Kerze in der Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts. Doch läßt der Zusammenhang auch einen anderen Sinn der Stelle zu. Das Bild der brennenden Kerze kann hier auch nur an das Hinfällige, Vergängliche ihres Glanzes gemahnen sollen: Sie leuchtet nicht mehr, wenn sie nicht mehr Kerze, sondern Asche ist;**) so ist auch der kein Lehrer des Volks, der nicht gewissermaßen aus besserem Stoff ist als die

*) Doch ergaben meine Nachfragen für keinen der drei genannten Orte das Symbol genau in dem gesuchten Sinne angewandt. Herr J. Rembe aus Saalfeld teilt mir freundlichst mit, daß die brennende Kerze sich dreimal als Wandbild in der Kapelle finde, und zwar mit folgenden Sprüchen: 1) Et obducta lucet. (Die Darstellung zeigt ein Licht, hinter dem zwei Hände ein Tuch ausspannen); 2) Quid illud in illo? (Hinter dem brennenden Licht strahlt die Sonne); 3) Dum splendet, et omnia splendent — In St. Michael zu Bamberg findet sich unter den Fresken der Seitenschiffgewölbe zweimal die brennende Kerze; die dazu gehörigen, jetzt durch den restaurierenden Tünchermeister entstellten Sprüche liest mein Gewährsmann: 1) Cor tanquam cera liquescet und 2) Non sub modio. Entstehungszeit ist die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts (nach 1610). Ich verdanke diese Notizen Herrn Curatus Schwarzmann in Bamberg. — Für Fulda blieben meine Erkundigungen ergebnislos.

Für die Beliebtheit des Symbols und die Mannigfaltigkeit der Deutungen werden uns noch viele Beweise begegnen.

**) Dabei ist entweder an den verkohlenden Docht gedacht, oder aber „Kerze“ im weiteren Sinne von Brand, Fackel gebraucht.

Digitized by Google

andern. Zu dieser Auffassung passen die Worte, die kurz darauf bei Freidank folgen:

Strüchet der daz lieht treit,
deist den nâch gênden leit.

Zweifellos in diesem Sinne, als Symbol des Unbeständigen, Eitlen begegnet uns unser Bild an zwei anderen Stellen der mittelalterlichen Poesie ungefähr aus derselben Zeit. In Hartmanns „Armem Heinrich" heißt es:

Dirre werlte veste,
ir staete unde ir beste
und ir groeste magenkraft,
diu stât âne meisterschaft.
des muge wir an der kerzen sehen
ein wârez bilde geschehen,
daz sî z'einer aschen wirt
enmitten dô sî lieht birt.
wir sîn von broeden sachen (von gebrechlicher Art).

Und im „Winsbeke" ermahnt der greise ritterliche Vater seinen Sohn:

Sun, merke wie daz kerzen lieht
die wile ez brinnet swindet gar:
geloube daz dir sam geschiht
von tage ze tage; ich sage dir wâr.

Mit diesem Sinn werden wir dem Symbol auch in späterer Zeit noch begegnen. Möglicherweise hat das Bild in dieser Auffassung seinen klassischen Ursprung im Evangelium nach Johannes. Dort sagt Christus von dem Täufer (5, 35, nach der Vulgata): Ille erat lucerna ardens et lucens (ὁ λύχνος ὁ καιόμενος καὶ φαίνων). Daß diese Bezeichnung jedenfalls von alten Auslegern in dem Sinne eines unbeständigen Lichtes gefaßt worden ist, beweist eine unter Cyrills Namen überlieferte Bemerkung zu unserer Stelle:*) ἀβέβαιον λύχνον (instabilem lucernam) ἐκάλεσε (scil. αὐτόν).**) Man brachte mit dieser Stelle des Evangeliums jene andere (3, 30) in Ver-

*) Ich zitiere nach der von Corderius (Antwerpen 1630) herausgegebenen Katene zum Johannesevangelium. In dem Kommentar des Cyrillus von Alexandrien zum Johannesevangelium (bei Migne, Patrologiae etc. series graeca LXXIII f.) ist mir jene Stelle nicht begegnet. Wohl aber heißt es hier schon zu Joh. 1, 8: οὔτε γὰρ ἴδιον ἐν τῷ λύχνῳ τὸ φῶς (die Fackel hat ja kein eigenes Licht). Zu dem sofort oben zu erwähnenden Vers 3, 30 findet sich hier das Bild von dem vor den leuchtenden Sonnenstrahlen erblassenden Licht des Morgensterns.

**) „Eine unsichere Leuchte nannte er ihn."

Digitized by Google

bindung, wo der Täufer selber sagt: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ Es sei daran erinnert, daß die Kirche den Johannistag in die Zeit unmittelbar nach dem Sommersolstitium, also des allmählich abnehmenden Tageslichts legte; war dieser Termin ja freilich schon durch die Fixierung des Weihnachtsfestes gegeben (vgl. Luc. 1, 26), so wurde er gleichwohl mit jener Parallele in der Natur begründet. Auch die aus dem Heidentum herübergenommenen Johannisfeuer erhielten ihre Beziehung auf jenes „brennende, scheinende Licht“. Nachdem noch Augustin sehr gegen diese heidnische Sitte geeifert hatte, zog es die Kirche in kluger Akkomodation vor, diesem gar zu fest im Volke wurzelnden Erbe aus alter Zeit eine christliche Umdeutung zu geben. In seinem Rationale divinorum officiorum erzählt Wilhelm Durandus (Durantis oder Duranti 1237—96) lib. VII cap. XIV (de Joanne Baptista) von den Volksbräuchen in der Johannisnacht.*) Dreierlei erwähnt er: das Verbrennen von Knochen und sonstigem Unrat, Umzüge bei Fackel- und Feuerlicht sowie das Rollen des (brennenden) Rades.**) Das Verbrennen der Knochen solle nach altheidnischer Auffassung die Drachen verscheuchen, die um diese Zeit die Brunnen und Quellen vergifteten; doch lasse sich die Sitte auch auf das Andenken an die Verbrennung der Gebeine des Johannes durch die Heiden beziehen.***) Dann fährt Durandus fort: „Man trägt auch Fackeln und Brände einher und zündet Feuer an. Diese deuten auf den heiligen Johannes; denn er war eine Leuchte, eine brennende Fackel, der Vorläufer des wahren Lichtes, das jeden Menschen, der in diese Welt kommt, erhellt. Daher heißt es (im Evangelium des Johannes): »Er ist ein brennendes, scheinendes Licht« vor dem Herrn her, dem er den Weg in der Wüste bereitet hat. Das Rad aber, das man in einigen Gegenden rollt, will sagen, daß es mit dem Ruhm des Johannes steht wie mit der Sonne; denn diese hat zu der Zeit den Höhepunkt ihrer Bahn erreicht und kann nicht höher hinaus, sondern steigt abwärts. Ebenso sinkt auch der Ruhm des Johannes seinem eigenen Zeugnis gemäß: »Ich muß abnehmen, er aber muß wachsen.« Dies Wort bringen einige auch damit in Verbindung, daß zu jener Zeit die Tage abzunehmen beginnen, um den Geburtstag Christi aber zu wachsen.“ —

*) In der mir vorliegenden Ausgabe (Lyon 1592) S. 838 f.
**) Auch diese Sitte besteht an vielen Orten bis heute.
***) Diese Legende läßt sich schon früh belegen.

Digitized by Google

Von jenen Feuern, zum Gedächtnis des Täufers entzündet, gibt es eine Verbindung zu Bismarck. Die alte Sitte ist mit neuem Inhalt wieder erstanden: die Flammen um die Sommersonnenwende lodern nun auf wuchtigen Säulen zum Andenken des großen deutschen Mannes. — Führt so vielleicht auch eine Brücke von jenem Wort Jesu über Johannes zu dem Symbol der brennenden Kerze und damit zu Bismarcks Wahlspruch?

Sicher ist bisher folgendes: Das Sinnbild der leuchtenden, aber damit zugleich absterbenden Kerze findet sich in der deutschen Literatur des 12. bis 13. Jahrhunderts mehrfach vor, doch — wenn man die Stelle bei Freidank nach Analogie der beiden anderen auslegt — nur so, daß damit der Unbestand irdischer Kraft, irdischen Glanzes versinnbildlicht wird, nicht in jener Deutung, die dem Bismarckschen Wahlspruch zu Grunde liegt. Indessen muß bei der Anwendung Freidanks die Möglichkeit jenes Sinnes eingeräumt werden. Diesen in lateinischer oder deutscher Prägung früher nachzuweisen, ist mir nicht gelungen. Weder die Indices des lateinischen Inschriftenkorpus und die Glossare der späteren Latinität, noch das Grimmsche Wörterbuch führten auf eine Spur. Um so häufiger aber begegnet uns die brennende Kerze oder Fackel als Sinnbild feurigen Eifers, selbstaufopfernden Dienens bis in den Tod in der späteren Kunst, als Devise. Mit diesem Worte sei im folgenden das symbolische Bild mit erläuternder Beischrift bezeichnet, wohingegen die Benennung Emblem — nach dem Vorschlag des noch zu erwähnenden von Radowitz — nur bei einer bildlichen Darstellung dieser Art ohne Text statthaben sollte. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit nun der Inschriften zu unserem Bilde darf wohl neben unseren vergeblichen Bemühungen um die Auffindung einer früheren lateinischen Prägung des Gedankens als ein weiterer Stützpunkt für die Vermutung dienen, daß eine bestimmte lateinische Fassung von vornherein nicht vorlag. In Deutschland, wo die Devise besonders häufig begegnet, mag etwa der Spruch aus Freidanks Sammlung, der wie so mancher andere Gedanke daraus zum geflügelten Wort wurde und, aus seinem Zusammenhang gelöst, leicht jenen Sinn annehmen konnte, den er möglicherweise schon dort gehabt hatte, die Anregung zur Verwendung der Idee als Devise gegeben haben.

Diese Art von künstlerischer Darstellung, nicht mit der Heraldik zu identifizieren, kommt, abgesehen von vereinzelten früheren Er-

Digitized by Google

ſcheinungen, vom 15. Jahrhundert an beſonders in Aufnahme. Frankreich hat die Erfindung der Deviſe für ſich in Anſpruch genommen; mit welchem Recht, ſei dahingeſtellt. Jedenfalls verbreitet ſich etwa von der Mitte des 15. Jahrhunderts an der Gebrauch der Deviſen und Wahlſprüche über alle europäiſchen Länder. v. Radowitz (Die Deviſen und Motto [sic!] des ſpäteren Mittelalters. Stuttgart und Tübingen 1850) führt aus dem Tagebuch des Lautenſchlägers Wolf Wolfrath an, daß man bei dem Turniere zu Wien 1560 nicht nur für die Siege in den Kampfſpielen, ſondern auch für die ſinnigſten Sprüche der Ritter den Lorbeerkranz als Dank vergab. Von der großen Beliebtheit der Deviſe zeugt beſonders auch die ausgedehnte Literatur, die ſich ſeit 1542 auf dieſem Gebiete nachweiſen läßt, und die ſich ſowohl mit der Sammlung der vorhandenen Deviſen als auch mit der Erfindung neuer Sinnbilder und Sprüche befaßte. Man findet dieſe Schriften bei v. Radowitz und Dielitz in ihren erwähnten Arbeiten verzeichnet. Mir liegt aus dieſer Literatur u. a. die „Symbolographia“ des deutſchen Jeſuiten Jakob Boſch (Augsburg 1722) vor. Einer überraſchend reichhaltigen Sammlung von Deviſen, die der Verfaſſer in vier Klaſſen teilt — sacrorum, heroicorum, ethicorum, satyricorum (scil. symbolorum) — gehen de arte symbolica sermones septem voran. Hier arbeitet ſich der geduldige Leſer durch ungezählte, nicht immer vorbildliche Hexameter und entſprechend viele Vorſchriften über die kunſtgerechte Kompoſition der Symbola hindurch. Eine kleine Probe ſei nicht erlaſſen. Den Regeln ſeines berühmten Vorgängers, Paulus Jovius, gemäß lehrt Boſch:

Nil visu at foedum dictuque haec symbola turpet:
non monstrum, noctes quod non sinat esse quietas.
Nil humile, in trivioque situm, calcabitur albis
quod pedibus vulgi, obscoenaque ab imagine sordet.
— — Quid porro? — — Humanam damnat (scil. Jovius)
removetque figuram.
Denique quamcumque effigiem ut sua verba coronent,
seu duo, seu tria. Ni totum pertexere versum,
dimidiumve magis deceat. Sit et alterius quam
nativae auctori linguae. Jactantia sive haec,
sive odium est populum arcentis vulgumque profanum,
sive verecundo tegi amat sententia peplo.

Das heißt zu deutſch, in die ſolchem Inhalt geziemende Proſa übertragen:

Digitized by Google

„Nichts, was so garstig ist, daß man es nicht gerne sieht oder nennt, soll diese Bilder schänden, kein Scheusal, wie es im Traume schreckt, nichts Gemeines, nichts Triviales, wie es der Sklavengeschmack des großen Haufens breit tritt, oder wie es auf Schandgemälden prangt. Ja mehr noch — auch die menschliche Gestalt sei verworfen und bleibe fern. Endlich soll eine jede Darstellung ein zu ihr passender Spruch zieren, zwei Worte oder drei, wenn nicht gar ein ganzer Vers, oder doch ein halber mehr am Platze scheint. Auch sei dieser Spruch in einer fremden Sprache verfaßt, mag das nun aus einer gewissen Eitelkeit geschehen oder aus Abneigung gegen den Ausdruck der gemeinen Masse, oder auch nur, um dem Gedanken ein geziemendes Gewand zu leihen."

Bedeutsam ist besonders das Verbot der menschlichen Gestalt. In der Tat lehrt ein Blick in die Sammlungen von Devisen aus jener Zeit, daß man derartige Darstellungen geflissentlich vermied. Die Devise sollte eben ihren Gegenstand sinnbildlich umschreiben; so erscheinen Tiere oder auch elementare Gewalten als Träger menschlicher Eigenschaften, der Pelikan als Symbol aufopfernder Liebe, der Paradiesvogel deutet den rastlosen Eifer an, der Stier die Kraft, der Löwe oder Adler den Mut, Blitz und Bergstrom die Heftigkeit. Doch waren einzelne Teile des menschlichen Körpers von der Darstellung nicht ausgeschlossen; so begegnen uns Gesicht und Hand häufig; mit dieser erscheint dann gewöhnlich ein Teil des Armes, der aus Gewölk hervorlangt. Unsere Devise, das brennende Licht, ist fast überall als Leuchter auf einem Tisch oder Altar dargestellt; doch kamen mir auch mehrere Bilder zu Gesichte, wo eine Hand die brennende Kerze oder Fackel hält; diese Hand ist dann stets nach obiger Regel behandelt. Natürlich kommen auch Devisen vor, die diesen Vorschriften nicht entsprechen; solche werden dann aber vielfach streng kritisiert und als warnende Beispiele aufgestellt. — Auch für die „Seele" der Devise — so nannte man im Gegensatz zu dem „Körper", der bildlichen Darstellung, das Lemma, das begleitende Wort — gab es bestimmte Regeln. So heißt es z. B. bei Bosch:

> At non et patiar, totam ut sententia mentem
> exponat. Pars est lemma, et cum corpore totum
> conflet oportet: opem alterius pars altera poscit.
> Altera ne frustra sit picta aut dicta. Velut si
> Pantolabus scribat: non unica hirundo facit ver.
> Jam frustra coelo volitabit hirundo sereno:
> nullum praeterea auspicium captabit aruspex.

Digitized by Google

„Aber auch das würde ich nicht für zulässig halten, daß der Sinnspruch schon allein den Gedanken vollständig zum Ausdruck bringt. Das Lemma ist nur ein Teil und soll erst mit dem Körper ein Ganzes bilden. Jeder dieser beiden Teile verlangt nach der Ergänzung durch den anderen. Das Bild sei nicht vergeblich gezeichnet, der Spruch nicht vergeblich gesprochen. Wollte z. B. ein gar zu deutlicher Spruchdichter schreiben: Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, so würde (auf dem Bilde) die Schwalbe ganz unnütz unter heiterem Himmel dahinfliegen: der Zeichendeuter würde daraus nichts Neues für den Sinn entnehmen können." Das Lemma soll ebenso bestimmt auf das Sinnbild als auf den Träger der Devise passen, auf jenes in unmittelbarer, auf diesen in übertragener Bedeutung. Nach dieser Regel würde also das Lemma unserer Devise: Inserviendo consumor durch Bismarcks Zusatz patriae als Lemma unzulässig werden. In der Tat begegnen wir dem Wort beim Kanzler ja auch nicht mehr als Devise, sondern als Wahlspruch.

Als Träger der Devisen erscheinen nun aber keineswegs ausschließlich einzelne Persönlichkeiten. In der Sammlung von Bosch, die die reiche Fülle ihres Stoffes innerhalb der einzelnen Klassen wieder nach bestimmten Gesichtspunkten ordnet, finden sich neben Ueberschriften wie bellator audax, administer regius, equestres ordines, femina princeps, mors principum, princeps abdicans, princeps regius, pacificator prudens, regina regens, imperatores Austriaci, doctor, poeta, in iudices corruptos, in scriptores malos auch andere, die nicht persönlich zu beziehen sind wie litterae, pax, besonders aus dem religiösen Gebiet: haeresis, baptismus, conscientia, contemplatio, conversio, spes, timor. So erklärt sich auch das häufige Vorkommen solcher Devisen in religiösen Erbauungsbüchern jener Zeit. Mir liegen zwei alte illustrierte Ausgaben der außerordentlich verbreiteten Schrift Johann Arndts „Vom wahren Christentum" vor.*) Von besonders beliebten devisenartigen Symbolen begegnet hier unter vielen anderen der Brennspiegel, der ein Feuer entzündet, mit der Unterschrift „Durch Kraft von oben", ein Bienenschwarm bei seinem Korbe, aus- und einfliegend („Nicht ihnen selbst"), Nachtfalter dem brennenden Lichte zustrebend („Nicht zu nahe!"), ein Adler, der mit seinen Jungen der Sonne entgegenfliegt („Wer mir folget, siehet das Licht", vergl.

*) Die eine vom Jahre 1679 (Riga, Johann Georg Wilcken), die zweite von 1750 (Johann David Jungnicol).

Digitized by Google

Joh. 8, 12), ein Stab, im Waſſer ſcheinbar gebrochen („Dennoch gerade"), ein Vulkan („Am meiſten innerlich"). Dieſe Kupfer, inhaltlich in den beiden Ausgaben übereinſtimmend, ſind in der älteren weit ſchärfer ausgeführt. Unſere Deviſe von der ſich im Dienſte anderer verzehrenden Kerze begegnet in den mir bekannt gewordenen Ausgaben von Arndt nicht. Ihrer Art am meiſten verwandt iſt die auch ſonſt außerordentlich häufig vorkommende Rakete, bei Arndt mit dem Lemma: „Ich ſteige und ſäubere mich." Ein geſchmackvollerer Spruch dazu lautet: It sursum, dum vita manet („Aufwärts bis zum Tode").

Eine Reihe weiterer der unſeren nur ähnlichen Deviſen ſei hier noch aus dem bei Boſch aufgeſtapelten Schatze zuſammengetragen, ehe wir auf die im Gedanken völlig übereinſtimmenden eingehen, die freilich in der Geſtaltung des Sinnſpruchs wieder große Mannigfaltigkeit zeigen. Auf die charitas Christi ſoll ein in einer Waſſerflaſche ſich ſpiegelnder brennender Leuchter bezogen werden mit der Beiſchrift: Splendorem non invidet hosti („Auch ſeinem Feinde gönnt er ſeinen Schein"). Eine Kerze, am Feuer einer anderen entzündet, verſinnbildlicht das Wunder beim Genuß des Leibes Chriſti in der Euchariſtie: Nec sumptus consumitur („Auch mitgeteilt, ſchwindet er [ignis, Christus] nicht"). Ein anderes Lemma zu demſelben Bilde lautet: Μηδὲν ἔλαττον ἔχε („Er nimmt dadurch nicht ab"). Häufig findet ſich die brennende Kerze oder Fackel, die vor dem Erlöſchen Funken ſprühend noch einmal beſonders hell aufflammt. Die Sprüche dazu ſind mannigfach: Luminoso esce di vita („Glanzvoll ſcheidet er aus dem Leben") oder Moriendo coruscat („Noch im Tode leuchtet er") oder jenes eliptiſche Wort: Se ben languisce e muore („Auch ſchwindend und ſterbend [glänzt er noch]"). Ebenſo heißt es mit Bezug auf die Rakete: Exspirat cum luce („Sie ſtirbt im Licht") oder Dumque nitet, cadit („Sie ſinkt und glänzt"). Sehr hübſch iſt der Spruch zu einer beſonders hell ſtrahlenden Kerze: Menos luz, mas vida („Weniger Glanz, längeres Leben"). Auch in ſatiriſchem Sinn hat unſer Bild Verwendung gefunden. Durabit cum fomite flamma („Mit dem Zunder ſchwindet der Brand"), ſo wird das Strohfeuer nur ſinnlicher Liebe verſpottet. Der Plagiarius aber ſollte ſich getroffen fühlen, wenn Bienen brennenden Wachskerzen vorwerfen: Nostra luce micant („Nur mit unſerem Lichte ſcheinen ſie").

Der dem Bismarckſchen Wahlſpruch zu Grunde liegenden Deviſe nähern ſich dann nach Sinn und Ausdruck einige weitere

Digitized by Google

Lemmata, auf brennende Kerzen oder Fackeln bezogen. Luce sua consumitur („Leuchtend verzehrt er sich") heißt es in Anwendung auf den Gelehrten. Den Tod des Ignatius von Loyola stellt symbolisch eine erlöschende Kerze dar mit der Ueberschrift: Deservisse iuvat („Gern hab ich ausgedient"). Den wohltätigen Fürsten aber, der sich dem Wohle der Seinen opfert, versinnbildlicht ein Herdfeuer mit dem Lemma: Dum nutrio, consumor („Andere zu speisen, verzehre ich mich").

Genau den Wortlaut „Inserviendo consumor" habe ich bei Bosch nicht gefunden, ebenso wenig in einer noch älteren Sammlung eines andern Jesuiten, Petrus Labbe („Elogia", Leipzig 1686). Doch führt v. Radowitz (S. 46) in seiner Sammlung unsre Devise an mit dem Lemma: Aliis inserviendo consumor, als „Anspielung auf den Beruf des Lehrers". So habe ich den Spruch auch als Wort Melanchthons zitiert gefunden, leider ohne Beleg; trotz eifriger Bemühungen ist es mir nicht gelungen, die betreffende Stelle aufzufinden. Nachweisen läßt sich dieser Wortlaut dann ferner in Verbindung mit dem Bild der brennenden Kerze als buchhändlerischem Signet, worauf mich D. E. Wernicke in Loburg freundlichst aufmerksam machte. Freilich muß man auf ältere Zusammenstellungen zurückgehen als auf Paul Heichens „Drucker- und Verlegerzeichen der Gegenwart" *) und auf Roberts' (1893) oder Berjeau's (1866) Printers' Marks. Den ältesten Beleg dieser Art fand ich in einer nur handschriftlich vorhandenen Privatsammlung unserer Hamburger Stadtbibliothek als Signet des Baseler Typographen Johann Jakob Genathius. Der Druck, den dieses Signet zierte, stammt wahrscheinlich vom Jahre 1618. Das Lemma „Aliis inserviendo consumor" zeigt ein zweites, in derselben Sammlung gefundenes Signet der Marcheschen Buchhandlung (Leipzig und Görlitz), nachzuweisen für das Jahr 1747. Endlich enthält der Thesaurus symbolorum ac emblematum des Friedrich Roth-Scholtz (Nürnberg 1730, Tafel XVI. Nr. 207) dasselbe Symbol mit dem gleichen Spruch als Signet des Johannes Wolters zu Amsterdam (1711). Ich zweifle nicht, daß sich auch hier das Material leicht vermehren ließe.

Unter denjenigen, die vor Bismarck als Träger des Spruches in der Fassung „Aliis inserviendo consumor" namhaft zu machen sind, seien hier noch erwähnt Julius Herzog zu Braunschweig-

*) Mit Voranstellung einiger wichtiger älterer Drucker-Signete. Berlin 1892.

Digitized by Google

Lüneburg († 1589), der Gründer der Universität Helmstedt, und Johann Schroetteringk († 1676), Bürgermeister zu Hamburg.

Hoffentlich gereut den Leser der Umweg nicht, auf dem ich ihn zu den einzelnen Entwicklungsstadien des dem Bismarckschen Wahlspruch zu Grunde liegenden Gedankens und seines Ausdrucks geführt habe. Ein wenig mehr Bekanntschaft mit der Spruchdichtung und der Symbolik früherer Zeiten könnte uns meines Erachtens fördern. Kommt man von jenem unendlichen Reichtum an Sinnsprüchen und Devisen her, die jene Zeiten geschaffen — natürlich: viel Minderwertiges ist auch darunter — an die Erzeugnisse der Gegenwart auf diesem Gebiete, wie man sie etwa in Heichens „Drucker- und Verlegerzeichen" oder probeweise in dem schönen Buch des Grafen zu Leiningen-Westerburg,*) bei F. Warnecke,**) O. von Heinemann***) oder in der bei Georges Bell and Sons in London erschienenen Sammlung†) findet, so kann man sich bei aller Anerkennung der Fortschritte in der äußeren Technik — man denke z. B. an die hübschen Zeichnungen von Georges Otto — des Gefühls einer gewissen Gedankenarmut nicht erwehren. Da könnte das Studium der früheren Ideen und Motive vielleicht recht befruchtend wirken.

*) „Deutsche und österreichische Bibliothekzeichen", Stuttgart 1901 (auch englisch in der Sammlung bei Georges Bell).

**) Die deutschen Bücherzeichen (Ex-libris) von ihrem Ursprung bis zur Gegenwart. Berlin 1890.

***) Ex-libris-Sammlung der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, Berlin 1895.

†) English Book-plates 1894, American Book-plates 1895, French Book-plates 1896 und Ladies' Book-plates 1895.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Kant. Sein Leben und seine Lehre von Dr. M. Kronenberg. Zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage. München 1904. C. H. Beck.

Die Zahl der von und über Kant handelnden Schriften und Aufsätze hat nun schon seit mehr als einem Menschenalter eine von Jahr zu Jahr fortschreitende Zunahme aufzuweisen. Daß dabei die Zentenarfeier des Kantischen Todestages noch eine besondere Vermehrung dieser Kantliteratur erzeugen würde, war vorauszusehen. Vieles davon hätte besser ungedruckt und ungesprochen bleiben können, insbesondere gewisse geistreichelnde und deshalb von dem akademischen Damenpublikum mit Begeisterung aufgenommene Vorlesungen, welche den Mangel ernster Sachkenntnis durch das Spielwerk subjektiver Einfälle nur allzu geflissentlich zu verdecken suchen. Indessen Derartiges kann man ruhig mit in Kauf nehmen und sich im ganzen darüber freuen, wie doch in dieser neu erwachten Bewegung immer deutlicher ans Licht kommt, daß der Drang nach spekulativer Erkenntnis auch in den breiteren Schichten des nach Bildung ringenden Publikums von Tag zu Tag wieder mächtiger wird. Als ein Zeichen für diesen Aufschwung wird man es auch nehmen dürfen, daß die Kant-Biographie von M. Kronenberg nunmehr schon in zweiter Auflage, und zwar in neubearbeiteter und erweiterter Gestalt vorliegt.

Dieses Buch hat sich viele Freunde erworben, und mit Recht. Denn es gehört zu den nicht allzu zahlreichen Publikationen, welche das halten, was sie versprechen. Daher verlangt auch der Verfasser ausdrücklich, daß man den Maßstab der Beurteilung aus dem Werk selbst entnehme und nicht von außen hineintrage. Die genau begrenzte Aufgabe, welche er sich bei dieser Biographie gestellt hat, lautet aber dahin: einerseits überhaupt zum geschichtlichen Verständnis der Kantischen Epoche und Lehre beizutragen, anderseits namentlich dem weiteren Kreise der Gebildeten Teilnahme und Verständnis für die Persönlichkeit und Ideenwelt Kants zu vermitteln, und zwar zu vermitteln in einheitlich abgeschlossener Darstellung. Was der Autor demnach bieten wollte, ist eine Art Propädeutik zur Philosophie Kants auf historisch-biographischer Grundlage. Dabei erinnert dieses Werk an die Darstellungsweise Kuno Fischers, nur daß es

Digitized by Google

gedrängter und noch populärer gehalten ist. Der biographische Abschnitt ist warm und fesselnd geschrieben, und dieser zweiten Auflage des Buches ist es überdem noch zu gute gekommen, daß schon die wesentlich vermehrte Briefsammlung der neuen Akademieausgabe benutzt werden konnte. In der Darlegung des philosophischen Systems hat sich der Verfasser lediglich darauf beschränkt, die Fragestellung Kants deutlich zu umschreiben und auf einen möglichst verständlichen Ausdruck zu bringen, sowie das Ergebnis der Lösung klar herauszustellen. Wird das Recht dieser Selbstbeschränkung zugestanden, so muß auch hier erklärt werden, daß es gelungen ist, eine umfassende Uebersicht der Gedankenentwicklung Kants in getreulicher Weise zu geben. Als solche ist die vorliegende Arbeit in ausgezeichneter Weise geeignet, die erste Bekanntschaft mit den schwierigen Lehren Kants zu vermitteln.

Aber gerade der propädeutische Charakter dieses Buches legt die Frage nahe, ob sich auf der hier gegebenen Grundlage nicht noch mehr erreichen ließe. Hierbei möchte ich die Leser dieser Jahrbücher daran erinnern, daß ich in meinem Aufsatz „Die Philosophie auf den höheren Schulen" (Band 109, 3. Heft) die These geltend gemacht habe: „Was durch den Rückgang der klassischen Studien dem Schulunterricht an philosophischem Geist verloren gegangen ist, muß durch die Einführung in die Philosophie ersetzt werden." Und in der weiteren Erörterung, was das für eine Philosophie sein solle, heißt es alsdann: „Wenn jeder darüber zu urteilen Befugte einmal ganz von seiner besonderen Auffassung absieht und die Sachlage rein objektiv zu beurteilen sucht, so wird es kaum einem Zweifel unterliegen, daß diesen Anspruch allein unter allen die Kantische Philosophie beanspruchen darf. Ich behaupte, daß heut schwerlich jemand, selbst unter den sogenannten orthodoxen Kantianern, den ganzen Kant in Anspruch nehmen wird. Sogar die strengsten Anhänger dieses Philosophen sind doch in dem einen oder anderen Punkte über ihn hinausgegangen, und daher handelt es sich hierbei auch nur um die Hauptgedanken, nicht um die Ausführung im einzelnen. Das aber muß mit allem Nachdruck behauptet werden, daß sich auch heut kein philosophisches Werk eine tiefergehende Wirkung erobern kann, das sich nicht ernstlich und überzeugend in dem einen oder anderen Sinn mit der Problemstellung Kants und ihrer Behandlungsart auseinandergesetzt hat. Liegt es jedoch so, dann ist damit naturgemäß die Aufgabe für den Philosophieunterricht in der Schule gestellt; sie lautet: Einführung in die kritische Philosophie Kants." Es kann aber weiterhin neben diesem historischen noch ein sachlicher Grund geltend gemacht werden, weshalb der Philosophie dieses Denkers ein so bedeutsamer Wert zukommt. Wie nämlich das religiöse Bewußtsein des germanischen Geistes das ganze Mittelalter hindurch rezeptiv und abhängig bleibt und erst in Luther zur eingeborenen Freiheit gelangt, so beginnt auch das philosophische Bewußtsein unseres Volkstums sich zu allererst in Kant zu

Digitized by Google

seiner ursprünglichen Selbständigkeit zu erheben. Wer daher den denkenden Geist unserer Volksbestimmtheit zu erfassen bemüht ist, muß zunächst und ständig damit anfangen, erst einmal in die Gedankenbewegung Kants einzudringen. Das ist der innere Grund, weshalb eine wenigstens propädeutische Kenntnis der Kantischen Philosophie eine notwendige Voraussetzung aller höheren Bildung ausmacht. Und in diesem Sinne wäre nun eine Einführung in das System dieses Denkers zu wünschen, welche in der gewandten Darstellung Kronenbergs jene tiefere Bedeutung der Schöpfung unserer kritischen Philosophie dem allgemeineren Bildungsgange zugänglich machte. Der Geist der Kantischen Philosophie, nicht bloß ihr Buchstabe muß zum Bewußtsein gebracht werden!

Wenn wir in einer Darstellung erfahren, daß Kant das erkenntniskritische Problem dahin formuliert habe: „wie sind synthetische Urteile a priori möglich?", und wenn wir dann weiter belehrt werden, daß er zur Lösung dieser Aufgabe Raum und Zeit als die aprioriſchen Formen des Anschauens, die Kategorien aber als diejenigen des Denkens und endlich aus ihrer Beziehung auf einander die Grundsätze des Verstandes als Prinzipien der Naturgesetzlichkeit deduziert habe usw., so haben wir damit doch immer nur die äußere und individuelle Form seiner Denkbewegung kennen gelernt, — und gerade diese Form ist das Unzureichende und Vergängliche an dem System. Zum Verständnis des universellen Charakters dieser Philosophie genügt es daher auch nicht, das System bloß von dieser Seite her kennen zu lernen, sondern es muß überdies verständlich gemacht werden, welche neue schöpferische Geistesgewalt hier zum erstenmal mühsam und noch unvollkommen nach Ausdruck gerungen hat; es muß gezeigt werden, daß erst mit diesem Schritt der einige, unendliche Geist sich seiner wahren Natur im menschlichen Denken bewußt zu werden anfängt.

Daß die unendliche Schöpfermacht, aus der alles hervorgeht und in die alles zurückkehrt, Geist sei, diese Entdeckung ist die Ruhmestat der Hellenen, und darauf beruht die gesamte abendländische Kultur. Insbesondere wurde dadurch erst diejenige Religion möglich, welche darauf beruht, daß Gott Geist ist und daß der wahre Mensch ebenfalls der geistige Mensch ist. Die Hellenen waren zu dieser Entdeckung auf dem Wege der phänomenologischen Dialektik gelangt, indem sie, ausgehend von den Tatsachen der sinnlichen Erfahrung, stets zu der Sphäre der reinen Begriffe als der Gesetze der Sinnendinge emporgeführt wurden, in denen sich ihnen sodann das wahre, unendliche und unwandelbare Sein enthüllte. Von dieser Mannigfaltigkeit der reinen Begriffe oder Ideen führte sie dann aber ein letzter Schritt zu der Einsicht, daß diese Vielheit wiederum eine begriffsschöpferische Einheit zur Voraussetzung habe, und diese nannten sie den vernünftigen Geist oder die Vernunft schlechthin. Damit war die Einheit alles Seins als denkende, vernünftige Einheit oder als Geist entdeckt, aber dieser war mittels dieser abstrahierenden Dialektik

Digitized by Google

auch nur erst in seiner abstrakten Gestalt erkannt, in der starren Entgegensetzung gegen alles Sinnliche und Endliche. Ueber diese Erkenntnis des Geistes in seiner abstrakten Gestalt und Gestaltung ist das Altertum und das Mittelalter nicht hinausgekommen. Denn auch die katholische Kirche ist nichts anderes als die praktische Gestaltung des Geisteslebens in einer der Sinnenwelt abstrakt gegenübergestellten Form.

Es ist der Fortschritt, welchen die Menschheitskultur in dem Germanentum macht, daß von diesem endlich die wahre, konkrete Natur des Geistes zum Bewußtsein gebracht wird. Begonnen hat diese Bewegung in unserem Volkstum auf religiösem Boden durch die Verlebendigung des reformatorischen Glaubens, welcher eben darin sein Wesen hat, daß von ihm der unendliche Logos im endlichen, individuellen Dasein erfaßt und konkret gestaltet wird. Aber was hier noch in der ahnungsvollen, gefühlsmäßigen Sphäre der Subjektivität bleibt, beginnt dann endlich durch den Genius Kants zur vollen Klarheit objektiver Erkenntnis hindurchzudringen. Hatte man bis dahin versucht, die Gesetze der Natur und des sittlichen Handelns durch den Geist zu erkennen, so geht jetzt zum erstenmal der Blick dafür auf, daß sie allein aus dem Geist bestimmt werden können. Dieser aber ist keine abstrakte Potenz neben dem Sein und hat deshalb auch keine Wirklichkeit außer und über dem Erfahrungssein, sondern er ist es, der sich selber in dem natürlichen und sittlichen Sein, und nur hier konkret objektiviert. Was die Sinneseindrücke zu Objekten macht und was dem Handeln sein unverbrüchliches Gesetz gibt, das sind die Funktionen des erkennenden Geistes. Wahres Sein ist Geistsein, und es ist derselbe unendliche Geist, der sich in der Gesetzmäßigkeit des äußeren und inneren Daseins endlich bestimmt. Diese Erkenntnis der konkreten Objektivierung des Geistes tritt bei Kant noch erst in der Beschränkung auf die psychologische Natur des menschlichen Subjektes hervor. Aber indem er von Erkenntnisorganisation des Subjektes ausgeht, findet er doch auch hier, und hier zum erstenmal die objektivierende Funktion des konkreten Geistes in der transscendentalen Deduktion der aprioriſchen Anschauungs- und Denkformen und in dem aprioriſchen Sittengesetz. Damit war der Anfang gemacht, den Geist in seiner objektiven und konkreten Wahrheit zu begreifen. Mochte das psychologische Verfahren dabei auch noch so nachteilig wirken, es war damit doch die Einsicht eröffnet, daß die Welt und die Dinge, wie die menschlichen Handlungen und ihre Produkte durch die gesetzliche Funktion des Einen unendlichen Geistes bestimmt werden, der in den aprioriſchen Formen des endlichen, menschlichen Geistes unmittelbar gegenwärtig ist und so die konkrete Einheit des unendlichen und endlichen Lebens hervorbringt.

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, welche weitgehenden Folgen aus dieser fundamentalen Einsicht hervorgehen müssen, denn nur davon sollte eine Andeutung gegeben werden, daß die wahre Bedeutung der Kantischen Philosophie allein aus der Entwicklung der Selbstmanifestation des un-

Digitized by Google

endlichen Geistes zureichend begriffen werden kann. Darauf aber kommt es an, wenn auch den weiteren Kreisen dieses Verständnis erschlossen werden soll, daß der Kern und nicht die Schale ihnen vorgesetzt wird.

Es wäre daher erfreulich, wenn Kronenberg, der in dem vorliegenden Werk eine so geschickte, populäre Einführung in den äußeren Habitus der Kantischen Gedankenentwicklung gibt, überdem auch diesen inneren Geistescharakter der kritischen Philosophie volkstümlich darstellte.

Charlottenburg. Ferdinand Jakob Schmidt.

Literatur.

Das Lob der Stadt Mukden.
„Epos" des Kaisers Chien-lung (um 1750 nach Chr.).
Von Prof. Dr. Max Schneidewin.

In dem großen Sammelwerk „Die National-Literatur sämtlicher Völker des Orients" des Dr. A. E. Wollheim, Chevalier da Fonseca (Berlin, G. Hempel 1873), findet sich auch, Bd. II, S. 664 ff. eine Uebersetzung der in der Ueberschrift genannten Dichtung, nach der französischen Uebersetzung von Klaproth, aus dessen „mandschurischer Anthologie", Paris 1828. Der deutsche Herausgeber, dem diese „Dichtung", die in Ostasien als ein Meisterwerk der Stilistik gelte, „zu lyrisch überschwänglich für die Historie und zu historisch ernst für die Lyrik vorkam", benennt sie ein Epos, wenn auch nicht nach unseren Ansprüchen an diese Dichtungsgattung; in Wahrheit ist sie eine Art von Regierungsdenkschrift des Kaisers, der sie verfaßt hat, nachdem „durch die Gnade des Himmels der Ueberfluß des Jahres ihm einmal gestattet hatte", eine heftige Sehnsucht nach einer Wallfahrt mit großem Gefolge zu den Gräbern der Ahnen bei Mukden zu befriedigen. Der Kaiser, aus der mandschurischen Dynastie, hat in ihr offenbar seinem hochgesteigerten religiösen Gefühl für die Oertlichkeiten der Wiege seines Geschlechtes einmal Luft machen müssen und, was wir sehr mutatis mutandis so nennen, das „Nationalgefühl" seines 400 Millionen-Volkes und dessen dynastische Anhänglichkeit dadurch beleben wollen. Diese Tendenz tritt am deutlichsten hervor in dem Schlußsatze der Denkschrift: „Wenn wir stets Ehrfurcht bewahren und eine fromme Scheu in unserem Herzen befestigen, so werden wir zehntausend und aber zehntausend Jahre leben und der große (und wahre) Glaube wird sich überall hin verbreiten." Jetzt, nach 150 Jahren, ist Mukden einstweilen Hauptstadt einer russischen Provinz, so daß jene geschichtliche Selbstverblendung mich an eine ähnliche im Abendlande erinnert: Cicero wirft einmal als ferne Möglichkeit die Befürchtung hin, daß „in 10 000 Jahren einmal eine äußere, barbarische Macht die Stadt Rom und ihr Reich in Besitz nehmen könnte", und 500 Jahre später hatten die jugendlichen Germanen dem morschen Reiche ein Ende gemacht.

Digitized by Google

Dr. Wollheim, ein ganz hervorragender Beherrscher der orientalischen Literaturen, hat fast eine Idiosynkrasie in der absoluten Begeisterung für alles Orientalische. Ich glaube, der nur „allgemein gebildete" Leser, an den er sich doch mit seinem riesigen Sammelwerk wandte, wird sich nur schwer und unbehaglich durch die mit fremdartigem Wust durchsetzten Proben eines uns so fernliegenden Schrifttums, und so auch durch dieses, an solchem Wust gleichfalls reiche kleine mandschurische „Epos" hindurchwinden. Deshalb möchte ich es hier einmal kurz auf denjenigen Inhalt hin analysieren, der auch uns klar entgegenspringt. Ich will also den Schriftsteller recht zusammengezogen reden lassen, muß ihm aber bisweilen auch selber dazwischen reden.

Die Grundlage aller Eintracht ist, daß man sein Herz nach dem der Eltern — nach dem der Ahnen — nach „dem des Himmels und der Erde" — richte, also einer Eintracht in immer größerem Kreise: der Geschwister, der Familien, der Völker. (Auch die Stoiker wollten, daß man der „makrokosmischen Vernunft" gemäß lebe, maßten sich also eine Erkenntnis dieser an, wie hier ein mystischer Glaube in den blauen Aether der Kenntnis des „Herzens des Himmels und der Erde" hinaufgreift.)

Die wichtigste unter den drei obigen Regeln ist für den Regierenden die, sich nach den Ahnen zu richten; ganz besonders die von „diesen heiligen Männern" aufgestellten Regeln für die Erbauung der Grabmäler zu erhalten.

Mukden ist die alte Heimat unserer kaiserlichen Familie. Die von meinem Großvater und Vater, soweit es ihnen möglich war, an den Ahnengräbern zu Mukden verrichteten Zeremonien muß „meine geringe Person" frommen Sinnes wieder aufnehmen.

„Ich glaube, daß Mukden der Ort ist, den der Himmel gleichsam als unsere Grundlage geschaffen hat." Die „ewige Gruft", die „glückselige Gruft", die „glänzende Gruft" sind die Ahnengräber in der Provinz Mukden, in dem Gedanken an welche es den kaiserlichen Schriftsteller am heiligsten überschauert. Am „großen weißen Berge" (dem mandschurisch-koreanischen Grenzgebirge) häuft sich ein wundersamer Hauch, der denselben mit Glanz und Glück erfüllt; dort entspringt auch aus einem Gebirgssee der Yalu. „Aisin Dschoro" ist der Gründer von Liaujang und später von Mukden. Dieser ist eine göttliche Persönlichkeit gewesen, von einer heiligen Jungfrau, „der jüngeren Schwester des Himmels" geboren, nachdem diese durch Verschluckung einer rötlichen Frucht schwanger geworden war. Mukdens Gegend galt schon früher als glückaushauchend; die Gründung der Stadt bezweckte Schutz und Verteidigung gegen „die Länder des Wassers." Daß dem Lande um Mukden ein herrliches Los für immer beschieden ist, wird dann des näheren aus seiner Lage unter dem Sternenhimmel abgeleitet (die doch aber für den ganzen Parallelkreis dieselbe ist!!), und orientalische Phantasien von der Bedeutung des Sternenhimmels für die Erdenmenschheit, wie sie aus Tröls-Lund berühmtem

Digitized by Google

Buche („Himmelsbild und Weltanschauung", 1899) bei uns bekannter geworden sind, treten hier einmal recht aufdringlich in einem Original entgegen . . . Das Weltmeer, so groß, daß nicht zu sagen ist, wo es eigentlich anfängt, dient diesem Lande als Graben; von den Winden gepeitscht, überschwemmt es die Ufer — woran der „Dichter" eine Schilderung des Flutenspiels am Gestade knüpft, die sich vielen herrlichen Homerischen Gleichnisschilderungen dieses Inhaltes immerhin von ferne vergleichen läßt.

Im Laufe der weiteren Befestigung der Dynastie (im 17. Jahrhundert) baute man in Mukden noch acht neue „unermeßliche" Tore und legte, teils nach rechts, teils nach links, die neun großen Wege an; die äußere Mauer und ihre Zinnen wurden noch verbessert, im Süden der Vorstadt wurde, gleichfalls mit einer Mauer umzogen, ein runder Opferhügel errichtet. Die Opfer werden nun klassifiziert. Die Geister sogen den Duft und den emporsteigenden Rauch ein: der Mensch denkt dabei „wie betäubt" seiner Vorfahren; diese selber steigen herab.

Nun wurde zu Mukden auch der kaiserliche Gerichtshof gebaut, mit drei doppelstockwerkigen Sälen. Zu diesen führten, als große Portale, die „Pforte der Bürgertugend", die „Pforte des Militärverdienstes" und in der Mitte die „der achtungswürdigen Verwaltung". Paläste entstanden sonst noch: der Palast der glänzenden Stille" und „der Palast des ruhigen Unterrichts und der Urzärtlichkeit"; sie waren einfach gehalten, nicht um der Sparsamkeit, sondern um des von einem früheren kaiserlichen Vorfahren gegebenen Beispiels willen. In zehn großen Pavillons davor vereinigten der Fürst und die Großen täglich „ihre Tugenden". Man erfand dann eine (sich an die mongolische anschließende) Schrift, „so daß es scheint, man habe die Spuren der Schritte der Vögel und die Flecken der Schildkröte untersucht." („Krähenfüße" sind für uns allerdings mit Recht die schlechteste Aehnlichkeit für eine Schrift, und an diesem Punkt hängt der größte Teil der Rückständigkeit von China). Der erste Staatsmann des Reiches wurde dann Dachai, der Sammler und Ordner der Gesetze. Im Kriege haben Fürsten und einfache Soldaten in gleicher Weise ihre Person im Kampfe preisgegeben; sie blickten niemals hinter sich, sie suchten nie, ihre Mauern noch fester zu machen. (Dies, wie die Spartaner). Es folgt eine allgemeine Beschreibung des Kampfes in vielen Einzelzügen, darunter: „Der Bogen klingt, wenn man ihn abdrückt, wie ein Donner (in Homer klingt er wie ein Schwalbengezirp), der Pfeil schießt dahin wie ein fallender „Stern".

Mukden, die geborene Residenz der Könige, ist nun auch Sitz eines Oberfeldherrn geworden. Die Fahnensoldaten in seinem Bezirk sind Ackerbauer, bleiben dabei aber kriegerisch organisiert. Am ersten und fünfzehnten jedes Monats versammeln sie sich und geben sich den Vergnügungen hin. „Möge diese Gewohnheit sich zehntausend Jahre erhalten!"

Der kaiserliche beglückte Verherrlicher der in der Heimat seiner Dynastie wurzelnden Reichseinrichtungen kommt noch einmal auf eine ausdrückliche Lobpreisung seines geliebten Mukden zurück. Er nennt es nun „das

Digitized by Google

majestätische". Diese Stadt ist ihm nun auch ein Abbild des Himmels und der Erde, eine Darstellung der Prinzipien A. und E., d. h. des männlich schaffenden und des weiblich gebärenden Prinzips. Man sieht freilich nicht, wie das folgende Konkrete zur Anwendung so abstrakter Begriffe berechtigt oder gar zwingt. Es folgt nämlich: „Wie viele Märkte gibt es nicht daselbst! An seinen Seiten befinden sich Pavillons mit zwei Stockwerken! Dann freilich allgemeiner: Es ist die Stadt der gesetzgebenden Könige, geeignet, Fürsten hervorzubringen und zu vervollkommnen, wie nur die Sitze der ältesten und daher für eine Nation des Ahnenkultus geheiligtsten Dynastien. „Alle anderen Orte der Erde sind weniger schätzenswert, er ist es, der das Innere und das Aeußere beherrscht." Mein hochseliger Ahnherr Sching-Yu kam dreimal hierher auf glänzendem Wagen und von seinen Panzerreitern begleitet. Nach Verrichtung der Zeremonien an den Gräbern richtete er ein festliches Mahl im alten Palaste her, unter Einladung ehrwürdiger Greise zum Trinken und unter Verteilung von großen Geschenken an die ganze Nation.

Der kaiserliche Schriftsteller schließt damit, daß er selber nun auch einmal die Sehnsucht, die ihn bei den jährlichen Opfern im Tempel (zu Peking) befallen habe, durch einen großartigen Festzug nach Mukden habe stillen können. Hier nimmt die Erzählung von den an den heiligen Stätten erlebten Gefühlen einen höheren Aufschwung. „Wir kamen zu der Wohnung der Geister, . . wir alle erkannten den Gipfel des höchsten Berges in der Nähe von Mukden in seinem wunderbaren Glanze. Die Wolken . ., die Bäche . ., die Betrachtungen über den wunderbaren Wechsel, der, indem er stattfindet, alle lebenden Wesen zur Vollkommenheit führt, die verfallenen Steinmassen an den Gräbern — alles dieses erpreßt mir Tränen. (Beiläufig: Ein hübsches Beispiel der — gewöhnlich geistreich gesuchten, hier naiven — Vermischung innerer und äußerer Momente im sprachlichen Ausdruck, nach dem Typus: „Die Germanen werden von den Sarmaten durch gegenseitige Furcht oder durch Berge getrennt", im Anfang von Tacitus' Germania.) „Ich wünschte heute, meine Ahnen, wie das von früheren Kaisern berichtet ist, auf der Mauer und — in der Suppe (bei den Zeremonien draußen und dem darauf folgenden Festmahl) zu sehen." Bei diesem wird der Kaiser dann davon gerührt, daß alle seine Festgenossen „so gut sind. Es sind Diener, die ich noch von meinen Vorfahren her habe."

Nun versteht man, daß der gegenwärtige Krieg für die doch auch mongolisch-rassenverwandten Japaner, die für die eigentlich näher beteiligten Chinesen unter mandschurischer Dynastie bei ihrem unvergleichlich kriegerischen Geiste die Kastanien aus dem Feuer holen, auch so etwas wie ein heiliger Krieg sein muß, zu dem sie seit der russischen Besitzergreifung der Mandschurei zielbewußt die letzten Jahre unverwandt und mit den angespanntesten Kräften vorher gerüstet haben. Eine Analogie aus der abendländischen Geschichte drängt sich wieder auf: bis zu Alexanders des

Digitized by Google

Großen Zuge hin erscheint immer wieder als das innerste Motiv der Griechen zu einem Rachekampf gegen die Perser die Erregung des nationalen Gefühls über den einen Punkt, daß von Xerxes zu Athen auch Tempel der heimischen Götter zerstört sind. Auch auf die tiefste Ursache der kulturellen Rückständigkeit der Chinesen gegen das Abendland fällt aus der Denkschrift des Kaisers Chien-lung ein helles Licht. In ethischer Beziehung und in Beziehung auf praktische Verständigkeit nämlich findet eine solche Rückständigkeit nicht statt, wenn man auch über die begeisterte Proklamierung der sittlichen Ueberlegenheit der Chinesen durch den deutsch-russischen „Schriftsteller Himmelstjerna („Die gelbe Frage eine sittliche Frage, 1902), als über eine ganz einseitige Vorliebe, doch lächeln muß. Aber woher soll denn Selbstvertrauen und Tatkraft kommen, wenn eine Nation sich so ganz als Anhängsel der Vorfahren empfindet und sich in dieser Pietät sogar nicht über das eigene Recht jeder Generation klar wird, nach ihren eigenen Bedürfnissen ihre Angelegenheiten zu betreiben? Jede Generation wird doch auch durch den Lauf der Zeit die Würde der Vorfahren besitzen; warum sollen denn nur die ältesten diese Würde mit dem Vorrecht besessen haben, ein- für allemal zur Nachachtung der Spätergeborenen das Gesetz des Lebens zu ordnen? In dieser Anschauung kommt man, wie in China, zu ewigem Stillstand, während bei uns gerade in der Gegenwart der Geist und die Gesinnung ganz lebendig ist und unermeßliche Bestrebungen durchdringt, daß wir einmal wieder auf Jahrhunderte hinaus ganz wesentliche Neugestaltungen des Lebens begründen müssen, darin das Fazit aus unermeßlich aufgehäuften Einzelerkenntnissen ziehend. — Daß in dem unsinnigen Schriftsystem, welches das Gedächtnis mit der Aufnahme von 10 000 verwickelten Zeichen martert, statt mit 24 einfachen auszukommen, ein zweiter Hauptgrund der chinesischen Rückständigkeit liegt, war oben schon angedeutet.

Endlich werden wir uns durch dieses zeitgeschichtlich gelegentliche, sonst wirklich überflüssige Kennenlernen eines ostasiatischen „Epos" im Vorübergehen auch der himmelhohen Ueberlegenheit des abendländischen homerischen und Nibelungen-Epos auf das stolzeste erfreuen.

Amerika.

Die Amerikaner. Von Hugo Münsterberg. Professor an der Harvard-Universität. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Zwei Bände. IX u. 494 und 336 Seiten.

Als eine „frohe Ferienarbeit" bezeichnet der Verfasser das vorliegende Werk im Vorwort, obwohl es sich durch Umfang wie namentlich durch seine Bedeutung wesentlich über das Niveau einer solchen erhebt.

Den Inhalt bildet nämlich eine ziemlich vollständige Schilderung der wichtigsten Einrichtungen der Vereinigten Staaten von Amerika, vor allem

Digitized by Google

eine umfangreiche und geistvolle Analyse des amerikanischen Volkscharakters. In vier längeren Kapiteln wird dieser Art der amerikanische Geist der Selbstbestimmung, der Selbstbetätigung, der Selbstvervollkommnung und der Selbstbehauptung feinsinnig zergliedert und es wird dargetan, wie diese Grundformen des Volkscharakters gleichsam als Leitmotiv sich in der Organisation des politischen, des wirtschaftlichen, des künstlerisch-wissenschaftlichen sowie schließlich des allgemein gesellschaftlichen Lebens wiederfinden. Dementsprechend ist denn auch, wie in der Einleitung angekündigt, der Schwerpunkt und die Hauptbedeutung des Werkes in den eben erwähnten Kapiteln zu suchen.

Diese Kapitel dürften namentlich dazu beitragen, gewisse Vorurteile zu zerstören, die in Deutschland auch unter den Gebildeten noch immer über Amerika bestehen. Namentlich in der deutschen Gelehrtenwelt stößt man noch viel zu oft bei Erwähnung der großen Republik auf ein Lächeln der selbstgefälligen Ueberlegenheit, obwohl kein Zweifel besteht, daß Amerika nicht nur jetzt schon unbedingt zu den großen Kulturnationen gehört, sondern daß es auch eine in ihrer Art durchaus originelle moderne Kultur hervorgebracht hat. Namentlich ist die so weit verbreitete Ansicht in dem vorliegenden Werke widerlegt, daß die amerikanische Hochschätzung industrieller Tätigkeit auf krassem Materialismus beruhe, während sie in Wirklichkeit nur die Folge eines auf wirtschaftlich-politische Weltbeherrschung gerichteten großzügigen Ehrgeizes ist. Die Amerikaner zahlen den Deutschen übrigens die übelwollende Verkennung amerikanischer Einrichtungen und Zustände zurück, indem sie nicht ohne Berechtigung auf den Mangel an Selbstbeherrschung und an gesellschaftlichen Manieren in gewissen deutschen Kreisen sowie auf unsere Trink- beziehungsweise Betrinksitten hinweisen. Gerade diese gegenseitige mißgünstige Kritik hat in den letzten Jahrzehnten nicht nur auf dem Gebiete privater Beziehungen zwischen Angehörigen beider Nationen viel böses Blut gemacht, sondern man geht wohl nicht zu weit, wenn man behauptet, daß auch die politische Gesinnung und Stimmung der beiden Länder in einzelnen kritischen Fällen dadurch ungünstig beeinflußt worden ist.

Da ist denn das Münsterbergsche Werk um so willkommener, als es sich mit Bewußtsein der Aufgabe zuwendet, gegen diese Unterschätzungen und Verkleinerungen Amerikas im deutschen Publikum zu wirken. Aus der Feder eines deutschen Gelehrten stammend, wird es wohl in den weitesten Kreisen der Gebildeten Eingang finden. Und es wird in dieser Mission namentlich auch dadurch unterstützt, daß es vorzüglich geschrieben ist. Die Anschaulichkeit der Darstellung, die stets treffenden Vergleiche, die in großer Anzahl eingestreut sind, der trotz des oft trockenen Gegenstandes stets leichte und lebhafte Stil, all das macht die Lektüre des umfangreichen Werkes angenehm und unterhaltend. Nur höchst selten kommt es vor, daß die Fülle des Details irgendwie störend wirkt oder ermüdet.

In den einzelnen Kapiteln der in der oben beschriebenen Weise ein-

Digitized by Google

geleiteten vier Teile des Werkes wird eine umfassende und zutreffende Darstellung der betreffenden amerikanischen Einrichtungen und Zustände gegeben. So ist den einzelnen politischen Problemen, den einzelnen Organen der Regierung, den großen wirtschaftlichen Fragen, den einzelnen Gebieten des geistigen Lebens und schließlich — last not least — der amerikanischen Frau je ein besonderes Kapitel gewidmet. Die in ihnen gebotene Fülle der Beobachtungen ist so gut wie immer exakt und zutreffend. Und wenn andere in einzelnen Punkten auf Grund persönlicher Kenntnis des Landes zu leicht abweichenden Ansichten gelangt sind, so ist das bei der Größe des Landes und dem sich daraus ergebenden stets fragmentarisch bleibenden Charakter der Erfahrungen des Einzelnen zu erklären.

Nur in einem Punkte scheint mir, daß die Behauptungen des Verfassers nicht zutreffend sind. Wenn er auf Seite 49 des ersten Bandes davon spricht, daß die Monroe-Doktrin fallen wird, so halte ich das nicht für wahrscheinlich. Es ist nämlich wenig glaublich, daß sie jemals den Amerikanern eine lästige Fessel sein wird. Wie schon mehrfach in den „Preußischen Jahrbüchern" bei anderer Gelegenheit ausgeführt, ist die Monroe-Doktrin in ihrer Tragweite durch die Teilnahme der Amerikaner an der allgemeinen Weltpolitik wohl stark verändert worden. Sie hat aber gerade wegen der amerikanischen Weltpolitik eine neue und viel größere Wichtigkeit erhalten. Nur durch Aufrechterhaltung der Monroe-Doktrin können es die Amerikaner vermeiden, daß sie auf dem amerikanischen Kontinente ernst zu nehmende, militärisch starke Rivalen bekommen und dadurch zur Schaffung einer für sie doppelt kostspieligen großen Armee gezwungen werden. Deshalb ist es auch wahrscheinlich, daß die Amerikaner es vorziehen werden, die verhältnismäßig geringere Last auf sich zu nehmen, und daß sie dafür sorgen werden, daß Ruhe und Ordnung auf dem ganzen amerikanischen Kontinente herrschen. Wenigstens haben gerade die amerikanischen Imperialisten, voran der jetzige Präsident, stets Neigung gezeigt, den „großen amerikanischen Polizisten" gegenüber den kleinen Raubstaaten republikanischer Observanz zu spielen.

Die Ausführungen Münsterbergs über die Monroe-Doktrin haben übrigens gleich bei dem Erscheinen des Werkes in Amerika ziemliches Aufsehen erregt; und dabei zeigte sich denn wieder, mit welcher konsequenten Energie gewisse Kreise an der Verhetzung der amerikanischen öffentlichen Meinung gegen Deutschland arbeiten. Damals wurde aus Berlin an die amerikanischen Zeitungen telegraphiert, daß Münsterberg in dem eben besprochenen Passus seines Werkes die deutsche Gegnerschaft gegen die Monroe-Doktrin nochmals klar formuliert habe. Und hieraus wurde dann der Schluß gezogen, daß in Deutschland die Regierung noch immer plane, bei nächster Gelegenheit die Monroe-Doktrin anzugreifen und die Vereinigten Staaten vor die Frage zu stellen, ob sie für die Aufrechterhaltung der Doktrin auch mit dem Schwerte eintreten wollten. Diese systematischen

Digitized by Google

Verdächtigungen Deutschlands in der amerikanischen Presse haben es übrigens dahin gebracht, daß jede politische Handlung Deutschlands, die nur entfernt sich auf Amerika bezieht, in demselben Sinne ausgelegt und zum Gegenstande von allerlei oft ganz merkwürdigen Vermutungen gemacht wird.

Daß sich auf diesem Gebiete ein Wechsel vollzieht, in Deutschland sowohl als in Amerika, ist aus vielen sehr einleuchtenden Gründen nur zu wünschen. Herr Professor Münsterberg hat seit Jahren planmäßig in beiden Ländern in dieser Richtung gearbeitet, und das vorliegende Werk ist gleichfalls diesem vorzüglichen Zwecke gewidmet, zu dessen Verwirklichung es wohl ein Beträchtliches beitragen dürfte.

Groß-Lichterfelde. Albert Haas.

Als Arbeiter in Amerika. Unter deutsch-amerikanischen Großstadt-Proletariern. Von Alfred Kolb, Regierungsrat. Berlin, 1904. Verlag der Hofbuchhandlung Karl Siegismund. II u. 142 Seiten.

Touristen pflegen auf Auslandsreisen selten mehr zu sehen als allerlei unbedeutende Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten; und diese reimen sie sich dann so zusammen, daß sie daraus lediglich die Bestätigung ihrer nationalen Vorurteile lesen.

Wesentlich anders hat es der Verfasser des vorliegenden Werkes gemacht. Einen einjährigen Urlaub hatte er zu einer Reise nach den Vereinigten Staaten von Amerika benutzt. Einmal angelangt im Lande des Dollars oder im Lande der Arbeit, wie man zutreffender sagen sollte, kam ihm der Gedanke, nun auch wirklich einmal tiefer in das Leben der Massen einzudringen. Und frei nach Göhre entschloß er sich, wenigstens einen Teil seines Urlaubes als Arbeiter zu verleben.

Was er nun alles dabei gesehen hat, zuerst in Chicago und dann in San Francisco, das wird mit sehr viel Laune und Humor in dem vorliegenden Bändchen erzählt.

Zunächst war es überhaupt nicht so leicht, Arbeit zu bekommen. Und nachdem er zuerst für einen Abend bei einem Festessen als „Omnibus", d. h. als eine Art Hilfskellner fungiert hatte, gelang es ihm nur nach langem Suchen und durch die Vermittelung seines Logierwirtes, in einer Brauerei anzukommen, wo er allerlei schwere Arbeit zu verrichten hatte und schließlich ohne jedes Verschulden seinerseits weggejagt wurde. Von hier aus ging es in eine Fahrradfabrik, in der die Arbeit weniger unangenehm war, und von da ging es dann direkt in das deutsche Krankenhaus in Chicago und später weiter nach dem Westen.

Was der Verfasser dabei nun unter seinen Arbeits- und Schlafkollegen mit angesehen hat, ist nicht immer sehr erbaulich und oft genug auch wenig appetitlich gewesen. Er kam fast nur mit Deutschen zusammen; und aus

Digitized by Google

allen Teilen unseres Vaterlandes sowie aus allen Berufen waren sie als ungelernte Arbeiter in den amerikanischen Geschäften gestrandet. Neben dem braven Arbeitsmanne, der einst hoffnungsfroh und unternehmungslustig in die neue Welt hinausgewandert war, standen verkrachte Juristen, verkommene Theologen und der wegen Unterschlagung und versuchter Notzucht mehrfach vorbestrafte Kellner.

Das erste was dem Verfasser in dieser ziemlich verrohten Gesellschaft auffiel, war offenbar die Tatsache, daß er unter ihnen vielfach eine sehr weitgehende Gutherzigkeit und Hilfsbereitschaft vorfand. Daneben hat er am eigenen Leibe das physisch niederdrückende der schweren körperlichen Arbeit und die aus der fortwährenden Ueberanstrengung entstehende geistige Depression erfahren.

Dazu kommt nun in den vom Verfasser geschilderten Kreisen eine geradezu unglaubliche Roheit, die weder geistige Interessen noch edelere Gemütsregungen aufkommen läßt. Ein fast viehischer Materialismus herrschte unter diesen Leuten, wie er in Deutschland unter Arbeitern derselben Klasse kaum vorkommt. Als der Verfasser und seine Kollegen in Chicago einmal von der Beerdigung eines anderen Arbeiters nach Hause kamen, da war das einzige Gefühl dieser Edelen, wie es einer von ihnen auch ausdrücklich formulierte: „Freßt, Jungens, und sauft; denn bald sind wir auch hin, und nachher ist's aus."

Es wäre nun grundfalsch anzunehmen, daß hiermit auch der eigentliche amerikanische Arbeiter charakterisiert wäre. Der Verfasser hebt öfters hervor, daß die Deutsch-Amerikaner sich stets von den amerikanischen Amerikanern, wenn man so sagen kann, sehr zu ihrem Nachteil unterschieden. Die englisch sprechenden Arbeiter kleideten sich besser, hatten weitaus bessere Manieren und waren oft genug eifrige Mitglieder einer Kirche. Da sie auch meist gelernte Arbeiter und Gewerkschaftsmitglieder waren, so hatte man nach den Angaben des Verfassers gar nicht das Gefühl, mit ihnen zu demselben Stande zu gehören. Sie bildeten eine für sich und in vornehmer Abgeschlossenheit lebende Arbeiter-Aristokratie.

Die Beobachtungen des Verfassers beschränkten sich auf den Kreis der allerelendesten Arbeiter in Amerika; es waren solche, die entweder, wie er, gerade aus Europa angekommen waren und noch ihre ersten Schwimmversuche in dem Strome des amerikanischen Lebens machten; oder es waren Menschen, die schon definitiv untergegangen waren, und die darum die Untugenden der wirtschaftlich Verkommenen mit denen der Deutsch-Amerikaner vereinigten. Die Deutsch-Amerikaner sind in einer sehr prekären Lage. Sie sind den deutschen Einflüssen, die sie verstehen und an die sie gewöhnt sind, gänzlich entzogen. Zu den neuen Einflüssen der sie umgebenden Welt können sie oft nicht recht Stellung nehmen und weisen sie darum einfach von sich. Und da die Deutschen in der ganzen Welt meistens unfähig sind, sich ohne Anlehnung an eine größere Gruppe Gleichgesinnter zu behaupten, so versinken sie in den Sumpf gänzlicher Interesselosigkeit

Digitized by Google

und Abgestumpftheit. Dabei gehen sie nun entweder spurlos unter, oder ihre Kinder schließen sich vollständig den Anglo-Amerikanern an. Das ist nicht nur das Praktischste für sie, sondern es ist auch aus allgemein kulturellen Gründen das Beste.

Gerade darum ist es aber zu bedauern, daß der Verfasser, der ebenso gut zu beobachten wie zu erzählen versteht, sich auf die deutsch-amerikanischen Kreise beschränkt hat. Denn die Deutsch-Amerikaner nehmen den Anglo-Amerikanern gegenüber die Haltung des Fuchses vor den angeblich sauren Trauben ein. Und trotz seiner gelegentlichen Bemerkungen über die Ritterlichkeit des einfachsten amerikanischen Arbeiters den Frauen gegenüber, teilt der Verfasser alle die unter den Deutsch-Amerikanern herrschenden schiefen Anschauungen vom amerikanischen Leben. Seine Bemerkungen über amerikanische Frauen und Mädchen, über Kindererziehung, über Politik, über Kirchen im allgemeinen und über die Heilsarmee im besonderen zeigen deutlich, daß er diese Dinge nicht mit eigenen Augen so gründlich angesehen hat als das Leben der deutsch-amerikanischen Tagelöhner und daß er sich über sie darum auch kein eigenes Urteil gebildet hat. Das ist um so mehr zu bedauern, als die anglo-amerikanischen Arbeiter eben die wirklichen amerikanischen Arbeiter sind und als der Verfasser uns ganz gewiß ein genaues und absolut vorurteilsloses Bild von ihnen gegeben hätte, wenn er sie nur näher kennen gelernt hätte.

Das Bändchen ist sehr flott geschrieben, und ganz abgesehen von seinem Werte als Informationsquelle ist es ein unterhaltendes, oft recht amüsierendes Werk. Der Verfasser ist ein sehr belesener Mann. Eine ganze Stufenleiter von Zitaten steht ihm zu Gebote, anfangend mit Goetheschen Sprüchen der Weltweisheit, mit technischen Ausdrücken aus dem Gebiete der Experimental-Psychologie und Lutherschen Kernworten und schließlich auslaufend in Versen von Wilhelm Busch. Nur hier und da stört, daß der Ton sich bedenklich dem der am Jagdfrühstücktische erzählten Scherze nähert. Jedenfalls ist der Verfasser ein Mann, mit dem es sich sehr angenehm plaudert und der sehr gut Anekdoten erzählt. Das ist denn auch dem kleinen Werke in reichem Maße zugute gekommen.

Groß-Lichterfelde. Dr. Albert Haas.

Jurisprudenz.

Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung. Begründet von Franz von Holtzendorff. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von Josef Kohler. Sechste, der Neubearbeitung erste Auflage. 2 Bände. 1114 und 1184 S. 1904. Verlag von Duncker & Humblot und J. Guttentag. Preis 50, geb. 55 Mk.

In doppelter Weise sind encyklopädische Sammelwerke der Rechtswissenschaft denkbar, so daß Umfang und Einteilung nach den Disziplinen

Digitized by Google

bemessen werden, welche Gegenstände des Unterrichts und des Prüfungswesens bilden, oder in der Weise, daß das Recht als eine allgemeine Kulturerscheinung ohne Rücksicht auf die Rechtsschulung nach allen Seiten seines Wesens und Wirkens zur Darstellung gelangt.

Bei letzterer Auffassung wäre das Vorbild etwa Gröbers Grundriß der romanischen oder noch mehr Pauls Grundriß der germanischen Philologie, insofern als letztere z. B. in die Abschnitte Begriff und Aufgabe, Geschichte, Methodenlehre, Schriftkunde, Sprachgeschichte, Literaturgeschichte, Metrik, Wirtschaft, Recht, Kriegswesen, Mythologie, Sitte, Kunst, Heldensage, Ethnographie zerfällt. Von diesem Standpunkte aus wäre das Recht zunächst in seinem Zusammenhange mit der ganzen Kultur und die Methode und Geschichte seiner Bearbeitung zu schildern, dann der ganze Rechtsstoff nach seinen Gegenständen gegliedert darzustellen und mit einer Rechtsvergleichung zu schließen.

Die Holtzendorffsche Encyklopädie, schon unter ihrem früheren Leiter, strebte über die erstskizzierte Richtung hinaus, aber doch nicht so, daß sie Rechtsschulung gar nicht gewollt hätte. Sie stand in der Mitte zwischen beiden Auffassungen. Auch die neue Auflage nimmt diese Doppelstellung ein. Sie will der Belehrung und Ausbildung von Fachleuten, also praktischen Unterrichtszwecken dienen; aber doch nicht bloß dies: auch darüber hinaus, um der Wissenschaft selbst willen das Recht darstellen. Wie mir dünkt, ist der letztere Gesichtspunkt der neuen Bearbeitung noch um einige Grade mehr eigen, als den früheren Auflagen. Noch mehr als bisher wendet sich also die neue Bearbeitung an das große, an das ganze gebildete Publikum im In- und im Auslande, an alle Massenschichten und alle Wißbegierigen. So erklärt sich eine ganze Reihe von Spezialabschnitten: über Wechsel- und Scheckrecht und das Recht der Hypothekenbanken, über internationales Privat-, über Arbeiterversicherungs- und deutsches Kolonialrecht, über englisches, romanisches und russisches Privatrecht. Am meisten wird, will mir scheinen, diesem allgemeineren Zweck die Darstellung des Wechsel- und Scheckrechts von Georg Cohn in Zürich gerecht.

Was die Mitarbeiter angeht, so finden wir eine glückliche Mischung von älteren und jüngeren Kräften, Mitarbeiter, welche jahrzehntelange Studien sammeln — der Preis gebührt hier Otto Gierkes Grundzügen des deutschen Privatrechts —, und Fachleute, welche zum ersten Male mit ihren Anschauungen in umfassenderer Weise an die Oeffentlichkeit treten. Von diesen Arbeiten dürfte das größte Interesse erwecken und mit schöpferischer Kraft und neuen Ergebnissen am meisten ausgestattet sein die Darstellung des Kirchenrechts von Stutz in Bonn. Sie allein schon rechtfertigt die Anschaffung des ganzen Werkes.

Kirchenrecht ist wohl heute diejenige von allen Rechtsmaterien, welche die Teilnahme der weitesten Kreise besitzt und zwar um ihrer selbst willen, aus ideellen Gründen, um des Bildungsinteresses halber, nicht wegen

Digitized by Google

egoistisch-praktischen Nutzens. So ist es wohl gerechtfertigt, an dieser Stelle auf das Stutzsche Kirchenrecht etwas näher einzugehen.

Was ihm seine Eigenart verleiht, ist vor allem die starke Betonung des geschichtlichen Moments für alle kirchlichen Rechtsinstitute. Der „Geschichte des Kirchenrechts" ist mehr als die Hälfte des zur Verfügung gestandenen Raumes gewidmet. Und dies mit Recht. Katholisches wie evangelisches Kirchenrecht sind nur geschichtlich zu verstehen. Vor allem sollte dies den Staatspolitikern immer gegenwärtig sein. Wie viel auf den Staat bezügliches Kirchenrecht steht nicht in Anwendung, und doch hebt es die katholische Kirche nicht auf, um, wenn einmal Not ist, es nicht erst wieder schaffen, sondern sofort anwenden zu können. — Wer selbst dafür kämpft, den freut, daß Stutz, wie von seinem geschichtlichen Standpunkt aus nicht anders zu erwarten, gegen die Auffassung sich wendet, daß alles Recht, auch das Kirchenrecht, ein Erzeugnis des Staates und von dessen Gnaden sei. Sehr glücklich weist Stutz (S. 902) darauf hin, wie gerade das 19. Jahrhundert eine Fülle von Kirchenrecht unter energischem Widerstreben des Staates erzeugte und wiederbelebte, gewiß ein Beweis für die Selbständigkeit der kirchlichen Rechtserzeugung und Rechtsgeltung.

Die besondere Originalität der Stutzschen Darstellung liegt in dem systematischen Nachweis, wie in allen Teilen des katholischen Kirchenrechts germanische Rechtselemente sich finden. Unumwunden ist einzuräumen, daß der Fortschritt des kirchlichen Diensteinkommens von bischöflicher Gnadengabe (stipendium) zu hiervon unabhängigem Rechtsanspruch (beneficium) sich mittelst der Stutzschen Eigenkirchentheorie natürlicher und einfacher erklärt, als mittelst der Annahme, der Bischof sei in diesem Punkte dem Drucke der öffentlichen Meinung gewichen. Nicht überzeugend scheint mir dagegen, daß der Gedanke des Eigenkirchenrechts auch noch bei Entstehung des landesherrlichen Staatskirchentums im Spiele war.

Straßburg. Rehm.

Politik und Nationalökonomie.

Lassalle von Hermann Oncken. (Politiker und Nationalökonomen. Bd. II.) Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1904 450 S. 5 Mk., geb. 6 Mk.

In einem Schriftchen von Max Maurenbrecher, der von den National-Sozialen zu den Sozialdemokraten übergegangen ist, las ich neulich, daß in fast allen Kulturländern jetzt die Arbeiter Sozialisten seien und ihre eigene Partei bildeten.*) Maurenbrecher ist ein denkender und innerlich wahrhafter Mensch, auch unsere Zeitschrift hat einen Aufsatz von

*) Die Gebildeten und die Sozialdemokratie. Ein erweiterter Vortrag von Max Maurenbrecher. Leipzig. Verlag der Leipziger Buchdruckerei A.-G. 31 S.

Digitized by Google

ihm gebracht — jene Behauptung aber stellt die Tatsachen handgreiflich auf den Kopf. Wäre die sozialdemokratische Theorie richtig, so müßte sie allerdings zutreffen, und als richtiger Doktrinär hat Maurenbrecher sich künstlich blind gemacht gegen die wirklichen Tatsachen und statt ihrer die Postulate seiner Theorie eingesetzt. Für den unbefangenen Blick aber sowohl des Realpolitikers wie der Wissenschaft ist gerade nichts markanter und wichtiger, als die unendliche Verschiedenheit der politischen Haltung der Arbeiter in den wirtschaftlich sonst ganz analog entwickelten Völkern. In England und Amerika ist die Sozialdemokratie überhaupt so gut wie nichts; in Holland, Schweiz und Skandinavien ist sie wenig, in Oesterreich etwas mehr; in Frankreich hat sie noch immer eine bescheidene Bedeutung; eine gewisse Größe hat sie nur in Belgien und Deutschland. Von der Tatsache dieser Verschiedenheit sollte jede Betrachtung über diese Partei ausgehen; mit ihr ist ohne weiteres gegeben, daß sie nicht eine rein sozial-wirtschaftliche Erscheinung, nicht der bloße Exponent einer gewissen Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern eine von den allerverschiedensten Kräften und Elementen bestimmte, höchst komplexe Erscheinung ist. Wodurch ist sie nun gerade in Deutschland so stark? Weshalb ist sie bei uns so scharf von ihrer nächsten Nachbarin, der bürgerlichen Demokratie geschieden, während in Frankreich Uebergangsgruppen vorhanden sind? Professor Schmoller hat jüngst in einer Rede im Herrenhaus das entscheidende Moment in der Person der Führer gefunden, der beiden Juden Marx und Lassalle, die mit ihrer Dialektik und ihrem Radikalismus der deutschen Arbeiterbewegung den eigentümlichen exklusiven, fanatischen Charakter aufprägten. Wie aber kam die deutsche Arbeiterbewegung gerade in die Hände dieser Persönlichkeiten? Das ist nicht bloß eine historisch, sondern auch praktisch-politisch sehr bedeutsame Frage, denn sie ist nur eine andere Einkleidung der Frage, was denn zuletzt das herrschende Element der Bewegung ist, das demokratische oder das sozialistische, das praktische oder das utopische, etwas womit wir positiv zu rechnen oder etwas, was wir schlechthin zu bekämpfen haben?

Nicht bloß historisch interessant, sondern auch politisch nützlich ist es deshalb, die Ursprünge unserer Sozialdemokratie und besonders das Persönliche darin, die Biographien zu studieren, und das eben erschienene Buch von Hermann Oncken, Privatdozenten der Geschichte an der Universität Berlin, lädt dazu ein. Es ist eine in jeder Beziehung vorzügliche Leistung. Mit der Unbefangenheit und Sachlichkeit des Porträtisten, der wie Lenbach, Bismarck oder Leo XIII. oder Döllinger mit gleich liebevoller Versenkung in die Persönlichkeit malt, so schildert, erzählt und analysiert dieser Biograph seinen „Helden", dem er doch in allen seinen Anschauungen diametral entgegengesetzt steht. Die schwierige Aufgabe, den historischen Hintergrund, den politischen und geistigen Charakter der Epoche in das richtige Verhältnis zu der Person zu setzen, die im Mittelpunkt stehen soll, ist mit vollendetem Takt und richtigem Maßstabe gelöst. Die persönlichen Schwächen

Digitized by Google

Lassalles, auch das Jüdische in ihm sind in richtiger Weise und ohne Uebertreibung hervorgehoben (nur bei der Schluß-Katastrophe scheint mir das Moment der Eitelkeit noch nicht genügend betont zu sein). Viele Eigenschaften der heutigen Sozialdemokratie werden erst verständlich, wenn man ihre Wurzel in der Persönlichkeit der Stifter entdeckt hat, z. B. der komische Anspruch, die wahre Wissenschaft zu vertreten. So wenig er heute begründet ist — man kann ja die heutigen Genossen, die wirklich mit der Wissenschaft in Fühlung stehen, an den Fingern aufzählen — so hat er doch historisch insofern eine gewisse Berechtigung, als Lassalle den Gegnern, mit denen er kämpfte, tatsächlich wissenschaftlich überlegen war.

Der Hauptgesichtspunkt, unter dem ich das Buch zu lesen empfehlen möchte, ist der der Trennung des positiv Sozialistischen vom Demokratisch-Revolutionären. Oncken entwickelt ganz vorzüglich, wie beides ganz verschieden und doch in- und miteinander arbeitet. Ich möchte sagen, der letzte Grund, weshalb Marx und Lassalle das Sozialistische so stark herausarbeiteten, liegt nicht in dem Sozialen selber (das Meiste davon ist ja als Utopie jetzt bereits von den eigenen Anhängern aufgegeben), sondern darin, daß sie erkannten, daß ohne ein solches Ideal die Massen zum Sturz der bestehenden Staatsordnung nicht in Bewegung zu setzen seien. Die Revolution als solche war ihnen die Hauptsache. Das ist der Grund, weshalb Juden, die keinerlei innere Beziehung zum überlieferten Staate hatten, an die Spitze der Bewegung traten, und das ist auch der Grund, weshalb gerade in Deutschland die Bewegung am allerstärksten geworden ist — obgleich, wie Schmoller in seinem Grundriß der Volkswirtschaftslehre (II, 537) sagt, Deutschland das Land nicht etwa des stärksten, sondern gerade des geringsten sozialen Druckes ist. Aber Deutschland ist das Land der festesten politischen Ordnung, das Land, wo die überlieferten Mächte ihren Besitz mit solcher Kraft und Zähigkeit festhalten, daß eben dieser Druck den Gegendruck, den Versuch eines absoluten Radikalismus erzeugte. Schmoller spricht es rundweg aus (l. c. S. 537), daß das Sozialistengesetz die sozialdemokratische Bewegung nicht nur nicht aufgehalten, sondern sie gefördert habe.

Was wohl aus Lassalle geworden wäre, wenn er länger gelebt († 31. August 1864), wenn er die großen Kriege, die Gründung des Reiches, den Reichstag mit dem allgemeinen Stimmrecht erlebt hätte? Oncken läßt die verschiedenen Möglichkeiten an unserem Auge vorüberziehen; es hat den höchsten Reiz, sie alle auszudenken, aber schließlich neige ich doch am meisten zu der Meinung, daß er keine wesentliche Zukunft mehr vor sich hatte. Er hat eine sehr große Nachwirkung hinterlassen, aber in die Verhältnisse, die nun kamen, hätte seine Persönlichkeit schlechterdings nicht hineingepaßt und ihm selber wäre deshalb jede Möglichkeit weiterer Leistung abgeschnitten gewesen.

Delbrück.

Digitized by Google

Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre von Gustav Schmoller. Zweiter Teil. Verkehr, Handel und Geldwesen Wert und Preis. Kapital und Arbeit. Einkommen. Krisen, Klassenkämpfe, Handelspolitik. Historische Gesamtentwicklung. Erste bis sechste Auflage. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. 1904.

Mit fast noch größerer Freude, als ich einst den ersten Band dieses Werkes willkommen geheißen habe, begrüße ich heute den zweiten. Zwar daß er nicht dünner, wie in Aussicht genommen war, sondern noch erheblich stärker geworden als der erste Band, ist an sich kein Vorteil. Das ganze Werk in seinem großen Format mit kompressem Druck gibt jetzt eine solche Stofffülle, daß es einen Leser leicht abschreckt und mehr nach einem Nachschlagewerk als nach einem „Grundriß" aussieht; aber wer die Lektüre erst begonnen hat, sieht bald, daß es nicht Mangel an Selbstbeschränkung, sondern die Natur des Gegenstandes und die von vornherein gewählte Methode der Behandlung ist, die den Umfang und die Fülle hervorbrachten. Die heutige Nationalökonomie auf historischer und psychologischer Grundlage, die nicht mehr das Wirtschaftsleben als etwas Isoliertes, sondern als ein Element in dem Zusammenhang des gesamten menschlichen Daseins betrachtet, in steter Wechselwirkung mit Staat, Sitte, Religion, Politik, Erziehung, fordert auch eine gewisse Breite der Betrachtung, wenn sie in die Tiefe gehen soll.

Mit diesen Worten ist nun auch schon der Charakter des Schmollerschen „Grundrisses" kurz umschrieben. Der Verfasser lehnt es ab, „luftige Theorien aufzubauen, die mit der Wirklichkeit nicht in Fühlung stehen und bald wieder wie Kartenhäuser zusammenfallen". Er steht allenthalben auf dem festen Boden der historischen und praktischen Forschung und Erfahrung. Aber er ist weit entfernt, deshalb etwa jede feste Begriffsbildung vermeiden zu wollen; er weiß sehr wohl, daß sie zur Wissenschaft gehört und strebt darnach, aber er prüft vorsichtig, ob sie auch nicht an irgend einer Stelle mit den Tatsachen in Widerspruch gerät und hütet sich, das Wirtschaftliche künstlich zu isolieren und vom übrigen menschlichen Dasein zu trennen, bloß um schöne Definitionen formulieren zu können. Die Psychologie ist ihm nicht weniger Hilfswissenschaft als die Statistik.

Ganz besonders gelungen vermöge seines psychologischen Unterbaues scheinen mir die Abschnitte über Wert (Gebrauchswert, Tauschwert), Preis, Kapital, über das Wesen des Arbeitslohnes und der Krisen, über den Erwerbstrieb, seinen Ursprung und seine Schranken. Die ruhige Besonnenheit, mit der die Fehler in den früher versuchten Begriffsbestimmungen aufgedeckt, das Wertvolle darin anerkannt und die Einseitigkeiten korrigiert werden, um endlich zu einem ebenso einfachen wie einleuchtenden Resultat zu gelangen, wirkt wahrhaft wohltuend. Um nicht bloß als Lobredner zu erscheinen, will ich auch nicht verschweigen, wo mir die Darstellung nicht genügt hat; es sind besonders einige historische Teile. Der Begriff der „Sippe" in der Urgeschichte ist unklar und unbestimmt und wird es erst

Digitized by Google

recht, wo der Verfasser aus „Mutterrecht“ kommt, von dem er sich leider immer noch nicht ganz lossagen will. Der Abschnitt über „Klassenkämpfe“ enthält mehr Fehler als nötig wäre; hier hat der Verfasser, wie auch aus dem Literaturverzeichnis zu ersehen ist, sich auf Werke gestützt, die eine wissenschaftliche Autorität nicht in Anspruch nehmen können. Die ungeheuerste wirtschaftliche Katastrophe, die die Weltgeschichte kennt, der Rückfall aus der antiken Geldwirtschaft in die das ganze Mittelalter hindurch vorwaltende Naturalwirtschaft ist nicht erklärt. Bei den Erörterungen über das „Geld“ hätten die Bedeutung der absoluten Größe der jedesmaligen Vorräte an Edelmetall sowie ihres Zu- und Abflusses vielleicht etwas mehr betont werden müssen. In dem Kapitel über die Bevölkerungsbewegung vermisse ich bei der Literatur die vortreffliche Schrift von Oppenheimer und die Linienführung in der Schlußbetrachtung (I, 186) ist nicht scharf genug.

Aber das sind Ausstellungen, die ich, wie gesagt, nur mache, um zu zeigen, daß ich das Werk nicht bloß rezeptiv, sondern auch kritisch gelesen habe. Seine Substanz und seine Bedeutung für die Wissenschaft wie für die allgemeine Bildung unserer Epoche werden dadurch nicht berührt.

Namentlich einen Punkt möchte ich noch hervorheben, in dem ich ihm die höchste Wichtigkeit beimesse. Ich habe an dieser Stelle öfter Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, wie eine Reihe von talentvollen jüngeren Nationalökonomen noch heute in den Banden der Marxschen Pseudo-Dialektik stecken und infolge dessen nicht zu so fruchtbringender Produktion gelangen, wie man sonst wohl von ihnen erwarten könnte. So hat der große Wurf Werner Sombarts, das Wesen und den Ursprung des Kapitalismus zu ergründen, mit einem bösen Fiasko geendet, weil er in dogmatischen Vorurteilen befangen die historischen Tatsachen nicht mehr richtig zu sehen vermochte. Noch von mehreren anderen dürfte das, wenn auch nicht in so hohem Maße, gelten und die Erscheinung ist gar nicht so ganz unnatürlich. Jede groß angelegte Dialektik hat einen ungeheuren Reiz, und eine Wissenschaft, die wie die Nationalökonomie, auf der Grenzscheide liegt, ist deshalb gerade für die Talentvollsten ihrer Jünger besonders gefährlich. Der Schmollersche „Grundriß“ wird fortan eine gewaltige Schutzmauer dagegen bilden. Selbstverständlich schließt er die Wissenschaft nicht ab und sie wird auch über ihn einmal fortgehen. Aber sie wird in seiner Richtung fortschreiten, denn seine Methode ist die der Bildung der Begriffe auf Grund der Erfahrung, und die Totalität der Erfahrung ist, nach Hegel, identisch mit der Philosophie.

Delbrück.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Die Verstaatlichung der Bergwerksgesellschaft Hibernia.

Am 28. Juli 1904 nach Schluß der Frankfurter Abendbörse verbreitete das offiziöse Wolffsche Telegraphenbureau folgende für die Außenwelt völlig überraschende Mitteilung:

„Wie uns authentisch mitgeteilt wird, beabsichtigt die Staatsregierung, der Bergwerksgesellschaft Hibernia zu Herne ein Angebot für die Abtretung ihres Unternehmens gegen eine Rente von 8 Proz. in 3proz. Konsols zu machen. Das Angebot bezieht sich auf das gegenwärtige Aktienkapital von $53^1/_2$ Millionen. Das Angebot wird in der nächsten Nummer des „Staatsanzeigers" erscheinen. Weitere Verstaatlichungen von Bergwerken sind nicht in Aussicht genommen."

Am folgenden Nachmittag brachte der „Reichsanzeiger" den Wortlaut der Offerte:

„Die Königlich Preußische Staatsregierung hat der Bergwerksgesellschaft Hibernia zu Herne i. Westf. für die Abtretung ihres Unternehmens an den Staat folgendes Angebot gemacht:

Es sollen gewährt werden für je 3000 Mk. des 53 500 000 Mark betragenden Aktienkapitals der Bergwerksgesellschaft Hibernia Staatsschuldverschreibungen der 3proz. konsolidierten Staatsanleihe zum Nennwerte von 8000 Mk. mit Zinsscheinen für die Zeit vom 1. Januar 1905 ab.

Verwaltung und Betrieb der Gesellschaft soll vom 1. Januar 1905 ab für Rechnung des Preußischen Staates geführt werden. Der Umtausch der Aktien gegen Staatsschuldverschreibungen, der Uebergang des Eigentums der Gesellschaft auf den Preußischen Staat sowie die Auflösung der Gesellschaft erfolgt am 1. des zweiten auf die Perfektion des zwischen dem Staat und der Gesellschaft abzuschließenden Vertrages folgenden Monats, frühestens am 1. Januar 1905.

Der Geschäftsgewinn der Gesellschaft für das Jahr 1904, wie er sich nach den gesetzlichen und statutarischen Bestimmungen, sowie nach den seither beobachteten Bilanzgrundsätzen ergibt, verbleibt der Gesellschaft zur Verteilung nach Maßgabe der bestehenden Berechtigungen."

Diesen Ankündigungen waren Bewegungen an der Berliner Börse vorangegangen, die die Börsenbesucher in eine lebhafte, sich allmählich von Tag zu Tag steigernde Spannung versetzten. Man beobachtete, daß die

Digitized by Google

Dresdner Bank teils durch ihr nahestehende Kreise, teils direkt in ausgedehntem Maßstabe als Käufer für Hibernia-Aktien auftrat. Die Posten, die von ihr aus dem Markt genommen wurden, waren so bedeutend, daß eine konsequente Kurssteigerung eintrat. Während des ganzen Monats Mai hatte der Kurs zwischen 194,25 und 197,25 geschwankt. Die weitere Kursentwicklung zeigt folgende Tabelle:

1. Juni 1904	. . .	194,50	Proz.
10. „ „	. . .	196,90	„
20. „ „	. . .	203,10	„
1. Juli „	. . .	208,50	„
11. „ „	. . .	209,25	„
20. „ „	. . .	215,80	„
28. „ „	. . .	230,—	„

Am 29. Juli war das staatliche Angebot bekannt, seine genaue Höhe am 30. Juli.

Den Kurs der 3proz. Konsols zu 90 Proz. angenommen berechnet sich das Angebot auf einen Kurs von 240 Proz. für die Hibernia-Aktie. Da der Gewinn für das Jahr 1904 noch der Gesellschaft verbleiben soll, so würde, je nachdem man 10 oder 11 Proz. Dividende schätzt, ein Kurs von 246 Proz. oder 247 Proz. herauskommen. Um diesen Kurs herum hat sich denn auch in den folgenden Tagen der Börsenkurs zunächst gehalten, bis ihn der Kampf, der sich um die Aktien entspann, weit höher trieb.

Dieser Kampf wurde dadurch hervorgerufen, daß die Dresdner Bank nicht in der Verwaltung der Hibernia vertreten ist, vielmehr in derselben die Berliner Handels-Gesellschaft und das Bankhaus S. Bleichröder sitzen. Diese beiden Bankhäuser wurden durch die dauernden Ankäufe der Dresdner Bank, deren Ursache sie nicht kannten, in Unruhe versetzt und sie vermuteten nicht mit Unrecht einen Anschlag auf die ihnen nahestehende Gesellschaft. Welcher Art dieser Anschlag war, vermochten sie nicht zu ermessen, da die Dresdner Bank selbstverständlich mit größter Heimlichkeit vorging. Um aber auf alle Fälle gegen Ueberraschungen gerüstet zu sein, beschloß die Verwaltung der Hibernia, d. h. eben jene Bankhäuser, sich unter allen Umständen für kommende Generalversammlungen die Majorität der Aktien zu sichern, und überraschte ihrerseits die Börse am 26. Juli mit der Nachricht, daß der Aufsichtsrat der Hibernia beabsichtige, eine Generalversammlung anzuberaumen, um das Kapital der Hibernia, welches zurzeit 53,5 Mill. Mk. beträgt, auf 60 Mill. Mk. zu erhöhen. Da die Kapitalserhöhung lediglich mit belanglosen Grundstücksankäufen und der Verbesserung technischer Einrichtungen begründet wurde, da ferner zunächst nur 25 Proz. der neuen Aktien eingezahlt werden sollten, und da schließlich die neuen Aktien nicht etwa den alten Aktionären zum Bezug angeboten werden sollten, sondern an ein Konsortium, d. h. an die Banken der Gesellschaft begeben werden sollten, so war es vollkommen klar, daß diese

Digitized by Google

Kapitalserhöhung nur in Szene gesetzt wurde, um für die Kurse der Verwaltung $6^1/_2$ Millionen Stimmen mehr zur Verfügung zu haben. Indessen die Dresdner Bank ließ sich anscheinend durch diesen Gegenschachzug durchaus nicht abschrecken, setzte vielmehr ihre Käufe von Hibernia-Aktien fort. Daraufhin hielten es die der Hibernia nahestehenden Banken für geraten, auch ihrerseits an der Börse energisch als Käufer für Hibernia-Aktien aufzutreten. Die dadurch hervorgerufene sprunghafte Kurssteigerung veranlaßte die Regierung am 28. Juli aus der bis dahin beobachteten Reserve herauszutreten. Nach Zeitungsnachrichten soll die Dresdner Bank auf Veranlassung oder im Einverständnis mit dem Handelsminister an jenem Tage den beiden genannten Banken der Gesellschaft, sowie der Deutschen Bank und der Diskonto-Gesellschaft das Angebot gemacht haben, die Verstaatlichungsaktion gemeinsam mit der Dresdner Bank durchzuführen. Dieses Angebot begegnete jedoch bei den einen Zögern, bei den anderen, anscheinend insbesondere bei der Berliner Handelsgesellschaft, dem energischsten Widerspruch. Noch während die Verhandlungen mit den Banken schwebten, veröffentlichte der Handelsminister seine Verstaatlichungsofferte.

Die Verhandlungen mit den Banken verliefen resultatlos. Die Berliner Handelsgesellschaft und Bleichröder erklärten auf das entschiedenste, sich der Verstaatlichung „ihrer Gesellschaft" widersetzen zu müssen, und die Diskontogesellschaft sowohl, wie etwas später auch die Deutsche Bank, schlossen sich diesem Widerspruch an. Auch die Darmstädter Bank, obwohl zu den Verhandlungen nicht hinzugezogen, erklärte aus eigenem Antriebe, mit den ihr erreichbaren Aktien gegen die Verstaatlichung stimmen zu wollen.

Somit war die Aktion des Handelsministers schwer gefährdet. Da der Beschluß auf Verstaatlichung der Gesellschaft in der Generalversammlung mit $^3/_4$ Majorität gefaßt werden mußte, und da die fünf opponierenden Banken offenbar leicht in der Lage waren, $^1/_4$ des Aktienkapitals aufzubringen, so war von vornherein vorauszusehen, daß die Verstaatlichung abgelehnt werden würde. Auf den ersten Streich konnte also der Baum nicht fallen, indessen das konnte wohl die Aktion verlangsamen, nicht aber sie hinfällig machen. Es mußte dem Handelsminister, nachdem der erste Angriff abgewehrt war, darauf ankommen, sich bezw. seinem Vertrauensinstitut durch den Erwerb der einfachen Majorität der Aktien die Leitung der Hibernia in die Hände zu spielen. Verfügte man über die einfache Majorität, so konnte man die Verwaltung der Gesellschaft nach Belieben verändern, man konnte die Bankverbindungen lösen, die Dividende und den Kurs der Aktien beeinflussen und dadurch das Interesse der opponierenden Banken an der Hibernia beseitigen. Infolge dessen entspann sich nunmehr offensichtlich ein Kampf um den Besitz der einfachen Majorität der Aktien, und dieser Kampf führte dazu, daß der Kurs der Hibernia-Aktien an der Börse bis auf 272, also weit über den Kurs des Staatsangebotes hinaufging. Den opponierenden Banken kam beträchtlicher Zuzug aus Groß-

Digitized by Google

aktionärskreisen der Hibernia, die hauptsächlich unter den rheinischen Kohlengewerken zu suchen sind und die sich gleichfalls mit aller Entschiedenheit gegen die Verstaatlichung wehrten.

Die Gründe für die Verstaatlichung wurden gleichzeitig mit der Veröffentlichung der ausführlichen Offerte im „Reichsanzeiger" durch die ministerielle „Berliner Korrespondenz" bekannt gegeben. Es wird darin zunächst ausgeführt, daß das Wiederzustandekommen des Kohlensyndikats von der Regierung durchaus begrüßt wurde.

„Nachdem das Syndikat aber gesichert war, setzten, wohl über die Köpfe der leitenden Männer hinweg, spekulative Käufe in den Aktien von zweien der genannten Gesellschaften ein, die den Einfluß der seither leitenden Kreise für die Zukunft in Frage stellten. Es tauchten vielfache Gerüchte von Fusionen der genannten Gesellschaften mit Hüttenwerken und Reedereigesellschaften auf, die zweifellos einen ernsten Hintergrund hatten, wenn sie auch seither nur in bezug auf eine Gesellschaft*) realisiert worden sind. Man konnte offen besprechen hören, daß diese Fusionen zu dem Zweck betrieben würden, um den Aufkauf der genannten Gesellschaften durch große Kohlen- und Koks-Konsumenten sowie durch den Fiskus unmöglich zu machen.

Der ausgesprochene Zweck des Eintritts des Fiskus in die Kohlenproduktion des Westfälischen Reviers war neben der demnächstigen Sicherung des eigenen Kohlenbedarfes die Gewinnung eines mäßigenden Einflusses auf die Preisbildung im Westfälischen Revier, wie ihn der Fiskus in ähnlicher Weise im Oberschlesischen Bezirk besitzt, und wie er von den dortigen Konsumenten häufig angenehm empfunden ist. Sollte dies Ziel nicht in zu weite Ferne gerückt werden, hätte die staatliche Bergverwaltung zu einer erheblich verstärkten Inangriffnahme der im Jahre 1902 erworbenen Kohlenfelder alsbald schreiten müssen.

Bevor zu solchen, in die Interessen des ganzen Kohlenbezirkes tief eingreifenden Entschlüssen geschritten werden durfte, mußte untersucht werden, ob die Gesamtlage des Kohlenmarktes einen solchen Schritt rechtfertigen würde. Dies mußte aber zurzeit bei der Notwendigkeit, die Beteiligungsziffern im Syndikat um mehr als 20 Proz. einzuschränken, verneint werden.

Die bestimmte Voraussetzung, daß dies auch noch für eine Reihe von Jahren als zutreffend zu erachten sein wird, ergab die Schlußfolgerung, daß es sowohl im fiskalischen wie im Interesse des gesamten Ruhrbergbaues liegen mußte, daß der Fiskus sich nicht die Gelegenheit entgehen ließ, einen Versuch zum Erwerb der dritten der großen Gesellschaften zu machen, die seither von der spekulativen Tätigkeit der großen Fusionsgruppen verschont geblieben war."

Man hat diese Begründung der Regierung insbesondere deswegen angreifen wollen, weil man darin eine überraschend plötzliche Aenderung

*) Die Fusion von Harpener und Kannengießer ist gemeint.

Digitized by Google

ihrer Syndikatspolitik hat sehen wollen. Ich glaube ganz und gar mit Unrecht. Die Entwicklung, welche der Minister in der Begründung anführt, ist allerneuesten Datums; sie hängt mit dem Umschwung der Syndikatspolitik in industriellen Kreisen selbst zusammen. Wer unsere früheren Ausführungen in diesen Jahrbüchern in Erinnerung hat, der weiß, daß die ganze Frage nach der Organisation der deutschen Industrie erst seit wenigen Jahren die Richtung eingeschlagen hat, die wir heute durch die vor ganz kurzem entstandenen großen Interessengemeinschaften und Fusionen sich klar darstellen sehen. Bis zur Erneuerung des Kohlensyndikates, die vor einem Jahre stattfand, war diese Entwicklung, die wir freilich schon früher in diesen Jahrbüchern verfochten hatten, noch nicht zu erkennen. Diejenigen Leute, welche bei der Abschließung des neuen Kohlensyndikats ihren Einfluß auf diesen Vertrag in der Weise geltend zu machen verstanden, daß sie auf Grund des Vertrages ihre Pläne weiter verfolgen konnten, haben doch über eben diese Pläne das größte Stillschweigen beobachtet. Die Menge der Kohlensyndikat-Mitglieder hat zweifellos angenommen, daß die Entwicklung der Kohlenindustrie im neuen Jahrzehnt eine ähnliche sein werde, wie im alten, und heute übersieht wohl schon jeder, daß nach Ablauf dieses zweiten Jahrzehnts von einem eigentlichen Kohlensyndikat in Deutschland überhaupt nicht mehr die Rede sein wird, da die großen Kohlenkonsumenten sämtlich ihre eigenen Zechen besitzen werden. Diese Situation sobald erkannt zu haben, ist zweifellos ein großes wirtschaftspolitisches Verdienst des Handelsministers, und daß er in richtiger Auffassung vom Wesen der Staatstätigkeit sofort Maßnahmen getroffen hat, um in dieser Entwicklung den Staat nicht zum ohnmächtigen Zuschauer herabsinken zu lassen, ist ein Zeichen von energischer Sozialpolitik.

Der Handelsminister wird heute so wenig wie früher ein Feind der freien Entwicklung der industriellen Organisation sein, ganz einerlei, ob sie sich in kartellmäßiger oder in trustmäßiger Weise vollzieht. Aber er will dem Staat denjenigen Einfluß auf die allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse verschaffen, bezw. bewahren, der Deutschland in sozialpolitischer Beziehung über alle anderen Staaten hinausgehoben hat. Daß er dabei den Widerstand seiner ehemaligen Freunde und in einer so wenig verbindlichen Form findet, ist ein ehrenvolles Zeugnis für die staatsmännische Auffassung des Ministers und ein weniger ehrenvolles für die privatwirtschaftliche Auffassung seiner Gegner.

Welche Gründe veranlaßten denn die Gegner zu ihrer Opposition? Es sind ihrer mehrere, einmal die Benachteiligung der Banken, welche in der Verwaltung der Hibernia sitzen, die Rivalität unter den Großbanken, die Höhe des Angebotes, welche für nicht genügend erachtet wird, und endlich die prinzipielle Abneigung gegen die Verstaatlichung.

Der erste der Gründe ist der verständlichste. Wenn man sich vorstellt, daß der größte Stolz der Banken ihre Verbindung mit den großen

Digitized by Google

Industrie-Gesellschaften ist, die zugleich einen beträchtlichen Teil ihrer Kundschaft ausmacht, so kann man die Entrüstung der Handelsgesellschaft und den Schmerz des Hauses Bleichröder wohl verstehen, wenn sie sehen, wie ihnen auf einmal eine ihrer größten Gesellschaft aus den Händen genommen werden soll. Indessen es fragt sich, ob ein anderer Weg für den Handelsminister möglich war. Die Opposition sagt: „ja" und ein großer Teil der öffentlichen Meinung hat sich dem angeschlossen. Es wäre, so sagt man, die Pflicht des Handelsministers gewesen, offen an die Gesellschaft heranzutreten und ihr das Angebot publice zu unterbreiten. Dieses wäre, so urteilt man, der einzig faire Weg gewesen, während man dadurch, daß man einem noch dazu der Gesellschaft fernstehenden Bankinstitut sein Vertrauen schenkte, der Spekulation Tür und Tor geöffnet und gewissermaßen unmoralisch gehandelt habe. Die offizielle Korrespondenz der eigenen Partei des Handelsministers scheute nicht vor der Geschmacklosigkeit zurück, eine Untersuchung der Angelegenheit vom Standpunkte der Moral zu verlangen. Solcher leichtfertigen Entrüstung gegenüber dürfte eine historische Erinnerung am Platze sein.

Im November 1879 kam zum ersten Male ein Verstaatlichungsprojekt betr. Privatbahnen vor den Landtag. In der Sitzung vom 12. November kam der freisinnige Abgeordnete Kriesche bei der Bekämpfung der Verstaatlichungsvorlage auch auf die der Vorlage vorausgegangenen Bewegungen an der Börse zu sprechen, indem er nachzuweisen suchte, daß nicht etwa die festen Aktionäre der Gesellschaften zur Verstaatlichung drängten. Er führte dann wörtlich folgendes aus: „Wenn Sie wissen, meine Herren, daß in den Generalversammlungen hauptsächlich Inhaber von sehr bedeutenden Posten Aktien erschienen sind, die zu schweren Kursen an der Börse aufgekauft worden sind, so werden Sie es begreiflich finden, wie die Majoritäten zu stande kommen. Wir haben ja neulich erst von einer Generalversammlung gelesen, in welcher etwa 3500 Stimmen, glaube ich, abgegeben wurden, daß dort zwei Kompagnons eines Bankhauses erschienen, von denen der eine sich im Besitze von 1150, der andere im Besitze von 1200 Stimmen befand . . . Eine bekannte Sache ist auch, daß beispielsweise Rheinische Bahnaktien seit einer langen Reihe von Monaten ununterbrochen von einem hiesigen großen Bankhause aufgekauft wurden, und das ist wesentlich der Grund, weshalb diese Aktien im Kurse gestiegen sind." Gegen diese Feststellungen erhob sich keinerlei Widerspruch, noch wurde darüber irgend welche besondere Entrüstung laut. Wesentlich deutlicher noch aber wurde in einer späteren Rede am gleichen Tage der Abgeordnete Eugen Richter. Er sagte wörtlich folgendes: „Der Herr Abgeordnete Krieische hat ganz mit Recht darauf hingewiesen, daß die an den Privatbahnen beteiligten Männer, die zugleich Großindustrielle sind, die zugleich die Interessen der Gegend im Handel und Verkehr vertreten, gar nicht zu den Majoritäten auf den Generalversammlungen gehört haben, sondern sich soviel wie möglich gegen die

Digitized by Google

Verstaatlichungspläne gewehrt haben. Wer tritt denn auf den Generalversammlungen, die die Verstaatlichungsprojekte realisiert haben, als Redner auf? Etwa die Großindustriellen und Sachverständigen der Gegend? Nein, Abgesandte der Diskonto-Gesellschaft, der Firma Bleichröder — ich könnte ihnen die Namen nennen; als Vorkämpfer tritt bei der Berlin-Stettiner Generalversammlung der Redakteur der „Berliner Börsenzeitung" auf, und in Köln, wo es sich handelt um Vertretung der Interessen von Rheinland und Westfalen, da tritt auch als Redner der Redakteur des „Berliner Aktionärs", oder sonst eines Börsenblattes auf, und außerdem natürlich, wie überall, die Abgesandten von Bleichröder und die Diskonto-Gesellschaft." Ein Kommentar ist überflüssig.

Was zunächst diesen Standpunkt der Moral anlangt, so sei darauf hingewiesen, daß nach fast einstimmigem Urteil der Presse und nach dem eigenen Urteile der opponierenden Banken die Käufe der Hibernia-Aktien mit einer solchen Diskretion durchgeführt worden sind, daß der Kreis der Eingeweihten ein ganz verschwindend kleiner gewesen sein muß. Wenn man nun selbst annimmt, was natürlich durchaus nicht erwiesen ist, daß diese wenigen eingeweihten Leute in Hibernia-Aktien spekuliert und alsdann daran natürlich enorm verdient haben, so kann dieses doch kein Grund dafür sein, die ganze Aktion des Handelsministers zu verurteilen, falls wir erkennen, daß im übrigen ein anderer Weg nicht zum Ziel geführt hätte. Und dieser Anschauung müssen wir allerdings Ausdruck geben.

Heute eher als vorher kann man sagen, daß jeder andere Weg den Handelsminister nicht zu seinem Ziel geführt haben würde. Man hat gesagt: „Hätte der Staat sich einige Monate früher entschlossen, den Aktionären der Gesellschaft ein Gebot zu machen, so hätte er das Unternehmen sicherlich nicht unwesentlich billiger als jetzt erhalten." Und selbst einer der Hauptvertreter der opponierenden Bankgruppe ließ sich in einem Interview dahin aus, daß, wenn man zu der Zeit, als der Kurs der Hibernia-Aktien noch ca. 200 notierte, die Offerte durch den „Reichsanzeiger" bekannt gemacht hätte, die Verführung, die Offerte anzunehmen bei der damals bestehenden Marge von 40 Proz. zweifellos eine größere als später gewesen wäre. Das sagt derselbe Bankier, der im Aufsichtsrat der Hibernia ein Angebot von 240 Proz. für die Hibernia-Aktien als viel zu niedrig bekämpfte und dessen Bank die Hibernia-Aktien weit billiger erworben hat als 200 Proz. Uebernahm doch das Konsortium der Berliner Handels-Gesellschaft und des Bankhauses Bleichröder die jungen Hibernia-Aktien, welche kaum ein Vierteljahr vor Einleitung der Verstaatlichungsaktion ausgegeben wurden, zu einem Kurse von nur 186 Proz., und es muß doch angenommen werden, daß dieser Kurs den eingeweihten Bankiers damals als ausreichend erschienen ist.

Indessen, prüfen wir den Einwand noch etwas weiter. Auf 200 kam der Kurs erstmalig am 17. Juni, also rund fünf Wochen vor Bekannt-

Digitized by Google

werdung der Offerte. Von diesem Tage an hat die Dresdner Bank fast alles Material, was an die Börse kam, aufgekauft, die Leute, die neben ihr gekauft haben in diesen fünf Wochen, wird niemand als ernsthafte konservative Aktionäre ansehen wollen, sondern als bloße Spekulanten, Mitläufer, die auf das Beispiel der Dresdner Bank hin mitkauften. Viel werden auch diese nicht gekauft haben. Die ernsthaften alten Aktionäre aber, die heute gegen die Verstaatlichung stimmen wollen, haben ihre Aktien allesamt noch erheblich niedriger erworben als 200 Proz. Für diese also war es ganz gleichgültig, wann das Angebot der Regierung bekannt wurde, ob bei 200 Proz. oder bei 230 Proz. Diejenigen Aktionäre aber, die während der Kurssteigerung jener fünf Wochen an der Börse verkauft haben, sind zweifellos auch nicht zu den konservativen Aktionären zu zählen, sondern zu den mehr spekulativen Kreisen. Jemand, der in einem, doch verhältnismäßig schweren Papier bei einer Kurssteigerung von 30 Proz. seinen Besitz veräußert, kann schwerlich als konservativer Aktionär angesprochen werden. Sollte er es aber dennoch gewesen sein, so beweist er durch seinen Verkauf nur, daß der ihm gebotene Preis ein verlockender ist, der seiner Meinung nach den Wert seiner Aktie gut bezahlt. Und als alter Aktionär muß er doch wohl ein zutreffendes Urteil haben. Alle anderen aber sind nur Spekulanten, und den diesen Kreisen entgangenen Gewinn als eine Schädigung der konservativen Aktionäre hinstellen zu wollen, das dürfte denn doch wohl kaum angehen.

Der Einwand indessen, daß bei einem öffentlichen Angebot eines Kurses von 240 durch die Staatsregierung die $^3/_4$-Mehrheit aller Aktionäre sofort auf Seiten des Staates gestanden haben würde, und somit seine Offerte angenommen haben würde, ist durchaus hinfällig, denn die Veröffentlichung des Angebotes im „Reichsanzeiger" hätte zwar zur Folge gehabt, daß der Kurs der Hibernia-Aktien sofort auf 240 hinaufgeschnellt wäre, hätte aber niemals verhindern können, daß nicht dieselben Bankgruppen, welche heute gegen das Angebot als ein zu niedriges opponieren, an der Börse alle ihnen erreichbaren Aktien zum Verstaatlichungskurse und darüber aufgekauft hätten, genau so, wie sie es heute getan haben, um damit das Staatsangebot zu Fall zu bringen. Alsdann hätte der Minister nur noch die eine Möglichkeit gehabt, die ja der Minister Maybach seinerzeit bei den Eisenbahn-Verstaatlichungen wiederholt zu seinem Leidwesen ergreifen mußte, nämlich mit der opponierenden Gruppe zu verhandeln und sein Ziel durch Erhöhung des Kaufpreises zu erreichen zu suchen. Wenn der Minister entschlossen war, Hibernia zu einem möglichst billigen Preise zu erwerben, so war der einzige Weg eben der, den er eingeschlagen hat, nämlich, daß er sich unter der Hand einen großen Posten Aktien sicherte, um von vornherein in der Generalversammlung mit entsprechendem Nachdruck auftreten zu können.

Die Börsenspekulation aber wäre durch kein irgendwie anders geartetes Vorgehen beseitigt worden. Denn immer hätten sich sofort zwei

Digitized by Google

Gruppen entgegen gestanden, die eine für, die andere gegen Verstaatlichung.

Die Entrüstung, die heute über die „wüste Spekulation" laut wird, ist überhaupt reichlich deplaziert. Daß von einer „wüsten" Spekulation gar keine Rede sein kann, wird durch ein Eingehen auf die Einzelheiten der Kursentwicklung sofort ersichtlich. Die allgemeine Kurssteigerung war natürlich zwar vorhanden, aber dazwischen ist der Kurs über ganze Tage hin immer wieder abgebröckelt. So notierten die Aktien am 3. Juni 197,75 und gingen mit Schwankungen bis zum 14. Juni zurück auf 196,25, das sind $1^1/_2$ Proz. Differenz. Der Kurs vom 27. Juni mit 206,90 ging am 29. zurück auf 205,80, der Kurs vom 2. Juli mit 209,20 ging am 6. zurück auf 208,10. Der Kurs von 216,40 am 16. Juli fiel am folgenden Tage auf 215,75. Die Kurssteigerung von einem Tage zum andern hat in der ganzen Zeit vom 2. Juni bis 15. Juli nur ein einziges Mal, nämlich am 18., eine Steigerung von mehr als 2 Proz. aufgewiesen. Und diese Steigerung am 18. betrug 2,55 Proz. Sonst ist eine Steigerung von 2 Proz. oder mehr an keinem Tage erreicht worden. Erst am 16. Juli betrug die Steigerung gegen den Tag vorher 4,90 Proz., der Kurs ging aber von 216,40 während der nächsten drei Tage wieder auf 215,75 und 215,80 zurück. Die Kursentwicklung der folgenden Tage ist wieder ganz ruhig, wie die folgenden Ziffern zeigen, die Steigerungen von einem Tag zum andern schwanken zwischen 0,10 Proz. und 1,40 Proz.

Am 21. Juli	. . .	216,75	Proz.
„ 22. „	. . .	217,50	„
„ 23. „	. . .	218,60	„
„ 25. „	. . .	220,—	„
„ 26. „	. . .	220,10	„
„ 27. „	. . .	221,—	„

Also die genaue Prüfung ergibt, daß zwar seit Anfang Juni eine allgemeine Steigerung des Kurses vorhanden war, daß diese Steigerung aber durch längere Pausen, in denen der Kurs wieder abbröckelte, unterbrochen worden ist, daß nur an zwei Tagen in dem ganzen Zeitraum von rund 8 Wochen Kurssteigerungen von mehr als 2 Proz. von einem Tage zum andern vorgekommen sind, während die Kurssteigerungen sonst immer unter 2 Proz. geblieben sind, endlich, daß in den letzten Tagen vor Bekanntwerdung der Offerte die Kursbewegung eine besonders maßvolle gewesen ist.

Erst am 28. Juli ändert sich das Börsenbild. Am 27. Juli betrug die Kurssteigerung 0,90 Proz. gegen den Tag vorher, am 28. Juli dagegen 9 Proz. Das war das Zeichen, daß die Gegenspekulation der Hibernia-Bankgruppe einsetzte, mithin daß es zu einer erregteren Börsenbewegung kommen sollte. Aber sofort war auch der Entschluß der Regierung gefaßt, und noch am selben Abend ging die Offerte durch das Wolffsche Bureau in alle Welt.

Digitized by Google

Wer wagt nun noch ernstlich der Regierung vorzuwerfen, daß sie wüste Spekulationen und Kurstreibereien in Szene gesetzt hätte. Berücksichtigt man, daß sie unter allen Umständen zur Durchführung ihres Planes sich erst eines bedeutenden Postens Aktien versichern mußte, so kann man nur sagen, daß sie diese Aufgabe in der denkbar ruhigsten Weise durchgeführt hat, daß sie aber in dem Augenblick, wo dies nicht mehr möglich war, den jetzt erst einsetzenden Kurstreibereien sofort die Spitze abzubrechen versucht hat.

Die Steigerungen, die bis dahin stattgefunden hatten, wird niemand als „wüste Spekulationen" oder „Kurstreibereien" im schlechten Sinne des Wortes auffassen. Und daß es nicht möglich ist, Millionen von Aktien eines Unternehmens am offenen Markte aufzukaufen, ohne daß eine Steigerung des Kurses eintritt, das dürfte selbst dem Uneingeweihtesten einleuchten.

Man vergleiche einmal folgende willkürlich zusammengestellten Kurse:

	Hibernia	Porzellan Schönwald	Reichelt Metall
Am 1. Juni 1904 . . .	194,50	184,10	150,90
„ 10. „ „ . . .	196,90	182,90	157,—
„ 20. „ „ . . .	203,10	182,75	163,—
„ 1. Juli „ . . .	208,50	182,75	171,—
„ 11. „ „ . . .	209,25	195,50	170,50
„ 20. „ „ . . .	215,80	199,75	182,25
„ 27. „ „ . . .	221,—	198,50	182,75

Bei Reichelt Metall ist die Kurssteigerung eine wesentlich höhere im gleichen Zeitraum, bei Porzellanfabrik Schönwald eine wesentlich sprunghaftere. Und wer würde hier auf den Gedanken kommen, von Kurstreibereien oder wüsten Spekulationen zu reden. Solcher Beispiele aber ließen sich noch eine ganze Reihe finden.

Es zeigt sich also, daß, solange die Dresdner Bank allein als Käuferin am Markt war, von einer wüsten Spekulation nicht gesprochen werden kann, und daß die wüste Spekulation erst einsetzte, als der Kampf um die Aktien begann. Ein solcher Kampf wäre aber auch bei jeder anderen Art des Angebotes unvermeidlich gewesen, sofern eben die opponierende Gruppe einen Kurs von 240 für zu niedrig erachtete; und man muß doch annehmen, daß sie diesen Kurs rein sachlich, d. h. ganz unabhängig vom Tageskurse beurteilt. Hätten die Banken und ihre Freunde, die ihre Aktien alle unter 200 erworben haben, nach dem Ausspruch jenes opponierenden Bankdirektors das Angebot acceptiert, so wäre die wüste Spekulation ganz und gar unterblieben, die ganze Angelegenheit hätte nicht den geringsten Staub aufgewirbelt und die Verstaatlichung wäre bereits heute erledigt. Aber es bleibt noch der Vorwurf, daß die Dresdner Bank durch ihre besondere Kenntnis der Dinge sich auf Kosten der Aktionäre hat bereichern können und daß ein Teil des Gewinnes einem Teil der Aktionäre entzogen worden ist. Daß dies letztere notwendig war,

Digitized by Google

haben wir oben gezeigt. Eine schreiende Ungerechtigkeit, so wird gerufen. Fürwahr, eine schreiende Ungerechtigkeit, ebenso ungerecht, wie wenn beispielsweise in der Hibernia-Generalversammlung die Gegner der Verstaatlichung überstimmt werden. Gesetz geht vor Recht, Gesamtwohl vor Einzelwohl. Auch der Krieg trifft den einen schwerer als den anderen, die Steuer drückt den Armen härter als den Reichen, und hier wie dort ist es der blinde Zufall, der entscheidet. Welchen Gewinn aber die Dresdner Bank bei der ganzen Transaktion haben wird, das steht noch dahin. Und alle hierauf bezüglichen Vermutungen und Urteile schweben einstweilen noch in der Luft. Die Verhandlungen im Landtag erst werden wohl hierüber Klarheit schaffen.

Der zweite Grund für die Opposition liegt in der Rivalität der Berliner Großbanken untereinander. Es ist erwähnt worden, daß die Dresdner Bank, als die Veröffentlichung des Staatsangebotes nicht mehr zu umgehen war, den anderen Banken eine Beteiligung an der Transaktion angeboten hat. Diese Beteiligung ist von den Banken abgelehnt worden. Die Gründe hierfür sind unklar. Es verlautete, daß einzelne der Banken anfangs bereit gewesen wären, sich der Dresdner Bank anzuschließen, schließlich scheint aber die Opposition, die namentlich von der Berliner Handels-Gesellschaft ausging, gesiegt zu haben. Daß für die Deutsche Bank, die Diskonto-Gesellschaft und die Darmstädter Bank nicht die angeblich zu geringe Höhe des Angebotes ausschlaggebend sein konnte, leuchtet ein, da sie am Hibernia-Aktienbesitz nicht allzu sehr interessiert sind, jedenfalls aber ihnen dieses keine Veranlassung hätte geben können, so energisch Front zu machen. Eher mag es schon sein, daß die Gegnerschaft, welche im rheinischen Kundenkreis gegen das Prinzip der Verstaatlichung laut wurde, ihre Entscheidung beeinflußt haben mag, indessen ausschlaggebend kann auch dieser Grund nicht gewesen sein, denn die Dresdner Bank und namentlich der A. Schaaffhausen'sche Bankverein, welche für die Verstaatlichung eintraten, haben zum mindesten eine Kundschaft von gleicher Ausdehnung und Qualität im Rheinland, wie die übrigen Banken. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß es die Abneigung gewesen ist, sich in eine bloße Gefolgschaft der bevorzugten Banken zu begeben, welche die übrigen Banken zu ihrer Opposition bestimmt hat. Freilich, hätte man von vornherein die Stärke der Position der Dresdner Bank und ihren Rückhalt an der Regierung in vollem Umfange gekannt, so wäre man doch vielleicht zu einer gemäßigteren Haltung gelangt, indessen man ist offenbar durch die Größe der Transaktion im ersten Moment dazu verleitet worden, die Stärke der Position der Dresdner Bank zu unterschätzen.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß die hier zum Ausbruch gekommene Gegnerschaft irgendwelche dauernde nachteilige Folgen für den einen oder anderen Beteiligten haben könnte. Die Bankpolitik wird nur von Geschäftsinteressen geleitet und bei Gelegenheit des nächsten Geschäftes werden dieselben Banken wieder einträchtig zusammenwirken, die sich heute

Digitized by Google

in der Hibernia-Affaire befehden. Den Beweis hat ja bereits die jüngste Interessengemeinschaft von Gelsenkirchen und Schalker-Gruben gegeben.

Ein weiterer Grund der Opposition, der einzige offiziell zugestandene, ist die angeblich zu geringe Höhe des Staatsangebotes. Ein Kurs von 240 Proz. soll zu niedrig sein. Wie soll man den Wert der Hibernia-Aktie beurteilen? Der Börsenkurs reguliert sich in der Regel nach der Rentabilität, d. h. nach der Höhe der Dividenden, indessen wird sehr wohl die innere Sicherheit der einzelnen Gesellschaften berücksichtigt. So sehen wir, daß nach dem Börsenkurse sich eine große Zahl von Gesellschaften bald mit 4 Proz. bald mit 5, 6 und 7 Proz. und dazwischen kapitalisieren. Wir geben nachstehend einige Kurse von Kohlenaktien mit der entsprechenden Rentabilität nach der letzten Dividende wieder und werden hieraus schon die Verschiedenheit der Kursberechnung sehen.

	Kurs am 30./4. 1904	Letzte Dividende	Rentabilität
Gelsenkirchen . .	210,25	11 Proz.	5,23
Harpener . . .	196,20	10 „	5,01
Hibernia . . .	195,80	11 „	5,62

Rechnet man den Durchschnitt der Dividende, welche die Hibernia während der ganzen Zeit ihres Bestehens gezahlt hat, so bleibt dieser Durchschnitt mit 7,69 Proz. unter der 8prozentigen Rente, welche der Staat gewährt. In den letzten Jahren indessen hat die Dividende der Hibernia in der Regel 11 Proz. betragen und daraufhin gründet sich in erster Linie die Ablehnung des gebotenen Kurses. Der Aufsichtsrat hat auch ausgeführt, daß die inneren Reserven und Rückstellungen, welche die Hibernia im Laufe der letzten Jahre vorgenommen hat, einen höheren Kurs rechtfertigten. Und man hat gedroht, daß wenn man mit der Möglichkeit einer Verstaatlichung des Kohlenbergbaues rechnen müßte, man diese Rückstellungen und Reserven einschränken und statt dessen höhere Dividenden verteilen werde. Andererseits wird man zur Beurteilung des Staatsangebotes in Betracht ziehen müssen, daß erstens die verhältnismäßig hohe Dividende doch immer großer Unsicherheit unterworfen ist, wie die weiter zurückliegende Vergangenheit lehrt, und vor allem daß an Stelle eines zeitlich begrenzten Ertrages eine ewige sichere Rente tritt. Die Kohlenfelder werden dereinst erschöpft sein, die Rente bleibt.

Was aber die Abschreibungen und Rückstellungen der Hibernia anlangt, so bleiben diese hinter denen anderer gleichartiger Gesellschaften erheblich zurück, wie nachfolgende Uebersicht zeigt.

Es betrugen nämlich im Verhältnis zum investierten Kapital (Grundkapital plus Anleihen und Hypotheken) die Abschreibungen bei

	Gelsenkirchen	Harpener	Hibernia
1901	9,4 Proz.	15,6 Proz.	8 Proz.
1902	9,5 „	11,3 „	7 „
1903	8,3 „	9 „	5,7 „
Also im Durchsch. der letzten 3 Jahre	9 Proz.	12 Proz.	7 Proz.

Digitized by Google

Die Reserven und Rückstellungen betrugen im Verhältnis zum investierten Kapital bei

	Gelsenkirchen	Harpener	Hibernia
1901	21,6 Proz.	33,6 Proz.	17 Proz.
1902	23,8 „	34,4 „	17,6 „
1903	24,4 „	33,6 „	13,9 „
Durchschnitt der letzten 3 Jahre	23,3 Proz.	33,9 Proz.	16,2 Proz.

Diese Vergleiche fallen recht erheblich zu Ungunsten der Hibernia aus. Insbesondere sind gerade die Rückstellungen bei der Hibernia bedeutend geringer als bei den beiden anderen Gesellschaften. Dies ist denn auch in den Kursen regelmäßig zum Ausdruck gekommen, wie unter anderem aus der vorher mitgeteilten Rentabilitätsberechnung hervorgeht, wonach die geringere Rentabiltät einer größeren Solidität entspricht. Nach alledem wird man das Angebot des Staates als ausreichend bezeichnen dürfen.

Somit bleibt als letzter Grund die prinzipielle Gegnerschaft gegen jede Verstaatlichung. Die einzelnen rheinischen Kohlenindustriellen, ihre Vereine und sonstigen Organe haben in diesem Sinne Stellung genommen. Das Bemerkenswerteste an allen diesen Kundgebungen war, daß sie sich gegen die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues als solchen wendeten und gegen die Verstaatlichung der Hibernia nur das einzuwenden wußten, daß damit der Anfang zur Verstaatlichung des gesamten Kohlenbergbaues gegeben sei. Sowie diese Perspektive fortfällt, sind prinzipielle Gründe gegen die Verstaatlichung der Hibernia schlechterdings nicht mehr erfindlich. Wir können uns deshalb dahin resumieren, daß die Versicherungen der Regierung und die tatsächlichen Verhältnisse der deutschen Kohlenindustrie dafür sprechen, daß an eine Verstaatlichung des gesamten Bergbaues, den auch wir nicht wünschen können, nicht zu denken ist.

Es muß zum mindesten unvorsichtig erscheinen, wenn die rheinisch-westfälischen Industriellen sich so überaus hartnäckig gegen das Staatsangebot für Hibernia sträuben.

Unserer Regierung wird man auf wirtschaftspolischem Gebiet das Zeugnis nicht versagen können, daß sie der geschlossenen agrarisch-reaktionären Parlamentsmajorität gegenüber so weit liberal und modern wirtschaftlich zu regieren sucht, als sich durch Bitten und Drohen den Agrariern abschmeicheln oder abtrotzen läßt. Aber sie mußte mit Sicherheit voraussehen, daß diese Entwicklung der Industrie in Rheinland-Westfalen mit ihren Zechen-Stilllegungen, ihrer Ausschaltung der mittleren Existenzen sehr bald im Parlament die schärfsten Gesetzesforderungen hervorrufen würde. Wenn die Regierung also deshalb die Verstaatlichung der Hibernia in Angriff nahm, um sich sofortigen Einfluß und genauen Einblick im rheinisch-westfälischen Bergbau zu verschaffen, handelte sie im eigensten Interesse der Industrie. Es steht sehr zu befürchten, daß die

Digitized by Google

Kreise des Kohlensyndikats, die heute das Angebot für Hibernia zu Fall zu bringen suchen, sich der wirtschaftspolitischen Tragweite ihrer Entschließung nicht bewußt sind.

Handelt somit der Handelsminister hier im eigensten Interesse der Industrie, so handelt er gleichzeitig damit im lebhaftesten Wirtschaftsinteresse der Gesamtheit. So sehr man im Hinblick auf den internationalen Wettbewerb die Konzentration unserer Industrie wünschen muß, eine ebenso große Gefahr liegt darin, daß der Hauptbilisstoff aller Industrieen, die Kohle, in Privathänden monopolartig karteliert ist. So wenig eine vollkommene Verstaatlichung des Bergbaues erwünscht erscheint, so wichtig ist es, daß das Monopol durch staatliche Einwirkung beschränkt wird, die im gegebenen Augenblick im Interesse der Gesamtheit wirksam werden kann.

Unter den veränderten Verhältnissen im Kohlenbergbau kommt hinzu, daß die Regierung mehr denn je vor Ueberraschungen bezüglich der Deckung ihres eigenen Kohlenbedarfs auf der Hut sein muß. Verlegenheiten, wie sie anläßlich der Kohlennot 1900/1901 hervortraten, müssen je eher desto besser unmöglich gemacht werden. Mit rund der Hälfte ihres Bedarfs sind allein die preußischen Eisenbahnen auf den rheinisch-westfälischen Kohlenbergbau angewiesen. Die im Jahre 1902 erworbenen Kohlenfelder sind aber mit Ausnahme einer einzigen Zeche noch nicht erschlossen, so mußte man zur Erwerbung eines im vollen Betriebe befindlichen Bergwerks schreiten.

Warum die Wahl auf Hibernia fiel? Wollte man überhaupt Einfluß gewinnen, so mußte man eine große Zeche erwerben, eine kleine konnte nichts nützen. Von den drei großen aber war Hibernia das kleinste und reinste Objekt, noch nicht fusioniert oder verschwägert mit andersgearteten Unternehmungen. Außerdem grenzte es an die 1902 erworbenen Felder.

Alles in allem: Wir betrachten die Verstaatlichung der Hibernia als eine gute, volkswirtschaftlich richtige Aktion. Die Eiche wird nicht auf den ersten Streich fallen, aber der Handelsminister möge sich trösten: τῆς Ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν".

Hjalmar Schacht.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Sombart, W. — Gewerbewesen. 2 Teile.
—, — Die gewerbliche Arbeiterfrage. (Sammlung Göschen No. 203, 204 und 209.) Geb. je 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.
Söhns, Franz. — Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung, sowie ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Dritte Auflage. Geb. M. 2,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen, verfasst von einem Ausland-Deutschen. Erster Teil. M. 2,—. Zürcher & Furrer, Zürich.
Stümcke, Heinrich. — Die vierte Wand. Theatralische Eindrücke und Studien. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—. Leipzig, Georg Wigand.
Strack, Adolf. — Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. II. M. 11,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Tolstoj, Leo N. — Besinnet Euch! Ein Wort zum Russisch-Japanischen Krieg. Uebersetzt von Raphael Löwenfeld. Jena, Eugen Diederichs.
Troeltsch, Ernst. — Politische Ethik und Christentum. M. 1,—. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Vereck, Georg Sylvester. — Gedichte. With an appreciation by Ludwig Lewisohn, A. M. Newyork, Progressive Printing Co.
Weise, Dr. O. — Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 5. verb. Auflage. Geb. M. 2,60. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
Welzhofer, Heinrich. — Kaiser Otto III. Drama in vier Akten. 2. Auflage. 60 Pf. Dresden, E. Pierson.
Winkler, Hugo. — Die Gesetze Hammurabis in Umschrift und Uebersetzung. Geh. M. 5,60, geb. M. 6,20. Leipzig, J. C. Hinrichs.
Zimmermann, Athanasius. — England und die soziale Reform. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren, Bd. XXIII. Heft 10.) 50 Pf. Breer & Thiemann, Hamm i. W.
Altendorf, Karl — Faust und Luther. Ein Zwiegespräch. 30 Pf. Offenbach a. M. J. P. Strauss.
Anschütz, Dr. G. — Der Fall Friesenhausen. Noch ein Beitrag zum Lippeschen Thronstreit. M. 5,—. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Art'l, H. S. — Richard Roesicke. Sein Leben und Wirken dem Volke dargestellt. Mit einem Bildnis. M. 1,50. Berlin, Georg Reimer.
Böhmert, Dr. Wilh. — Beiträge zur bremischen Wohnungsstatistik. Mitteilungen des Bremischen Statistischen Amts im Jahre 1904. No. 1. 53 S. Bremen, Franz Leuwer.
Dehn, Paul. — Weltwirtschaftliche Neubildungen. 366 S. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.
Deutsche Bücherei. Eine fortlaufende Sammlung von Novellen, Erzählungen und anderen Werken der besten Schriftsteller. Bd. 5—10. Preis pro Band brosch. 25 Pf., geb. 50 Pf. Berlin, Alfred Sarganek.
Dose, Johannes. — Edelinde. Ein Edelfräulein aus der Nordmark. Brosch. M. 2,40, elegant geb. M. 3,—. Glückstadt, Max Hansen.
Emerson, R. W. — Essays. 2. Reihe. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. Jena, Eugen Diederichs.
German, Wilhelm. — Jesus von Nazareth. Ein historisches Lebensbild. M. 2,—. Schwäb.-Hall, Wilhelm German.
Gesmund, A. v. — Der Pfarrer von Neuenkirchen. Drama in fünf Akten. M. 2,—. Dresden-Blasewitz, Hof-Verlag R. von Grumbkow.
Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. 35. Bd. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
Gottberg, Otto v. — Mit den Japanern über den Jalu. Spezialberichte vom Kriegsschauplatz. 32 S. Herausgegeben vom „Berliner Lokal-Anzeiger". Berlin, August Scherl.
Hartmann, Dr. Karl. — Der Prozess gegen die protestantischen Landstände in Bayern unter Herzog Albrecht V. 1564. M. 3,—. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.
Heil, Hans. — Das Duell. Ein Problem. M. 2,—. Berlin, Schall & Rentel.
Hintze, Otto. — Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Siebzehnter Band, erste Hälfte M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Jaffé, A. — Gedanken und Gleichnisse. M. 3,50. Berlin, Max Schildberger.
Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. Herausgegeben von Gustav Schmoller. 28. Jahrgang. 3. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot.
Jahres-Bericht der Handelskammer zu Köln für 1903. Köln, M. Du Mont-Schauberg.
Kolb, Alfred. — Als Arbeiter in Amerika. Unter deutsch-amerikanischen Grossstadt-Proletariern. 142 S. Berlin, Karl Siegismund.
Kühn, Emil. — Die Bedeutung Montaignes für unsere Zeit. M. 2,50. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz.
Jagwitz, F. v. — Soziale Gesetzgebung und Sozialdemokratie. I. Teil: Arbeiterversicherung und Arbeiterorganisation. Geh. M. 3,50. Berlin, A. W. Hayn's Erben.
Martin, Rudolf. — Die Eisenindustrie in ihrem Kampf um den Absatzmarkt. M. 7,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
de Maupassant, Guy. — Die kleine Roque und andere Novellen. Aus dem Französischen. M. 1,—. München, Albert Langen. (Kleine Bibliothek Langen, Band 74.)
Meyrink, Gustav. — Orchideen. Sonderbare Geschichten. Geh. M. 2,—. München, Albert Langen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 90.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

Digitized by Google

3618

September 1904. Einhundertundsiebzehnter Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

Dr. Emil Daniels, Berlin:
Gladstone I. 385

Adolf Gottschewski, Florenz:
Ueber sienesische Kunst 426

Dr. Ernst Consentius, Berlin:
Die Berliner Zeitungen während d. französischen Revolution 449

Robert Schmölder, Oberlandesgerichtsrat, Detmold:
Die alte u. die neue Kriminalistenschule u. der Strafvollzug 489

Carl Todt, Oberlehrer, Steglitz:
Luthers Romreise 497

Julius Stern, Professor, Bruchsal:
Ein Nietzsche des Altertums 515

Lic. Hans Vollmer, Hamburg:
Patriae inserviendo consumor 524

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Ferdinand Jakob Schmidt, Charlottenburg: Kant, Sein Leben und seine Lehre. (S. 536.)

Literatur. Dr. Max Schneidewin, Hameln: Epos des Kaisers Chien-lung (um 1750 nach Chr.), Das Lob der Stadt Mukden. (S. 540.)

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1904.

Ausgegeben den 31. August 1904.

Digitized by Google

Amerika. Dr. Albert Haas, Groß-Lichterfelde: Hugo Münsterberg, Die Amerikaner. (S. 544.) — Alfred Kolb, Als Arbeiter in Amerika. (S. 547.)

Jurisprudenz. Dr. Rehm, Professor der Rechte an der Universität Straßburg: Josef Kohler, Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung. (S. 549.)

Politik und Nationalökonomie. H. Delbrück: Hermann Oncken, Lassalle. (S. 551.) — Gustav Schmoller, Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. (S. 554.)

Politische Korrespondenz.

Dr. Hjalmar Schacht, Friedenau: Die Verstaatlichung der Bergwerksgesellschaft Hibernia. (S. 556.)

Zu Beilagen der Verlagsbuchhandlung Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin und der Firma Fritz P. Hohmann, Malaga-Südwein-Import, Hamburg.

APOLLO

der in Erzielung eines individuellen künstlerischen Spieles unerreichte Klavierspielapparat, wird täglich vorgeführt im

Piano-Magazin von Julius Blüthner, Potsdamerstr. 27 b.

Apollo befindet sich im Gebrauch Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Kais. Hoheit des Kronprinzen, Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich, Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Hessen und Ihrer Königl. Hoheit der Erbprinzessin von Meiningen. Auch für den Vatikan wurden 3 Exemplare geliefert.

Digitized by Google

Berlin W.
Leipzigerstr. 27/28.

S. Adam

Hamburg
Neuerwall 76/80.

Gegründet 1863. Gegründet 1863.

Special-Haus für Herren- und Knaben-Bekleidung

fertig und nach Maass.

Damen-Confection

vom einfachsten bis elegantesten Genre.

Ausrüstungen für jeden Sport

Livréen. und nach allen überseeischen Ländern. Gummimäntel.

Schuhe, Stiefel, Gamaschen, Strümpfe, Hüte etc.

Anfertigung nach Maass unter Garantie guten Sitzes innerhalb 12 Stunden.

Illustrirte Preislisten kostenlos.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden

von

Hans Delbrück.

40 Bogen gr. 8°, eleg. brosch. Mk. 3.—, in Leinwand gebd. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Götz Krafft

Die Geschichte einer Jugend

Band I.

Mit tausend Masten

Roman

von

Edw. Stilgebauer

21.-30. Tausend

Preis pro Band
4 Mark
eleg. gebunden
5 Mark

Urteile über Götz Krafft

Weser-Zeitung, Bremen. . . . Kein Buch für Backfische, wohl aber eines, aus dem Eltern und Lehrer lernen können. Und jüngere Männer, die so oder so selbständig werden, kann es helfen zu werden und zu denken, — Vorurteile abzustoßen und sich innerlich ein Konto anzulegen, das ruhiges Aufsummen und steten klaren Ausgleich erfordert. — Den Wert dieses Goldes erkennen zu helfen, das ist der Zweck meiner Zeilen.

Felix Dahn, Breslau. „Das anziehende Buch, in dem ich mit regem Eifer und vielem Beifall lese."

Berliner Tageblatt. Das alles ist plastisch greifbar, in guter deutscher Sprache erzählt und trefflich komponiert. Der Dichter bildet lebenswahre Rundgestalten. . . . Lange noch zittern die Lichtstrahlen nach, die ihre Erscheinung in unsere Seele geworfen.

Prof. Dr. W. Oncken, Giessen. . . „In jedem Satze, den Sie niederschreiben, finde ich den Beweis der Befähigung, Selbsterlebtes poetisch zu gestalten und philosophisch zu verwerten — ganz so wie ich mir denjenigen denke, der mitberufen ist, die Geistesgeschichte unseres Volkes im Beginn des 20. Jahrhunderts darzustellen".

Wilh. Raabe, Braunschweig. . . Götz Krafft ist ein scharf gesehenes, gut geschriebenes Buch.

Hannoverscher Courier, Hannover. . . Götz Krafft gehört unzweifelhaft zu den Werken, aus denen man etwas lernt, aus denen einem eine Persönlichkeit mit ernsten Augen entgegenblickt und bei denen man neben der Unterhaltung auch tiefere Anregung zum eigenen Weiterdenken findet.

Paul Heyse, Gardone. . . . „Die Reinheit und Redlichkeit der sittlichen Gesinnung, die der Held in so mancherlei Konflikten bewahrt, hat mich so angenehm berührt." . . .

Paul Oskar Höcker, Berlin. . . . „Wegen seines erfrischenden Freimutes möchte ich das Buch allen Pädagogen in die Hand geben, die in ihrer Prüderie eine unheilvolle Vogel Strauss Politik treiben."

Dr. Otto Henne am Rhyn, Sankt Gallen. . . . „Ich bedenke mich keinen Augenblick, das Werk als ein geradezu ausgezeichnetes an die Seite von Goethes Wahrheit und Dichtung, Wilhelm Meisters Lehrjahre und von Gottfried Kellers Grünem Heinrich zu setzen.

Rudolf Presber, Berlin. (Im Frankfurter General-Anzeiger). . . „Es liegt Erzieherisches in dem Buch. Hier ist ein Leben, hier ist seine Beichte. Durch das Ganze braust, Blumen und glitzernde Steine mitreißend, ein Strom von Jugend."

Deutsche Tageszeitung, Berlin. . . Wir fassen unser Urteil dahin zusammen, daß der Roman als Kunstwerk einen entschiedenen Wert in Anspruch nehmen darf.

Zahlreiche ähnlich lautende Urteile überheben mich jeder weiteren Empfehlung dieses epochemachenden Romanwerkes.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Verlag von Rich. Bong, Berlin W. 57.

Druck: Buchdruckerei der Aktiengesellschaft Nationalzeitung, Berlin SW.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundachtzehnter Band.

Oktober bis Dezember 1904.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1904.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des

118. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

	Seite
Andreſen, K., Pantheismus oder Theismus	1
Becker, W., Beſprechung von E. H. Schmitt: Die Gnoſis	334
Bonus, A., Zur Charakteriſtik Gottfried Kellers	452
„ — Beſprechung von P. Remer, Die Dichtung Bd. I—IX	536
v. Caemmerer, Der oſtaſiatiſche Krieg	369
„ — Nachtrag	543
Daniels, E., Gladſtone. II.	38
„ — Die Engländer in Indien und der europäiſche Feind	181
„ — Beſprechung von A. v. Hübner, Neun Jahre der Erinnerungen eines öſterreichiſchen Botſchafters in Paris unter dem zweiten Kaiſerreich 1851—1859	513
Deibel, F., Beſprechung von G. Flaubert, Ein ſchlichtes Herz	339
Delbrück, H., Chriſtentum und Politik	163
„ — Beſprechung von Th. Schneider, Michael Servet	165
„ — Beſprechung von S. Merkle, Reformationsgeſchichtliche Streitfragen	166
„ — Beſprechung von v. Juraſchek, Otto Hübners Geographiſch-ſtatiſtiſche Tabellen aller Länder der Erde	340
Ewald, A., Beiträge zur Kulturgeſchichte der Farben 78	281
Fick, R., Der Preußiſche Geſamtkatalog	313
Fiſcher, Th., Tunis, Biſerta und Tuneſien im Jahre 1904	418
Fuhrmann, M., Beſprechung von A. Sewett, Die Kirche ſiegt	542
„ Fr. Raſſow, Marlene	543
Guſti, D., Die Donaufrage	235
Herrmann, O., Der Turnvater Jahn	19
„ — Erklärung	341
Huckert, E., Sollen wir vom Studium der Medizin abmahnen?	328
Kuntze, Fr., Taines Geſchichtsphiloſophie	259
Lucka, E., Das Gebet	381
Mathaei, A., Die Grenzen des menſchlichen Vorſtellungsvermögens	131
Meyer-Benſey, H., Die Burenſprache und ihre Literatur	209
Outis, Amſterdam und Regensburg	150
Poensgen, O., Paris, London und Groß-Berlin in ihren Verwaltungsorganiſationen	396
Prellwitz, G., Beſprechung von W. Weigand, Gedichte	156
„ — Th. Birt (Beatus Rhenanus) Gedichte	157
„ — Peter Sirius, Eine Liebe	157
„ — O. E. Hartleben, Von reifen Früchten	157
„ — G. Renner, Gedichte — Ahasver	158
„ — H. Büttner, Meiſter Eckehart Schriften und Predigten	520
Schacht, H., Beſprechung von H. Martin, Die Eiſeninduſtrie in ihrem Kampf um den Abſatzmarkt	525
„ — O. Stillich, Nationalökonomiſche Forſchungen auf dem Gebiete der großinduſtriellen Unternehmung	529
„ — Annuaire statistique de la Roumanie	532
Schiele, G. W., Ueber das Streikrecht der Aerzte	437
Schmidt, F. J., Die Simultanſchule und die kirchliche Schulaufſicht	120
v. Wentzel, H., 1802—1815. Lebenserinnerungen des Generalleutnant Wilhelm v. Wentzel I.	467

Digitized by Google

Digitized by Google

heismus?

II.

der „Preußischen Jahrbücher"
liche Wichtigkeit des Problems
hervor, da davon, ob wir uns
oen werden, der ganze Fortschritt
gen wird. Drews vertritt den
licher keinen persönlichen Gott zu-
ründe gehört werden, welche für den
die Persönlichkeit Gottes sprechen.
e Meinungsverschiedenheit, daß die
des Naturmenschen von der Gottheit
primitiven Religionen sind die Götter
ich gegenüberstehende Wesen, d. h. theistisch
ist da, wo später der Pantheismus in der
hielt die große Masse des Volkes doch an
n fest.
t, welcher sich zu spekulativer Gotteserkenntnis
en zunächst nicht zu einer theistischen, sondern
en Auffassung. Er sieht, daß alle Erscheinungen
nabläßig wogenden Meere einer alleinen Sub-
erkennt Gott als das absolute unendliche Wesen,
amenon allem Phänomenalen subsistiert. Der
cht dann aus der Erscheinungswelt das Wesen
n durch logische Schlüsse zu bestimmen. Die
n Religionsphilosophen stimmen heute darin über-
Gottheit ein einheitliches, geistiges, der Welt
und zugleich transscendentes Wesen ist, dessen
e und Vorstellung in der Form der Allmacht und

D.

Digitized by Google

Besprochene Werke.

Seite

Annuaire statistique de la Roumanie 532
Bethge, Hans, Hölderlin 536
Birt, Theodor (Beatus Rhenanus), Gedichte 157
Büttner, Hermann, Meister Eckehart Schriften und Predigten 520
David, J. J., Anzengruber 536
Ernst, Paul, Henrik Ibsen 538
Flaubert, Gustave, Ein schlichtes Herz 339
Hart, Julius, Leo Tolstoi 541
Hartleben, Otto Erich, Von reifen Früchten 157
Herrmann, Wilh., Die sittlichen Gedanken Jesu in ihrem Verhältnis zu der sittlich-sozialen Lebensbewegung der Gegenwart 163
Hesse Hermann, Boccaccio 538
Hofmannsthal, v. H., Victor Hugo 536
v. Hübner, A., Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris 1851—1859 513
Huch, Ricarda, Gottfried Keller 541
Juraschek, Fr. v., Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde 340
Köster, Albert, Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller 452
Martin, Rudolf, Die Eisenindustrie in ihrem Kampf um den Absatzmarkt 525
Merkle, S., Reformationsgeschichtliche Streitfragen 166
Morley, John, The life of William Ewart Gladstone. II. 38
Naumann, Friedrich, Der Streit der Konfessionen um die Schule . . 169
Rassow, Fritz, Marlene 543
Remer, Paul, Lilieneron 536
Renner, Gustav, Gedichte 158
—„— Ahasver 159
Roberts, Einundvierzig Jahre in Indien; vom Subalternoffizier bis zum Oberbefehlshaber 181
Scheerbart, Paul, Cervantes 537
Schmitt, Eugen, Heinrich, Die Gnosis 334
Schneider, Th., Michael Servet 165
Sewett, Arthur, Die Kirche siegt 532
Sirius, Peter, Eine Liebe 157
Stillich, Oskar, Nationalökonomische Forschungen auf dem Gebiete der großindustriellen Unternehmung Bd. I 229
Sturdza, D., Recueil de documents relatifs à la liberté de navigation du Danube 235
Tews, J., Schulkompromiß, Konfessionelle Schule, Simultanschule 169
Troeltsch, Ernst, Die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft . . . 163
Verhandlungen des 14. und 15. evangelisch-sozialen Kongresses 163
Weigand, Wilhelm, Gedichte 156

Politische Korrespondenz.

Seite

D., Die Agitation gegen den Schulkompromiß. Die Schlacht bei Liaujang . 167
Albert Haas, Die amerikanische Präsidentschaftswahl 342
D., In eigener Sache. Beiträge zum Strafrecht. Sankt Bureaukratius. Der Krieg in der Maudschurei 349
* Aus Oesterreich 545
Wiedenfeld, K., Das Schleppmonopol 551
D., Der Krieg. Der russisch-englische Konflikt in der Nordsee. England und Deutschland. Frankreich und seine Armee. Rußland, ein Verfassungsstaat 557

Digitized by Google

Pantheismus oder Theismus?

Von

Karl Andresen.

In seinem Artikel im Aprilheft der „Preußischen Jahrbücher" hebt Professor Drews die außerordentliche Wichtigkeit des Problems der Persönlichkeit Gottes hervor, da davon, ob wir uns für oder gegen dieselbe entscheiden werden, der ganze Fortschritt der menschlichen Kultur abhängen wird. Drews vertritt den pantheistischen Standpunkt, welcher keinen persönlichen Gott zuläßt. Mögen hier nun die Gründe gehört werden, welche für den theistischen Standpunkt und die Persönlichkeit Gottes sprechen.

Darüber herrscht keine Meinungsverschiedenheit, daß die primitive Gefühlsvorstellung des Naturmenschen von der Gottheit theistisch war. In allen primitiven Religionen sind die Götter als den Menschen persönlich gegenüberstehende Wesen, d. h. theistisch aufgefaßt worden. Selbst da, wo später der Pantheismus in der Religion Eingang fand, hielt die große Masse des Volkes doch an theistischen Vorstellungen fest.

Der Menschengeist, welcher sich zu spekulativer Gotteserkenntnis erhebt, kommt dagegen zunächst nicht zu einer theistischen, sondern zu einer pantheistischen Auffassung. Er sieht, daß alle Erscheinungen nur Wellen im unablässig wogenden Meere einer alleinen Substanz sind. Er erkennt Gott als das absolute unendliche Wesen, welches als Noumenon allem Phänomenalen subsistiert. Der Menschengeist sucht dann aus der Erscheinungswelt das Wesen dieses Noumenon durch logische Schlüsse zu bestimmen. Die hervorragendsten Religionsphilosophen stimmen heute darin überein, daß die Gottheit ein einheitliches, geistiges, der Welt immanentes und zugleich transscendentes Wesen ist, dessen Attribute Wille und Vorstellung in der Form der Allmacht und Allweisheit sind.

Digitized by Google

Wer das anfangs unbestimmte Wesen des Absoluten so bestimmt hat, sieht sich nun angesichts tatsächlicher unlogischer Vorgänge in der Welt vor die Alternative gestellt, entweder — wie Platon solches tat — ein absolut unlogisches Prinzip neben dem Prinzip des Logischen, neben dem allweisen Gott anzunehmen, oder ein Nicht-sein-sollendes in Gottes Wesen hineinzutragen. Gott ist angesichts des Unlogischen in der Welt entweder kein Absolutes im Sinne eines Pan oder kein absolut logischer. In verschiedenen Religionen hat die Tatsache des Uebels in der Welt dazu geführt, auf einen besonderen Urheber, auf einen Teufel oder auf Dämonen zu schließen, denen alles zugetraut wurde, was an Wirkungen unsichtbarer Mächte des guten und weisen Gottes unwürdig erschien, worin die Ueberzeugung, daß das Uebel und das Böse durchaus von Ewigkeit her außerhalb des Wesens Gottes begründet sein müsse, ihren Ausdruck gefunden hat.

Die Notwendigkeit, ein dem Logischen Gegenüberstehendes anzunehmen, um überhaupt das Daß der Welt erklären zu können, ist zuerst von Hegel erkannt. Das Logische konnte nach Hegel nur in Beziehung auf irgend welches Unlogisches seinen Inhalt entfalten. „Wenn die Vernunft sich zur logischen Idee determiniert hat", schreibt Hegel, „so würde daraus doch niemals eine Welt entspringen, falls nicht ein Unlogisches entweder außerhalb ihrer gegeben wäre oder als Gegenteil ihrer selbst von ihr selbst gesetzt würde." Lotze folgt Hegel hierin, insofern er anerkennt, daß Gott seine Vorstellung auf etwas *außer ihm* transscendental habe beziehen müssen. Der Paulogismus macht es Hegel nun aber unmöglich, ein Unlogisches oder auch nur ein selbständiges alogisches Prinzip, aus dessen Aktualität das Unlogische hervorgehen könnte, neben dem Logischen anzunehmen. Hegel läßt daher das Logische selbst das Unlogische als Antithese, wenn auch bloß als zu steter Ueberwindung bestimmte Antithese setzen. Er sieht die unlogische Existenzweise der Natur im Willen und behandelt diesen, das Realprinzip Wille überhaupt, als ein Produkt der logischen Idee.

Schon von Schelling ist aber hervorgehoben, daß der Wille nicht ein Produkt der logischen Idee sein kann, sondern daß derselbe ein mit dieser gleich ursprüngliches Prinzip ist. Diesen Gedanken hat E. von Hartmann aufgenommen und die logische Idee und den Willen als die beiden Attribute Gottes in ursprünglicher Einheit gezeigt, womit in Verschmelzung der sich wie Gegenstücke ergänzenden Gedanken Hegels und Schopenhauers der einseitige

Digitized by Google

Panlogismus Hegels ebenso wie der einseitige Panthelismus Schopenhauers überwunden ist.

Hartmann zeigt in seiner Philosophie des Unbewußten nun weiter, daß das Prinzip Wille der reinen Potenz nach unendlich ist im Gegensatz zur logischen Idee, welche endlich, wenngleich in sich unendlicher Durchbildung fähig ist. Er konstatiert daher einen durch das endliche Logische nicht erfüllten leeren Willen. Ist nun aber Gott Wille und Vorstellung in ursprünglicher und untrennbarer Einheit, d. h. logischer Wille oder wollende Vorstellung, so darf der durch das Logische nicht erfüllte leere Wille nicht, wie Hartmann solches tut, in Gott hineingefaßt werden. Wenn Gott die Substanz in der unscheidbaren (nur begrifflich zu unterscheidenden) Einheit von Wille und Vorstellung ist, so fällt der Wille nur insoweit er logischer ist, in diese Einheit; der Wille, soweit er als Teil des potentialiter unendlichen Willens leerer vorstellungsloser alogischer Wille ist, ist nicht ein Teil des logischen Willens (Gottes), sondern ein Gegensatz desselben. Ist Gott logischer Wille, so ist er nicht das Gegenteil, nicht alogischer Wille. Der alogische Wille ist ein durch seine alogische Beschaffenheit der ursprünglich logischen Beschaffenheit des göttlichen Willens entgegengesetzter, Gott gegenüberstehender, außergöttlicher Wille. Nur wo das Subjekt, das was will und vorstellt, ein und dasselbe ist, kann von Gott als von einer Substanz, deren Attribute Wille und Vorstellung in untrennbarer Einheit sind, die Rede sein; bloßer leerer Wille ist mit einer Substanz, in welcher das Wollende und das Vorstellende eins ist, substantiell nicht identisch, sonst wäre die Substanz nicht einheitlich, bezw. Wille und Vorstellung in ihr keine Einheit. Die Substanz Gottes ist eine Einheit; aber von den beiden Prinzipien Wille und Vorstellung ist das Prinzip Wille, der Wille als unendlicher in sich keine Einheit, sondern teils innergöttlich (als logischer Wille), teils außergöttlich (als alogischer Wille). Ein Prinzip eines gesetzlos-zufälligen Dynamischen, oder gar ein unlogisches Prinzip in Gott, wenn er als Prinzip des Logischen, des Gesetzmäßig-Dynamischen erkannt ist, anzunehmen, wäre paradox. Wohl aber ist die Annahme eines gesetzlos-zufälligen Dynamischen im Absoluten neben dem Prinzip des Gesetzmäßig-Dynamischen in Gott möglich — und angesichts der Tatsächlichkeit der unlogischen Vorgänge in der Welt notwendig —, womit Gott allerdings aufhört, als ein Absolutes im Sinne eines Pan gelten zu können. Logisches und Alogisches sind dann nicht

Digitized by Google

„zusammengehörende Seiten einer doppelseitigen Wesenheit Gottes", sondern Gott als das Logische einerseits und das Alogische andererseits bilden die Doppelseitigkeit des Absoluten.

In der ewigen Ruhe vor dem Weltprozeß ist die Substanz Gottes allerdings insofern das Absolute, als der leere Wille hier weder subsistent noch essentiell noch existent ist; mit der Welt wurde die Absolutheit Gottes aber insofern aufgehoben, als der leere Wille mit und neben Gott subsistent wurde.

Der logische Wille hätte als Absolutes niemals in sich die Veranlassung zum Weltprozeß finden können; aus der substantiellen Einheit der Attribute hätte für die Substanz niemals die Veranlassung erwachsen können, die tote Starrheit der ewigen vorweltlichen potentiellen Subsistenz zu überwinden, da die Einheit der Attribute in der Substanz etwas ist, was vor und über aller Beziehung ist. Die Initiative zum Weltprozeß kann daher weder von Beziehungen der Substanz zu ihren Attributen oder der Attribute unter einander, noch von einem Attribut der Substanz allein ausgegangen sein, sondern nur von einem Beziehen der Substanz auf etwas, was außer ihr, außer ihrer Einheit von Wille und Vorstellung ist, d. h. auf den alogischen leeren Willen.

Durch den Gegensatz zum nicht von der Gottheit umfaßten leeren Willen konnte für sie eine Zwecktätigkeit möglich werden. Den leeren Willen zu erfüllen, mit Idee, konnte für sie die Veranlassung werden, aus der reinen Subsistenz zu einer Existenz in ihren Modis herauszugehen.

Die Möglichkeit eines Beziehungen-setzens zwischen dem logischen und dem alogischen Willen war lediglich auf Seite des logischen. Dadurch, daß Gott eine Welt setzte, welche nicht in allen ihren Teilen final bestimmt, kein absoluter Mechanismus ist, sondern in welcher neben dem Konstanten in der Gesetzmäßigkeit eine Variabilität offen ist, ließ er der Betätigung des alogischen Willens einen Raum. Es wurden dadurch theïsche Beziehungen zwischen Gott und dem alogischen Willen möglich. Der alogische Wille als allgegenwärtiger begleitet nun als Zufall jede Kategorie als ihr Schatten; er ist das, was mitpassiert, ohne daß es geplant (logisch gewollt) ist. Als unbestimmter, in seiner Aktualität zufälliger, hat der alogische Wille eine teilweise Tendenz dem, was logisch bestimmt ist, entgegenzuwirken und erscheint gerade als Widerspruch gegen das Gesetzliche. Die Welt ist außer von Gesetzmäßigem, von Widersprüchen gegen dasselbe, von einem realen Willenswider-

Digitized by Google

streit durchwaltet und getragen. — Auch Hegel benutzt den Begriff der Zufälligkeit, um für die Widersprüche, für das Unlogische im einzelnen Raum zu gewinnen; jedoch ist dieses in Hegels Panlogismus ein schwacher Punkt. Die Widersprüche sind als Resultanten der Zufälligkeit nur zu erklären, wenn ein selbständiges alogisches Realprinzip da ist, aus dessen Aktualität das Unlogische hervorgeht.

Ein logischer Gott erfordert einen logisch gewollten Zweck der Welt. Nur von einer Welt, welche einer vernunftlosen blinden Willensinitiative ihren Ursprung verdanken würde, könnte angenommen werden, daß ihr ein positiver Endzweck fehlt. Hat aber der logische Gott die Welt gesetzt und zwar in Hinsicht auf den alogischen Willen, so erscheint als positiver Weltzweck, daß der ideenlose Wille logifiziert wird, so daß auch er dann zu Einheiten von Wille und logischer Idee wird. Da der Wille, soweit er innergöttlicher ist, hinreichend ist zum Gesättigtsein des Logischen, ist für den Willen als außergöttlichen zwar kein Vorstellungsinhalt übrig; es wäre daher unlogisch, wenn Gott versuchen wollte, *sich selbst* als unendliche Idee zu aktualisieren und dadurch den Willen in unendlicher Breite zu erfüllen. Wohl aber kann der leere Wille einen Vorstellungsinhalt bekommen, indem er sich in Gott substantiell gegenüberstehenden Subjekten konkresciert, welche dann dem göttlichen Logischen analoge Vorstellungsinhalte bekommen können.

Der alogische Wille, welcher als außergöttlicher schon unabhängig von einer schlechthinigen Determination seitens des Logischen (Gottes) ist, ist in den menschlichen Persönlichkeiten subsistent geworden in Subjekten mit inhaltlich durch eigene Zweckvorstellungen bestimmtem Wollen.

Drews hat Recht, wenn er als Persönlichkeit dasjenige menschliche Individuum bezeichnet, welches sich als Geist über seine natürliche Bedingtheit erhoben hat und sich als Gegensatz zu dieser Bedingtheit weiß und betätigt. Aber es ist nicht richtig, wenn er dann die endliche Körperlichkeit, in welcher die geistige Persönlichkeit sich bildet und in welcher sie als in ihrer Gebärmutter wächst, als das die Persönlichkeit Konstituierende und als zum Wesen derselben gehörig hinstellt. Das Körperliche hat nur als Durchgangspunkt und Mittel zur Entfaltung der Persönlichkeit sein Recht und seine Bedeutung und ist daran festzuhalten, daß unter Persönlichkeit nur die übersinnliche Wesenheit des Geistes, sofern sie die Natur über-

Digitized by Google

ragt und sich spontan und autonom ihrer Beschaffenheit gemäß betätigt, zu verstehen ist. Die Endlichkeit, das Nichtgeistige am Menschen, welchem gegenüber sein Geist sich durchzusetzen und als selbständig zu behaupten hat, konstituiert seine phänomenale Person (persona = Maske), nicht seine Persönlichkeit. Weder das Nichtgeistige, Organische, noch die Tatsache, daß sich die Persönlichkeit einerseits diesem gegenüber zu behaupten hat, andererseits dieses als seinen Apparat benutzt, gehört in das Wesen der Persönlichkeit. Nur dadurch, daß Drews im Gegensatz zum heute üblichen Sprachgebrauch das Nichtgeistige in das Wesen der Persönlichkeit hineinfaßt, gibt er dem Begriff der Persönlichkeit einen rein menschlichen Charakter. Auf Gott angewandt kann das Wort Persönlichkeit selbstredend nur eine rein geistige übersinnliche Wesenheit bezeichnen und ist auf ihn überall nur in dieser Bedeutung angewandt, wo nicht die naive anthropomorphe Gottesvorstellung wieder Körperlichkeit in ihn hineingetragen hat. Darin, daß Gott als Persönlichkeit bezeichnet wurde, sollte einerseits gerade eine Verwerfung aller naturalistischen Elemente seines Wesens liegen, andererseits eine Freiheit von der natürlichen Bedingtheit, eine Herrschaft über die Natur ausgedrückt sein. Ein geistiger Gott, welcher nur durch die Natur bedingt wäre, würde nicht als Persönlichkeit bezeichnet werden können.

Im normalen Menschen ist die Potenz vorhanden, daß sich in ihm eine geistige Persönlichkeit bildet, welche frei von der natürlichen Bedingtheit ist. Doch nicht jeder Mensch hat sich zu einer solchen erhoben. Derjenige aber, welcher sich zu einer Persönlichkeit aufgeschwungen hat, hat sich damit als reales Selbst in die geistige Welt erhoben, welche allein das eigentlich und an sich Seiende ist. Die eigenen geistigen Funktionen der menschlichen Persönlichkeiten sind nicht mehr Funktionen des metaphysischen Subjekts Weltseele, sondern Funktionen dieser gegenüberstehender Subjekte, deren Attribute ebenso wie die der Weltseele Wille und Vorstellung sind. Die Substanz Gottes steht zu der der menschlichen Persönlichkeit subsistierenden Wesenheit von Willen und Alogischem, welches sich zu einem Logischen entfaltet hat, in einem substantiellen Gegensatz. Der dem geistigen Selbst der Menschen subsistierende alogische Wille hat sich durch intra-attributive Veränderung zu einem logischen Willen entfaltet. Wenn unter Substanz nun nur ein stabiliertes Sein, nur eine Einheit von Wille und Vorstellung verstanden sein soll, so ist diese Entfaltung

Digitized by Google

eine qualitative Veränderung des Attributs Vorstellung, wodurch der leere Wille in den geistigen Selbsten erst substantiell geworden ist. Die Persönlichkeit des Menschen ist ein eigenes Selbst, nicht wie Drews sagt, das Selbst Gottes. In ihrem geistigen Selbst sind Gott und die menschlichen Persönlichkeiten wesensgleichartig, nicht wesensidentisch. Eine wiedererwachte individualistische Geistesströmung hat daher Recht, wenn sie den Schwerpunkt der menschlichen Persönlichkeit in ihrer eigenen Individualität sieht, anstatt dieselbe in einer metaphysischen Einheit mit Gott wurzeln zu lassen.

Der Mensch erhebt sich dadurch zur Persönlichkeit, daß er zu einer Freiheit vom kausalen Bedingtwerden durch Gott, zu einer Freiheit von dem der Welt immanenten Gott kommt. Die Möglichkeit einer autonomen Freiheit wurzelt in dem ontologischen Nicht-eins-sein mit Gott. Würden wir zu Gott nur in dem Verhältnis einer intrasubstantiellen Kausalität stehen, wie unser Körper, so könnten wir nicht frei sein. Unser autonomes Selbst, welches in sich selber, bezw. in der Aseität des außergöttlichen Willens ruht, strebt immer mehr, über die ihm durch die endliche Körperlichkeit gezogenen Schranken hinauszugelangen, aber keineswegs, wie Drews sagt, nach Aufhebung der persönlichen Schranken. Als religiöse Persönlichkeit wird der Mensch in der Erkenntnis, daß das, was die Allmacht und Allweisheit will, auch für ihn selbst das Beste ist, in Willensübereinstimmung mit Gott zu gelangen suchen und vertrauensvoll seine subjektiven Zwecke den objektiven Zwecken freiwillig unterordnen. Er wird erkennen, daß seine subjektiven Zwecke vom höchsten Gesichtspunkt aus mit den objektiven Zwecken zusammenfallen müssen. Bei dem Bewußtsein des ontologischen Nicht-eins-seins wird es ihm darauf ankommen, mit Gott willenseins zu werden.

Ein immanenter theistischer Gott waltet inmitten des Welt- und Menschenlebens ebenso wie der pantheistische Gott. Wir sind ihm ebenso nahe wie einem pantheistischen Gott, da wir in ihm, dem Allgegenwärtigen leben, weben und sind. Aber wir leben in ihm nicht nur als seine Glieder, sondern als geistige Selbste. Die menschlichen Persönlichkeiten stehen zu Gott nicht in einem Verhältnis wie Finger zu einem Körper, sondern wie Söhne zu einem Vater. Substantiell von ihm verschieden, aber mit ihm wesensgleichartig, stehen wir zu ihm in dem Verhältnis eines Ich zu einem Du. Ein bloßes ontologisches Einssein mit Gott, dessen

Digitized by Google

sich der Kot auf der Straße ebenso wie unsere körperliche Endlichkeit erfreut, oder das Bewußtsein von solchem Einssein als ein wahres religiöses Verhältnis hinzustellen, ist eine Verwässerung der religiösen Denkungsart. Nur eine Beziehung zu Gott, welche auf beiden Seiten den Begriff der autonomen Freiheit und Persönlichkeit zu ihrem Recht kommen läßt, kann als ein wirkliches religiöses Verhältnis gelten. Eine persönliche Beziehung ist nur zu einer Persönlichkeit, nicht zu einem Unpersönlichen möglich. In der Religion ist das Verhältnis zum religiösen Objekt, wenn es ein persönliches sein soll, nur als ein solches aufzufassen, in welchem ein persönliches Subjekt zu einem anderen persönlichen Subjekt steht. Freilich ist das Verhältnis der Menschen zu Gott nicht nur wie das zu einem Nebenmenschen, sondern einzigartig, weil Gott uns unendlich überragt und ein einzigartiger vollkommener ist. Aber es ist immer ein Verhältnis zu einer uns gegenüberstehenden Persönlichkeit, nicht eine wesenhafte Identität unseres Selbst mit Gott.

Es ist von pantheistischer Seite behauptet, daß eine Beziehung zwischen verschiedenen Substanzen überhaupt nicht möglich sei, demnach Gott und die menschlichen Persönlichkeiten, wenn sie verschiedene Substanzen seien, beziehungslos neben einander hergehen müßten. Den Beweis für eine Unmöglichkeit intersubstantieller Beziehungen haben aber sowohl Lotze, als auch Hartmann vergeblich zu erbringen versucht. In eine einseitige ideelle Beziehung vermag ich selbst zu etwas zu treten, welches nur ideell, nur in meiner Idee vorhanden ist; diese einseitige ideelle Beziehung wird aber dadurch nicht aufgehoben, wenn dem, auf welches sich dieselbe bezieht, tatsächlich eine Realität, wenn auch eine Realität von anderer Substanz zukommt. Wie die ideellen Beziehungen Gottes zum außergöttlichen alogischen Willen mittels des Zwischengliedes der solche Beziehungen zulassenden, von Gott gesetzten Welt zu reellen expliciten Beziehungen werden konnten, ist bereits kurz gezeigt. Wie sollte Gott nun zu dem in den menschlichen Persönlichkeiten logifizierten Willen nicht in reellen expliciten Beziehungen stehen können? Gewiß sind die menschlichen Persönlichkeiten unabhängig von einem schlechthinigen kausalen Bedingtwerden, von einer notwendigen Determination seitens Gottes — in dieser Unabhängigkeit besteht ja gerade ihr Wesen —, aber dieses schließt die Möglichkeit reeller Beziehungen keineswegs aus. Während Gott zum alogischen Willen zwar in logischer und theliſcher, dieſer

Digitized by Google

zu ihm aber nur in theliſcher Beziehung ſtehen konnte, können die realen menſchlichen Perſönlichkeiten und Gott ſowohl in logiſcher als auch in theliſcher Beziehung zu einander ſtehen.

Der Weltprozeß tendiert erſichtlich, Perſönlichkeiten zu geiſtiger und ſittlicher Vollendung heraufzuführen und zu einem überweltlichen Sinn emporzuheben. Es iſt in der Welt nichts vorhanden, worin wir einen anderen Wert oder einen höheren Zweck erblicken könnten. Die Tatſache, daß die Welt in Hinſicht auf den Wert der Perſönlichkeiten geſetzt iſt, zwingt uns ſchon an und für ſich, einen perſönlichen Gott anzunehmen, da eine ſolche Wertvorſtellung bei einem unperſönlichen Abſoluten undenkbar wäre. Aber auch allein die Vorſtellung, daß das Individuum dem Weſen Gottes um ſo näher rückt, je mehr es ſich von der Endlichkeit befreit und zur Perſönlichkeit wird, führt uns dazu, an der Perſönlichkeit Gottes feſtzuhalten. Der Pantheismus, welcher keine Gott gegenüberſtehende reale Perſönlichkeiten kennen kann und die Idee einer Unvergänglichkeit der Menſchenſeelen, ſelbſt die einer potentiellen und bedingten Unvergänglichkeit nicht zuläßt, ſteht in einem Gegenſatz zur tatſächlichen Wirklichkeit, wenn er durch ſeine Theorie dazu geführt wird, das Weſen der Perſönlichkeit als etwas Untergeordnetes und Unweſentliches zu betrachten. Je mehr die Unvergänglichkeit der realen Individualſeelen erkannt werden wird, umſomehr werden wir Gründe, welche gegen den Pantheismus ſprechen, gewonnen haben.

Zur Beſtimmung des Weſens der Gottheit iſt die Reflexion auf unſer eigenes geiſtiges Weſen unentbehrlich. Das Weſen Gottes kann nur erkennbar ſein, wenn etwas da iſt, womit es verglichen werden kann. Mag immerhin eine Idealiſierung des menſchlichen geiſtigen Weſens und eine Uebertragung dieſes Ideals auf Gott dazu führen, vieles, was nur menſchlich iſt, bei Gott vorauszuſetzen, ſo werden doch anthropo-pſychiſche Gottesvorſtellungen letzten Endes, bei der Vollendung des Weltprozeſſes, wenn der Menſch vollkommen geworden ſein wird, gleichwie der transſcendente Vater vollkommen iſt, adäquate geworden ſein.

Je mehr man das Weſen Gottes von den Motiven des ſittlichen Bewußtſeins aus gegenſtändlich zu machen ſuchen wird, umſomehr wird man ebenfalls dazu geführt, den Begriff der Perſönlichkeit Gottes in den Mittelpunkt zu rücken. Gott muß die weſentlichen Beſtimmungen der menſchlichen ſittlichen Perſönlichkeit beſitzen.

Digitized by Google

Es ist ein bezeichnender Gegensatz der theistischen Gottesvorstellung zur pantheistischen, daß erstere die Liebe als von Ewigkeit im Wesen Gottes bestehend auffaßt, während letztere sie nicht anerkennt oder aufhebt. Liebe eines geistigen Gottes ist selbstredend nicht als sensitives Gefühl, sondern als intuitives Wohlwollen zu verstehen. Für die theistische Auffassung ist Gott unser liebevoller Vater, welcher sich den Leiden des Weltprozesses aussetzte, um Wesen, die ihm gleich seien, seiner Seligkeit, welche Folge einer Vollkommenheit der Persönlichkeit ist, teilhaftig werden zu lassen; für die pantheistische Auffassung kann Gott nur die alles reabsorbierende Weltseele sein, welche ihre Kinder fühllos peinigt und dann auffrißt. Ein solcher Gott könnte für die Menschen aber höchstens ein Objekt der Ehrfurcht sein, nicht der Liebe. Ein Verhältnis der Liebe der Menschen zu Gott setzt eine Liebe Gottes zu den Menschen voraus. Solche Liebe gehört aber zu einem wahren religiösen Verhältnis der Menschen zu Gott.

Gleichwie Biedermann und andere behauptet Drews mit Recht, daß das Selbstbewußtsein notwendige Bedingung der Persönlichkeit ist, während es keine notwendige Bedingung des Geistes ist. Persönlichkeit besteht in der bewußten Beziehung des Ich auf sein substantielles Wesen. Das Bewußtwerden des Selbst ist die Bedingung des Selbst; das Selbst wird erst durch und mit dem Bewußtsein. Schon hieraus allein folgt aber, daß kein anderes Selbst, auch kein unbewußtes, mein Selbst sein kann. Meine Persönlichkeit ist ein individuelles Selbst, welches sich seiner als Selbst bewußt geworden ist, und kann daher nicht das göttliche Selbst sein. Die Ansicht Feuerbachs, nach welcher die Götter hinausprojizierte Wünsche des Menschen sind und Gott immer nur das eigene Selbst des Menschen darstellt, braucht nach dem Gesagten nicht weiter widerlegt zu werden. Feuerbach konnte für eine kurze Zeit blenden, aber nicht dauernd fesseln. Anfangs zu einem transscendenten Idealismus hinneigend, verfällt er schließlich einem unphilosophischen naiven Realismus und hat sich damit selbst gerichtet. Man kann daher wohl von niemand weniger als von Feuerbach behaupten, er habe „den Theismus ins Herz getroffen und ein für alle Mal abgetan".

Auch Gott kann Persönlichkeit nur sein, wenn er — zentral, nicht nur peripherisch — Selbstbewußtsein hat. — Das Bestreben, die pantheistische Substanz aus dem objektiven Sein zum subjektiven s e l b s t b e w u ß t e n Wesen zu erheben, ist ein besonders

Digitized by Google

charakteristischer Zug Hegels. Mit Recht tadelt er an der Substanz Spinozas, daß ihr die subjektive Zwecktätigkeit und die Persönlichkeit fehle. Hegel zeigt, daß Gott nicht nur eine unterschiedslose Einheit, sondern ein in sich beharrendes, die Vielheit beherrschendes und sich von dieser unterscheidendes einheitliches Subjekt ist. Eine solche Selbstunterscheidung ist aber nicht anders wie als Akt eines Selbstbewußtseins denkbar, und zwar als eines Selbstbewußtseins, welches Gott hat, weil er sich seiner Subjektivität und Realität inne ist. Gottes Selbstbewußtsein ist die Zusammenfassung der Gesamtheit seines intuitiven Vorstellungsinhalts (der Allweisheit).

Zur Persönlichkeit gehört außer dem Selbstbewußtsein — nach E. von Hartmann und anderen — ein einheitlicher übersinnlicher Zweck, den das Subjekt teleologisch festhält, indem es seine Vorstellungs- und Willenstätigkeit auf ihn bezieht und richtet. Ein solches Sich-beziehen und Richten auf einen übersinnlichen Zweck findet aber sowohl bei Gott als auch bei den menschlichen Persönlichkeiten statt; bei Gott nur intuitiv aus seiner Allweisheit heraus, bei den Menschen teils intuitiv dem psychischen Vorstellungsinhalt seiner Persönlichkeit gemäß, teils bei der Unvollkommenheit dieses Inhalts diskursiv. Eine diskursive Reflexion kann für uns erst dann überflüssig werden, wenn wir vollendete Persönlichkeiten geworden sind, wenn auch wir intuitiv Weisheit in ihrer Vollendung, d. h. absolut logische Vorstellung, und Sittlichkeit in ihrer Vollendung, d. h. absolut logisches Wollen haben werden. Wenn einer nun eine vollendete Persönlichkeit, eine Persönlichkeit, welche über die Schranken des heute erfahrungsmäßig gegebenen Wesens der Persönlichkeit hinausgehoben ist, nicht als Persönlichkeit, sondern als Ueberpersönlichkeit auffassen zu müssen meint, für den würde kein Grund dagegen vorliegen, Gott anstatt als persönlich als überpersönlich zu bezeichnen. Falsch wäre nur, ihn als unpersönlich zu bezeichnen.

Persönlichkeit bezeichnet nach dem Gesagten *ein von der Bedingtheit durch das Natürliche freies geistiges Subjekt, welches Selbstbewußtsein hat und seine Willens- und Vorstellungstätigkeit auf einen übersinnlichen Zweck bezieht und richtet.* Persönlichkeit ist in diesem Sinne sowohl das geistige Selbst des Menschen als auch Gott.

Nach Drews besteht zwischen der Philosophie und dem christ-

Digitized by Google

lichen Theismus ein unversöhnbarer Gegensatz; er sieht nicht, daß die philosophische Begründung des Theismus, die Heraufführung des Pantheismus zum Theismus eine immer vollkommenere wird und die theistischen Momente immer gefestigter hervortreten. Schon bei Hegel ist der Begriff der absoluten Substanz so sehr hinter dem Begriff des sich selbst bestimmenden Subjekts zurückgetreten, daß Hegel selbst behauptet, mit seiner Philosophie den wahren Gehalt der christlichen Religion zur Stufe des Begriffs erhoben zu haben. Freilich behauptet Hegel dies noch mit Unrecht; sein Gott ist noch nicht selbstbewußte Persönlichkeit. Erst der rechte Flügel der Hegelianer hat Hegels Lehre mit der selbstbewußten Persönlichkeit Gottes verträglich gemacht; Ulrici, Lotze, Deutinger, Rosenkrantz und Frohschammer haben einen persönlichen Gott. Herm. Siebeck weist in seinem „Lehrbuch der Religionsphilosophie" die Notwendigkeit der Annahme eines persönlichen Gottes nach. J. Lindsay verteidigt in seinem umfangreichen Werke „Recent advances in theistic philosophy" mit großer Entschiedenheit die Persönlichkeit Gottes.

Abschließend durchgeführt ist der Theismus dem Pantheismus gegenüber immerhin aber da noch nicht, wo gezeigt ist, daß Gott alle Merkmale einer selbstbewußten Persönlichkeit zukommen, sondern erst da, wo er als solche einer ihm gegenüberstehenden Realität gegenüber auch aktuell werden kann. Nur wenn im Pantheismus das Pan gefallen ist, ist er wirklich Theismus geworden. Gegen eine absolute Persönlichkeit kann immer eingewandt werden — daß sie niemals aktuelle Persönlichkeit sein könne, weil für das Absolute nichts da sei, woran es sein Bewußtsein entzünden könne. Der konkret-monistische Gott Hartmanns bleibt, obgleich er alle übrigen Merkmale eines persönlichen Gottes trägt, — er hat sogar Bewußtseinspotenz — doch unbewußter und unpersönlicher Geist, da die Möglichkeit eines Aktuellwerdens seiner Bewußtseinspotenz verneint wird, weil in der unbewußt selbstgewollten Entfaltung seines eigenen geistigen Wesens nichts da sei, woran seine geistige Tätigkeit einen Widerstand finden und in sich selbst zurückgeworfen werden könne. Die Möglichkeit eines Bewußtwerdens, bezw. der Entfaltung des selbstgewollten Willensinhalts auf solches Bewußtwerden hin ist aber vorhanden, wo Gott in den menschlichen Persönlichkeiten durch ihr ontologisches Nicht-eins-sein von ihm freie, realiter von ihm verschiedene Selbste gegenüberstehen. Es ist wohl von Bedeutung für die Aktualität des Bewußtseins und

Digitized by Google

die Persönlichkeit Gottes, ob die menschlichen Persönlichkeiten individuelle Substanzen oder ob sie Teile einer absoluten Substanz sind. Ist ersteres der Fall, so muß Gottes Bewußtseinspotenz aktuell werden. Hat Gott aber aktuelles Bewußtsein, so muß er auch aktuelles Bewußtsein seiner selbst, d. h. Selbstbewußtsein haben. Als selbstbewußter steht er dann den mit ihm wesensgleichartigen menschlichen Persönlichkeiten als Persönlichkeit gegenüber.

Schon Jacobi, welcher zuerst die Forderung einer theistischen Metaphysik aufstellte, erklärte, daß das Absolute als solches weder Bewußtsein haben, noch Persönlichkeit sein könne. Auch die neueren Dogmatiker Biedermann, Pfleiderer und Lipsius hatten erkannt, daß der Begriff einer absoluten Persönlichkeit einen Widerspruch in sich schließe. Karl Stange schreibt in seiner „Christlichen Ethik", daß es sich bei der Auseinandersetzung über die Berechtigung der theistischen und der pantheistischen Metaphysik um zwei Streitpunkte handele: um die Behauptung der Persönlichkeit Gottes und die Behauptung der Vielheit der Realitäten. Stange konstatiert, daß Gott von den menschlichen Persönlichkeiten substantiell getrennt sein müsse, um Persönlichkeit zu sein, und tatsächlich von diesen substantiell verschieden sei. So schreibt auch A. Dorner in seinem „Grundriß der Religionsphilosophie" der menschlichen Persönlichkeit eine in göttlichen Aktionen nicht erschöpfte reale Wesenheit zu und hält an dem Selbstbewußtsein Gottes fest. — Wo immer ein transscendenter Individualismus Raum hat, ist auch für einen theistischen Gott Raum. Herbarts — freilich in seiner Wurzel unbegründeter — pluralistischer Standpunkt, welcher keine Absolutheit Gottes im Sinne eines Pan kennt, gestattet die Durchführung eines selbstbewußten und persönlichen Gottes; alle Herbartianer sind Theisten. — Mit dem in der alogischen Realität im Weltprozeß wurzelnden transscendenten Individualismus findet der Theismus dem Pantheismus gegenüber seine abschließende Begründung.

Drews führt, ohne die Fülle der theistischen Momente, welche als im Wesen Gottes vorhanden festgestellt sind, zu beachten, zur Hauptsache den Nachweis, daß der pantheistische Gott nicht Persönlichkeit sein könne. Am Schlusse seines Aufsatzes sagt er dann freilich, daß sich die Parteien unter dem Schlachtruf „hie Pantheismus — hie Theismus" scheiden werden; das heißt aber, daß sie sich scheiden werden nach der Antwort, welche sie auf die Frage geben, ob Gott als das Absolute im Sinne eines Pan oder

Digitized by Google

theistisch zu denken ist. Anstatt nach der Möglichkeit eines persönlichen Absoluten oder einer absoluten Persönlichkeit zu fragen, muß die Frage gestellt werden, ob Gott Persönlichkeit *oder* das Absolute ist. Zu einer Erörterung der Frage in dieser ihrer eigentlichen Bedeutung kommt Drews noch nicht.

Die Theisten sind, gemeiniglich ohne es zu wissen, dadurch in einen inneren Widerspruch in ihrer Auffassung geraten, daß sie von der Philosophie die Idee der Absolutheit Gottes aufgenommen haben, ohne zu beachten, daß sie damit die Persönlichkeit Gottes illusorisch machten. Sie wähnten, Gott zu verkleinern, wenn sie den allumfassenden Begriff der Absolutheit als nicht auf ihn anwendbar verwerfen würden. Durch das Fehlen der Absolutheit wird Gottes *Wesen* aber ebenso wenig qualitativ beschränkt, wie das Wesen eines Vaters durch das Vorhandensein eines Sohnes. Auch von einer quantitativen Beschränkung des Unendlichen durch Aufhebung der Absolutheit kann wohl kaum die Rede sein, da Gott nichts genommen wird und da er immer unendlich bleibt. $\infty - x = \infty$. Eine Beschränkung des Wesens Gottes liegt im Gegenteil darin, wenn das Uebel in ihn als das Pan hineingetragen werden muß und ihm die Persönlichkeit genommen wird. Sobald die Theisten und Halbtheisten erkannt haben werden, daß sie nur vor der Wahl stehen, entweder den Begriff der Absolutheit oder die Persönlichkeit Gottes fallen zu lassen, werden sie nicht zögern, sich für ersteres zu entscheiden. Der Begriff des Absoluten sitzt nicht fest im Menschenherzen. — Ein außergöttlicher Wille dürfte dagegen eine dem sogenannten gesunden Menschenverstand einleuchtende Vorstellung sein, da dieser nicht annimmt, daß alle weltlichen Vorgänge durch einen absoluten Willen verursacht sind, sondern weiß, daß in der Welt manches geschieht, was Gottes Wille nicht ist.

Wenn Drews die Behauptung aufstellt, daß es sich bei dem Gegensatz zwischen Pantheismus und Theismus nicht um den Kampf zweier Weltanschauungen, die logisch betrachtet gleich gut möglich seien, sondern um zwei Willensgegensätze, um einen Interessenkampf handele, weil die Priester als die offiziellen Vermittler zwischen Gott und den Menschen das größte Interesse daran haben, eine andere als die theistische Ansicht nicht aufkommen zu lassen, so erhellt die Absurdität dieser Behauptung wohl schon daraus, daß in denjenigen Religionen, welche von der Persönlichkeit Gottes absahen, Priester ein ebenso reiches Arbeits-

Digitized by Google

feld hatten wie in den theistischen Religionen. Priester werden immer da sein müssen, wo Religion, in welcher Form auch immer, gelehrt und gepflegt werden wird. Wenn die Existenz der Priester irgendwo gefährdet wäre, so wäre es am ehesten in einem undogmatischen Liberalismus, wenn derselbe damit Ernst machen sollte, Religion auf das rein subjektive Gebiet zu beschränken und von positiven Religionslehren ganz und gar abzusehen. Und gerade dieser Richtung drängt die große Masse derjenigen Priester zu, welche sich heute innerlich von den traditionellen Religionslehren losgelöst haben! Denkt Drews wirklich, daß die Verfechter des Theismus, Männer wie die obengenannten Hegelianer, wie Schelling, Weiße, J. G. Fichte und viele andere, welche eine Synthese von Pantheismus und Theismus erstrebten, an der Persönlichkeit Gottes aus irgend einem Interesse festgehalten haben, oder nicht vielmehr weil sie von der Unentbehrlichkeit dieser Vorstellung überzeugt waren? Diese Ueberzeugung war bei ihnen eine so feste, daß sie dieselbe nicht fallen ließen, trotzdem es *ihnen* nicht gelang, sie in sich mit ihrem Denken völlig zu vereinbaren. Selbst von den religiösen Gemeinschaften, welche sich außerhalb des Christentums gestellt haben, halten viele doch mit tiefer innerer Ueberzeugung und warmer Begeisterung am theistischen Standpunkt fest. Die Unitarier Nordamerikas und Englands sind zum bei weitem größten Teil Theisten. Und schließlich der vor etwa einem Jahrhundert in Indien durch Ram Mohan Roy auf Grundlage vergleichender Religionsphilosophie ins Leben gerufene universale Brahmo-Somadsch, welchem die aufgeklärten Hindus heute in wachsender Zahl sich zuwenden, ist ausgesprochen theistisch. Sollte die Ursache hiervon in irgend welchen praktischen Interessen zu suchen sein, oder nicht vielmehr darin, daß der Sehnsucht des Gemüts, in Gott das Höchste als Wirklichkeit zu denken, keine andere Gestalt des Daseins als die der Persönlichkeit genügen kann?

Die Grundursache der heutigen Uneinigkeit zwischen Wissenschaft und Religion, die unser modernes Kulturleben zerklüftet, liegt darin, daß die Religion unter dem Einfluß skeptischer Lehren, anstatt an der Hand der Metaphysik nach weiterer spekulativer Durchbildung zu streben, in der Entmetaphysizierung der rückständigen religiösen Weltanschauung das Heil sah. Im Streben nach geistiger Vervollkommnung nachzulassen, weil wir eine geistige Vollkommenheit in absehbarer Zeit doch nicht erreichen können, ist aber ebenso töricht, ja auch ebenso unsittlich, wie wenn wir im

Digitized by Google

Streben nach sittlicher Vervollkommnung nachlassen wollten, weil wir zu einer sittlichen Vollkommenheit in absehbarer Zeit doch nicht gelangen können. Auch werden wir zu immer höheren sittlichen Normen nur gelangen können, wenn wir auch zu immer höherer geistiger Erkenntnis ewiger metaphysischer Wahrheit kommen. Der Skeptizismus, wie ihn Ritschl gepredigt hat, hat bei manchen Theologen den Eifer für Vertiefung der Wahrheit gelähmt, ja, ihnen sogar das Verständnis für die spekulativen Bemühungen der Vergangenheit und der Gegenwart genommen. Andernfalls, meine ich, würden wir bereits unter Aufnahme der vielen berechtigten Gedanken, welche uns der Pantheismus bietet und welche vor einem Rückfall in den Deismus schützen, uns zu einem allgemeinen, spekulativ begründeten Theismus durchgerungen haben. Darin pflichte ich Drews bei, daß die heutige religiöse Krisis nur durch spekulative Weiterbildung überwunden werden kann. Wenngleich Philosophie die Religion niemals wird ersetzen können, wie solches der alte Rationalismus meinte, so wird doch die Wahrheit hinsichtlich der Gottesfrage und hinsichtlich der heute spekulativ arg vernachlässigten Unsterblichkeitsfrage, und damit die alleine, objektiv wahre Religion nur mit Beihilfe der Philosophie gewonnen werden können. Wenn Drews aber sagt, daß es vergeudete Mühe sei, eine Versöhnung zwischen der Philosophie und dem christlichen Theismus zu erstreben, so hemmt er mit dieser Behauptung, deren Nichtberechtigung nach dem Dargelegten nicht mehr nachgewiesen zu werden braucht, die Heilung der Zerklüftung zwischen Religion und Wissenschaft. Mit der spekulativen Umbiegung des Pantheismus zu einem anthropopsychischen Theismus wird die Vorstellung des primitiven religiösen Gefühls logisch gerechtfertigt sein, was von nicht zu unterschätzendem Wert ist. Erst mit Herstellung der inneren Harmonie von Kopf und Herz des Menschen werden wir die unerschütterliche und unverlierbare Religionsgrundlage gewonnen haben, von welcher aus wir uns dann, ohne auf unserem weiteren Wege in einem Gefühl einen Wegweiser an der Hand zu haben, rein intellektuell in die höheren Regionen der transscendenten Welt erheben mögen.

Eine Kultur, in welcher dem Leben kein Halt aus metaphysischen Wahrheiten gegeben wird, in welcher die festen Richtlinien eines Systems fehlen, mag bis zu einer gewissen Höhe steigen, da Moral bis zu einer bestimmten Entwicklungsstufe in sich selbst begründbar ist, muß aber früher oder später den Glauben an sich selbst

Digitized by Google

verlieren und an innerer Zersetzung zu Grunde gehen. Der von der Natur gewollte Kampf ums Dasein, der Kampf gegen das Uebel und das Böse treibt zu einer Entwicklung geistiger und sittlicher Persönlichkeiten; doch kann diese Entwicklung nur gerechtfertigt, erhalten und zu einem bewußt gewollten Streben nach Vollendung heraufgeführt werden durch eine Weltanschauung, welche die Vollendung der Persönlichkeiten als transscendent-positives Ziel zeigt. Dieses kann aber nur der Theismus; ja er muß zu diesem Resultate kommen, da von der Voraussetzung aus, daß ein theistischer Gott die Welt gesetzt hat, ein transscendent-positiver Zweck der Welt logische Forderung ist — nicht nur eudämonistisches Gemütspostulat.

Kein pantheistischer Standpunkt hat bis jetzt eine annehmbare Erklärung des Zwecks der Welt geben können, welche mit der Annahme vereinbar ist, daß die Welt einem logischen Gott ihren Ursprung verdankt. Schon angesichts dieses Umstandes ist nichts unberechtigter, als wenn der Pantheismus den Anspruch erhebt, der Weisheit letzter Schluß zu sein und den Theismus überwunden zu haben. Für den Pantheismus, welcher keine Realitäten innerhalb des Weltprozesses anerkennen kann und bei welchem alles in die Identität mit Gott zurückgehen muß, kann aus dem Weltprozeß niemals ein Gewinn herauskommen. Ein Sich-versenken im alleinen Absoluten mittels des Denkens, Weltflucht und Askese haben als die Mittel für die Individualseelen gegolten, zu einem Wiederaufgehen in Gott zu gelangen. Der Pantheismus kann im Leben nicht ein wertvolles Mittel zur Entfaltung von Persönlichkeiten sehen und führt daher zur Verneinung des Willens zum Leben anstatt zur Lebensbejahung. Im Brahmanismus, welcher den Pantheismus am tiefsten durchgeführt hatte und unter welchem er zu weitester Verbreitung gelangt war, sind unter demselben Leben und Glück im Diesseits, die Interessen und Ideale, welche jedes gesunde Volksleben in ihren Tiefen ergreifen, zusammengebrochen. Nachdem die orientalische Kultur eine der tiefen Durchführung des unpersönlichen Absoluten entsprechende Höhe erreicht hatte, war für sie eine weitere Entwicklung unmöglich und mußte sie daher unter dem Pantheismus — und unter dem aus diesem resultierten absoluten Illusionismus — wieder zerfallen. Nur ein Kulturvolk, dessen Streben auf sittliche und geistige Vollendung freier Persönlichkeiten gerichtet ist, welches auch die eigene Entwicklung nur als Vehikel zur Begründung des Gottesreichs auf-

Digitized by Google

faßt, wird den Weg finden, der seine Kultur immer höher führt, einen Weg, den die früheren Kulturvölker nicht gefunden haben. Wo die praktischen Konsequenzen des Theismus und des Pantheismus erkannt sind, wird dann freilich der ideelle Kampf um die Weltanschauung auf der Seite des Theismus von einem Interesse, von dem Interesse an der Erhaltung und weiteren Emporhebung der Kultur, getragen werden.

Wir haben in jüngster Zeit gesehen, wie schwer es hält, die materialistische Weltanschauung im Volk zu überwinden. Bei der noch sehr viel größeren Schwierigkeit, die Richtigkeit des Theismus dem Pantheismus gegenüber rational darzulegen, und bei der großen Gefahr, daß die theistische Gefühlsvorstellung unter der Wucht der naheliegenden, für den Pantheismus ins Feld geführten Gründe weichen könnte, ist es von großer praktischer Bedeutung, daß Jesus von Nazareth, dessen Persönlichkeit und dessen Verhältnis zu Gott auch die modernen Menschen in sehr großer Zahl als unerreichtes Ideal festhalten, uns Gott in ausgesprochen theistischem Sinne als unsern Vater gezeigt und die Idee von dem unendlichen Wert der individuellen Menschenseele verkündigt hat. Wer die theistische Gottesvorstellung der pantheistischen gegenüber als die höhere erkannt hat, der wird den Vorzug zu schätzen wissen, den die Vorsehung uns früheren Kulturvölkern gegenüber dadurch hat zu teil werden lassen, daß sie uns erst in reifem Alter, nachdem wir mit dem von Jesus ausgegangenen Strom lebendiger Wahrheit imprägniert sind, zu eigener höherer Religionsentwicklung kommen läßt. Trotz teilweise hoher spekulativer Veranlagung ist keins der vorchristlichen Kulturvölker dazu gekommen, sich aus der notwendigen pantheistischen Durchgangsstufe heraus zum Theismus durchzuringen.

Digitized by Google

Der Turnvater Jahn.

Nach Papieren des Königl. Hausarchivs.

Von

Otto Herrmann.

Jedem, der den 2. Band von Treitschkes deutscher Geschichte gelesen hat, wird die humoristisch-satirische Schilderung unvergeßlich sein, die der Verfasser von Jahn und der von ihm eingeführten Gymnastik entwirft. Jahn wird bezeichnet als ein „unbändiger Polterer", ein „wunderlicher Heiliger", ein Banause mit ungeschlachten Sitten, Schrullen und Eulenspiegeleien, „der auch das Vernünftige nur auf närrische Weise betreiben konnte". Aus seinen Schriften werden ausschließlich lächerliche Stellen zitiert. Mit den Schulen wollte er, so behauptet Treitschke, nichts gemein haben; seine Turnplätze mit ihren „unerhörten Künsten" (dem „Kiebitzlauf", „Bratenwender" usw.) sollten eine Welt für sich bilden. Dadurch habe er seine Turner zur Großmannssucht erzogen. „Wer diesen Kraftmenschen glaubte, mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß beim nächsten Einfall der Franzosen die deutsche Turnerschaft nur eine einzige ungeheuere Bauchwelle zu schlagen brauchte, um den Feind zu zermalmen."

Treitschke war eine Künstlernatur; er vermochte meisterhaft anschaulich zu sprechen und zu schreiben. Aber er war auch, wie alle Künstlernaturen, sehr leidenschaftlich und konnte oder mochte sich daher in das Innere einer ihm unsympathischen Persönlichkeit nicht so hineinversetzen, ihre Bedeutung nicht so würdigen, wie es die strengen Gesetze der Historie gebieten. Daß insbesondere seine eben skizzierte Auffassung von Jahn an Einseitigkeit leidet, dafür glaube ich in den Papieren des im Königlichen Hausarchiv befindlichen Wittgensteinschen Nachlasses einige nicht unwichtige Belege gefunden zu haben.

Es handelt sich zunächst um eine sehr ausführliche und lichtvolle Charakteristik Jahns aus der Feder eines anonymen Zeitgenossen.

Digitized by Google

Diese Charakteristik bildet den integrierenden Bestandteil einer Uebersicht über das ganze Turnwesen, die nach einer bei den Akten befindlichen Bemerkung des berüchtigten Kamptz vom 9. April 1819 „anscheinend aus den verschiedenen Regierungsberichten von einem Anhänger des Turnwesens zusammengetragen" ist. Auch dieser Anonymus deckt alle Schwächen in der Persönlichkeit und dem Lehrbetriebe Jahns mit unerbittlicher Schärfe auf, aber er sucht sie zugleich zu erklären und sieht vor allem nicht bloß Schatten-, sondern auch Lichtseiten.

Außer dieser Charakteristik befinden sich nun aber in dem Wittgensteinschen Nachlaß des Hausarchivs noch mehrere interessante, bisher ungedruckte Briefe des Turnvaters selber. Der erste ist kurz vor seiner Verhaftung geschrieben; die drei nächsten stammen aus der Zeit seiner Gefangenschaft; der letzte ist von Freiburg a. U. datiert, wohin er sich nach seiner Freilassung zurückziehen mußte. Die vier ersten sind an den Polizeiminister Fürsten Wittgenstein gerichtet, der letzte an den Geheimrat Dr. Dieffenbach.

Was den Stil dieser Briefe betrifft, so ist er ein durchaus ungekünstelter und, bis auf den Schluß des letzten, auch frei von selbsterfundenen Wörtern. Der Inhalt ergibt nicht nur die Unrichtigkeit der Behauptung Treitschkes, daß Jahn das Turnen nicht in den Schulbetrieb eingefügt wissen wollte, sondern er zeigt vor allem, daß ihr Verfasser durchaus nicht der Hanswurst gewesen ist, den Treitschke aus ihm macht. Ja, manchen Lesern dieser Briefe könnte Jahn umgekehrt vielleicht zu vernünftig, zu sehr auf seinen Vorteil bedacht erscheinen. Gleich in dem ersten Briefe erklärt er sich nämlich bereit, Berlin zu verlassen und an einem andern Orte sich auf die Schriftstellerei (und zwar die historische, nicht die politische) zu beschränken, wenn ihm nur sein Jahrgehalt verbliebe und seine Schulden getilgt würden. Das heißt, könnte man sagen, er will also leichten Herzens seine Lieblingsidee des von ihm begründeten nationalen Turnens preisgeben, wenn ihm nur die Mittel zu seinem ferneren Lebensunterhalt bewilligt werden. Und von wem erbittet er diese Mittel? Von dem Polizeiminister Fürsten Wittgenstein, dem schlauen Intriganten, dem ersten aller Demagogenriecher, der seinen großen Einfluß bei Friedrich Wilhelm III. dazu benutzte, um ihm den Glauben an die Existenz einer großen revolutionären Verschwörung zu suggerieren, und der auch Hardenberg, dessen Ernennung im Jahre 1810 im übrigen sein Hauptverdienst ist, dazu nötigte, in seinem Fahrwasser zu segeln! Das ist also, könnte man fragen, der gesinnungstüchtige, von den

Digitized by Google

Liberalen so gefeierte Jahn, der sich nicht entblödet, unter Preisgabe der ihm teuersten Idee durch Vermittlung eines „Oberscharfmachers" wie Wittgenstein von der Regierung Geld zu erbetteln? Würde heute ein Sozialdemokrat, der die Regierung bekämpft, von derselben Regierung Unterstützung annehmen?

Einer derartigen Auffassung ist indessen folgendes entgegenzuhalten. Jahn wollte Berlin verlassen, weil durch die Verhängung der Turnsperre ihm sein bisheriger Wirkungskreis entzogen war, und weil er keine Hoffnung hegen durfte, daß ihm derselbe in absehbarer Zeit wiedergegeben würde. Ging man doch gegen einige seiner jungen Freunde (Schüler, Studenten, Offiziere), die ihm nach der Sperrung des Turnplatzes in der Hasenheide eine harmlose Ovation in Form eines Ständchens darbrachten, sofort mit scharfen Untersuchungen vor. Sein Appell an Wittgenstein aber findet dadurch seine Erklärung, daß dieser, wie er sagt, „sein ältester Gönner in Berlin" war.*) „Sie kennen", heißt es in einem Briefe, „alle die Verhältnisse, in denen ich von der Schlacht von Jena bis zur Rückkehr Seiner Majestät des Königs im Jahre 1809 gelebt habe. Sie sind von meinem weiteren Tun und Treiben in Berlin aufs vollständigste unterrichtet." Und in einem andern Briefe: „Eu. Fürstliche Durchlaucht haben bereits in der Zeit, als Napoleon noch vorherrschte, mich Ihrer bleibenden Huld und tätigen Wohlgeneigtheit versichert."

Daß Wittgenstein an die Spitze der Demagogenverfolger treten würde, mag Jahn vor seiner Verhaftung nicht einmal gewußt haben, und auch während seiner Gefangenschaft wird ihm kaum eine Mitteilung darüber zu Ohren gekommen sein. Von den Antworten Wittgensteins an Jahn liegt nur eine vor — ich teile sie unten ausführlich mit. Darin wird zwar die Bitte Jahns um vorläufige Freilassung abgelehnt, zugleich aber die Teilnahme an seinem Schicksal betont. Daß Jahn diese Versicherung nicht als reine Höflichkeitsphrase, was sie jedenfalls war, durchschaute, ergibt sich aus seinem nächsten Briefe, worin er sagt, daß er „auch jetzt noch nicht" an der Teilnahme seines früheren Gönners zu zweifeln vermöge.

Was schließlich die Bitte um materielle Unterstützung betrifft, so muß man in Betracht ziehen, daß Jahn zwar hin und wieder

*) Auf welche Weise Jahn zuerst mit Wittgenstein in Berührung kam, habe ich aus den Akten nicht feststellen können. Es ist aber daran zu erinnern, daß Wittgenstein in der Franzosenzeit in engster Verbindung mit den Patrioten stand, die die Erhebung vorbereiteten. Kein anderer als er ist es ja, an den Stein jenen verhängnisvollen vertraulichen Brief schrieb, der den Franzosen in die Hände fiel.

Digitized by Google

Opposition machte, aber doch im Grunde seines Herzens ein durchaus nicht bloß nationaler, patriotischer, sondern auch königstreuer Mann war. Man darf ihn also nicht mit einem heutigen Sozialdemokraten auf eine Stufe stellen, sondern eher mit einem Nationalliberalen oder gar Konservativen, der einmal ein scharfes Wort gegen die Regierung nicht scheut, wo er es für nötig hält, der aber doch im Herzen treu zu der Regierung hält. Warum sollte ein solcher Mann sich schämen, von der Regierung Unterstützung zu erbitten, wenn ihm das Feuer auf den Nägeln brennt und er sich im Grunde als ihren besten Freund ansieht?

Jahn erscheint also nach seinen Briefen nur klüger und verständiger als bei Treitschke, keineswegs aber als ein gesinnungsloser, seine Ideale leicht preisgebender Spekulant. Es ergibt sich ferner aus diesen Briefen, daß er sein schweres Los mit großer Resignation ertragen hat. Kaum eine Spur von Bitterkeit, sondern nur ruhige Erklärung seiner Schuldlosigkeit. Ja, in dem letzten Briefe durchbricht schon hier und da der Humor die Wehmut über eine so jammervoll gescheiterte Existenz.

Ich gebe nun zunächst die anonyme Charakteristik des Zeitgenossen, und zwar im Auszuge, wieder.

1.

Jahn, so heißt es, besitzt einen sehr kräftigen, gewandten Körper, Tüchtigkeit und Lust zu Geschäften, schnelles Auffassungsvermögen, von sehr glücklichem Gedächtnis unterstützt, ein gesundes Urteil, „welches bald als Tiefe bald als Witz sich ausspricht", lebendiges Gefühl, besonders nach der ethischen Seite hin, und endlich „eine mächtige Willenskraft".

Da ihm aber Altertum und fremde moderne Sprachen unzugänglich blieben, so sammelte er bei seinem lebhaften historischen Sinne wohl eine Menge von Faktis aus der deutschen Geschichte, geriet aber, weil ihm jeder andere Maßstab als die eigene neueste Geschichte fehlte, in einen „nationalen Aberglauben an die alte Zeit" und zugleich in Opposition zur neuen. Ebenso vermochte er vermöge seines philosophischen Sinnes einzelne Teile „oft mit bewundernswürdigen Kombinationen" zu kleinen Ganzen zu verweben, anregend, zuweilen tief, häufig witzig zu schreiben und reden, aber der Mangel an philosophischer Schulung gab dem Ganzen den Charakter der Formlosigkeit, des Unvollständigen.

Digitized by Google

In Bezug auf Jahns Gefühlsleben urteilt der Verfasser: An Tiefe mangelt es ihm hier nicht, wohl aber geht ihm an Feinheit und Umfang manches ab, die eben mehr das Werk der Kenntnisse und der Erziehung sind. Sein Gefühl ist „darin einseitig, daß es überwiegend auf das Handeln hingerichtet ist, überall sich mehr zur Aeußerung im wirklichen Leben hinneigt und also sich mehr als Gesinnung äußert als daß es sich selbständig ausgebildet hätte. So ist ihm natürlich untergegangen die ganze Welt der Kunst . . .", so erklären sich seine schroffen, oft heftigen und starken Behauptungen und ein Mangel „nicht sowohl an Höflichkeit als an Förmlichkeit", der ihm so oft von seinen Gegnern bitter vorgerückt ist. Daß ihm von Jugend auf zarte Geselligkeit fehlte, wirkte hierbei mit.

Jahns Gesinnung und praktische Tätigkeit werden folgendermaßen geschildert:

„Ein sehr schönes und liebenswürdiges Bild gewährt seine Gesinnung; in ihr herrscht nicht nur die festeste Ueberzeugung ihres sittlichen Werts und die daher entspringende Ruhe und Sicherheit, sondern auch eine wahre Liebe und Begierde, diese äußerlich darzustellen und das, was er für gut erkennt, zu verwirklichen. Und hier ist der Punkt seiner praktischen Wirksamkeit. Ueberall in seinem Handeln hatte er ein sittliches Prinzip vor Augen, das Altdeutsche sollte nur zur Erhöhung des sittlichen dienen, an Willkür, Faustrecht usw. der alten Zeiten hat er bei seiner einseitigen Bildung nicht gedacht. Die Unterwerfung Deutschlands durch Napoleon schien ihm namentlich dadurch veranlaßt zu sein, daß man, abweichend von dem alten deutschen Leben, sich einer äußeren Weichlichkeit hingegeben habe. „Diese Weichlichkeit aber setzte er überwiegend in den Körper." Zu diesem Zwecke unternahm er seine Turnübungen, und zwar mit der Jugend, denn in ihr schien ihm die alte Welt der Deutschen am leichtesten zu erwecken zu sein. Die Uebungen hatten also einen patriotischen, keinen pädagogischen Zweck; letzterer war nur der Vorwand.

„Jahn ist", so resümiert der Verfasser, „ein Mann von höchst glücklichen Anlagen, aber mangelhaft, einseitig und formlos ausgebildet, erfüllt von der Anschauung der alten deutschen Zeit, oft verkennend das Gute und Schöne der neueren, von einem tiefen und lebendigen Gefühl, allein von begrenztem Umfang desselben und entbehrend des Einflusses der Kunst und der davon abhängenden Feinheit desselben, welcher Mangel sich teils als Härte, Schroffheit und Schärfe, teils als Verachtung konventioneller Förmlichkeit ausspricht,

Digitized by Google

von rein sittlicher Gesinnung, ergriffen von Liebe und Begierde, sie in irgend einem Kreise des Lebens darzustellen, von mächtiger Willenskraft, an eine bessere Zeit glaubend, willige Hand anlegend, um sie herbeizuführen, sie besonders für das Volk und für die Deutschen herbeiwünschend, sie erwartend von der Jugend, versehen mit großer Kraft über die Gemüter der letzten und mit Eifer und Enthusiasmus ihren Körper durch Uebungen bildend, aus einer früheren Opposition herausgetreten scheinbar ein zu großes Gewicht auf dieselbe legend."

Als „anregendes Prinzip" bei den Turnübungen scheine Jahn unentbehrlich, als „erhaltendes Prinzip" mehr sein Freund Eiselen. „Große Unparteilichkeit, strenge Gerechtigkeit, ein für diese Uebungen recht passender Ton, große Geschicklichkeit die Masse zusammenzuhalten, sie im allgemeinen zu regieren, Kameradschaft untereinander, Zutrauen zu seiner Person zu befördern, Liebe zur Sache selbst zu erregen, dies sind Jahns eigentümliche Tugenden und Vorzüge." Selbst eine gewisse Rauheit des Tones sei bei der sehr verschieden gebildeten Masse und bei der Beschäftigung selbst geboten. Im einzelnen dagegen sei sein Hauptfehler das intolerante Bestreben, jedes Gemüt für den sein ganzes Leben einnehmenden Gedanken fähig zu glauben. „Warum soll dieselbe Ansicht der Deutschheit oder der Turnübungen als Kraftbildung grade jedem Jünglinge aufgedrängt werden? Wenn nun einer die Deutschen als ein alle fremde Kultur in sich aufnehmendes Volk und sie erweiternd und ausbauend ansieht, oder die Turnübungen als ein kräftiges deutsches Spiel, notwendig für Geist und Leib, aber doch nicht an diese einzige Form gebunden, wer kann dagegen etwas haben?" Die Verachtung aber, mit welcher Jahn seine literarischen Gegner behandele, stoße manche, namentlich entfernter stehende Personen ab, „die alle das Schöne und Gute nicht sehen, was diese Aeußerungen neutralisiert, amalgamiert und gut macht."

Beruhe diese Intoleranz auf einer Einseitigkeit des Verstandes, so bewirke sein leidenschaftliches Gefühl eine Parteilichkeit und ein Ungestüm, welche man lieber entfernt sähe. Es sei rühmlich, aller Weichlichkeit entgegenzutreten, aber „einem Knaben die Semmel aus der Hand zu reißen und in den Staub zu treten, ist für das Gefühl beleidigend". Aber auch dieser Fehler werde von seiner großen Liebe überwogen. „Man muß es wissen, mit welcher väterlichen Sorgfalt, mit welcher wahrhaften Zärtlichkeit Jahn für seine Zöglinge sorgt, wie er für ihre Gesundheit bemüht ist, den Ermüdeten auf seinen Wanderungen pflegt, ihn nie allein läßt, mit uneigennütziger Sorg-

Digitized by Google

falt ihn unterstützt und wartet, um bei allen Ecken dieses kräftigen Charakters ihn in der Tat lieb zu gewinnen."

Das Resultat ist also, „daß Einseitigkeit, Intoleranz gegen entgegengesetzte Ansichten, Leidenschaftlichkeit, Uebereilung, Verstöße gegen feineres Gefühl, gegen konventionelle Formen allerdings vorhanden sind und der Wahrheit nach durchaus nicht geleugnet werden sollen und dürfen, daß aber alles dies so gut als gar nicht in Betrachtung kommt gegen die Tüchtigkeit zur Sache, gegen den Eifer, mit welchem Jahn sie treibt, gegen den Enthusiasmus, welchen er erregt, gegen das Gefühl der Liebe, welches er in sich trägt und gegen die Kraft, mit welcher er sie übt. Diese Tugenden sind die Seite, welche immer übersehen wird, weil sie nicht hervorragen, diese Fehler dasjenige, was immer gerügt wird, weil sie grell hervorstechen, und man bedenkt dabei nicht, daß die letzteren aus den ersteren entstehen, und daß bei einer allgemeinen Glätte auch eine allgemeine Flachheit stattfinden muß, mit welcher man manches bestehende erhalten kann, durch welche man aber nimmermehr etwas Neues und Schönes begründen und in ein reges Leben hervorrufen wird."

2.

Ich lasse nun die Briefe Jahns im Wortlaute mit den nötigsten Erläuterungen folgen.

a) Jahn an Wittgenstein, Berlin 29. Mai 1819.

(Kopie.)

„Durchlauchtigster p.

Gleich darauf als ich zuletzt bei Eu. p. gewesen war, habe ich mir die Finger meiner rechten Hand so sehr beschädiget, daß ich eine geraume Zeit auf deren Heilung verwenden mußte. Dies sind die ersten Zeilen, so ich seitdem schreibe. Sie werden mir aber sauer, und ich muß oft dabei absetzen.

In der Zwischenzeit habe ich mich noch einmal recht geprüft, meine ganze Lage ruhig betrachtet und alle meine hiesigen Verhältnisse genau erwogen. Mein Ergebnis ist aber dasselbe geblieben, was ich bereits früher Eu. Durchlaucht als das Geratenste mitteilte.

Ich sehne mich danach, Berlin bald verlassen zu können, und habe dabei nur drei billige Wünsche:

1. daß mir mein bisheriges Jahrgehalt bleibt,
2. mir die Wahl meines künftigen Aufenthalts freisteht,
3. meine Schulden getilgt werden.

Digitized by Google

Wenn es Not täte, so wollte ich die Veranlassung zu meinem künftigen Lebensplan bündig entwickeln. Meine alte Liebe zur Geschichtschreibung ist lebhaft erwacht. Und schon vor 20 Jahren beschäftigte ich mich sehr angelegentlich mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Zu dieser Liebhaberei will ich zurückkehren, aber nur die Gewährung der beiden ersten Wünsche setzt mich dazu in Stand. Es ist eine Arbeit, die außer vielen Vorkenntnissen ungeheure Mühe erfordert. Allen, die es anfingen, ist sie zu lang geworden. Leisewitz*), der am weitesten gekommen, warf vor seinem Tode alles Niedergeschriebene ins Feuer. Seine zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges gesammelten Bücher besitzt die hiesige Königl. Bibliothek; es will aber nicht viel sagen. Will man ordentlich schreiben, so muß man überall an Ort und Stelle sein. Auch werden die reichen Bücherschätze nicht verabfolgt.

Ueber den dritten Wunsch kann ich kürzer sein, und die Bescheidenheit verlangt, daß ich darüber weggehe und ihn nur obenhin berühre.

Zehn Jahre habe ich in Berlin gelebt. Das Reisegeld, was ich mir geliehen, um den Einzug des Königs**) zu sehen, habe ich erst im vorigen Jahre bezahlt. Erst hatte ich in Berlin nichts, dann bekam ich etwas für Stunden. So wie aber mein Einkommen stieg, mehrten sich die Ausgaben; ich konnte nie hier auf den grünen Zweig kommen. Dazu war ich durch Grundsätze und sonstige Verhältnisse im Erwerb beschränkt. Briefwechsler für auswärtige Blätter wollte ich nicht sein, und zum öffentlichen Lehrer wollte man mich nicht haben.

Es ist kein Wunder, daß ich auf solche Art und Weise zu einer Schuldenlast von fünftausend Talern gelangte. Zweitausend zweihundert Taler hat mir meine Frau***) baar zugebracht, und sie sind rein ausgegeben. Achthundert Taler hat mir der Fürst Staatskanzler†) vorgeschossen. Vierhundert Taler muß ich verzinsen; das andere sind lauter fliegende Schulden.

Jetzt wollte ich nun Eu. Fürstl. Durchlaucht inständigst bitten, bis zu meiner selbst von Sr. Majestät dem Könige gebilligten Entschädigung mir auf Abschlag baldigst zweihundert Taler vorzuschießen.

Was die anderen Wünsche anbelangt, so rechne ich ganz besonders

*) Der bekannte Verfasser des „Julius von Tarent".
**) Am 23. Dezember 1809.
***) Helene geb. Kollhof.
†) Hardenberg.

Digitized by Google

auf Eu. p. wohlwollende Fürsprache und sehe auch darin der Gewährung vertrauungsvoll entgegen."

Ueber die Bitte Jahns schreibt Hardenberg am 6. Juni an Wittgenstein: „Finden Sie es für gut, so schießen Sie dem Jahn . . . die 200 Thlr. vor; ich werde sie Ihnen erstatten. Nehmen Sie solche einstweilen aus dem zu Ihrer Disposition stehenden Fonds."

Aus dem folgenden Briefe geht hervor, daß Jahn die 200 Thlr. erhalten hat.

b) Jahn an Wittgenstein („des Königl. Preußischen Polizeiministers Fürsten von W. Durchlaucht"), Küstrin 9. August 1819.

(Eigenhändig.)

Am 13. vorigen Monats, also grade heute vor vier Wochen, bin ich verhaftet und gleich auf die Festung gebracht worden, erst nach Spandau und von dort nach Küstrin. Am 15. vorigen Monats bin ich zu Spandau vorläufig vernommen worden, aber nur über Dinge, worüber Benzenberg*) bereits im Konversationslexikon Auskunft gegeben hat. Man hat mir bei meiner Verhaftung und vorläufigen Vernehmung gesagt: Meine Gefangennehmung sei eine außerordentliche polizeiliche Maßregel. So hart mir auch damals die Trennung von meiner altersschwachen Mutter ankam, die Trennung von meiner kränklichen Frau und todkranken Kindern, die wahrscheinlich jetzt schon das Irdische verlassen haben — so ertrug ich mein Schicksal mit Gelassenheit und Ergebung.

Eine polizeiliche Maßregel kann aber nur eine augenblickliche Verfügung sein. Ich aber werde bereits vier Wochen in engem Gewahrsam gehalten, ohne daß ich vor Gericht gestellt werde, wo ich mich doch verantworten und rechtfertigen könnte. In dieser Gefangenschaft habe ich sehr viel erlitten. Mein häuslich Glück ist zerstört, mein guter Name geschwächt, meine Gesundheit untergraben. Dafür gibt es auf Erden keinen Schadenersatz. Mehr noch schmerzt mir, daß mein guter Wille fürs Vaterland so verkannt worden. Wer wird sich künftig zu freiwilligen Opfern verstehen, wenn den eifrigsten Anhängern des Vaterlandes der Kerker zum Lohn wird?

Sie sind mein ältester Gönner in Berlin. Sie haben mich früher gekannt. Sie kennen alle die Verhältnisse, in denen ich von der Schlacht von Jena bis zur Rückkehr Sr. Majestät des Königs im

*) Physiker, Astronom und (zeitweise) politischer Schriftsteller, geb. im Rheinland 1777, gest. ebendaselbst 1846.

Digitized by Google

Jahre 1809 gelebt habe.*) Sie sind von meinem weiteren Tun und Treiben in Berlin aufs vollständigste unterrichtet.**) Noch kurz vor meiner Verhaftung haben Sie mir gewogentlichst einen neuen Beweis gegeben, daß Sie mich wertschätzen. Den Dank bin ich Ihnen dafür schuldig geblieben; die Krankheit meiner Kinder hatte mich zu sehr gebeugt.

Gleich bei Verhängung der allgemeinen Turnsperre fand ich bei Ihnen Gehör, und ich legte Ihnen meine Sehnsucht Berlin verlassen zu können, sehr deutlich an den Tag. Sie selbst waren mit meiner offenen Erklärung zufrieden und äußerten die gewichtvollen Worte: „Schade, daß das nicht gedruckt werden kann". Sie übernahmen huldreich das Geschäft, um gemeinschaftlich mit dem Minister von Altenstein durch den Fürst Staatskanzler bei Sr. Majestät dem Könige eine anderweitige Bestimmung für mich auszuwirken. Und indem ich still und ruhig mit vollem Vertrauen und in kindlicher Hingebung auf die Gewährung meiner billigen Wünsche hoffe, werde ich verhaftet, den meiner bedürftigen Meinen entrissen und unter dem Namen einer außerordentlichen Polizeimaßregel von Festung zu Festung geschleppt. Unmöglich kann es doch zu einer Polizeimaßregel gehören, daß mir das sehnlich gewünschte Gericht versagt wird, und dadurch zugleich die Gerechtigkeit.

Wenn man mich aber nicht gleich ab instantia absolvieren will und meine Sache gründlich zu untersuchen vorhat, so muß ich im Voraus zu allererst auf mildere Gefangenschaft, auf gelindere Behandlung antragen. Die Sache möchte sich sonst zu sehr in die Länge ziehen, wenn ich so lange im Gefängnis sitzen soll, bis alle Zeugen für mich abgehört worden. Ich würde dann also als Unschuldiger eine Vorstrafe im Voraus empfangen, und das rechtliche Erkenntnis meiner Unschuld hätte alsdann für mich gar keinen Nutzen. Ich würde

*) Nach dem Unglückstage von Jena machte Jahn die Flucht des preußischen Heeres über Sangerhausen nach Mansfeld mit und wollte dann über Halle und Magdeburg nach Stettin, wo das zerstreute Heer sich sammeln sollte. Aber die Kapitulation von Prenzlau und die Uebergabe von Stettin vereitelten diesen Plan, und Jahn gelangte nun tiefgebeugt unter vielen Gefahren nach Lübeck, wo er Zeuge von Blüchers Gefangennahme wurde. In den folgenden Jahren war er eifrig wandernd bemüht, überall nationales Gefühl und Selbstvertrauen zu erwecken, bis er 1809 zugleich mit dem Könige nach Berlin kam.

**) Zuerst Lehrer an der Plamannschen Erziehungsanstalt und am Gymnasium zum Grauen Kloster gründete Jahn 1811 in der Hasenheide den ersten deutschen Turnplatz. Nach dem Kriege, an welchem er im Lützowschen Freikorps teilgenommen, widmete er sich weiter der Entwicklung des Turnens in Berlin und gab hier zusammen mit Eiselen im Jahre 1816 das grundlegende Buch: „Die deutsche Turnkunst" heraus.

Digitized by Google

dann freigesprochen, hätte aber, obgleich unschuldig, doch als Verbrecher büßen müssen. Das kann nicht Ihr Wille sein, auch nicht der Wille Sr. Majestät des Königs. Ich bitte also Eu. Durchlaucht, daß:

„ich aus dem engen und strengen Gewahrsam entlassen, auf mein Ehrenwort unter Aufsicht in bloßer Stadthaft bis zu ausgemachter Sache verbleibe, und mir die Wiedervereinigung mit den noch lebenden Meinen gestattet werde." Ich hoffe auf baldige Antwort und Gewährung. Euer Durchlaucht ergebenster Friedrich Ludwig Jahn.

Hardenberg schrieb in Bezug auf diesen Brief an den Minister Schuckmann, Glienicke 27. August 1819:

„Der Beschluß auf die mir gestern von dem Herrn Kamptz überbrachte Bitte des Dr. Jahn wird in Absicht auf ihre Folgen eine sehr sorgfältige Ueberlegung erfordern. Ich glaube, daß vorerst die Kommission*) aufzufordern sei, die bisher vorgekommenen Data gegen Jahn mit ihrem Gutachten vorzulegen, damit er darüber verhört werden könne. Nach Eingang desselben wird das Verhör nach Befinden der Umstände verfügt und bei unserer nächsten Zusammenkunft**) in Beratung genommen werden können, was angemessen sei? Bis dahin bleibt Jahn wie bisher in Küstrin. Ich bitte Ew. Excellenz diese meine Meinung dem Herrn Fürsten von Wittgenstein und Herrn Geh. Kabinettsrat Albrecht mitteilen zu wollen."

Die Kommissare Grano, Kayser und Tzschoppe***) sprachen sich am 14. September Schuckmann gegenüber dahin aus, daß Jahn, der im Jahre 1810 eine verbotene Gesellschaft gestiftet†) und deswegen schon allein nach Paragraph so und so (5 des Edikts vom 20. Oktober 1798) „in eine Strafe von 10 Jahren Festungs- oder Zuchthausarrest verfallen könnte", der ferner „wegen seiner Verhältnisse zur turnenden und studierenden Jugend" an der Untersuchung besonders interessiert sei, nicht aus seinem Arrest entlassen und bloßer polizeilicher

*) Die polizeiliche Untersuchungs-Kommission.

**) Gemeint ist die Zusammenkunft der vom Könige mit der obersten Leitung der gesamten Untersuchungen gegen die Demagogen betrauten Ministerial-Kommission (ursprünglich Hardenberg, Schuckmann, Wittgenstein und die Geheimen Räte Kamptz und Albrecht).

***) Treitschke schildert den letzteren als „ein knabenhaftes Männchen mit blonden Locken, rosigen Wangen und sanften blauen Augen, glatt und leise wie ein Wiesel, überall horchend, immer bereit mit sauberen, wohl abgezirkelten Schriftzügen unsaubere Anzeigen in die Akten einzutragen. Nach Holtze (Geschichte des Kammergerichts Bd. IV, Berlin 1904) war er mit Geld erkauft. Er ist später verrückt geworden.

†) Jahn hatte in diesem Jahre einen nur gegen die Franzosen gerichteten „Deutschen Bund" gegründet.

Digitized by Google

Beobachtung unterstellt werden dürfte, da „auch bei der strengsten Observation Kommunikationen eintreten" würden, „wodurch die Wahrheit verdunkelt und die Erreichung des Zwecks der ganzen Untersuchung ungemein erschwert werden könnte".

Einen Besuch der Frau Jahns bei ihrem Manne wollte die Kommission (Berlin 22. September 1819) nur in der eigenartigen Form gestatten, „wenn sie fortan bei ihrem Gatten verbleiben, mit ihm in demselben Zimmer wohnen und sich für ihre Person denselben Maßregeln unterwerfen wollte, welche rücksichtlich des p. Jahn selbst und um Kommunikationen mit ihm zu vermeiden genommen sind. Daß sie sich aber diesen Bedingungen nicht unterwerfen wird, ist vorher zu sehen".*)

Am 26. Oktober 1819 wurde Jahn nach der Hausvogtei gebracht und hier von dem bekannten Kammergerichtsrat Hoffmann, einem Mitgliede der vom Könige ernannten gerichtlichen „Immediat-Untersuchungs-Kommission", vernommen. In einem umfangreichen Berichte vom 15. Februar 1820 beantragte dieser ihm nach seiner ganzen Lebensauffassung fernstehende Richter dennoch Jahns Entlassung, da ihm kein Verbrechen, sondern höchstens einige Taktlosigkeiten nachgewiesen werden könnten. Dennoch wurde Jahn erst auf direkten Antrag beim Könige durch Kabinettsordre vom 31. Mai 1820 aus der Hausvogtei entlassen, aber „zu seiner Observation" unter allerlei Bedingungen nach Kolberg geschickt. Von hier aus richtete er die beiden folgenden Briefe an Wittgenstein.

c) „Vestung Kolberg 6. Nov. 1824."

(Eigenhändig.)

Durchlauchtigster Fürst
Gnädigster Herr

Eu. Fürstliche Durchlaucht haben bereits in der Zeit, als Napoleon noch vorherrschte, mich Ihrer bleibenden Huld und tätigen Wohlgeneigtheit versichert, und ich habe mich auch derselben bis zu meiner Verhaftung am 13. Julius 1819 fortwährend erfreut.

Damals bin ich, als Eu. Durchlaucht gerade abwesend waren, durch den verewigten Fürst Staatskanzler auf Antrag des Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat v. Kamptz um meine Freiheit ge-

*) Aus einem Schreiben des Polizei-Präsidenten Le Coq, Berlin 21. Januar 1820, geht hervor, daß später der Frau Jahns in der Tat erlaubt wurde, ihren Mann dreimal wöchentlich, natürlich im Beisein eines Inspektors, zu sprechen; auch einem Studenten und einem Lehrer wurde der Zutritt zu ihm gestattet. „Unerlaubte Zusammenkünfte mit dem Professor Jahn" seien jedoch ganz ausgeschlossen.

Digitized by Google

kommen, und ich habe sie bis jetzt nicht völlig wieder erlangen können, obschon:

1. Die Königliche Immediat-Untersuchungskommission wiederholentlich auf meine Freilassung angetragen hat, und

2. Das Königliche Oberlandesgericht zu Breslau mich von allen denjenigen Anklagen **völlig** freigesprochen, warum man mich hatte verhaften lassen.

Meine Verhaftung war also in Uebereilung geschehen, und die fernere Freiheitsentziehung wird durch nichts gerechtfertigt.

Angenommen, das Breslauer Erkenntnis*) würde rechtskräftig, so könnte mich nur als Strafe bei der höchsten Verschuldung des angeschuldigten Vergehens nur eine zweijährige Festungshaft treffen. Ich habe aber schon über fünf Jahre meine Freiheit entbehrt.

Gegen das Breslauer Erkenntnis habe ich aber mit vollem Recht das Rechtsmittel der weiteren Verteidigung ergriffen, weil meine Verdammung nirgends auf einem erwiesenen Tatbestande beruht, sondern auf leeren Vermutungen, die ich auf das bündigste in meiner „Selbstverteidigung“**) widerlegt habe. Am 3. Oktober ist sie bei dem hiesigen Garnisongericht eingereicht und noch an dem nämlichen Tage nach Berlin an die Königliche Immediat-Untersuchungskommission abgesandt worden. Mutmaßlich muß sie doch schon jetzt der Ministerialkommission***) vorliegen, von der Eu. Durchlaucht selbst Mitglied sind.

Geneigen Eu. Durchlaucht sich bei des Königs Majestät für mich dahin zu verwenden:

Daß Se. Königliche Majestät allergnädigst geruhen, mich vorläufig, bis das Erkenntnis vom Oberlandesgericht zu Frankfurt gefällt wird, in völlige Freiheit zu setzen, die ich seit dem 13. Julius 1819 schmerzhaft entbehre.

Ich empfehle mich Eu. Fürstlichen Durchlaucht hilfreichen Wirksamkeit und mächtiger Fürsprache, und verharre jederzeit mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Eu. Fürstlichen Durchlaucht
Friedrich Ludwig Jahn.

---

*) Das Oberlandesgericht zu Breslau hatte Jahn am 13. Januar 1824 „wegen unehrerbietigen Tadels gegen bestehende Staatseinrichtungen“ zu 2 Jahren Festungsarrest verurteilt.

**) Selbstverteidigung von Fr. L. Jahn. Herausgegeben von Dr. Eduard Burkhardt. Leipzig, Ernst Keil 1863.

***) Vergl. S. 29 Anmerk. 2.

Digitized by Google

Kamptz, dem Wittgenstein diese „Beschwerden" Jahns offenbar mitgeteilt, erklärte sie, am 10. November 1824, kurz und hart für „ganz unbegründet" und seine Entlassung bis zum Erkenntnisse für „völlig unzulässig". Wittgenstein aber schrieb dem Gefangenen, Berlin 7. Dezember 1824: „Euer Wohlgeboren haben mir in Ihrem gefälligen Schreiben vom 6. v. M. den Wunsch bezeigt, daß ich Ihnen in Ihren gegenwärtigen Verhältnissen nützlich werden möchte. So gerne ich auch hierzu bereit wäre, so muß ich bei aller Teilnahme an Ihrer Lage hierauf dennoch Verzicht leisten, da diese Verhältnisse meinem gegenwärtigen Wirkungskreis durchaus fremd sind.

Sie wissen, daß ich Sie immer mit freundlicher Teilnahme behandelt und Ihnen dieses bei manchen Gelegenheiten bezeigt habe, und deshalb glaube ich mich berechtigt Ihnen zu sagen, daß Sie nach meiner Ueberzeugung sehr unvorsichtig gehandelt haben, und daß hierdurch mancher Nachteil geschehen ist. Wenn ich mir einen Vorwurf zu machen habe, so ist es der, daß ich Sie während meiner Verwaltung des Polizeiministeriums*) nicht mit mehrerem Ernst von diesen Unvorsichtigkeiten abgehalten habe; alsdann würden Sie sich wahrscheinlich nicht in Ihrer gegenwärtigen Lage befinden und auch mancher andere Nachteil unterblieben sein.

Ich kann Ihnen jetzt keinen anderen Rat geben als Ihr Schicksal mit Geduld und Ergebung abzuwarten."

Trotz dieser Ablehnung wendete sich Jahn noch einmal an den allmächtigen Minister.

d) Kolberg 4. Mai 1825.

(Eigenhändig.)

Durchlauchtigster Fürst
Gnädiger Herr

Eu. Fürstlichen Durchlaucht haben mir in früheren Zeiten sehr tätig Ihre Gewogenheit bewiesen, so daß ich auch jetzt noch nicht an Ihrer Teilnahme zu zweifeln vermag. Darum verfehle ich nicht, Ihnen zu melden, daß endlich meine bald sechsjährige Rechtssache entschieden ist und ich freigesprochen bin.

Freigesprochen — aber nicht freigelassen! Auch Ihnen wird das allerdings seltsam, unerhört und den Preußischen Gesetzen schnurstracks zuwider einleuchten. Es ist aber ein eigenes Verhängnis, daß grade diejenigen sich auf Irrtum verstocken, die durch ihre Stellung es

*) Wittgenstein hatte im Oktober 1819 das Polizeiministerium niedergelegt und war Minister des Königlichen Hauses geworden.

Digitized by Google

durchaus nicht nötig haben, in der Haberechtigkeit scheinbare Folgerechtheit durchzuführen.

Leider sind Eu. Fürstliche Durchlaucht, wie ich aus Ihrer gewogentlichen hochverehrlichen Zuschrift vom 7. Dezember 1824 mit inniger Betrübnis habe entnehmen müssen, nicht mehr Mitglied der hohen Ministerial-Untersuchungskommission. Diese soll nun aber Sr. Majestät von dem Ausgange meiner Sache Bericht abstatten. Hätte sie das aber zur rechten Zeit getan, so wäre gewiß mit dem Rechtskräftigwerden des Erkenntnisses zugleich eine Allerhöchste Kabinettsordre erfolgt. Das Erkenntnis des Oberlandesgerichts zu Frankfurt an der Oder ist unter dem 25. März ausgefertiget. Unter dem 20. April hat es die Königliche Immediat-Untersuchungskommission zur Publikation hierhergeschickt, und es ist auch bereits am 28. April mir publiziert worden, wodurch es nunmehr, da es zuvor noch vom Justizministerium mußte bestätiget werden, seine völlige Rechtskraft erlangt hat. Wo bleibt aber die Unabhängigkeit der Rechtspflege, wenn eine Polizeibehörde ein richterliches Erkenntnis unbeachtet lassen darf? Als Fürst, der die erste Hofwürde bekleidet, als Staatsmann, den Se. Majestät als Freund schätzt, haben Sie das Näherrecht, freimütig meine Lage zu erörtern, bevor Ihnen auswärtige Rechtsgelehrte zuvorkommen, die auf solche Fälle nur zu gern ihre Feder spitzen.

Eu. Durchlaucht entsinnen sich noch wohl der Unterhandlungen vom Jahr 1819, wo ich gern Berlin verlassen und mich unabhängig der Geschichtschreibung des dreißigjährigen Krieges widmen wollte. Das ist noch mein Wunsch, wenn ich ihn nur ausführen könnte.

Ich empfehle mich Ihrer ferneren Gewogenheit und verharre mit der allerausgezeichnetsten Hochachtung

Eu. Fürstlichen Durchlaucht
ganz ergebenster
Friedrich Ludwig Jahn.

Nachdem Jahn endlich nicht bloß freigesprochen, sondern auch freigelassen war, getraute sich der „körperlich gebrochene Mann" nicht mehr die Kraft zu, außerhalb Deutschlands oder Preußens sich eine Existenz zu begründen, sondern ließ sich gegen eine Pension von 1000 Talern „eine Art Verstrickung" in Freiburg an der Unstrut gefallen, unter allerlei einschränkenden Bedingungen, von denen ihn erst der Thronwechsel vom Jahre 1840 befreite.*) Weshalb er auch

*) Vergl. Holtze, a. a. O. S. 103.

Digitized by Google

nach dem Thronwechsel in dem kleinen weltentlegenen Städtchen blieb, darüber informiert uns der letzte für ihn überaus charakteristische Brief.

c) Jahn an den Geh. Rat Dr. Dieffenbach.

Freiburg a. U. 17. 12. 1842
(Eigenhändig.)

Sehr Geehrter,
Gönner und Freund!

Ihre wohlgemeinten Fragen: „Warum sind Sie denn immer an der Unstrut? Warum sind Sie denn auch nicht hier?" sind seit Jahr und Tag auch in mancherlei Zeitblättern getan, haben durch Deutschland gehallt, ja über dessen Grenzen. Dazu habe ich geschwiegen, weil Pflicht und Ehre geboten, bei solchem Nixensang die Ohren zu verschließen. Berlinern und Berlinerinnen, die mich von Kösen besuchten, wohin sie auf dem ärztlichen Schub geraten, habe ich ausweichend geantwortet. Ihnen will ich aber reinen Wein einschenken, die Wahrheit anvertrauen und das Wahre.

Auf mich hat so manches eingestürmt; mein Lebensschifflein ist gestrandet, ich mühe mich vergeblich ab, es wieder flott zu machen, und müßte ein übergewöhnliches Alter erleben, um nur die Nachwehen los zu werden. Von einem Unglück ins andere gefallen*), bin ich ein mittelloser Mann, der Einnehmer meiner Gläubiger und deren Zahlmeister.

Mein Haus steht 4000 Taler in der Brandkasse. Dafür habe ich es nicht. Nun kann ich zur dritten Stelle nicht 1300 Taler geliehen bekommen; hätte ich die, so könnte ich alle meine Bauschulden und andere decken. Nach vier Jahren bin ich eines Tilgungsstammes von jährlich 200 Taler mächtig, eher aber nicht. Triftiger Grund, nicht eher zu reisen. Bis dahin hübsch zu Hause bleiben und nicht eher weiter zu wandern, als wo das Leben nicht mehr kostet wie in der häuslichen Wirtschaft.

Meine Flagge habe ich gerettet und sie niemals gestrichen. Meine Ehrensachen, soweit solche zum äußern Anschein schwebten, sind zu meiner Zufriedenheit erledigt: die polizeiliche Aufsicht ist auf-

*) In der Nacht vom 4. zum 5. August 1838 vernichtete der Brand des Hauses, welches Jahn in Freiburg bewohnte, in seiner Abwesenheit alle von ihm gesammelten wertvollen Handschriften zur Geschichte des 30jährigen Krieges (vergl. seine früheren Briefe), u. a. Korrespondenzen von Wallenstein, Tilly, Pappenheim, Gustav Adolf usw., die er für 800 Taler nach Stuttgart verkaufen wollte, da ihm die Mittel fehlten, um die Schlachtfelder zu bereisen. (Euler, Leben Jahns, Berlin 1881.)

Digitized by Google

gehoben, auch die Beschränkung in der Wahl des Aufenthalts; das über 20 Jahr vorenthaltene eiserne Kreuz ist mir zu Teil geworden; mein Sohn hat die 1500 Taler Gold, so meine verstorbene Frau für die Berliner Turnanstalt verwandt, am 18. September als Königliches Gnadengeschenk bekommen; das Turnen ist wieder öffentlich geworden.*) Soweit ist alles richtig, alles beendet. Aeußerliche Hindernisse versperren mir nicht die Rückkehr zur Hauptstadt.

Aber mein innerliches Gefühl lässet mich nicht hinein. Vor 22 Jahren bin ich hinausgeschafft und nach erlangtem richterlichen Freispruch nicht wieder hineingelassen. Nun will ich mich nicht einschleichen noch viel weniger aufdringen. Ungekannt kann ich dort nicht weilen, heimlich darf ich es nicht, und öffentlich schickt es sich nicht.

In der Hauptstadt angekommen, müßte mein erstes und ernstes Ziel sein, für so mancherlei Huld mündlich zu danken. Erlangte ich dazu nicht Gehör, so wäre ich dadurch zwar nicht gekränkt, aber eine gewisse öffentliche Meinung verletzt, und die Neidharte der guten Sache schwämmen im Oberwasser.

In welcher Kleidung sollte ich erscheinen? Es täte beinahe Not, Se. Majestät zu bitten, den Lützower Waffenrock tragen zu dürfen. Den sogenannten deutschen Rock habe ich noch 1833 (Merke zum deutschen Volkstum. Schleusinger bei Glaser S. 323—325) verteidigt. Im Frack wäre ich doch ein lebendiges Zerrbild.

Endlich: zu welchem Zwecke sollte ich mich in der Hauptstadt aufhalten? Die ich lieb und wert halte, trage ich im Herzen. Ewig können wir nicht zusammenbleiben. Warum durch Abschied das Leben noch einmal schwer machen? Soll ich als Trümmergestalt die Grabstätte meines Wirkens besuchen? Welsche Worte vernehmen, wo sonst die Muttersprache Sang und Klang hatte? Ich weiß in der Hauptstadt keinen Wirkens- und Lebenskreis, und zum Bummler halte ich mich zu gut. Wem Gott einst einen fruchtbaren Gedanken bescheert hat, muß folgerecht zu enden suchen, und darum geht (wie ich auch unterm 12. Okt. 42 unserm Hohen gemeldet), „mein einziges Streben dahin, auf eine anständige Art auszuleben, ohne der werdenden Zeit lästig zu werden."

Darum muß ich auch an Allem, was auf die Turnkunst bezug hat, meine Teilnahme zurückhalten, und Vorschreiern nur verschreibe ich zuweilen einen Maulstopfer. Wie ich in meiner Einsiedelei dar-

*) Am 6. Juni 1842 war durch Kabinettsordre das Turnen „als unentbehrlicher Bestandteil der männlichen Erziehung" anerkannt und „in den Kreis der Volkserziehungsmittel" aufgenommen worden.

Digitized by Google

über denke, habe ich unter dem 30. März 1842 an den Hohen Herrn also bekannt: „Seit 23 Jahren, wo das Ministerium Altenstein in einem Rundschreiben an die Oberpräsidenten den großen Gedanken aussprach, das Turnen der gesammten Volkserziehung anzuschließen, habe ich auf die Wirklichmachung geharrt wie das Kind auf den heiligen Christ. Darum habe ich vom Turnen mich frei gehalten und fern, um nicht durch Dazwischenkunft jene wohltätige Entwicklung zu stören. Auch den Schein habe ich vermieden von jeglicher Einmischung und deshalb die Deutsche Turnkunst unaufgelegt gelassen, obschon sie längst vergriffen ist."

Noch habe ich eine Scheu vor den festlichen Beiwachten der Hauptstadt, und mir Wassertrinker wird der Mund weder wässerig noch weinig, wenn ich davon lese. Dazu lockt mich keiner aus meinem Ort. Und ich begreife auch nicht in meiner Einfalt, wie Männer von Wert das Befesten und Befeiern wohlhäbig ertragen können. Ich teile nicht den Zeitgeschmack, der Gelegenheiten herbeizieht, um mit Ehren mehr und besser essen und trinken zu dürfen als den sonstigen Verhältnissen angemessen. Dabei macht sich dann eine Däumlingsart breit mit verstellter Scheinpflicht, die Ritter der Langtafel und die Helden des Weinsturms. Sie weissagen aus dem Speisenduft und den Sprüngen der Korkpropfen. Der Versucher fehlt nicht, und der Nahderer hat alle seine Sinne mit Vergrößerung bewaffnet. Und büßen muß dann der, dem angeblich Mahl und Gelag gegolten. Wandle ich auch nicht auf Rosen, so will ich mich doch nicht mutwillig auf das Glatteis führen lassen.

Stumm lassen mich die Leute nicht. Sie wissen es an einen zu bringen, daß er das Schweigen brechen muß. Und ist die stark ausgesprochene Ablehnung unzarten Lobes auch mit Wahrheit und Würde vorgetragen, die Nackenschläge bleiben nicht aus. Die meisten und besten Gedanken des Sprechers fliegen wie Funken davon, und zurückbleibt nur das Geschmeide.

Sie sehen aus diesem Briefe, wie mich schon das Alter mit seiner Geschwätzigkeit beschlichen, und daß ich darum nicht mehr für die große Welt tauge.

Friedrich Ludwig Jahn.

Zum Schluß dieser Mitteilungen sei mir noch eine Bemerkung mehr praktischer als wissenschaftlicher Art gestattet. Jahn als Begründer des Turnens hat für uns eine sehr starke aktuelle Bedeutung. Nun macht aber in neuerer Zeit das Turnen bei uns immer mehr dem

Digitized by Google

internationalen Sport Platz. Ich halte diese Erscheinung im Interesse unseres Volkes für bedauerlich. Engländer und Franzosen mögen dem Sportwesen, welches hauptsächlich den persönlichen Ehrgeiz befriedigt, so viel sie wollen huldigen; sie besitzen einen zu ausgebildeten Nationalstolz, als daß ihnen das sportliche Klubleben schaden könnte.*) Für uns Deutsche aber, die wir unserer Natur nach immer das Individuelle vor dem Allgemeinen bevorzugen, und allzusehr für das Ausland schwärmen, bildet grade das Turnen, in Verbindung mit Turnspielen, Wanderfahrten, Turnliedern, ein starkes nationales Band, das alle partikularistischen und internationalen Bestrebungen niederzuhalten geeignet ist. Reißen wir nicht an diesem Bande, sondern suchen wir es im Sinne dessen, der es zuerst gewoben und den wir heute in vorteilhafterem Lichte gesehen haben als der große preußische Historiker, immer fester zu gestalten!

*) Die Oxforder Rudermannschaft würde sich jedenfalls lieber von der Cambridger besiegen lassen als etwa von einer Hamburger; die Hamburger schwerlich lieber von einer Berliner als von einer englischen.

Digitized by Google

Gladstone.

Von

Emil Daniels.

II.

Wir verließen Gladstone als Schatzkanzler im Whigkabinett Palmerston, in das er mit den anderen Peeliten eingetreten war, damit England während des Krieges auf dem Kontinent über eine starke Regierung verfüge. (Im Juni 1859.) Die öffentliche Meinung Englands schrieb damals Napoleon III. die Absicht zu, die Invasionspläne seines Onkels zu erneuern und zeigte sich von dem Drange beseelt, durch eine Kriegserklärung das Präveniere zu spielen. Vergebens schrieb Cobden seine schwer widerlegliche Flugschrift: „Die drei Paniken", in der er die Furcht der Engländer vor einer französischen Invasion als grundlos nachwies. Indessen fand der genannte ausgezeichnete Staatsmann ein anderes Mittel, um die Westmächte vor dem Bruch zu bewahren, indem er in Paris den berühmten englisch-französischen Handelsvertrag von 1860 zu stande brachte. Ueber die politische Bedeutung des genannten wirtschaftlichen Paktes sagt Gladstone in einer undatierten autobiographischen Aufzeichnung: „Die Empfindlichkeit Englands war heftig gereizt. Sogar Lord Russel" (der im Palmerstonschen Kabinett die auswärtigen Angelegenheiten leitete) „führte im Parlament eine unkluge Sprache über das Ausschauen nach anderen Alliierten. Eine französische Panik herrschte, so stark wie irgendeine andere von den Paniken, die England so in Mißkredit versetzt haben. Für diese Panik war der Handelsvertrag mit Frankreich das einzige Beruhigungsmittel. Er war tatsächlich ein Besänftigungsmittel und er reizte den Sinn für das kommerzielle Interesse dazu auf, der Kriegsleidenschaft entgegenzuarbeiten. Es war und ist meine Meinung, daß die Wahl nur war zwischen dem Cobdenvertrag und nicht gerade der Gewißheit, aber doch der hohen Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Frankreich."

Digitized by Google

Im Jahre 1894 schrieb Gladstone eine Notiz nieder über die Panik von 1884, wo das Kabinett aus einer, wie die Erfahrung bald lehrte, nicht begründeten Furcht vor dem englandfeindlichen Zusammenwirken Bismarcks und Ferrys, ihn überstimmte und die Verausgabung übertrieben hoher Summen für Rüstungszwecke erzwang. In der zuletzt genannten Aufzeichnung kommt Gladstone auf den Handelsvertrag von 1860 zurück und präzisiert seine politische Wichtigkeit noch schärfer als oben, indem er ausspricht: „Im Jahre 1860 gab es nur zwei Möglichkeiten, die eine der französische Vertrag und die andere Krieg mit Frankreich.“ Ergänzend sei bemerkt, daß Cobden sich nie geschmeichelt hat, durch seine Beredsamkeit, diplomatische Gewandtheit und das innere Gewicht der guten Sache den Kaiser der Franzosen zum Freihandel bekehrt zu haben, sondern daß auch dieser klar blickende Mann urteilte, nur die Furcht vor einem sonst unvermeidlichen Kriege mit England habe Napoleon zur Unterzeichnung des Vertrages bewogen.

Während Palmerston und Russel, die schon zur Zeit der Kämpfe gegen Napoleon I. im Parlament gesessen hatten, einseitige Vergleiche zwischen dem ersten und dem zweiten Kaiserreich zogen und sich infolgedessen von der allgemeinen Panik nicht frei erhielten, beurteilte Gladstone, ohne den Ernst der europäischen Lage zu verkennen, die Chancen des Friedens günstiger und, wie die Erfahrung lehrte, richtiger. Ohne sich durch die auswärtige Politik stören zu lassen, ging er an innere Reformen. Zunächst beantragte er eine vierte große Reduktion der Zölle. Von 418 Positionen, welche der britische Zolltarif noch zählte, sollten nur 48 bestehen bleiben. Der radikale Freihandel war damit so gut wie durchgeführt. Ferner schlug Gladstone dem Parlament die Abschaffung der hohen Fabrikationssteuer auf Papier vor. Von der Rede, welche der Schatzkanzler bei der Einbringung seiner Vorlagen hielt, sagte Bulwer, sie werde als ein Denkmal englischer Beredsamkeit so lange bestehen bleiben, wie die Sprache dauere. Prinz Albert schrieb an Stockmar, Gladstone sei jetzt der wirkliche Leiter des Hauses, nicht Palmerston, und er wirke mit fast unglaublicher Energie und Kraft.

Was die Verminderung der Zölle anbetraf, so wurde die Maßregel vermittelst der herrschenden freihändlerischen Strömung durch das Parlament getragen, ohne dem Schatzkanzler besondere Anstrengungen aufzuerlegen. Immerhin gab es einigen Verdruß mit den bisher geschützten Produzenten, die nun der ausländischen Konkurrenz exponiert werden sollten, und deren Gebaren Gladstone zu

Digitized by Google

dem Ausspruch veranlaßte, die englischen Gewerbetreibenden seien ohne Ausnahme für den Freihandel, aber nicht für den Freihandel ohne Ausnahme. Für seine Branche wollte eben ein jeder gern den Schutzzoll beibehalten. Indessen bedeuteten diese Differenzen nichts gegenüber dem Konflikt, in welchen Gladstone durch die Papiersteuervorlage nicht allein mit der Opposition, sondern auch mit einem Teil der eigenen Anhänger geriet. Dank der bestehenden hohen Abgabe hatte eine billige, für die Massen geschriebene Presse bisher nicht aufkommen können, vielmehr berechnete man, daß die Mehrzahl der täglich in England gedruckten Zeitungsexemplare Nummern der „Times" seien. Infolgedessen behauptete das genannte Organ eine unermeßlich große Machtstellung, und es stellte seinen Einfluß bald den Tories, bald den Whigs zur Verfügung, während es die Radikalen fast immer mit Heftigkeit bekämpfte. Die Frage, ob das Monopol der „Times" und der übrigen teueren Zeitungen aufrechterhalten werden solle oder nicht, fiel zusammen mit dem Problem der Papierbesteuerung, das Gladstone durch Aufhebung der betreffenden einträglichen Abgabe zu lösen vorschlug. Diese Maßregel war also, genau betrachtet, mehr eine politische Transaktion als eine finanzielle. Die Bill machte Gladstone bei den Konservativen so unbeliebt, daß er nicht umhin zu können glaubte, seinen Namen aus der Liste der Mitglieder des Carlton-Klubs streichen zu lassen: „Es ist ein deutlicher und charakteristischer Akt der gänzlichen Trennung von der ganzen Partei", heißt es bei einem wohlunterrichteten Verfasser gleichzeitiger Memoiren, „und wird Disraelis Hände stärken. Die Whigs hassen Gladstone. Die gemäßigten Konservativen und die Radikalen neigen ihm zu. Die alten Tories hassen ihn."

Was den Premierminister Palmerston betraf, so hatte er sich der Einbringung des Papiersteuer-Entwurfes hitzig, wenn auch ohne Erfolg, widersetzt. Sein Ministerium, das neben den peelitischen Mitgliedern zwei Radikale enthielt, hätte sich aufgelöst, wenn er und die andern Whigs bei ihrer anfänglichen zähen Opposition stehen geblieben wären. So gaben sie denn nach, um England die starke und einträchtige Regierung zu erhalten, deren es inmitten der festländischen Krisis bedurfte. Die Abschaffung der Papiersteuer passierte glücklich das Unterhaus, stieß dann aber im Oberhaus auf einen sehr heftigen Widerstand. Palmerston sympathisierte mit den widerstrebenden Lords und hätte ihnen gern gegen seinen eigenen Schatzkanzler die Hand gereicht. Er schrieb der Königin, er fühle

Digitized by Google

sich zu der Aeußerung verpflichtet, daß die Lords einen schönen öffentlichen Dienst leisten würden, wenn sie die Bill ablehnten. So sprach und handelte Palmerston als selbständige Einzelpersönlichkeit, als Mitglied des Kabinetts aber identifizierte er sich mit Gladstone und der dem Schatzkanzler beistimmenden Mehrheit der Minister. Das Oberhaus mußte erkennen, daß um der „Times" willen der Zusammenhalt im Ministerium nicht verloren gehen würde. Demgemäß fügte es sich schließlich der Abschaffung der Papiersteuer.

Vier Jahre nach der Annahme dieses Gesetzes sagte Gladstone in einer Rede zu Manchester: „Niemals ist eine so konservative Maßregel getroffen worden wie die, welche die billige Presse Englands zu kräftigem, energischem, dauerndem und nützlichem Leben erweckte." In der Tat ließ sich bereits übersehen, daß die Verbilligung der Zeitungen den sozialrevolutionären Bestrebungen nicht besonders zu gute kommen würde. Später jedoch trat eine überaus merkwürdige Wendung ein. Die billige Presse, welche der chauvinistische Palmerston, der Urheber des Wortes vom civis romanus, so gefürchtet hatte, wurde die Hauptträgerin des Jingotums und ist es bis zum heutigen Tage geblieben.

In der folgenden Session brachte Gladstone ein Gesetz über die Einführung von Postsparkassen ein, das von der Börse so hartnäckig bekämpft wurde, wie in der letzten Session die fiskalische Entfesselung der Presse von den Vertretern der aristokratischen Grundsätze bekämpft worden war. Die bestehenden Volkssparkassen erfüllten ihren Zweck nicht, denn sie kosteten den Staat Geld und waren doch nicht sicher, sondern machten manchmal bankrott. Außerdem waren sie nicht bequem zugänglich, und überhaupt ließ sich eine umfassende Benutzung von seiten der Massen niemals erwarten, da die Institute, wie Gladstone sich ausdrückt, nach Klasse schmeckten. Die von dem Parlament nach Gladstones Vorschlägen geschaffenen Postsparkassen vermieden jene Mängel und wurden außerordentlich populär. Es war das zweite Mal, daß Gladstone sich um die materielle Wohlfahrt der ärmeren Bevölkerung durch einen Akt positiver Sozialpolitik verdient machte. Vor Jahren hatte er an der Arbeiter-Schutzgesetzgebung mitgearbeitet und dabei das besondere Vertrauen der Kohlenträger dermaßen gewonnen, daß eine Abordnung dieses Gewerbes vor ihm erschien, um sich einerseits für die durchgesetzten Verordnungen zu bedanken, andererseits aber auch respektvollst anzufragen, ob ihm nicht eine gründliche Durchprügelung des chartistischen Mob von seiten der Kohlenträger erwünscht wäre.

Digitized by Google

Warum aber die Börse dem heilsamen Gesetz über die Postsparkassen ihre Gunst versagte, erzählt uns Gladstone in einem undatierten autobiographischen Fragment folgendermaßen. Als er Schatzkanzler geworden sei, habe er gefunden, daß die Bank von England und die Börse den Staat in einer Art von Untertänigkeit zu erhalten wußten: „Dies wurde erreicht durch freundschaftliche und entgegenkommende Maßregeln der Regierung gegenüber, deren Lage bequem gemacht und mit Kissen gepolstert wurde, damit sie ihrerseits willig sei. . . . . Bei den Bedingungen jener Situation mich zu beruhigen, sträubte ich mich, und von Anfang an begann ich, für meine finanzielle Selbständigkeit zu kämpfen, obgleich der Finanzminister erst durch die Errichtung der Postsparkassen und deren allmähliche große Entwicklung mit einem hinreichend mächtigen Werkzeug versehen worden ist, um ihn von der Bank und der City-Macht unabhängig zu stellen, wenn er Geldbedarf in siebenstelligen Zahlen hat. Von dem Gouverneur und dem Vizegouverneur der Bank, die Sitze im Parlament hatten, wurde ich hartnäckig bekämpft, und ich hatte die City fast bei jeder Gelegenheit zum Gegner."

Das Postsparkassengesetz war unter diesen Umständen in beiden Häusern des Parlaments aufs äußerste gefährdet, denn der Grundadel der Whigs wie der Tories liebte zwar die Industrie des Nordwestens nicht, stand jedoch mit der Londoner City von jeher auf gutem Fuße. Der Schatzkanzler verfolgte die Taktik, bei den bezüglichen Debatten von seiner Bill so wenig Aufhebens wie möglich zu machen: „Eine vollständige Auseinandersetzung meiner Erwartungen von ihr wäre absolut verhängnisvoll geworden." Dank dem angewendeten „Sub-silentio-Verfahren" ging die Bill durch. Noch an seinem spätesten Lebensabend zeichnete Gladstone die Notiz auf, daß für ihn bei der Einführung der Postsparkassen der sozialpolitische Zweck von sekundärer Bedeutung gewesen sei. Im Hintergrunde habe ein Projekt von erstklassiger Wichtigkeit gestanden, in Bezug auf das seine Bestrebungen mehr als verwirklicht worden wären. Jenes Projekt sei gewesen, den Finanzminister mit einem starken finanziellen Arm auszustatten und seine Unabhängigkeit von der City dadurch zu befestigen, daß man ihm eine ausgedehnte und gesicherte Herrschaft über bares Geld verschaffte. So siegte Gladstone in einem wichtigen Punkte über das Großkapital, dem er in der Frage des Staatseisenbahnsystems unterlegen war.

In auswärtigen Angelegenheiten gilt Gladstone für einen doktrinären Anhänger des Nichteinmischungsprinzips aber keineswegs

Digitized by Google

mit Recht. Als der amerikanische Sessionskrieg die Zufuhr von Baumwolle nach England unterband und die Industrie in Lancashire aufs schwerste litt, speziell die arbeitende Klasse einen fürchterlichen Winter durchmachen mußte, drängte er Palmerston und Russel, die Anerkennung der Südstaaten auszusprechen. Es waltete kein Zweifel daran ob, daß ein solcher Schritt, auch wenn er im Einverständnis mit Napoleon III. geschah, die Kriegserklärung der Union nach sich ziehen mußte. Gleichwohl sagte Gladstone in einer öffentlichen Tischrede zu Newcastle (im Oktober 1862), wenn das Volk der amerikanischen Nordstaaten auch aus dem Becher noch nicht getrunken habe, vielmehr nach wie vor versuche, ihn seinen Lippen fernzuhalten, so sehe doch der ganze Rest der Welt, daß es trinken müsse. Jefferson Davis und die anderen führenden Männer in den Südstaaten hätten eine Armee geschaffen, sie brächten, wie es scheine, eine Marine zu stande, und sie hätten gemacht, was mehr als Beides wäre, sie hätten eine Nation gemacht.

Als der nordamerikanische Botschafter in London, Adams, die Tischrede von Newcastle las, schrieb er in sein Tagebuch, jetzt erlebe die Union die Krisis ihrer Geschicke. Wenn Gladstone die Ansichten des Kabinetts ausgedrückt habe, werde er wahrscheinlich nur noch kurze Zeit Botschafter in England sein. In Wirklichkeit war keiner unter den Ministern von der Gladstoneschen Expektoration vorher unterrichtet gewesen, vielmehr hatte der Schatzkanzler unter dem Eindruck der in Lancashire herrschenden Kalamität die Initiative ergreifen und seine zögernden Kollegen fortreißen wollen. Aber weder Palmerston noch Russel hatten Lust, angesichts der gespannten Situation in Europa jenseits des Ozeans Engagements einzugehen, welche hinsichtlich Mexikos der lateinischen Politik Napoleons III. zu Gute zu kommen drohten. Gladstone versuchte in den entscheidenden Kabinettsräten vergebens, die beiden genannten Lords und seine übrigen Amtsgenossen zu einer energischen Politik in der Anerkennungsfrage zu bewegen. Mit tiefem Bedauern sah er sich überstimmt.

Ebensowenig zeigte sich Gladstone in der schleswig-holsteinschen Krisis von 1864 als ein unbedingter Anwalt des Friedens. Er trat in dem Kabinett dafür ein, daß England mit aller seiner Macht den Dänen gegen Preußen und Oesterreich Beistand leisten solle, wofern Frankreich sich zu diesem Zweck mit ihm verbinde. Das Kabinett war der gleichen Meinung, und Lord John wendete sich an Napoleon III., der aber refüsierte, da England bei seiner damaligen

Digitized by Google

Heeresverfassung sich zur Entsendung einer Landmacht nicht verpflichten konnte, sondern den Franzosen nur eine maritime Kooperation zu bieten vermochte. Palmerston und Russel warfen die Frage auf, ob Großbritannien nicht auch ohne die Hilfe des französischen Kaisers den deutschen Großmächten den Krieg erklären solle, aber die Zentren der Industrie, die für die Anerkennung der Baumwolle produzierenden nordamerikanischen Rebellenstaaten auf jede Gefahr hin bereitwillig eingetreten sein würden, widersetzten sich entschieden der militärischen Aktion gegen Preußen und Oesterreich als wirtschaftlich schädlich. Fast sämtliche Minister, Gladstone eingeschlossen, eigneten sich die Gesichtspunkte der gewerbtreibenden Bevölkerung an. Die Königin, den deutschfreundlichen Lehren ihres verstorbenen Gemahls treu, zeigte sich einem Einschreiten zu Gunsten Dänemarks abgeneigt. Wäre damals eine englische Kriegsflotte vor Stettin erschienen, so hätte in Berlin ziemlich leicht der Fall des Ministerpräsidenten v. Bismarck erfolgen können. Aber als in London der Kabinettsrat stattfand, der über Krieg oder Frieden entscheiden sollte, erkannte der Premierminister bald, daß es ihm nicht gelingen würde, seine Kollegen mit sich fortzureißen. Er hielt seinen Kopf gebeugt, während die Erörterung ihren Gang ging. Schließlich sah er auf und sagte trotz innerlicher tiefer Erregung mit gleichmütiger Stimme: „Ich denke, das Kabinett ist gegen den Krieg." (Mai 1864).

In diesen Jahren starben sämtliche peelitischen Mitglieder des Ministeriums, Aberdeen, Graham, Sidney Herbert, Newcastle; nur Gladstone und Cardwell blieben am Leben. Cardwell stand mit seinen Ansichten dem Schatzkanzler relativ fern; er unterstützte lebhaft die hohen Militär- und Marineetats, die Palmerston aus Mißtrauen gegen Frankreich für nötig hielt, und die Gladstone vor jeder Budget-Einbringung entschlossen bekämpfte, manchmal unter Androhung seines Rücktritts und immer mit beträchtlichem Erfolg zu Gunsten der Steuerzahler. Selbstverständlich ging der Schatzkanzler hinsichtlich der bezeichneten Reduktionen nicht so weit wie Cobden, Bright und die übrigen Manchesterleute verlangten, vielmehr hat man den Eindruck, daß dem Chauvinismus des Lords Feuerbrand gegenüber die von dem Schatzkanzler vertretene Beschränkung der unproduktiven Ausgaben gesund war und die Sicherheit des Landes nicht gefährdete. Im Hinblick auf Palmerstons auswärtige Politik schrieb Gladstone nach dem Hinscheiden Aberdeens an dessen Sohn, Sir Arthur Gordon: „In keinem Lande, am wenigsten in dem unsrigen, kann es schwierig sein, Minister des Auswärtigen zu finden, die fähig und willig sind,

Digitized by Google

die loyalen und vernünftigen Ansprüche ihrer Landsleute mit Mut und Festigkeit zu vertreten. Die Schwierigkeit liegt ganz wo anders; es handelt sich darum, den Minister des Auswärtigen zu finden, der erstens jene Ansprüche in dem reinen Licht der Vernunft und der Klugheit erblickt, und der zweitens, eine viel schwerere Aufgabe, den Mut hat, die eigene Person in die Schanze zu schlagen und nötigenfalls zu opfern, um seine Landsleute nicht über solche Ansprüche hinausgehen zu lassen, die wirklich loyal und vernünftig sind. . . . Eine Nation ist selten gerecht gegenüber anderen Nationen." Es kann kein Zweifel daran obwalten, daß diese Ausführungen ehrlich gemeint waren, aber Gladstone verband doch einen ganz aparten Sinn mit ihnen wie seine Haltung in der schleswig-holsteinischen Frage und noch mehr in der nordamerikanischen Sezessionskrisis beweist.

Mit jenen vier peelitischen Ministern starben dem Schatzkanzler sämtliche intimen politischen Freunde seiner Jugend, nachdem die religiösen Jugendfreunde Manning, Newman und Hope einen Weg eingeschlagen hatten, der, wie Gladstone traurig aber entschieden sagte, beinahe ebenso trennte wie der Tod. An peelitischem Nachwuchs war bei der Genesis und dem Charakter der Fraktion nicht zu denken; hatte sie doch stets, wie sich Graham nicht lange vor seinem Tode geäußert hatte, die Natur eines glücklichen Zufalls an sich gehabt. So traten denn an die Stelle der Toten whiggistische Minister, fast ebensosehr die Rivalen wie die Kollegen des Schatzkanzlers, der mit seinen torystischen Antezedentien im Kabinett so gut wie isoliert dastand. Anzuhaben vermochten ihm die Whigs freilich nichts, denn die billige Presse verschaffte ihrem Urheber eine gewaltige Popularität; außerdem fing Gladstone, in dem Bestreben, sich einen Rückhalt gegen die Whigs zu verschaffen, jetzt an, in den großen Handels- und Industriestädten umherzureisen und Volksversammlungen, teils von Zensuswählern, teils von Arbeitern, zu haranguieren. Seine Beredsamkeit feierte auf dem demagogischen Felde ebenso glänzende Triumphe wie auf dem parlamentarischen, obgleich er in diesem Lebensalter — er war jetzt Mitte der Fünfziger — nicht ganz so heftig wie im Alter sprach. Ueberhaupt hat er sich immer zur Regel gemacht, vor den Massen dieselbe edle mit Zitaten aus der altklassischen und englischen Litteratur geschmückte Sprache zu führen wie in der Reichsversammlung und auch sonst den vulgären Neigungen in keiner Weise entgegenzukommen: „So endete in Frieden eine erschöpfende, schmeichelhafte, aber ich hoffe nicht

Digitized by Google

berauschende Rundreise", schrieb er nach dem Abschlusse einer solchen oratorischen Kampagne in sein Tagebuch: „Gott weiß, ich habe nicht um ihre Gunst gebuhlt. Ich hoffe, ich vertraue ihnen nicht zu sehr. Ich bete, daß ich sie für gute Zwecke benutzen kann. Es ist indessen unmöglich, ein Volk nicht zu lieben, von dem solche Manifestationen kommen, wie sie mir überall entgegengebracht wurden."

Die Reform, welche Gladstone den Volksversammlungen in erster Reihe vorschlug, war Ausdehnung des Stimmrechts: „Was sind die Eigenschaften", so fragte er ein Auditorium in Lancashire, „die einen Mann für die Ausübung einer Funktion, wie das Wahlrecht ist, tüchtig machen? Selbstbeherrschung, Selbstachtung, Respekt vor der Ordnung, Geduld im Leiden, Vertrauen auf das Gesetz, Ehrerbietung gegen Höherstehende. Und wann, möchte ich fragen, wurden alle diese großen Eigenschaften in einer würdigeren, ja glänzenderen Weise betätigt als in der Aufführung der großen Masse der Handarbeiter von Lancashire während der schweren Heimsuchung des Winters von 1862?"

Den Aristokraten sowohl von der whiggistischen als auch von der torystischen Richtung flößten jene nivellierenden Reden Entsetzen ein. Es hatten also diejenigen Recht behalten, die von Anfang an über Gladstone geurteilt hatten: „Oben Oxford unten Liverpool!" Der 81jährige Premier sagte kopfschüttelnd: „Er ist ein gefährlicher Mann, haltet ihn in Oxford fest, und er hat halb und halb den Maulkorb vor; wenn Ihr ihn jedoch anderswohin gehen laßt, wird er wild." Zum Glück für den inneren Fortschritt Englands ließ sich die Verbindung Gladstones mit Oxford nicht länger aufrechterhalten als bis zu den bevorstehenden Neuwahlen. Den Graduierten von Oxford war nämlich jüngst das Recht verliehen worden, bei Wahlen ihre Stimme schriftlich einzusenden. Die Folge dieser Neuerung war, daß eine Menge von Landgeistlichen mitstimmen konnten, die in Oxford studiert hatten, aber nicht persönlich zum Wahlakt zu erscheinen vermochten. Die bezeichneten geistlichen Herren zogen einen korrekten Konservativen vor und ließen Gladstone durchfallen. (1865.)

„Nachts", so ist in den Aufzeichnungen des Schatzkanzlers zu lesen, „kam das Telegramm, das meine Niederlage in Oxford als in der Sache vollendet meldete. Ein holder Traum ist verscheucht. Gottes Wille geschehe." Als Heilmittel des bitteren Schmerzes erwiesen sich, wie das Tagebuch gleichfalls aufzeichnet, Jeremias I, 19 und Psalm 86 : 16. Volle 18 Jahre hatte er den von den klügsten

Digitized by Google

und vornehmsten Männern des Reiches begehrten Sitz für Oxford inne gehabt. Jetzt bewarb er sich um das Mandat von Süd-Lancashire, eines Wahlkreises, dessen Kern seine Heimatstadt Liverpool bildete. Liverpool war eine torystische und durch und durch hochkirchlich gesinnte Stadt. In einer Rede, die er unter großem Zulauf von Hörern in dem freihändlerischen Vereinshause zu Liverpool hielt, bemerkte er über sein neues Programm: „Wenn es eine Pflicht gibt, die mehr als andere den öffentlichen Männern Englands obliegt, so besteht sie darin, den Einklang herzustellen und aufrechtzuerhalten zwischen der Vergangenheit unserer glorreichen Geschichte und der Zukunft, die ihr noch beschieden ist. Ich bin niemals von dem abgewichen, was ich unter den wahrhaft konservativen Zielen und Wünschen verstehe, mit denen ich in das Leben eingetreten bin. Wenn möglich, bin ich heute noch anhänglicher an die Institutionen meines Vaterlandes als zu der Zeit, wo ich als ein Knabe zwischen den Dünen von Seaforth wanderte oder die Straßen Liverpools durchschritt. Aber die Erfahrung hat ihre Lehren mit sich gebracht. Ich habe gelernt, daß Weisheit liegt in einer Politik des Vertrauens und Torheit in einer Politik des Mißtrauens. Ich weigere mich nicht, die Zeichen der Zeit anzuerkennen und anzunehmen. Ich habe die Wirkung beobachtet, die auf das Land ausgeübt worden ist durch die als liberal bezeichnete Gesetzgebung. Und wenn uns erzählt wird, heute mit Recht erzählt wird, daß alle Gefühle des Landes im besten und weitesten Sinne des Wortes konservativ sind, das heißt, daß das Volk das Vaterland sowie die Gesetze und Institutionen des Vaterlandes schätzt, so fühle ich mich um der Ehrlichkeit willen zu dem Geständnis genötigt, daß dieses glückliche Ergebnis durch die liberale Gesetzgebung hervorgebracht worden ist."

Auf Grund dieses liberal-konservativen Glaubensbekenntnisses wurde Gladstone in Lancashire gewählt, indessen erzielten die beiden anderen Vertreter des Wahlkreises, die sich als ausgesprochene Tories um das Mandat bewarben, mehr Stimmen als er. Bald darauf starb Palmerston und nun wurde der in einem konservativen Wahlkreise gewählte Gladstone an Stelle des Verstorbenen Leiter der liberalen Partei im Unterhause. Als Premierminister folgte auf Palmerston der Leiter der Liberalen im Oberhause, John Russel: „Das Herz ganz Israels ist mit ihm", schrieb Gladstones frommer Freund, der Dekan Church, über den neuen Leiter des Unterhauses. „Er ist sehr groß und sehr edel. Aber er wird ebensosehr gehaßt wie geliebt, wenn nicht mehr. Er ist manchmal trotzig und wütend und leicht

Digitized by Google

gereizt, ihm fehlt Menschenkenntnis und er spricht voreilig. Und ich erwarte nicht ohne einiges Zittern, was aus seinem ersten Versuch werden wird, die Gemeinen zu leiten und die Befähigung zur Leitung Englands zu erweisen." Gladstone selber dachte zu dieser Zeit wie überhaupt in allen Perioden seines Lebens ganz außerordentlich bescheiden von seinen Leistungen: „Mein Dasein ist nicht untätig gewesen", schrieb er in sein Tagebuch, „aber von welcher Art ist seine Tätigkeit gewesen? Ich fühle bei mir, daß sie der folgenden allgemeinen Kritik unterliegt. Sie ist anscheinend gewesen, und sie ist eine Reihe von Anstrengungen zu sein und zu tun, was über meine natürliche Kraft geht. Dies ist an und für sich kein Verdammungsurteil, aber es bleibt doch in der Tat ein niederschlagendes Schauspiel, wenn ich sehe, daß ich nicht, wie Schiller sagt, gewachsen bin mit meinen höheren Zwecken."

Gladstone erklärte sich erst einverstanden, unter Russel zu dienen, nachdem der neue Premierminister das Prinzip der fortschreitenden Einschränkung der Militär- und Marineausgaben angenommen hatte. Hierdurch wurde der Schatzkanzler trotz seiner Zoll- und Steuerabschaffungen in den Stand gesetzt, das Parlament in seiner neuen Session (von 1866) vor die Wahl zu stellen, ob es die Einkommensteuer in der geringen Höhe von 1½ Prozent beibehalten oder ganz beseitigen wolle. Indessen interessierte bei der herrschenden materiellen Wohlfahrt jene Frage die Mitglieder des Parlaments nicht so sehr, während sie der von Gladstone im Unterhause eingebrachten Reformbill die allergrößte Aufmerksamkeit schenkten. Der Leiter des Hauses schlug vor, die Zahl der Wähler in England um 400 000 zu erhöhen, sodaß sie von 1 350 000 auf 1 750 000 stieg. Aber ein Teil der alten Whigs wollte ihm nicht folgen, sowohl aus eingewurzelter Abneigung gegen die peelitische Herkunft des neuen Leiters als auch aus sachlichem Widerstreben gegen die Ausdehnung des Wahlrechts auf das Gros der besser bezahlten städtischen Arbeiter. Die Auflehnung dieser liberalen Aristokraten gegen den Schatzkanzler brachte das Ministerium Russel zu Fall, und der alte und kränkliche Lord Derby bildete ein konservatives mit Disraeli als Leiter des Unterhauses und Spiritus Rector der Regierungspolitik. Gladstones Zorn über seinen eklatanten Mißerfolg als Führer der Liberalen äußerte sich höchst leidenschaftlich; er kam sich wie von seinen Parteigenossen geohrfeigt vor und sprach davon, seinen Platz an der Spitze der Opposition verlassen und sich auf eine hintere Bank des Hauses zurückziehen zu wollen. Einen um so glänzenderen Triumph als

Digitized by Google

parlamentarischer Taktiker feierte Disraeli. Sein altes Ideal war, den Torysmus durch die Aufnahme einiger demokratischer Ideen zu verjüngen. Jetzt bewog er seine streng konservativen Ministerkollegen, einem Reformprojekt zuzustimmen, das noch 900 000 Wähler mehr kreierte als das Gladstonesche, indem es durch Einführung des noch heute bestehenden Household-suffrage das Stimmrecht auch auf die niedrig gelöhnten städtischen Arbeiter ausdehnte. Und nicht nur durch das Kabinett bugsierte er die für damalige englische Verhältnisse unerhört radikale Maßregel sowie durch das hochkonservative Oberhaus, sondern gleichermaßen wohlbehalten steuerte er sein Schifflein durch das Unterhaus, dessen Mehrheit soeben wegen einer viel gemäßigteren Bill ein Ministerium der eigenen Partei gestürzt hatte: „Das wundervollste Ereignis", schrieb Bischof Wilberforce am Ende der Session (von 1867), „ist das Emporkommen Disraelis. Er ist fähig gewesen, das Haus der Gemeinen zu lehren, daß es Gladstone beinahe ignoriert, und gegenwärtig beträgt er sich herrisch gegen ihn, und, wie mir erzählt wird, sagt er, er will ihn niederhalten für zwanzig Jahre." In demselben Sinne schrieb Lord Houghton: „Ich traf Gladstone beim Frühstück, er scheint ganz eingeschüchtert zu sein durch Dieschens diabolische Schlauheit."

Jedenfalls erholte sich Gladstone sehr rasch von seinen zornigen und furchtsamen Affekten und schlug die Wege ein, welche geeignet waren, die Einheit der liberalen Partei wieder herbeizuführen. Zunächst brachte er einen Antrag durch das Parlament, welches die Dissenters von der gesetzlichen Verpflichtung befreite, der Staatskirche Steuern zu bezahlen. Man wundert sich, daß eine so intolerante Einrichtung bis zum Jahre 1868 in England bestanden hat. Sie bildete einen der Gründe für den Haß der Dissenters gegen die Hochkirche, der im 19. Jahrhundert fortbestand, wie er das 17. und 18. erfüllt hatte: „Die Kirche von England", urteilte ein so treuer Anglikaner wie Gladstone, „trennt sich viel leichter von ihrem Glauben als von ihrem Gold. Es ist die alte Frage: „Was ist größer, das Gold oder der Altar, welcher das Gold heiligt?" Wäre diese Frage in anderen Zeiten kühner aufgeworfen und ehrlicher beantwortet worden, würden wir nicht da stehen, wo wir sind. Und durch beharrliches Schauen nach dem Gold und nicht nach dem Altar werden die Gefahren der Zukunft nicht vermindert sondern vermehrt werden." Allerdings konnte man Gladstone entgegenhalten, daß gerade er durch sein dreißig Jahre vorher veröffentlichtes Buch über das Verhältnis von Kirche und Staat den Verteidigern der überlieferten Mißbräuche ihre

Digitized by Google

wirksamsten geistigen Waffen geliefert habe, aber er antwortete solchen Anklägern gelassen: „Ich bin in dem Glauben erzogen worden, daß das Heil unbedingt von der Annahme eines bestimmten und sehr beschränkten Bekenntnisses abhinge. Aber lange, lange habe ich dieses Unkraut hinter mich geworfen.“ Die wertvolle Belohnung für solche Handlungen und Konfessionen war eine Frucht, nach welcher ihn der Quäker John Bright schon vor einem Jahrzehnt begierig zu machen gestrebt hatte, und welche ihm jetzt in voller Reife in den Schoß fiel, das politische Vertrauen von Millionen nonkonformistischer Staatsbürger.

Großbritannien war unterdessen in die Epoche der fenischen Attentate eingetreten; von ihnen war das größte die mehr als 50 unbeteiligten Londoner Bürgern das Leben kostende Explosion bei dem Gefängnis von Clerkenwall. In Uebereinstimmung mit dem sonstigen Fortschritt in seinen kirchenpolitischen Anschauungen hatte sich Gladstone, wenn auch nicht in bindender Form, schon seit Jahren für die Entstaatlichung der protestantischen Staatskirche in dem katholischen Irland erklärt. Jedoch hatte er gegen alle bezüglichen Anträge im Parlament gestimmt, weil er angesichts der fortdauernden Macht des protestantischen Vorurteils die Frage für noch nicht reif hielt, ja überzeugt war, daß sie bei seinen Lebzeiten nimmermehr reif werden würde. Es bedurfte der blutigen Lehren des Feniertums, damit sich das englische Volk zu der Aufnahme zeitgemäßerer und minder intoleranter Ansichten bequemte: „Als die Bewohner der verschiedenen Städte des Landes“, führte Gladstone im Parlament aus, „sich zur Verteidigung von Leben und Eigentum als Spezialkonstabler einschwören lassen mußten, da drang dieses Phänomen in den Volksgeist ein und erzeugte jene Aufmerksamkeit und Willigkeit bei der ganzen Bevölkerung, welche sie befähigte, die ungeheuere Wichtigkeit der irischen Streitfrage in einer ihren früheren Gewohnheiten fremden Art zu begreifen.“

Indem Gladstone die endliche Aufhebung der nonkonformistischen Kirchensteuern nicht ohne Schwierigkeit durchsetzte — die Dissenters mußten, beiläufig bemerkt, noch obendrein einen Teil der ungerechten Abgaben ablösen — und indem er schnell erkannte, daß der richtige Zeitpunkt für die Entstaatlichung der irischen Kirche gekommen sei, einigte Gladstone sämtliche liberalen Kommoners von neuem unter seiner Führung. In einer von den autobiographischen Notizen aus der letzten Zeit seines Lebens bemerkt Gladstone über den Charakter und den Wert seiner damaligen Taktik, welche in der rechtzeitigen

Digitized by Google

Aufwerfung der irischen Kirchenfrage gipfelte: „Bei ruhiger Prüfung bin ich keineswegs sicher, daß die Vorsehung mich mit irgendeinem auffallenden Talent ausgestattet hat. Sollte ich aber doch mit etwas von dieser Art begnadet sein, so hat es sich in gewissen politischen Situationen bei der Abschätzung der allgemeinen Lage und ihrer Konsequenzen gezeigt. Um mich richtig zu verstehen, darf jenes nicht als einfache Hinnahme der öffentlichen Meinung aufgefaßt werden, begründet auf die Einsicht, daß sie, gleich der Flut, eine gewisse, für ein gegebenes Werk nötige Höhe erreicht hat. Es ist vielmehr eine Erkenntnis der für eine besondere Aera entscheidenden Tatsachen und ihres Verhältnisses zu einander, die im Geist die Ueberzeugung hervorruft, daß für die Bildung einer öffentlichen Meinung und für ihre Dirigierung auf ein bestimmtes Ziel die erforderlichen Materialien vorhanden sind."

Gladstone nimmt also für sich die Ehre in Anspruch, in der wirksamsten Weise das britische Volk zur Abschaffung der irischen Staatskirche angeregt zu haben, während ohne sein Eingreifen dem reichsgefährlichen Institut vielleicht noch eine lange Lebensdauer beschieden gewesen wäre. Das Schicksal der irischen Kirche hing nicht von dem Unterhause ab, das Gladstone wiederum als seinen Führer anerkannte, sondern von Neuwahlen auf Grund des erweiterten Stimmrechts. An eine numerisch gewaltig vermehrte Wählerschaft appellierte Gladstone als Urheber der Reformbill. Und als solcher galt er den Massen auch. Zwar hatte Disraeli die liberalen Vorschläge zur Ausdehnung des Wahlrechts übertrumpft und konnte sich demgemäß im Wahlkampfe rühmen, er habe den Whigs das Monopol des Liberalismus entrissen, aber seine Schachzüge waren für den einfachen Menschenverstand der Menge zu fein. Die Arbeiter sagten, Gladstone sei der erste und einzige Politiker, der sich wirklich um sie bekümmere, er habe ihnen billige Zeitungen und brauchbare Sparkassen verschafft und ihm sei es jetzt zu danken, wenn das Parlament die so lange versprochene Wahlreform endlich in Angriff genommen habe. Indessen führte Gladstone den glücklichen Verlauf des Wahlkampfes weniger auf die Unterstützung durch die Arbeiterklasse zurück als auf konfessionelle Momente. Nachdem die Liberalen in dem neuen Parlament eine gewaltige Majorität errungen hatten, schrieb Gladstone an den Bischof Hinds: „Unsere Strategie muß sich beeinflussen lassen durch die Truppen, die wir führen. Unsere drei Armeekorps, wie ich mich vielleicht ausdrücken darf, sind gewesen schottische Presbyterianer, englische und walliſische Nonkonformisten und römisch-katholische Iren.

Digitized by Google

Wir haben auf unserer Seite eine sehr gewichtige Minorität von geistlichen und Laien-Anglikanern, aber es ist ein moralisches kein numerisches Gewicht. Der englische Klerus als ein Ganzes hat uns so übel mitgespielt, wie er konnte, und hat uns, wie ich durch persönliche Kenntnisnahme weiß, in den Grafschaften in der Tat schwer geschädigt." Der Schreiber hätte hinzufügen können, daß er dank der Agitation der fanatischen Anglikaner selber durchgefallen war und zwar in seiner Geburtsstadt Liverpool, welches annähernd so kirchlich gesinnt war wie Oxford. Dafür hatte ihn Greenwich gewählt. Zum ersten Male vertrat er nunmehr einen liberalen Wahlkreis.

Von Disraelis zwanzig Jahren waren noch keine zwanzig Monate abgelaufen, da mußte das konservative Ministerium zurücktreten. In dem neu gebildeten liberalen Kabinett wurde Gladstone Premierminister, nachdem John Russel auf diese Würde verzichtet hatte, angeblich wegen seines hohen Alters, in Wirklichkeit, weil Gladstone ihn beiseite schob. Lord John, der Sproß einer der größten Familien des Landes, war der erste Vorkämpfer der Reformbill von 1832 gewesen, jetzt sah er sich genötigt, dem unerbittlichen historischen Gesetz: „Sic vos non vobis!" seinen Tribut zu entrichten. Nicht einmal als Präsidenten des Staatsrats oder Geheimsiegelbewahrer wollte ihn Gladstone mehr haben, obgleich Lord John ganz gern in einer jener mehr repräsentativen als bedeutungsvollen Stellungen dem Kabinett Gladstone angehört haben würde. Fast auf den Tag sechzig Jahre zählte Gladstone, als er in der Eigenschaft des ersten Ministers der Königin die Hand küßte: „Ich steige den Hügel des Lebens hinab", schrieb er in sein Tagebuch. „Es würde ein richtigeres Bild sein, zu sagen, ich steige hinauf einen immer steiler werdenden Pfad mit einer Bürde von stets wachsendem Gewicht. Der Allmächtige scheint mich zu stützen und aufzubewahren für einen besonderen Zweck, obgleich ich mich selber tief unwürdig fühle. Gepriesen sei sein Name!" Daß er trotz seiner grauen Haare die Last der schweren parlamentarischen Kämpfe, welche sich nach dem Zusammentritt des Parlaments um die irische Entstaatlichungsbill entspannen, mit so großer Elastizität zu ertragen vermochte, dafür wußte Gladstone einen besonderen Grund: „Heute", schrieb er an einem heißen Julitage in sein Tagebuch, „empfing ich von einem römisch-katholischen Bischof die Versicherung, daß er für mich Messe lese, und daß Viele für mich beteten und von Herrn Spurgeon, wie oft von anderen, die Zusicherung der Gebete der Nonkonformisten. Ich denke in diesen und anderen Gebeten liegt das Geheimnis der Körperstärke, die mir

Digitized by Google

in ungewöhnlichem Maße während dieses sehr aufreibenden Jahres gegeben ist."

Nachdem Gladstone die Opposition der Konservativen und des Oberhauses besiegt und die Entstaatlichung der irischen Landeskirche durchgesetzt hatte, sah er sich in nicht weniger aufreibende und sehr viel gefährlichere Streitigkeiten mit einem seiner eigenen drei „Armeekorps" verwickelt. Es handelte sich um die Reform des Volksschulwesens. Nach dem kriegerischen Triumphe der Preußen im Jahre 1866, welcher „dem Schulmeister von Königgrätz" zugeschrieben wurde, verlangte die öffentliche Meinung Englands den allgemeinen und unentgeldlichen Elementarunterricht. Das Ministerium Gladstone brachte eine Bill ein, die jene beiden Grundsätze annähernd verwirklichte. Da begann sich heftiger Widerstand bei den Dissenters zu regen. Sie wollten ihre Schulen nicht der Aufsicht eines anglikanischen Staates unterwerfen. Auch sträubten sie sich dagegen, daß das Schulgeld für die anglikanischen Arbeiter-Kinder zum Teil von den besser situierten nonkonformistischen Mitbürgern jenes andersgläubigen Proletariats aufgebracht werden sollte: „Wir ehren Herrn Gladstone", äußerte Dale, nonkonformistischer Abgeordneter für Birmingham, „aber wir sind entschlossen, daß England nicht abermals den Fluch der Verbitterung und des Haders tragen soll, dem wir durch die Abschaffung der Kirchensteuern auf die Dissenters für immer entronnen zu sein glaubten." Solcher vorurteilsvollen Opposition zum Trotz glückte es Gladstone, die Bill durchzudrücken. Er sorgte damit gewissenhaft für die Zukunft des englischen Volkes, aber seiner eigenen Regierung schlug er eine Wunde, die nicht wieder heilte. Wenn einer seiner treuesten Freunde, der Quäker John Bright, entrüstet erklärte, das Volksschulgesetz sei die schlechteste Akte, welche jemals seit 1832 durch ein liberales Parlament gegangen wäre, so bewahrten fast sämtliche Dissidenten den gleichen Standpunkt in der nachtragendsten Weise. Im Kampf gegen Gladstones Schulpolitik kam auch der Unitarier Chamberlain hervor, der unheilvollste Mann, der je in Gladstones politische Laufbahn eingegriffen hat.

In derselben Session, in der Gladstone England mit einer modernisierten Unterrichtsverfassung beschenkte (1870), vollendete er auch die längst von ihm angebahnte zeitgemäße Umgestaltung der allgemeinen Staatsverwaltung. Die Besetzung der Verwaltungsstellen durch ministerielle Ernennung galt in England für ein überlebtes System. Der britische Parlamentarismus, wie er nach der Reformbill von 1832 geworden war, vermochte sich nicht loszumachen

Digitized by Google

von den Gebrechen einer oligarchischen Vergangenheit, in welcher die großen Familien die öffentlichen Stellen ohne jede Rücksicht auf die Qualifikation der Anwärter besetzten, um ihre ehelichen und unehelichen Söhne, ihre Verwandten und Klienten jeden Grades zu versorgen. Jetzt, als Premierminister, führte Gladstone durch, wofür er schon am Vorabend des Krimkrieges lebhaft eingetreten war, was er aber wegen des Widerstandes beider Adelsparteien bisher nicht hatte bewirken können. Das neue System bestand darin, daß für jedes frei werdende nichtpolitische Amt eine Konkurrenz ausgeschrieben wurde und derjenige Bewerber die Stelle erhielt, welcher beim Examen die meisten Points erzielte. Die ministerielle Patronage, bis dahin ein Gegenstand von ganz außerordentlicher Bedeutung für das innerpolitische Leben Englands, fiel dank jener Einrichtung weg oder schrumpfte auf jeden Fall stark zusammen, ein Vorteil, der die wenigstens nach deutschen Begriffen sehr großen Mängel des Points-Systems beträchtlich überwog.

Schon vorher hatte Gladstone für mehr Ordnung und Redlichkeit in der allgemeinen Staatsverwaltung dadurch gesorgt, daß er nach dem längst erfolgten Vorgange des Kontinents eine wirksame Organisation des Rechnungswesens geschaffen hatte (1866), an Stelle der bis dahin nur vorhanden gewesenen unwirksamen Kontrolle durch das Parlament. Dazu kam das gute Beispiel, welches Gladstone persönlich als Schatzkanzler wie als erster Lord des Schatzes durch die Entfaltung aller Beamten-Tugenden gab. Die Hüter der Traditionen der altenglischen Verwaltung, in der auf Kosten des Steuerzahlers der Grundsatz vom Leben und Lebenlassen betätigt worden war, verhöhnten Gladstone als Sammler von Lichtstümpfen und Käserinden. Aber der von ihm ausgehende Geist des Diensteifers, des Pflichtgefühls, der Sparsamkeit, der Ehrlichkeit und Ordnung zusammen mit der dem Points-System zu verdankenden relativen Verbesserung des Beamtenpersonals hatten zur Folge, daß die britische Verwaltung, die den Anforderungen des Krimkrieges nicht gewachsen gewesen war, beim Eintritt der unendlich viel schwereren Prüfung des Burenkrieges Leistungen vollbrachte, für die es in der Geschichte der Intendantur kein Vorbild gab, und die ihr von niemandem zugetraut worden waren.

Als Gladstone den Vorsitz in der Regierung übernahm, schrieb er dem Sekretär der Königin, General Grey, einen Brief, welcher der Königin die Besorgnis benehmen sollte, daß ein von Gladstone regiertes England in der auswärtigen Politik gar zu strikt den Grund-

Digitized by Google

satz der Nichteinmischung befolgen würde. Er wies auf seine Teilnahme an dem Kabinett hin, welches den Krimkrieg beschlossen hatte und auf seine Neigung, im Jahre 1864 den Dänen zu Hilfe zu kommen. Beide Hinweise waren zutreffend, und er hätte außerdem noch an seine aktionsbereite Haltung zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges erinnern können: „Wenn im Ausland die Furcht verbreitet ist, daß England für immer den Appell an die Gewalt abgeschworen habe, von moralischer Gewalt abgesehen, ist jene Furcht durch die Tatsachen gerechtfertigt? . . . . . Lassen Sie ja nicht glauben, daß England niemals intervenieren wird. Für die exzentrischen Meinungen anderer Leute ist niemand verantwortlich, aber für einen vernünftigen Glauben an solche Selbstverleugnung Englands liegt kein Grund vor. . . . . Ich glaube nicht, daß es . . . auch nur um ein Körnchen weniger als zu irgend einer früheren Zeit geneigt ist, bei einer angemessenen Gelegenheit sein Los in die Wagschale zu werfen zusammen mit der Sache, die es für die gerechte hält."

Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, sagte der englische Premierminister zu dem Sprecher Brand: „Nach der Oberfläche der bekannten Tatsachen zu urteilen, ist Frankreich im Unrecht, aber in Bezug auf persönliche Vertrauenswürdigkeit haben die beiden treibenden Geister auf den betreffenden Seiten, Napoleon und Bismarck, ungefähr den gleichen Wert." Da wir heute die Vorgeschichte des Krieges von 1870 kennen, dürfen wir loyalerweise nicht behaupten, daß jenes Urteil Gladstones über Bismarck vom englischen Standpunkt aus zu streng gewesen sei. Was die Auffassung betrifft, die Gladstone beim Ausbruche des Krieges über die England möglicherweise erwachsenden Verantwortlichkeiten hegte, so beschränkte sich nach ihm die Verpflichtung Großbritanniens darauf, die Unabhängigkeit Belgiens zu schützen. Als Frankreich und Deutschland mobil machten, schrieb Gladstone an Cardwell, der damals britischer Kriegsminister war: „Wenn wir unglücklicherweise, was Gott verhüte, in diesen Krieg einzugreifen haben, wird es nicht geschehen können mit sechs Monaten oder drei Monaten oder nur einem Monat Verfallzeit. Die entscheidende Frage ist: Angenommen, es ergeht an uns ein dringender Ruf der Ehre und der Pflicht, und es entsteht ein Bedürfnis nach 15—20 000 Mann, was würden Sie tun? Welche Antwort würden die militärischen Autoritäten auf diese Frage geben, speziell diejenigen, die auch Gehirn haben und nicht bloß Rang?*) Haben Sie keine

*) Geht auf den Herzog von Cambridge, den Onkel der Königin. Er war Oberbefehlshaber der Armee.

Digitized by Google

stärkeren Bataillone als die von 500? Hier oder im Mittelmeer? Wenn im letzteren, sollten sie nicht nach Haus befördert werden? ... Was ich wünschen möchte, ist, daß Sie die Mittel erkundeten, nach Antwerpen 20 000 Mann mit derselben Schnelligkeit zu werfen, wie wir anläßlich der Trent-Affäre 10 000 nach Kanada sendeten."

Von den manchesterlichen Freunden Gladstones meldete sich Bright und warnte den Premier, um der Belgier willen Großbritannien in die kontinentalen Verwicklungen hineinziehen zu lassen. Mit geschickter psychologischer Taktik packte Gladstone den intransigenten Friedensschwärmer da, wo er allenfalls verwundbar war, bei seiner nicht minder großen Schwärmerei für das Selbstbestimmungsrecht der Nationen: „Wenn das belgische Volk aus eigenem Antrieb die Vereinigung mit Frankreich oder einem anderen Lande wünscht, so werde ich ganz gewiß nicht dafür zu haben sein, daß zu den Waffen gegriffen wird, um dem zuvorzukommen. Aber daß die Belgier, ob sie wollen oder nicht, stracks in den Magen eines anderen Landes eingehen sollen, um dynastische Begehrlichkeiten zu befriedigen, ist eine andere Sache. Die straflose Begehung eines solchen Verbrechens würde einer Zerstörung des öffentlichen Rechts in Europa gleichkommen, und ich bin der Meinung, daß wir nicht ruhig zusehen könnten, wenn die Hinopferung von Freiheit und Unabhängigkeit sich vollzöge."

Der Verlauf des Krieges enthob England der Notwendigkeit, mit den Waffen zu intervenieren, aber Gladstone beabsichtigte nun eine friedliche Intervention nach der anderen Seite hin, um Deutschland abzuhalten, die Elsaß-Lothringer gegen ihren Willen zu annektieren. Er glaubte, wenn England an der Spitze der Neutralen eine derartige Einsprache erhöbe, würde der Schritt seine Wirkung nicht verfehlen. Seine Kollegen im Kabinett waren anderer Meinung; sie hielten es nicht für opportun, daß England die Initiative ergriff, und die Intervention der Neutralen unterblieb. Wichtig ist, daß Gladstone sein Vorhaben u. a. damit begründete, die Nichtbeachtung der Wünsche der elsaß-lothringischen Bevölkerung schaffe einen England unerwünschten Präzedenzfall für die Lösung der orientalischen Frage. Schon im Jahre 1858 hatte er das Ministerium Derby gedrängt, den erklärten Willen der Völkerschaften der Moldau und der Wallachei zu unterstützen und für die Vereinigung der beiden Fürstentümer zu einem Staat Rumänien einzutreten: „Der beste Rußland entgegenzustellende Widerstand", sagte er, „liegt unzweifelhaft in der Stärke und Freiheit derjenigen Länder, deren direktes Interesse der

Digitized by Google

Widerstand ist. Wir sollten eine lebendige Barriere zwischen Rußland und die Türkei stellen, und keine Barriere ist so gut wie die Brust freier Männer." Ein in diesem Sinne gehaltener Antrag Gladstones wurde aus Mißtrauen gegen Napoleons III. lateinische Unionspläne vom Unterhause abgelehnt. Zornig schrieb der Antragsteller in sein Tagebuch: „Wieder ein einem Volke gebrochenes Versprechen." Disraeli und Palmerston, in der inneren Politik Rivalen, hatten im Interesse der Integrität der Türkei beide für die Ablehnung des Gladstoneschen Antrags gestimmt, dagegen votierte für Gladstone Disraelis und Derbys Parteigenosse, der junge Lord Robert Cecil, der später als Marquis von Salisbury die orientalische Politik Großbritanniens im Geiste Gladstones geleitet hat.

In den politischen Beiträgen, die Treitschke während des Jahres 1870 zu den „Preußischen Jahrbüchern" geliefert hat, beurteilte er die Stellungnahme Englands gegenüber den kriegführenden Mächten sehr scharf. Er glaubte den Tag kommen zu sehen, an dem die Meereskönigin ihre Kriegsflotten an den Meistbietenden verauktionieren würde. Unsere retrospektive Betrachtung kann, wenn sie sich, wie billig, auf den englischen Standpunkt stellt, an Gladstones Haltung gegenüber dem deutsch-französischen Zusammenstoß nichts Tadelnswertes entdecken. Auch sein Plan, bei Deutschland Vorstellungen gegen die Annexion Elsaß-Lothringens zu erheben, so geringen Erfolg der Versuch für Frankreich gehabt haben würde, kann unter dem Gesichtspunkte des englischen Interesses nicht für durchaus verfehlt erachtet werden. Bis zum heutigen Tage haben die Engländer, mochten liberale oder konservative Regierungen am Ruder sein, immer oder fast immer an dem Grundsatze festgehalten, daß Großbritannien die französische Freundschaft vor der deutschen suchen müsse. Es mag sein, daß jener Weg, den Gladstone der englischen Politik gewiesen hat, nicht der denkbar beste ist; als gangbar hat er sich auf alle Fälle gezeigt, indem England auf ihm dem Ziele weltumspannender Macht und Größe viel näher gekommen ist als Frankreich oder Deutschland.

Die Erfahrungen des Jahres 1870 gaben dem britischen Premier Veranlassung, die Verfassung des englischen Heeres bedeutsamen Veränderungen zu unterziehen. Kriegsminister war Cardwell, abgesehen von Gladstone der letzte der Peeliten, deren ruhmreichen Namen er durch seine Armeeorganisation noch einmal zu hohen Ehren brachte. Cardwell berief als seinen technischen Berater den Obersten Wolseley in das Ministerium. Die Hauptpunkte der Reform waren erstens

Digitized by Google

Schaffung einer Reserve durch Abkürzung der Dienstzeit und zweitens Beseitigung des Kaufs der Offizierstellen. Beide Neuerungen wurden von dem Oberbefehlshaber der Armee, dem Herzog von Cambridge, fast allen Generalen und den meisten Offizieren heftig bekämpft, am hitzigsten die Beseitigung des Stellenkaufs in der Armee, eine Maßregel, welche die privaten Interessen zahlreicher Mitglieder der einflußreichsten Gesellschaftskreise empfindlich berührte. Gladstone äußerte, er wäre während seines ganzen parlamentarischen Lebens daran gewöhnt worden, zu sehen, wie Klasseninteressen aller Art sich in Verteidigungszustand setzten, unter der Annahme, sie würden angegriffen, aber er hätte niemals einen Fall gesehen, wo die von den Vorkämpfern gewählten Operationsmethoden einen so peinlichen Eindruck hinterlassen hätten. Wolseley ist sein Leben lang überzeugt geblieben, daß Cardwells nicht lange nachher eingetretener dauernder Gesundheitsverfall die Konsequenz der Verfolgungen gewesen sei, welche die vornehmen sozialen Schichten wegen der Abschaffung des militärischen Stellenkaufes über den liberalen Kriegsminister verhängten. Es bedurfte der ganzen Tatkraft Gladstones, um die Aufhebung der veralteten und korrupten Einrichtung gegen eine höchst liberal bemessene Geldentschädigung an die Interessenten durchzusetzen. Nicht minder entschlossen hatte der Premierminister gegen die Mehrheit der Männer vom Fach aufzutreten, um die Kreierung einer Reserve vermittelst Abkürzung der Dienstzeit zu erwirken. Diese starke Heeresvermehrung hat unbedingt dazu gehört, damit England den großen Anforderungen des Burenkrieges an die Zahl seiner Streitkräfte gerecht zu werden vermochte. Ohne Gladstones Reformen auf den Gebieten der allgemeinen Staatsverwaltung und der Heeresverfassung wäre in unserer Epoche an eine erfolgreiche Beendigung des südafrikanischen Krieges gar nicht zu denken gewesen. Was er am englischen Heerwesen nicht zu bessern vermochte, war die Unfähigkeit, kurz nach Ausbruch eines Krieges ein erhebliches Landheer für überseeische Verwendung schlagfertig zu haben, ein Zustand, der uns anläßlich der Gladstoneschen Anfrage über eine eventuelle Entsendung von 20 000 Mann nach Antwerpen deutlich vor Augen getreten ist. Indessen hat Gladstone dieses Gebrechen nicht herbeigeführt, sondern aus der aristokratischen Periode des englischen Parlamentarismus, seiner angeblichen Blütezeit, übernehmen müssen. Unter ihm ist die englische Armee besser und stärker geworden, als sie vorher je gewesen war.

Eine an Reformen so überreiche Regierung wie das Ministerium

Digitized by Google

Gladstone konnte sich in Bezug auf die unglückliche Lage Irlands nicht mit der Entstaatlichung der dortigen Landeskirche begnügen. Auch ein einschneidendes Agrargesetz, der Vorläufer geradezu revolutionärer Umgestaltungen auf diesem Gebiet, befriedigte den Tatendrang des Premiers mitnichten: „Für unser großes Land", schrieb er der Königin, „ist der Zustand Irlands nach siebenhundert Jahren Vormundschaft eine unerträgliche Schande und eine Gefahr, die so absolut alle andern übersteigt, daß ich sie die einzige wirkliche Gefahr für das stolze Reich der Königin nenne." Zur weiteren Förderung der Annäherung zwischen den beiden Schwesterinseln legte Gladstone dem Parlament eine Bill vor, welche neben dem konfessionell protestantischen Trinity College eine konfessionslose Universität zu Dublin errichtete. Dieser Gesetzentwurf rief in allen drei Armeekorps Gladstones, bei Iren, Presbyterianern und Nonkonformisten, Disziplinlosigkeit und Meuterei hervor. Die Iren perhorreszierten die neue Hochschule, weil sie akatholisch sein sollte, und die beiden andern Armeekorps verabscheuten jenes Bildungsinstitut, weil es zwar nicht formell wohl aber tatsächlich in katholische Hände kommen müßte. Bei der entscheidenden Abstimmung über die Bill blieb die Regierung mit drei Stimmen in der Minderheit. Kirchliche Streitigkeiten, die uns Deutschen beschränkt und kleinlich vorkommen, hatten die liberale Majorität zerstört und die Regierungsfähigkeit des Ministeriums Gladstone vernichtet. Es mußte zur Auflösung des Parlaments geschritten werden, denn so wenig wie Gladstone konnte Disraeli mit der unter ganz anderen Verhältnissen gewählten Volksvertretung regieren. Wenn man vielfach glaubt, diese Wahlen (von 1874) wären stark durch die Unzufriedenheit des Volkes mit Gladstones auswärtiger Politik beeinflußt worden, so ist die bezeichnete Annahme ein Irrtum. Die englische Nation hatte zum Mißvergnügen über den Stand der äußeren Angelegenheiten keine Ursache, und die ungeheuere Mehrheit der Wähler trug jener befriedigenden Sachlage durchaus Rechnung. Womit sich die öffentliche Meinung während der Wahlperiode wirklich angelegentlich beschäftigte, das waren nicht die auswärtigen sondern die kirchenpolitischen Angelegenheiten. Zu diesen gehörte indirekt auch eine sehr unheilige Sache, nämlich die Schank-Frage. Aus Frömmigkeit hatten die nonkonformistisch-abstinenzlerischen Anhänger der Regierung eine sehr weitgehende gesetzliche Beschränkung der Schankwirte erzwungen und diese politisch höchst einflußreiche Klasse dadurch in starke Aufregung versetzt.

Gladstone veröffentlichte ein Wahlprogramm, bei dessen Lektüre

Digitized by Google

ihn mancher preußische Wähler für den weisesten Gesetzgeber seit Solons Zeiten erklären würde. Er versprach schon für den nächsten Etat die Aufhebung der Einkommensteuer, einer Abgabe, die er für ruhige Zeiten immer als eine Anomalie angesehen hat, und außerdem die Beseitigung irgendeiner großen Konsumptionsauflage, etwa des Zuckerzolles. In eine so blühende Verfassung hatte Gladstones langjährige Verwaltung die britischen Finanzen gebracht, daß er jene glänzenden Versprechungen machen und, wenn er bei den Wahlen die Majorität erhielt, auch ausführen konnte. Aber das Volk der britischen Inseln versagte dem Staatsmann, der die Einkommen- und Zuckersteuer abschaffen wollte, die Majorität: „In Lancashire", sagte John Bright, „haben sich Schankwirte und Irländer verbunden, die einen für Delirium tremens und die anderen für religiöse Erziehung." Einen umfassenderen aber das Brightsche Urteil keineswegs verleugnenden Bericht über die Ursachen der liberalen Niederlage erstattete Gladstone seinem Bruder Robertson Gladstone: „Wir haben uns", schrieb er, „niemals von dem Schlage .... anläßlich des Volksschulgesetzes erholen können. Aber unmittelbarer wirkende Gründe haben die Wahlen entschieden. Ich habe keinen Zweifel daran, was der hauptsächlichste war. Wir sind niedergeworfen worden durch einen Strom von Schnaps und Bier. Nächstdem kommt die Wirkung der Unterrichtsakte von 1870 und der anschließenden Streitigkeiten... Viele römische Katholiken haben gegen uns gestimmt, weil wir nicht konfessionell sind, und viele Dissenters haben sich zum wenigsten der Wahl enthalten, weil wir es sind. Unzweifelhaft sind noch andere geringere Triebkräfte vorhanden gewesen, aber dieses sind die bedeutendsten."

Offenbar bewertete Gladstone den Anteil der Schankwirte an dem Siege der Konservativen etwas zu hoch. Dieser Ausfluß gekränkter Eigenliebe muß dem fallenden Premier um so bereitwilliger zu gute gehalten werden, als er selber erst hinter einem konservativen Destillateur gewählt worden war: „Meine eigene Wahl für Greenwich", verzeichnete er in sein Tagebuch, „.... gleicht mehr einer Niederlage als einem Siege, obgleich sie mich wieder ins Parlament bringt. Eine Nacht mit wenig Schlaf, aber ich glaube eher durch ein unvorsichtig genossenes Täßchen Kaffee als durch die Wahlen, zu denen ich nichts tun kann, und die ich aus aller Kraft zu verbessern gestrebt habe." In Wirklichkeit war das Schiff der Liberalen selbstverständlich an der Religion gestrandet, nicht am Delirium tremens. Das bestätigt auch Gladstone in den Aufzeichnungen kurz vor seinem Tode. Hier erzählt er, er habe nach der Wahlniederlage der liberalen

Digitized by Google

Partei im Jahre 1874 die Führerschaft der Liberalen niedergelegt und diese Stellung Lord Hartington überlassen, weil ihm in mancher Hinsicht die Fühlung mit seinen Gefolgsleuten verloren gegangen sei, speziell in religiösen Dingen.

Die Tories gelangten nun wieder zur Regierung, und Premierminister wurde Disraeli, da Lord Derby längst tot war. Disraeli, mit dem Gladstone in äußerst höflichen persönlichen Beziehungen stand, zumal der letztere nur die politische, nicht auch die menschliche Natur seines Rivalen gering schätzte, erklärte öffentlich, den Rücktritt Gladstones von der Führung der Opposition tief zu bedauern; ohne ihn werde es im Parlament gar nicht gehen. Diese Aeußerung nobler Gesinnungen hielt Disraeli aber nicht ab, gleich in der ersten Session des neu gewählten konservativen Parlaments eine Aktion einzuleiten, die speziell auf die weitere Erschütterung von Gladstones politischer Stellung gerichtet war. Im Einvernehmen zwischen den beiden Erzbischöfen des Königreichs und der Regierung wurde den gesetzgebenden Körperschaften eine Bill vorgelegt zur Unterdrückung des Ritualismus in der Staatskirche. Die Ritualisten waren eine extreme Spielart der Puseyiten. Disraeli erzielte mit der Ritualistenbill einen ähnlichen Erfolg wie einst Lord John Russel mit der Popery-Bill, die gleichfalls auf die Niederdrückung Gladstones berechnet gewesen war. Indem Gladstone leidenschaftlich für die Gleichberechtigung der Ritualisten innerhalb der anglikanischen Kirche eintrat, verlor er nach der Freundschaft der Iren und der Dissenters nun auch die immer nur sehr lauwarm gewesene Zuneigung der Whigs. Drohte er doch den beiden Erzbischöfen im Oberhause, wenn sie bei den Lords ein gewisses verschärfendes Amendement in die Bill brächten, „würde er sich für völlig der Pflicht entbunden ansehen, die Staatskirche nur einen Augenblick länger aufrechtzuerhalten". Erklärungen über seine nur noch bedingungsweise vorhandene Anhänglichkeit an das Institut der Staatskirche häufte er, speziell in seiner ausgebreiteten Korrespondenz, dermaßen, daß führende Whigs und Niederkirchler sich zu der Gegenerklärung gedrungen fühlten, sie verfolgten sein Auftreten „mit Mißbehagen und Verdacht" und fühlten sich in ihrem Vertrauen erschüttert. Allerdings erging es Gladstone dieses Mal nicht ganz so schlimm wie 1850; was er an Autorität bei den Whigs einbüßte, gewann er bei den Radikalen zurück. Erfreut über Gladstones Konflikt mit der Staatskirche und ihren Würdenträgern schrieb ein Organ der strengen Nonkonformisten, „Der Kongregationalist": „Gegen seine Regierung hatten wir eine große Beschwerde geltend zu

Digitized by Google

von den Gebrechen einer oligarchischen Vergangenheit, in welcher die großen Familien die öffentlichen Stellen ohne jede Rücksicht auf die Qualifikation der Anwärter besetzten, um ihre ehelichen und unehelichen Söhne, ihre Verwandten und Klienten jeden Grades zu versorgen. Jetzt, als Premierminister, führte Gladstone durch, wofür er schon am Vorabend des Krimkrieges lebhaft eingetreten war, was er aber wegen des Widerstandes beider Adelsparteien bisher nicht hatte bewirken können. Das neue System bestand darin, daß für jedes frei werdende nichtpolitische Amt eine Konkurrenz ausgeschrieben wurde und derjenige Bewerber die Stelle erhielt, welcher beim Examen die meisten Points erzielte. Die ministerielle Patronage, bis dahin ein Gegenstand von ganz außerordentlicher Bedeutung für das innerpolitische Leben Englands, fiel dank jener Einrichtung weg oder schrumpfte auf jeden Fall stark zusammen, ein Vorteil, der die wenigstens nach deutschen Begriffen sehr großen Mängel des Points-Systems beträchtlich überwog.

Schon vorher hatte Gladstone für mehr Ordnung und Redlichkeit in der allgemeinen Staatsverwaltung dadurch gesorgt, daß er nach dem längst erfolgten Vorgange des Kontinents eine wirksame Organisation des Rechnungswesens geschaffen hatte (1866), an Stelle der bis dahin nur vorhanden gewesenen unwirksamen Kontrolle durch das Parlament. Dazu kam das gute Beispiel, welches Gladstone persönlich als Schatzkanzler wie als erster Lord des Schatzes durch die Entfaltung aller Beamten-Tugenden gab. Die Hüter der Traditionen der altenglischen Verwaltung, in der auf Kosten des Steuerzahlers der Grundsatz vom Leben und Lebenlassen betätigt worden war, verhöhnten Gladstone als Sammler von Lichtstümpfen und Käserinden. Aber der von ihm ausgehende Geist des Diensteifers, des Pflichtgefühls, der Sparsamkeit, der Ehrlichkeit und Ordnung zusammen mit der dem Points-System zu verdankenden relativen Verbesserung des Beamtenpersonals hatten zur Folge, daß die britische Verwaltung, die den Anforderungen des Krimkrieges nicht gewachsen gewesen war, beim Eintritt der unendlich viel schwereren Prüfung des Burenkrieges Leistungen vollbrachte, für die es in der Geschichte der Intendantur kein Vorbild gab, und die ihr von niemandem zugetraut worden waren.

Als Gladstone den Vorsitz in der Regierung übernahm, schrieb er dem Sekretär der Königin, General Grey, einen Brief, welcher der Königin die Beruhigung benehmen sollte, daß ein von Gladstone regiertes England [illegible] gegenwärtigen Politik gar zu strikt den Grund-

Digitized by Google

satz der Nichteinmischung befolgen würde. Er wies auf seine Teilnahme an dem Kabinett hin, welches den Krimkrieg beschlossen hatte und auf seine Neigung, im Jahre 1864 den Dänen zu Hilfe zu kommen. Beide Hinweise waren zutreffend, und er hätte außerdem noch an seine aktionsbereite Haltung zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges erinnern können: „Wenn im Ausland die Furcht verbreitet ist, daß England für immer den Appell an die Gewalt abgeschworen habe, von moralischer Gewalt abgesehen, ist jene Furcht durch die Tatsachen gerechtfertigt? ..... Lassen Sie ja nicht glauben, daß England niemals intervenieren wird. Für die exzentrischen Meinungen anderer Leute ist niemand verantwortlich, aber für einen vernünftigen Glauben an solche Selbstverleugnung Englands liegt kein Grund vor. ..... Ich glaube nicht, daß es ... auch nur um ein Körnchen weniger als zu irgend einer früheren Zeit geneigt ist, bei einer angemessenen Gelegenheit sein Los in die Wagschale zu werfen zusammen mit der Sache, die es für die gerechte hält."

Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, sagte der englische Premierminister zu dem Sprecher Brand: „Nach der Oberfläche der bekannten Tatsachen zu urteilen, ist Frankreich im Unrecht, aber in Bezug auf persönliche Vertrauenswürdigkeit haben die beiden treibenden Geister auf den betreffenden Seiten, Napoleon und Bismarck, ungefähr den gleichen Wert." Da wir heute die Vorgeschichte des Krieges von 1870 kennen, dürfen wir loyalerweise nicht behaupten, daß jenes Urteil Gladstones über Bismarck vom englischen Standpunkt aus zu streng gewesen sei. Was die Auffassung betrifft, die Gladstone beim Ausbruche des Krieges über die England möglicherweise erwachsenden Verantwortlichkeiten hegte, so beschränkte sich nach ihm die Verpflichtung Großbritanniens darauf, die Unabhängigkeit Belgiens zu schützen. Als Frankreich und Deutschland mobil machten, schrieb Gladstone an Cardwell, der damals britischer Kriegsminister war: „Wenn wir unglücklicherweise, was Gott verhüte, in diesen Krieg einzugreifen haben, wird es nicht geschehen können mit sechs Monaten oder drei Monaten oder nur einem Monat Verfallzeit. Die entscheidende Frage ist: Angenommen, es ergeht an uns ein dringender Ruf der Ehre und der Pflicht, und es entsteht ein Bedürfnis nach 15—20 000 Mann, was würden Sie tun? Welche Antwort würden die militärischen Autoritäten auf diese Frage geben, speziell diejenigen, die auch Gehirn haben und nicht bloß Rang?*) Haben Sie keine

*) Geht auf den Herzog von Cambridge, den Onkel der Königin. Er war Oberbefehlshaber der Armee.

Digitized by Google

stärkeren Bataillone als die von 500? Hier oder im Mittelmeer? Wenn im letzteren, sollten sie nicht nach Haus befördert werden? ... Was ich wünschen möchte, ist, daß Sie die Mittel erkundeten, nach Antwerpen 20 000 Mann mit derselben Schnelligkeit zu werfen, wie wir anläßlich der Trent-Affäre 10 000 nach Kanada sendeten."

Von den manchesterlichen Freunden Gladstones meldete sich Bright und warnte den Premier, um der Belgier willen Großbritannien in die kontinentalen Verwicklungen hineinzuziehen zu lassen. Mit geschickter psychologischer Taktik packte Gladstone den intransigenten Friedensschwärmer da, wo er allenfalls verwundbar war, bei seiner nicht minder großen Schwärmerei für das Selbstbestimmungsrecht der Nationen: „Wenn das belgische Volk aus eigenem Antrieb die Vereinigung mit Frankreich oder einem anderen Lande wünscht, so werde ich ganz gewiß nicht dafür zu haben sein, daß zu den Waffen gegriffen wird, um dem zuvorzukommen. Aber daß die Belgier, ob sie wollen oder nicht, stracks in den Magen eines anderen Landes eingehen sollen, um dynastische Begehrlichkeiten zu befriedigen, ist eine andere Sache. Die straflose Begehung eines solchen Verbrechens würde einer Zerstörung des öffentlichen Rechts in Europa gleichkommen, und ich bin der Meinung, daß wir nicht ruhig zusehen könnten, wenn die Hinopferung von Freiheit und Unabhängigkeit sich vollzöge."

Der Verlauf des Krieges enthob England der Notwendigkeit, mit den Waffen zu intervenieren, aber Gladstone beabsichtigte nun eine friedliche Intervention nach der anderen Seite hin, um Deutschland abzuhalten, die Elsaß-Lothringer gegen ihren Willen zu annektieren. Er glaubte, wenn England an der Spitze der Neutralen eine derartige Einsprache erhöbe, würde der Schritt seine Wirkung nicht verfehlen. Seine Kollegen im Kabinett waren anderer Meinung: sie hielten es nicht für opportun, daß England die Initiative ergriff, und die Intervention der Neutralen unterblieb. Wichtig ist, daß Gladstone sein Vorhaben u. a. damit begründete, die Nichtbeachtung der Wünsche der elsaß-lothringischen Bevölkerung schaffe einen England unerwünschten Präzedenzfall für die Lösung der orientalischen Frage. Schon im Jahre 1858 hatte er das Ministerium Derby gedrängt, den erklärten Willen der Völkerschaften der Moldau und der Wallachei zu unterstützen und für die Vereinigung der beiden Fürstentümer zu einem Staat Rumänien einzutreten: „Der beste Rußland entgegenzustellende Widerstand", sagte er, „liegt unzweifelhaft in der Stärke und Freiheit derjenigen Länder, deren direktes Interesse der

Digitized by Google

Widerstand ist. Wir sollten eine lebendige Barriere zwischen Rußland und die Türkei stellen, und keine Barriere ist so gut wie die Brust freier Männer." Ein in diesem Sinne gehaltener Antrag Gladstones wurde aus Mißtrauen gegen Napoleons III. lateinische Unionspläne vom Unterhause abgelehnt. Zornig schrieb der Antragsteller in sein Tagebuch: „Wieder ein einem Volke gebrochenes Versprechen." Disraeli und Palmerston, in der inneren Politik Rivalen, hatten im Interesse der Integrität der Türkei beide für die Ablehnung des Gladstoneschen Antrags gestimmt, dagegen votierte für Gladstone Disraelis und Derbys Parteigenosse, der junge Lord Robert Cecil, der später als Marquis von Salisbury die orientalische Politik Großbritanniens im Geiste Gladstones geleitet hat.

In den politischen Beiträgen, die Treitschke während des Jahres 1870 zu den „Preußischen Jahrbüchern" geliefert hat, beurteilte er die Stellungnahme Englands gegenüber den kriegführenden Mächten sehr scharf. Er glaubte den Tag kommen zu sehen, an dem die Meereskönigin ihre Kriegsflotten an den Meistbietenden verauktionieren würde. Unsere retrospektive Betrachtung kann, wenn sie sich, wie billig, auf den englischen Standpunkt stellt, an Gladstones Haltung gegenüber dem deutsch-französischen Zusammenstoß nichts Tadelnswertes entdecken. Auch sein Plan, bei Deutschland Vorstellungen gegen die Annexion Elsaß-Lothringens zu erheben, so geringen Erfolg der Versuch für Frankreich gehabt haben würde, kann unter dem Gesichtspunkte des englischen Interesses nicht für durchaus verfehlt erachtet werden. Bis zum heutigen Tage haben die Engländer, mochten liberale oder konservative Regierungen am Ruder sein, immer oder fast immer an dem Grundsatze festgehalten, daß Großbritannien die französische Freundschaft vor der deutschen suchen müsse. Es mag sein, daß jener Weg, den Gladstone der englischen Politik gewiesen hat, nicht der denkbar beste ist; als gangbar hat er sich auf alle Fälle gezeigt, indem England auf ihm dem Ziele weltumspannender Macht und Größe viel näher gekommen ist als Frankreich oder Deutschland.

Die Erfahrungen des Jahres 1870 gaben dem britischen Premier Veranlassung, die Verfassung des englischen Heeres bedeutsamen Veränderungen zu unterziehen. Kriegsminister war Cardwell, abgesehen von Gladstone der letzte der Peeliten, deren ruhmreichen Namen er durch seine Armeeorganisation noch einmal zu hohen Ehren brachte. Cardwell berief als seinen technischen Berater den Obersten Wolseley in das Ministerium. Die Hauptpunkte der Reform waren erstens

Digitized by Google

Schaffung einer Reserve durch Abkürzung der Dienstzeit und zweitens Beseitigung des Kaufs der Offizierstellen. Beide Neuerungen wurden von dem Oberbefehlshaber der Armee, dem Herzog von Cambridge, fast allen Generalen und den meisten Offizieren heftig bekämpft, am hitzigsten die Beseitigung des Stellenkaufs in der Armee, eine Maßregel, welche die privaten Interessen zahlreicher Mitglieder der einflußreichsten Gesellschaftskreise empfindlich berührte. Gladstone äußerte, er wäre während seines ganzen parlamentarischen Lebens daran gewöhnt worden, zu sehen, wie Klasseninteressen aller Art sich in Verteidigungszustand setzten, unter der Annahme, sie würden angegriffen, aber er hätte niemals einen Fall gesehen, wo die von den Vorkämpfern gewählten Operationsmethoden einen so peinlichen Eindruck hinterlassen hätten. Wolseley ist sein Leben lang überzeugt geblieben, daß Cardwells nicht lange nachher eingetretener dauernder Gesundheitsverfall die Konsequenz der Verfolgungen gewesen sei, welche die vornehmen sozialen Schichten wegen der Abschaffung des militärischen Stellenkaufes über den liberalen Kriegsminister verhängten. Es bedurfte der ganzen Tatkraft Gladstones, um die Aufhebung der veralteten und korrupten Einrichtung gegen eine höchst liberal bemessene Geldentschädigung an die Interessenten durchzusetzen. Nicht minder entschlossen hatte der Premierminister gegen die Mehrheit der Männer vom Fach aufzutreten, um die Kreierung einer Reserve vermittelst Abkürzung der Dienstzeit zu erwirken. Diese starke Heeresvermehrung hat unbedingt dazu gehört, damit England den großen Anforderungen des Burenkrieges an die Zahl seiner Streitkräfte gerecht zu werden vermochte. Ohne Gladstones Reformen auf den Gebieten der allgemeinen Staatsverwaltung und der Heeresverfassung wäre in unserer Epoche an eine erfolgreiche Beendigung des südafrikanischen Krieges gar nicht zu denken gewesen. Was er am englischen Heerwesen nicht zu bessern vermochte, war die Unfähigkeit, kurz nach Ausbruch eines Krieges ein erhebliches Landheer für überseeische Verwendung schlagfertig zu haben, ein Zustand, der uns anläßlich der Gladstoneschen Anfrage über eine eventuelle Entsendung von 20 000 Mann nach Antwerpen deutlich vor Augen getreten ist. Indessen hat Gladstone dieses Gebrechen nicht herbeigeführt, sondern aus der aristokratischen Periode des englischen Parlamentarismus, seiner angeblichen Blütezeit, übernehmen müssen. Unter ihm ist die englische Armee besser und stärker geworden, als sie vorher je gewesen war.

Eine an Reformen so überreiche Regierung wie das Ministerium

Digitized by Google

Gladstone konnte sich in Bezug auf die unglückliche Lage Irlands nicht mit der Entstaatlichung der dortigen Landeskirche begnügen. Auch ein einschneidendes Agrargesetz, der Vorläufer geradezu revolutionärer Umgestaltungen auf diesem Gebiet, befriedigte den Tatendrang des Premiers mitnichten: „Für unser großes Land", schrieb er der Königin, „ist der Zustand Irlands nach siebenhundert Jahren Vormundschaft eine unerträgliche Schande und eine Gefahr, die so absolut alle andern übersteigt, daß ich sie die einzige wirkliche Gefahr für das stolze Reich der Königin nenne." Zur weiteren Förderung der Annäherung zwischen den beiden Schwesterinseln legte Gladstone dem Parlament eine Bill vor, welche neben dem konfessionell protestantischen Trinity College eine konfessionslose Universität zu Dublin errichtete. Dieser Gesetzentwurf rief in allen drei Armeekorps Gladstones, bei Iren, Presbyterianern und Nonkonformisten, Disziplinlosigkeit und Meuterei hervor. Die Iren perhorreszierten die neue Hochschule, weil sie akatholisch sein sollte, und die beiden andern Armeekorps verabscheuten jenes Bildungsinstitut, weil es zwar nicht formell wohl aber tatsächlich in katholische Hände kommen müßte. Bei der entscheidenden Abstimmung über die Bill blieb die Regierung mit drei Stimmen in der Minderheit. Kirchliche Streitigkeiten, die uns Deutschen beschränkt und kleinlich vorkommen, hatten die liberale Majorität zerstört und die Regierungsfähigkeit des Ministeriums Gladstone vernichtet. Es mußte zur Auflösung des Parlaments geschritten werden, denn so wenig wie Gladstone konnte Disraeli mit der unter ganz anderen Verhältnissen gewählten Volksvertretung regieren. Wenn man vielfach glaubt, diese Wahlen (von 1874) wären stark durch die Unzufriedenheit des Volkes mit Gladstones auswärtiger Politik beeinflußt worden, so ist die bezeichnete Annahme ein Irrtum. Die englische Nation hatte zum Mißvergnügen über den Stand der äußeren Angelegenheiten keine Ursache, und die ungeheuere Mehrheit der Wähler trug jener befriedigenden Sachlage durchaus Rechnung. Womit sich die öffentliche Meinung während der Wahlperiode wirklich angelegentlich beschäftigte, das waren nicht die auswärtigen sondern die kirchenpolitischen Angelegenheiten. Zu diesen gehörte indirekt auch eine sehr unheilige Sache, nämlich die Schank-Frage. Aus Frömmigkeit hatten die nonkonformistisch-abstinenzlerischen Anhänger der Regierung eine sehr weitgehende gesetzliche Beschränkung der Schankwirte erzwungen und diese politisch höchst einflußreiche Klasse dadurch in starke Aufregung versetzt.

Gladstone veröffentlichte ein Wahlprogramm, bei dessen Lektüre

Digitized by Google

ihn mancher preußische Wähler für den weisesten Gesetzgeber seit Solons Zeiten erklären würde. Er versprach schon für den nächsten Etat die Aufhebung der Einkommensteuer, einer Abgabe, die er für ruhige Zeiten immer als eine Anomalie angesehen hat, und außerdem die Beseitigung irgendeiner großen Konsumptionsauflage, etwa des Zuckerzolles. In eine so blühende Verfassung hatte Gladstones langjährige Verwaltung die britischen Finanzen gebracht, daß er jene glänzenden Versprechungen machen und, wenn er bei den Wahlen die Majorität erhielt, auch ausführen konnte. Aber das Volk der britischen Inseln versagte dem Staatsmann, der die Einkommen- und Zuckersteuer abschaffen wollte, die Majorität: „In Lancashire", sagte John Bright, „haben sich Schankwirte und Irländer verbunden, die einen für Delirium tremens und die anderen für religiöse Erziehung." Einen umfassenderen aber das Brightsche Urteil keineswegs verleugnenden Bericht über die Ursachen der liberalen Niederlage erstattete Gladstone seinem Bruder Robertson Gladstone: „Wir haben uns", schrieb er, „niemals von dem Schlage .... anläßlich des Volksschulgesetzes erholen können. Aber unmittelbarer wirkende Gründe haben die Wahlen entschieden. Ich habe keinen Zweifel daran, was der hauptsächlichste war. Wir sind niedergeworfen worden durch einen Strom von Schnaps und Bier. Nächstdem kommt die Wirkung der Unterrichtsakte von 1870 und der anschließenden Streitigkeiten. . . Viele römische Katholiken haben gegen uns gestimmt, weil wir nicht konfessionell sind, und viele Dissenters haben sich zum wenigsten der Wahl enthalten, weil wir es sind. Unzweifelhaft sind noch andere geringere Triebkräfte vorhanden gewesen, aber dieses sind die bedeutendsten."

Offenbar bewertete Gladstone den Anteil der Schankwirte an dem Siege der Konservativen etwas zu hoch. Dieser Ausfluß gekränkter Eigenliebe muß dem fallenden Premier um so bereitwilliger zu gute gehalten werden, als er selber erst hinter einem konservativen Destillateur gewählt worden war: „Meine eigene Wahl für Greenwich", verzeichnete er in sein Tagebuch, „. . . . gleicht mehr einer Niederlage als einem Siege, obgleich sie mich wieder ins Parlament bringt. Eine Nacht mit wenig Schlaf, aber ich glaube eher durch ein unvorsichtig genossenes Täßchen Kaffee als durch die Wahlen, zu denen ich nichts tun kann, und die ich aus aller Kraft zu verbessern gestrebt habe." In Wirklichkeit war das Schiff der Liberalen selbstverständlich an der Religion gestrandet, nicht am Delirium tremens. Das bestätigt auch Gladstone in den Aufzeichnungen kurz vor seinem Tode. Hier erzählt er, er habe nach der Wahlniederlage der liberalen

Digitized by Google

Partei im Jahre 1874 die Führerschaft der Liberalen niedergelegt und diese Stellung Lord Hartington überlassen, weil ihm in mancher Hinsicht die Fühlung mit seinen Gefolgsleuten verloren gegangen sei, speziell in religiösen Dingen.

Die Tories gelangten nun wieder zur Regierung, und Premierminister wurde Disraeli, da Lord Derby längst tot war. Disraeli, mit dem Gladstone in äußerst höflichen persönlichen Beziehungen stand, zumal der letztere nur die politische, nicht auch die menschliche Natur seines Rivalen gering schätzte, erklärte öffentlich, den Rücktritt Gladstones von der Führung der Opposition tief zu bedauern; ohne ihn werde es im Parlament gar nicht gehen. Diese Aeußerung nobler Gesinnungen hielt Disraeli aber nicht ab, gleich in der ersten Session des neu gewählten konservativen Parlaments eine Aktion einzuleiten, die speziell auf die weitere Erschütterung von Gladstones politischer Stellung gerichtet war. Im Einvernehmen zwischen den beiden Erzbischöfen des Königreichs und der Regierung wurde den gesetzgebenden Körperschaften eine Bill vorgelegt zur Unterdrückung des Ritualismus in der Staatskirche. Die Ritualisten waren eine extreme Spielart der Puseyiten. Disraeli erzielte mit der Ritualistenbill einen ähnlichen Erfolg wie einst Lord John Russel mit der Nopopery-Bill, die gleichfalls auf die Niederdrückung Gladstones berechnet gewesen war. Indem Gladstone leidenschaftlich für die Gleichberechtigung der Ritualisten innerhalb der anglikanischen Kirche eintrat, verlor er nach der Freundschaft der Iren und der Dissenters nun auch die immer nur sehr lauwarm gewesene Zuneigung der Whigs. Drohte er doch den beiden Erzbischöfen im Oberhause, wenn sie bei den Lords ein gewisses verschärfendes Amendement in die Bill brächten, „würde er sich für völlig der Pflicht entbunden ansehen, die Staatskirche nur einen Augenblick länger aufrechtzuerhalten". Erklärungen über seine nur noch bedingungsweise vorhandene Anhänglichkeit an das Institut der Staatskirche häufte er, speziell in seiner ausgebreiteten Korrespondenz, dermaßen, daß führende Whigs und Niederkirchler sich zu der Gegenerklärung gedrungen fühlten, sie verfolgten sein Auftreten „mit Mißbehagen und Verdacht" und fühlten sich in ihrem Vertrauen erschüttert. Allerdings erging es Gladstone dieses Mal nicht ganz so schlimm wie 1850; was er an Autorität bei den Whigs einbüßte, gewann er bei den Radikalen zurück. Erfreut über Gladstones Konflikt mit der Staatskirche und ihren Würdenträgern schrieb ein Organ der strengen Nonkonformisten, „Der Kongregationalist": „Gegen seine Regierung hatten wir eine große Beschwerde geltend zu

Digitized by Google

machen, für ihn selber haben die Nonkonformisten, wie wir zu glauben geneigt sind, lange eine wärmere Liebe empfunden, als die, mit der er von irgend einer anderen Richtung innerhalb der Gemeinschaft angesehen worden ist. Er verursachte uns mehr als alle anderen modernen Staatsmänner, mit vielleicht hier oder da einer zweifelhaften Ausnahme, den Eindruck eines Mannes, der die Politik nur als einen Teil seiner Christenpflicht ansah."

Soweit sich Gladstone in seiner Dogmatik auch von den Dissenters entfernte, jene vom „Kongregationalist" geäußerte Vorstellung, daß die Politik weniger sei als die Religion, war ganz die seinige. Hatte er doch nicht allzu lange vor dem Erscheinen jenes Artikels an seine Gemahlin geschrieben: „Ich bin überzeugt, daß die Wohlfahrt des Menschengeschlechts jetzt nicht vom Staat oder von der Welt der Politik abhängt. Die wirkliche Schlacht wird in der Welt des Gedankens geschlagen, wo mit großer Beharrlichkeit und über ein weites Feld hin ein tötlich wilder Angriff auf den größten Schatz des Menschengeschlechtes, den Glauben an Gott und das Evangelium Christi, gemacht wird." Als der gefährlichste Feind des Evangeliums, sowie er dieses auffaßte, erschien ihm der deutsche Geist, besonders in solchen Vertretern wie D. F. Strauß. In Bezug auf den Einfluß dieses Mannes in England schrieb er dem Herzog von Argyle: „An der Ausdehnung des Unheils zweifle ich so wenig wie an seiner Giftigkeit. Alles, was ich von Tag zu Tag höre, überzeugt mich von der Ausbreitung dieser merkwürdigen Epidemie, denn in Anbetracht, woher sie kommt, ist sie nicht wert, eine rationelle oder wissenschaftliche Erscheinung genannt zu werden. Mag dieses sich aber verhalten, wie es will, auf jeden Fall sind wir Politiker mit Spielzeug beschäftigte Kinder, im Vergleich mit jener großen Leistung durch und für die Menschheit, welche in der Wiederherstellung des Glaubens zu vollbringen ist und auch vollbracht werden wird."

Durch seine Antipathie gegen den Inhalt der Straußschen Schriften ließ sich Gladstone mit der hohen Anständigkeit, welche gebildeten Männern des modernen England in der Polemik eigen zu sein pflegt, nicht abhalten, die vorzüglichen persönlichen Eigenschaften von D. F. Strauß rühmend hervorzuheben. Aber je fremder ihm die Urteilslosigkeit der blinden Leidenschaft war, desto seltsamer berührt es uns doch, wenn er, der Uebersetzer der Braut von Korinth ins Englische, einem schottischen Professor, der ihm bewundernd eine Goethesche Stelle zitierte, schrieb: „Ich fühle die ungeheure, die überwältigende Macht Goethes, aber mit so beschränkter Kenntnis,

Digitized by Google

wie ich sie von seinen Werken habe, bin ich außer stande, die Frage zu beantworten, ob er ein böser Genius der Menschheit gewesen ist oder nicht."

Gelegentlich eines Aufenthalts am Hoflager zu Balmoral schrieb er in sein Tagebuch: „Die Königin sprach über Shakespeare, Scott, den Gebrauch der deutschen Sprache in England, (und da konnte ich meine g a n z e Gesinnung nicht äußern . . . . .)." Bei einer anderen Veranlassung, über deutsche Sprache und Literatur zu urteilen, bemerkte er, daß im Vergleich zu Engländern und Franzosen die Deutschen nur wenig gute Prosa besäßen. Verschiedene Reisen, die er nach Deutschland machte, bestärkten ihn eher in seiner Abneigung gegen dieses Land. Er war der deutschen Sprache so weit mächtig, daß er einer wissenschaftlichen Unterhaltung zu folgen vermochte, wenn langsam gesprochen wurde, aber trotz aller Hochachtung, welche er einzelnen Erscheinungen in der deutschen Geistesgeschichte entgegenbrachte, blieb unser Vaterland im großen und ganzen für ihn das Land des schwachen Tees, der schlechten Manieren, der Gottlosigkeit und des Militärdespotismus.

Man mag über Gladstones Ansicht, die wichtigste Aufgabe der Zeit liege in der Entscheidung zwischen dem positiven Christentum einerseits und der liberalen Theologie sowie dem Freidenkertum andererseits urteilen wie man will, jedenfalls erleichterte ihm jene Auffassung ganz außerordentlich die Stellung, welche er an der Spitze der liberalen Partei eingenommen hatte und wieder einnehmen sollte. Sie machte ihm nämlich möglich, als Premierminister die Kirchenpatronage auszuüben, ohne entweder die eigene kirchliche Ueberzeugung zu verleugnen oder die Whigs in ihren heiligsten Gefühlen zu kränken. So oft Gladstone als Oberhaupt der Regierung über die Besetzung der erledigten geistlichen Stellen zu verfügen hatte, stellte er sich auf den Standpunkt, die hochkirchlichen Anwärter besser zu befördern als ein anderer Whig-Premier das getan haben würde, aber schlechter als die niederkirchlichen Anwärter. Nachdem er wieder zur Macht gelangt war, stellte er (1883) eine Liste der seit 1868 von ihm besetzten geistlichen Stellen auf und legte sie dem Parlamente vor. Darnach hatte er im ganzen dreißig Bischöfe, Dekane und Canonici ernannt, und zwar neunzehn Nieder- und Breitkirchler und elf Hochkirchler, die aber im allgemeinen, wie er ausdrücklich statuierte, mit den magersten Pfründen hatten Vorlieb nehmen müssen. Das Unterhaus gab auf seinen beiden Seiten Vertrauen in jene Statistik zu erkennen, sowie auch in die Angaben Gladstones über die Besetzung

Digitized by Google

der Pfarreien, hinsichtlich derer er nach den gleichen Prinzipien zu verfahren strebte.

Eine von Gladstones ersten Beförderungen, nachdem er 1868 die Kirchenpatronage in die Hand bekommen hatte, war die des Dr. Temple zum Bischof von Exeter, eine Ernennung, die von den Puseyiten mit großem Zorn aufgenommen wurde. Dr. Pusey selber geberdete sich, nach Gladstones sicher maßvoll formuliertem Urteil, „wie rasend". Der neue Bischof von Exeter gehörte nämlich zu der sogenannten Breitkirche, einer theologischen Schule, die sich ungefähr um die Zeit, wo Gladstone dauernd zu den Whigs übertrat, neben der Niederkirche entwickelte. Wir sind Temple in diesen Aufsätzen schon einmal begegnet, bei der ersten Wahl Gladstones für Oxford, wo Temple mit seinen Gesinnungsgenossen Stanley und Jowett die Gladstonesche Kandidatur ebenso eifrig befürwortete wie von der anderen Seite Dr. Pusey. Die Breitkirche verfolgte die Tendenz, soviel von der deutschen theologischen Kritik nach England zu verpflanzen, wie die höchst positive Religiosität des britischen Nationalgeistes vertragen konnte. Ihren äußersten linken Flügel bildete der Bischof von Natal, Dr. Colenso, nach deutschen Begriffen keineswegs ein zersetzender Theolog, denn er bestritt nur die Inspiration des Pentateuch und die Ewigkeit der Höllenstrafen. Gladstone indessen beförderte solche Geistliche wie Colenso nicht nur nicht, sondern erklärte sogar, er schwanke, ob gegen die Vertreter derartiger das Dogma auflösender Lehren mit Amtsentsetzung vorgegangen werden solle oder mit moralischen Mitteln, obgleich die letzteren offenbar mit dem Zeitgeist besser übereinstimmten. Jedenfalls bedeutete es bei Gladstone eine weit über die Gewöhnlichkeit erhabene geistige und moralische Emanzipation von anerzogenen eingewurzelten Vorurteilen, wenn er mit der Uebertragung der höchsten geistlichen Vertrauensposten bis in die Reihen der Breitkirche hineingriff. Eine derartige Auslöschung des eigenen religiösen Selbst wurde dem katholisierenden Orthodoxen jedoch lediglich dadurch ermöglicht, daß er sich in die Anschauung hineingelebt hatte, der stets wachsenden Macht der unchristlichen und antichristlichen Bestrebungen gegenüber müsse alles zusammenhalten, was noch positiv christlich sei. Mit der Einnahme dieser Stellung zeigte er, daß er doch ein Protestant war, wenn er auch nicht so genannt werden wollte, denn den römischen Katholiken ist eine derartige relative Hochschätzung eines jeden christlichen Positivismus neben der eigenen Religion nicht gegeben. Wenigstens vermögen sie nicht für andere positive Bekenntnisse eine so warme

Digitized by Google

und aufrichtige Hochachtung wie Gladstone aufzubringen, sondern verbünden sich mit den Häretikern nur aus rasch vergänglichen taktischen Gründen und niemals ohne offensive Hintergedanken.

Wie schon berührt wurde, sympathisierte Gladstone lebhaft mit den Unabhängigkeitsbestrebungen der christlichen Völkerschaften der Türkei. Die osmanenfreundliche Politik, welche Disraeli in der Krisis der bosnischen, herzegowinischen und bulgarischen Aufstände befolgte, versetzte Gladstone aus Mitgefühl mit den griechischen Katholiken des Ostens, den Glaubensgenossen jenes von ihm einst so ehrfurchtsvoll betrachteten Bischofs von Argostoli, in heftige Erregung. Aber die liberale Partei verstand den Staatsmann, dessen Führung sie nicht länger hatte ertragen können, in der orientalischen Frage am allerwenigsten. Am Schlusse der Session von 1876 konnte Disraeli in den Parlamentsdebatten über die Balkanwirren, seiner letzten großen rednerischen Leistung, bevor er als Lord Beaconsfield in das Oberhaus versetzt wurde, über Gladstone sagen, daß er allein von allen eine wirkliche Feindschaft gegen die Orientpolitik der Regierung an den Tag gelegt habe. Gladstone führte die Haltung Lord Beaconsfields in morgenländischen Angelegenheiten teils auf Ländergier und banalen Ehrgeiz, teils auf ein anderes Motiv zurück, das auf den ersten Blick überaus seltsam ausgesonnen zu sein scheint. Er schrieb an den Herzog von Argyle: „Dieschens Rede (so nenne ich ihn mit allem der Pärie schuldigen Respekt) in der türkischen Debatte gab mir neues Licht über seine Absichten. Er ist nicht so ganz ein Türke, wie ich dachte. Was er haßt, ist christliche Freiheit und Wiedergeburt. Er unterstützt die alte Türkei in der Annahme, daß sie zusammenbrechen muß, wenn vitale Verbesserungen vermieden werden können, und seine Flotte ist in der Besikabai, wie ich die ziemlich sichere Empfindung habe, um bereit dazu zu sein, die Hand auf Aegypten als seinen Anteil zu legen. So kann er noch enden als der Herzog von Memphis."

Bald darauf schrieb Gladstone an dieselbe Adresse: „Ich hege starken Verdacht, daß Dieschens Kryptojudaismus mit seiner Politik zu tun gehabt hat. Die Juden des Ostens hassen die Christen, die sie nicht immer gut behandelt haben, b i t t e r." Und zu seinem Sohne Herbert sagte er: „Es kann sein, daß Disraeli gewillt ist, seine Regierung um sein jüdisches Gefühl zu riskieren, das tiefste und wahrste, jetzt, wo seine Frau heimgegangen ist, in seinem ganzen Gemüt."

Bei dem frommen Herzog von Argyle fand Gladstone für seine Beurteilung der englischen Orientpolitik unter spezifisch christlichen

Digitized by Google

Gesichtspunkten volles Verständnis, die öffentliche Meinung jedoch brachte Lord Beaconsfield solches Vertrauen entgegen, daß Gladstone vor der Hand jede Art von Opposition für hoffnungslos hielt und nach dem Schlusse der Session seine Besitzung Hawarden aufsuchte, um sich zu erholen. Hier las er in den Zeitungen, daß im Hyde Park ein Massen-Meeting stattfinden sollte, um die Grausamkeiten der Türken wider die Bulgaren zu brandmarken. Einberufer war der eifrige Puritaner Stead, der später eine so große Stellung in der britischen Journalistik gewinnen sollte, damals ein obskurer Unterredakteur an einem Provinzialblatte. Gladstone schloß aus der Einberufung jenes Meetings, daß die Frage der englischen Balkanpolitik nicht tot sei, wie er geglaubt hatte, sondern bloß geschlummert habe und durch sein letztes parlamentarisches Renkontre mit dem Premierminister aus dem Schlafe erweckt worden wäre. In dieser Erkenntnis setzte sich Gladstone auf seinem Schlosse Hawarden nieder und schrieb die Flugschrift über die bulgarischen Greuel. Nach achttägiger Arbeit fuhr er nach London und vollendete die Broschüre in siebenstündiger Tätigkeit auf dem Lesesaale des Britischen Museums. Die Wirkung der Publikation übertraf bei weitem den Erfolg irgend einer anderen Gladstoneschen Schrift, sein Gebetbuch ausgenommen; in drei bis vier Tagen wurden 40 000 Exemplare verkauft: „Von dieser Zeit vorwärts", schrieb er nicht lange vor seinem Tode nieder, „bis zur schließlichen Vollendung 1879 und 1880, machte ich die orientalische Frage zu dem Hauptgeschäfte meines Lebens. Ich handelte mit dem lebhaften Gefühl einer persönlichen Verpflichtung; ohne einen Gedanken an die Führerschaft der Liberalen, nichtsdestoweniger machte die orientalische Frage mich wieder zum Führer, ob ich wollte oder nicht. Die Nation entsprach in edler Weise dem Aufruf zur Gerechtigkeit und erkannte die Brüderlichkeit der Menschen an. Aber es war die Nation, nicht die Klassen. Als am Schlusse der Session von 1876 die übliche Zerstreuung zu Erholungszwecken*) stattfand, hielt ich die Gelegenheit für schlecht. Sie war gut, denn die Nation zerstreute sich nicht, und das menschliche Herz schlug mitfühlend."

Nicht allein die bevorzugten Klassen versagten sich Gladstone bei seinem Kampfe gegen die auswärtige Politik des konservativen Kabinetts, sondern die anderen führenden Liberalen wollten gleichfalls nicht mittun. Als Gladstone zu Beginn der nächsten Session (1877) dem Unterhause Resolutionen vorschlug, welche gegen die

*) Gladstone meint die Zerstreuung der Begüterten in die Bäder und auf dem Lande.

Digitized by Google

Grundsätze der orientalischen Politik des Ministeriums gerichtet waren, fanden alle hervorragenden Whigs jene parlamentarische Taktik inoportun, nur die Radikalen Chamberlain und Dilke billigten sie. „Heute faßte ich meinen Entschluß", schrieb Gladstone in sein Tagebuch, „einen ernsten Entschluß, angesichts der Tatsache, daß ich nicht einen einzigen Befürworter in dem oberen offiziellen Kreise (der Liberalen) habe. Aber hätte ich in den ersten Tagen des September dieselbe Körperschaft gefragt, ob ich meine Broschüre schreiben sollte, ich glaube, die einstimmige Antwort wäre gewesen, nein." Die whiggistischen Kollegen Gladstones machten ihrem ehemaligen Oberhaupt nicht nur negative Opposition, sondern übten auch, behufs Erzielung einer überwältigenden Mehrheit gegen die Resolutionen, einen positiven Druck auf die liberalen Abgeordneten aus und verkündeten, zu Gladstones besonderer Erbitterung, ihre gegen ihn gerichteten Beschlüsse öffentlich in den Zeitungen. Er aber wankte und wich nicht in einer Sache, welche er in erster Linie für eine religiöse ansah. „Einige neue Erleuchtungen", schrieb er, „über Disreals jüdisches Gefühl, in dem er Beides, beharrlich und gewissenhaft ist, sind über mich gekommen." Schwer genug wurden dem 64jährigen Manne die fünftägigen Debatten, in denen er von allen Seiten angegriffen wurde, ohne irgendwoher nennenswerte Unterstützung zu erhalten. Sein Tagebuch erweckt trotz der Trockenheit der einzelnen Notizen eine sehr lebensvolle Anschauung seiner Empfindungen und der Szenerie: „7. Mai. Ueber zwei Stunden lang wurde ich angegriffen. . . . . Solch eines Bewußtseins der Isolierung im Kampfe erinnere ich mich nicht. Schließlich erhob ich mich zur Hauptfrage, fast in Verzweiflung hinsichtlich des Resultats, aber entschlossen, wenigstens nicht aus Mangel an Anstrengung zu unterliegen. Ich sprach 1½ Stunden, indem meine Stimme gut aushielt. Das Haus änderte allmählich seine Stimmung und war schließlich mehr als freundlich. Um ½10 Uhr war es vorüber. Niemals fühlte ich mich schwächer und mehr dem Wurme gleich. Diner bei Sir W. James und dann wieder Haus der Gemeinen von $10^3/_4$ bis $12^3/_4$. 8. Mai. Ich bin das verzogene Kind des Schlafs, aber diese Nacht war eine Ausnahme."

Das Haus hatte seiner Zeit auch Gladstones Einführungsrede zur irischen Universitätsbill ganz außerordentlich freundlich angehört und dann den Gesetzentwurf doch abgelehnt, sodaß Gladstone seine Entlassung nehmen mußte. Jetzt war seine Freundlichkeit gleichfalls bloß der Ausfluß persönlicher Hochachtung und Bewunderung;

Digitized by Google

die Gladstoneschen Resolutionen fielen gegen eine gewaltige Majorität. Der Unterlegene beschloß nun, was er schon in den sechziger Jahren mit so großem Erfolg getan hatte, die Agitation aus dem Parlament in das Land hinein zu verlegen. Er ging zunächst nach Birmingham, wo sich unter der Führung des Unitariers Chamberlain und des auch einer nonkonformistischen Sekte angehörenden, ganz besonders leidenschaftlich religiös gesinnten Dale Tausende und Abertausende mit tumultuarischer Begeisterung um Gladstone scharten. So wurde das eine Armeekorps, das nonkonformistische, reorganisiert, wieder mit Disziplin und mit Loyalität erfüllt. Eine Reise des gewaltigen Redners, der ebensosehr wie durch das Wort durch Mienenspiel, Modulation und Geste wirkte, nach Schottland, wo die Zuhörer von den Hebriden bis nach Edinburg kamen, schloß die Glieder des presbyterianischen Armeekorps gleichfalls von neuem. In Midlothian, dem Edinburger Landkreise, und in Leeds mit seinen zahlreichen Dissenters ließ sich Gladstone für die bevorstehenden Parlamentswahlen aufstellen. Auf seiner schottischen Agitationsfahrt feierte er zu Dalmeny, bei Lord Rosebery und seiner Gemahlin, den siebenzigsten Geburtstag: „Und jetzt schreibe ich", heißt es in seinem Tagebuch, „in den letzten Minuten der siebenten Dekade meines Lebens . . . Wie viel oder wie wenig . . wird Gott mir noch geben für die Zwecke, die meinem Herzen teuer sind? Ach! Welch einen Drang empfinde ich nach dem, was ich geistliche Muße nennen möchte, heraus zu sein aus dem Staub und der Hitze und dem Wind und dem Druck, bevor ich eingehe in die unsichtbare Welt! Aber vielleicht ist dies eine Form der Eigenliebe. In den letzten drei und einhalb Jahren bin ich durch eine politische Erfahrung gegangen, die, wie ich glaube, beispiellos in unserer parlamentarischen Geschichte ist. Ich gestehe, zu glauben, die auszufechtende Schlacht ging um Gerechtigkeit, Humanität, Freiheit, Gesetz, alle in ihren ersten Elementen, von der Wurzel an und in einem gigantischen Maßstabe. Das gesprochene Wort war ein Wort für Millionen, und für Millionen, die selber nicht sprechen können. Wenn ich dies wirklich glaube, dann muß ich es auch als eine große und hohe Auserwählung Gottes ansehen, zu jenem Werk moralisch gezwungen worden zu sein. . . . Drei Dinge möchte ich von Gott erbitten, außer all dem Segen, der mich umgibt. Erstens, daß ich in die Zurückgezogenheit entschlüpfen darf. Zweitens, daß ich mit der Kraft begabt werde, mich von allem, was Reichtum heißt, rasch trennen zu können. Und Drittens — wenn ich darf — daß, wenn

Digitized by Google

Gott mich abruft, er mich rasch abruft. In der Kirche zu sterben, erscheint als eine große Euthanasie, aber nicht zu einer Zeit, wo man die Andächtigen stört. Das sind so ein paar Gedanken eines alten Mannes, in dem noch etwas lebt, was noch nicht alt sein will."

In solchen Ideen lebte und webte der Mann, welcher an der Spitze seiner presbyterianischen und nonkonformistischen Armeekorps, zu Leeds wie in Midlothian, gewählt, der konservativen Parlamentsmajorität ein Ende machte und den Rücktritt des Earl of Beaconsfield erzwang (1880). Niemand wird den in der Hitze des Parteikampfs erhobenen Vorwurf berechtigt finden, daß Beaconsfield als englischer Minister des Auswärtigen jüdische Politik getrieben habe. Schon die bis auf den heutigen Tag fortdauernde Popularität des Schutzpatrons der Primel-Liga widerlegt Gladstone. Indessen so abgeschmackt, wie die Anklage im ersten Augenblick erscheint, war sie mit nichten. Beaconsfield war zwar kein jüdischer aber auch kein positiv christlicher Staatsmann; ebensowenig wie der „Gallio" Palmerston, den Gladstone auch nur mit dem stärksten Widerwillen, und weil er nicht anders konnte, an der ersten Stelle duldete. Die Peeliten einschließlich Gladstones waren in dem Krimkriege gleichfalls für die Türken eingetreten, aber sie waren wider ihren Willen in den Krieg getrieben und hatten ihre Schwäche ernstlich bereut. Der Skeptiker Beaconsfield betrieb zum Unterschiede von den so ernsthaft hochkirchlichen Peeliten seine Orientpolitik mit einer religiösen Indifferenz, die, an sich keineswegs ein politischer Fehler, dennoch zu seinem innerpolitischen Verhängnis werden mußte, sobald ihm in dem so sehr religiös gesinnten England und Schottland eine solche Individualität wie der fromme Gladstone entgegentrat. Lord Beaconsfield starb bald nach seinem Sturze, im 75. Jahre seines Lebens, und sein Ausscheiden aus dem Unterhause ließ eine Lücke, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. War es doch sogar seinem Nebenbuhler Gladstone widerfahren, daß ihm der Bleistift, mit dem er sich Notizen zur Gegenrede hatte machen wollen, aus der Hand fiel, wenn ihm die glänzende Beredsamkeit des Toryführers ins Ohr drang und seinen Geist beinahe gefangen nahm. Jetzt war Gladstone der einzige wahrhaft große Redner im Parlamente; ebenbürtiger Nachwuchs erschien nicht.

Die Whigs sträubten sich, Gladstone, den sie noch immer nicht als den ihrigen ansahen, wieder zum Premier zu erheben; sie wollten ihn zum einfachen Mitglied eines Kabinetts machen, dessen Vorsitz dem Marquis von Hartington zugedacht war. Aber Gladstone

Digitized by Google

lehnte, auf die Stimmung in den liberalen Massen gestützt, jenes Ansinnen ab und erklärte, keinen anderen Platz als den ersten acceptieren zu wollen. Darauf fügten sich die Whigs. Daß diese Krisis zu Gunsten Gladstones verlief, rettete dem Lande die neu geschaffene Reserve der Armee, die Hartington, den Vorurteilen der Soldaten der alten Schule entgegenkommend, abschaffen wollte, wenn er Premierminister wurde. Im übrigen wurden die alten whiggistischen Familien bei der Aemterverteilung von Gladstone reichlich genug bedacht, andererseits freilich so ausgeprägte und energische Vorkämpfer des demokratischen Fortschritts wie die drei Dissenters Bright, Chamberlain und Forster in das Kabinett berufen. Im Hinblick auf die Arbeit, welche die neue Regierung zu leisten hatte, erschien Gladstone die auswärtige Politik zunächst als der schwierigste Teil: „Die Perspektive macht erzittern", schrieb er dem Herzog von Argyle. „Die verwickelten Knoten der auswärtigen und indischen Politik zu entwirren, wird in der Tat geschickte und starke Hände erfordern, wenn sie gefunden werden können, und sie können schwerlich so gefunden werden, wie sie die Lage erfordern. Von Gladstone war an die Spitze des Auswärtigen Amtes Lord Granville gestellt worden, der ihn auch nicht zum Premier hatte haben wollen. Jetzt indessen fügte sich Granville der Gladstoneschen Leitung, und es wurde nunmehr die britische Orientpolitik mit einem den morgenländischen Christen und ihrer Emanzipation freundlichen, der Türkei aber zum mindesten nicht freundlichen Geiste erfüllt, den seitdem keine englische Regierung mehr zu verleugnen gewagt hat. Während seines letzten Wahlkampfes hatte Gladstone mit Kummer festgestellt, daß er auf den Klerus der Staatskirche nicht rechnen durfte: „abgesehen allerdings von den edelsten Ausnahmen, die, wie ich vertraue, sich von Tag zu Tag vermehren und vervielfältigen werden." Heute gehört bei den Massenmeetings und anderen Demonstrationen, die in regelmäßiger Wiederholung auf englischem Boden gegen die Türkenherrschaft stattfinden, die anglikanische Hierarchie zu den führenden Elementen der bedeutungsvollen Bewegung.

Die auswärtige Politik nahm Gladstone während seiner zweiten Verwaltung noch viel stärker in Anspruch, als er geahnt hatte. Er erwarb für England eine der allerherrlichsten seiner Besitzungen, Aegypten. Als andere Großmächte der bezüglichen Aktion Großbritanniens Schwierigkeiten bereiteten, dachte der englische Premier diesen Faktoren gegenüber garnicht an Nachgiebigkeit in dem ent-

Digitized by Google

scheidenden Punkte: „Ich fürchte manchmal", schrieb er an Granville, „daß einige von den fremden Regierungen denselben Begriff von mir haben, den Nikolaus, wie man meinte, von Lord Aberdeen hatte." Er ließ es auf einen Weltkrieg ankommen und behielt Aegypten. Seine Haltung verdient umso mehr Respekt, als sich die öffentliche Meinung Englands damals einer manchesterlichen Stimmung hingegeben hatte. Die Operationen gegen Arabi Pascha waren nicht populär. Die Parade der Sieger von Tel el Kebir wurde in London gleichgültig aufgenommen. Zwei Minister, die in Liverpool politische Reden gehalten hatten, berichteten bei ihrer Rückkehr in die Hauptstadt, daß ihre Anspielungen auf Aegypten ganz platt zu Boden gefallen wären. Im Parlament war der Widerwille gegen die Fortentwicklung Englands zu einer mediterraneischen Kontinentalmacht so groß, daß einen Augenblick lang die liberale Partei um des Nillandes willen zu zerfallen drohte. Diese sich seiner ägyptischen Politik entgegenstellenden Hindernisse hat Gladstone höher angeschlagen als die Bedeutung der diplomatischen Widerstände in Paris, Berlin und Petersburg, denen gegenüber ihn ein absolutes Vertrauen in den Reichtum, ja Ueberreichtum des eigenen Landes an Mitteln der diplomatischen, maritimen und militärischen Bereitschaft erfüllte.

Behauptete Gladstone in dem allerwichtigsten Streitpunkt der ägyptischen Frage, hinsichtlich der Festhaltung des Landes, den äußeren wie inneren Opponenten gegenüber, seinen Willen, so machte er in einer gleichfalls sehr schwer wiegenden Unterfrage jenes Problems dem inneren Parteitreiben gefährliche Konzessionen. Der zur Regelung der sudanesischen Verhältnisse nach Chartum gegangene Gordon Pascha verlangte, daß man englischerseits Zobeir Pascha, einen fürstlichen arabischen Kaufmann, zum Herrscher in Chartum mache, damit er hier, mit britischen Subsidien versehen wie der Emir von Afghanistan, einen Pufferstaat zwischen dem Khedive und dem Mahdi bilde. Zobeir war der einzige für eine derartige Stellung geeignete Mann, und der englische Bevollmächtigte in Aegypten Sir E. Baring, der ägyptische Ministerpräsident Nubar Pascha sowie die kompetente militärische Autorität an Ort und Stelle, der Oberst Stewert, befürworteten samt und sonders das von Gordon vorgeschlagene Arrangement. Als die Sache vor das Kabinett in London kam, sprach sich der Premier mit Nachdruck für die Schaffung des bezeichneten Gegengewichts gegen den Mahdi aus. Das Kabinett bestand aus sieben Peers und sieben Commoners. Die Peers unter-

Digitized by Google

stützten den Premierminister alle, aber von den Commoners stimmte für ihn nur der eine, der zur hohen Aristokratie gehörte, der Marquis von Hartington. Die anderen dem Unterhause entnommenen Minister dissentierten, und auch Hartington vereinigte sich mit ihnen, als sie erklärten, daß keine Regierung wagen könne, dem Parlament die Erhebung Zobeirs zum Fürsten unter Englands moralischer Autorität anzusinnen. Denn zu den Antezedenzien dieses Arabers gehörte zwar einerseits die Entfaltung eines gewaltigen Herrschertalents, aber andererseits auch ein ganz außerordentlich schwunghaft betriebener Sklavenhandel. Die britische Antisklavereibewegung, welche über Gladstones Vater und andere bedeutende Gegner hinweg ihrem Ziele zugeschritten war, hatte einen quäkerischen Ursprung gehabt und immer einen niederkirchlichen und nonkonformistischen Charakter getragen. Nach wie vor betätigten sich diese Tendenzen, wie das so vielen Bestrebungen religiöser Natur eigen ist, unter einer nur zu großen Beimischung von Fanatismus. Der Gedanke der Einsetzung Zobeirs in Chartum war kaum ruchbar geworden, als der Quäker Forster, der wegen Meinungsverschiedenheiten in der irischen Frage dem Kabinett nicht mehr angehörte, aber, als ehemaliger Bradforder Garnfabrikant, unter den radikalen Parlamentsmitgliedern ein besonderes Vertrauen genoß, eine gegen die Minister gerichtete Tadelsadresse an die Krone in Aussicht stellte. Und er würde ihre Annahme durchgesetzt haben, darin waren alle dem Unterhause angehörenden Kollegen Gladstones, wie gesagt, einstimmig.

Aus den angeführten Gründen sah sich Gladstone genötigt, das von Gordon vorgeschlagene, unzweifelhaft sehr gescheidte Projekt zurückzuweisen. Nachdem Gordon von den Derwischen in Chartum eingeschlossen worden war, wurde trotz der ungünstigen auswärtigen Lage Englands — wir befinden uns zwischen dem Ferry-Bismarckschen Einvernehmen und der Pendscheh-Affäre — eine Ersatzexpedition unter Lord Wolseley entsendet. Sie kam nicht mehr rechtzeitig, um Gordon vor dem Tode durch das Schwert der Derwische zu retten, ein Umstand, der heute keine Verwunderung mehr erregen kann, denn wir wissen ja jetzt, welche unendlich lange Zeit der von einer imperialistisch gesinnten Regierung ausgerüstete Kitchener gebraucht hat, um Chartum zu erreichen.

Obgleich nicht der Premierminister, sondern die konfessionelle Beschränktheit eines Teils seiner Anhänger das Trauerspiel in Chartum hervorgerufen hatte, entzogen manche Whigs der Regie-

Digitized by Google

rung, auf welche der Radikalismus einen unheilvollen Einfluß auszuüben schien, ihr Vertrauen. Zwar stimmten sie noch für die elf Millionen Pfund Sterling, welche sich Gladstone nach dem Eintritt der Pendscheh-Differenzen behufs eventueller Kriegführung gegen Rußland bewilligen ließ, als es sich aber um die Art der Aufbringung jener Summe handelte, führten sie die Annahme eines Tadelsvotums gegen die Regierung herbei. Und zwar bezog sich der von den Tories ausgesprochene und von einem Teil der Whigs ausdrücklich oder durch Absentierung mit befürwortete Tadel auf die Erhöhung der Bier- und Branntweinsteuer. Indem die Regierung diese vorschlug, befriedigte sie sowohl die idealen als auch die egoistischen Interessen ihrer abstinenzlerisch-nonkonformistischen Anhänger, dagegen waren die Whigs gegen alkoholische Sünden milder gestimmt, und viele von ihnen mit ihren Mandaten von Destillateuren und Schankwirten abhängig. Man hat vermutet, jene abgefallenen Liberalen seien nicht wirklich abtrünnig gewesen, sondern von Gladstone abkommandiert worden, weil der Premier sich der gedeihlichen Fortsetzung der Unterhandlungen mit Rußland nicht gewachsen gefühlt habe. Aber dieser Verdacht ist unbegründet. Gladstone empfand seine durch den Einfluß „mächtiger Gewerbe" herbeigeführte Niederlage bitter und hätte sehr bereitwillig weiter regiert. Es war bereits ein paar Monate her, daß sich die für England anscheinend gefährlich gewesene Weltlage durch den Sturz Ferrys zu Gunsten der britischen Politik gewendet hatte. Auch habe ich schon erwähnt, daß Gladstone Bedrohungen vom Auslande her keineswegs so gefürchtet hat, wie man vielfach annimmt. Die betreffende irrige Anschauung ist großenteils durch Bismarck geschaffen worden, um durch Herabsetzung seiner persönlichen Würde eine Waffe gegen einen Staatsmann zu gewinnen, gegen den ihm bei dem damaligen Stande unserer Flotte solidere Kampfmittel leider nicht zu Gebote standen. Im Gefühl seiner höchst beschränkten Aktionsfähigkeit England gegenüber hat Bismarck keinen fremden Minister so gehaßt wie Gladstone, der ihm, abgesehen von den Differenzen in nationalen Interessenfragen, auch deshalb in tiefster Seele zuwider war, weil er als einziger europäischer Staatsmann, den Liberalismus mit einer materiellen Macht repräsentierte, welche die Kräfte des feudal-militaristischen Deutschland beinahe übertraf und in den Schatten stellte. Bismarcks Genie hat trotz der maritimen Ungleichheit manchen höchst wertvollen diplomatischen Erfolg über das Gladstonesche England davongetragen, wenn man aber aus der Korrespondenz des englischen Staatsmannes

Digitized by Google

sieht, welchen untergeordneten Platz das Verhältnis zu Deutschland auch in den kritischen Jahren 1884 und 1885 in Gladstones Gedanken einnahm, fühlt man sich beschämt und von der Notwendigkeit einer Achtung gebietenden deutschen Flotte mehr als je durchdrungen.

Der Marquis von Salisbury übernahm an der Stelle Gladstones das Staatsruder und löste das Parlament auf. In den großen Städten fielen die Wahlen ungünstig für die Liberalen aus, weil der manchesterlichen Strömung eine imperialistische gefolgt war, aber die hier erlittenen Verluste wurden teilweise wettgemacht durch die liberalen Erfolge in den Grafschaften, wo Gladstone durch eine abermalige Wahlreform großen Stiles den Landarbeitern das Wahlrecht verschafft hatte. Die Grundherren und Pfarrer waren erstaunt, zu sehen, wie der Arbeiter, an dessen politischer Indifferenz niemand gezweifelt hatte, eine Stunde und länger wanderte, um einer Wahlversammlung beizuwohnen und aufmerksam den Reden zuzuhören, ohne daß er ein Glas Bier verlangt hätte. Dann wanderte er wieder zurück, wortlos, seinen Tabak kauend, als die Wahlen aber zu Ende waren, da zeigte sich, daß die neue Wählerklasse die von der konservativen Aristokratie unterstützten Parlamentsmitglieder zu einem sehr erheblichen Teil aus dem Sattel gehoben hatte. Selbst die Protegés der allergrößten territorialen Magnaten, der Northumberlands, Pembrokes, Watkin Wynes usw. verloren ihre Mandate. Dieses Plebiszit der Landarbeiter ermöglichte Gladstone, die konservativen Minister zu stürzen, nachdem sie nicht viel länger als ein halbes Jahr im Amte gewesen waren. Aber ihm selber war eine noch kürzere Verwaltungsdauer beschieden, bevor er den konservativen Rivalen wieder Platz machen mußte. Er fiel über die irische Frage, nachdem er den Auskauf der irischen Grundherren und „Homerule", die Einsetzung einer Regierung und eines Landtages in Dublin, zu seinem aktuellen Programm gemacht hatte. Beides waren an sich höchst verständige Maßregeln*), aber bei der Macht der antikatholischen Vorurteile in England spaltete der Plan der Einsetzung einer papistischen Regierung auf der grünen Insel die liberale Partei, indem ein Teil der Whigs einerseits und der Radikalen andererseits, die Letzteren geführt von den Nonkonformisten Chamberlain und Bright, eine Verbindung mit den Tories schloß. Auf diese Weise entstand die Partei der Unionisten, welche die Liberalen für sechs Jahre von der Regierung ausschloß. Inzwischen war Gladstone

*) Vergl. meine Politische Korrespondenz „Homerule", im 2. Heft des 72. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Digitized by Google

83 Jahre alt geworden, schwerhörig, auf einem Auge blind, das andere gefährdet. Aber als die Neuwahlen von 1892 seiner Partei eine Majorität gegeben hatten, ergriff er die Zügel der Regierung unverzagt von neuem, denn er glaubte, daß Gott ihn so lange aufgespart habe, um die Versöhnung der Iren mit England zu bewirken. Glücklich brachte er auch seine modifizierte Homerulebill durch das Unterhaus, aber das Oberhaus lehnte sie ab, und ein langwieriger Kampf mit den Lords war zu erwarten.

Der Greis scheute vor dieser neuen Bürde nicht zurück, als er mit seinen eigenen Ministerkollegen über eine den irischen Dingen ganz fern liegende Frage in Streit geriet. Während seiner sechsjährigen unfreiwilligen Muße hatte er nicht aufgehört, die auswärtige Politik Bismarcks mit Argwohn und Widerwillen zu beobachten. Besonders der Anschluß seines geliebten Italien an das mitteleuropäische Bündnis erfüllte ihn mit Mißbehagen: „Wenn ich nach Rom ginge", schrieb er, „und den König und den Minister sähe, wie ich müßte, würde ich die ganze Zeit bei ihnen wie auf Eier treten . . . . . Meine Gefühle betreffs der gegenwärtig befolgten auswärtigen Politik sind so sehr stark . . . . . Ich habe niemals gesagt, die Frage der weltlichen Herrschaft des Papsttums wäre keine italienische Frage. Eine viel größere Sorge als hierüber habe ich wegen der italienischen Allianz mit Deutschland. Sie ist meiner Meinung nach ein fürchterlicher Irrtum und bildet die große Gefahr für das Land." In demselben deutsch-feindlichen Geiste, den diese Briefstellen atmen, schrieb Gladstone (im Oktober 1889) einen anonymen Artikel für „Contemporary Review", in dem er die Italiener beschwor, „die böswilligen Hoffnungen der Feinde der Freiheit zu enttäuschen." Wenn aber die deutsche Regierung von ihm gehaßt wurde, so fürchtete er sie mit nichten und ebensowenig den russisch-französischen Zweibund. Hinsichtlich der von letzterem möglicherweise drohenden Gefahren waren seine Landsleute anderer Meinung, als bei dem Flottenbesuche von Toulon eine Verbrüderung der Marinen der Republik und des Zaren erfolgte. In England kamen Ansichten über die politisch-militärische Exponiertheit des Landes empor, wie sie 1884 und 1859 aufgetaucht waren. Unter den Liberalen war der vornehmste Vertreter jener pessimistischen Stimmung der Earl of Spencer, Erster Lord der Admiralität in dem wieder ans Ruder gekommenen Ministerium Gladstone. Er legte (Ende 1893) dem Kabinett einen Flottenbauplan vor, den der Premier für nicht gerechtfertigt durch die Umstände der Zeit

Digitized by Google

erklärte. Er müßte seine Traditionen verleugnen, sagte er, um in Friedenszeiten einem so hoch angeschwollenen Marineetat zustimmen zu können, er, der von den Konservativen zu einer Zeit ausgegangen sei, wo diese Partei die sparsame Partei gewesen wäre: „indem Peel, ihr Führer, ein Cobdenit war ..... Infolge davon, daß ich genötigt wurde, zuerst in Italien teil zu nehmen, dann in Bezug auf Griechenland, schließlich an der orientalischen Frage bin ich dazu gelangt, nicht bloß als englischer, sondern als europäischer Staatsmann angesehen zu werden. Mein Name steht in Europa da als das Symbol der Politik des Friedens, der Mäßigung und des Nicht-Angriffs. Was würde gesagt werden von meiner aktiven Anteilnahme an einer Politik, welche als die Hineinziehung Englands in den Militarismus aufgefaßt werden wird?“

Bei der Höhe, welche die Besorgnis vor dem Untergang der maritimen Suprematie in Großbritannien erreicht hatte, vermochten jene Gründe die Mehrzahl der Minister nicht zu überzeugen. An einen Appell an das Volk konnte der Premier nicht denken; bei der eingetretenen Strömung der Geister, in der sich Aengstlichkeit und Chauvinismus mischten, hätten sich alle Klassen, vielleicht die Landarbeiter ausgenommen, von Gladstone abgewendet. So entsagte er denn schweren Herzens der Ausführung seiner irischen Mission und trat vom Staatsruder zurück (1894), ausdrücklich in seinen autobiographischen Aufzeichnungen bemerkend, daß der Verfall seines Gehörs und Gesichts ihn von der Weiterführung seines Amtes nicht zurückgeschreckt haben würde, wenn er bei seinen Amtsgenossen die Reduktion der unproduktiven Ausgaben hätte durchsetzen können. Als Gladstone bei der greisen Königin seine Abschiedsaudienz hatte, empfahl sie ihm die deutschen Augenärzte als den englischen überlegen. Er wich aus, wie einst am Hoflager von Balmoral, als Viktoria gesagt hatte, sie halte eine angelegentlichere Beschäftigung der Engländer mit dem Deutschen für heilsam. Die Herrscherin verlassend, begegnete Gladstone auf dem Korridor der Kaiserin Friedrich: „Sie sagte mir ein höchst freundliches und warmes Lebewohl, das zu verdienen ich nichts getan hatte.“

Gladstones Lebenskraft und politische Leidenschaft waren so wenig zu Ende, daß er mit seinen 84 Jahren anscheinend gehofft hat, noch einmal an die Spitze zu kommen. Jedenfalls hat er anderhalb und zweiundeinhalbes Jahr nach seinem Rücktritt noch zu Massenmeetings gesprochen. Das Thema des greisen Redners bildeten die armenischen Greuel, denen gegenüber er von dem

Digitized by Google

Ministerium Rosebery bewaffnete Intervention verlangte: „Hätte ich die Jahre von 1876 auf mir", sagte er zu einem seiner Söhne, „freudig würde ich noch einmal ins Feld ziehen, und wäre es für ebenso lange Zeit wie damals." Als Morley einmal von der Ernüchterung sprach, welche in den letzten Jahrzehnten bei allen zivilisierten Völkern in Bezug auf die freiheitlichen Ideen um sich gegriffen hätte, erwiderte er, jene Ernüchterung wäre schon deshalb unberechtigt, weil in den letzten Jahrzehnten die freiheitlichen Ideen soviel dazu beigetragen hätten, Millionen von orientalischen Christen vom Türkenjoch zu befreien."

Am 19. Mai 1898 starb Gladstone, 89 Jahre alt, gleichermaßen betrauert und im Tode geehrt von allen seinen Mitbürgern, mochten sie Tories oder Whigs, Radikale oder irische Nationalisten sein. Ungefähr zu der Zeit, wo er starb, brach der spanisch-amerikanische Krieg aus. Wie hatte man Gladstone nicht in früheren Jahren verhöhnt, daß er hinsichtlich der Alabamafrage auf ein Schiedsgericht eingegangen war, das England fünfzehn Millionen Dollars gekostet hatte! Allerdings! es war ein hoher Einsatz gewesen, aber er war doch auf das richtige Pferd gesetzt worden. Heute haben die Konservativen angefangen, die von ihnen so heftig bekämpfte irische Politik Gladstones selber durchzuführen, indem sie den Auskauf der irischen Grundherren vorgenommen haben. Alles in allem: Gladstone verdient einen unendlich viel höheren Platz unter den Staatsmännern des neunzehnten Jahrhunderts, als der Haß der Nationen, Parteien und Rivalen ihm bei seinen Lebzeiten hat einräumen wollen. Der kosmopolitische Zug in der deutschen Bildung ermöglicht uns, trotz Gladstones geringer Vorliebe für Deutschland jene Tatsache unbefangen zu würdigen und für den Politiker, der sich selber einen „europäischen Staatsmann" genannt hat, mit dem wohlverdienten Lorbeer nicht zu kargen.

Digitized by Google

Beiträge zur Kulturgeschichte der Farben.

Hinterlassene Schriften

von

Arnold Ewald.

Vorwort des Herausgebers.

Der Verfasser der nachfolgenden Abhandlungen ist der am 24. Juli 1884 verstorbene Berliner Historienmaler Arnold Ewald. In den letzten drei Lustren seines Lebens ausschließlich mit wissenschaftlichen Untersuchungen über die Bedeutung der Farben und das Verhältnis des Menschen zu ihnen beschäftigt, rief ihn der Tod mitten aus seiner im großartigsten Maßstabe angelegten Arbeit ab, von der es ihm nur vergönnt gewesen ist, eine Hälfte der ersten Abteilung selbst zu veröffentlichen. Er tat dies in Buchform unter dem Titel: Die Farbenbewegung, Kulturgeschichtliche Untersuchungen von Arnold Ewald. Erste Abteilung: Gelb. Erste Hälfte. Das Buch erschien 1876 zu Berlin in der Weidmannschen Buchhandlung.

Das an und für sich nicht leicht verständliche Wort „Farbenbewegung" war ein bei dieser Gelegenheit zum erstenmal eingeführtes. Aber die neue Bezeichnung war kein willkürlich gewählter Name. Erst nach langer reiflicher Prüfung entschloß sich Ewald zu dieser Neubildung, und zwar mit der bewußten Absicht, in dem Namen eine Definition der Sache zu geben. Das Wesen seiner Betrachtungsweise sollte sofort durch den Namen zum Ausdruck gebracht werden. Da diese Betrachtungsweise eine von allen bisherigen abweichende, völlig neue, völlig originelle war, so brauchte er zu ihrer Charakteristik ein neues Wort „Farbenbewegung".

In der Einleitung zu seiner Publikation von 1876 hat Ewald eine ausführliche Erklärung dessen gegeben, was er unter Farben-

Digitized by Google

bewegung verstanden wissen will. Er vergleicht sie mit den Bewegungen anderer Geistes- und Kulturströmungen, gewiß aber am anschaulichsten und gemeinverständlichsten mit der Bewegung in den Metallwerten. Ganz analog dieser soll unter Farbenbewegung die Veränderung verstanden werden, die die Bedeutung und die Wertschätzung der Farben im kulturellen Leben des Menschen nach und nach im Verlauf der Zeiten erfahren hat. Daß sich allmählich der ideelle Wert der Farben ändert, daß in der Schätzung der Menschen gewisse Farben zu gewissen Zeiten fallen oder steigen, diese Bewegung der Farben hat die vor 24 Jahren begonnene Publikation an einzelnen Beispielen für das Gelb gezeigt. Ja noch mehr. Indem der Verfasser zum erstenmale diese Tatsachen nachwies, hat er auch gleichzeitig die Gesetzmäßigkeit dieser Bewegung festgestellt.

Die damaligen Untersuchungen erstreckten sich auf die Farbe des Neides und auf das Gelb als Kulturfarbe. Die Farbe des Neides hat sich im Lauf der Jahrtausende aus dem Blaugrau, mit dem das Altertum dieses Laster in Zusammenhang brachte, in allmählichem Uebergange durch das Grün hindurch zum Gelb entwickelt. Im Gegensatz zu den früheren Zeiten ist uns heute das Gelb, und nur das Gelb als ein adäquater Ausdruck für den häßlichen Neid geläufig. Während sich der Neid selbst natürlich nicht geändert hat, sehen wir die symbolische Farbe für denselben eine ganze Skala vom Bläulichen zum reinen Gelb durchlaufen. Der klar und oft zu Tage tretende Schluß ist: die Bedeutung dieser Farbe muß sich im Lauf der Zeiten und mit dem Wechsel der leitenden Kulturvölker verschoben haben. Die ehemals so große Sympathie für das Gelb ist heute so gering, daß wir kein Bedenken tragen, es zur Leibfarbe des Neides zu erklären. Der Wert des Gelb ist im Niedergange.

Die Untersuchung über das Gelb als Kulturfarbe gelangt zu dem analogen Resultate: der Wert des Gelb ist auch bemessen nach seinem Verhältnis zum Kultus mehr und mehr gesunken. Nach derselben Methode wie beim Neide verfolgt Ewald hier die liturgischen Farben soweit die geschichtliche Tradition reicht, und stellt fest, daß während in China und im alttestamentalen Palestina das Gelb noch im Kult vorhanden war, es in späterer Zeit immer unverträglicher mit dem Kult wurde und sich in der christlichen Kirche schließlich ganz von ihm abgelöst hat.

Wir können hier nicht auf alle Einzelheiten der erwähnten Schrift eingehen, erwähnt sei nur noch, daß diese geistreichen Unter-

Digitized by Google

suchungen zu ganz schlagenden Ergebnissen über die Bedeutung der Farbennamen lividus, schesch und tolaath geführt haben.

Aus dem oben erwähnten Titel des Buches geht bereits hervor, daß es nur einen kleinen Teil der gesamten Untersuchungen enthält. Dementsprechend fand sich denn auch ein sehr großes, leider meist nicht zusammengestelltes Material unter den Papieren des Verstorbenen vor. Nur wenige Kapitel für die Fortsetzung des Buches und einige eng mit seinem Thema in Zusammenhang stehende Aufsätze, die bei den Untersuchungen gewissermaßen als Nebenprodukte entstanden waren, schienen so weit druckfertig zu sein, daß der Historiker Paul Ewald, ein Sohn des Verfassers, die Publikation übernehmen konnte. Auch er starb, bevor er sein Vorhaben ausführen konnte. So blieben die Manuskripte bis heute liegen.

Ist es nun auch stets ein gewagtes, und meist auch ein undankbares Unternehmen, posthume Schriften herauszugeben, so erscheint es aber doch anderseits unrecht, interessante und mit größtem Fleiß ausgearbeitete Untersuchungen ohne weiteres verkommen zu lassen. Namentlich die folgenden Beiträge zur Kulturgeschichte der Farben erschienen unter den von Ewald nachgelassenen Aufzeichnungen genügend druckreif, um ihre Veröffentlichung ohne Veränderungen und ohne Zusätze wagen zu können. So überwog denn schließlich die Zuversicht, daß der Inhalt der Schriften manchen Leser interessieren werde, die Furcht, daß dieselben durch Druckfehler, Ungenauigkeiten und Mißverständnisse zu sehr entstellt werden möchten. Da der Herausgeber kein Fachmann ist, so darf er wohl auf besondere Nachsicht rechnen.

Prof. J. Rich. Ewald (Straßburg).

---

a. Ueber Ersatzfarben.

Mit Recht erwartet der Leser zunächst einen Aufschluß darüber zu erhalten, was unter dem Ausdruck „Ersatzfarben" zu verstehen sei. Aber kurze und abgerundete Definitionen wenig geläufiger Begriffe leiden leicht an Unverständlichkeit, an Ungenauigkeit und, vor allem an Trockenheit; ein hervorragendes Beispiel wirkt für den Augenblick vielleicht einseitiger, aber jedenfalls anschaulicher.

Was wir Weißwein nennen, ist kein weißer, sondern gelber Wein. Die Farbenbezeichnung ist falsch. Der Weinhandel kennt

Digitized by Google

eine lange Reihe von Weißweinen, helle an der Mosel, stärker gefärbte am Rhein, noch dunklere Farbe zeigen Haut-Sauternes und der spanische Paxarete. Von diesen Weinen behauptet niemand, daß sie eine weiße Farbe hätten; selbst die Dichter besingen sie wohl als goldene, d. h. gelbe, aber niemals als silberne, d. h. weiße. Nichtsdestoweniger — so weit Weinbau in Uebung ist — kennt ebensowenig der Winzer und Küfer als der Zecher einen Gelbwein. Wenn die Griechen und Römer des Altertums hin und wieder einen Wein ausdrücklich als gelb bezeichnen (bei Athenäus ξανθός, bei Galen ξανθός, bei Plinius fulvus), so ist dabei an eine dunkle, fast braune Art zu denken, oder auch an den Gebrauch der Alten, ihre Weine, um sie süßer zu machen, mehrere Jahre hindurch dem Rauch (fumum bibere) auszusetzen; im allgemeinen aber heißen auch bei den Alten die nicht roten Weine „weiß" — λευκός, albus. Obgleich also die Farbe dieses Getränkes keine Aehnlichkeit hat mit der Farbe derjenigen Gegenstände, die wir als charakteristisch weiß ansehen — Schnee, Kreide, Milch —, sondern mit solchen, die uns die Eigentümlichkeit des Gelb vergegenwärtigen — Gold, Honig, Topas —, so ist es doch beim Wein typisch geworden, seinen gelbfarbigen Arten den Namen „Weiß" zu geben. Weiß ersetzt mithin in diesem Fall Gelb. Die ersetzende Farbe nenne ich: „Ersatzfarbe".

Alle Ungenauigkeit des Ausdrucks widerspricht der Aufgabe, die die Sprache zu lösen hat: der Gedanken treuestes Spiegelbild zu sein, nicht zerflossen, sondern scharf umzogen, nicht geschönt, sondern wahr, aber auch nicht verblaßt, sondern farbenprächtig. Derartig korrekte Wiedergabe der Gedanken in Rede und Schrift ist vielleicht das wenigst trügerische Kennzeichen eines gebildeten Menschen. Nichtsdestoweniger haben es die Kulturvölker aller Zeiten — und auch die Bestgebildeten unter ihnen — geliebt, Redeweisen in großer Anzahl als echte Münzen auszugeben, die an Gewicht und Legierung nicht münzgerecht, nur scheinbar richtig geprägt sind. Alle Sprachen, durchsetzt mit bildlichen (metaphorischen) und übertriebenen (hyperbolischen) Ausdrücken, liefern eine Fülle der bekanntesten Belege. Wir wissen, daß jedes Gleichnis hinkt und daß jedes Sprichwort nur teilweise Wahres ausspricht; wir kennen den sonderbaren Gebrauch, den die Römer vom Superlativ, das Mittelalter von der Ueberschwänglichkeit der Verehrungsbezeugungen und wir Neueren von den Höflichkeitsfloskeln machen. Wir sind „außer Atem", wenn wir noch atmen,

Digitized by Google

wir haben etwas „hundertmal“ verboten, was noch nicht zehnmal geschehen ist, und wir finden eine Hitze „unerträglich“, die wir, wenn auch mit Ueberwindung, ertragen haben. Umgekehrt ist ein „Sümmchen“ meist eine sehr große Summe, und was die Spieler ein „Jeuchen“ nennen, hohes Spiel. Hierzu kommen noch die vielen ehemals richtigen, nach und nach unzutreffend gewordenen, man möchte sagen antiquierten Ausdrücke: die Federn, unser heutiges Schreibmaterial, kommen von keinem Vogel, unsere Bleistifte von keiner Bleimasse; Papier wird nicht aus der Papyrusstaude, die lederne Leine des Kutschers nicht aus Flachs gemacht und was der Zahnarzt aus Platina oder Gold anfertigt, nennt er noch immer Plombe (plumbum, Blei).

Es mag sein, daß die Sprachen durch konsequentes Ausmerzen aller dieser Unrichtigkeiten an Geschmeidigkeit und Frische, an Reichtum und Pracht mehr verlieren würden, als der etwaige Gewinn an Schärfe, Genauigkeit und Wahrheit beträgt, aber es ist jedenfalls von Wichtigkeit, sich jener Fehler bewußt zu werden. Denn innerhalb welcher Grenzen dieselben sich bewegen können und welchen Gesetzen sie unterworfen sind, das würde eine Untersuchung abgeben, deren Schwierigkeit sich durch wertvolle Ergebnisse für die Erkenntnis des Sprachgeistes belohnt machte. Eine spezielle Gattung solcher fehlerhaften Bezeichnungen, nämlich der Gebrauch der „Ersatzfarben“ soll hier ausführlich und — soweit ich weiß — zum erstenmal in Betracht gezogen werden.

Die nachstehend, größtenteils den neueren Sprachen entnommenen und nach einem noch näher zu erörternden Gesichtspunkt geordneten Fälle des Gebrauchs von Ersatzfarben ergeben folgende ebenso stattliche wie merkwürdige Reihe:

Weiß findet sich als Ersatzfarbe

für Gelb: Weißwein (fast in allen Sprachen) — Blanquette (ein Wein im Languedoc) — Weißbier (nicht mehr auf Weizen, sondern auf Farbe zu beziehen, wie das französische bière blanche zeigt) — Albus (ein Blondhaariger in mittelaltrigem Latein) ebenso ital. Biancona auch Bianca und Weiszette (bei Ettner), für Blondine — Poire blanche — Les blés commencent à blanchir;

für Grau: Weißblech (fer blanc, white iron) — Weißpappel — Weißpfennig, Louis blanc und Blanca sind Namen ehemaliger Silbermünzen;

Digitized by Google

für Rot (fleischfarben): Die weiße Menschenrasse — Albus (eine Kupfermünze);

für Grün: Blanc-madame ist in Frankreich eine grüne Traubenart — ebenso Gouais blanc und Pineau blanc. Folle blanche heißt die in der Charente und im Gers zur Kognakfabrikation benutzte Traube. — Was in Ungarn „weiße Traube" genannt wird, heißt in Inner-Oesterreich „Mehlweiß". — Schwarze Trauben sind so süß wie weiße (Sprichwort);

für Braun: Weißer Kaffee (mit Milch).

Schwarz findet sich als Ersatzfarbe

für Rot: Vino nero (Rotwein, wie bei den Alten μέλας und niger). Im XVI. Jahrhundert schwarzer Wein mehrfach. Black-strap (der englische Matrosenausdruck für rote Mittelmeer-Weine. Schwarzklävener (ein Würzburger Rotwein). — Schwarzes Blut.

für Braun: Schwarzbrod (richtiger engl. brown-bread, von der Rinde oder niederd. Graubrod, von der Krume) — Noircir du beurre (braune Butter machen) — Schwarzes Fleisch (vom Wildprett) — Monnaie noire (ehemaliges Kupfergeld, ebenso: un noir denier im XV. Jahrhundert, monetae nigrae und Schwarzpfennig im Mittelalter) — Blak (eine Bierart älterer Zeit) — Schwarzbier noch jetzt in Merseburg, in Köstritz und sonst — Le soleil noircit le teint — Schwarze Seife (grünlichbraun);

für Blau: Noiricin und noirieu (die blauen Trauben in Languedoc und Bourgogne. Schwarze Trauben sind so süß wie weiße (siehe oben) — τὸ ἴον μέλαν (das blaue Veilchen) — Noir de coups (blaugeschlagen);

für Grau: Schwarze Wolken — Le temps est noir (trübes Wetter) — Schwarze Wäsche — Turonenses nigri, schwarze Turnos, sind die in der Währung von Tours geschlagenen Silbermünzen, ebenso: Schwarzsilber, eine Kupferlegierung — Schwarzwild;

für Grün: vom dunklen Walde — Schwarzwald.

Blau findet sich als Ersatzfarbe

für Weiß: Blaues Pferd nennen die Araber den Schimmel — Blauschimmel — Blaue Milch ist verdünnte Milch (ein

Digitized by Google

Sprichwort sagt: die Milch ist von blauen Kühen. In der Sage verhindert die Zaunrübe, daß die Kühe blaue Milch geben);

für Grau: Blaukopp, Blaumaul und blaue Gulden (mehrere Arten ehemaligen niederdeutschen Silbergeldes) — Pic bleue, Blauschecke — Blaue Bohnen (Soldatenausdruck für bleierne Flintenkugeln, wie eng. blue plums) — Blavus (blau) heißt der Dachschiefer im Mittelalter;

für Schwarz: Blaubart, blue-haired (bei Milton), der Bläulichgelockte (bei Bürger), κυανοχαίτης, ἰοβόστρυχος, ἰοπλόκαμος (alle 3 Worte bedeuten blauhaarig) und crinis caeruleus sind nur als schwarzhaarig aufzufassen;

für Rot: Blaues Blut sagt man vom Adel — Petit bleu nennen die Franzosen ebenso wie ehemals die Römer plumbea vina (bleifarbenen Wein) leichte Rotweine.

Rot findet sich als Ersatzfarbe

für Gelb: rôtes gold (ganz allgemein in der älteren deutschen Poesie) — Goldmünzen, namentlich Dukaten, führen den Spitznamen Füchse. Im Litauischen: raudónas (rot) auksinas, (richtig dagegen ist Jaunet, der Name des écu d'or im XVI. Jahrhundert und Jellow-boy, die Bezeichnung eines englischen Goldstücks) — rosso d'ouvo (ital. Eigelb) — Rotschmiede (ehemaliger Name der Messingarbeiter);

für Braun: Bière rouge (Braunbier) — red-heering (Bückeling) — Roussir du beurre — Rotwild — Rothäute.

Grau findet sich als Ersatzfarbe

für Rot: vin gris (Bleichert).

Endlich ersetzt **Braun** in la brune (die Dämmerung) eine unbestimmte Farbe, die aber jedenfalls durch Grau richtiger als durch Braun zu bezeichnen ist. (Der Morgen graut, graue Vorzeit) — ital. bruno Trauer, Trauerkleid — Opitz sagt noch „braune Nacht".

Grün und Gelb, letzteres ohne jede Einschränkung, kommen als Ersatzfarben nicht vor.

Ueber die Grundsätze, nach denen die Aufstellung der vorstehenden Reihe erfolgt ist, sei bemerkt, daß es sich immer um einen allgemeinen, weitverbreiteten, gewissermaßen landläufigen

Digitized by Google

Gebrauch handelt, also um eine stehende, nicht willkürlich abänderbare Redeweise, aber nirgends um ein vereinzeltes Vorkommen des betreffenden Ausdrucks. Es ist ferner nicht die Absicht gewesen, eine Vollständigkeit in Beziehung auf die einzelnen Fälle zu erzielen, sondern es sollte nur ein Bild der Anwendungsart gegeben und jede Gruppe durch schlagende Beispiele vorgeführt werden. Und noch eines. Nirgends ist hier von geringen Farbenunterschieden, von nahe aneinander stehenden Abstufungen die Rede, sondern von solchen Differenzen, die sich durch eigene, den hervorragenden Farbenarten angehörige Wörter mit Leichtigkeit ausdrücken lassen; also nicht etwa, daß das „rot" oder „schwarz" Genannte genau genommen nur rötlich oder schwärzlich ist, sondern es wird in den obigen Beispielen das entschieden Rote als schwarz, das entschieden Schwarze als rot bezeichnet usw. Ausgeschlossen sind daher die Bezeichnungen von allerhand Dingen, welche eine unbestimmte Farbe haben und irgend wie an die mit ihnen in Verbindung gebrachte Farbe erinnern, wie: Schwarzes Meer, Rotes Meer, der Blaue usw. Ferner ist ausgeschlossen in obiger Reihe die Verwendung der Farben in ihrer symbolischen Bedeutung, da bei derselben weder von richtiger noch von falscher Farbenbezeichnung in naturalistischem Sinne die Rede sein kann. Deshalb gehören nicht hierher: jeunesse verte, groen-hareng (frischer Häring), schwarzes Verbrechen, atra cura, être gris (betrunken sein), gelber Neid, conte bleu und vieles Andere. Ausgeschlossen sind ferner diejenigen Fälle, in denen uns der Farbenzusammenhang eines Wortes nicht mehr geläufig ist; wir denken bei „Rubrik" nicht mehr an Rot (ruber) und rubrizieren mit schwarzer Tinte; wir denken bei der Spitzenart „Blonden" nicht mehr an Gelb, an die Farbe, die ihnen ehemals den Namen gab, und sprechen von weißen und schwarzen Blonden. Ausgeschlossen sind endlich noch alle diejenigen technischen, namentlich den Gewerben und den Naturwissenschaften angehörigen Ausdrücke, die außerhalb des entsprechenden Spezialfaches wenig in Anwendung kommen, z. B. das sonderbare rougir en blanc (weißglühend machen). Noch ist zu erwähnen, daß die beiden Farben Orange und Violet, die erst seit wenigen Jahrhunderten als selbständige Farbenbezeichnungen in Uebung sind, noch keine Verwendung zu typischen und sprichwörtlichen Redensarten gefunden haben. (Voire des anges violets, die Engel im Himmel pfeifen hören, bildet eine Ausnahme). Deshalb fehlen auch diese beiden

Digitized by Google

Farben — Orange und Violet — in der obigen Reihe an der Stelle, wo Grün und Gelb als nicht vorkommende Ersatzfarben angeführt sind.

Nachdem auf diese Weise aus den sprachlichen Verwendungsarten der Farben derjenige Bezirk abgegrenzt worden ist, der hier als Ersatzfarben behandelt wird, entsteht die Frage, welche Regeln sich aus ihrem Vorkommen entnehmen lassen und welche Gründe etwa zur Rechtfertigung und Erklärung dieser Regeln in den Anschauungen, welche die Farben hervorrufen, gefunden werden können.

Dreierlei ist aus der obigen Reihe als maßgebend herzuleiten:

1. Keine Ersatzfarbe ersetzt ihren Farbengegensatz.
2. Das Verhältnis der Ersatzfarbe zur ersetzten Farbe kann nicht umgekehrt werden.
3. Die Ersatzfähigkeit der Farben ist nicht bei allen eine gleiche, sondern nimmt in einer gewissen oben innegehaltenen Reihenfolge ab.

ad 1. Das Verständnis der 1. Regel: „Keine Farbe ersetzt ihren Farbengegensatz", macht keine Schwierigkeit. Man erinnere sich, daß in der oben aufgestellten Reihe Weiß für Schwarz — Schwarz für Weiß — Blau für Gelb — Rot für Grün nicht vorkommen. Jedes von diesen Farbenpaaren wird aus zwei in einem Gegensatz zu einander stehenden Farben gebildet, wie er naturwissenschaftlich und farbentechnisch überall aufrecht erhalten wird und auch in den Sprachen seine Vertretung findet. So ist der Gegensatz von Weiß und Schwarz in der sprachlichen Anwendung der Farben mit großer Entschiedenheit hervorgehoben und entspricht dem Dualismus von gut und böse, von Tag und Nacht, von rein und unrein. In diesem Sinne kennt die Zauberei der Magier die weiße und die schwarze Magie, das Wiegenlied das weiße und das schwarze Schaf, und die Sage weiße Engel und schwarze Teufel. Wir stellen bildlich gegenüber „anschwärzen" und „sich weißwaschen". Das osmanische Sprichwort sagt: Ob der Hund weiß, ob schwarz, beides ist Hund; derselbe Gedanke erhält bei uns die Form: Schimmel trabt so gut als Rapp'. In beiden Fällen ist dem größten äußeren Gegensatz die innere Gleichheit gegenübergestellt. In einem ähnlichen, wenn auch viel weniger deutlich ausgesprochenen und viel umständlicher nachzuweisenden Gegensatz befinden sich sowohl Rot und Grün als auch Blau und Gelb. In Beziehung auf das letzte Farbenpaar sei nur die Symbolisierung

Digitized by Google

der Treue und Demut durch Blau und dem gegenüber die der entgegengesetzten Begriffe, des Verrats und Hochmuts durch Gelb erwähnt. So ist das blaue Veilchen ein Bild der Demut, das blaue Vergißmeinnicht ein Symbol der Treue und von der Cyane singt Rückert:

Blaue Blüte, Bild der Treue,
Blauer als des Himmels Bläue.

Hingegen wurde dem Staatsverräter in früheren Zeiten durch Henkershand der Eingang seiner Wohnung gelb beschmiert, dem Häretiker das Gewand mit gelben Kreuzen benäht und den Stolz läßt Uhland (Blumenstrauß) dem Gelben sich verbinden. Was hier von den Gegensatzfarben gilt, ist nur ein einzelner Fall des allgemeinen sprachlich-logischen Gesetzes, daß keine, wenn auch noch so ungenaue Bezeichnung irgend welcher Art jemals in der Bedeutung ihres Gegenteils auftreten kann. Es wird z. B. wohl möglich sein, für „dunkel" manigfach andere, naheſtehende Ausdrücke unter Umständen anzuwenden — nächtlich, dämmrig, trüb — niemals aber „hell". Ebensowenig kann auch Schwarz durch Weiß oder irgendein Farbenton durch den ihm entgegengesetzten vertreten werden.*)

ad 2. Weniger selbstverständlich erscheint die zweite Regel: Das Verhältnis von Ersatzfarbe zur ersetzten Farbe kann nicht umgekehrt werden. Oder anders ausgedrückt: ein in der Farbenbezeichnung gemachter Fehler gibt nicht die Berechtigung, auch den umgekehrten Fehler für möglich zu halten. Obgleich sich nämlich beispielsweise — wie es der Fall ist — Blau für Weiß findet, so kommt doch die Umdrehung hiervon, Weiß für Blau, nicht vor. Sehr auffallend! Denn man sollte denken, daß wenn zwischen zwei Farben eine so nahe Beziehung stattfindet, daß sich in gewissen Fällen die eine an die Stelle der anderen einschieben kann, ohne daß ein Mißverständnis daraus erwächst, daß dann auch eine Umkehrung des Ersatzverhältnisses vorkommen müßte. Wie in vino nero und in black-strap Schwarz die rote Farbe vertritt, so erwartet man auch anderseits einem Rot als Ersatz für Schwarz zu begegnen. Allein vergebens. Geht man in dieser Beziehung das obige Schema durch, so wird man nur eine einzige Ausnahme

*) Ueber die auf die Farbenbezeichnungen unanwendbare, von der Sprachforschung ehemals aber häufig statuierte sogenannte „Enantiosemie" vergleiche: Arnold Ewald, die Farbenbewegung, Berlin 1876. Weidmannsche Buchhandlung. S. 11 u. ff. und S. 92.

Digitized by Google

von der aufgestellten zweiten Regel antreffen, nämlich in der Abteilung für Schwarz eine Gruppe für Blau und gleichzeitig in der für Blau eine Gruppe für Schwarz — eine Ausnahme, die ihre Begründung in der bekannten und schon vielfach nachgewiesenen nahen Verwandtschaft von Schwarz und Blau (dunkelbau) finden mag. Im übrigen bestätigt sich die zweite Regel in den angeführten 16 Gruppen Punkt für Punkt. Zu ihrer Erklärung soll im weiteren Verlauf gezeigt werden, daß die Farben im Sprachgebrauch nicht mit gleicher Genauigkeit aufgefaßt werden, daß der von ihnen ausgefüllte Bezirk bei einigen scharf gezogen, bei anderen verschwimmende Grenzen hat, und daß hierdurch für die verschiedenen Farbenbezeichnungen eine ungleiche Ausdehnung, man könnte sagen eine ungleiche Breite erwächst. Die Ersatzfarbe ist immer die breitere, die Ersetzte ihr gegenüber die engere; die erstere steht zur letzteren nicht in einem nebengeordneten Verhältnis, sondern in einem übergeordneten; jene stellt das Allgemeinere, Unbestimmtere, diese im Verhältnis zu jener das Besondere, Eingeschränktere dar. Wie nun überhaupt in den Bezeichnungen eines jeden Gebietes das Allgemeinere wohl das Besondere, nicht aber dieses jenes zu ersetzen imstande ist, wie man wohl jeden Stuhl einen Sitz, nicht aber jeden Sitz — weder Bank noch Stein — einen Stuhl nennen kann, so läßt sich auch das Verhältnis der Ersatzfarbe zur Ersetzten nicht umdrehen.

ad 3. Die dritte Regel: „Die Ersatzfähigkeit der Farben ist nicht bei allen eine gleiche, sondern nimmt in einer gewissen Reihenfolge ab", ist die weitaus interessanteste, aber auch am schwersten verständliche. Sie läßt sich nicht wie die beiden vorhergehenden aus Gesetzen erklären, die Gemeingut jedweder sprachlichen Bezeichnung sind, sie verlangt vielmehr ein näheres Eingehen auf die Art der Verwendung, welche die Farben im Sprachgebrauch finden, und auf die unter ihnen in dieser Hinsicht hervortretenden Unterschiede.

Zunächst sei noch einmal an die obige Zusammenstellung erinnert, aus welcher erhellt, daß:

Weiß	in	5	Gruppen
Schwarz	„	5	„
Blau	„	4	„
Rot	„	2	„
Grau . . .	in nur	1	Falle
Braun . . .	„ „	1	„
Grün . . .	in keinem		„
Gelb . . .	„ „		„

Digitized by Google

als Ersatzfarben auftreten und daß mit der Abnahme der Gruppenzahl auch die Zahl der einzelnen Fälle abnimmt. Beides zeigt den numerischen Unterschied in der Ersatzfähigkeit mit großer Genauigkeit an.

Es ist nun darzutun, daß diejenigen Farbenausdrücke, welche mit Schärfe ein Farbengebiet umgrenzen, untauglich sind, sich über andere auszudehnen, während umgekehrt mit einer gewissen Unbestimmtheit und Elastizität derselben ein Uebergreifen in andere Gebiete verträglich ist. Das in dieser Beziehung lehrreiche Material liefern in großer Reichhaltigkeit die Dichter, die Sprichwörter, die sogenannten stehenden Redensarten und die typisch gewordenen Ausdrücke. Aus der Fülle des hierher gehörigen, von mir gesammelten Stoffes, der seines ausgedehnten Umfanges wegen hier nicht wohl mitgeteilt werden kann, entnehme ich beispielsweise nur dasjenige, was für diejenigen zwei Farben, die ihrer Ersatzfähigkeit nach im obigen Schema die äußersten Grenzen bilden, nämlich für Weiß als der fähigsten und für Gelb als der unfähigsten charakteristisch ist.

Mit der Bezeichnung Gelb gehen wir äußerst wählerisch zu Werke. Ist es lichtschwach, so verliert es regelmäßig seinen Namen; wir nennen es alsdann zumeist Braun (Goldbraun, Honigbraun). Ein Unterschied zwischen Dunkelgelb und Braun ist in vielen Fällen kaum vorhanden. Gelb verliert ferner sehr leicht seinen Namen durch den Zusatz einer anderen Farbe. Gold mit Kupfer gemischt heißt die rote Karatierung, mit Silber versetzt die weiße Legierung. „rôtez golt" ist die stehende Ausdrucksweise der mittelaltrigen Dichter. Gelbe Haare haben den Namen blond erhalten und werden nicht mehr gelb genannt; ein geringer Zusatz von Rot genügt zum „rothaarig", ein ebensolcher von Grau zum „cendré, aschfarben" oder bei Pferden zum „isabell". Gelb mit einer ganz unbedeutenden Hinneigung zum Blau erweckt in uns schon das Gefühl von Grün.

Ebenso schnell wie wir nun bereit sind, ein durch eine andere Farbe nuanziertes Gelb nicht mehr Gelb zu nennen, ebenso ängstlich halten wir darauf, innerhalb des als gelb Bezeichneten die Nuance genau zu bestimmen. Wir unterscheiden in der Umgangssprache Eigelb, Kanariengelb, Honiggelb und Wachsgelb, ebenfalls Messinggelb, Goldgelb und Schwefelgelb, ferner Weingelb, Erbsengelb, Quittengelb, Zitronengelb, Safrangelb, Strohgelb und Flachsgelb. Bei keiner anderen Farbe sind die stehenden Farbenvergleiche auch

Digitized by Google

nur annähernd so reich und exakt. Ja sogar der Vergleich der Farbe mit heftigen Einwirkungen auf unser Ohr, mit dem Knalle, ist nur für das Gelb gebräuchlich. Wir sagen nur Knallgelb. Die Sprache kennt weder Knallweiß noch Knallblau, und wo etwa Knallgrün gebraucht wird, ist niemals an reines oder bläuliches, sondern immer an entschieden gelbes Grün zu denken. Hingegen ist die Verwendung der gelben Farbe als Mittel zur Charakterisierung eine äußerst spärliche. Man wird — von dem technischen und naturwissenschaftlichen überdies meist korrekten Gebrauch abgesehen — trotz mühsamen Suchens nicht weit kommen. Wir kennen den Gelbschnabel (Spottname), das livre jaune (Dokumente des Ministeriums des Auswärtigen für die französische Deputiertenkammer), den Jellow-Jack (Pestflagge) und einiges wenige Andere. Die Gelbfüßler, ein Spitzname der Bopfinger (Schwaben), weil sie ihrem Herzog einen Wagen voll Eier als Geschenk brachten, die sie mit den Füßen zertreten hatten, sind kaum im Ernst hier einzureihen. Ueberall nun, wo Gelb erwähnt wird, ist auch ein wirkliches Gelb gemeint. Vorstellung und Bezeichnung decken sich vollständig.

Ganz anders beim Weiß. Die Zahl der üblichen Farbenvergleiche zur Nuancierung dieser Farbe ist höchst gering. Sie beschränkt sich nicht allein genau genommen auf drei Gegenstände, auf Schnee, Kreide und Milch (Schwan und Lilie sind selten, letzteres fast nur in der Verbindung mit der menschlichen Haut, z. B. „lilienweiße Arme"), sondern dieselben charakterisieren auch — ganz anders wie beim Gelb — nur eine und dieselbe kaum unterscheidbare Art des Weiß. Wir legen also — entgegengesetzt wie beim Gelb — auf die feineren Unterschiede innerhalb dieser Farbe sprachlich einen geringen, man kann sagen keinen Wert. Daher kommt es, daß wir eine große Anzahl von Gegenständen, die nicht weiß sind, dennoch konsequent als weiß bezeichnen, so daß es vollkommen unmöglich ist, aus denselben eine richtige Vorstellung von „Weiß" zu gewinnen. Aus: Weißkohl, weiße Rübe, Weißbinder, Weißfisch, Weißbrod (nicht mehr weizbrôt, Weizenbrod; man vergleiche: pain blanche und den in Schwarzbrod liegenden Gegensatz), weißbüchen, Weißsauer, weiße Legierung nebst den bereits oben genannten: Weißwein, Weißbier, Weißblech, Weißpappel, Weißpfe[illegible] weiße Menschenrasse, weiße Traube — hierzu noch die [illegible]erer Sprachen — aus diesen allen würden wir [illegible]iß „Weiß" ableiten können.

Digitized by Google

Während ferner beim Gelb die Zahl der stehenden Redensarten und typischen Ausdrücke verschwindend klein ist, steigt sie beim Weiß zu einer ausnehmenden Höhe. Es sei nur erinnert an: naseweiß (längst nicht mehr an „weise" zu denken, wie das französische blanc-aune und blanc-bec, so wie das englische white-fib zeigen), sich weiß brennen, Unterschrift in blanco, etwas schwarz auf weiß haben, blanchir dans le service, blanchisseuse, Album, Kandidat usw. Bei dieser ganzen Art des Farbengebrauchs kommt die koloristische Genauigkeit gar nicht in Frage. Vorstellung und Bezeichnung decken sich in fast allen Fällen keineswegs.

Von einem andern Verhältnis des Weiß zum Gelb, nämlich von dem zwischen beiden Farben bestehenden Unterschiede in der Häufigkeit ihres Vorkommens bei den Dichtern gibt folgende, nur auf wenige charakteristische Proben beschränkte, die Poesie der Alten ausschließende Liste einen Einblick.

Es findet sich:

	Weiß.	Gelb.
in Dantes Divina Comedia . . .	24 mal	4 mal
„ Nibelungenliede	14 „	5 „
„ den 8 historischen Dramen Shakespeares	20 „	2 „
„ den 22 Tragödien Corneille's .	6 „	kein „
„ Klopstocks Messiade	18 „	kein „
„ Alfieri's 19 Tragödien . . .	23 „	kein „
„ Schillers lyrischen Gedichten . .	22 „	2 „
„ Uhlands Gedichten	12 „	6 „
„ Heines Buch der Lieder . . .	63 „	13 „

In diesen angeführten Werken kommt also im ganzen auf 201 mal Weiß nur 32 mal Gelb, oder anders ausgedrückt, das Vorkommen dieser beiden Farben verhält sich in jenen Werken zusammengenommen wie 6,3 zu 1. Vermehrt man die Zahl der Dichter und zieht man nicht, wie hier geschehen ist, „Golden" — wenn es als Farbenbezeichnung auftritt — und „Blond" mit in Rechnung, dann schrumpft das Vorkommen des Gelb vollends zu einem Minimum zusammen. Am wenigsten ist von den deutschen Dichtern Klopstock dem Gelb zugetan, am meisten Uhland (2 zu 1). Letzterer wird auch von den Dichtern des Altertums, denen die Erwähnung des Gelb viel mehr am Herzen liegt als den modernen, nur allein von dem farbenreichen Ovid (201 Weiß zu 152 Gelb, also $1\frac{1}{3}$ zu 1) übertroffen.

Digitized by Google

Bei dieser Gelegenheit sei andeutungsweise der Schwierigkeiten gedacht, die sich in Betreff der Schriften des Altertums einer Untersuchung der von ihnen gebrauchten Ersatzfarben entgegenstellt. Die Resultate einer solchen Untersuchung würden auch auf die Beurteilung der in neuester Zeit so vielfach behaupteten mangelhaften Farbenperzeption der Alten von erheblichem Einfluß sein. Aber wir kämpfen bei den Alten in zwei Punkten mit lückenhafter Kenntnis. Erstens sind wir nicht imstande, die feineren Nuancen genügend zu definieren, die mit dem Gebrauch sich nahestehender Farbenwörter verbunden waren. Wir können dem koloristischen Unterschiede zwischen candidus und albus (beides weiß), zwischen ater und niger (beides schwarz), zwischen hebräisch laban, chor und buz (sämtlich weiß) und vielem anderen kaum beikommen. Was sich in dieser Hinsicht an Erklärungsversuchen vorfindet, hält einer Untersuchung gegenüber nicht Stand, die sich bemüht, bis an die Grenzen der Genauigkeit zu gehen. Zweitens mangelt uns allzuhäufig der Nachweis dafür, daß den Gegenständen, welche die Alten ihrem Kolorit nach erwähnen, dieselbe Farbe eigentümlich war, die sie heut haben; ja noch mehr, daß derselbe Name — damals wie jetzt — auch denselben Gegenstand bezeichnet. Ist das homerische ὑάκινθος unsere Hyazinthe, ist, was das alte Testament סַפִּיר nennt der heutige Saphir? Selbst noch für das Mittelalter entstehen da sonderbare Zweifel. Die Dichter des XIII. und XIV. Jahrhunderts sprechen viel von gelben Zeitlosen. Chuonrat von Würzeburk singt:

Blawen viol, gruenen kle,
die gelwen zitelosen
und rote rosen
siht man springen über al.

Was wir aber jetzt Herbstzeitlose (colchicum autumnale) nennen, trägt Blüten von blasser, rötlichblauer (lila) Farbe. Ob es sich hierbei um zwei verschiedene Abarten oder gar um zwei verschiedene Gattungen handelt, ob eine allmähliche, wirkliche Farbenveränderung dabei im Spiele ist, mag kaum zu erhärten sein.

Es bleibt der Sprichwörter und der Personennamen, so weit beide den Farben Weiß und Gelb entlehnt sind, zu gedenken. Mehr als 80 Sprichwörter, den verschiedensten Sprachen angehörig finde ich, welche die von ihnen gegebenen Lebensregeln mit der weißen Farbe in Verbindung bringen, aber nur 15, die ihren Ausgangspunkt im Gelb haben. Die 80 der ersteren Art betonen

Digitized by Google

entweder den Gegensatz zu einer anderen Farbe, besonders zum Schwarz, wie:

So rar als ein weißer Rabe.
Weiß und Schwarz aus einem Tiegel malen.
Sotto la bianca cenere cova la brace rossa.
Ein weißer Esel ist nicht klüger als ein grauer.

oder sie lassen das Weiß allein, meist in symbolischer Bedeutung auftreten:

Albae gallinae filius (Glückskind).
Allez daz man wîzez siht
daz ist snê zallen ziten niht.
Muraille blanche, papier de fol.
An witjen hingst skal fô streilang (Streu), hâ (Friesisch).
Mano bianca è assai lavata.

Die dem Gelb angehörenden Sprichwörter dagegen sind nicht nur, wie bereits bemerkt, von sehr geringer Zahl, sondern man begegnet ihnen fast nur in der niederen Volkssprache:

Nach gelben Birnen steigt man am höchsten.
He sprekt so gäl (Schmutzige Reden führen).
Dat falt in't Gêle (das fällt in den Schmutz, d. h. es mißlingt).
Wer die Gelbsucht (Dukatensucht) hat, ist schwer zu heilen.
Il fait voire son béjaune (bec iaune) er zeigt seinen Unverstand.

Auf einen noch größeren Unterschied zwischen Gelb und Weiß stößt man bei den Personennamen der modernen Völker. Als Familienname ist „Weiß" so häufig als zu gleichem Zweck „Gelb" selten. Der Pariser Wohnungsanzeiger von 1870 kennt die Blanc, Leblanc, Blanchard usw. 309 mal, hingegen die Jaunet und Jounin nur 5 mal. In Rom und Neapel wohnten im Jahre 1875 mehr als 50 des Namens Bianco und Bianconi, aber niemand, der den Namen Giallo führte. Der Wohnungsanzeiger von Berlin (1872) bringt 215 Namen der einen Farbe — Weiß, Weißbier, Weißert usw. — und nur 10 der anderen — Gelbe, Gelpke (?). Es erweist sich bei diesen wie bei einer Menge analoger koloristischer Vorgänge als vollkommen untunlich, dieselben auf naturalistischem Wege erklären zu wollen. Die sich in dieser Hinsicht scheinbar darbietenden Anknüpfungspunkte schwinden bei einer umfassenden Untersuchung.

Digitized by Google

Man sieht nun aus diesem allen, wie groß der Unterschied im Spielraum ist, den wir einerseits dem Weiß, anderseits dem Gelb einräumen, wie verschieden ihre Beweglichkeit, wie verschieden der Grad ihrer möglichen Ausdehnung. Will man den bereits oben für dieses Verhalten gebrauchten Ausdruck „Breite" gelten lassen, so würde Gelb den Rang der schmalsten, Weiß den der breitesten Farbe einnehmen. Was aber hier für diese beiden Farben geschehen ist, um die Verschiedenheit ihrer Ersatzfähigkeit und damit ihre Stellung im obigen Schema zu charakterisieren, das kann durch ähnliche Mittel auch für die übrigen erfolgen. Hierzu bedarf es freilich eines zum Teil noch weitschichtigeren Apparates, als des eben für zwei dieser Farben in sogar nur eingeschränkter Weise in Anwendung gebrachten. Es mag genügen, gezeigt zu haben, in welcher Art die eigentümliche Erscheinung der ungleichen Ersatzfähigkeit mit dem anderweitigen sprachlichen Farbengebrauch in Uebereinstimmung steht.

Ein Rückblick auf das vorstehend Zusammengestellte veranlaßt folgende Bemerkungen. Die falschen Farbenbezeichnungen nehmen im Vergleich zu den richtigen allerdings eine sehr geringe Ausdehnung in Anspruch. Bedenkt man, daß die Erwähnung der Farbe nach den verschiedensten Seiten hin eine große Rolle spielt, sowohl bei allen Erscheinungen und Gegenständen der meteorischen und terrestrischen Natur, als auch in allen Gewerben und Künsten, daß überhaupt an allen Dingen neben ihrer Form das Sinnenauffälligste ihre Farbe ist, und daß in diesen vielen, in ihrer Mannigfaltigkeit kaum übersehbaren Fällen die Bezeichnungen leidlich korrekt vor sich gehen, so erscheint der Kreis der Ersatzfarbenverwendung als ein äußerst enger. Aber ihre fortgesetzte Anwendung auf Gegenstände, die dem täglichen Gebrauch angehören und daher in aller Mund liegen — man erinnere sich der vielen Lebensmittel und Münzen — erhöht ihre Bedeutung und gibt ihnen den Wert eines lange Zeiträume und viele Völker beherrschenden Typus.

Aber worin findet denn, fragt man, diese sonderbare Verschiebung als Ganzes betrachtet ihre Erklärung? Keinenfalls in einer früheren Zeiten zugesprochenen mangelhaften Farbenperzeption, welche die Menschen noch unbefähigt gelassen hätte, selbst einige der Hauptfarben mit Sicherheit zu unterscheiden. Was man auch über eine allmähliche, in historischer Zeit vor sich gegangene Ent-

Digitized by Google

wicklung des Farbensinnes denken mag, wie sie Gladstone, L. Geiger, H. Magnus und Andere — vergeblich wie mir scheint — zu erweisen streben, auf das Ersatzverhältnis kann sie von keinem Einfluß sein. Denn es handelt sich bei diesem letzteren nicht nur um solche Farben (Rot, Schwarz, Weiß), deren richtige Auffassung schon für die ältesten Zeiten zugegeben wird, sondern die Ersatzfarben beziehen sich auch zum Teil auf Gegenstände, deren Gebrauch erst in verhältnismäßig neuer Zeit beginnt. Ueberdies wäre es kaum glaublich, daß sich in so vielen Sprachen und in so vielen Fällen ein aus Unkenntnis entstandener Fehler mit Hartnäckigkeit sollte erhalten haben, obgleich ihm, ohne irgendwelche Mißverständnisse herbeizuführen, so leicht Abhilfe werden konnte. Aber auch die notorische Ungleichheit und Unsicherheit, mit der wir noch heut im Erkennen und Bezeichnen nahe liegender Farbentöne zu Werk gehen, gibt keinen Erklärungsgrund ab. Wir wissen zwar, wie sehr, namentlich bei gewissen Mittelfarben, bei Blaugrün, bei Orange, bei Violet die Anschauungen und Bezeichnungen auseinander gehen. Was dem einen noch gelb ist, nennt der andere schon braun, was der eine für kohlschwarz ausgibt, hält der andere für blauschwarz. Aber diese Unsicherheit hat mit den Fehlern der Ersatzfarben keine Aehnlichkeit. Denn diese drehen sich nirgends, wie schon oben bemerkt, um geringe Nuancen, um ein etwas mehr oder weniger nach dieser oder jener Farbe sich Hinneigen, sondern um große, für normale Augen unfragliche, unverkennbare Unterschiede. Das blaue Blut des Adels ist nicht etwa bläulich, sondern absolut rot, die weiße Traube ist nicht etwa weißlich, sondern absolut grün.

Kein Erklärungsgrund liegt ferner in der Art der Gegenstände, auf welche sich die Ersatzfarben beziehen; als ob jene von so zweifelhafter, schwer zu bestimmender Farbe seien, daß sich eine fehlerhafte Bezeichnung leicht einschleichen könnte. Im Gegenteil, starkfarbige, teils den Naturprodukten, teils den Erzeugnissen der Menschen angehörige Gegenstände nehmen einen großen Teil der zusammengestellten Reihe ein.

Auch die naturwissenschaftliche (optische) Behandlung der Farben weist auf keinen hier einzuschlagenden Weg. Ob man auf die vier Farben der Pythagoräer zurückgeht oder mit Aristoteles eine fünfte zugesteht, ob man mit Newton die Siebenzahl zum Panier erhebt oder an die modernen drei physiologischen Grundfarben oder Farbenpaare glaubt, nirgend findet sich ein System, in dem die Farben nach irgend einer ihrer Eigenschaften zu einer Reihe zu-

Digitized by Google

sammengestellt wären, welcher die Ersatzfarben-Reihe auch nur annäherungsweise entspräche. Es ist vielleicht schon hinreichend, darauf aufmerksam zu machen, daß wenigstens die heutige Optik weder weiß noch Schwarz als Farben in Betracht zieht, die gerade als Ersatzfarben die erste Stelle einnehmen.

Keine den Ersatzfarben irgendwie analoge Erscheinung liegt in anderen Gebieten vor, weder in dem der Bewegung, der Wärme, der Stoffe, der Zahlen noch auch in dem der Formen und der Töne, die man beide so gern mit den Farben vergleicht und mit ihnen in Verbindung bringt. Ueberall bemüht man sich vergebens nach einer in ähnlichem Grade divergierenden und so weit durchgeführten Verschiebung der Bezeichnungen wie die hier in Rede stehende. Auch in denjenigen Gebieten, welche den stärksten Gebrauch von den Farben machen, in den kolorierenden Gewerben und Künsten, sind Analogien nicht zu entdecken. In ihnen ist sogar ein Verfahren von der allgemeinsten Verbreitung, das als ein dem Gebrauch der Ersatzfarben gerade entgegengesetztes aufgefaßt werden muß. Denn wo immer bei ihrer Ausübung eine Farbe besonders hervorgehoben werden soll, wo sie als Mittel zur Charakterisierung und Unterscheidung zu wirken hat, da wird sie nicht nach einer andern Farbe hin nuanciert, sondern in sich selbst nach Möglichkeit gesteigert, sei es durch Benutzung intensiverer Pigmente oder wirksamer Technik, sei es durch Zusammenstellung mit komplementären Farben oder in noch anderer Art. So wird das Gelb — im Gegensatz zum Schwarz — nicht zum Weiß, sondern zu einem schärferen Gelb, und ebenso das Rot — im Gegensatz zum Weiß — nicht zum Schwarz, sondern zu einem intensiveren Rot. Ganz ohne Ausnahme, möchte man vielleicht meinen, sei dieses Verfahren zwar nicht, da ja die Verwendung unrichtiger, d. h. naturalistisch unwahrer Farben mehrfach angetroffen wird. In den Darstellungen von Göttern und Götzen der alten Welt und bei den Heiden der Jetztzeit stößt man auf menschliche Gestalten von blauer und grüner Fleischfarbe. Die Miniaturen des Mittelalters zeigen zur Seite des gekreuzigten Christus das Bild einer roten Sonne und eines blauen Mondes. Die Heraldik kennt schwarze Löwen, blaue Büffelhörner, rote Elefantenrüssel. Die Hausmarken weisen grüne Adler, weiße Herzen, blaue Rosen auf und beim Kartenspiel haben sich schwarze Kleeblätter (Tref) und rotgelbe Eicheln (in den deutschen Karten) eingefunden. Aber in allen diesen Fällen wird nirgends der Anspruch erhoben, mittels der unwahren Farbe die naturalistisch

Digitized by Google

richtige ersetzen zu wollen. Der Löwe im Wappen des Waldstein soll blau sein, die Kleeblätter im Kartenspiel sollen schwarz sein. Der Farbenphantasie werden die Tore geöffnet. Aber gerade das Umgekehrte zeigt der Gebrauch der Ersatzfarben. Hier findet eine stillschweigende Uebereinkunft statt, daß bei Nennung der falschen Farbe die wahre darunter verstanden wird. Man sagt: pie bleu mit dem Bewußtsein, daß der Hörer nicht an ein blaues Pferd denkt, sondern an einen Grauschimmel.

Endlich ist auch kein Erklärungsgrund, der nach allen Richtungen annehmbar wäre, in dem Verlangen nach einer Steigerung, sei es zum Hellen, sei es zum Dunklen anzuerkennen. An ein solches könnte man bei zwei der Ersatzfarben, beim Weiß und Schwarz, leicht denken. Wie die Lebhaftigkeit der Darstellung das Streben erzeugt, dem Hervorzuhebenden stärkere Accente zu verleihen — durch die Stimme für den Hörer, durch veränderte Schriftart für den Leser — wie der Wunsch die Empfindung von etwas Unangenehmen zu erregen es als „unerträglich", von etwas Tiefen dies als „unergründlich" bezeichnet, wie sich die Vorstellung von häufiger Wiederholung leicht in „immer" und die von selten in „niemals" umsetzt, so kann auch der Eindruck einer hellen Farbe zu Weiß, der einer dunklen zu Schwarz gesteigert werden. Es käme demnach beim Gebrauch der Ersatzfarben darauf an, den Unterschied dadurch zu verschärfen, daß man unter Vernachlässigung der genaueren und richtigen Farbenbestimmung bis an die äußersten Grenzen des Hellen und Dunklen ginge.

Wenn dem dunkleren Wein — nämlich dem roten — der hellere, der gelbe gegenübergestellt wird, so steigert sich die Helligkeit des einen bis zum Ausdruck des Hellsten, d. i. Weiß, und umgekehrt die Dunkelheit des andern bis zum Dunkelsten, d. i. Schwarz. vino nero. So wird die nicht weiße, d. h. schmutzige Wäsche zur „schwarzen", das Roggenbrot im Gegensatz zum hellen Weizenbrot zum Schwarzbrot, die kaukasische Menschenrasse, trotz ihrer meist gesättigten Karnation, den Negern und den Rothäuten gegenüber zur weißen Rasse.

Auf diese Weise gerät man leicht auf die Vermutung, Weiß deute nicht allein eine Farbe, sondern auch ganz allgemein einen hohen Helligkeitsgrad, und zwar unabhängig von der jedesmaligen Farbenart an. Dieser irrtümlichen Ansicht stimmt außer vielen anderen Gelehrten auch ein so umsichtiger Sprachkenner wie Littré zu, wenn er in dem Artikel „blanc" sagt: il se dit de

Digitized by Google

toutes choses, dont la couleur se rapproche du blanc. Einer derartigen Anschauung kommt noch der Umstand zu Hilfe, daß sich in den indogermanischen Sprachen die „weiß" bedeutenden Wörter auf den Begriff „leuchten, hell sein" zurückführen lassen. So leitet unser deutsches Wort „weiß" auf sanskr. çvêta und zend. çpaêta, welche dem çvit glänzen, hell werden (vom Tage) entnommen sind; so findet das griechische λευκός seine Erklärung durch die verwandten „leuchten, lucere, Licht"; in candidus steckt als Hauptbedeutung das Glänzend und romanisches blancus, bianco, blanche ist mit germanischem blanko, blank, blinken eines Stammes.

Nichtsdestoweniger wird aus diesem allen zur Erklärung der Ersatzfähigkeit des Weiß nichts gewonnen, denn sie erstreckt sich durchaus nicht auf jeden hellen Gegenstand, sondern nur auf eine ganz bestimmte Art und Zahl derselben. Man kann durchaus nicht willkürlich irgend ein Hellfarbiges „weiß" nennen; nicht eine Rose, auch wenn ihr blasses Rosa noch so hell, und zwar ungleich heller ist als die Farbe eines Südeuropäers, den wir doch der weißen Rasse zuzählen; nicht eine noch so hellgelbe Zitrone, wenn auch ihre Farbe dem Weiß um Vieles näher steht als der auf den Weinkarten als vin blanc verzeichnete Château d'Yquem. Es genügt also keineswegs, daß die Farbe eines Gegenstandes ihrer Helligkeit nach dem Weiß sehr nahe ist, um ihn als weiß zu bezeichnen. Es zeigt sich vielmehr die ersetzte Farbe — wie aus obigem Schema ersichtlich — in vielen Fällen als eine sogar intensive, dem Weiß durchaus nicht nahestehende.

Noch weniger als für die Ersatzfähigkeit von Weiß aus seiner Helligkeit ergibt sich für Schwarz aus seiner Dunkelheit ein genügender Erklärungsgrund. Vollkommen unvereinbar aber mit einer derartigen Anschauung bleibt das Verhalten der übrigen Farben Blau und Rot, Grau und Braun und — in Beziehung auf ihre Ersatzfähigkeit — Grün und Gelb. Auch ist es bisher nirgendwo unternommen worden, von diesen 6 letzteren Farben eine Erklärung in der oben erwähnten Richtung zu geben.

Alle diese Versuche, das Vorkommen der Ersatzfarben überhaupt und speziell die Verschiedenheit ihrer Ersatzfähigkeit zu erklären, können insofern als gescheitert angesehen werden, als es nicht möglich erscheint, die Gesamtheit dieser Erscheinung von einem einzigen Gesichtspunkte aus zu begründen. Es finden sich wohl in den gegebenen Auseinandersetzungen für einzelne der angeführten Fälle oder Gruppen allerlei, ein gewisses Verständnis

Digitized by Google

eröffnende Beziehungen, aber an keiner Stelle war eine Verallgemeinerung zulässig, nirgends ließ sich die Erklärung des Einzelfalls zu einer gemeinschaftlichen Basis erweitern.

Was bleibt? — Es muß zugegeben werden, daß man es mit einer höchst auffallenden, nur dem Farbengebiet angehörigen Erscheinung zu tun hat, die zunächst gekannt sein will. Das Recht zu existieren, schöpft sie aus ihrer Existenz, die Möglichkeit zu existieren, aus der eigentümlichen Natur der Farben. Neben ihrem bald heiteren, bald düsteren Charakter, neben ihrer dämonischen Gewalt, die Sinne zu bestricken oder zu besänftigen, neben, ja trotz ihrer Fähigkeit, die Dinge zu kennzeichnen und unter den sonst gleichen einem einzelnen den Stempel des Hervorgehobenen zu geben — neben so vielen herrlichen Eigenschaften hat doch das Schwankende, Unsichere und Leichtveränderliche, das vollkommen Unmeßbare und zu vorzeitigem Urteil Verführende die Farben von je her zum Symbol des Zweifelhaften und Unbeständigen, sogar des Trügerischen gemacht. Schon bei Vergil ermahnt der verschmähte Corydon den geliebten Alexis:

O formose puer, nimium ne crede colori!

b. Caeruleus und flavus in ihren Bedeutungen verwechselt.

Die lateinischen Farbenbezeichnungen bieten inbetreff der sicheren Feststellung nahe an einander grenzender Abstufungen mancherlei Schwierigkeiten dar. Unterschiede wie die zwischen albus und candidus, ater und niger, helvus und luridus und dergl. sind nur durch eingehende Untersuchungen, und auch dann nur annäherungsweise zu bestimmen. Willkürlichkeiten, Verwechselungen und Ungenauigkeiten treten daher, seitdem die Sprache der Römer nicht mehr zu den lebenden gehört, häufig ein. Anders verhält es sich mit dem Gebrauch solcher Farbenbezeichnungen, die nicht nahe an einander grenzen, sondern, weit von einander entfernt, sich geradezu gegenüberstehen; ihre leichte Unterscheidung und scharfe Trennung gehört in die Reihe der vielen sprachlich zum Ausdruck kommenden Gegensätze. Wie dies von Weiß und Schwarz selbstverständlich erscheint, so gilt es neben einigen anderen Farbenpaaren auch von dem weiter unten ausführlicher zu behandelnden Gelb und Blau. Kein Weiß be-

Digitized by Google

zeichnendes Wort kann für Schwarz, kein Gelb bezeichnendes für Blau — und eben so wenig das Umgekehrte in beiden Fällen — zur Anwendung kommen.

Dies Gesetz hat also auch für flavus und caeruleus Geltung. Denn flavus gehört im Altertum eben so unzweifelhaft dem Gebiet des Gelb an, als caeruleus dem des Blau. Ein dem entgegenstehendes Beispiel ist nicht vorhanden. Alle Nuancen des flavus drehen sich um den Mittelpunkt Gelb, gleichviel ob dieselben als ein reines, oder als ein rötliches, bräunliches oder graufarbenes Gelb zu betrachten sind; jede Art von Blau ist vollkommen ausgeschlossen. Alle Nuancen des caeruleus hingegen bewegen sich zwischen Blau, Blaugrau, Blauschwarz und Rötlich-Blau und haben niemals eine Verwandtschaft mit Gelb.

Nichtsdestoweniger findet sich im Mittelalter, namentlich in Glossen und Glossaren, flavus als Blau und umgekehrt caeruleus als Gelb aufgefaßt, ein Mißverständnis, welches sich nicht allein auf diese beiden Wörter beschränkt, sondern sich auch auf einige verwandte Farbenbezeichnungen ausdehnt. So kommen die dem Gelbbereich angehörenden gilvus, silaceus, luridus, blodius und blundus fälschlich für Blau, und umgekehrt die dem Blau sich anreihenden lividus, venetus, hyacinthinus und glaucus für Gelb vor. Immer handelt es sich um die beiden Farbenkategorien Gelb und Blau; das Mißverständnis ist nicht ein einseitiges, sondern ein gewissermaßen doppelseitiges: sowohl Blau für Gelb, als auch Gelb für Blau. Diese Verwechselungen, schon im achten Jahrhundert beginnend, finden um 1500 ihre Höhe, senden aber ihre Ausläufer auch bis in die neueste Zeit hinein. „Mißverständnisse", sagt Diefenbach in der Vorrede zu seinem Glossarium Latino-Germanicum, „spielen in der alten Lexikographie eine ungeheuerliche Rolle, oft durch immer neue Mißgeburten sich fortpflanzend und selbst die tüchtigsten Germanisten der Gegenwart irreleitend." Im Nachfolgenden wird ein derartiger, bisher — wie es scheint — ganz unbeachtet gebliebener Hergang, der jedenfalls zu den absonderlichsten gehört, ausführlich behandelt.

Zunächst gebe ich in übersichtlicher Zusammenstellung eine Reihe von charakteristischen Beispielen sowohl für die richtige wie für die falsche Auffassung der betreffenden Farbenbezeichnungen und lasse dann Erläuterungen und Bemerkungen folgen.

Digitized by Google

Blau, richtig verſtanden.

Caeruleis = blauárouuen; caeruleus = blâuáro
(Gloſſen zu Virg. Aen. III. 63 u. 149 eines Virg. Mscr. in den Gloss. Mellicens. — X. oder XI. Jahrh. — Pfeiff. Germ. Bd. XII S. 19 u. ff.).

Caeruleus = plauaruer
(Zu Virg. Georg. IV. 132, aus dem Schlettſtädter Vokab.; — wahrſcheinl. XI. Jahrh.; — Haupt Z. XV. 4).

Caerula (nox) = plawa
(Steinmeyer, Florentiner Gloſſen; — XIII. Jahrh. — Haupt Z. XV. 332).

Caeruleus = color azuris
(Du Cange s. v. color).

Jacincto = uuéite
(Aus Gloſſen zur Regula pastoralis Gregor I; IX. Jahrh.: — Hattemer, Denkm. d. Mittelalt. I. 314; — weitîn, Waid, deutſcher Indigo).

Hyacinthina = hoeven
(Angelſ. Gloſſ. zu Aldhelm, De Virginitate in einem Brüſſeler Codex; — nach Mone X. Jahrh; — Haupt Z. IX. 526).

Hyacinthus est caeruleus
(Herrad v. Landsp. †1195, Rhythmus de lapidibus).

Liventis = blauues
(Zu Virg. Aen. VII. 687 aus den Pariſer Gloſſ.; — XI. Jahrh.; — Haupt Z. XV. 34).

Blau, mißverſtanden,
und zwar als Gelb.

Capillos caeruliores, von den blonden Haaren Chriſti
(Anſelm, Biſchof v. Canterbury, † 1107.)

Caeruleus = prope blondus
(Jo. de Janua, Catholicon 1286).

Ceruleus = blondus
(Jehan le Begue, Tabula de vocabulis . . . colorum 1431; ed. Merrifield, Original Treatises I. 21. 1849).

Ceruleus vel cerulus = geel als das wachs
(Vocab. Gemma Gemmarum, 1518).

Ceruleus = gehle, ein gel dük
(ibid.).

Hyacinthinus = gelb
(Luther, Bibel, II. Moſ. im 25, 26, 28, 35, 38 u. 39 cap.; Offenb. Joh. IX 17).

Lividus = blond, livor = blondichheit
(Theutonista, 1475, ed. van der Schueren).

Lividus = blaubleyck of gheel
(Vocab. Gemma Gemmar. Davent. 1503).

Lividus und flavus berühren ſich
Grimm, Lex. s. v. fahl).

Lividus = gelb
(J. H. Voß, Ueberſ. d. Ovid, Met. II. 776: livent rubigine dentes, gelb ſtehen voll Roſtes die Zähne. — Georges, Lex. s. v. lividus. — Carl Pauli, die Benennung des Löwen bei den Indogermanen 1873, mehrfach).

Digitized by Google

Blau, richtig verſtanden.

Venetos (sc. equos) aquis vel aëri (sc. sacraverunt Romani) quia caeruleo sunt colore.
(Isid. Hispal. Etymol. lib. XVIII. c. 41 De coloribus equorum; — VII. Jahrh.).

Venetus = hymelblaw
(Dieſenbach, Gloss. lat. germ. aus einer Nomenclatura rerum domesticarum).

Glauco = plauvemo
(Steinmeyer, Gloſſen zu Prudentius; — X. Jahrh.; — Haupt Z. XVI. 65.)

Blau, mißverſtanden,

und zwar als Gelb.

Venetum = geolu, i. e. geel
(Aus angelſ. Gloſſ. in Mones Quellen u. in Haupt Z. V.).

Venetum autem male ab Egnatio per flavum explicari, sed esse coeruleum
(Thomasius, Dissert. de jure circa colores, 1773, c. II. § 53. — Egnatius, De exemplis illustrium virorum 1554 befindet ſich unter den Aldinen).

Glauci = valouariu
(Gloſſe zu Virg. bei Steinmeyer u. Sievers, Althd. Gl. II. 702b).

Glaucus = gelb; glaucedo = gelbe Farbe
(Vocab. theuton. ante latin. Imprim. Hüpffuff 1515).

Gelb, richtig verſtanden.

Flava = giola
(Angelſ. Gloſſe zu Aldhelm, De Virginitate in einem Brüſſeler Codex; — nach Mone X. Jahrh.; — Haupt Z. IX. 510).

Flavus = geolu, i. e. geel.
(Aus angelſ. Gloſſ. nach Grupen, Uxor theotisca, c. IV).

Flavum = fálo
(Aus dem Sangalliſchen Ariſtot.; — XI. Jahrh.).

Flava = falava
(Gloſſe zu Virg. Georg. IV. 247 aus dem Schlettſtädter Vocab.; — XI. Jahrh.; — Haupt Z. XV. 4).

Flavus = faluer
(Steinmeyer, Florentiner Gloſſen; — XIII. Jahrh.; — Haupt Z. XV. 332).

Flavus est, qui dicitur blondus
(Jo. de Janua, Catholicon 1286).

Gelb, mißverſtanden,

und zwar als Blau.

Flavus = plauuaz.
(Gloſſe zu Levitic. XIII. 30 in einem Reichenauer Codex; — VIII. Jahrh.: — Pfeiff, Germ. XI. 43).

Flavus = blawer
(Graff, ahd. Sprich. s. v. blâo, aus Cod. Vindobon. U. 232; — XII. Jahrh.).

Flavus = plab.
(Aus einem Vocab. v. 1445 bei Schmeller, Bayer. Wörterbuch s. v. Blau).

Flavedo, flavidus = blaveus
(Mittelalterl. Wörterbuch v. 1470, ed. Dieſenbach).

Flaviolus = waid
(Dieſenbach, Nov. Gloss; XV. Jahrhundert; — aus Handſchriften in Donaueſchingen).

Flavere = gel-, blaw- oder valwerden.

flaveus = blaw oder gel; flavedo = blawheit
(Vocab. Gemma Gemmarum 1514).

Digitized by Google

Gelb, richtig verſtanden.

Gelb, mißverſtanden,
und zwar als Blau.

Flavida, flaviola = ein Kornbluom
(ibid. 1518).

Flavellinum = ein blawlynen deck oder ein blawtuoch
(ibid. und in vielen anderen derzeitigen Wörterbüchern).

Flavedo = bla, blauwe, plab.
(Diefenbach, Gloss. lat. germ.; — nach Gloſſen um 1500).

Flavus iſt eigentlich unſer Blau.
(Grimm Lex. s. v. fahl und blond. Aehnliches bei Graff, Lottner, Lexer und Anderen).

Silacetus unter blawi colores genannt
(Jehan le Begue a. a. O. I. 22).

Blodius. Arma contraconata de blodio.

Blundus.

„blodio et albo“ iſt im Book of St. Albans durch „contrari conyt of azure and silver“ wiedergegeben.
(Bernd, Allgemeine Wappenwiſſenſchaft II. 42, 43; — conus iſt der heraldiſche Ständer).

E gunfanuns [Fahnen] blancs e blois e vermeilz
(Chanson de Roland, v. 998; — XI. Jahrh. — Dieſe Fahnen waren blancs, bleus et rouges, vergl. Desjardin, Drapeaux Franç. p. 10, 1874).

Bloi = bleu
(Diction. de Borel. — Du Cange widerlegt dieſe Bedeutung und ſetzt richtig bloi = blond, hinzufügend blundus ſei color capillorum flavus; nichtsdeſtoweniger erklärt er:

Bloius idem forte quod blavius, color caeruleus
(Du Cange).

Luritha = uueitin
(Vocab. Keronis; — VIII. Jahrh.; — Hattemer, Denkmäl. d. Mittelalters I. 189).

Digitized by Google

Erläuterungen und Bemerkungen.

I. Zu mißverstandenem Blau.

Caeruleus, bei den Alten, wie schon oben bemerkt, niemals Gelb bedeutend, ist etymologisch in mehrfacher Weise erklärt worden. Durch die Ableitung von caedo, schlagen, welche ziemlich allgemeine Anerkennung gefunden hat (dagegen Corßen, Kritische Nachträge 230 u. ff.), erhält es ebenso wie das verwandte caesius den Begriff des Blauen in seiner richtigen, dunkelschwärzlichen Nuance, wie es der durch Schlagen hervorgebrachte Kontusionsfleck zeigt. Die zweite Ableitung, die von coelum — caeruleus, color coeli, quasi caelulus (Forcellini) — ist schon deshalb bedenklich, weil bei den Alten gerade vom Himmel dies Beiwort höchst selten gebraucht wird und vorkommendenfalls nicht vornehmlich seine Bläue hervorhebt. Selbst eine Stelle wie Ovid Met. XIV. 814. (Ennius.)

Unus erit, quem tu tollas in caerula coeli

läßt es höchst zweifelhaft, ob die Bläue des Himmels oder nicht vielmehr seine Dunkelheit, Tiefe und Abgeschiedenheit gemeint sei. Immerhin ergäbe diese Etymologie gleichfalls Blau. Schlimmeres bringt eine dritte Ableitung hervor, welche auf cera, Wachs, fußend zu Gelb geführt hat. Wer zuerst auf diesen wenig glücklichen Gedanken gekommen ist, scheint nicht nachgewiesen zu sein. Bei Isidorus Hispalensis († 636), der in seinen Etymologien allerlei Wunderliches in dieser Gattung auch für die Farbwörter geleistet hat, z. B. purpura von puritas, wegen der Reinheit der Farbe, oder fur von furvus, eo quod nocte ambulat — findet sich davon noch nichts. Aber der Thesaurus novus latinitatis, ed. A. Mai, Classic. Auctor. Tom. VIII (in neuester Zeit als ein Werk des Osbern von Gloucester, der im 12. Jahrhundert lebte, erkannt), enthält S. 79 die Bemerkung: „cera, inde cereus et ceruleus. i. flavus ad instar cerae". Als Blau wird daselbst caeruleus gar nicht erwähnt, obgleich S. 209 s. v. ferio aus Ovid Trist. I. 11. 40 „ipsaque caeruleis charta feritur aquis" zitiert ist, worauf als Farbe des Wassers wohl Blau aber nicht Gelb paßt. Caesius wird S. 105 richtig von caedo hergeleitet, hingegen Ceres und cerealis ebenfalls von cera. Aehnlich kommt in zweisprachigen Glossen für ceruleum mehrfach das althd. chornchunni, kornkunni, i. e. frumenti genus, vor und in der Eucharistie des Ildefonsus wird triticum, Weizen, cerulea grana genannt. An die Ableitung von cera scheint sich auch das Voc. Gemma Gemmarum zu halten,

Digitized by Google

wenn es bei der Uebersetzung caeruleus = geel hinzusetzt als ein wachs

Ein Beispiel für das als Gelb mißverständlich aufgefaßte caeruleus ist das (S. 101) aus den Schriften des Anselm von Canterbury († 1107) zitierte capillos caeruliores. Es wird daselbst, wie es scheint zum erstenmal, ein von Lentulus, einem angeblichen Vorgänger des Pilatus, geschriebener Brief mitgeteilt, dessen, wohl selbstverständliche Unechtheit Reiske (De imaginibus Christi Jesu factis juxta Lentuli epistolam, Jena 1672) nachgewiesen hat. Die in jenem Briefe enthaltene Prosopographie Christi stellt seine Haare als „aliquantum caeruliores et fulgentiores" und seinen Bart als „rubra, capillorum colore" dar. Faßt man hier caeruleus als Blauschwarz, oder selbst als Schwarz auf, wie dies Wort bei den Alten in Verbindung mit crinis, coma, barba als Schwarzhaarigkeit häufig vorkommt, so verträgt es sich weder mit dem dabeistehenden fulgens, noch auch mit dem zum Vergleich später herbeigezogenen roten Bart; auch ist die charakteristische Haarfarbe Christi, namentlich in jener Zeit, nichts weniger als Schwarz. Wird hier aber unter caeruleus gelb, d. i. blond verstanden, so ist das Richtige getroffen; es erlaubt diese Farbe den Zusatz fulgens und stimmt mit dem bei Blondhaarigen gewöhnlich rötlichen Bart, sowie mit der meistens als blond angenommenen Haarfarbe Christi vollkommen überein.

Neben der für caeruleus genauen Uebertragung, blau, und der grundfalschen, gelb, gibt es noch eine dritte Art von Interpretamenten, die in einem viel geringeren Grade vom Richtigen abweicht und in einem gewissen Sinne auch koloristisch erklärlich ist; nämlich die häufig vorkommende Interpretation durch Schwarz, niger auch κελαινός. Sie hat nichts Auffallendes, da dem dunklen Blau das Schwarz sehr nahe steht und ihm sprachlich und ethisch sonst und jetzt angereiht wird. Auf die Erklärung durch Grün — viridis und prasinus, ahd. groentem und dunckelgrune — stößt man ebenfalls, und auch diese Farbe liegt dem Blau nahe, so nahe, daß in den Grenzgebieten leider die Anwendung der einen oder der anderen Benennung leicht zur Streitfrage wird. Diesen Zwischentönen zwischen Blau und Grün haben einige Sprachen sogar einen eigenen Ausdruck verliehen; so stellt der Chinese zwischen „lu", Blau, und „lan", Grün die Bezeichnung „tsing" und der Rumäne ebenso zwischen albastru, hellblau (siniliu, dunkelblau) und virid, Grün, den Ausdruck venet (das lat. venetus).

Digitized by Google

Auch cyaneus ist durch althd. gronaz erläutert in den Glossen zu kirchlichen Schriften bei Hattemer, Denkm. d. Mittelalt. I. 271.

Hyacinthinus ist nur durch ein Beispiel, aber durch ein sehr auffallendes vertreten. Die im Alten Testament häufig vorkommende, תְּכֵלֶת (techeleth) genannte Farbe, von der wir wissen, daß sie Purpurblau, eine Art Blauviolet, war, gibt die Septuaginta durch ὑάκινθος und die Vulgata demgemäß durch hyacinthus richtig wieder, Luther hingegen durch „gelb". Zur Erklärung dieses Irrtums hat man die Ansicht des spanischen Rabiners Aben Esra (um 1150) angeführt, der hebr. techeleth gleichfalls irrtümlich gelb nennt. Hiermit steht jedoch Luthers Ansicht nicht im Zusammenhang; er geht nicht auf die Ursprache sondern auf die lateinische Uebertragung zurück, denn er sagt in seinen „Randglossen über die Bibel alten und neuen Testamentes" (Werke, Bd. 64) zu II. Mose 26, 1. „Gel Seiden. Diese Farbe nennen Viel blaue Farbe oder Himmelfarb, so doch griechisch nnd lateinisch Bibel Hyacinthenfarb sagt. Nun ist ja Hyacinth beide, die Blume und der Stein gelb oder Goldfarb; darum zu besorgen, daß hie abermal die Sprach verfallen und ungewiß sei." Luther wußte jedenfalls, daß Philo und Josephus das hebr. techeleth als Symbol der Luft erklären, also mit Blau in Verbindung bringen und daß die Gemara gleichfalls nur Blau im Sinne haben kann, da sie zum Vergleich das Meer, den Himmel und den Saphir herbeizieht. Nichtsdestoweniger exemplifiziert er auf eine seiner Zeit Hyazinth genannte gelbe Blume und auf einen derartigen Edelstein. Welcher Farbe aber die seiner Zeit Hyazinth genannte Blume war, das zeigen die Glossare um 1500, in denen Jacintus vielfach als „ein plaublumen" angegeben und mit Rittersporen übersetzt ist. Heutzutage wird bei Hyacinthus der Alten neben Rittersporn vorzugsweise an blaue Irisarten gedacht, nicht aber an unsere heutige Hyazinthe (Hyacinthus orientalis). Letztere hat Luther schwerlich vorgeschwebt; überdies war auch diese in früheren Zeiten in ihrer Heimat sowohl wie in Europa meist Blau und Weiß; die gelben und roten Arten sind spätere Zuchtergebnisse. Zu einem ähnlichen Resultat inbetreff der Farbenbestimmung gelangt man bei dem gleichnamigen Edelstein. Auch ihn stellen die Glossare sowie Herrad von Landsperg (Siehe S. 101) zu Blau; auch ihn reiht Plinius der violettblauen Farbe an: in amethysto fulgor violaceus dilutus est in hyacintho (XXXVII. 125.); und wenn nach der jetzigen Annahme dem Hyazinth der Alten nicht der heutige Hyazinth (Zircon), sondern unser Saphir

Digitized by Google

entspricht, so befinden wir uns ebenfalls einem blauen Edelstein gegenüber. Obgleich nun Luther so dringende Veranlassung hatte, an Blau festzuhalten, entscheidet er sich doch für Gelb, und nicht nur im Alten Testament, sondern auch im Neuen, wo kein etwa irreführender hebräischer Ausdruck von Einfluß sein konnte; θώρακας ὑακινθίνους (Offenb. Joh. IX. 17.) übersetzt er: gelbe Panzer. Die Glossare konnten ihn nicht irreführen; sie deuten hyacinthus (jaccinthus, iacinctus) entweder richtig durch Blau, durch Himmel, durch Himmelblau und durch die blaufärbende Pflanze Waid, oder ungenau durch Grün und althd. loski, etwa Rot oder Blaurot. Ein Interpretament „Gelb" ist mir nicht bekannt.

Lividus anlangend, darf ich wohl auf meine ausführlichen Auseinandersetzungen in meiner Farbenbewegung verweisen. Ich glaube daselbst gezeigt zu haben, daß die in neuerer Zeit aufgestellte und hartnäckig verteidigte Ansicht, lividus habe auch die Bedeutung von Gelb gehabt, auf einem Irrtum beruht, der seinen Grund hauptsächlich in der Annahme einer etymologischen Verwandtschaft der Wurzeln liv und flav, zum Teil auch darin hat, daß einige hierher gehörige lividus-Stellen römischer Schriftsteller falsch verstanden worden sind. Etymologische Zusammenstellung von lividus und flavus kommt im Mittelalter nicht vor; die sprachverwandtschaftlichen Mißverständnisse jener Zeit beruhen auf äußerer Wortähnlichkeit, nicht aber auf irgendwie berücksichtigten Lautverschiebungsgesetzen. Den modernen Vertretern von liv = flav, die in Grimm wohl ihren Mittelpunkt haben, sind einige Forscher, voran Pott und Corßen gegenübergetreten, die neben dem begrifflichen auch den lautlichen Zusammenhang jener beiden Wurzeln in Abrede stellen. Letzterem verdanke ich hierüber eine briefliche Mitteilung vom April 1875: „ . . . Lividus kann nach meinem Dafürhalten mit flavus nicht verwandt sein, da anlautendes f im Lateinischen niemals abfällt. Hält man an den Lautgesetzen der Sprachen nicht fest, so wird die Etymologie der Farbenwörter noch schlimmer, als sie in etymologischen Handbüchern bereits ist . . . . . ." Wie aber auch über diese lautliche Verwandtschaft gedacht werden mag, dem Sinne nach ist sie vollkommen zu verwerfen, wegen des Mangels sowohl an Farbenverwandtschaft als auch an beweisenden Stellen.

Venetus, wasserblau, erhält die Deutung „gelb" in den Glossaren ungemein häufig; Diefenbach und andere geben bei diesem Wort gar keine andere Uebersetzung, aber veneto = blani findet sich

Digitized by Google

unter den Juvenal-Gloſſen bei Steinmeyer und Sievers II. 348a. Daß venetus, wie überhaupt, ſo auch als Zirkusfarbe Blau und nicht Gelb bezeichnet, iſt hinlänglich bekannt. An eine Verwechslung mit einer gelben, von Domitian eingeführten Zirkusfaktion kann nicht gedacht werden, denn dieſelbe hatte den Namen aurea.

Glaucus; wie viel umſtritten auch ſeine Farbenbedeutung iſt, für Gelb trat noch kein namhafter Sprachforſcher auf. Pott, der entſchiedenſte Gegner der Blaubedeutung, verweiſt auf scr. glau, Mond, denkt nur an glänzend ohne beſtimmte Farbe und fügt hinzu: „alſo ſicherlich nicht blau". (Etymol. Forſch. II. 2. 758.) L. Geiger (Urſprung der Sprache) begründet die Bedeutung grau durch den Namen der Eule, γλαῦξ, welche nach ihrer Farbe die Graue heiße. Auch G. Curtius (Grundz. d. gr. Etymol. 178) ſtellt γλαυκός zu γλαῦξ, aber Schmidt (Synonym. d. griechiſchen Sprache III. c. 90) hält mit beſonderer Rückſicht auf die Augenfarbe bei Ariſtoteles an Hellblau feſt. Dies glaucus, welches vielfach mit blawer (Steinmeyer, Gloſſ. z. Prudentius an zwei Stellen), mit grau und ysen-varb überſetzt vorkommt, ſind die Gloſſatoren auch bereit als gelb zu nehmen. Häufige Interpretamente ſind gilwe, geel, gelfarbkeit in den verſchiedenen Ausgaben des Vocab. Gemma Gemm. und in den deutſch-lateiniſchen Wörterbüchern um 1500. So weit man alſo die Berechtigung anerkennt, glaucus dem Gebiet des Blau anzufügen, gehört daſſelbe in obige Reihe des als Gelb mißverſtandenen Blau mit hinein.

Irrtümliche Gelbinterpretationen ſind mir für cyaneus, caesius, sapphireus (sapphirinus), indicus, celestinus und für das nur mittelaltrige azurrus nicht vorgekommen.

II. Zu mißverſtandenem Gelb.

Flavus, ohne Beiſpiel einer Blaubedeutung im Altertum, ſondern mit vollſtändiger Sicherheit dem Gelb angehörend, iſt auch in den Gloſſen des Mittelalters, ſo weit ſie einſprachig, d. h. lateiniſch ſind, niemals durch blau erklärt. Es finden ſich Interpretamente durch ganz korrekte Umſchreibungen wie olei color oder durch ſolche Farben, die dem flavus naheſtehen und zur Erläuterung nicht ungeeignet ſind, wie fulvus (bräunlich), rubens (rötlich), albescens (weißlich). Auch Schriftſteller, welche die Farben oft zu erwähnen haben, wie Gregor I. (Regula pastoralis und in mehreren Briefen), Iſidorus Hiſp. (De coloribus equorum, De coloribus vestium) und Heraclius (De coloribus et artibus

Digitized by Google

Romanorum; X. Jahrh.) lassen sich auf keinem hier einzureihenden Fehler ertappen. Es liegt ferner keine etymologische, zu einem Farbenmißverständnis führende Spielerei — wie das von cera abgeleitete caeruleus — für flavus vor; der neuerdings aufgetauchte und verteidigte Gedanke, altdeutsches plâ und späteres blaw mit flav-us in Verbindung zu bringen, gehört ebenso wie „lividus = flavus" nicht zu den Sprachanschauungen des Mittelalters.

Die Farbenverwirrung beginnt erst mit den zweisprachigen, lateinisch-deutschen Glossen und Glossaren, in denen zwar nicht immer, aber sehr häufig flavus durch Blau übersetzt wird. Da diese an sich schon große Verwirrung noch durch das erwähnte Postulat der modernen vergleichenden Sprachwissenschaft, daß nämlich germanisches pla neben blau zugleich die Bedeutung von gelb gehabt habe, vermehrt wird, so ist es — um zu einiger Klarheit zu gelangen — notwendig, eine Teilung des vorhandenen Materials vorzunehmen und die einschläglichen Glossen zu betrachten, je nachdem sie erstens durch einen blauen Gegenstand oder zweitens durch ein blaubezeichnendes Wort interpretiert werden.

Der ersteren Art gehören die beiden vorhandenen Glossen flavida, flaviola = Kornblume und flaviolus = Waid an; sie ermöglichen mit voller Sicherheit zu konstatieren, daß flavus — als blau — mißverstanden worden ist. Kornblume sowohl als Waid lassen an keine etymologische oder sonstige Verbindung mit dem Begriff gelb denken; beide sind recht eigentlich Repräsentanten für Blau; die Kornblume, wie bekannt, zu allen Zeiten, die Waidpflanze nur für das Mittelalter. Waid heißt der deutsche Indigo (Isatis tinctoria); weitin ist schlechtweg gleich blau; die fünf thüringischen Städte Erfurt, Gotha, Langensalza, Tennstädt und Arnstadt, deren Umgegend den besten Waid lieferte, hießen die 5 Waidstädte; die in ihnen wohnenden Kaufleute, die dem Vertrieb dieser Farbware ihren Reichtum verdankten, bezeichnete man als „Waid-Junkern". In den beiden genannten Glossen kann der Fehler nur darin bestehen, daß man entweder einer Pflanze, welche richtig nach ihrer Farbe flavida heißt, fälschlich den Namen einer blauen gegeben hat, oder umgekehrt einer richtig als blau zu bezeichnenden fälschlich den einer gelben, nämlich flavida. Beiden Fällen liegt ein mißverstandenes flavus zu Grunde. Eine dritte Glosse, wenn auch nicht für flavus, doch für ein lateinisches, ebenfalls gelb bezeichnendes Wort, luridus, reiht sich hier an: luritha = uneitin. (Siehe oben S. 103.) Dieselbe schon dem VIII. Jahr-

Digitized by Google

hundert angehörend, zeigt das gleiche Mißverständnis, und zwar ohne Mitwirkung nicht nur des germanischen plaw, sondern auch des lateinischen flav.

Bei der zweiten Art — Verwendung des Wortes Blau — handelt es sich zunächst um die spätmittelaltrigen Glossen. Es erhellt aus den eben zusammengestellten drei Fällen, wie lateinisches Gelb ohne jedwede Mitwirkung eines fraglichen flav = plaw fälschlich als Blau verstanden worden ist. Es wird somit ersichtlich, daß die Benutzung der Wörter plab, blaw, blaveus in den betreffenden Interpretamenten an und für sich keinen Beweis für ihre Gelbbedeutung liefert. Gegen den Schluß des XV. und im Anfang des XVI. Jahrhunderts häufen sich mit der Zunahme der gedruckten Wörterbücher, der latein-deutschen sowohl als auch der deutsch-lateinischen, die falschen Interpretamente für flavus durch Blau. Daß aber dem derzeitigen blaw keine Gelbbedeutung zukommt, daß der damalige Sprachgebrauch in Sprichwörtern, in Redensarten, in der gesamten Literatur hiervon keine Spur zeigt, darüber befinden wir uns hinreichend unterrichtet infolge der in so großer Zahl damals publizierten und uns erhaltenen Druckschriften.

Ein wenig verwickelter wird die Sache bei den altdeutschen Glossen. Es ist notwendig zuerst zu untersuchen, ob blâo (plab, blaw), welches zum Interpretieren des flavus benutzt wurde, wirklich Gelb bedeutet haben kann und bedeutet habe, also ein richtiges Interpretament für flavus abgeben konnte.

Was hierauf bezügliches Graff in seinem „Althochdeutschen Sprachschatz" gesammelt hat, ist seit dem Erscheinen seines Werkes (1834) nicht alteriert worden, weder durch anders geartete, für blâo geltende Glossen, noch durch eine wesentliche Vermehrung derselben. (Vorausgesetzt, daß die Glosse flavus-plauuaz zu Leviticus 13.30 bei Steinmeyer und Sievers (Althd. Gl. I. 279) dieselbe ist, welche Graff aus dem in Karlsruhe befindlichen Reichenauer Codex 86 anführt).*)

Es genügt daher für den vorliegenden Zweck, Graffs Interpretamente (Teil III. 238) durchzugehen. Unter der Ueberschrift „Blâo (Blâw) blau, lat. flavus und lividus" zitiert er 27 das Wort enthaltende Stellen. Von diesen gehören nicht hierher die Inter-

*) Im hebr. Text steht זָהֹב, die Septuaginta übersetzt es mit ξανθός, die Vulgata mit flavus, Luther mit golden; man nimmt an, daß die eigentliche Bedeutung des Textwortes „glänzend" sei.

Digitized by Google

pretamente flaccentia und flaccidum, da sie keine Farbe, und viridis, da es weder Blau noch Gelb bedeutet; die Glosse „crudum“ bleibt einstweilen noch zweifelhaft. Von den übrigen 23 kommen 21 auf blau- und nur 2 auf gelbbezeichnende Wörter; dem Blau gehören die 8 lividus, 7 caeruleus, 5 hyacinthinus und 1 glaucus, dem Gelb hingegen 2 flavus an. Es treten für Blau noch zwei Interpretamente (Graff III. 701) hinzu, nämlich für blavariwir und blavaruer, beide durch cyaneus übersetzt. Außerdem wird die eine flavus-Glosse in ihrem Wert von Graff dadurch abgeschwächt, daß er den Reichenauer Cod. 86 in Karlsruhe, dem diese Glosse entstammt, als schwer leserlich, weil die Schrift verwischt sei, erklärt. Immerhin bleiben — da diese letzte Glosse, wie schon bemerkt, Steinmeyer und Sievers ebenfalls bieten — der durch flavus vermittelten Gelbbedeutung zwei Fälle, und das Verhältnis der Blau-Interpretamente zu den gelben stellt sich hiernach wie 23 zu 2 oder etwa zu 3, wenn man die oben als zweifelhaft bezeichnete Glosse (crudum) als dritte hinzufügt; diese von Graff angeführten drei sind:

plauaz = flavum (Reichenauer Cod. 86 zu Karlsruhe; VIII.—IX. Jahrh.),
blawer = flavus (Cod. Vindobon. U. 232. XII. Jahrh.),
pleih endi plao = crudum (aurum) (St. Gall. Cod. 911. — VIII. Jahrh.).

Die dritte, die wichtigste, macht einige Schwierigkeit. Was bei den Glossen flavida-kornbluom und flaviolus-waid so wertvoll für den Nachweis des mißverstandenen flavus war, daß nämlich nicht ein Farben*wort*, sondern ein *Gegenstand* von bekannter Farbe die Deutung enthielt, das wirkt hier durch die Zusammenstellung mit Gold — wenigstens scheinbar — im umgekehrten Sinne belastend. Ich nehme den für mich ungünstigsten Fall an, daß in der Glosse „pleih endi plao = crudum“ der Zusatz „aurum“ wirklich in dem zitierten Codex steht, oder daß Graff aus irgend welchem Zusammenhange hat ersehen können, daß hier an Gold gedacht werden muß. Aber wenn auch Gold als Objekt feststeht, so ist dadurch der strikte Beweis für das Postulat: „plao = flavus“ noch keineswegs gegeben. Denn es ist nicht einzusehen, weshalb zur Erklärung des crudum gerade die Farbe des Goldes noch besonders hervorgehoben werden sollte, da dies Metall seiner Farbe nach nicht allein hinreichend bekannt ist,

Digitized by Google

hundert angehörend, zeigt das gleiche Mißverständnis, und zwar ohne Mitwirkung nicht nur des germanischen plaw, sondern auch des lateinischen flav.

Bei der zweiten Art — Verwendung des Wortes Blau — handelt es sich zunächst um die spätmittelaltrigen Glossen. Es erhellt aus den eben zusammengestellten drei Fällen, wie lateinisches Gelb ohne jedwede Mitwirkung eines fraglichen flav = plaw fälschlich als Blau verstanden worden ist. Es wird somit ersichtlich, daß die Benutzung der Wörter plab, blaw, blaveus in den betreffenden Interpretamenten an und für sich keinen Beweis für ihre Gelbbedeutung liefert. Gegen den Schluß des XV. und im Anfang des XVI. Jahrhunderts häufen sich mit der Zunahme der gedruckten Wörterbücher, der latein-deutschen sowohl als auch der deutsch-lateinischen, die falschen Interpretamente für flavus durch Blau. Daß aber dem derzeitigen blaw keine Gelbbedeutung zukommt, daß der damalige Sprachgebrauch in Sprichwörtern, in Redensarten, in der gesamten Literatur hiervon keine Spur zeigt, darüber befinden wir uns hinreichend unterrichtet infolge der in so großer Zahl damals publizierten und uns erhaltenen Druckschriften.

Ein wenig verwickelter wird die Sache bei den altdeutschen Glossen. Es ist notwendig zuerst zu untersuchen, ob blâo (plab, blaw), welches zum Interpretieren des flavus benutzt wurde, wirklich Gelb bedeutet haben kann und bedeutet habe, also ein richtiges Interpretament für flavus abgeben konnte.

Was hierauf bezügliches Graff in seinem „Althochdeutschen Sprachschatz" gesammelt hat, ist seit dem Erscheinen seines Werkes (1834) nicht alteriert worden, weder durch anders geartete, für blâo geltende Glossen, noch durch eine wesentliche Vermehrung derselben. (Vorausgesetzt, daß die Glosse flavus-plauuaz zu Levitic[illegible] 13.30 bei Steinmeyer und Sievers (Althd. Gl. I. 279) di[illegible] ist, welche Graff aus dem in Karlsruhe befindli[illegible] Codex 86 anführt).*)

Es genügt daher für den vorliegend[illegible] pretamente (Teil III. 238) durchzugeh[illegible] „Blâo (Blâw) blau, lat. flavus und [illegible] enthaltende Stellen. Von diese[illegible]

*) Im hebr. Text steht צָבֹב.

Vulgata mit flavus, Luth[illegible] liche Bedeutung des Text[illegible]

Digitized by Google

der
den=
end.
nter=
wan=
nnen,
nöglich
zu be=
Auch die
den Ver=
vandt die=
enzen oder
roßen Diffe=
enden Unter=
auungen abzu=
te zur Geltung

ne „Ersatzfarben“
gewiesen habe, daß
d Verschärfung der=
einen Accent legen
Reihe von Fällen eine
lich richtigen allgemein
mmenden, sich ersetzenden
So Blau für Rot (blaues

d. Spr. Sch. III. 238. — Lexer,
vergl. Spr. VII. 183. — Diefen=
oles, On the celtic additions to
Beitr. VIII. 324. — Schmeller,
L. Geiger, Ursprung der Sprachen
. — Schade, Ahd. Leseb. Teil II.
ungen bei den Indogerm. in Benzen=
e, die Namen der Farben, in deutsch.
Fries. Wörterbuch s. v. Blau.

Digitized by Google

sondern stets als der Hauptrepräsentant derselben galt. War aber mit crudum nicht das hochgelbe, kupferhaltige Gold — die sogenannte rote Karatierung — gemeint, sondern das lichtgelbe, kupferarme oder unvermischte, so liegt es nahe, daß der Uebersetzer, mit dem einen Interpretamente „bleich" sich nicht begnügend, noch ein zweites hinzufügte. Dies könnte etwa „blaß" gewesen sein. Sollte plao hier wirklich gelb bedeuten, so müßte, was nicht der Fall ist, im Lateinischen ein dementsprechendes Farbenepitheton für Gold vorhanden sein, etwa rutilus oder flavus. Allein der Ausdruck crudum zeigt gerade an, daß entweder der geringe Farbengrad, oder vielleicht gar nicht die Farbe, sondern die Reinheit zu betonen sei. Kann aber plao die Bedeutung von blaß gehabt haben? Gegen die lautliche Verwandtschaft wird sich kaum Einspruch erheben lassen; man vergleiche überdies glaucus, glaucium, glastum, Glas. Und was die Sinnverwandtschaft betrifft, so fehlt es nicht an Analogien. Denn der Begriff blaß, das ist geringer Grad einer Farbe, gleichviel welcher, entnimmt seine Bezeichnung immer einer einzelnen Farbe, häufiger dem Gelb, aber auch dem Blau. Ersterer Art sind ahd. val, ὠχρός, χλωρός, pallens, letzterer Art lividus und die besonders hierhergehörigen, modernen bleu-blême und blau-blaß. Von dieser alliterierenden Zusammenstellung machen wir gern Gebrauch: „Geärgert blau und blaß" (Heine, Lieder 152), auch mit bleich zusammengestellt: „Bleich und blaß fiel ich einmal hin" (Hippel, das Buch der Alten). Fehlt es aber für plao = blaß an anderweitigen, beweisenden Stellen, so kann die vorliegende Glosse für ein fragliches blaß mindestens eben so gut in Anspruch genommen werden, wie für ein fragliches gelb; ja, nicht bloß eben so gut — wie gleich gezeigt werden soll — sondern in viel höherem Grade.

Bei der unfraglichen Blaubedeutung von plao glossiert es selbstverständlich, caeruleus, lividus, glaucus in richtiger Weise; wird aber dieselbe plao für flavus benutzt, so fragt es sich, hat flavus zu seiner antiken Bedeutung, Gelb, noch die des Blau erlangt, oder hat plao sowohl Blau als auch Gelb früher bedeutet und ist diese Gelbbedeutung erst später in Vergessenheit gekommen. Die vergleichende Sprachforschung hält den zweiten Fall mit Entschiedenheit für den richtigen; sie stützt sich erstens auf die lautliche Uebereinstimmung, zweitens auf den durch die Glossen als nachgewiesen angenommenen Gebrauch, sie findet drittens in der Farbenverschiedenheit kein Hindernis, oder sie geht über diesen Punkt

Digitized by Google

schweigend hinweg. Diese Ansicht — plao = blau und gelb — wird vertreten durch eine lange Reihe von Namen, unter ihnen die glanzreichsten der Wissenschaft: Grimm, Graff, Lexer, Lottner, Diefenbach, W. Stokes, Schmeller, L. Geiger, Fick, Schade, Weise, Fritzsche, Dornkat und noch Andere;*) wie viele unter ihnen auf die Autorität der Angesehensten, wie viele auf Grund selbständiger Studien, läßt sich kaum ermitteln. Gegen diese Ansicht, plao auch Gelb, erheben sich Pott und Corßen; der Erstere (Etym. Forsch. II. 3. S. 214) nur nebenbei und mit erheblichen Restriktionen, der Letztere (Kritische Nachträge 229) eingehender und mit Entschiedenheit, Beide den Mangel an Farbenverwandtschaft hervorhebend. Beide aber gehen der Streitfrage nicht auf den Grund, sie untersuchen nicht inwiefern zwischen nahe stehenden Farben Schwankungen und Ungenauigkeiten der Bezeichnungen stattfinden können, zwischen fern stehenden jedoch eine solche Unsicherheit unmöglich ist, sie untersuchen nicht, was hier „nahe" und „entfernt" zu bedeuten hat und wo die Grenze zwischen beiden liegt. Auch die Optik (Donders, Leber) hat sich mit dem Unterschiede in den Verwandtschaftsgraden der Farben beschäftigt und nennt verwandt diejenigen Farben, die im Spektrum nahe aneinander grenzen oder deren Schwingungszahlen die kleinen, nicht aber die großen Differenzen aufweisen. Es ist die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung, von derartigen naturwissenschaftlichen Anschauungen abzusehen und Tatsachen sprachlicher und ethischer Gebiete zur Geltung zu bringen.

Um nicht zu weit auszuholen, sei auf meine „Ersatzfarben" betitelte Abhandlung verwiesen, in der ich nachgewiesen habe, daß bei gewissen Farben durch Uebertreibung und Verschärfung derjenigen ihrer Eigenschaften, auf welche man einen Accent legen will, in einer umgrenzten, aber sehr großen Reihe von Fällen eine unwahre Farbenbezeichnung statt der eigentlich richtigen allgemein gebraucht wird. Die hier in Betracht kommenden, sich ersetzenden Farben sind als nahestehende bezeichnet. So Blau für Rot (blaues

*) Grimm, Wörterbuch II. 81. — Graff, Ahd. Spr. Sch. III. 238. — Lexer, Mhd. Wörterbuch. — Lottner, Zeitschr. f. vergl. Spr. VII. 183. — Diefenbach, Goth. Wörterbuch I. 311. — Stokes, On the celtic additions to Curtius Greek Etymol. in Kuhns Beitr. VIII. 324. — Schmeller, Bayerisch. Wörterbuch s. v. Blau. — L. Geiger, Ursprung der Sprachen 149. — Fick, vergl. Wörterbuch 381. — Schade, Ahd. Lesеb. Teil II. Vocab. — Weise, die Farbenbezeichnungen bei den Indogerm. in Benzenberger Beiträge II. 281. — Fritzsche, die Namen der Farben, in deutsch. Sprachwart IX. 35. — Dornkat, Ostfries. Wörterbuch s. v. Blau.

Digitized by Google

Blut, petit bleu), Schwarz für Rot (vino nero), Rot für Gelb (rosso d'uovo), Weiß für Grün (folle blanche) usw. usw. Daselbst werden ferner diejenigen Farben namhaft gemacht, zwischen welchen ein derartiges Ersatzverhältnis unter keinen Umständen vorkommt, nämlich:

Weiß	für	Schwarz	und umgekehrt.
Gelb	„	Blau	
Grün	„	Rot	
Schwarz	„	Gelb	

Dies sind die Fernstehenden oder — nur teilweise im Sinne der Optik — Gegensätzlichen. Für diese werden an der genannten Stelle folgende Gesichtspunkte des näheren ausgeführt.

Die große Schwierigkeit, oder fast Unmöglichkeit, die Farben zu definieren und zu messen, hat ihnen von je her den Charakter des Unsicheren und Schwankenden aufgedrückt, ebenso wie die beinahe fortwährenden und zum Teil plötzlichen Veränderungen, die sie durch chemische und andere Einflüsse erleiden, ihnen den Ruf des Trügerischen und Unbeständigen eingetragen haben. Dieser den Farben anhängende Makel — Virgils „nimium ne crede colori" — überträgt sich mit Notwendigkeit auch auf ihre Bezeichnungen. Die Fähigkeit dieser letzteren, sich nach allen Richtungen weit hin verschieben zu lassen, wird ihnen allseitig zugesprochen. Daher hat die vergleichende Sprachforschung, der eine gewisse Vorliebe, „weite Griffe zu tun", eigen ist, auch in den Farbwörtern einen Tummelplatz gefunden. Vom koloristischen Standpunkt aus darf man derartigen Verschiebungen zustimmen, so lange neben der Farbenähnlichkeit auch das nicht gleichzeitige Auftreten der von einander verschiedenen Bedeutungen gewahrt wird. Dies findet statt, wenn z. B. aus dem Begriff des Brennens oder Leuchtens eine Anzahl von Namen leuchtender Farben oder aus dem der Lichtlosigkeit solche von dunkler Farbe hergeleitet werden. In dem vorliegenden Falle aber, bei plao, handelt es sich um zwei Farbenbedeutungen, die durch eine weite Kluft getrennt sind und dennoch gleichzeitig in Geltung gewesen sein sollen.

Das Fernstehende und Gegensätzliche der Farben innerhalb der angeführten Paare gibt sich in der Sprache dadurch zu erkennen, daß der Uebergang einer Farbe zu der anderen desselben Paares nicht ohne den Durchgang durch eine dritte vor sich gehen kann, die sprachlich einen selbständigen Charakter durch einen eigenen, nicht zusammengesetzten Namen beansprucht. Der Durch-

Digitized by Google

gang von Weiß zu Schwarz oder umgekehrt ist nur möglich durch Grau, von Blau zu Gelb durch Grün, von Rot zu Grün durch Braun, und zwischen Schwarz und Gelb schiebt sich eine Farbe ein, die Grau, Grün oder Braun sein kann. Bei den nahestehenden, verwandten Farben stößt man auf solche Zwischenfarben nicht, wobei bemerkt werden muß, daß Orange und Violet, da sie weder deutsch noch mittelaltrig, hier nicht mitrechnen. Ein Blau, welches unrein ist, kann irrtümlich wohl als Grün bezeichnet werden; aber wer irrt sich wohl zwischen Blau und Gelb! Ein Zweifeln zwischen diesen beiden Farben heißt Grün. Der Gegensatz in den genannten Farbenpaaren wird noch verstärkt durch optische Anschauungen, durch ethische Vorgänge und durch typisch gewordene Zusammenstellungen in den kolorierenden Künsten. Aus dieser ganzen Reihe sei nur an die Symbolisierung der Treue durch Blau und der Treulosigkeit durch Gelb erinnert. Den Treuen in Religion, Leben und Liebe kennzeichnet Blau in Kleidung und Attributen, den Verräter aber am Staat und an der Kirche brandmarkt ein gelbes Abzeichen. Zum Bewußtsein gekommen oder nicht, — die Empfindung des Gegensatzes muß bei den Kulturvölkern des Mittelalters vorhanden und bei Bildung und Benutzung der Farbenausdrücke von Wirkung gewesen sein. Nur durch Nichtbeachtung oder Nichtkenntnis dieser Tatsachen kann man es für möglich halten, Blau und Gelb sei zu ein und derselben Zeit in ein und demselben Wort vereinigt gewesen. Die Ansicht, daß dergleichen Gegensätze vereinbar wären, daß — allgemein gesagt — Weiß und Schwarz einen und denselben Ausdruck haben könnten, hat zeitweise unter dem Namen der Enantiosemie Anhänger gehabt und sich auch auf anderen Gebieten geregt. Aber L. Geiger (Urspr. d. Spr. 122) hat sicherlich recht, wenn er sagt: „Ein Wort, das gut bedeutet hat, kann nicht schlecht, eines, das schwarz bedeutet hat, nicht weiß bedeuten, wenn die früheren Bedeutungen nicht vergessen sind.“ In den deutsch-lateinischen Wörterbüchern, — namentlich bei Zenninger (Vocabul. theuton. 1482) und in dem bei Hüpffuff 1515 gedruckten — herrscht eine solche Verwirrung der Bezeichnungen, daß sowohl gel durch blau und gelb, als auch blaw durch gelb und blau interpretiert wird, z. B. gel = glaucus, gilfus; gelbwerden oder blawwerden = flavere; blaw = blaveus, flavius idem; plawheit = flaveto, blaveto oder gelheit. In einem ähnlichen Durcheinander, etwa nach Art der eben erwähnten Enantiosemie, bewegt sich in Beziehung auf Farbensymbolik Portale, Couleurs symboliques (1857);

Digitized by Google

er nimmt in durchaus unhaltbarer Weise an und sucht es konsequent durchzuführen, daß einer jeden Farbe neben ihrer Hauptbedeutung in der Symbolik auch eine dieser entgegengesetzte — er nennt dies „la règle des oppositions“ — innewohnt, so bedeutet bei ihm das Gelb gleichzeitig l'amour divin und l'égoïsme orgueilleux.

Aus dem allen ergibt sich nun: Wie vollkommen lautlich etymologisch blao und flavus auch zusammenstimmen, der Gegensatz in der Bedeutung beider Wörter und die vollständige Unzuverlässigkeit der betreffenden Glossen steht der Zusammengehörigkeit beider Ausdrücke entgegen und blao hat keine Berechtigung flavus zu interpretieren.

Silacetus. Die vornehmlich von Vitruv und Plinius, im ganzen aber nicht häufig gebrauchte Bezeichnung sil für den gelben Farbstoff Ocker, kommt unter dem Namen silacetus, silasacetus, auch silvaticum im Mittelalter vor; letzteres ist wahrscheinlich aus sil atticum entstanden, da Plinius (Nat. hist. XXXIII. 158) von der einen sil-Art, deren er drei unterscheidet, sagt: optimum ex eo, quod atticum vocatur. Der Name der färbenden Substanz erhält später auch die allgemeine Bedeutung ihrer Farbe, selbst wenn dieselbe nicht aus dem mineralischen Material sil hergestellt ist, sondern aus Pflanzensaft. So heißt es bei Heraclius, de coloribus et artibus Romanorum III. 55 . . . pictores, cum voluerint silvaticum imitari viola arida in aqua . . . et faciunt silasacetum colorem. Und ebenso bei Jehan de Begue, Tabula de vocabulis colorum (Merrifield a. a. O. I. 36): Silacetus color fit ex violis aridis. Diese viola ist nicht unser Veilchen, von dem man einen mehr oder weniger blauen Farbstoff gewinnt, sondern sehr wahrscheinlich unser Goldlack (Cheiranthus Cheiri L.), der auch bei den Alten als viola lutea vorkommt. Dieses ohne alle Frage Gelb bedeutende silacetus ist nun in der oben (S. 103) angeführten Stelle zusammen mit den Blau bezeichnenden „azurium seu lazurium, persicus, indicus, safireus“ als „blaui colores“ angegeben. Es muß noch bemerkt werden, daß sich dieser Irrtum in den Schriften eines Mannes befindet, der sich mit den Farben in Beziehung auf ihre Herstellung, ihre Verwendung und ihre Benennung ganz speziell beschäftigt hat und daß hier an einen Schreibfehler im Manuskript oder an einen Lesefehler seitens der gelehrten Herausgeberin desselben nicht wohl zu denken ist.

Bloi. Dies altfranzösisch, provenzalische Wort bildet, da ihm neben seiner Gelbbedeutung auch Blau zugemutet wird, eine Art

Digitized by Google

von Gegenstück zu plao. Man findet bloi hauptsächlich von der Haarfarbe gebraucht, wo es durch die Zusammenstellung mit Gold — crine bloie qui semble que soit d'or (bei La Curne de St. Palaye, XIII. Jahrhundert) — oder mit blond — chevex blons et blois (Roman de Parthenopex de Blois) — oder auf die Isabellfarbe der Pferde angewendet — Blanchart o les crins blois (bei Böhmer, De colorum nominibus equinorum) — als gelb oder bräunlich gelb charakterisiert ist und Blau vollkommen ausschließt. Auch Du Cange setzt, wie schon erwähnt, bloi gleich blond und bezeichnet letzteres in der Form vom latinisierten blundus als gelbe Haarfarbe, color capillorum flavus. Nun will die Etymologie diesem bloi Verwandtschaft und Herkunft von Blau, blâo nachweisen. Diez (Etymol. Wörterbuch der romanischen Sprachen) beruft sich darauf, daß sowohl caeruleus als auch flavus mit althd. plâo übersetzt würden, daß also dem Stammwort von bloi, nämlich blâo, schon die Gelbbedeutung inne wohne; wie altfranz. poi und peu mit pau(cus), so hänge auch bloi und bleu mit Blau (blâo) zusammen. Scheller (Diction. d'etymol. Franç.) sagt bloi sei nur „une forme variée de bleu, d'ont l'original germanique signifiait à la fois flavus et caeruleus; Borel in seinem Diktionnaire setzt bloi gleich bleu und Littré behauptet bloi neige durch Abstammung mehr zu bleu als zu blond. Es wird ferner das aus bloi latinisierte bloius und blodius von vielen gleich blaveus (blau) gesetzt; so von Du Cange und von Brinckmeier (Glossarium diplomaticum, allerdings mit dem Zusatz „vielleicht"), obgleich blaveus, blavius, blavus sicher blau bedeuten: Isatis est herba qua tingitur blavum; um color blavetus anzufertigen, lautet das Rezept bei Johannes Alcherius, De coloribus diversis 1411 (Merrifield, a. a. O. I. 273): Accipe indicum finum . . . . . Die von Du Cange und Brinckmeier angeführten Beweisstellen geben keine Sicherheit für blau; eine derselben ist sogar entschieden dagegen; sie lautet (aus einer Bulle Gregors IX.): Monachi non incedant . . . . . sine cuculla et capa regulari, non bloia et sumptuosa. Sicherlich ist hier nicht „blau und prächtig" gemeint, denn blau war die Farbe der Strafkutte, der Sündentrauer und der Trauer überhaupt (Maria in der Passionszeit unter Weglassung des Rot ganz in Blau auf vielen Miniaturen und Oelgemälden). Es ist viel richtiger, hier an ein auffallendes und der Farbe wegen teueres, gelbes Gewand zu denken, welches, als ein der gewöhnlichen Mönchstracht gegenüber prunkendes, durch sumptuosus gut gekennzeichnet werden kann.

Digitized by Google

Gegen die Zusammengehörigkeit von bloi und Blau hat sich Böhmer erklärt; er schlägt vor (Zur Lautwandlung i. d. romanischen Sprache im Jahrbuch f. roman. und engl. Literatur X. 1869) bloi durch blod, blavd aus flavidus abzuleiten und erinnert an éblouir. Die Bezugnahme auf letzteres scheint sehr treffend, da seine Bedeutung „blenden" wohl auf eine ihrer Natur nach helle und leuchtende Farbe, Gelb, nicht aber auf eine dem Dunklen sich zuneigende, Blau, paßt. Auch Böhmer läßt sich auf einen etwaigen Nachweis der Farbendifferenzen nicht ein; dieselbe hier zu erörtern wäre nur eine Wiederholung des oben über plao Gesagten. Hinzugefügt mag aber werden, daß die Heraldik, die für Blau die Wörter caeruleus, cyaneus, caesius, coelestis, ultramarinus, venetus, azureus, sapphirinus richtig gebraucht, fälschlich auch bloi und blodius zuweilen in diese Reihe hineinzieht.

Irrtümliche Blauinterpretationen sind mir für aureus, cereus, croceus, galbinus, gilvus, helvus und luteus nicht bekannt.

Auf drei Punkte ist resumierend noch einmal zurückzukommen.

1. Die Etymologie übt bei den erwähnten sprachlichen Vorgängen einen Einfluß an zwei Stellen aus. Das eine Mal, caeruleus—cera, ist sie aktiv; sie erscheint, wenn vielleicht nicht als die einzige, so doch als die Hauptveranlassung zu den hierher zu rechnenden Fehlern. Das andere Mal, flav—blaw, ruft die etymologische Betrachtungsweise den Irrtum zwar nicht hervor; aber sie verhindert in einer späteren Zeit, ihn als solchen zu erkennen; hierher gehören auch liv—flav und bloi—blau. In allen übrigen Fällen wird ein durch etymologische Auffassung bewirkter, störender Einfluß nicht erwähnt, auch ist nicht recht abzusehen, daß bei irgend einem der besprochenen Mißverständnisse ein derartiger Einfluß angenommen werden könnte.

2. Das Glossenwesen (mit Einschluß der Vokabularien) ist der weitaus am stärksten mit diesen Mißverständnissen belastete Teil der Literatur; Schriftsteller-Irrtümer kommen vor, jedoch selten; die vorzugsweise mit den Farben, sowohl mit ihrer Bereitung, als auch mit ihrer Verwendung sich beschäftigenden Schriften sind von groben Verwechslungen frei. Während im allgemeinen die Glossen und Glossare ihre Bemerkungen den Schriftstellern entnehmen, darf man vielleicht annehmen, daß in einigen der er-

Digitized by Google

wähnten Fälle aus einer unkorrekten Sprechweise manches in die spätere lexikalische Vorratskammer übergegangen sei.

3. Daß nur Blau—Gelb von allen, aus entgegenstehenden Farben gebildeten Paaren diese Verwechslungen zeigen, muß um so auffallender sein, da der Gegensatz von Blau und Gelb zwar nicht in so schlagender Weise in die Augen fällt und im Verkehr der Menschen nicht so scharf ausgeprägt ist wie der von Weiß und Schwarz, jedoch in viel höherem Grade stattfindet, als der in dem Paare Rot—Grün, bei dem nichtsdestoweniger die Verwechslungen vollkommen fehlen. — Ein Ueberbleibsel anzunehmen aus jener Vorzeit, in der man sich der Blaubezeichnungen seltner und mit geringerer Sicherheit als heutzutage bediente, halte ich für unstatthaft.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Simultanschule und die kirchliche Schulaufsicht.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Gegen den im Preußischen Abgeordnetenhause eingebrachten Schulantrag hat sich eine ganz unbegreifliche Agitation deswegen erhoben, weil dadurch zugleich die Simultanschule im Prinzip aufgehoben werden soll. Ein großer Teil der Lehrer und der Mitglieder der liberalen Parteien fürchtet, daß durch diesen Schritt für unabsehbare Zeit das Bestreben lahm legen würde, die Schule von der geistlichen Aufsicht zu befreien. Wäre das die notwendige Konsequenz jenes Unternehmens, dann müßte es allerdings als ein rühmenswertes Zeichen idealer Gesinnung angesehen werden, wenn die Lehrer lieber auf alle anderen Vorteile dieses Antrages verzichten wollen, als dadurch das Streben nach der Autonomie des Unterrichtswesens für Generationen aufzuhalten. Indessen eine objektive Prüfung der einschlägigen Tatsachen führt zu der entgegengesetzten Ansicht; denn es läßt sich zeigen, daß die Beseitigung der Simultanschule die negative Vorbedingung für die Befreiung von der nichtschulmännischen Aufsicht ist. Und in diesem Sinne muß der oppositionellen Bewegung gegen jenen Antrag einmal entgegengerufen werden: wer für die Erhaltung der Simultanschule eintritt, ist gegen die Durchführung der Schulautonomie.

Es ist nicht schwer zu erkennen, welche Beweggründe diejenigen treiben, welche auch heut noch für das Prinzip der Simultanschulen mit Eifer eintreten. Verkörpert sich doch in dem Begriff dieser Art von Anstalten jene freiheitliche Schulbewegung des Falkschen Ministeriums; denn jene paritätischen Schulen gelten bis auf diesen Tag als das Wahrzeichen der Befreiung von den Stiehlschen

Digitized by Google

Regulativen und zugleich als Ausdruck der Bestrebungen, die Selbstentwicklung der Schule vor den reaktionär-hierarchischen Einflüssen sicherzustellen. Hier liegt ein Irrtum vor. Die Errichtung der Simultanschulen kennzeichnet keineswegs das Wesen der Falkschen Schulbestimmungen; diese Schulen sind von Anfang an stets nur als ein Notbehelf angesehen worden, wenn auch als ein solcher, der dem Wesen des Ganzen innerlich angepaßt und zur Hebung des Unterrichts bestimmt war. Auch herrscht keineswegs Einigkeit darüber, was denn eigentlich unter dieser Schulart zu verstehen sei. So sagt der von Falk in das Ministerium berufene Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Karl Schneider in seinen Lebenserinnerungen S. 361: „Man gebraucht die Ausdrücke „Simultanschule, paritätische Schule, gemischte Schule" in sehr verschiedenem Sinne. Die einen bezeichnen mit „Simultanschule" jede Schule, in welcher überhaupt Kinder verschiedener Religionsbekenntnisse Unterricht erhalten. Andere verstehen darunter jede Schuleinrichtung, die sonst wohl auch mit dem Ausdrucke „konfessions- oder religionslose Schule" bezeichnet zu werden pflegt, und die sich namentlich im Königreiche der Niederlande vorfindet, mithin Schulen, in denen das religiöse Bekenntnis der Kinder weder bei der Aufstellung des Lehrers noch bei Erteilung des Unterrichts irgendwie berücksichtigt wird; noch andere meinen damit im geraden Gegensatze hierzu Schulen, in denen den verschiedenen Religionsverwandten rücksichtlich des zu erwählenden Lehrers ein bestimmtes gleiches Recht zusteht. Im letzten Fall aber wird die Schwierigkeit des richtigen Verständnisses noch dadurch erhöht, daß die Wahrung dieses gleichen Rechtes im Laufe der Zeit in der mannigfachsten Weise versucht worden ist. Diesen verschiedenen Auffassungen gegenüber ist zunächst notwendig daran zu erinnern, daß es in Preußen sogenannte konfessions- oder religionslose Volksschulen, in welchen das Religionsbekenntnis der Kinder bei Aufstellung des Lehrers und bei Erteilung des Unterrichts grundsätzlich ohne Berücksichtigung bliebe, überhaupt nicht gibt. Die in Gegenden mit konfessionell gemischter Bevölkerung neben den sogenannten Konfessionsschulen, d. h. denjenigen, in welchen ein bestimmtes Religionsbekenntnis ausschließlich oder, wenn auch Kinder anderer Bekenntnisse die Schule besuchen, doch vorzugsweise berücksichtigt wird, bestehenden einheitlichen Schulen, welche am richtigsten mit dem Ausdrucke „paritätische Schulen" (paria iura) bezeichnet werden, sind solche Schulen, in welchen Lehrer verschiedener Konfessionen neben einander angestellt und

Digitized by Google

ihrer Befähigung gemäß mit entsprechend gleichen Rechten tätig sind." Es ist also ein Irrtum, durch den sich viele verblenden lassen, wenn der Simultanschule die konfessionelle Schule schlechthin entgegengesetzt wird; denn dann müßte eben jene religionslos sein, und das ist nicht der Fall. Mit Recht hat daher F. M. Schiele in der „Christl. Welt" gesagt, daß die Simultanschulen in Wahrheit doppelt-konfessionelle Schulen seien.

Daß überhaupt in Preußen paritätische Schulen errichtet worden sind, ist keineswegs deswegen geschehen, um den Charakter der Konfessionen zu verwischen, wie man gegenwärtig glauben machen möchte, sondern vielmehr um die Erweiterung des gesamten Unterrichtszieles zu ermöglichen. Denn in der allgemeinen Verfügung vom 15. Oktober 1872 heißt es: „Wo an einem Orte mehrere einklassige Schulen bestehen, ist deren Vereinigung zu einer mehrklassigen Schule anzustreben." Aber „mit keinem Worte und in keiner Verfügung hat Minister Falk jemals", wie Schneider a. a. O. S. 366 sagt, „zu erkennen gegeben, daß er die paritätische Schule an sich als die vollkommenere Unterrichtsform ansehe. Er hat vielmehr da, wo nur politische Rücksichten oder der Wunsch, die Unterhaltungskosten der Schulen zu vermindern, einzelne Gemeinden zu dem Antrage auf Vereinigung ihrer Schulen bestimmt hatten, fest widerstanden, so beispielsweise in Köln, in Düsseldorf, in Hirschberg, in einigen größeren Städten Oberschlesiens." Besonders aber verdienen die Sätze hier hervorgehoben zu werden, die sich in der Verfügung des Ministers Falk vom 16. Juni 1876 an das Königliche Konsistorium zu Koblenz finden: „Die Frage nach der Einrichtung sogenannter Simultan-, richtiger paritätischer Schulen wird von den Provinzialbehörden, den ihnen von mir wiederholt erteilten Anweisungen entsprechend, nicht nach allgemeinen Grundsätzen gleichmäßig behandelt, sondern in jedem besonderen Falle nach Prüfung aller dabei in Betracht kommenden Verhältnisse entschieden. Insbesondere wird eine Anregung zur Vereinigung bisher konfessioneller Schulen von der Königlichen Regierung nur dann gegeben, wenn mit den dermaligen Einrichtungen Uebelstände verbunden sind, welche die Erfüllung der Aufgabe der Schule wesentlich erschweren und auf anderem Wege (!) nicht beseitigt werden können." Der Sinn dieser Verfügung würde nun nicht im mindesten verändert, wenn man ihm die Form gäbe: in der Regel sollen die Schüler einer Schule derselben Konfession angehören, aber wenn die Erfüllung der Aufgabe der Schule

Digitized by Google

dadurch wesentlich erschwert wird und der betreffende Uebelstand auf keine andere Weise beseitigt werden kann, so ist die Errichtung einer paritätischen Schule gestattet. In dieser Fassung wird nur explicite die Regel formuliert, welche den Falkschen Sätzen implicite zu Grunde liegt.

Erwägt man dann, daß der konfessionelle Religionsunterricht in den Simultanschulen nach den Falkschen Bestimmungen genau so gehandhabt werden soll wie in den nichtparitätischen Schulen, ferner daß diese Schulart keineswegs ihrer Qualität nach als die mehr zu bevorzugende gelten sollte, so ist zunächst nicht zu begreifen, wie liberalerseits so viel Wert gerade auf diese Einrichtung gelegt wird. Indessen das wird verständlich, wenn man bedenkt, daß besonders in dieser Schöpfung der befreiende Geist der Falkschen Schulorganisation am sichtbarsten hervorgetreten ist. Denn die leitende Idee, welche dieses ganze Werk durchdringt, ist die deutlich erkennbare Absicht, *die Schule überhaupt dem Einflusse des politischen und kirchlichen Parteiwesens möglichst zu entziehen und sie rein aus ihrem Wesen und ihrem objektiven Zweck dem organischen Zusammenhange des gesamten Staatslebens gemäß zu gestalten*. Diese Objektivität in der Behandlung des Schulwesens war in der Reaktionszeit zu Gunsten des entgegengesetzten, einseitig subjektiven Prinzips beiseite geschoben worden: man hatte die Schule zu einem Werkzeug einseitig reaktionärer Parteizwecke zu machen gesucht. Es wird daher in aller Zukunft einer der denkwürdigsten und bedeutendsten Akte der Preußischen Schulgeschichte bleiben, daß nach Einführung der Verfassung der Minister Falk den Grund gelegt hat, auch dem Schulwesen seine objektive Entwicklungsfreiheit in der Gesamtfunktion des Staates zu sichern. Aber nun wird diese Idee weder durch die Errichtung, noch durch die Beseitigung von Simultanschulen irgendwie in ihrem Kern verändert. Denn, wenn in dieser Begründung paritätischer Schulen *freilich auch* der Gedanke zum Ausdruck gekommen ist, daß derartige Bestimmungen unabhängig von allem politischen und kirchlichen Parteigetriebe lediglich aus den Bedürfnissen des Schulwesens selbst abzuleiten sind, so handelte es sich hierbei doch immer nur um eine Maßregel von lokaler und temporärer Bedeutung, mit deren Aufhebung die Grundidee selber nicht im mindesten verändert wird. Aber, da den meisten jene leitende Idee Falks nur an diesem von örtlichen und

Digitized by Google

zeitlichen Bedingungen abhängigen Gebilde der Simultanschule äußerlich zum Bewußtsein gekommen ist, darum sind sie nun in der Meinung befangen, daß mit der Aufhebung der paritätischen Schulen zugleich auch die konstituierende Idee selber aufgehoben wird. Davon aber ist in dem ganzen Zedlitz-Hackenbergschen Antrage auch nicht die leiseste Absicht zu spüren. Vielmehr liegt die Gefahr vor, daß durch die Maßlosigkeiten der gegen diesen Antrag gerichteten Agitation von der anderen Seite her politische Tendenzen in die Entwicklung des Schulwesens hineingetragen werden, gegen die heut Falk auf Grund seines Prinzips ebenso energisch Front machen müßte, wie seinerzeit gegen die reaktionären Einflüsse. Es hat niemand das Recht, sich mit dem Namen dieses bedeutenden Mannes zu decken, der nicht streng daran festhält, die Entwicklung der Schule unabhängig von allen anderen Tendenzen rein aus dem Zweck der Schule selbst weiterzubilden.

Wer nun aber genauer zusieht, der gewahrt denn auch bald, daß es sich in diesem Kampfe vielmehr um etwas anderes handelt, nämlich um die Beseitigung der kirchlichen Schulaufsicht. Dieses Bestreben ist nun mit dem Gedanken der Simultanisierung in einer Weise verknüpft worden, daß man nach manchen Agitationsreden fast zu der Meinung kommen muß, beides wäre untrennbar mit einander verknüpft. Wie steht es damit?

In einem Falle ist allerdings die Simultanisierung der Schule gleichbedeutend mit der Aufhebung der geistlichen Aufsicht, nämlich dann, aber auch nur dann, wenn man Simultanschulen mit religionslosen Schulen verwechselt. Auch der Prüfung dieses Bestrebens, den Religionsunterricht ganz aus der Schule zu beseitigen, wollen wir nicht aus dem Wege gehen, so utopisch dieser Gedanke in Deutschland ist. Man geht dabei bestenfalls von der Ansicht aus, daß die Leitung aller religiösen Angelegenheiten der Kirche zukomme und daher auch ihr allein überlassen werden müsse; eben deswegen sei aber die Schule von dem Religionsunterricht zu befreien, dann werde sie zugleich auch von der kirchlichen Aufsicht frei. Es wird dabei namentlich auf das Beispiel Frankreichs verwiesen. Aber gerade dieses Beispiel sollte alle, die noch einen Funken Liebe für ihr Vaterland haben, auf das eindringlichste warnen, diesen Gedanken auch nur von ferne bei uns aufkommen lassen. Denn eine Nation, die eine doppelte Buchführung für die Wahrheit braucht, eine kirchliche und eine zivile, dokumentiert dadurch, daß ihr Geist von diesem Punkte ab nicht mehr fähig ist, seine Kraft zu einer

Digitized by Google

großen, allesbezwingenden Gesamtwirkung zusammenzufassen. Denn nur in der Religion wird sich der Mensch seiner ganzen und wahren Menschlichkeit bewußt, weil sie ja eben nichts anderes ist als der Ausdruck der Einheit des sinnlichen und geistigen, des endlichen und unendlichen, des zeitlichen und ewigen Menschentums. Nur wenn sich ein Volk zu dieser Einheit in der gerade ihm eigentümlichen Bestimmtheit erhebt, ist es hervorragender, weltbestimmender Taten fähig, und alles Große, was aus ihm geboren wird an künstlerischen und wissenschaftlichen, politischen und sozialen Leistungen, wird nur aus dieser Einheit geboren. Die Religion ist kein Sonntagsglaube, den man am Werkeltage in die Ecke stellt, um ihn nach Bedarf wieder hervorzuholen, sondern es ist die lebendige Kraft unserer höheren Daseinsbestimmung, die wir in der Tätigkeit jeder Minute mit Freiheit verwirklichen sollen. Ist es aber dahin gekommen, daß das religiöse, geistige Leben auf die eine Seite tritt und das bürgerliche, sinnliche auf die andere; ist es also um jene Einheit geschehen, in der wir allein unseren unendlichen Lebenszweck im endlichen Dasein zu realisieren vermögen, dann ist auch die Kraft von uns gewichen, an den universalen Aufgaben des Menschengeschlechts fürderhin mitzuarbeiten. Eine Erziehung, die nicht zur Religion erzieht, ist daher überhaupt keine Erziehung mehr. Denn alle wahre Erziehung kann letzthin ja auf nichts anderes ausgehen als darauf, daß der Zögling seinen höheren, geistigen, ewigen Menschen in sich finden und ergreifen lerne, auf daß er so werde, was er zu sein bestimmt ist. Ein religionsloser Unterricht vermag uns wohl dazu abzurichten, daß wir moralisch, gesetzlich und sozial unser Leben recht und schlecht hinbringen, aber er vermag uns nimmermehr die Kraft zu erwecken, daß in unserem sinnlichen Menschen der göttliche Mensch lebendig werde und unser Dasein im ewigen Lichte der Freiheit verkläre. Das Bestreben, religionslose Schulen zu errichten, würde also die höchste, die wahre Aufgabe aller Erziehung von der Schule ausschließen; sie würde damit gerade das Wichtigste, was sie selber leisten soll, freiwillig einer anderen Instanz zuweisen, und damit zugestehen, daß sie unfähig ist, ihren immanenten Zweck zu erfüllen. Denn, was heißt das, wenn eine Nation die Verwaltung der religiösen Angelegenheiten vom Staate und so auch von der Schule trennt? Nichts anderes, als daß die Bürger eines solchen Staates mit einem solchen Schulwesen in sich die Religion nicht mehr finden und daher auch nicht die Kraft haben, ihre religiösen Angelegenheiten selbst zu pflegen,

Digitized by Google

sondern diese einem abgesonderten, kirchlichen Stande überlassen, der das, von dem übrigen abgetrennte, religiöse Leben allein in seine Hände nimmt. Damit ist dann auch die Schule von der kirchlichen Aufsicht befreit; aber mit welchem Opfer ist diese Autonomie erkauft? Mit der Preisgabe ihrer höchsten erzieherischen Bestimmung! Uns Deutschen aber einen solchen Schritt zuzumuten, muß jedem ernsthaften Manne wie eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, die kaum einer Antwort wert ist. Denn noch, denke ich, hat unser Volk es nicht vergessen, daß von ihm zuerst der Grundsatz des allgemeinen Priestertums proklamiert worden ist, und wenn nicht alles täuscht, so stehen wir jetzt am Beginn, diesen Grundsatz in die Tat umzusetzen.

Scheidet also der Fall gänzlich aus, die Beseitigung von der geistlichen Aufsicht durch Errichtung von religionslosen Schulen herbeizuführen, so fragt sich, ist diese Beseitigung überhaupt möglich? Wer diese Frage frei von allen anderen Tendenzen rein aus dem inneren Zweck der Schule selbst zu beantworten sucht, wird sagen müssen: dieser Schritt ist nicht nur möglich, sondern er ist notwendig. — Die Schule ist eine integrierende Funktion der Einheit des staatlichen Lebens; als solche ist sie mit Rücksicht auf diese Einheit des Ganzen bestimmt, sonst aber muß sie die volle, ihrem Zweck entsprechende Bewegungsfreiheit haben, wenn sie nicht verkümmern soll. Dazu aber müßte es auf die Dauer kommen, wenn Funktionen anderer Art ihre Tätigkeit beschränkten oder durchkreuzten. Wir wollen nicht vergessen, daß Kirche und Schule im protestantischen Deutschland gewissermaßen eine Einheit bildeten, die sich erst im neunzehnten Jahrhundert endgültig zu differenzieren begonnen hat. Wie oben angedeutet wurde, ist diese Differenzierung durch den Minister Falk im Prinzip vollzogen worden; tatsächlich jedoch nicht so weit, daß der Kirche nicht noch gewisse Reservatrechte zugestanden worden wären. Gegen dieses letzte Stück kirchlichen Einflusses kämpft heut die Schule, und alle inneren Gründe sprechen für die Beseitigung dieser unorganischen Schulaufsicht.

Man sollte dabei nicht immer nur den Gesichtspunkt des „Nichtfachmännischen" geltend machen, weil dieser keineswegs den Ausschlag gibt. Denn, wenn die Volksschulpädagogik im neunzehnten Jahrhundert auch außerordentliche Fortschritte gemacht hat, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß unter den Theologen ihrer Anlage nach ebenso tüchtige Pädagogen sind, wie unter den Lehrern, und andererseits könnten Bestimmungen getroffen werden,

Digitized by Google

daß jene die pädagogischen Methoden und erforderlichen Fachkenntnisse sich in gründlicher Weise aneigneten. Damit fiele dann aber jener Grund fort. Durchschlagend ist vielmehr ein ganz anderes Moment; wobei freilich festgehalten werden muß, daß es sich zunächst nur um den Protestantismus handelt. Nämlich der organische Differenzierungsprozeß zwischen Kirche und Schule ist soweit vorgeschritten, daß eine Verkoppelung der einen dieser Funktionen mit der anderen auf die Dauer nur lähmend und schädigend wirken muß. Denn dadurch widerfährt der Schule das schlimmste, was ihr widerfahren kann, sie nimmt durch die Beeinträchtigung ihrer eigenen Funktion Schaden an ihrer eigenen Seele. Denn diese Seele ist wie bei allen organischen, lebendigen Gebilden die innere Einheit des Ganzen, deren Störung notwendig die Erkrankung oder den Tod des betreffenden Organismus zur Folge hat. Wohl sträubt sich die Kirche noch immer, die erfolgte Differenzierung zwischen ihr selbst und der Schule anzuerkennen; aber jene selbständige Abzweigung ist doch nun einmal aus der Totalentwicklung unseres Volksgeistes heraus tatsächlich ins Leben getreten und zwar zum Segen unseres Vaterlandes. Aus diesem Differenzierungsprozeß ergibt sich aber weiter mit zwingender Kraft, daß die religiöse Aufgabe, welche die Schule zu lösen hat, gemäß ihrer spezifischen Lebensidee eine andere ist und in anderer Form bewältigt werden muß als die der Kirche. Dringt also die Kirche nach wie vor darauf, daß die Schule den Religionsunterricht in derselben Weise behandle wie sie selbst, so lähmt sie damit nur die Kraft dieser Institution und macht die Wirkung der religiösen Schulerziehung dadurch illusorisch. Daß aber die Schule, sofern ihre Einheit beeinträchtigt wird, aufhört im höheren Sinn erzieherisch zu wirken, wird nur allzu nachdrücklich dadurch bewiesen, daß der Einfluß der Schule unter solcher Zwiespältigkeit dem materialistischen Ansturm der Proletarierbewegung gegenüber leider im Winde zerstiebt.

Wer trägt die Schuld daran? Nicht die Kirche an sich und nicht die Schule an sich; sondern die sich durchkreuzende und damit sich aufhebende Wirkung beider Instanzen. Wenn aber der Zweck der Erziehung vor allen Dingen und auf jeden Fall nur durch die straffe Einheit der ihr ganzes Werk beherrschenden Idee erreicht werden kann, so muß die Schule von sich aus diesen gefährlichen Zustand zu beseitigen streben. Sie würde jedoch ihrem protestantischen Geiste selber ungetreu werden, wenn sie

Digitized by Google

dieses Problem dadurch etwa lösen wollte, daß sie darauf drängte, den Religionsunterricht von sich auszuschließen und ihn ganz der Kirche zu überlassen. Gerade der umgekehrte Weg kann in unserem protestantischen Volke nur zum Ziele führen: *die Schule muß sich dazu erheben, daß sie die erste objektive Institution im Staate sei, welche endlich mit dem protestantischen Prinzip Ernst macht, mit dem Prinzip von dem allgemeinen Priestertum.*

Es ist die Zeit gekommen, wo diesem Grundsatz *nicht mehr bloß subjektive Anerkennung, sondern objektive Geltung* verschafft werden muß. Und die Schule ist nach dem Gange ihrer Entwicklung die erste Institution, welche zur Durchführung dieser Aufgabe auf ihrem Gebiet berufen ist; sie muß sich demnach vor allen Dingen als fähig erweisen, daß sie *diese Idee* tatsächlich zu realisieren vermag. Will sie also und muß sie ihrer Pflicht entsprechend alle ihre eigene Funktion durchkreuzenden Einflüsse beseitigen, so muß sie auch zeigen, daß die religiöse Idee unseres Volkstums von ihr selbständig und in immer reinerer Form im Werk der Erziehung zur Entwicklung gebracht wird. Diese Idee aber besagt in ihrer allgemein christlichen Form, daß Gott Geist ist, d. h. das unendliche Wesen, in dem alles lebt, webt und ist, sodann aber, daß dieser Gottesgeist Mensch geworden ist in Christo und daß in der gläubigen Hingabe an diesen unendlichen, gottmenschlichen Typus auch unser sinnlicher Mensch von der Ursünde der Selbstsucht befreit und in den Geist der allumfassenden, göttlichen Liebe verklärt ist. Die Idee des zum Protestantismus entwickelten Christentums aber besagt außerdem, daß wir diesen Christustypus, wie er im Geiste der christlichen Gemeinschaft lebt, ohne Vermittlung eines besonderen Priesterstandes selbständig in uns nicht nur zu ergreifen vermögen, sondern ergreifen sollen. Danach aber sondert sich auch die Aufgabe der Kirche und der Schule. Die protestantische Kirchengemeinschaft hat durch ihre dazu verordneten Geistlichen dafür zu sorgen, daß der in ihr bereits waltende Glaube an diesen in Christo menschgewordenen Geistestypus zu immer größerer Reinheit und Kraft entwickelt werde. Die Schule dagegen hat die Aufgabe, das Kind aus seiner noch sinnlichen Natur erst zu einem geistigen Wesen zu erziehen, nicht nur durch den speziellen Religionsunterricht, sondern vor allem auch dadurch, daß es angehalten wird, keinen Lehrgegenstand und keine Willens-

Digitized by Google

tätigkeit anders als in Beziehung auf das Ganze, auf den Geist, auf Gott aufzufassen, bis daß es fähig werde, sich selbst mit seinem ganzen Dasein, mit all seinen Wünschen und seinem ganzen Tun nur in der geistigen Einheit mit dem Geiste Gottes zu denken, zu fühlen und zu wollen. In dieser Idee läßt sich das ganze Erziehungswerk mit all seinen Fächern ohne Widerspruch in der zentralen Einheit des religiösen Gedankens zusammenfassen. Denken wir uns nun den idealen Fall, daß der rein religiöse Geist einer solchen Erziehung in dem Glaubenstypus der Christusgestalt, wie sie im Kultus der Kirchengemeinschaft entwickelt ist, dann von dem so herangebildeten Kinde lebendig angeschaut und erkannt wird als das, was sein wahrhaftes Leben ausmacht, — so wäre die innere Uebereinstimmung der Kirche und Schule mit Freiheit erreicht. Und nur so darf sie erreicht werden, wenn anders das reformatorische Prinzip in dem Schriftchen „von der Freiheit eines Christenmenschen" den religiösen Sinn unseres Volkstums erfaßt. Trifft jene Uebereinstimmung dagegen nicht zu, so wäre das ein sicheres Zeichen, daß entweder die Kirche oder die Schule in der Entwicklung ihrer Aufgabe zurückgeblieben wäre, und es müßte dann notwendig das Bestreben entstehen, das Versäumte nachzuholen. So wäre dann statt der einseitigen Bevormundung der Schule durch die Kirche eine freie Wechselwirkung zwischen diesen beiden Kulturmächten hergestellt.

Wie sich dieser weitere Verlauf aber auch immer vollziehen möge, das Eine muß als innere Notwendigkeit erkannt werden, daß die Schule die ihr gebührende Autonomie nur dadurch erreichen kann, daß sie sich ihres eigenen priesterlichen Amtes im protestantischen Sinn bewußt werde und selbständig den religiösen Geist unseres Volkstums zum Fundament ihrer ganzen Erziehungsarbeit mache. Gewiß eine gewaltige Aufgabe, so gewaltig, wie sie noch nie dem Schulwesen eines Volkes erwachsen ist; aber eben darin zeigt sich der lebenschöpferische Geist des Protestantismus, daß er alle Seelenmächte zu freier Selbstbestimmung entbindet und in die höchste Spannkraft versetzt. *Die Freiheit der Schule wird in unserem protestantischen Staatswesen nicht erkämpft durch den Verzicht auf den religiösen Unterricht, sondern durch die Objektivierung der Idee des allgemeinen Priestertums.*

Der Lösung dieses Problems aber ist nichts hinderlicher als die Simultanisierung. Denn die Schule kann die gekenn-

Digitized by Google

zeichnete Einheit und Freiheit ihrer Funktion nur als protestantische Schule im Dienste des gesamten Staats- und Gemeindewesens erreichen. Und das beruht darauf, weil im Katholizismus der differenzierende Entwicklungsprozeß zwischen Kirche und Schule weder zum Ausdruck gekommen ist, noch jemals zum Ausdruck kommen kann, solange es eine feste, in sich geschlossene römische Kirche gibt. Werden daher in der Simultanschule die Interessen der protestantischen Schule aufs engste mit denjenigen der katholischen verknüpft, so muß die ganz andersartige Entwicklungsbestimmung jener dadurch auf das nachdrücklichste beschwert werden. Denn gerade dadurch, daß der Simultanschule eine gewisse Nivellierung des Religiösen anhaftet, verhindert sie die freie Entfaltung derjenigen Bestrebungen, welche der protestantischen Schule durch die vollkommene Verwirklichung ihrer religiösen Bestimmung allein die volle Autonomie zu sichern vermögen. Dieses Ziel kann nur in der protestantischen Schule und durch sie verwirklicht werden. Solange aber die Simultanschule nicht wenigstens prinzipiell aufgehoben worden, bleiben auch die protestantischen Kräfte gebunden und müssen sich notwendig das Aufsichtsrecht beider Kirchen gefallen lassen. Auf dem Boden der paritätischen Schulen ist es demnach unmöglich, die Idee der spezifisch protestantischen Schulfreiheit ins Leben zu rufen, weil es diesen Schulen von Natur versagt ist, der Erziehung denjenigen religiösen Charakter zu geben, den sie durch sich selbst realisieren muß, wenn sie von der geistlichen Aufsicht losgesprochen sein will. Das ist der Grund, weshalb mit Fug und Recht der Satz an die Spitze gesetzt wurde: wer für die Erhaltung der Simultanschule eintritt, ist gegen die Durchführung der Schulautonomie. Vielmehr geht aus dieser Darlegung der Sachlage mit innerer Folgerichtigkeit hervor, daß der erste vorbereitende Schritt zur Erlangung jenes Zieles die Annahme des dahin formulierten Antrages ist: „In der Regel sollen die Schüler einer Schule derselben Konfession angehören und von ihrer Konfession unterrichtet werden."

Digitized by Google

Die Grenzen des menschlichen Vorstellungsvermögens.

Von

Adolf Matthaei.

Man hat das menschliche Auge oft mit einem photographischen Apparat verglichen, und vielleicht verhält es sich sogar wirklich so: Die Netzhaut ist die lichtempfindliche Platte, die Augenlinse entspricht dem Objektiv. Ja, der Vergleich läßt sich noch weiter führen. Die vom Auge aufgenommenen und im Zentralorgan verarbeiteten Bilder werden mehr oder weniger ordentlich in den Schubfächern der Erinnerung aufbewahrt, die bei gegebenem Anlaß Abzüge davon nimmt. Wie aber der Photograph sich aufs Retouchieren und Einkopieren verstehen muß, hier Stücke eines allzu unbescheidenen Fußes amputiert, dort von dem einen Bilde den Kopf verwendet, um ihn auf den Rumpf eines andern zu zaubern, so verbindet auch die Phantasie ursprünglich nicht zusammengehörige Stücke mit einander und setzt z. B. aus Löwen, Stier, Adler und Menschen den Cherub zusammen. Darf man noch einen Schritt weiter gehen? Wenn der Mensch außer den Erinnerungs- und Phantasiebildern noch allgemeine Vorstellungen und Begriffe besitzt, so ist wohl gar die Etikette jedes Schubfaches zur leichteren Auffindung des Einzelnen mit einer Zeichnung versehen, welche die in bunter Mannigfaltigkeit neben einander gelagerten Gestalten nach ihren allgemeinen und gleichartigen Umrissen skizziert und etwa eine Nase zeigt, die weder semitisch noch germanisch, weder blaß noch kupferfarben, weder spitz noch stumpf, sondern eben nur Nase ist? So wäre denn ein wohlregistriertes Panorama fertig, das Wirklichkeit sowohl wie Märchenwelt umfaßt, oder eigentlich noch viel mehr; da Geruch, Geschmack und die übrigen Sinne gleichfalls geschäftig sind, neue Vorstellungen dem Menschen zuzuführen, so

Digitized by Google

birgt sich in ih
erlebbaren und
Inhalt, der daz
entrückt ist! W
kommnungen de
die engen Grenz
äußeren Natur e
im Triumphgefü
Reichtum der ih
kammern durchm
deren Inhalt vo
erweisen.

Einen kleine
des Vorstellungs
Erkenntnisvermö
Berkeley durch se
nicht aus geistige
Philosophie den
manchen vorhin
welchem der Vor
stutzig gemacht;
nommenen Beis
Einbildung zu Fe
und abstrakte V
Bezeichnung der
Locke es nur für
bilden, welches
ausscheidet, weld
weder gleichseitig
dieses alles und
Berkeley ironisch,
Fähigkeit besitzt,
sie ihm abdisputi
unmöglich, durch
abstrakte Idee z
ob man ein bes
allgemeinen, von
seine Winkel zus
Auffassung der
Art der Betr

Digitized by Google

Satzes kann man nicht anders als sich ein besonderes Dreieck, z. B. ein schiefwinkeliges vorstellen; aber man *achtet* dann nicht auf diese besondere Eigenschaft, sondern nimmt nur auf diejenigen Eigenschaften beim Beweise Rücksicht, welche allen Dreiecken gemeinsam sind.

Obwohl hierbei Berkeleys leidenschaftlicher Eifer der unrichtigen Annahme entspringt, als wäre es eben diese eingebildete Fähigkeit der Abstraktion, welche den Menschen dazu verführe, die Wahrnehmungen seiner Sinne aus dem eigenen Ich herauszuheben und in eine gar nicht vorhandene Außenwelt zu verlegen, so sind doch seine Betrachtungen über die abstrakten Ideen, von denen hier nur einige Hauptpunkte haben herausgegriffen werden können, noch heutzutage sehr lesenswert, da der von ihm bekämpfte Irrtum immer wiederzukehren droht. Es haben auch gerade die von Berkeley so ironisch behandelten „Gelehrten" seine Gedanken als richtig anerkannt und weitergesponnen. Das gilt gewiß auch von Wundt, der zwar von Begriffsvorstellungen spricht, die sich in sehr auffallender Weise durch ihre Unbestimmtheit und Veränderlichkeit von den Phantasievorstellungen unterscheiden, aber doch zugibt, daß dabei irgend eine einzelne Vorstellung als Stellvertreterin des Begriffs gewählt wird, womit sich das in der Regel nur in der Form eines Gefühles (Begriffsgefühl) zum Ausdruck kommende Bewußtsein der bloß stellvertretenden Bedeutung verbinde (Grundriß der Psychologie S. 312). Es läßt sich hinzufügen, daß solche Einzelvorstellungen, welche den Begriff vertreten, zuweilen ohne Schaden für dessen Richtigkeit sogar ganz charakteristische oder mit Fehlern behaftete sind. Es kann jemand zu einer durchaus gerechten Würdigung der englischen Nation gelangt sein und sich ebenso ausführlich wie zutreffend über die Eigentümlichkeiten ihrer Rasse verbreiten, und doch spielt ihm dabei die neckische Phantasie den Streich, daß sie ihm beständig einen Engländer mit rotem Backenbart, karrierten Beinkleidern und hellem Zylinder, wie er auf der Bühne dargestellt zu werden pflegt, vor seinem innern Auge tanzen läßt. Oder ein anderer ist außer stande, sich den Krebs anders als rot vorzustellen und kann trotzdem von seiner Natur eine sehr richtige Kenntnis besitzen, wenn er sich nur im selben Augenblick sagt, daß die Farbe des Panzers für den Krebs unwesentlich ist und daß nur wenige Arten in ungekochtem Zustande rot aussehen. Fälle dieser Art zeigen am deutlichsten, wie das Denken die Vorstellungen bearbeitet, um sie in Begriffsvor-

Digitized by Google

stellungen zu verwandeln: einige Merkmale werden negiert, andere werden gesetzt und dabei die notwendigen und wesenbestimmenden von den nebensächlichen unterschieden. Aber die Vorstellungen gehorchen der Reflexion nicht immer, und wo diese an das Vorstellungsvermögen das Ansinnen stellt, abstrakt zu werden, so kann es nur so viel leisten, daß es die von ihr nicht gewollten Merkmale verflüchtigt oder, die Starrheit derselben auflösend, das Bild auf und ab wogen läßt.

Es mag hinzugefügt werden, daß es sich nicht anders mit der Verneinung der Begriffe verhält. Bei vielen mit der verneinenden Vorsilbe „un" gebildeten Adjektiven läßt sich das nicht einsehen, weil sie der Bedeutung nach, über die bloße Verneinung hinausgehend, in das konträre Gegenteil des Stammwortes umgeschlagen sind. Eine ungesunde Wohnung ist nicht eine solche, die nur der Gesundheit keine Förderung bietet, sondern eine gesundheitschädliche; ähnliche Beispiele sind: unschön = dem Auge mißfallend, unfreundlich = abstoßend, unmenschlich = grausam. In anderen Fällen tritt an die Stelle des verneinten Begriffes die Vorstellung einer mit demselben verbundenen Empfindung (fieberfreie Augenblicke sind solche, in denen der Kranke sich behaglicher Kühle erfreut), oder er wird an einer von ihm ausgehenden äußeren Wirkung vorgestellt (eine farblose = eine durchsichtige Flüssigkeit). Hier aber handelt es sich um wirkliche Verneinung, wie sie beispielsweise in den Verbindungen vorliegt: ein uneingehegtes Stück Land, ein unblutiger Kampf, ungezuckerte Erdbeeren, eine schmerzlose Operation. Solche Fälle machen darauf aufmerksam, daß es verneinte Vorstellungen als solche nicht gibt, sondern den Akt der Verneinung übt das Denken, ähnlich wie den der Abstraktion, an den entsprechenden positiven Einzelvorstellungen, die es auch bei energischem Wollen nicht völlig verdrängen, sondern höchstens auf ein augenblickliches Aufflackern beschränken kann. Eine verneinte Vorstellung gleicht daher mehr einem Blatte mit durchstrichenen Schriftzügen als einem solchen, auf dem die Schrift wirklich ausgelöscht ist.

Das alles ist ganz selbstverständlich; aber wegen der für praktisches Gebiet zu ziehenden Schlußfolgerungen ist es vielleicht doch nicht überflüssig, es sich immer aufs neue zu vergegenwärtigen. Gehässige Ausstreuungen bleiben nicht ohne Wirkung, selbst wenn ihre Haltlosigkeit alsbald erkannt und die der verleumdeten Person aufgebürdeten Eigenschaften bestimmt verneint werden. Die bis-

Digitized by Google

herige Reinheit des Bildes ist einmal getrübt; denn gar zu leicht weckt in Zukunft der Name der Person die Vorstellung des mit ihr in Verbindung gebrachten Fehlers, die man trotz aller Negation nicht völlig loswerden kann. Auch in diesem Sinne gilt der Erfahrungssatz: „Semper aliquid haeret", auf den übrigens ebenso die alte pädagogische Weisheit hinausläuft, daß es mehr Wert hat, einem Fehler vorzubeugen als ihn in einer Schülerarbeit siebenmal anzustreichen. Wenn ferner jedes Verbot die Verneinung eines positiven Tuns oder des Willens dazu in sich schließt, so gilt es für Eltern und Erzieher, eine doppelte Klippe zu vermeiden: Es ist eine ernste Pflicht, die Jugend vor den sittlichen Gefahren zu warnen, in welche die Zukunft sie voraussichtlich hineinführen wird; doch darf dabei nicht vergessen werden, daß schon die durch das verbietende oder warnende Wort geweckte Vorstellung den Zustand naiver Unschuld aufhebt. Nahe liegt es, dabei an sexuelle Verhältnisse zu denken, aber auch sonst liegen Beispiele nicht fern. Eine Schulbehörde hatte wegen häufiger Konflikte der großstädtischen Jugend mit der Polizei die Schüler durch die Schulvorsteher davor warnen lassen, an den Gaslaternen in die Höhe zu klettern oder gar sich an den Gashähnen zu versuchen. Mit gutem Recht vermied es der Leiter einer Anstalt, deren Schüler sich vorwiegend aus der Landbevölkerung rekrutieren, diese Warnung zu verkünden, um seine Schuljugend nicht auf den ihnen bis dahin ganz fernliegenden und unerhörten Gedanken zu bringen, daß Gaslaternen sich auch zu Turnübungen und zum Unfugstiften eignen! Die gleiche Schwierigkeit kennt ja auch jeder aus der Uebung der Selbstzucht; man verbietet sich, die Erinnerung an eine erfahrene Kränkung oder an eine erlebte Unannehmlichkeit zu erneuern, ein häßliches Bild aufkommen zu lassen, und gerade im Augenblick der Verneinung ist es da!

Es sind also nur enge Grenzen, innerhalb deren das Vorstellungsvermögen den Ansprüchen des abstrahierenden und des verneinenden Denkens nachkommen kann. Wie steht es nun mit unserer Fähigkeit, bestimmte einzelne Dinge vorzustellen? Die Prüfung wird sich auf Lebhaftigkeit, Vollständigkeit und Umfang der Vorstellungen erstrecken müssen, sowie auf den Grad der Sicherheit, mit der auf ihr Eintreten zu rechnen ist.

Bei dem Durchschnittsmenschen mag die höchste erreichbare Lebhaftigkeit und Deutlichkeit den Vorstellungen zukommen, welche häufig angeschaute Objekte, besonders gilt das von Personen, im

Digitized by Google

Innern zurücklassen. Daraus erklärt sich nebenbei gesagt daß der Vorstellungskreis, d. h. der Komplex leicht reproduzierbarer Vorstellungen, nach Beruf, Stand, Alter und Geschlecht verschieden ist. Ein Hirte wird die Tiere seiner Herde, ein Ingenieur die Teile einer Maschine, eine Mutter kleine Kinder, Mädchen ihre Puppen sich am klarsten vorstellen. Aber auch diese Vorstellungen leiden an mehreren Uebelständen. Erstens gibt es Personen, zu denen sich mein verstorbener Lehrer Prof. Schuster in Leipzig rechnete, welche es überhaupt nicht zur Vorstellung der farbenreichen Außenwelt bringen können, für welche also alle Objekte der Vorstellung in ein einförmiges Grau gekleidet sind. Es wäre interessant festzustellen, wie weit diese Farbenblindheit der Phantasie, welche bei den vorwiegend mit abstrakten Dingen beschäftigten Gelehrten nicht selten sein soll, verbreitet ist. Doch auch die Glücklichen, denen dieser Mangel so fremd ist, daß sie sein tatsächliches Vorkommen bezweifeln möchten, werden eingestehen müssen, daß die Gestalten ihrer Phantasie an Frische, Glanz und Mannigfaltigkeit der Farbe sehr erheblich hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, ja daß sie meist erst, wenn die Aufmerksamkeit sich absichtlich auf diese ihre Eigenschaft richtet, Farbe erhalten, während sie sonst etwas schemenhaft im Halbdunkel dahinwandeln.

Ferner sind die Bilder unserer Erinnerung und Phantasie außerordentlich lückenhaft, worauf man erst recht aufmerksam wird, wenn man sie nachzeichnen soll. Die unglückseligen Gebilde, die dann meist zum eigenen Entsetzen des ungeschulten Zeichners auf dem Papier entstehen, erklären sich nur zum teil aus der Ungeschicklichkeit der Hand und mangelhafter Beobachtung; denn selbst wo die Anschauung unmittelbar vorausgegangen ist und der Gebrauch des Lineals verstattet wird, gelingt es dem Durchschnittsmenschen nicht, auch nur die einfachen architektonischen Linien eines Gebäudes oder eines Turmes einigermaßen befriedigend wiederzugeben. In der Regel verleiht erst lange Uebung die Fähigkeit, geschaute Umrisse so festzuhalten, daß sie wenigstens stückweise, den Strichen der Skizze folgend, klar vor das geistige Auge des Zeichners treten. Kein Wunder auch, daß der Quartaner im ersten französischen Diktat, das sich aus lauter bekannten und fleißig gelernten Vokabeln zusammensetzt, 30 Fehler macht! Denn die Schriftbilder fremdsprachlicher Wörter sind demselben traurigen Verhängnis ausgesetzt, lückenhaft auszufallen oder ihre Teile durcheinander zu schieben!

Digitized by Google

Was nun den räumlichen Umfang der den Gesichtswahrnehmungen entsprechenden Vorstellungsbilder betrifft, so füllen sie wohl selbst im Traum schwerlich das volle Feld, welches das Auge überblickt; im Wachen beschränken sie sich auf einen kleinen Ausschnitt des Gesichtsfeldes, welcher wie nach Breite und Höhe, so auch hinsichtlich der Tiefe beschränkt ist, so daß die Gestalten sich wenig plastisch, meist silhouettenartig darstellen. Mit der Kleinheit des Ausschnittes mag es zusammenhängen, daß man im allgemeinen von größeren Körpern nur einzelne Stücke, von Personen das Gesicht vor sich sieht, die übrigen Teile erst successive, und daß eine Landschaft oder eine größere Zahl von Personen, wie z. B. ein Trupp Soldaten, nur in photographischer Verkleinerung vorstellbar ist. Obwohl man ferner erwarten könnte, daß für die Vorstellung nicht dieselben Hindernisse bestehen wie für den Blick des Auges, für welches einmal wegen seiner Lage in den Augenhöhlen alles rückwärts Liegende verdeckt ist und erst durch Drehung des Kopfes sichtbar wird, so hat doch schon Fechner bemerkt, daß es schwer ist, Vorstellungsbilder *hinter* sich zu sehen; vielleicht läßt sich auch die weitergehende Behauptung wagen, daß in der Regel, d. h. wo bestimmte Absicht nicht entgegenwirkt, der von dem Vorstellungsvermögen beherrschte Raumabschnitt vorn zwischen den Augenaxen liegt, und zwar nicht innerhalb der deutlichsten Sehweite, sondern in so weitem Abstande, wie wir die Dinge am häufigsten sehen. Legt man sich daher ins Bett, so steigen bei Rückenlage die Phantasiebilder bis an die Decke; wendet man sich auf die Seite, so folgen sie auch dieser Bewegung. Treffend beschreibt Schiller diese ihre treue Gefolgschaft, wenn es im „Siegesfest" heißt:

„**Um** das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her."

Wenn man nur den oft unbequemen und aufdringlichen Gästen nicht trotzdem buchstäblich „ins Gesicht" blicken müßte! Noch einleuchtender, und daher in bekannten Redewendungen vorausgesetzt, ist die räumliche Gebundenheit der von den anderen Sinnen hinterlassenen Vorstellungen. Auch in der Erinnerung meint man mit der Zunge zu schmecken, und das lebhafte Kind „schmatzt dabei vor Vergnügen". Dem Musikenthusiasten klingen die Melodien der Oper, die er im Theater gehört hat, noch Tage lang „in den Ohren". Wer von angenehmen Braten- und Backstubendüften liest und überhaupt fähig ist, solche Reize nachzubilden, spürt förmlich, wie ihm der Wohlgeruch durch die Nase einströmt. Die Tast-

Digitized by Google

gefühle endlich lokalisieren sich auch für die Erinnerung am liebsten in den Fingerspitzen, während es dem jungen Mädchen, das mit der Toilette für den Ball beschäftigt ist, schon bei dem Gedanken an den bald beginnenden Walzer „in den Fußspitzen zuckt". Wenn also in gewissem Sinne das Vorstellungsvermögen sich über die räumlichen Schranken erhebt, so ist es in anderem doch merkwürdigerweise an sie gebunden und wird in seiner Tätigkeit durch den Bau und die Lage der Sinnesorgane bedingt.

Endlich sind die Vorstellungen, die wir erworben zu haben meinen, doch ein etwas fragwürdiges Besitztum. Es kam schon gelegentlich zur Sprache, daß ihre Verdrängung dem Willen durchaus nicht immer gelingt; ebenso ist bekannt, daß wir nicht nach Belieben über sie verfügen, sondern daß ihr Auftauchen im Bewußtsein an gewisse Bedingungen, die sogenannten Gesetze der Assoziation, gebunden ist. Daß sie aber überhaupt in unseren Besitz übergehen, ist außer von der Häufigkeit der sie erzeugenden Sinneswahrnehmungen in hohem Grade von dem Gefühlswert abhängig, den sie für uns haben, und von der Intensität des Lust- oder Schmerzgefühls, welches das Erlebnis begleitete. Jedoch ist darauf wieder nicht mit unbedingter Sicherheit zu zählen. Es gibt junge Leute, die mit großer Leidenschaft an der Braut hängen und während des Zusammenseins mit ihr keinen Blick von dem geliebten Antlitz wenden; aber zu ihrem eigenen Aerger mißlingt es ihnen, sich das Bild der Abwesenden deutlich zu vergegenwärtigen. Wohlverstanden, es ist nicht die Erinnerung ganz erloschen: es bleibt die Vorstellung ihres Wesens, man hört vielleicht ihr heiteres Lachen, sieht die anmutige Bewegung der Glieder; eigensinnig nur entzieht sich das ersehnte Gesicht der Betrachtung durch das innere Auge. Nicht anders ergeht es oft, obwohl das noch einen besonderen Haken haben kann, mit der Vergegenwärtigung des eigenen lieben Bildes, das man doch wahrlich häufig genug zu sehen bekommt, und es mag noch heutzutage zutreffen, wenn der Apostel Jakobus bemerkt, daß der Mensch, nachdem er sich im Spiegel beschaut hat, davongeht und vergißt, wie er gestaltet war. Dieselbe Erfahrung wird aber auch mit unangenehmen und schmerzlichen Empfindungen gemacht. Wenn es heißt: gebranntes Kind scheut das Feuer, so gilt das doch keineswegs allgemein. Manche Kinder müssen erst verschiedene Male die „Feuerprobe" durchmachen, ehe sie sich merken, wie das sich anfühlt. Und wie die junge Mutter in kürzester Frist die Nöte zu vergessen pflegt, unter denen sie ihrem Liebling das

Digitized by Google

Leben geschenkt hat, so fehlt es überhaupt an Erwachsenen nicht, aus deren Gedächtnis überstandenes Ungemach rasch schwindet. Darauf beruht es ja auch zum guten Teil, daß mit der Abschreckungsmethode so geringe Erfolge erzielt werden und daß so viele erst „fühlen" müssen, weil sie nicht „hören wollen", oder richtiger ausgedrückt, weil die gehörte Warnung oder Drohung keine lebhafte Vorstellung des zu erwartenden Unheils hervorgerufen hat. Bei dem einen haften besser die freundlichen, bei dem anderen die trüben Erinnerungen, weswegen Optimisten und Pessimisten sich trotz aller Theorien nie über den Wert des Lebens einigen werden. Ziemlich allgemein aber läßt sich die Beobachtung machen, daß die Menschen für kleine Unannehmlichkeiten ein auffallend zähes Gedächtnis haben. Wer in einem Buche etwas sucht und findet die gewünschte Stelle nicht sogleich, pflegt auszurufen: Natürlich wieder erst auf der letzten Seite. Der Knabe, der sein Butterbrot fallen läßt, meint ärgerlich, wenn er es beschmutzt aufhebt: Das hatte ich mir wohl gedacht, daß es wieder auf die mit Butter bestrichene Seite fallen würde! Es ist nicht glaublich, daß wirklich alle Menschen als Pechvögel zur Welt kommen, und die Wahrscheinlichkeitsrechnung lehrt für den letzteren Fall unzweifelhaft, daß Butterbröte genau so oft auf die rechte wie auf die unrechte Seite fallen. Die Täuschung entsteht nur dadurch, daß die Fälle ersterer Art als vermeintlich selbstverständliche unbeachtet bleiben, während die ungünstigen Fälle sich wegen des mit ihnen verbundenen Aergers einprägen und sich zu einer solchen Summe addieren, daß man meint, die koboldartige Tücke des Zufalls als ausgemachte Tatsache hinstellen zu dürfen! Nach dieser kurzen Bemerkung, welche auch dem Aerger seinen Wert, nämlich als Stütze der Erinnerung, hat wahren wollen, mag noch einmal betont werden, daß das Interesse zwar für die sichere Aneignung und leichte Wiedererzeugung der Vorstellung eine beachtenswerte Rolle spielt, daß es aber leider dennoch dem Vorstellungsvermögen eine völlig zuverlässige Ausübung seiner Funktion nicht verbürgt.

Da sind schon allerlei Klagen über die dem menschlichen Vorstellungsvermögen gezogenen Grenzen laut geworden! Ob der Leser den vorgebrachten Bemängelungen, mit so mancherlei Einschränkungen sie auch nur geltend gemacht sind, nach einem vorurteilslosen Blick in das Getriebe des eigenen Seelenlebens zustimmen wird? Glücklich, wer ihnen widersprechen darf und für seine Person zur Klage keinen Anlaß hat! Es ist auch ohne weiteres zuzugeben,

Digitized by Google

daß es zwei Kategorien glücklicherer Wesen gibt; das sind die Kinder und die Künstler. Volle, klare, farbenkräftige Bilder, wie sie dem Erwachsenen selten anders als bei behaglicher Ruhe mit geschlossenen Augen kommen und dann, besonders wenn sie sprungweise und unvermittelt auftreten, Vorboten des nahenden Schlafes sind, beschäftigen ganz gewöhnlich — natürlich finden sich auch phantasiearme Kinder — das spielende, lesende, im Wachen träumende Kind. Die vollständige Gestalt einer Rothaut sieht der Knabe im Kampfgewühl blitzenden Auges den Tomahawk schwingen oder fühlt sich selbst im rasenden Galopp, daß der weiße Staub aufwirbelt, auf kohlschwarzem Pferde über die Chaussee reiten. Und was sonst noch für Schmetterlinge in freiem Fluge über die Seele des Kindes hinhuschen mögen? Selten gelingt es, am wenigsten dem Kinde selbst, diese flatterhaften Gebilde zu ergreifen oder gar festzuhalten. Eine nicht geringe Rolle spielen ja auch für die Phantasie des Kindes die biblischen, vor allem die alttestamentlichen Gestalten. Ich hörte einmal einen neunjährigen Knaben die Josephsgeschichte in raschestem Tempo und mit feurigem Interesse so erzählen: „Es war einmal ein *sehr* reicher Mann, der hieß Potiphar; der hatte eine *ganz* schlechte Frau. Die sagte zu Joseph: Du sollst vor mir knieen und mich anbeten! Da sagte Joseph: Ich bete *nur* Gott den Herrn an, und wollte rasch weglaufen. Da riß sie ihm ein Stück von seinem *bunten* Rock ab." Also eine Anschaulichkeit der Erzählung, die sich bis auf die Farbe des Gewandes erstreckt! Und acht Jahre später, als der muntere Erzähler von damals Primaner war, wurde er für einen höchst nüchternen, gedankenarmen jungen Mann erklärt! Mag immerhin die Schule mit ihrer einseitigen oder doch vorwiegenden Ausbildung des reflektierenden Denkens für diesen Erfolg mit verantwortlich sein; im ganzen ist das doch der natürliche Gang der menschlichen Entwicklung. Abnahme der Phantasie ist leider nicht erst dem Greisenalter vorbehalten; sie vollzieht sich, wie am deutlichsten die mehr und mehr zurücktretende Freude am Spiel bekundet, sehr frühzeitig.

Dauernde Jugendlichkeit in diesem Sinne ist dagegen der beneidenswerte Vorzug des Künstlers, über dessen freies Schaffen doch auch ein Wort gewagt werden muß, obwohl nur der Künstler selbst darüber authentische Auskunft geben könnte. Hier ist es erst von Wichtigkeit, einen Unterschied zu machen, der bisher vernachlässigt werden durfte. In ihren Elementen gleichen sich Erinnerungs- und Phantasievorstellungen, von denen so lange unterschiedslos ge-

Digitized by Google

sprochen wurde, durchaus, wie natürlich, da die Phantasie, so weit auch oft die Kluft zwischen ihr und der Wirklichkeit zu werden scheint, dennoch nur aus ihr und der Erinnerung ihr Material entnehmen kann. Aber hinsichtlich des Maßes, der Verbindung und planmäßigen Gruppierung der Elemente unterscheidet sich doch die Phantasie wesentlich von jener. Auf diesem Gebiete nun liegt der die Künstlernatur vor allen auszeichnende Vorzug. Aber zum künstlerischen Schaffen gehört mehr als Lebhaftigkeit und Fülle der Phantasiebilder und passive Hingabe an ihr Spiel, welche auch dem träumenden Kinde und dem für Augenblicke der Muße sich vom Zwange strengen Denkens lösenden Gelehrten nicht fremd ist; auch den Geistern gegenüber, die in seiner Phantasie sich durch einander tummeln, muß der Künstler sich als der rechte Meister erweisen, indem er sie gebieterisch zwingt, sich an ihren Platz zu bescheiden, sich seinem Plane und dem in ihm waltenden Gesetz der Schönheit zu fügen. Es fragt sich, ob der Künstler dabei den vorher geschilderten Grenzen des Vorstellens entrückt ist. Wenn es bei Schiller heißt:

> Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
> Steht das Bild vor dem entzückten Blick,

so müssen wir es ihm wohl glauben, daß in glücklichen Augenblicken bei Beginn seines Schaffens die ihn begeisternde Gestalt mit der Deutlichkeit eines wirklichen Erlebnisses vor seine Seele trat. Kläglich steht es ja auch um den Dichterling, der von Tag zu Tage das für das Feuilleton bestellte Stück seines Romans schreibt, ohne selbst zu ahnen, welchen Verwickelungen oder Entwickelungen sein Held in der folgenden Zeitungsnummer entgegen gehen wird! Doch ist anzunehmen, daß das Normale auch hier in der Mitte liegt.*) Zwar muß die Idee des Ganzen der Ausführung der Teile vorausgehen; aber was vom Künstler bewältigt werden muß, ist doch nicht nur „des Meißels sprödes Korn" oder die Unzulänglichkeit der von der Sprache geprägten Ausdrucksmittel, sondern es gilt, die erst in ihren allgemeinen Umrissen fertige und noch halbverhüllte Idee, mit deren Entstehung das künstlerische Schaffen beginnt, in ihren Teilen zu erfassen und, den Fortschritten der äußeren Arbeit vorauseilend oder sie begleitend, im Innern klar auszugestalten.

*) Lotze, Mikrokosmus II S. 259: Das Kunstwerk bleibt als Konzeption in der Phantasie des Künstlers immer eine fragmentarische und lückenvolle Schönheit.

Digitized by Google

Aber es wird Zeit, daß wir zu uns Menschen gewöhnlichen Schlages zurückkehren, denen die freischaffende Phantasie nur in geringem Grade und auf beschränktem Gebiete zu Gebote steht, wie etwa ein Schachspieler mit überraschender Sicherheit und Klarheit nur die mögliche Entwicklung der Figuren auf dem Brett voraussieht. Oder sollte auf eine größere Leistungsfähigkeit der Phantasie aus der von jedermann gemachten Erfahrung geschlossen werden können, daß das wirkliche Erlebnis so häufig unsere Erwartungen täuscht? Der Tourist, der lange seinen Sinn auf die Ersteigung des Brockens gerichtet hatte und nun seine Blicke von der Höhe über die weite Ebene schweifen läßt, oder wer nach Durchwanderung der heiligen Stätten von der Palästinareise zurückkehrt, meint vielleicht unmutig: „Das habe ich mir doch ganz anders vorgestellt." Das klingt so, als habe man sich vorher von der Landschaft oder von dem Lande samt dem Leben und Treiben seiner Bewohner ein ganz genaues Bild gemacht und finde nun, daß die Wirklichkeit den Vergleich mit dem Phantasiebilde nicht aushalten könne. Wer sich aber auf sich selbst besinnt, wird in vielen Fällen doch zugeben müssen, daß wenig von dem allen vorher in ihm bestimmte Gestalt angenommen hatte; der gewöhnliche Grund der Enttäuschung ist vielmehr der, daß mit dem Namen der noch unbekannten Gegend die Vorstellung einer lebhaften Empfindung zusammenhing, die man von der wirklichen Anschauung sich versprach. Denn das ist freilich etwas jedem sehr Bekanntes, daß sich in sehnsuchtsvollem Ahnen an die Vorstellung jedes je erlebten Lustgefühles der Gedanke knüpft, daß es einer Steigerung und immer noch einer weiteren Steigerung fähig sei.

Eine weit allgemeinere Rolle ist jedenfalls der *nachbildenden* Phantasie zuzuerkennen, welche ihren Anhalt am geschriebenen oder gesprochenen Wort, an Abbildern oder an Verkörperungen der Idee hat, die im Geiste eines andern geboren ist. Kein Wunder, daß auf dem Wege der Uebertragung von Geist auf Geist manches verloren geht und daß unter Umständen die Nacherzeugung ganz verfehlt wird! Sehr weit kommt die bildende, und mehr noch die dramatische Kunst, auf die daher als Beispiel verwiesen werden kann, auch dem Phantasiearmen entgegen, so weit, daß der Zweifel entstehen könnte, ob hier für die Phantasie noch irgend etwas zu tun übrig bleibt, da es scheinbar nur darauf ankommt, die Vorgänge zu schauen, die sich auf der Bühne abspielen. Aber während des Schauens ist doch die Phantasie in

Digitized by Google

doppelter Beziehung wirksam: unmerklich verschmilzt mit der Gestalt des Darstellers, die doch im Grunde ein ganz anderes Wesen ist, das durch die Worte des Dichters erzeugte Phantasiebild zu einer Einheit, und anderseits befähigt nur die Phantasie dazu, das Geschaute aus dem Rahmen der nüchternen, durch Kulissen und Parkettsitze gegebenen Wirklichkeit herauszuheben und in eine teils erträumte, teils durch die Dichtung geschaffene Welt hineinzuversetzen. Eine diesen Ansprüchen entsprechende Illusion sucht man gewiß vergeblich bei dem gewöhnlichen, mit Lorgnon und Opernglas operierenden und in erster Linie die Leistung des Schauspielers bekrittelnden Theaterpublikums. Aber sie kommt doch, und zwar nicht nur bei Kindern, Gott sei Dank nicht allzu selten vor; denn immerhin ein halbes Bewußtsein von der wirklichen Umgebung zu ihrem Wesen zu rechnen, berechtigt uns die klassische Beschreibung, die Schiller in den Kranichen des Ibykus von der Illusion gibt:

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jedes Herz.

Größere Schwierigkeiten als dem Zuschauer stellen sich dabei dem Schauspieler entgegen, der, die Stufe des Lampenfiebers als überwunden vorausgesetzt, sich über das häßliche Milieu der Bühne mit ihren zweidimensionalen Gebilden, mit ihrer Schminke und Souffleurgeflüster, dazu über die Ungeschicklichkeit der Mitdarsteller hinwegsetzen soll. Aber wer sollte sich nicht mit besonderer Dankbarkeit solcher Schauspieler erinnern, die keinen Zweifel daran aufkommen ließen, daß sie völlig unter dem Banne der vom Dichter gewollten Situation standen? Die Primaner eines Gymnasiums wollten zur Ehrung ihres Direktors die Apfelschlußscene aus Wilhelm Tell aufführen. Ein talentvoller Quartaner mit prächtigem Lockenkopf war bald für die Rolle des Walter ausfindig gemacht; da dieser sich aber leider bald darauf durch irgend einen Quartanerstreich den Zorn seines Vaters zuzog, der ihm die Mitwirkung verbot, so mußte für ihn sein jüngerer elfjähriger Bruder eingestellt werden, der anfangs als schüchtern und unbeholfen angesehen wurde. Wie änderte sich aber das Urteil, als der kleine Schauspieler schon bei den Proben, und unverhofft später auch bei der Hauptaufführung, mit dem Tell ganz zutraulich zu plaudern begann, als hätte er wirklich seinen Vater vor sich, und zuletzt, wo Tell nach Küßnacht abgeführt werden soll, mit den Worten

O Vater! Vater! lieber Vater!

in Tränen ausbrach. Eine so weitgehende Wirkung, der

Digitized by Google

hier die Jugendlichkeit der Phantasie bei dem Darsteller zu Hilfe kam, vermag eben nur die dramatische Kunst hervorzubringen.

Auch die Malerei bringt es bei dem an plastisches Sehen Gewöhnten bis zu einem hohen Grad der Illusion, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß hierauf die ästhetische Wirkung dieser Kunst einzig beruht. Aber ungleich größer schon ist auf ihrem Gebiete und auf dem der vervielfältigenden Technik die Gefahr, daß das Bild nur Bild bleibt. Nicht nur, daß das in zwei Dimensionen Dargestellte in die Tiefe des Raumes hineingelegt werden muß, es sollen auch die Maße des Bildes abgeändert, das Ruhende bewegt oder belebt vorgestellt werden. Daher geben die massenhaften Abbildungen und Anschauungsmittel, mit denen die gegenwärtige Generation mehr als eine frühere überschüttet wird, doch nur einen sehr kümmerlichen Ersatz für die Anschauung der Wirklichkeit. Nur wo die dargestellten Gegenstände oder wenigstens ihre Teile ihr ganz vertraut sind, wird der Phantasie eine leichte Aufgabe gestellt, wie z. B. bei der Betrachtung von Photographien die Vergrößerung der Personen auf natürlichen Maßstab ohne Schwierigkeit glückt, sodaß eine kleine, scharfe Photographie den Vorzug vor einer in Lebensgröße ausgeführten, aber gröberen verdient. Aber man verspreche sich von Bildern nicht allzuviel für den, der Aehnliches nie gesehen hat. Schwerlich wird dem Binnenländer auch das schönste Seestück von Melbye die rechte Vorstellung von der unbegrenzten, rastlos wogenden See vermitteln; wer in der Ebene geboren ist und nichts als die Maulwurfshügel seiner Heimat kennt, weiß wenig mit den großartigen Gebirgslandschaften anzufangen, die er in den Museen findet. Aber — um bei diesem letzten Beispiel zu verweilen — wenn derselbe Museumsbesucher nach seiner ersten Hochgebirgsreise wieder vor die gleichen Gemälde tritt, wird er etwas ganz anderes zu sehen glauben: Das Tal, das den Beschauer von dem Gebirge trennt, weitet sich, die Nebel fangen an zu wallen, und die auf der Leinwand einen winzigen Raum füllenden Erd- und Felsmassen scheinen aufwärts zu wachsen und sich zu überragender Höhe aufzutürmen.

Daß die Phantasie, welche daran schon durch die Beobachtung entfernterer Gegenstände der wirklichen Umgebung gewöhnt ist, eine Verschiebung der Maße leisten kann, ist schon ausgesprochen; aber deswegen ist der Maßstab, in welchem eine Abbildung ausgeführt ist, nicht etwa gleichgültig. Bei der außerordentlichen Kleinheit des Maßstabes, in dem sie gehalten sind, geben daher Landkarten

Digitized by Google

dem Ungeschulten gar keine Vorstellung der Gegend, die sie bedeuten, und an den Namen Frankreich oder Nil bleibt zunächst nichts als das Kartenbild haften. So kommt es, daß ein junger Mann, der zur ersten Seereise ausfährt, sich wundert, daß die Küste so ganz anders aussieht, als er sich nach der Karte gedacht hatte. Denn während die kleineren, für das Auge des Vorüberfahrenden auffälligeren Vorsprünge auf der Karte vernachlässigt waren, erkennt er auch die Proportionen der Hauptgliederungen in der Wirklichkeit kaum wieder, weil er sie nicht wie auf der Karte mit einem Blick überschaut und sie nicht aus derjenigen Perspektive betrachtet, aus der jene gesehen ist. Die neuere Methode des geographischen Unterrichtes leistet dadurch, daß er, vom Schulzimmer und der engsten Heimat ausgehend, anfangs nur das durch Anschauung genau Bekannte auf der Karte aufzeigt, durch Schilderungen und durch Zuhilfenahme farbiger Landschaftsbilder das irgend Mögliche, ohne der entgegenstehenden Schwierigkeiten voll Herr zu werden. Zu langer, zielbewußter Schulung müssen häufige Reisen hinzukommen, damit ein richtiges „Lesen" der Karte erlernt wird, das hinter ihren Umrissen und ihrer konventionellen Farbenabstufung einen Ausschnitt der wirklichen Welt sieht. Wer es nicht so weit bringt, mag sich immerhin damit trösten, daß der Gebildete auch schon durch den Besitz des eingeprägten Kartenbildes dem Ungebildeten außerordentlich überlegen ist, weil es ihm unter anderm ermöglicht, die Verteilung von Land und Wasser auf der Erdoberfläche zu erkennen, angrenzende und zusammengehörige Gebiete leicht zu übersehen und die Entfernungen bekannter Punkte ungefähr zu schätzen.

Wie weit endlich reicht die durch Worte vermittelte Anschaulichkeit? Da sind unendlich viele Abstufungen möglich. Das Kind hängt am Munde der geschickten Märchenerzählerin, so daß man ihm anmerkt, es sieht mehr, als wenn es das schönste Bilderbuch vor sich hätte; anderseits kann ein an sich vortreffliches Buch, für dessen nutzbare Lektüre es ihm an den notwendigen Vorbedingungen fehlt, auch dem gebildeten Erwachsenen eine vollständige Oede zurücklassen. Ohne erschöpfend sein zu wollen — das kann nur von einer systematischen Bearbeitung der Rede- und Lehrkunst erwartet werden — will ich einige der Gründe erwähnen, die den Mißerfolg verschulden können. Die kleinsten Bestandteile der Rede, die Wörter, müssen selbst so gewählt sein, daß sie bei dem jeweiligen Leser oder Hörer die entsprechende, wenn auch zunächst sehr allge-

Digitized by Google

meine, Vorstellung auslösen; es kann nicht verlangt werden, daß jeder Satz nur bekannte Wörter bringt und daß sie sich nie von dem gewohntesten Sinne entfernen; nur muß das Fremdartige sich in so maßvollen Grenzen halten, daß es durch seine Umgebung unzweideutige Erklärung findet. Störenden Einfluß können auch falsche Nebenvorstellungen üben, welche sich mit den Wörtern verbinden. Besonders für Ungebildete ist das, und nicht am wenigsten bei Namen, geradezu verhängnisvoll. Weit über Hamburg hinaus ist die von Wichern, dem Begründer der Innern Mission, errichtete Erziehungsanstalt für in ihrer sittlichen und religiösen Entwicklung gefährdete Kinder bekannt, die den Namen „Rauhes Haus" erhalten hat. Der Name rührt davon her, daß für das Stammhaus, vielleicht weil ein früherer Besitzer desselben Ruge geheißen hatte, schon lange vor seiner Verwendung für Wicherns Zwecke die plattdeutsche Bezeichnung „dat Ruge Hus" üblich gewesen war. Trotz ihrer ungemein achtenswerten Erfolge und des milden in ihr herrschenden Geistes hat diese Anstalt von jeher mit Vorurteilen zu kämpfen gehabt, weil der Name Rauhes Haus, für den gemeinen Mann fast unausweichlich, den Gedanken an rauhe Behandlung der Zöglinge aufdrängte. Gefährlich sind aus dem gleichen Grunde für die Jugend die bei ihr so beliebten scherzhaften Bezeichnungen für sittliche Verfehlungen, denn durch das Uebergewicht der komischen Vorstellung wird der Ernst der Sache unterdrückt. Erwachsene sollten daher solche Slang-Ausdrücke nicht begünstigen!

Ließ das einzelne Wort dem Vorstellen noch eine gewisse Freiheit, auch die, sich mit einem ganz verschwommenen Bilde zu begnügen, so soll es nun durch das Hinzutreten anderer Wörter in bestimmtere, von dem Schriftsteller oder Redner gewollte Bahnen geleitet werden, wobei am wichtigsten die Verbindung des Prädikates mit dem Subjekt ist. Wird diese durch mangelnde Aufmerksamkeit des Lesers oder wegen zu großer Länge der Zwischenglieder verfehlt, so bleibt es bei einer losen Aufeinanderfolge der Laut- oder Buchstabengruppen, an welche sich besten Falls vereinzelte allgemeine Vorstellungen anhängen, so daß die Klage „Worte, Worte, nichts als Worte" in ihre Rechte tritt. Nicht am wenigsten ist bei der Uebersetzung aus einer fremden Sprache, wo schon die sprachliche Form und die Bedeutung der Wörter die Aufmerksamkeit des Anfängers stark in Anspruch nimmt, die Verbindung der Teile zu einem Ganzen bedroht. Meist gelangt noch jeder Satz für sich zu notdürftigem Verständnis, ohne das

Digitized by Google

ja auch keine einigermaßen richtige Uebersetzung erzielt werden kann; aber aus den durch die Sätze gelieferten Vorstellungen sollen immer bestimmter herausgearbeitete und in weiteren Kreisen verlaufende Gesamtvorstellungen sich aufbauen. Da wird denn oft das Gedächtnis angeklagt, wenn von dem Inhalt des Gelesenen so wenig zurückbleibt; doch wie kann das Gedächtnis dauernd festhalten, was nie klar bewußt geworden ist?

Nun darf man freilich die Forderung der Anschaulichkeit nicht überspannen, als ob sie sich auf jedes einzelne Wort erstrecken müsse. Wie das körperliche Auge die Gegenstände, die in seinen Bereich fallen, gleichzeitig nur mit abgestufter Deutlichkeit sieht, so gehört es auch zu den natürlichen Grenzen des Vorstellungsvermögens, daß es außer stande ist, alle sich ihm darbietenden Vorstellungen mit gleicher Schärfe und Klarheit zu erfassen. Für eine Zeit lang ist es möglich, mit Wörtern, die einem wenig mehr als Wörter geworden sind, Denkoperationen zu vollziehen, geradeso wie man mit Zahlen rechnen kann, ohne zu wissen, ob sie Menschen oder Mäuse, Goldmünzen oder Rechenpfennige bedeuten. Selbst das Denken kann zeitweilig ruhen, und es ist doch noch nicht alles verloren, wenn die Vorstellungen nur irgend das innere Blickfeld gestreift haben. (Die sehr treffenden Ausdrücke „Blickfeld“ und „Blickpunkt“, welche die hergebrachten schwerfälligen Wörter „Perzeption“ und „Apperzeption“ entbehrlich machen könnten, hat Wundt, Grundzüge der Physiol. Physiologie II, S. 267, zuerst aufgebracht). Bei längerer Dauer dieses Zustandes droht jedoch vollständige Versandung; in nahen Zwischenräumen muß daher die Aufmerksamkeit einzelne bedeutsame Vorstellungen in den Blickpunkt des innern Auges treten lassen, d. h. sie sich vollbewußt und deutlich vergegenwärtigen. Das sind dann die Sammelpunkte, an denen die Nachzügler der bloß mit dem Gedächtnis festgehaltenen Wörter und Sätze noch nachträglich sich einreihen lassen, und an denen das Denken seine Hauptarbeit verrichtet. Wenn der erwachsene Leser sich diese Oasen nicht nur gefallen läßt, wo sie sich von selbst bieten, sondern sich absichtlich zum Haltmachen zwingt, so ist selbstverständlich, daß Schüler durch häufige auf den Inhalt des Gelesenen bezügliche Fragen dazu angehalten werden müssen, die flüchtigen Vorstellungen zu sammeln, durch Rückblicke zu ergänzen und so zu dem von dem Schriftsteller beabsichtigten Gesamtbilde herauszugestalten.

Digitized by Google

Der Romandichter mag es schon als einen Erfolg ansehen, wenn er durch seine Schilderung der landschaftlichen Umgebung, in der sein Held heranwächst, oder von dessen äußerer Erscheinung sich der Stimmung des Lesers bemächtigt und seine Einbildungskraft in Schwingung versetzt. Denn um von denjenigen Lesern ganz zu schweigen, an denen auch die größte Darstellungskunst des Schriftstellers verloren ist, weil sie Schilderungen grundsätzlich überschlagen, läßt sich auch von der Mehrzahl der ernst zu nehmenden Leser behaupten, daß sie nur unter Anlehnung an einige der aufgefaßten Züge Erinnerung oder Phantasie gewähren lassen, wie denn wenige junge Romanliebhaberinnen leugnen werden, daß ihnen nur ein paar Idealtypen zur Verfügung stehen, die sie je nach Bedarf bei der Lektüre umschweben. Wo es sich dagegen um wissenschaftliche Dinge handelt, die der Veranschaulichung überhaupt zugänglich sind, kann der Schriftsteller den Anspruch nicht aufgeben, daß der Leser, von unschädlichen Abschweifungen abgesehen, seine Phantasie auf nachbildende Tätigkeit beschränkt und unter Benutzung aller ihm dargebotenen Stücke sich ein adäquates Gesamtbild zusammensetzt. In welchem Zeitpunkt es dahin kommt, ist eine andere Frage; oft genug bleiben für die Jugend — und warum sollten Erwachsene darüber erhaben sein? — zunächst nur Bruchstücke haften, die aber darum nicht wertlos sind. Denn wie jungen Leuten an den Personen ihrer Umgebung nur einzelne Eigentümlichkeiten aufzufallen pflegen, aus denen sich erst im erwachsenen Alter mit dem früher minder Beachteten und mit den sich nachträglich erschließenden Zügen ein richtiges Charakterbild zusammenfügt, so können auch bruchstückartige Kenntnisse geschichtlicher, geographischer oder anderer Art, wenn nur ein treues Gedächtnis ihren Besitz sichert, das Material abgeben, welches viel später zusammen mit neu hinzugetragenen Bausteinen ein in sich geschlossenes Gebäude liefert.

Dazu kann gesprochenes wie geschriebenes Wort beitragen. Die große Ueberlegenheit des ersteren erklärt sich nicht nur aus der geringeren Hast, die dabei dem Denken und Vorstellen zugemutet wird, auch nicht nur aus den verschiedenartigen Mitteln der Verbindung und Trennung, der Hervorhebung und Spannung, die der Schrift in ungleich geringerem Maße zu Gebote stehen; wenn gerade die freie Rede den größten Erfolg gewährleistet, so wird man schließen dürfen, daß durch die so feiner Nuancierungen fähige Stimme sich von dem Fühlen des Redners und von der Arbeit

Digitized by Google

seiner Phantasie etwas unmittelbar auf den Hörer überträgt, was beides der Nacherzeugung der gleichen Vorstellungen zu Hilfe kommt. Buchstaben dagegen können nur auf dem Umwege über Auge und Kopf auf das Herz wirken, hier kann nicht umgekehrt das Herz die Arbeit des Kopfes erleichtern; daher entsprechen ihnen im Innern des Lesers so viele klaffende Lücken.

Wir stehen am Ende unseres Klageliedes! Oder ist es als solches nicht gemeint? Im Ernst kann niemand wünschen, seine Vorstellungen bis zur Anschaulichkeit von Phantasmen zu steigern, so daß er jene mit den Dingen der Wirklichkeit verwechselt. Nur dürfte sich ergeben haben — und gelegentliche Winke haben auch die Möglichkeit einer Abhilfe angedeutet —, daß es innerhalb der aufgezeigten Grenzen, die dem Vorstellungsvermögen einmal notwendig gesteckt sind, doch noch allerlei für Künstler und Kunstfreund, für Schriftsteller und Leser, für Lehrenden und Lernenden zu tun gibt, wenn der Vorrat unserer Vorstellungen uns zu einem wirklich wertvollen Schatz werden soll.

Digitized by Google

Amsterdam und Regensburg.

Von

Outis.

Daß eine gewisse Wahlverwandtschaft besteht zwischen Zentrum und Sozialdemokratie, hat man freilich schon lange entdeckt. Niemals aber ist sie mit so verblüffender Deutlichkeit in die Erscheinung getreten wie im Jahre 1904.

Einen Vorwurf macht man der Sozialdemokratie mit Unrecht, nämlich den des Unglaubens. Umsomehr verdient sie einen anderen Vorwurf, nämlich daß sie dem stärksten und starrsten Glauben huldigt, und daß sie diesen zur Unterlage einer politischen Partei machen will und macht. Jeder Sozialdemokrat ist moralisch verpflichtet, an die einzigartige Heilwirkung der alleinseligmachenden Vergesellschaftung der Produktionsmittel zu glauben, und zwar daß dies Heil in Generalpacht sei bei der Firma der sozialdemokratischen Partei mit ihrem Parteipapst, welches Amt augenblicklich Bebel bekleidet.

Gerade darum ist es ja so schwierig und unmöglich, die Sozialdemokraten zu bekehren. Was hat man sich nicht alles für Hoffnungen gemacht auf den Kampf mit geistigen Waffen! Die Schule sollte sich am Kampfe gegen die Sozialdemokratie beteiligen, alle geistigen Kräfte wurden mobil gemacht, ungeheure Massen von Scharfsinn sind aufgeboten, um die sozialdemokratischen Gelehrten zu widerlegen. Alles umsonst. Von Jahr zu Jahr, von Wahl zu Wahl schwillt die Stimmenflut weiter an, wie nach einem mathematischen Naturgesetze.

Ein schwacher Trost ist es, den man aus augenblicklichen Schlappen schöpft. Daß die Dresdener Blamage der Partei schaden werde, ist leider sehr fraglich. Die paar Verluste in den Nachwahlen beweisen wenig, umsomehr, als sie im ersten Jahre nach den Hauptwahlen erfolgten, wo noch keine neuen Listen aufgestellt

Digitized by Google

werden. Arbeiter aber, die verzogen oder verstorben sind, können beim besten Willen nicht mehr mitwählen.

Will man überhaupt einen ernsten Versuch der Bekämpfung der Sozialdemokratie wagen, so muß man sich eben an ihre Wurzel heranwagen. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Die Wurzel der Sozialdemokratie ist der starre, blinde Glaube. Dagegen aber hilft kein anderes Mittel als das gesunde Mißtrauen, ein gewisses vernünftiges Maß von Zweifel in alle Lehren ohne Ausnahme, ganz besonders aber gegen alle die Lehren, die mit dem kühnen Anspruch auf ausschließliche Geltung und Unfehlbarkeit auftreten. Irren ist menschlich, und wie oft und gründlich sich die Menschheit geirrt hat, und wie schwer sie dafür hat büßen müssen, das lehrt die Weltgeschichte.

Das bekannte Wort: „Wir werden unwissend bleiben" (ignorabimus) hat man merkwürdigerweise vollkommen mißverstanden. Es besagt gerade das Gegenteil von dem, was man ihm unterzuschieben pflegt. Denn es richtet seine Spitze doch offenbar nur gegen solche Menschen, die behaupten, daß sie selbst oder jemand anders die Weisheit und Wahrheit in Generalpacht genommen haben. Kein Mann der Wissenschaft behauptet, daß er oder andere Gelehrte unfehlbar seien.

Nicht der Rede wert ist der Unterschied, daß das Zentrum seinen Himmel in das sogenannte Jenseits verlegt, und die Sozialdemokratie den ihren in den irdischen Zukunftsstaat. Denn das katholische Volk denkt sich den Himmel so kraß materialistisch wie nur möglich, so daß der Sozialdemokrat im Vergleich damit fast noch etwas idealistischer erscheint, namentlich da er glaubt, daß der Zukunftsstaat erst seinen Nachkommen blühen werde, wenn sich über seiner Person das Grab geschlossen hat.

Der größte Unterschied dürfte darin bestehen, daß das Zentrum sehr klug ist, die Sozialdemokratie dagegen sehr wenig klug. In politischer und diplomatischer Geschicklichkeit ist das Zentrum geradezu Meister, ein Fehler kann bei ihm gar nicht vorkommen. Es ist die bei weitem klügste aller Parteien, wenn man die Zweckmäßigkeit der angewandten Mittel berücksichtigt. Eine andere Frage ist es, ob der Zweck selbst fragwürdig ist.

Die Sozialdemokratie dagegen ist, abgesehen von ihrer allerdings bewunderungswürdigen und musterhaften Organisation, im politischen Kampfe der reine Waisenknabe. Sie begeht fortwährend förmliche Selbstmorde, und der Dresdener war nur der letzte darunter. Umso merkwürdiger ist es, daß ihr diese Selbstmordversuche

Digitized by Google

so ausgezeichnet bekommen, und daß sie nur immer dicker und fetter dabei wird. Vielleicht lebt sie von den noch größeren und zahlreicheren Fehlern ihrer Gegner, vielleicht auch von der zwingenden Macht der Tatsachen. Vielleicht von der Opferbereitschaft ihrer Anhänger, vielleicht von der Stärke ihres Glaubens, der den katholischen in dieser Beziehung noch übertrifft.

Die Internationalität dürfte in Amsterdam kaum größer gewesen sein als in Regensburg. Allerdings betonte man in Amsterdam die Internationalität mit plumpster, nacktester, selbstmörderischester Absichtlichkeit, während die besseren Regensburger Diplomaten ihrer Internationalität manch kluges Mäntelchen umzuhängen wissen. Aber Herr Bebel hat ja verraten, daß er im Notfall die Seinen an die Gewehre kommandieren will. Freilich wird man ihn schwerlich erst um seine Erlaubnis fragen. Und die deutsche Sozialdemokratie gab in Amsterdam den Ton an, alle übrigen Sozialdemokratien waren wohl oder übel in ihrem Schlepptau. Die Dresdener Resolution, die nur für deutsche Zustände zugeschnitten war, war der Hut, unter den alle Welt kriechen mußte. Die Welt erschien, aber nur im Gefolge Deutschlands, und das trotz aller schönen Theorien vollkommener Gleichheit und Gleichberechtigung.

Der großartige Effekt des händeschüttelnden Russen und Japaners hat gewiß in Regensburg Neid erregt, und mit Recht, denn gerade das Christentum war es doch, das verkündete: Friede sei mit euch, und den Menschen ein Wohlgefallen. Nun, in Amsterdam machte man Ernst damit, oder versuchte es doch wenigstens, so gut es ging. Die Konkurrenz zwischen Zentrum und Sozialdemokratie wird überhaupt immer schärfer, in der Sozialpolitik suchen sich beide gegenseitig zu übertrumpfen, und man darf neugierig sein, wie lange das Zentrum den hitzigen Wettlauf aushalten wird, um die katholischen Arbeiter bei seiner Fahne festzuhalten.

An Ausländern fehlte es in Regensburg durchaus nicht, und das kann auch der Natur der Sache nach nicht anders sein. Der Blick schielt nach jenseit der Berge, die politischen Beziehungen des Papstes sprechen mit, und der Katholizismus ist nun einmal international. Es ist sehr fraglich, ob man sich einen deutsch-nationalen Katholizismus eher denken könnte als eine deutsch-nationale Sozialdemokratie. Es ist gewiß weder schön noch klug, daß die Sozialdemokraten jedes Kaiserhoch grundsätzlich verschmähen. Aber besonders erhebend war es gerade nicht, daß man in Regensburg die Hochs ausbrachte auf „Papst, Kaiser und Prinzregent“. Ein bos-

Digitized by Google

hafter Frager könnte fragen: weiter niemand? Ein bissel Reichstreue, ein bissel Internationalität, ein bissel Partikularismus. Es ist gesagt: man kann nicht zwei Herren dienen. In Regensburg brachte man es fertig, dreien zu dienen.

Nichts liegt uns ferner, als etwa zu spotten oder zu verdammen. Nein, alles verstehen ist alles verzeihen. Aber die Sache trägt eben in sich selbst ihre eigene blutige Ironie. Und es handelt sich nicht um Australien oder um die Marsbewohner, sondern um unser eigenes deutsches Vaterland, und da helfen alle Beschönigungsversuche nichts. Die grimmige Wirklichkeit ist es, der man ins Auge sehen muß, und da möchte einem schier das Herz verbrennen.

Wir haben nur noch die Wahl, ob wir rot gesotten oder schwarz gebraten werden wollen. Bei den letzten Wahlen erhielten die Sozialdemokraten 3010 Tausend Stimmen, das Zentrum 1875 Tausend. Das macht zusammen 4885 Tausend. Sämtliche übrigen Parteien und Parteichen, Fraktionen und Fraktiönchen erhielten alles in allem nur 4610 Tausend Stimmen. Im Reichstag selbst haben Zentrum und Sozialdemokratie zusammen allerdings heute noch nicht ganz die Mehrheit, aber wer weiß, was noch kommt.

Die Qual dieser Wahl empfindet man im Vaterlande auch sehr deutlich. Viele haben sich schon entschieden. Die Strengkonservativen und extremen Agrarier haben unverblümt erklärt, daß sie das Kriegsbeil zwischen Wittenberg und Rom begraben haben. Ihre einstigen Drohungen mit dem Uebergang ins rote Heerlager waren also nicht recht ernst gemeint. Ob der traditionelle Kampf gegen Rom auch nicht ernst gemeint war?

Aber auch nach der anderen Seite hin sind schon weite Kreise entschieden und entschlossen. Nicht nur Demokraten und Republikaner, sondern bis weit in die nationalliberalen Kreise hinein ist man entschlossen, keinenfalls und auch schlimmstenfalls nicht mit Rom zu paktieren oder gar vor ihm zu kapitulieren. Auch streng evangelische Kreise erklären, lieber noch einen Sozialdemokraten als einen Zentrumsmann zu ertragen.

Freilich gibt es auch noch viele Schwärmer, die mit rührender Aufrichtigkeit erklären, gegen Rot oder Schwarz zu gleicher Zeit zu Felde ziehen zu wollen. Wenn das nur möglich wäre. Bei der Stichwahl heißt es, sich irgendwie zu entscheiden. Und Wahlenthaltung kann man doch wohl nicht als einen Doppelkampf bezeichnen, da es im Gegenteil nur der völligste Verzicht auf jeden Kampf ist.

Digitized by Google

So wenig Unterstützung auch in den Stichwahlen die Sozialdemokratie zu finden pflegt, in ihren Stichwahlen gegen Zentrumsleute hat sie auffallend starke Unterstützung gefunden, namentlich auch aus den sogenannten jungliberalen Kreisen und von den nationalliberalen Jugendvereinen, deren Politik allerdings von anderen nationalliberalen Kreisen getadelt wird.

In einer Beziehung ist die Sozialdemokratie weit gefährlicher als das Zentrum. Das Zentrum hat keine Aussicht, jemals für sich allein die Mehrheit im Reichstag zu erlangen. Allerdings hatte es im Jahre 1874 nur 1 446 000 Stimmen, und 30 Jahre später 1 875 000. Doch ist zu beachten, daß sich inzwischen auch die Gesamtstimmenzahl fast verdoppelt hat. Damals hatte das Zentrum weit über ein Viertel aller Stimmen, jetzt nicht einmal mehr ein Fünftel.

Die Sozialdemokratie hatte im Jahre 1874 an Stimmen 352 000 oder 6 Prozent aller Wähler für sich. 1903 waren es über 3 000 000 Stimmen oder nicht ganz ein Drittel aller Wähler.

Den schärfsten Unterschied pflegt man zu behaupten in bezug auf die Anerkennung der sogenannten Autorität. Die Sozialdemokratie soll angeblich die Autorität leugnen und befehden, das Zentrum soll sie anbeten.

Eher ist das Gegenteil der Fall. Wie der Fall Schippel und viele andere Fälle lehren, verlangt die Sozialdemokratie unbedingt und unverblümt, daß sogar die wissenschaftliche Forschung vor ihrer Autorität Halt mache und in schweigender Anbetung versinke und ersterbe. Es gibt nur eine einzige unteilbare Sozialdemokratie und Bebel ist ihr Prophet. Es ist kaum möglich, den Autoritätsdünkel und Autoritätsdusel noch weiter zu treiben. Und wo bleibt das Volk der Denker?

Darin gerade liegt der Fehler, die Gefahr und die Achillesferse der Sozialdemokratie. Sie hat wenig Ursache, gar so hochmütig herabzusehen auf die „reaktionäre Masse" aller übrigen Parteien, da sie selbst die ältesten menschlichen Dummheiten so getreulich nachäfft, die Rechthaberei und Ketzerriecherei.

Das Zentrum anderseits versteht es ausgezeichnet, von und für die Autorität zu schwärmen. Aber es stellt eine ganz kleine Nebenbedingung. Jede Autorität nämlich muß sich der Autorität der katholischen Kirche unterordnen. Wenn die Autorität die Erfüllung dieser ersten aller Pflichten verweigert, so treibt sie eben Mißbrauch mit der Autorität, und dann Fluch über diese Autorität.

Digitized by Google

So wunderbar einfach löst das Zentrum so schwierige Fragen, und alle Gegner des Zentrums könnten nichts klügeres tun, als die Regensburger Volksreden in ganz Deutschland zu verbreiten. Kommentare sind überflüssig.

Von den lieben evangelischen Brüdern schwieg man in Regensburg aufs tapferste. Man hält sie wohl für nicht mehr ernstlich in betracht kommende Gegner.

Um so wutentbrannter hackte man auf den Staat los. Ein Anarchist hätte seine helle Freude daran haben müssen. Das Kind gehört den Eltern (sprich: der Kirche), und folglich gehört natürlich auch die Schule der Kirche. Wehe, dreimal wehe dem Staat, der es wagen sollte, sich in die Schule einzumischen und damit die Kinder dem Elternhause zu entreißen.

Man möchte fragen, wo der Mensch aufhört, und wo das Kind anfängt. Man möchte fragen, was überhaupt der Staat sich noch erlauben darf. Willst du erfahren, was sich ziemt, o Staat, so frage nur beim Vatikane an. Aber irre dich ja nicht in der Adresse, und merke dir die Hausnummer genau, sonst gerätst du am Ende aus Versehen in den Quirinal, der weit weniger unfehlbar ist.

Auch die Wissenschaft muß natürlich zu Kreuze kriechen, bei den Schwarzen genau so wie bei den Roten. Werde katholisch und nichts als katholisch, das ist der Weisheit allerletzter Schluß, und darin liegt zugleich die wahre Liebe, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Weisheit und so weiter. Kannst du es noch bequemer verlangen? Nichts gelten Taten und Gefühle, das Wort gilt alles.

Die katholische Kirche hat es glücklich so weit gebracht, daß diese Grundsätze in ihr selber nicht mehr bestritten werden, darum gibt es auf den Katholikentagen auch keine Opposition mehr und die Autorität, die auf ihnen herrscht, heißt auf deutsch Langeweile.

Auf dem Parteitag, den die Sozialdemokraten eben von neuem in Bremen abhalten, hat es noch einmal einen Lichtblick gegeben, das Ketzergericht über Schippel; wenn die Sozialdemokratie einmal so weit sein wird, wie die katholische Kirche, und der Marxismus hier herrscht, wie dort das Dogma, dann werden beide einander im Punkte der Langweiligkeit ebenso ähnlich sein, wie im Punkte der Unfehlbarkeit.

Der Vatikan in Rom und der Parteivorstand in Berlin, das sind leider die beiden einzigen Unfehlbaren in der ganzen weiten Welt. Was kann ich dafür?

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Wilhelm Weigand, Gedichte. Auswahl. München und Leipzig. Bei Georg Müller. 1904.

Daß Weigand aus seinen drei Gedichtsammlungen „Gedichte", 1890 erschienen und nun vergriffen, „Sommer" 1894 und „In der Frühe" 1902, nun eine Auswahl veröffentlicht, ist dankbar zu begrüßen. — Weigand braucht gern den Ausdruck „reife Seelen". Er selbst ist eine reife Seele und seine Erlebnisse sind die von reifen Menschen, die durch den Schmerz zur Freude drangen. Er führt uns in eine eigene Welt mit reiner, klarer Luft und Sonnenglanz. Etwas Lichtes webt in all seinen Gedichten und spinnt uns ein, zart, mild, friedevoll und freudig. Leiden kennt diese Welt auch, aber von den Leiden schweigt des Dichters Harfe; nur wie sie sich in Schönheit wandeln und seine Seele bereichern, fangen sie ihm an zu tönen. Aber in einer Ueberfülle von Wohllaut rauscht seine Harfe auf, wenn es gilt, reine Freude auszudrücken. Wir wundern uns, wie viel Möglichkeiten unsere Sprache hat, um von Schönheit und Freude zu reden. Eine tiefgesunde, dabei hoch verfeinerte, abgeklärte Natur! Sie ist Shelley verwandt. Wie eins seiner schönsten Gedichte zu Shelleys hundertjähriger Geburtsfeier gedichtet wurde. „Schönheit ist Tugend, Dichten ist Gebet." Jede Phrase bleibt fern. Töne der Kraft und des Selbstbewußtseins fehlen nicht. Es redet eine Seele, die in stiller Kraft selbstgewiß dem Lichte entgegenblüht. Süße Wehmut aber klingt in seine Poesie hinein. Der Dichter fühlt die tiefe Poesie des „Ach, ich weiß nicht, wer ich bin" des Erdenkindes.

„Nur mein dämmerdunkler Sinn
Ahnt im Bann der alten Erde
Noch ein wunderbar Geschick."

Zur Sehnsucht wird ihm dann seine Freude, zu wundersüßem Weh nach unerreichten Tiefen, zu wunden Träumen — immer aber trägt ein stilles lichtes Schreiten ihn wieder empor zu seinem Gott, des Wimperheben seine Brust zu seligem Vollenden lockt, und dem er als köstliche Opferspende sich selbst, all sein Leben, mit reinen Händen hingibt. Aber

Digitized by Google

es vertieft sich dieser reinen Seele innerstes Erleben in Sphären hinein, in denen in Worten des Lichts Weltgeheimnisse raunen, die der Sterbliche nicht mehr in Worte zu fassen vermag. Und so bleibt sein tiefstes — Schweigen. Ein Schweigen, das wunderbar poesievolle Worte findet, um das Unaussprechliche als Stimmung mitzuteilen. — Diese harmonische Natur beherrscht auch die Form mit Sicherheit. Eigenartige, reiche, an Empfindung und Anschauung sehr inhaltvolle Wortbildungen und Wendungen schmücken seine Sprache und verleihen ihr Wohllaut und Farbenglanz.

Theodor Birt. (Beatus Rhenanus.) Gedichte. München 1904. Oskar Beck. Geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Wenn Weigands stille abgeklärte Natur zu abgeklärten Naturen spricht, wenn man eine gewisse innere Lebenshöhe erreicht haben muß, um ihm folgen zu können, so redet Theodor Birts liebenswürdiges Gedichtbuch leichtere Sprache und zwar in den allermannigfaltigsten Tönen. Tief und ehrlich erlebte Stimmungsgedichte, schöne einfache Verse mit echter Empfindung, manchmal in bildlichen Anschauungen von großartiger Schönheit, wechseln humorvoll ab mit behaglichen Neckereien, mit graziösen Scherzen und geistreichen und geistreichelnden, höchst amüsanten Formspielereien, mit halsbrechender Reimgymnastik. Die überaus gewandte Form wird in den ernsten Gedichten gern antikisierend, lehnt sich auch gern an unsere Klassiker an, ohne darum die Selbständigkeit einzubüßen.

Peter Sirius. Eine Liebe. Karlsruhe 1904.

Das Buch bildet einen Zusammenhang von lyrischen Gedichten, die das Wachsen, Zweifeln, Ringen und Verwandeln einer Liebe enthalten. Neu, von ausgeprägter Eigenart, ist weder die Art zu fühlen, noch die Art zu schauen, noch die poetische Form. Aber die Empfindung ist sehr innig, ist einfach und echt, und das gibt dem Buch seine Berechtigung und fesselt.

Otto Erich Hartleben. Von reifen Früchten. Verlag von Albert Langen. München 1903.

„Meiner Verse zweiter Teil" wird das kostbar ausgestattete kleine Buch anspruchsvoll genannt. Aber wenn man einen dieser Verse nach dem andern mit redlichem Sinn durchliest, so fragt man sich schließlich, wozu sie wohl eigentlich gemacht worden sind. Echte und tiefe Empfindung ist nicht darin, die etwa übergeströmt wäre und nach Ausdruck verlangt hätte. Eine neue Art zu sehen, die sich mitteilen müßte, ist auch nicht darin. Aber auch nicht das geringste Bemühen, durch die Entdeckung von neuen Formmöglichkeiten unsere poetische Technik zu bereichern, welchem Bemühen heute ja manches Gedicht seine Entstehung verdankt. Wozu also macht

Digitized by Google

Otto Erich Hartleben Verse? Da aber kommt man gegen den Schluß des Buches an ein Gedicht, welches betitelt ist: „Der Dichter", und erfreut erhofft man Aufschluß. Und siehe:

„Ist's nicht im Grunde wesenloser Tand,
Was ich in Reimen aneinanderfüge?
Ist's nicht im Grunde eine bunte Lüge,
Was ich in müßig heit'rem Spiel erfand?

Scheint dir mein Reimgebäude imposant?
Merkst du denn nicht, wie keck ich dich betrüge,
Dieweil ich mich mit jedem Reim begnüge,
Den mir der Zufall grade legt zur Hand?

Aber ja doch! Wir merken's! Wie aber? Der Verfasser merkt's auch. Und gibt dennoch diese Verse heraus und kommt sich nicht zu gut dazu vor? Nennt sie gar: „Von reifen Früchten"? Und spricht es selbst aus, daß sie gänzlich unecht sind, und überschreibt diese seine Bloßstellung „Der Dichter?" Ja, sollte denn Otto Erich Hartleben nicht wissen, daß Dichten — Dichten ganz etwas anderes ist? Zwar setzt er zum Schluß, nachdem er ausgesprochen, daß er den Wert seiner Verse eben in der Geschicklichkeit sucht, Worte, die er ins Blaue warf, als Reime wiederkehren zu sehen, „Der Dichter wird Jongleur", — hinzu:

„Gott ist die Welt; und Gott und ich sind du."

Aber auch dieser tiefsinnig klingende Ausspruch ist hier doch nur Jongleur-Geschicklichkeit! — Wozu macht Otto Erich Hartleben Verse? Warum sollte er nicht? Sie werden gelesen! denn siehe, das Buch ist in zweiter Auflage erschienen.

Gustav Renner. Gedichte. Gesamtausgabe. Groß-Lichterfelde-Berlin. Verlag von Th. Förster. 1904.
Gustav Renner. Ahasver. Eine Dichtung. Ebenda. 1904.

Renners Kunst bedeutet redliches Ringen. Er ringt um eigene und unmittelbare Anschauung. Er ringt um den Weltensinn. Aber seine Anschauung ward noch nicht schönheitssicher; und sein Weltempfinden drang noch nicht zur Harmonie. Sein Inneres ist nicht von überquellendem Reichtum wie das Weigands. Er ward noch nicht still und freudig. Er kam so weit, zu klagen und zu fragen und sich einsam zu fühlen. Selig ward er noch nicht. Er kam auch noch nicht zur Schönheit der Einsamkeit. Er drang noch nicht ein in jene Dämmertiefen des eigenen Innern, in denen die Wundergeheimnisse erlebt werden und die die eigentliche Heimat des Lyrikers sind. Er steht noch an den Grenzen, und sein Letztes ist Lauschen. Das Licht von dort entzückte ihn noch nicht, trug ihn noch nicht empor, verwandelte ihn noch nicht zur Freude, verwandelte ihm die Welt noch nicht zur Harmonie. Es fliegt wohl als Hauch und Gruß und

Digitized by Google

Stimmung hell zu ihm herüber. Da leuchten einzelne Stellen seiner Dichtung in goldener Schönheit auf. Aber es ward ihm noch nicht zum Erleben, das ihm zur Lösung der Welträtsel hätte dienen können. Das Menschendasein sieht er voll Elend, Häßlichkeit, Armut und Enge und kümmerlichem Darben. Die Natur ist ihm seltsam tot. Er hat ein schönes Gedicht gemacht, worin dann die Schlußwirkung darin beruht, daß die Sonne gleichgültig strahle und nicht empfinde die vieltausend sehnsüchtig-lichtfroh leuchtenden Kinderaugen. Wenn für den modernen Naturforscher die Sonne selbstverständlich unfühlend ist, so will ich mit dem Naturgelehrten nicht streiten. Poesie aber bestand von altersher darin, das Dasein als lebendig zu empfinden. Dichter hörten die Sonne in Bruder-sphären Wettgesang tönen. Sie fühlten die Liebe der Sonne sich tief bis ins Geblüt dringen. Soll das moderne Wirklichkeitstreue sein, daß jetzt auch in der Poesie die Sonne unfühlend wird? Dann sollte der Dichter einmal sein Wissen von diesem Fixstern vergessen, ganz jung werden und still lauschen; vielleicht macht er dann seine Entdeckungen. — Renners Sprache ist höchst intensiv, höchst eigenartig. Seine Bilder, kühn und neu, machen aber nicht lebendig, sie bannen uns an den Augenschein, sie schließen nicht das innere Geheimnis auf. Renner sollte nicht die Hauptkraft auf das Erobern neuer, unmittelbarer äußerer Anschauung richten, sondern auf das Erobern des Lebensgeheimnisses der Dinge. Am wertvollsten, am reifsten scheint mir in dem Gedichtbuch der letzte Cyklus „Neues Leben".

Die schönste Lyrik aber, die Renner geschaffen, enthält der „Ahasver". Der Dichter hat seine Kraft hier aufs höchste angespannt. So zeigen sich sein Können und die Grenzen seines Könnens hier am stärksten. Er greift nach den tiefsten Dingen; er redet in den intensivsten Ausdrücken davon; aber er faßt sie nicht tief genug. So dringt er nicht zu Einheit und Harmonie. Es häufen sich kühnste und eigenartigste Bilder, aber sie sind oft unschön und sie haben sich nicht als Ausdruck für innere Anschauung unwillkürlich eingestellt, sondern sie sind von außen herbeigeholt. Darum stehen manchmal auch zwei Bilder neben einander, die nicht organisch zu einander gehören. Ein rotes Mohnfeld ist ihm „ein Jubelschrei, der Erde Brust entflohen, als hätte sich die Sonne hier verblutet". Entweder — oder! Wenn sich die Sonne verblutet, jubelt die Erde nicht. Hätte der Dichter die Bilder nicht mit dem Gedanken herbeigeholt, sondern hätte innerlich mit dem Mohnfelde empfunden, so hätte er einheitlich entweder Jubel oder Schmerz verspürt. Der Dichter denkt zu viel, arbeitet, ringt zu schwer. Er müßte lernen, stille zu werden und die Dinge selber ihr Geheimnis mitteilen zu lassen. Denn sie leben ja alle und reden so gern zu dem Dichterherzen.

Wenn sich Renner die tiefsinnigste Sage der Menschheit zum Stoffe wählte, so hatte er insofern recht, als seine Kunst tatsächlich vor den größten Gegenstand gehört, weil sie mit dem Gegenstande wächst. Zu beherrschen ver-

Digitized by Google

mag sie freilich die Ahasverussage nicht, denn seine lyrische Kraft wächst mit der Größe des Stoffes! Hier aber bedurfte es zugleich einer ethischen Gestaltungskraft allerersten Ranges und noch mehr einer lösenden Harmoniekraft allerersten Ranges — und beides steht Renner nicht zur Verfügung.

Ahasver ist zu Anfang ein Greis voll Krankheit und Elend, schwärenbedeckt auf den Marmortreppen der Reichen um Brot bettelnd, und er redet, als wollte der Dichter ihn zum Symbol für das Elend der Welt überhaupt machen, welches Rache fordert. Man hofft Gewaltiges. Denn Jesus kommt; Ahasver schreit um Hilfe: „O hilf mir, Herr, laß mich nicht länger leiden und räche mich." Und Jesus spricht: „Was man dir tut, das hat man mir getan." Wenn dies Wort in seiner Tiefe erfaßt wäre! Wenn dies Motiv einheitlich durchgeführt wäre: Das Verhältnis des sozialen Elends zu Jesus, dem Welterlöser — durch die Jahrtausende hindurch! — Aber schon in der Begegnung mit Judas wird es verwischt. Und bei Jesu Tode (der durch Worte von wahrhafter Kraft und hoher Schönheit gefeiert wird; sie gehen demselben voraus und dienen dazu, seine Weltbedeutung zu würdigen) bei Jesu Tode steht Ahasver unterm Kreuz, flucht über des Welterlösers Wort: „Es ist vollbracht!" da ihm doch nicht die Kette zerbrochen, — und empfängt das Wort der Erwiderung (es ist das letzte, das Jesus spricht, ein Fluchwort!) „So wandle bis ich komme, Ahasver!" Da dünkt uns die Einheit jenes Zusammenhanges schon zerstört.

Jetzt wandelt sich das Motiv. In Ahasver erwacht beim Untergange Jerusalems ein namenloses Mitleid mit seinem Volke. (Wieder sind hier Stellen von hoher lyrischer Schönheit.) Dann erwacht in ihm Mitleid mit den Erdenkindern überhaupt und aus der Mutter, der Erde, Munde vernimmt er, was die Ursache ihrer Leiden:

„Denn Krieg ist euer ew'ges Losungswort.
Der eine schlägt den andern und der Neid
Vergiftet jeden Bissen, noch so karg . . .
Reicht nicht mein Segen für sie alle hin?"

Da leuchtet es auf in ihm:

„Mein Leid ist aller Leid, so sei
Mein Glück auch aller Glück.
Ein Blitz fiel und ich sehe!"

Nun wird er gehen, die Erde zu erlösen, den Menschen das Glück zu bringen.

Wieder hoffen wir Gewaltiges. Er, der eine Ewigkeit zu leben hat, wird er jetzt gehen und für das soziale Glück der Menschen wirken? wird er uns jetzt wechselnd auftauchen, die Seele aller sozialen Kämpfe seit jener Zeit bis hierher, wird vor uns irren und seine Erfahrungen machen, und lernen, daß ein Helfen von außen her es nicht schafft, sondern ein Umwandeln von innen her? Daß man die Menschen lehren muß, das Glück im Glücke des andern zu erstreben? Wird er so zum

Digitized by Google

Werkzeug des weiter wirkenden Jesus werden und heranwachsen zum Begreifen Jesu und ihn wiederkehren sehen, indem er die Menschheit hineinwandelt in sein Bild? Und das scheinbare Fluchwort am Kreuz wird sich als Segenswort erfüllen, (was doch allein Jesu würdig ist!) und das ganze würde sich einheitlich zusammenschließen, und die Gestalt des Ahasver sich auswirken zur Verkörperung der Menschheits-Sehnsucht, die Jesus verfluchte, als sie ihn nicht verstand, da er ihr nicht äußere Hilfe brachte, — dann aber geht und sich auf eigene Hand erlösen will, und sich in redlichem Ringen vertieft bis zur Erlösung durch Liebe, und ihn da ahnen lernt und geistig wiederkehren sieht zum Sieg, zur Herrschaft.

„Aehnliches hoffen wir — aber es wird anders. Das Erlösende in dem Wort: „So sei mein Glück auch aller Glück", empfindet Renner gar nicht. Seine Dichtung geht seltsamen Gang.

Er ruft sich zu seinem Erlösungswerke Helfer. Gott ruft er nicht. Einem Gotte, der so viel Elend zuläßt, würde er fluchen. Doch glaubt er nicht mehr an einen Gott. „Doch warum Namen dem Nichts?" Von der Erde, aus der Hölle, ruft er sich Helfer. Da erscheint auch Einer und zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Sie sollen ihm werden, wenn er niederfällt und „sein Diener sein" will. Ahasver ist dazu bereit, wenn das Glück zugleich den andern Menschen zu Teil werden könne. Werde er, der Unbekannte, die Menschheit glücklich machen, ihr Leiden bannen, so wolle er gern ihn seinen Gott nennen. Aber nur zu eigenem Genuß kann jener andere ihm den Reichtum schenken. Weiter reicht seine Macht nicht. Da nennt Ahasver ihn Satan und spricht: „Hebe dich hinweg!" und ruft sich die Geister der Elemente, daß *sie* ihm helfen. Aber sie sind unfrei und so kann er sie zur Hilfe nicht brauchen. Und so wird er's denn allein auf sich nehmen, das Erlösungswerk der Erde.

Aber es gedeiht nicht. Tatsächlich ziehen jetzt die sozialen Erlösungsversuche der Menschheitsgeschichte an uns vorüber. Leider nur als Vision. Warum eigentlich? Der Held dieser Dichtung hatte ja Zeit, es alles selbst zu erleben! Er mußte es doch vor allem selber *bewirken*, wenn er der Welterlöser sein wollte. Aber da ist ein sehr wunder Punkt. Dieser Ahasver redet immer in den höchsten und schönsten Worten; er tut aber garnichts. Selbst sein Einzelerleben als Lebenssymbol aufgefaßt in weltumfassender Bedeutung — ist immer ein erbärmlicher Gegensatz zwischen dem, was er sagt und dem, was er tut und erlebt.

Er wird gänzlich, aber auch gänzlich bankrott an allem seinem Streben und Hoffen. Ihm bleibt von seinem Riesenwollen nichts, als der Wunsch zu sterben.

So hat er denn den jüngsten Tag erreicht. Jesus kommt zu richten die Lebendigen und die Toten. Und richtet zuerst den einzigen Lebendigen, Ahasver. Und nun zeigt es sich, warum ihm alles mißraten ist: Weil

Digitized by Google

er Jesus nicht erkannt hat, weil er sich selbst gesucht hat und sein Heil auf Erden geglaubt und nicht bei Gott. Nur durch das Opferblut Jesu kann er vor Verdammung gerettet werden. Wird es ihm, der Jesus fluchte, zugerechnet werden?

Da scheint alles wieder ein Traum. Er hat noch einmal den Weg frei ins Menschenland, sieht einen hellen Stern über einer Hütte stehen, fragt nach dem Namen des Ortes und vernimmt: „Bethlehem". Er hat noch einmal die Wahl frei und sinkt anbetend nieder. —

Und stirbt. Er ist erlöst.

„Nicht ich, sondern du, du bist mein wahres Ich!" Darin wird ja immer alle Religion bestehen und im tiefsten Wesen der psychologische Grund aller Erlösung. Aber konnte das nicht innerlicher gefaßt werden als hier geschieht? „Nur wer sich selbst verlassen, der wird auf ewig finden sich." Konnte nicht eine Erfahrung in ihm selbst ihn das innerlich lehren? Mußte das Weltgeheimnis mythologische Gestalt werden und es in direkten Worten von außen zu ihm sagen? — Als Ziel suchte dieser Ahasver gar nicht sich selbst. Er suchte das Glück der Menschen, er verschmähte die eigene Herrlichkeit dafür. Der Tiefe nach mangelt es da freilich noch; da er Gott verschmäht. Aber mußte er dann nicht durch seine Entwicklung in seinem eigenen Innern jene Tiefen entdecken lernen, die er nicht mehr als sein eigen und doch im wahreren Sinne als sein eigen empfinden würde, als Gottestiefen, als Gotteswillen und -kraft?

„Denn ist ein Gott, kann er in dir nur sein", heißt es an einer Stelle in Renners Gedichtbuch. Aber er faßt das Wort äußerlich und eng, sodaß es arm macht: „Und beten kannst du nur zu dir allein. Du bist allein!" Dränge er zu der beseligenden Tiefe dieses Wortes, das dem Erdenkinde allen Himmelsreichtum gibt! Er drang noch nicht dahin: faßt hier im Ahasver Gott als fremde, außerhalb der Seele stehende Macht, und an diesem Mangel an Tiefe scheitert die Einheit der Dichtung.

Und diese Lösung des Welträtsels! Die eine grundverderbte Welt sieht, gänzlich ohne Möglichkeiten des Aufwärts, und nun das Heil von außen her durch das Opferblut Jesu kommen läßt — wie äußerlich wirkt sie!

Als einst in alter Zeit die erhabene Riesenmythologie vom rettenden Opferblut Jesu entstand, als der nach Lösung ringende Menschheitsgeist sie aus den Vorstellungen und aus der Sehnsucht und dem Bedürfnis der Zeit vor sich aufwachsen sah — wieviel innerlicher war sie! wieviel gewaltiger und erhabener, als wenn heute ein moderner Mensch für ganz moderne Fragen und Konflikte sich aus ihr die Lösung erborgen will.

So ist die Dichtung als Ganzes verfehlt. Der Wert liegt in den Einzelheiten und zwar in der lyrischen Kraft und Schönheit vieler einzelner Stellen. Ich nenne noch die Szene im Tal Josaphat, wo der Verfluchte mit der Mutter Erde redet, und die Lieder der Elemente,

Digitized by Google

die von ihrem seltsamen Leben und Weben singen, das nicht weiß, wozu und wohin und warum und wofür. Da ist hohe Schönheit.

Renners Kunst wirkt oft wie Rohstoff. Sie ist längst noch nicht durchklärt und frei von Schlacken, aber es ist edles Metall darin. Und es wirkt darin lebendige Kraft, die an der Durchklärung arbeitet. Und so sei er mit seinem eignen schönen Wort gegrüßt:

„Und wer zu wachsen vermag, dem wird zum Heil
So Leid als Glück, und droben winkt
Der Vollendung unsterbliche Krone."

Gertrud Prellwitz.

Christentum und Politik.

Verhandlungen des 14. evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Darmstadt am 3. und 4. Juni 1903. 157 S. 2 Mk.

Verhandlungen des 15. evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Breslau am 25. und 26. Mai 1904. 178 S. 2 Mk. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Wenn in deutscher Gesellschaft heute von Tolstoi die Rede ist, so gibt es nicht Wenige und nicht die Schlechtesten, die zugestehen oder behaupten, daß er im Grunde Recht habe, daß nämlich die wahre christliche Urlehre und die Verkündigung Jesu selbst die Aufhebung unseres ganzen politisch-sozialen Daseins bedeute und fordere. Die Sätze: „Sorget nicht für den morgenden Tag". „Sammelt euch keine Schätze", „Verkaufe alles, was Du hast und gib es den Armen", „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme", „Liebet eure Feinde", „Wer Dir den Rock nimmt, dem gib auch den Mantel" werden hingestellt als die direkte Negation dessen, was heute in der Welt noch als sittliches Gebot gilt: vorsorglich an die Zukunft zu denken, zu sparen, sich zu versichern, Vermögen und Macht zu erwerben, Konkurrenten niederzuringen, sein Recht zu wahren, zu kämpfen gegen staatliche und Parteifeinde. Es war daher ein sehr wohlangebrachter Gedanke des Aktionskomitees des „Evangelisch-sozialen Kongresses", dies Problem zu behandeln, und er hat es sogar zweimal hintereinander getan, 1903 unter dem Titel „Die sittlichen Gedanken Jesu in ihrem Verhältnis zu der sittlich-sozialen Lebensbewegung der Gegenwart" durch Professor Herrmann in Marburg, das zweite Mal, 1904, unter dem Titel „Die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft" durch Professor Troeltsch in Heidelberg. Jeder, der eine Vorstellung davon hat, daß hier eine der tiefsten Fragen zugleich der Ethik und der Geschichte, des persönlichen Lebens und des Völkerdaseins vorliegt, sei auf diese beiden Vorträge verwiesen. Grundverschieden in ihrer Anlage und in der Methode der Behandlung kommen sie doch beide zu demselben Ergebnis, legen

Digitized by Google

die Verkehrtheit der anarchistischen, Tolstoischen Auffassung einleuchtend dar und zeigen das wahre, positive Verhältnis des Christentums zum realen Weltdasein auf. Herrmann verfährt mehr theologisch-exegetisch und sucht den wahren Sinn der angefochtenen Herrenworte festzustellen. Er leugnet nicht, daß die ältere lutherische Theologie den Widerspruch nicht zu lösen verstand und sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie ihn nach Möglichkeit verschleierte; sie stand darin sogar noch unter dem Katholizismus, der im Mönchs-Ideal mit seiner Weltflucht eine viel ernstlichere Auseinandersetzung wenigstens partikular suchte. Erst die volle historische wie philosophische Schulung der modernen Theologie aber hat die wahre Lösung gebracht, die darin zu suchen ist, daß die Aussprüche Jesu nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit seiner ganzen Persönlichkeit und dem Grundcharakter seines Sittlichkeitsbegriffs geprüft werden. Dadurch gewinnen sie ein ganz anderes Licht und ein Licht, das uns erlaubt, sie auch heute als vollgültige Maximen anzusehen und zu verkünden.

Troeltsch geht nicht von den in den Evangelien überlieferten Einzellehren aus, sondern entwickelt religionsphilosophisch und historisch aus dem Grundbegriff des Christentums seine Sozialethik. Das Christentum als solches ist unpolitisch, verhält sich indifferent zu den Verhältnissen dieser Welt und bietet weder ein politisches, noch soziales Programm dar. Davon ist auszugehen. Aber mittelbar lassen sich dennoch, wenn das Christentum nun einmal vor die politischen und sozialen Aufgaben gestellt wird, Konsequenzen aus ihm ableiten, die als ethische Normen zu gelten haben. Diese Normen sind, weil ihr Urquell unpolitisch ist, nicht einfacher Natur, sondern sie sind polarisch: mit ganz dem gleichen Recht kann man aus dem Christentum, welches die freie Persönlichkeit postuliert, die demokratische Idee und, da es die gegebenen Ungleichheiten unter den Menschen, die Ueber- und Unterordnungen in ihren mannigfachen Verhältnissen anerkennt und in ihren ethischen Prinzipien Gehorsam, Treue, Demut als Tugenden heiligt, die aristokratisch-konservative Idee ableiten. Eine spezifisch christliche Politik gibt es nicht und kann es nicht geben, wohl aber kann man vom christlichen Standpunkt heute danach streben, eine Synthese zwischen den beiden sich widerstrebenden Tendenzen, der demokratischen und der konservativen, zu suchen, „kein Werden der Persönlichkeit ohne Fügung in die aristokratischen Ordnungen, keine aristokratische Ordnung ohne Dienst am Werte der Persönlichkeit."

Die beiden Vorträge von Herrmann und Troeltsch sind auch separatim erschienen. Ich möchte jedoch raten, die ganzen Hefte der Verhandlungen des Kongresses zu kaufen. Nicht nur gibt die Debatte viel Anregung zum Nachdenken (meist wird man finden, daß der anscheinende Widerspruch gegen die Referenten in Wirklichkeit Zustimmung bedeutet), und dann sind auch die anderen Vorträge von hohem Wert. Ich will sie, da ich hier auf die Gegenstände nicht weiter eingehen will, nur aufzählen. 1903 enthält noch „Das soziale und ethische Moment in Finanzen und Steuern"

Digitized by Google

von Adolf Wagner (Professor in Berlin) und „Die Reform des deutschen Strafrechts im Lichte evangelischer Sozialpolitik“ von Wilhelm Kahl (Professor in Berlin). 1904 enthält noch „Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit“ von G. Traub (Dortmund), „Das moderne Lohnsystem und die Sozialreform“ von L. Bernhard (Privatdozent in Berlin) und Heinrich Freese (Fabrikbesitzer in Berlin), „Die weibliche Heimarbeit“ von Gertrud Dyhrenfurth und Rob. Wilbrandt (Berlin).

Delbrück.

Michael Servet. Ein Vortrag, gehalten am 28. Oktober 1903 zum 350jähr. Gedächtnis seiner Verbrennung von Th. Schneider, Oberlehrer. 70 Pf. Wiesbaden, Verlag von Moritz & Münzel.

In Rom, wo Giordano Bruno verbrannt wurde, steht heute ein Denkmal für den Ketzer. In Genf ist im vorigen Jahr an der Stelle, wo Michael Servet verbrannt wurde, am Tage der dreihundertfünfzigsten Wiederkehr der Hinrichtung ein Sühne-Denkmal errichtet worden. Aber der Unterschied ist: Das Bruno-Denkmal ist errichtet worden, dem Papsttum und der katholischen Kirche zum Trotz, von ihren leidenschaftlichsten Gegnern, nachdem die weltliche Herrschaft der Kirche in der ewigen Stadt gestürzt war. Das Sühne-Denkmal für Servet ist errichtet worden von den Nachfolgern und Anhängern Calvins, der ihn einst verbrennen ließ; unter Beteiligung der ganzen protestantischen Genfer Geistlichkeit und der Konsistorien ist es enthüllt worden. Sind die heutigen Reformierten deshalb von ihrem Meister abgefallen? Im Gegenteil. Das gerade ist das Wesen des Protestantismus und seiner inneren geistigen Freiheit, daß er sich fortwährend selbst reformiert und eine spätere Generation nicht gebunden ist an das, was eine frühere verfehlt und gesündigt hat, daß man sich sogar in ganzen großen Stücken von der Vergangenheit lossagen und sich dennoch selbst treu bleiben kann. Es konnte keine schönere, wahrhaft evangelische Tat geben, als daß die Calvinisten selber durch ein dauerndes Monument die furchtbare Untat des Stifters ihrer Kirche verleugneten. In ausgezeichneter Weise, in seltener Vereinigung von innerer Ergriffenheit und historischer Objektivität schildert uns der Schneidersche Vortrag die Lebensschicksale, den Charakter und den Untergang des spanischen Märtyrers. Wer Interesse nimmt an diesem traurigen Kapitel der Reformationsgeschichte, dem kann nichts Besseres empfohlen werden. Der Ertrag ist nach dem Vorwort für den „Chrétien français“ bestimmt, die Zeitschrift, die im katholischen Frankreich eine neue evangelische Bewegung fördern soll. Die Inschrift des Denkmals lautet: Le 27 octobre 1553 mourut sur le bûcher à Champel Michel Servet de Villeneuve d'Aragon, né le 29 septembre 1511. Fils respectueux et reconnaissants de Calvin, notre grand réformateur, mais condamnant une erreur qui fut celle de son siècle,

Digitized by Google

et fermement attachés à la liberté de conscience selon les vrais principes de la réformation et de l'évangile, nous avons élevé ce monument expiatoire le 27 octobre 1903. D.

Reformationsgeschichtliche Streitfragen. Ein Wort zur Verständigung aus Anlaß des Prozesses Berlichingen von Sebastian Merkle, der Theologie und Philosophie Doktor, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. München, Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung. 1.20 Mk.

Der Zufall will, daß ich unmittelbar nach dem Schneiderschen Vortrag über Servet die Schrift von Merkle gelesen habe. Sie ist ein schönes Zeugnis dafür, daß auch in der katholischen Gelehrtenwelt noch echte Wissenschaft und reiner Wahrheitssinn lebt. Die Kirche freilich wird niemals einem Ketzer, den sie hat verbrennen lassen, ein Sühne-Denkmal errichten, und wenn man diese Tatsache neben das Servet-Denkmal in Genf hält, so scheint der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus in seinem Verhältnis zu Wahrheit und Geistesfreiheit absolut. Aber trotz aller eigenen Starrheit hat die Kirche doch den unverwüstlichen, lebendigen Kern des Christentums, und die einzelnen Persönlichkeiten in ihr von echter Frömmigkeit machen sich immer wieder geltend. Durch solche einzelnen Persönlichkeiten wird auch über die steilsten Schranken der konfessionellen Absonderung hinweg immer wieder der Begriff der allgemeinen christlichen Einheit hergestellt und aufrecht erhalten. Der Fanatismus der Pfaffen und die Wut der blöden Menge toben dagegen vergeblich. Wer den wahren Katholizismus bei uns nur in Berlichingen und Genossen zu sehen gewohnt ist, dem sei die Merklesche Schrift empfohlen, damit er auch die andere Seite kennen lerne. Den Inhalt bildet das wissenschaftliche Gutachten des Professors Merkle über die Behauptungen des Exjesuiten Frhrn. v. Berlichingen über Luther und die Reformation, sowie ein Bild der Gehässigkeiten, denen der Verfasser wegen dieses Gutachtens von Glaubensgenossen ausgesetzt gewesen ist. D.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Die Agitation gegen den Schulkompromiß. Die Schlacht bei Liaujang.

Mit großer Freude haben wir gleich bei seiner Verkündigung den sogenannten Schulkompromiß der konservativen, freikonservativen und nationalliberalen Fraktion begrüßt, und ich habe die Gründe für diese Befriedigung im Juni- und Juli-Heft eingehend entwickelt. Unser Volksschulwesen ist seit dem Scheitern des großen Zedlitzschen Volksschulgesetzes völlig festgefahren; die Bestimmungen über die Verteilung der Schullast, allenthalben verschieden, sind vielfach so veraltet, in solchem Widerspruch mit der Wirklichkeit, so ungerecht, daß sie unausführbar geworden sind und die Schule wie der Lehrerstand aufs schwerste beeinträchtigt werden; man kann die nötigen Gebäude nicht bauen und man kann den Lehrern die nötigen Gehalte nicht geben, weil die Kreise, die nach den geltenden Bestimmungen, bald so, bald so, die Lasten zu tragen hätten, dazu unfähig sind. Die Reform aber wurde dadurch verhindert, daß das bestehende Schulwesen vielfach mit Kirchen und konfessionellen Sozietäten verquickt ist; in diesen Kreisen verlangte man daher eine Bürgschaft, daß bei der Neueinrichtung der konfessionelle Charakter der Schulen weder jetzt noch zukünftig aufgehoben werde.

Da die preußische Regierung gar nicht die Absicht hat und sie auch schwerlich je haben wird, in der unendlichen Mehrzahl der Fälle an dem bestehenden konfessionellen Charakter der Schulen etwas zu ändern, so hat jene Bürgschaftsforderung praktisch nur eine sehr geringe Bedeutung. Man hätte also diese ganze Frage aus einem Gesetz, welches nur die finanzielle Schulunterhaltung regelt, ausschalten können. Aber wir leben in einem konstitutionellen Staat, und die maßgebenden Parteien, nicht nur das Zentrum, sondern auch die Konservativen, legen großen Wert auf die dauernde gesetzliche Festlegung der Konfessionalität der Volksschule. Eine verständige praktische Politik mußte daher das Zugeständnis machen, das was ohnehin geschieht, geschehen soll und auf unabsehbare Zeit geschehen wird, auch gesetzlich festlegen zu lassen. Prinzipiell genügt diese Konzession dem Zentrum noch nicht und kann ihm nicht genügen, denn nach seinen Anschauungen gehört die Schule überhaupt nicht dem Staat, sondern der Kirche. Was wir haben und was erhalten werden soll, ist zwar eine

Digitized by Google

inhaltlich konfessionelle Schule, aber eine im Regiment staatliche; ein solches System kann das Zentrum zwar ertragen, aber nicht selber schaffen helfen. Das Zentrum ist deshalb außerhalb des Kompromisses geblieben. und widerspricht ihm prinzipiell, macht aber praktisch keine Opposition Man sieht, die taktische Situation ist ziemlich kompliziert: die Nationalliberalen werden beschuldigt, eine klerikale Schulpolitik zu unterstützen, die aber doch wieder gar nicht klerikal ist und der deshalb das Zentrum widerspricht. Aber das ist ja die Natur der politischen Kompromisse, und wer in Preußen und Deutschland heute praktische Politik machen will, wird anders als auf dem Wege solcher Kompromisse nie von der Stelle kommen. Man kann in Kompromissen mehr oder weniger geschickt, mehr oder weniger glücklich sein; der vorliegende Schulkompromiß scheint mir zu den geschicktesten Verträgen dieser Art zu gehören, die unsere parlamentarische Geschichte seit 1867 überhaupt aufzuweisen hat. Das Zentrum ist draußen geblieben, aber nicht vor den Kopf gestoßen, und weder die Konservativen noch die Nationalliberalen haben etwas für sie Wesentliches aufgegeben, weil die Fragen, wo sie notwendig hart aneinanderprallen müssen, außerhalb geblieben sind.

Trotz dieser ganz offenbaren und leicht einzusehenden Verdienste des Werkes hat es nun dennoch eine ziemlich lebhafte liberale Opposition hervorgerufen, zu deren Träger sich namentlich die Freisinnige Vereinigung gemacht hat. Man hat sogar die Hoffnung ausgesprochen, einen Sturm erregen zu können in der öffentlichen Meinung, wie einst gegen das Volksschulgesetz des Grafen Zedlitz. Das ist nun eine vollständige Illusion, denn die weiten Kreise, die heute in Deutschland außerhalb des Parteilebens stehen und die allerdings, wenn sie sich regen, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen können, sind ganz und garnicht gegen diesen Schulkompromiß, sondern fühlen entweder instinktiv, daß er tatsächlich das innere Leben der Schule nicht schädigt, oder sie sind direkt dafür. Daß der Schulkompromiß nur ein Werk der Klerikalen und Orthodoxen sei, von denen die nationalliberalen Fraktionsführer sich hätten einfangen lassen, ist einfach nicht wahr; im besonderen sind gerade die Kreise der sogenannten Intellektuellen, auf die besonders viel ankommt, wenn die öffentliche Meinung in Bewegung gesetzt werden soll, ganz und gar nicht Anhänger der Simultanschule, sondern ihre direkten Gegner. Auch in der Lehrerwelt, die anfänglich für die Simultanschulen einzutreten schien, regen sich gegnerische Stimmen. Besonders lehrreich in verschiedener Beziehung scheint mir die nachstehende Zuschrift in der „Preuß. Lehrerzeitung“ von einem Lehrer, der, wie er sagt, Anhänger der Simultanschule gewesen sei, bis er sie aus eigener Anschauung kennen gelernt habe. Er schreibt:

„In jeder Simultanschule, die zugleich utraquistisch ist, wie es ja im Posenschen stets sein wird, leiden die deutschen Kinder in ihrer geistigen Entwicklung. Wo die deutschen Kinder die Hälfte oder die Mehrzahl der Schüler bilden, werden sie um der polnischen Kinder willen,

Digitized by Google

die eine Sprache lernen müssen, die die polnischen Kinder schon sprechen, wenn sie zur Schule kommen, von der untersten bis zur obersten Stufe aufgehalten. Sie erhalten von vornherein nicht die angemessene geistige Nahrung und kommen daher nicht zur vollen Entfaltung ihrer geistigen Gaben, während dafür gesorgt wird, daß den polnischen Kindern die passende geistige Speise in der angenehmsten Weise dargeboten wird und sie zur freien Entwicklung ihrer geistigen Gaben und Kräfte gelangen. In Schulen, wo die deutschen Kinder die Minorität bilden, verkümmern und verkrüppeln sie von vorherein. — In allen Fällen hat also das Polentum den Vorteil, es erhält durch die deutsche Schule geistig normal entwickelte Kämpfer, während die Rekruten der deutschen Sache in der Provinz verkümmern. Daher ist auch der geborene Deutsche der Provinz Posen so schwach in dem Konkurrenzkampfe mit den Polen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Feuereifer in der Prinzipienreiterei gegen den „Kompromißantrag" etwas zu dämpfen."

Aehnlich, wenn auch nicht so stark, muß jede evangelische Minderheit, die mit Katholiken in eine Simultanschule zusammengesperrt wird, gedrückt werden. Unter Umständen mag der Druck sehr gering sein, oder auch ganz verschwinden; wie stark er aber werden kann, davon gibt es Beispiele genug. Es kommt vor, daß Lehrer, um sich Unannehmlichkeiten zu ersparen, die Reformationsgeschichte ganz überschlagen. In der „Christlichen Welt" (Nr. 39 Sp. 871) wird aus einem religiös simultanen und dafür desto patriotischer gestalteten Geschichtsbuch, gebräuchlich in einer Stadt, die sich ihrer simultanen Schulen besonders rühmt, die Reformation geschildert mit dem Satz: „Unter Joachims I. Regierung nahm im Jahre 1517 in Deutschland eine religiöse Bewegung ihren Anfang, die zur Trennung der Christen in Protestanten und Katholiken führte". Daß die Kinder ja nicht vergessen, daß dergleichen unter Joachim I. Regierung geschehen ist. Luthers Namen brauchen sie nicht zu wissen, er kommt in dem Buche nicht vor!

Das ist die Simultanschule, für die sich heute der wahre Liberalismus begeistert! Wenn ich diese ganze Agitation für ebenso verfehlt wie ohnmächtig ansehe, so ist es doch der Mühe wert, sie näher ins Auge zu fassen, da sie mancherlei interessante Erscheinungen bietet.

Die beiden bedeutendsten Gegenschriften gegen den Schulkompromiß rühren her von dem Lehrer Tews*), einem bekannten und rührigen pädagogisch-politischen Schriftsteller, und dem Führer der Nationalsozialen, Friedrich Naumann.**)

*) Schulkompromiß, Konfessionelle Schule, Simultanschule. Ein Aufruf an alle bildungsfreundlichen Kreise unseres Volks von J. Tews. Herausgegeben vom Wahlverein der Liberalen. 48 S. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

**) Der Streit der Konfessionen um die Schule. Von D. Fr. Naumann. Preis 60 Pf. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Tews wettert kräftig gegen Klerikale und Orthodoxe, hat aber vom Wesen der Konfessionen nur schwache Vorstellungen. Er schließt: „Gibt es ein deutsches Volk, eine deutsche Kultur, eine deutsche Nationalliteratur, eine deutsche Kunst, ein deutsches Vaterland . . . dann muß es auch möglich sein, alles dies der Jugend ohne konfessionelle Abstempelung zu übermitteln." Ganz gut, nämlich vom liberal-protestantischen Standpunkt aus: wenn nun aber unsere katholischen Mitbürger finden, daß diese eine deutsche Kultur, Nationalliteratur und Kunst ganz wesentlich protestantischen Ursprungs und Geistes ist, und die Erziehung ihrer Kinder in diesem Geiste nicht wünschen?

Da faßt der zweite Autor, Naumann, das Problem schon tiefer. Er desavouiert die Harmlosigkeit seines Parteigenossen Tews so scharf wie möglich. Wenn dieser von der „einen deutschen Kultur" spricht, so erklärt Naumann rund heraus (S. 14), „daß der früher lebhaft geglaubte Gedanke an eine über den Konfessionen stehende deutsche Kultur sich heute äußerst schwach zeigt." Und weiter (S. 40): „Wir haben keine einheitliche Kultur, deshalb bleibt eine einheitliche Pädagogik bei allen Schulformen ein frommer Wunsch." Naumann weiß eben, was Religion ist und was sie für das Volksleben und die Kultur bedeutet. „Der Liberalismus hat die Kirchen verlacht", sagt er (S. 8), „als seien sie Gerümpel. Jetzt sind sie von den Toten erstanden und fordern ihre Rechte." Während Tews hofft, daß die simultane, d. h. die doppelkonfessionelle Schule sich durch die gegenseitige Neutralisierung der Konfessionen zu einer tatsächlich unkonfessionellen mit ein paar konfessionellen Religionsstunden gestalten werde, sieht Naumann wohl, daß das ein unmögliches oder jedenfalls ein sehr unerfreuliches Gewächs sein würde, und daß die Simultanschule ganz unter den heutigen Verhältnissen und für noch unabsehbare Zeit, wo wir nämlich unter der Mitherrschaft des Zentrums stehen, gerade für die Protestanten ganz unerträglich sein muß, entgeht ihm keinen Augenblick. Er wählt deshalb den Ausweg, die Religion ganz aus dem obligatorischen Schulplan zu entfernen und ihn fakultativ zu machen, die Bestimmung des sonstigen konfessionellen Charakters der Schule aber den Kommunen zu überlassen. Das heißt also die völlige Auflösung unseres jetzigen Schulsystems. Da daran aber, wie Naumann sich wiederum nicht verhehlt, bei den jetzigen Machtverhältnissen der Parteien nicht zu denken ist, so ist vorläufig nur dafür zu sorgen, daß der heutige Zustand in der Schwebe erhalten und nicht gesetzlich fixiert wird, damit der zukünftigen liberalen Aera freie Hand bleibe. Lieber ein Schulgesetz, ruft er aus (S. 12), wie 1872 vom Zentrum gemacht, als der jetzige Kompromiß mit liberaler Hilfe.

In diesem Punkt, daß „der Liberalismus nur in der Hoffnung auf bessere Tage seine kulturpolitischen Forderungen stellen" kann, stimmt Naumann wieder mit seinem Parteigenossen Tews (S. 29) überein und nur von diesem Punkt aus ist die ganze Opposition zu verstehen. Es

Digitized by Google

wäre schlimm, wenn ein Mann wie Naumann, der doch weiß, was Religion ist, nicht in Wirklichkeit ein besseres Verständnis für die Bedeutung der Religion in Schule und Erziehung hätte, als es in manchen Stellen dieser Schrift scheint. Einer seiner nächsten Freunde und sonstiger Anhänger, der Pfarrer Erich Förster in Frankfurt a. M., hat die Widersprüche, in die Naumann bei seinen Argumentationen verfallen ist, in einem vortrefflichen Artikel in der „Christlichen Welt" (Nr. 37) schlagend nachgewiesen. Die innere Konsequenz seiner eigenen Anschauungen hätte Naumann notwendig zu ähnlichen Schlüssen führen müssen, wie sie Ferd. Jac. Schmidt in diesem Heft entwickelt hat. Er hat sich diesem Gedankengang verschlossen und ist als Vorkämpfer der Simultanschule aufgetreten, nicht aus innerer Liebe zu diesem saft- und kraftlosen Geschöpf, sondern in der Hoffnung, mit diesem Schlagwort liberale Zukunftspolitik zu machen. Diese Zukunftspolitik erwartet er von einem Bündnis mit der Sozialdemokratie und der eigentliche Kern seiner Broschüre ist deshalb der Satz (S. 24): „Ohne Sozialdemokratie keine Befreiung vom Zentrum!" Ich habe oft und unverhohlen genug gesagt, daß ich gegen diesen Satz nichts einzuwenden habe und daß ich es namentlich für einen schweren Mißstand halte, daß diese große Partei im Preußischen Landtag gar nicht vertreten ist, aber wenn wir mit aller praktischen Politik warten wollten, bis eine bündnisfähige Sozialdemokratie im Reichs- und Landtag andere Majoritäten geschaffen hat, so kämen wir in eine Staatskunst wie die selige deutsche Fortschrittspartei, als sie nach 1867 statt am Deutschen Reich zu arbeiten mit Prinzipien und Programmen wurstelte.

Man mag sich nun aber zu dem Plan und der Hoffnung, einmal eine regierungsfähige Linke bei uns auf dem Boden der Sozialdemokratie erstehen zu sehen, stellen wie man will, immerhin ist es ein politischer Gedanke, und man kann den Leuten, die ihn einmal ergriffen haben und ihre Zukunftshoffnungen darauf bauen, nicht das Recht versagen, schon jetzt ihre Taktik darauf einzurichten; sie ist nicht nachahmenswert, sie ist nicht lobenswert, aber sie hat ihre innere Logik. Was soll man aber dazu sagen, wenn auch Nationalliberale dem Schulkompromiß gegenüber eine ähnliche Opposition betreiben wie die Freisinnigen? Die nationalliberalen Jugendvereine haben am 4. September in Leipzig einen feierlichen Vertretertag abgehalten und dort zwar nicht einstimmig, aber doch mit erheblicher Majorität ein Schulprogramm aufgestellt, das prinzipiell die Simultanschule fordert und der Politik der nationalliberalen Fraktion direkt widerspricht. Man konnte einmal hoffen, daß diese nationalliberalen Jugendvereine bestimmt seien, den Marasmus in der Partei zu überwinden und das liberale Gewissen in ihr wieder etwas anzuregen. Der Leipziger Vertretertag hat diese Hoffnung begraben; wohl war die Form und der Ton der Verhandlung vornehm, aber auch nicht die leiseste Spur eines politischen Gedankens kam zutage, nichts als Gemeinplätze und Plattheiten unter lautestem Beifall; wenn der Professor

Digitized by Google

Haeckel statt in die Philosophie in die Politik und die Pädagogik gegangen wäre, so würde er wohl in ähnlichen Tönen geredet haben. Eben diese nationalliberale Jugend, die Deutschland von der Herrschaft des Zentrums befreien und Klerikalismus und Kirche mit eisernen Besen aus der Schule ausfegen will, hat sich gleichzeitig feierlich noch einmal gegen jedes Zusammengehen mit der Sozialdemokratie verwahrt. Bleiben wir Deutsche denn stets das Volk, das die Republik mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze fordert? Zur Politik gehört, daß man nicht bloß Programme formuliert, sondern auch die vorhandenen Kräfte einigermaßen richtig einschätzt. Die Turner- und Sängervereine, die einst das Deutsche Reich gründen wollten und dabei die preußische und österreichische Armee vergaßen, waren gewiß nicht gerade weise, aber sie waren doch immerhin eine gewisse Macht im Vergleich mit dieser nationalliberalen Jugend, die sich vermißt, gleichzeitig das Rote und das Schwarze Meer auszutrinken. Gegen die gesetzliche Festlegung der konfessionellen Schule — meinetwegen! Aber dann muß man auch so viel Klarheit haben, zu wissen, daß eine solche Politik nur in Anlehnung an die Sozialdemokratie möglich ist. Gleichzeitig das eine wollen und sich gegen das andere verwahren, ist Kannegießerei.

Es ist wahrhaft kläglich: wo die Gelegenheit gewesen wäre, Mut, Charakter und Liberalismus zu zeigen, den vorwärtsstrebenden Elementen in der Fraktion den Rücken zu stärken, die Wählerschaft im Lande fortzureißen, bei der Frage des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie und bei der Frage der Reform des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause, da haben diese Vereine sich geduckt, geschwiegen oder gar am verkehrten Ende gezogen, aber hier, wo die Fraktion endlich einmal etwas wahrhaft Bedeutendes und Segenreiches, Positives zu schaffen beginnt, da wirft man sich ihr in den Weg!

Die tieferen geistigen Wurzeln des Problems, wie das Verhältnis einer allgemeinen Staatsschule zu den Konfessionen zu gestalten ist, sind in diesem Heft von F. J. Schmidt behandelt. Der praktische Fortschritt in der Erkenntnis, der in dieser Arbeit erzielt ist, dürfte wesentlich zu sehen sein in dem Nachweis, daß wir mit dem neuen Gesetz dem eigentlichen Ziel einer liberalen Schulpolitik, der fachmäßigen Schulaufsicht statt der geistlichen Schulaufsicht, näher kommen, statt von ihm, wie die Opposition behauptet, entfernt zu werden. Eine Simultanschule erregt naturgemäß dauernd einen viel stärkeren Argwohn, daß die Konfession dabei irgendwie zu kurz komme, als eine konfessionelle Schule. Aus der Simultanschule wird es daher bei den politischen Partei- und Machtverhältnissen in Deutschland auf unabsehbare Zeit ganz unmöglich sein, den geistlichen Inspektor und die geistliche Aufsicht zu entfernen. Haben wir dagegen erst die jetzt bloß praktisch vorhandene Konfessionalität der Schulen gesetzlich festgelegt, so ist es zum wenigsten für die evangelischen Volksschulen möglich, allmählich zur Durchführung der

Digitized by Google

Fachinspektion zu gelangen. Unsere Geistlichen selber in wohlverstandenem eigenen Interesse, dem Interesse der Kirche und ihrer persönlichen Stellung dringen schon vielfach darauf, der Bürde der Schulaufsicht enthoben zu werden. Bei den katholischen Schulen wird es schwerer sein; das ist bedauerlich, aber so lange unsere katholischen Mitbürger in ihrer überwältigenden Mehrheit einmal solche Gesinnungen hegen wie heute und solche Abgeordnete wählen, ist das nicht zu ändern. Das Volk, das heißt in diesem Falle auch die Eltern, haben doch auch ein gewisses Recht, bei der Erziehung ihrer Kinder mitzusprechen. Unsern katholischen Mitbürgern einfach unsere Weltanschauung durch die Staatsschule aufzuzwingen, haben wir weder das Recht noch die Macht; wir müssen zufrieden sein, daß die katholische Schule als Staatsinstitut den Katholizismus wenigstens in der mildesten und versöhnlichsten Form vertritt, und müssen weiter danach streben, die evangelische Volksschule möglichst von dem katholischen Mitregiment zu befreien; deshalb Simultanschulen nur da, wo sie wirklich unvermeidlich sind. Erst wenn das gesetzlich festgelegt ist, ist der Weg für ein gleichzeitig modernes und wahrhaft deutsches, das heißt, auf dem Boden der Reformation fortarbeitendes, auf der Autonomie des Gewissens und der Wissenschaft beruhendes Schulwesen frei.

* * *

Ein größerer Gegensatz in der Kriegführung als zwischen der gegenwärtigen und der letzten großen Kriegshandlung der Weltgeschichte, zwischen den Japanern und den Buren, läßt sich kaum vorstellen. Die Buren, schwach an Zahl und mangelhaft diszipliniert und organisiert, fast ohne Artillerie, erfochten ihre Siege nur in der Defensive, und selbst in den Fällen, wo sie einzelne englische Truppenteile schließlich zur Kapitulation zwangen, erreichten sie das durch ein Offensivverfahren, welches ihrem Defensivverfahren sehr ähnlich war, indem sie nämlich durch Heranschleichen von allen Seiten die Gegner so unter Feuer nahmen, daß ein Ausbrechen sie mit Vernichtung bedroht hätte; zu der eigentlichen taktischen Offensive aber, dem direkten Ansturm, gelangten sie so gut wie nie. Ganz umgekehrt bringen die Japaner eine Offensive heraus, deren Entschlossenheit nicht zu übertreffen ist. Sie sind numerisch stark, vorzüglich organisiert und diszipliniert und wissen ihre vortreffliche und zahlreiche Artillerie meisterhaft zu verwerten. Sind auch viele ihrer Attacken mit schwerstem Verlust von den Russen zurückgewiesen worden, so haben sie doch schließlich in allen bisherigen Gefechten immer den endlichen Sieg davongetragen.

Trotz alledem ist zwischen der Kriegführung der Buren und der Japaner ein verhängnisvoller Punkt der Gleichartigkeit: beide haben gesiegt, aber ihre Siege waren nicht schnell genug und nicht weit genug geführt, um ihnen das zu sichern, worauf es ankommt, den endgültigen Kriegserfolg. Nach den ersten Siegen der Buren, wie in den ersten

Digitized by Google

Monaten des mandschurischen Krieges schien es durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß die an sich Schwächeren wirklich die Oberhand behielten. Hätten die Buren einen strategischen Führer gehabt, der, statt ihre Kräfte auf allen Grenzen zu zersplittern, sie von Anfang an zusammenfaßte, die noch ganz schwachen Engländer bis ans Meer zurücktrieb und mit solchem Erfolg die Kapburen zum Anschluß fortriß, so ist schwer abzusehen, wie die nachkommenden englischen Truppen wieder im Lande hätten festen Fuß fassen können. Ganz ebenso darf man annehmen, daß die Russen den Krieg definitiv verloren gehabt hätten, wenn die Japaner den Sieg von Liaujang statt im September bereits im Mai erfochten hätten. Ohne die Verstärkungen, die sie noch im Sommer erhalten hat, wäre die russische Armee dann sicherlich vollständig zertrümmert worden, und die Japaner hätten in der Verfolgung bis nach Charbin gelangen können. Dann aber hätten die Russen eine neue große Armee in der Mandschurei überhaupt nicht mehr bilden können, und selbst der etwaige Verlust der Seeherrschaft durch die baltische Flotte hätte die Japaner nicht wieder aus der Mandschurei herausgebracht.

Die Forderung, daß die Japaner schon im Mai bei Liaujang hätten sein sollen, ist keineswegs übertrieben. Die Stadt ist nicht mehr als etwa fünfzehn Meilen vom Meere und nur etwa zwanzig Meilen vom Yalu entfernt; die Wege mögen noch so schlecht sein, wenn man Monate und Vierteljahre zur Verfügung hat, spielt auf zwanzig Meilen der mangelhafte Weg doch wohl keine Rolle mehr, die Japaner haben aber vom Beginn des Krieges bis zum Einrücken in Liaujang nicht weniger als fast sieben Monate gebraucht. Der Seetransport, nachdem sie einmal die Seeherrschaft hatten, nimmt davon nur zwei bis drei Tage in Anspruch; wenn daher den Japanern nachgerühmt zu werden pflegt, daß sie ihre Unternehmungen sehr sorgfältig vorbereiteten, so vermag ich dem Lobe, das in diesen Worten liegt, nicht zuzustimmen; etwas weniger sorgsam vorbereitet und dafür doppelt so schnell, wäre nicht nur besser gewesen für den endgültigen Erfolg, sondern wahrscheinlich auch weniger verlustreich, da es die Russen noch in viel geringerer Stärke getroffen hätte.

Ich habe diesen Gedankengang bereits vor acht Wochen in unserm Augustheft entwickelt, aber er fand sofort entschiedenen Widerspruch in der Presse und der glänzende Sieg von Liaujang schien ihn einen Augenblick völlig zu widerlegen. Ein österreichischer General im „Neuen Wiener Tagblatt“ (d. 7. Aug.) wollte sich, als er meine Ausführungen gelesen, „unwillkürlich nach dem Kopf greifen“ und fragt, ob ich es wohl wirklich ernst gemeint habe. „Wie?“ ruft er aus, „die Festlegung der russischen Flotte im Kriegshafen Port Arthur und die Usurpation der Herrschaft zur See, die Bereitstellung und Ueberschiffung von mindestens 300 000 Streitern mit ihren unermeßlichen Bedürfnissen aller Art von dem Boden des Inselreiches nach dem asiatischen Kontinent, die Okkupation eines Gebietes (einschließlich Koreas) von zirka 687 000 Quadratkilometer, die gründliche

Digitized by Google

Basierung in der Mandschurei, die Ausgestaltung dieses Gebietes mit fahrbaren Straßen und Eisenbahnen, die fortifikatorische Sicherung der strategisch wichtigsten Punkte, die Organisation eines das ganze Kriegstheater umspannenden Informationsdienstes, die durch keinen einzigen Rückschlag unterbrochene stattliche Reihe von taktischen Siegen, die Isolierung und Bindung des Korps Stössel in Port Arthur und die Belagerung dieses Waffenplatzes, die Festsetzung in Inkau-Niutschwang und die planmäßige Herbeiführung der gefährlichen Lage, in welcher die Armee Kuropatkins sich zur Zeit befindet, all das soll ein „völliges Versagen der strategischen Leistung" bedeuten, soll bedeuten, daß die Japaner bis jetzt „so gut wie nichts" erreicht haben, soll ihnen das Zeichen des Unterganges auf die Stirn drücken?"

Zu alle diesem ist nun seitdem noch der erste wirkliche, große Sieg in der Schlacht bei Liaujang gekommen — und dennoch! Als die Buren ihre immer wiederholten Siege erfochten, war in Europa genau dieselbe Stimmung; wer aber schärfer sah, erkannte schon aus diesen Siegen, daß die Buren verloren seien. Es kommt nicht darauf an, wieviel im einzelnen geleistet ist und wieviel Lob die Einzelleistung verdient, sondern ob sie ausreicht für den vorgesetzten Zweck. Alles, was der österreichische General aufzählt, ist richtig und gut, aber es reicht, einschließlich Liaujang, so wenig aus für die Niederwerfung eines Reiches wie Rußland, wie einst die Siege der Buren zur Niederwerfung der Engländer, und den Sieg von Liaujang wird man vielleicht einmal als einen neuen Pyrrhussieg ansprechen. Es ist ja möglich, daß die Russen bei Mukden oder Tieling noch einmal angegriffen und wirklich noch einmal geschlagen werden, aber daß die Japaner in diesem Herbst noch bis Charbin, das ist siebzig Meilen (500 Kilometer) nördlich von Liaujang kommen, erscheint ganz unglaublich; die Russen behalten also die Möglichkeit, im Laufe des Herbstes und Winters noch einige hunderttausend Mann heranzuziehen und dann den Feldzug mit großer Ueberlegenheit fortzusetzen. Genaue und sichere Zahlenangaben über die jetzigen Heere sind ja nicht vorhanden; mehr als 300 000 Mann, Etappentruppen und Besatzungen eingeschlossen, stehen aber bisher der russischen Heerführung sicher nicht zu Gebote: nun überlege man, ein wie geringer Teil der russischen Heeresmacht das ist. Die russische Heeresstärke im Frieden beträgt schon mehr als eine Million — selbst 600 000 Mann, auf Kriegsfuß, mit eingezogenen Reserven sind also im Verhältnis zur russischen Gesamtmacht nur ein sehr mäßiger Bruchteil.

Jeder kriegerische Erfolg setzt sich zusammen aus der eigenen Leistung und der Nichtleistung oder Minderleistung des Gegners. Die strategische und administrative Leistung der Japaner hat versagt. Ihr Ruhm ist, was sie taktisch erreicht haben. Das Zusammenwirken der Waffen, der Artillerie und Infanterie scheint musterhaft zu sein: die Kavallerie als Schlachtwaffe fällt in diesem Kriege so gut wie vollständig aus; auch als Aufklärungsinstrument spielt sie bei den Japanern keine Rolle, sondern

Digitized by Google

wird auf eine höchst eigentümliche Weise ersetzt, die wir in Europa nicht nachmachen können: Spione in bürgerlicher Kleidung, Chinesen, gehen in großer Zahl den japanischen Truppen voran, rekognoszieren für sie und bringen die nötigen Nachrichten.

Der Hauptpunkt in der japanischen Leistung aber bleibt die unerhörte Tapferkeit. Man darf es ruhig aussprechen, daß keine, schlechthin keine europäische Truppe ihr darin gleichkommen kann. In der Schlacht bei Liaujang scheinen die Japaner wenn überhaupt, jedenfalls keine erhebliche numerische Uebermacht gehabt zu haben; sie haben gesiegt durch die persönliche Tapferkeit des einzelnen Mannes. Sie haben nicht etwa gesiegt durch überlegene Strategie. Sie hatten die durch die Natur der Dinge gegebene Umgehung mit ihrem rechten Flügel vollzogen und Kuropatkin hatte das ebenso gegebene Gegenmittel ergriffen, nämlich, während in der Front die Russen ihre vorzüglich vorbereitete Stellung verteidigten, gegen den am weitesten vorgeschobenen Flügel der Japaner, den rechten, herumschwenkenden unter Kuroki, einen Gegenstoß zu führen, indem er ihn seinerseits wieder umfaßte. Aber die Division Orloff, die von Norden, von Mukden her, diesen Gegenstoß gegen Kuroki führen sollte, versagte. Hätte Kuropatkin noch das Korps Lenewitsch, das unglaublicherweise, weil dieser General älter ist als er, nicht unter ihm steht, sondern sich untätig bei Wladiwostock aufhält, zur Verfügung gehabt, so hätte er wohl den Flankenstoß erneuert und Kuroki aufgerollt. So aber waren seine Kräfte erschöpft und er mutete seinen Truppen nichts weiter zu, sondern befahl den Rückzug, ohne eigentlich geschlagen zu sein. Es ist also die Tapferkeit der Japaner, die gegen die russische Hauptfront so gewaltig anstürmte, daß dort keine Truppen weggezogen werden konnten und den russischen Gegenstoß abschlug, die den Sieg entschied. Europäische Truppen hätten solche Stürme, wie sie die Japaner hier und immer von neuem vor Port Arthur, mit und ohne Erfolg, ausgeführt haben, nicht zu stande gebracht. Man erinnere nicht an die Stürme von Amanvillers und St. Privat mit ihren ungeheuren Verlusten, diese Verluste entsprangen wesentlich nur gewissen Fehlern der Führung und man hat dergleichen den Truppen nie wieder zugemutet. Zivilisierte Nationen, Deutsche oder Franzosen, können die Grauenhaftigkeit des Krieges nur noch bis zu einem gewissen Grade ertragen. Zivilisation bringt mit der Verfeinerung der Empfindung auch eine gewisse Weichheit mit sich, die nur mit der äußersten Anspannung, durch Anspornung des Ehrbegriffs und Disziplin überwunden werden kann. Der Barbar ist seiner Natur nach ein größerer Krieger als der Kulturmensch. Wenige tausend, allerhöchstens 10000 bis 15000 Mann stark waren die Heere der Vandalen, Goten und Franken, die das römische Weltreich in Trümmer schlugen, als es keine disziplinierten Legionen mehr hatte. Die Japaner sind gewiß keine Barbaren mehr, aber sie sind auch noch kein volles Kulturvolk und der eigentümliche Zusatz von Barbarei zu ihrer Kultureigenschaft, zu der Aneignung europäischer

Digitized by Google

Geisteskraft, macht ihre kriegerische Stärke aus. Die Japaner hatten ihre Ritterschaft, die Samurai, gerade wie wir einst, aber die europäische Ritterschaft hat den Ehrbegriff niemals bis zum Ehren-Selbstmord, dem Selbstmord in der gräßlichsten, schmerzhaftesten Form, dem Harikiri getrieben. Soll man deshalb die Samurai höher stellen als die germanisch-romanischen Ritter? Dann müßte man auch den Gladiator für einen Helden erklären und den Indianer am Marterpfahl neben den Märtyrer stellen; der höchste Grad der Tapferkeit ist da, aber diese Tapferkeit wird erreicht auf Kosten feinerer und edlerer menschlicher Empfindungen. Deshalb sind die europäischen Völker schließlich dennoch mehr als die Japaner, mag man diesen auch im Ruhme der Tapferkeit das Höchste zugestehen.

Auch die Russen sind ja kein volles Kulturvolk und das kommt ebenfalls in gewisser Beziehung ihrer kriegerischen Leistung zu Hilfe. Die Leiden, die sie am Schipkapaß ertragen haben, sind ein Beispiel, das ihnen ein westeuropäisches Volk schwerlich nachahmt. Aber während die Barbarei in den Japanern noch aktiv ist, ist sie in den Russen passiv, sie zeigt sich in der Stumpfheit der Masse, die in der Hand ihrer Offiziere das Aeußerste duldet.

Neben der großen Tapferkeit der Japaner kommt nun aber für das bisherige Ergebnis die Minderleistung der Russen sehr wesentlich in Betracht. Von der sibirischen Bahn hat man ja von Anfang an nicht viel erwartet, aber daß im Laufe von mehr als einem halben Jahr die Russen kaum einige Armeekorps transportieren können würden, bleibt doch noch unter aller Vermutung. Zum Teil ist aber nicht sowohl die Bahn schuld als die überkluge russische Staatsleitung, die statt sofort einige der bestehenden Armeekorps auf Kriegsfuß zu setzen und abzuschicken, in künstlicher Weise neue Truppenteile mit Reservemannschaften bildete. Das hat natürlich ebensowohl die Expedition aufgehalten, wie die Qualität der Truppen sehr herabgesetzt. Der Grund wird gewesen sein, daß man auf der einen Seite die Japaner unterschätzte, auf der anderen die europäische militärische Aufstellung ungeschwächt erhalten wollte. Das hat sich nun sehr bitter gerächt; 50 000 Mann tüchtiger Truppen bei Liaujang mehr würden wahrscheinlich schon ausgereicht haben, um Kuropatkin den Sieg zu geben.

Nicht zu vergessen ist, daß uns für die richtige Einschätzung der japanischen Siege noch ein wesentliches Moment fehlt, das sind zuverlässige Stärke- und namentlich Verlustangaben. Von Anfang an fiel auf, daß die Verluste der Japaner mit der Schilderung der Gefechte nicht übereinstimmten. Immer wieder hatten sie starke, wohlvorbereitete, aufs zäheste verteidigte Stellungen zu erstürmen, und ihr Verlust war nachher kaum größer oder sogar geringer als der der Russen. Auch die spezialisierten Verlustlisten mit Angaben der Namen der Offiziere, die für einige Gefechte gegeben worden sind, also die übliche Verschleierung der summarischen

Digitized by Google

Angaben auszuschließen schienen, hatten die geringen Schlußsummen. Für die achttägige Schlacht bei Liaujang werden nicht mehr als 17 500 Mann angegeben, das wäre für ein Heer von etwa 200 000 Mann in einer so lange und hartnäckig durchgeführten Schlacht ungemein wenig. Die viertägige Schlacht von Leipzig kostete den rund 300 000 Verbündeten, von denen erhebliche Teile nicht ins Gefecht kamen, einige 50 000 Mann. Bei Vionville verloren die Deutschen an einem Tage von 70 000 etwa 15 000, bei Gravelotte-St. Privat von 125 000, die wirklich ins Gefecht kamen, 20 000. Sollten die mandschurischen Gefechte wirklich einen weniger intensiven Charakter gehabt haben, oder gehen die Japaner so überaus frei mit der Wahrheit um? Vielleicht liegt die Erklärung in einer anderen Zählmethode. Bei uns werden alle Verwundungen, auch die leichtesten Schrammen, mitgerechnet, denn obgleich das Oberkommando gewiß geneigt wäre, kleinere Verlustzahlen nachhause zu melden, so hat doch jede Kompagnie und jedes Regiment das Interesse, seine Verluste, an denen die Tapferkeit gemessen wird, ohne jeden Abzug einzutragen. Die Alten berichten ihre Verwundeten überhaupt fast niemals, sondern nur die Toten; bei dem Kampf mit der blanken Waffe und dem Pfeil wird man auch annehmen dürfen, daß bei weitem die meisten, die nicht an der Wunde sterben, nach einiger Zeit in die Front zurückkehren. Bei den Japanern darf man vielleicht annehmen, daß sie nur diejenigen Verwundeten in die Verlustlisten eintragen, die wegen schwerer Knochenverletzungen definitiv, wenigstens für diesen Krieg, ausscheiden, während alle leichteren Verwundungen, die im Laufe von Wochen oder sogar von Monaten heilen, gar nicht nach Hause gemeldet werden. Das wäre so eine Vermutung, wie der Widerspruch zwischen dem Verlauf des Gefechtes und der Verlustliste vielleicht zu erklären ist. Für die Vergleichbarkeit mit unseren Zahlen und die Einschätzung des Restes von Gefechtskraft nach der Schlacht hätte man also die japanischen Verlustangaben zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Die Schlacht bei Liaujang bekommt schon ein ganz anderes Gesicht, wenn man annimmt, daß die Japaner dabei gegen 40 000 Mann eingebüßt haben, während der russische Verlust, neben einigem Material, nur 13 000 Mann betrug.

Die große, wirklich sehr große Leistung der Russen in diesem Kriege ist bisher die Fertigstellung der Bahn um den Baikalsee, durch lauter wegzusprengende Felsen in einem Sommer. Diese Verbesserung ihrer Verbindung wird ihnen bis zum nächsten Frühjahr sehr zu statten kommen, sowohl für den Truppentransport wie für die Verpflegung.

Der hauptsächlichste Nachteil, den die Russen durch ihr bisheriges Zurückweichen erlitten haben, liegt nicht in dem Aufgeben von Gebiet, worauf so viel nicht ankommt, als in dem nunmehr wohl kaum noch in Aussicht zu nehmenden Entsatz von Port Arthur. Der Verlust der Festung, nachdem sie sich aufs äußerste gewehrt und den Japanern ungeheures gekostet hat, wäre nicht so ganz unerträglich, wenn die russische Flotte sich hätte retten können. Hier aber, auf dem Gebiet der Marine noch viel mehr als auf dem Gebiet

Digitized by Google

des Landheeres liegt die eigentliche, alle Erwartung übertreffende Minderleistung der Russen. Als die Flotte nach Reparierung der früher erlittenen Schäden am 10. August aus Port Arthur auslief, hatte sie den gemessenen Befehl, nicht zurückzukehren, sondern nach Wladiwostok durchzubrechen. Die Ueberlegenheit der japanischen Flotte, auf die sie stieß, war nicht so erheblich, sie beruhte wesentlich auf Kreuzern und Torpedobooten; an Linienschiffen waren sogar die Russen mit sechs gegen vier die Stärkeren. Wäre auch nur ein Teil der Schiffe nach Wladiwostok gelangt, ein anderer Teil vernichtet, indem er ebensoviel Japaner mit in die Tiefe zog, so wäre für die zukünftige Entscheidung den Russen eine ganz gewaltige Kraft geblieben. Weshalb nach dem Tode des Admirals Withoeft sein Nachfolger im Kommando, der Admiral Fürst Uchtomski, statt die Schlacht durchzukämpfen, nach Port Arthur zurückgegangen ist, ist aus seinem eigenen Bericht nicht zu ersehen, und der Zar hat befohlen, ihn wegen Feigheit vor ein Kriegsgericht zu stellen. Vielleicht versucht es die Flotte unter dem neuen Kommando, aber nach den erlittenen Verlusten nunmehr mit sehr viel schlechteren Chancen, noch einmal durchzubrechen. Was aber auch hier geschehe, die letzte Entscheidung liegt nach wie vor weder bei Liaujang, noch bei Port Arthur, sondern in der Ostseeflotte. Nach sieben Monaten ist sie immer noch nicht reisefertig, das ist das eigentlich handgreiflichste und wichtigste Zeugnis für die Minderwertigkeit der russischen Verwaltung. Wann und in welcher Stärke und in welchem Zustand wird sie im Gelben Meer auftreten? Kommt sie schließlich, wenn auch erst im nächsten Frühjahr, nach dem Fall Port Arthurs, in solcher Stärke und Tüchtigkeit an, daß sie die Japaner in der ersten Seeschlacht besiegt, dann sind alle bisherigen Erfolge der Japaner völlig umsonst gewesen; bis zum nächsten Sommer aber kann der russische Staatsschatz den Krieg ohne Frage aushalten.

Sollte der russische Staat das nicht leisten? Wenn die Japaner wirklich endlich siegen, so ist der Accent jedenfalls, bei aller Anerkennung ihrer Tapferkeit, nicht auf ihre eigene Leistung, sondern auf die alle natürliche Erwartung täuschende Minderleistung der Russen zu legen. Aber ich erinnere mich freilich, daß mir schon vor Jahren in Warschau ein sehr kundiger Mann einmal sagte: Sie unterschätzen in Deutschland die wirtschaftliche Kraft Rußlands und überschätzen die militärische.

23. 9. 04. D.

Digitized by Google

Angaben
die achttäg
gegeben,
lange und
tägige Sch
denen erhe
Vionville be
bei Gravelot
Sollten die
gehabt haben
um? Vielle
uns werden
gerechnet, den
Verlustzahlen
Regiment das
wird, ohne jed
wundeten überh
mit der blanken
daß bei weitem
Zeit in die Front
annehmen, daß sie
tragen, die wegen
diesen Krieg, ausg
Laufe von Wochen
gemeldet werden.
zwischen dem Verlau
klären ist. Für die V
des Restes von Gefec
nischen Verlustangaben
bei Lianjang bekommt
daß die Japaner dabei
russische Verlust, neben

Die große, wirklich
ist bisher die Fertigstellu
zusprengende Felsen in
bindung wird ihnen bis
sowohl für den Truppentr

Der hauptsächlichste
Zurückweichen erlitten habe
worauf so viel nicht ankomm
Aussicht zu nehmenden Entsatz
sie sich aufs äußerste gewehrt
nicht so ganz unerträglich, we
Hier aber, auf dem Gebiet der

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bismarck, Dr. Freiherr v. — Erinnerungen an Bismarck. Brosch. M. 1,50, geb. M. 2,—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Bismarck, H. Fr. — Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik. Dritte verbesserte Auflage. M. 2,—. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Bismarck, H. Fr. — Der Kampf um die Schule. 60 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Bismarck, H. Fr. — Sklaven in Bataver der Maschine. (Abdruck aus dem Kunstwart) 25 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Bismarck, Dr. — Der ganze Adel. Simplicissimus-Gedichte. München, Albert Langen. (Kleine Bibliothek Langen, Band 73.) Geh. M. 1,—.

Bismarck, Friedrich. — Weltmarktsorgen. Novelletten. Geh. M. 1,—. München, Albert Langen. (Kleine Bibliothek Langen, Band 75.)

Bismarck-Jahrbuch, herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Zweiter Jahrgang, No. 3. Berlin, Carl Heymann.

Bismarck, H. v. — Generalstab und Absolutismus. M. 4,—. Berlin-Charlottenburg, Brandus.

Bismarck, Karl. — Einundzwanzig Jahre in Indien. 2 Bände, geb. M. 15,—, broschiert M. 12,—. Berlin, Karl Siegismund.

Bismarck, Robert v. — Der Leibregimentler und andere Militärhumoresken. Geh. M. 2,—. München, Albert Langen. (Kleine Bibliothek Langen, Militärhumoresken. Geh. M. 2,—. München, Albert Langen.

Bismarck, Karl. — Soldat Fürwitz, der Weg zum Wohltun. M. 4,—. München und Berlin, Druck von W. F. Häcker.

Bismarck, Dr. — Ein schwäbischer Edelmann im Kampfe mit Rom. Tragisches Schicksal des Freiherrn Hans Heinrich von Bissingen. Stuttgart, Schlottersche Buchhandlung (A. Kurtz).

Bismarck, Dr. — Statistical and statistical handbook, published by order of the Swedish Government. Stockholm, Government Printing-Office.

Bismarck, Dr. — Einzig autorisierte Ausgabe. Aus dem Russischen. M. 2,—, geb. M. 3,—. Jena, Eugen Diederichs.

Bismarck, Dr. — Wirtschaftsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. St. Bauer und Dr. L. M. Hartmann in Wien. III. Band. M. 20,—. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Bismarck, Dr. — Geschichte und künstlerische Prosa. Geh. M. 2,—. Leipzig, Georg Müller.

Bismarck, Dr. — Aus dem Französischen. Geh. M. 1,—. München, Albert Langen.

Bismarck, Dr. — Zeitschrift für Schulhygiene, Schulgesundheitspflege und Gesellschafts-Hygiene. Archiv-Gesellschaft.

Bismarck, Dr. — Neue vollständige und revidierte Taschen-Ausgabe. Leipzig, Insel-Verlag.

Bismarck, Dr. — Zeichnungen des Titelrahmens und Einfassung und religionsgeschichtliche Beiträge. Broschiert. Bd. XXIII, Heft 12. M. 2,—.

Bismarck, Dr. — Volksreden. M. 1,50. Poesie, Joseph Jolowicz.

Bismarck, Dr. — Weib, Kunstausstattung. Thomassche Buchhandlung.

Bismarck, Dr. — Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren. Tabellen und einer Karte. Berlin, Carl

Bismarck, Dr. — Die Abschaffungen des Ehrenrechts. Berlin, Gebrüder Paetel.

Bismarck, Dr. — Kardinal Newmann. Berlin, Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

[illegible]

Von

[illegible]

[illegible]

[illegible] Roberts, [illegible] brach[illegible] Lord Roberts [illegible]

Oeffentlichkeit getreten. Diese Publikation hat [illegible] ins Deutsche erfahren, trotzdem sie den südafrikani[illegible] mit behandelt, sondern sich lediglich auf Indien [illegible] Roberts eine Anzahl von Jahren Höchstkommand[illegible] ist. Und in der Tat erscheint das Robertssche [illegible] Aufmerksamkeit überaus würdig. Der Autor ha[illegible] bestimmten Tendenz geschrieben, und diese Tend[illegible] Erscheinen der Publikation nur noch aktueller g[illegible] Ausbruch des russisch-japanischen Krieges den Ges[illegible] eine [illegible]dung zu geben verspricht. Roberts [illegible] [illegible]chen Nation die Ueberzeugung [illegible] daß der [illegible] Krieg um Indien auf die Dauer [illegible] [illegible] langsam aber stetig fortschreitenden [illegible] [illegible]ichs immer energischer ang[illegible] englische [illegible] werden müßten. Dieses ist die leitende [illegible]ffentlichung, die aber keineswegs in [illegible]. Vielmehr ergibt sich die Auf[illegible] [illegible]e Maßregeln der Vorbereitung

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Mittnacht, Dr. Freiherr v. — Erinnerungen an Bismarck. Brosch. M. 1,50, geb. M. 2,—. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta.

Naumann, D. Fr. — Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik. Dritte neubearbeitete Auflage. M. 2,—. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

—,— Der Streit der Konfessionen um die Schule. 60 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

—,— Die Kunst im Zeitalter der Maschine. (Abdruck aus dem Kunstwart) 25 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Owlglass, Dr. — Der saure Apfel. Simplicissimus-Gedichte. München, Albert Langen. (Kleine Bibliothek Langen. Band 72.) Geh. M. 1,—.

Perzynski, Friedrich. — Weltstadtseelen. Novelletten. Geh. M. 1,—. München, Albert Langen. (Kleine Bibliothek Langen. Band 73.)

Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Zweiter Jahrgang, No. 5. Berlin, Carl Heymann.

Reusner, M. v. — Gemeinwohl und Absolutismus. M. 4,—. Berlin-Charlottenburg, Friedr. Gottheiner.

Roberts, Lord. — Einundvierzig Jahre in Indien. 2 Bände, geb. M. 15,—, brosch. M. 12.—. Berlin, Karl Siegismund.

Schlicht, Freiherr v. — Der Lügenmajor und andere Militärhumoresken. Geh. M. 1, . München, Kleine Bibliothek Langen.

—,— Die Fahnenkompagnie. Militärhumoresken. Geh. M. 2,—. München, Albert Langen.

Singer, Dr. Karl. — Soziale Fürsorge, der Weg zum Wohltun. M. 4,—. München und Berlin, R. Oldenbourg.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1903. Riga, Druck von W. F. Häcker.

Streckenbach, Joh. — Hutten. Ein fränkischer Edelmann im Kampfe mit Rom. Tragisches Schauspiel in fünf Akten. Breslau, Schlettersche Buchhandlung (A. Kurtze).

Sweden, its people and its industry. Historical and statistical handbook, published by order of the government, edited by Gustav Sundbärg. Stockholm, Government Printing-Office.

Tschechoff, Anton. — Kleinstadtleben. Einzig autorisierte Ausgabe. Aus dem Russischen übersetzt von M. Budimir. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,— . Jena, Eugen Diederichs.

Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. St. Bauer in Basel, Prof. Dr. G. von Below in Tübingen, Dr. L. M. Hartmann in Wien. II. Band. 3. Heft. Preis für den Band (4 Hefte) M. 20,—. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Wachler, Ernst. — Unter der goldenen Brücke. Gedichte und künstlerische Prosa. Geh. M. 3. , geb. M. 4,—. München und Leipzig, Georg Müller.

Zola, Emile. — Nantas und andere Novellen. Aus dem Französischen. Geh. M. 1,—. München, Kleine Bibliothek Langen.

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. 1. Jahrgang. 4. Heft. Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft.

v. Arnim, Bettina. — Die Günderode. Zwei Bände. Neue vollständige und revidierte Taschenausgabe mit einer Einleitung von Dr. Paul Ernst. Zeichnungen des Titelrahmens und Einbandes von Walter Tiemann. Brosch. M. 7,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Baldus, Dr. Alois. — Der Koran. Seine Entstehung, Abfassung und religionsgeschichtliche Bedeutung für den Islam. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. XXIII, Heft 12. 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

v. Beheim-Schwarzbach, Max. Deutsche Volksreime. M. 1,20. Posen, Joseph Jolowicz.

Beine, Wilhelm. — Waldaus Wandlungen. Weida, Kommissionsverlag, Thomassche Buchhandlung.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895 bis 1900. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und einer Karte. Berlin, Carl Heymann.

Biermann, Dr. W. Ed. — Staat und Wirtschaft. Band I: Die Anschauungen des ökonomischen Individualismus. M. 3,60. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Blennerhassett, Charlotte. — John Henry Kardinal Newman. M. 7,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Bludau, Dr. August. — Ein Ausflug nach Baalbek und Damaskus. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren, Bd. XXIII, Heft 11.) 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

v. Bodelschwingh. — Wer hilft mit? Ein Wort zur Reorganisation der Berliner Asyle. Preis 50 Pf. Berlin, August Scherl, G. m. b. H.

Boelitz, Martin. — Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer. Für die Jugend bearbeitet. Mit Bildern von Maximilian Liebenwein. M. 3, . Nürnberg, E. Nister.

—,— Schöne alte Kinderlieder. Ein deutsches Hausbuch. Mit Bildern von Adolf Johnssen. M. 4,50. Nürnberg, E. Nister.

Bonus, Arthur. Vom Kulturwert der deutschen Schule. M. 1,50. Jena, Eugen Diederichs.

Brachvogel, Carry. — Die Erben. Roman aus Neudeutschland. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,— Leipzig-Berlin, Curt Wigand.

Bré, Ruth. — Staatskinder oder Mutterrecht? M. 2,—. Leipzig, W. Malende.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

Digitized by Google

Die Engländer in Indien und der europäische Feind.

Von

Emil Daniels.

Einundvierzig Jahre in Indien; vom Subalternoffizier bis zum Oberbefehlshaber. Von Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Ritter von Borosini. Mit Karten und Plänen. Berlin 1904. Zwei Bände. Verlag der Hofbuchhandlung Karl Siegismund.

Die drei berühmtesten Feldherren des gegenwärtigen England sind Kitchener, der Sieger von Omdurman, Wolseley, dessen Memoiren ich im Juniheft dieses Jahres besprochen habe, und Roberts, der den Burenfeldzug zu einem glücklichen Abschluß gebracht hat. Auch Lord Roberts ist jetzt mit Memoiren an die Oeffentlichkeit getreten. Diese Publikation hat eine Uebersetzung ins Deutsche erfahren, trotzdem sie den südafrikanischen Krieg nicht mit behandelt, sondern sich lediglich auf Indien bezieht, wo Lord Roberts eine Anzahl von Jahren Höchstkommandierender gewesen ist. Und in der Tat erscheint das Robertssche Buch als unserer Aufmerksamkeit überaus würdig. Der Autor hat in einer ganz bestimmten Tendenz geschrieben, und diese Tendenz ist seit dem Erscheinen der Publikation nur noch aktueller geworden, da der Ausbruch des russisch-japanischen Krieges den Geschicken Asiens eine ganz neue Wendung zu geben verspricht. Roberts will mit seinem Werke der britischen Nation die Ueberzeugung einflößen, daß der englisch-russische Krieg um Indien auf die Dauer unvermeidlich sei, und daß den langsam aber stetig fortschreitenden Kriegsvorbereitungen des Zarenreichs immer energischer angespannte englische Rüstungen entgegengesetzt werden müßten. Dieses ist die leitende Idee der Robertsschen Veröffentlichung, die aber keineswegs in aufdringlicher Weise gepredigt wird. Vielmehr ergibt sich die Auffassung, daß englischerseits immer neue Maßregeln der Vorbereitung

Digitized by Google

für den unabwendbaren Zusammenstoß mit dem „europäischen Feinde" des indobritischen Reichs zu treffen seien, ganz ungezwungen aus der streng sachlich gehaltenen historisch-biographischen Erzählung des Generals.

Ein Thema, auf das er naturgemäß immer wieder zurückkommt, ist die Frage nach der Zuverlässigkeit der eingeborenen Truppen in Indien. Dienen doch im indischen stehenden Heere neben 70 000 Engländern 130 000 Eingeborene, und hierzu treten die eingeborenen Reserven sowie die Kontingente der Vasallenfürsten. Im großen und ganzen bejaht Roberts die von ihm aufgeworfene ernste Frage, aber nicht ohne seine Zuversicht von Bedingungen abhängig zu machen und Einschränkungen zu unterwerfen. Zum ersten Male erörtert Lord Roberts den bezeichneten Gegenstand anläßlich der Expedition des Jahres 1863 gegen die Anwohner des hochwichtigen Khaibarpasses, die kriegerischen Afridis. Die Afridis sind afghanischen oder, wie Roberts sich ausdrückt, pathanischen Stammes, und fast in allen britischen Regimentern, die an jener Expedition beteiligt waren, dienten Pathanen. Diese tapferen Barbaren waren so treu, daß nicht eine einzige Desertion vorkam, obgleich viele englische Soldaten mit Afridis verwandt waren. Ein junger Sepoy erkannte nach beendigtem Gefecht unter den feindlichen Toten den eigenen Vater! Roberts führt über das damalige Verhalten der noch heute im englisch-indischen Dienst sehr zahlreichen Pathanensoldaten unter lebhafter Zustimmung seinerseits das Zeugnis eines der Regimentskommandeure der 1863er Afridi-Expedition an. Es lautet: „Der persönliche Einfluß der Offiziere auf ihre Leute wird immer der einzige Rückhalt der Regierung sein, sobald der Schrei nach einem heiligen Krieg ertönt, und die Truppen zum Abfall von uns verführt werden sollen. Sold, Pension und Verdienstorden würden in den Wind geschlagen werden, wenn die Glaubensehre auf dem Spiel steht. Aber Beziehungen, die seit Jahren bestanden haben, über den Haufen werfen und in der Stunde der Not sich gegen den Mann wenden, den er als gerecht und gut erkannt, den er in der Gefahr als Helden gesehen und als solchen seiner Familie gepriesen hat, das eben ist es, was ein Pathane nie tun wird; dies sei zu seiner Ehre gesagt. In der Tat bestand zwischen den Offizieren und ihren Leuten im Lager ein solch herzliches Verhältnis, daß diese willens waren, ihre Vorgesetzten über ihren Religionslehrer, den Akhund von Swat, zu setzen."

Digitized by Google

Unbedingt sicher aber sind, wie Lord Roberts ausführt, die Engländer ihrer pathanischen Soldaten nicht, wenn es sich um eine Aktion gegen Mohammedaner handelt. Im Jahre 1878, während des Krieges gegen den Emir Sher Ali von Afghanistan, kommandierte Roberts beim Vormarsch auf Kabul eine Kolonne, die durch nächtlichen Ueberfall die von den Afghanen stark besetzte Bergposition des Peiwar-Kotal einnehmen sollte. Heimlichkeit war zum Gelingen des Unternehmens so absolut erforderlich, daß Roberts auf dem Marsche kaum ein Streichhölzchen anzuzünden wagte: „Ich hatte", so erzählt der General in seinen Denkwürdigkeiten, „die 29. Punjabinfanterie an der Spitze marschieren lassen wegen der hohen Reputation, welche ihr Kommandeur, Oberst Gordon, genoß, und weil das Regiment sich immer ausgezeichnet geführt hatte. Als ich das Regiment aber überholte, wurde mein Verdacht erregt durch die unnötige Art, in welcher die Leute sich dahinschleppten, so daß ich Gordon darauf aufmerksam machte. Kaum war dies geschehen, als aus einer der Pathanenkompagnien ein Schuß abgefeuert wurde, dem wenige Sekunden später ein zweiter folgte. Die Sikhkompagnien des Regiments (die Sikhs sind Nichtmohammedaner) schlossen sofort dicht auf, und Gordons eine Sikh-Ordonnanz flüsterte Gordon ins Ohr, daß unter den Pathanen Verräter seien. Das war ein Augenblick höchster Besorgnis, denn ich konnte nicht wissen, wie weit wir noch entfernt waren, und ob der Feind die Schüsse gehört hatte. Es war auch unmöglich, herauszufinden, von wem die Schüsse gefeuert worden waren, ohne den Vormarsch erheblich aufzuhalten, und das wollte ich nicht riskieren. So leid es mir war, irgendwie Schritte zu tun, ein Regiment in Mißkredit zu bringen, das sich immer hervorgetan hatte, mußte ich doch die Marschordnung ändern und ließ eine Kompagnie der 72. Hochländer und die 5. Gurkhas (Brahma-Anbeter) vormarschieren, schärfte auch dem Kommandeur der 72er, Oberstleutnant Brownlow, ein, auf die Pathanen mit seinen drei übrigen Kompagnien ein wachsames Auge zu haben, denn ich fühlte, daß der Erfolg der Expedition durch das Benehmen der Pathanen schon erheblich in Frage gestellt war, und daß es unverantwortlich sein würde, irgendwie sich weiter aufzuhalten. Denn wenn wir den Kotal nicht in der Dunkelheit und unbemerkt erreichen konnten, wäre die Flankenbewegung verunglückt, und das Resultat wäre unsere Vernichtung gewesen."

Glücklicherweise entgingen die von den beiden Verrätern

Digitized by Google

gegebenen Zeichen den Afghanen, und Roberts führte die kühn angelegte und umsichtig durchgeführte Operation siegreich zu Ende, aber während des Gefechtes desertierten 18 Pathanen, nachdem schon vorher eine beträchtliche Zahl fahnenflüchtig geworden war. Die kriegsgerichtliche Untersuchung wegen der verräterischen Schüsse ergab die Schuld eines alten und eines jungen Soldaten und des betreffenden Jemadar, d. h. des den beiden vorgesetzten eingeborenen Offiziers, der es nicht für nötig gehalten hatte, die Verbrecher zu melden. Er erhielt sieben Jahre Verbannung, der jüngere Sepoy, bei dem Verführung angenommen wurde, kam mit zwei Jahren Gefängnis davon, der Verführer aber wurde erschossen.

Nicht allein die Afridis, sondern alle Stämme an der nordwestlichen Grenze Indiens sind afghanisch-pathanischer Nationalität. Sie können nach Roberts 150 000 bis 200 000 bewaffnete Männer von durchweg martialischem Charakter ins Feld stellen. Eine umso wichtigere Figur auf dem englisch-russischen Schachbrett ist der Emir von Afghanistan. Roberts meint, man müsse englischerseits dem Emir klar zu machen verstehen, daß Afghanistans Nordgrenze gegen die Russen nur dann wirksam verteidigt werden könne, wenn Kabul und Kandahar an das indische Eisenbahnnetz angeschlossen würden. Allerdings wird die Zustimmung des jetzigen Beherrschers von Afghanistan zu einem solchen Schienenwege nicht leichter zu erlangen sein als die seines Vorgängers Abdurrhaman. Als Generalleutnant Roberts 1879, in dem später zu berührenden zweiten Abschnitt des Afghanenkrieges, Kabul einnahm, fand er die Stadt in ziemlich bedeutendem Grade russifiziert. In einem Berichte des Generals an die indische Regierung heißt es: „Ich habe das Vorwalten russischer Münze und Ware schon erwähnt und mit dem wachsenden Einfluß Rußlands in Zusammenhang gebracht. Ich habe keinerlei Beweis dafür, daß die russischen Geldstücke auf anderem als dem gewöhnlichen Handelsweg ins Land gekommen sind. Es ist sehr wohl möglich, daß das Geld in der Hauptsache auf diesem Wege nach und nach ins Land kam, weil die Anhäufung fremden Goldes in einem Lande nichts Ungewöhnliches ist, wo wenig Gold geprägt wird. Trotzdem ist es doch etwas eigentümlich, daß die Zirkulation russischen Geldes eine so große ist. Allein im Schatz des Emirs wurden nicht weniger als 13 000 Goldstücke russischer Herkunft gefunden. Solche Münzen sind auch in den städtischen Bazars etwas ganz Gewöhnliches, und man weiß, daß große Mengen davon im Besitz der Sirdars sind. Natürlich sind

Digitized by Google

hier auch eine Menge englischer Waren zu finden. Das ist ganz unvermeidlich, weil Hindukaufleute sich in der Stadt niedergelassen haben, aber auch russische Waren sind außerordentlich zahlreich anzutreffen: Glas, irdenes Geschirr, Seide, Tee und viele andere Dinge, welche viel leichter von Indien zu bekommen sein würden als von Rußland. Auch scheint es bei den Sirdars und anderen Mode geworden zu sein, Uniformen nach russischem Schnitt zu tragen; russische Knöpfe, russische Stiefel und ähnliches trifft man überall. Russische Waren und russische Art scheinen in der Tat in Afghanistan an der Tagesordnung zu sein."

So mag es heute im nördlichen Persien aussehen. Was Afghanistan im Jahre 1878 anbetraf, so ließen die Russen ihren Freund Sher Ali fallen, nachdem der Berliner Kongreß die Eventualität eines russisch-englischen Krieges vorläufig beseitigt hatte. Die Engländer erbeuteten nach ihrem Einzuge in Kabul in der zweiten Periode des Krieges sehr interessante Briefe des Generalgouverneurs von Turkestan, v. Kaufmann, die im Anhang der Robertsschen Memoiren abgedruckt sind, und dazu ein Schreiben des Generalmajors v. Stolietoff, das dem Emir die bittere Pille der hinsichtlich seiner gefaßten russischen Entschlüsse versüßen und ihn auf bessere Tage vertrösten sollte. Das auch in der Form höchst charakteristische Schriftstück lautet: „. . . Einer der auf dem hohen Berge sitzt, kann die Dinge alle viel besser sehen. Durch die Macht und den Befehl Gottes gibt es kein größeres Reich als das meines Herrn, des Kaisers. Gott schenke ihm langes Leben. Deshalb sollten Sie allem, was diese Regierung Ihnen rät, Gehör schenken. Ich sage die Wahrheit, wenn ich Ihnen sage: Unsere Regierung ist weise wie eine Schlange aber harmlos wie eine Taube. Es gibt viele Dinge, welche Sie nicht verstehen können, aber unsere Regierung versteht sie wohl. Es kommt oft vor, daß ein Ding, welches einem zuerst unangenehm ist, zuletzt als Segen empfunden wird . . . seid wie die Schlange; macht offen Frieden und bereitet heimlich den Krieg; dann erst, wenn Gott Euch den Befehl gibt, erklärt Euch offen. Es wird gut sein, wenn der Gesandte Ihres Feindes ins Land will, ihm einen tüchtigen Abgesandten zuzuschicken, welcher die Zunge einer Schlange besitzt und voll Hinterlist dem Feinde mit süßen Worten den Geist umgarnt und ihn von der Absicht abhält, mit Afghanistan Krieg zu führen. Mein gütiger Freund*); ich flehe Gottes Segen auf Sie herab.

*) Das Schreiben ist an den Großvezier Schah Mohammed Khan gerichtet.

Digitized by Google

Gott schütze auch des Emirs Reich und sende seinen Feinden die Pest. Amen!"

Sher Ali starb inmitten dieser Krisis seiner Regierung. Der neue Emir, Jakub Khan, der Sohn Sher Alis, schloß mit England in Gandamak Frieden, indem er sich dazu verstand, eine Grenzberichtigung und eine ständige englische Gesandtschaft in Kabul anzunehmen. Roberts und die anderen Generale waren gegen den Frieden, weil man bisher trotz einiger siegreicher Gefechte den Afghanen noch keinen besonderen Respekt eingeflößt hatte, indem die britischen Truppen zwar Kandahar besetzt hatten, aber nicht Kabul. Jedoch der Vizekönig von Indien, Lord Lytton, wollte den Krieg mit Afghanistan sobald wie irgend möglich zu Ende bringen, weil das Ministerium Beaconsfield schon jetzt, im Frühjahr 1879, fühlte, daß seine auswärtige Politik in England nicht mehr populär war. Der Diplomat, welcher englischerseits den Vertrag von Gandamak zu stande gebracht hatte, Major Cavignari, ging als Gesandter nach Kabul, erlitt hier aber ganz kurze Zeit nach seiner Ankunft das gleiche Schicksal wie in unseren Tagen Freiherr v. Ketteler in Peking. Die gesamte, sehr ansehnliche Eskorte Cavignaris wurde von den meuternden afghanischen Regimentern mit ihm niedergemetzelt. Jakub Khan floh vor den eigenen Truppen zu den Engländern und dankte ab, Lord Beaconsfield mußte sich trotz seines Sträubens zu einem zweiten afghanischen Feldzuge entschließen. Roberts schlug 13 reguläre afghanische Regimenter und zahlreiche irreguläre Insurgenten bei Charasia und besetzte Kabul, das er in dem schon erwähnten Maße von russischen Einflüssen berührt fand. Vor Ausbruch der Feindseligkeiten hatte der verstorbene Sher Ali, der über 16 Millionen Mark regelmäßige Landeseinkünfte verfügte, 68 Infanterie- und 16 Kavallerieregimenter errichtet. Die afghanische Artillerie zählte beinahe 300 Geschütze. Alle Truppenkörper führten Präzisionswaffen. In den Geschütz- und Gewehrfabriken wurde ein Heer von geschulten Arbeitskräften ständig beschäftigt, und auch die in kolossalen Mengen vorhandene Munition war im eigenen Lande hergestellt worden. Säbel, Helme, Uniformen und andere Ausrüstungsgegenstände sah man im entsprechenden Verhältnis aufgestapelt. Alle diese Hilfsquellen fielen nun den Engländern in die Hände, zusammen mit einem Schatz, in dem sich noch vorfanden: 85 000 Pfund Sterling englischer Währung, 10 000 Pfund Sterling in Rubeln und anderen Münzen, dazu viele Juwelen. Jedoch ver-

Digitized by Google

mochten die Engländer durch die Okkupation der feindlichen Hauptstadt die sehnlich erwartete Beendigung des kostspieligen, unproduktiven Krieges nicht herbeizuführen, vielmehr brachte die zur Sühne für den Gesandtenmord vollzogene Zerstörung des Bala Hissar, der historischen Königsburg zu Kabul, den Volksaufstand erst vollständig zum Ausbruch. Daß die Russen ihnen doch noch beistehen würden, war eine Illusion, die ganz naturgemäß bei den Afghanen sehr fest wurzelte. Hatte doch v. Kaufmann in einem Briefe, der den Engländern zu Kabul gleichfalls in die Hände fiel, an Sher Ali in durchaus wahrheitswidriger Weise geschrieben: „Der Kaiser hat die englische Regierung gezwungen, die Unabhängigkeit Afghanistans zu garantieren. Die englischen Minister haben dies versprochen." Im Vertrauen auf Allah und den Zaren entwickelten die afghanischen Fanatiker eine sehr beträchtliche militärische Kraft. Roberts erlitt mehrere empfindliche Schlappen, mußte Kabul räumen und sich in das in großartiger, kostspieliger Ausführung befestigte Lager von Scherpur zurückziehen, das Sher Ali ungefähr einen Kilometer vor den Toren von Kabul angelegt hatte. Roberts verfügte in Scherpur über 7000 Kombattanten, Proviant für 4 Monate und Fourage auf 6 Wochen; auch waren Munition, Brennholz und Lazarettbedürfnisse reichlich vorhanden Einiges, was den Truppen noch gefehlt hatte, war aus Kabul, einer lebhaften Handelsstadt von 50 000 Einwohnern, ohne besondere Schwierigkeit beschafft worden, so mehrere tausend warme Strümpfe, die bei dem ziemlich strengen afghanischen Winter dringend gebraucht wurden, und deren erfolgreiche Auftreibung geradezu ein Glück war, und wasserdichte Decken in einer dem englischen Fabrikat eher überlegenen Qualität.

Nach so umfassenden Vorkehrungen würde sich der britische General in seiner starken Verteidigungsstellung ganz sicher gefühlt haben, trotzdem in allen Moscheen von Kabulistan die Mollahs den Sturm auf Scherpur predigten, wenn nicht die Pathanensoldaten im eigenen Lager gewesen wären. Sie hatten bis dahin mit aufopfernder Treue gefochten und die größten Dienste geleistet: „Sie waren aber jetzt einer außerordentlich ernsten Versuchung ausgesetzt, weil ihnen von ihren Religionsgenossen die bittersten Vorwürfe gemacht wurden wegen ihrer Parteinahme für uns, die Ungläubigen bei einem Religionskrieg. Es war unmöglich, vorauszuwissen, ob sie stark genug sein würden, zu widerstehen, aber es wäre auch sehr unklug und für mich äußerst schmerzlich gewesen,

Digitized by Google

diesen tüchtigen Soldaten irgendwelchen Verdacht zu zeigen. Zufällig waren die beiden Korps, die 5. Punjabinfanterie und die Guiden, welche den größten Prozentsatz Mohammedaner hatten, auf den beiden Enden der Bimaruhöhe, den Punkten, welche am ersten angegriffen werden würden, aufgestellt; ein Wechsel in diesen Dispositionen würde aber nur einen Verdacht gezeigt haben; ich beschloß daher, nachdem ich die betreffenden Kommandeure, Oberst Jenkins und McQueen ins Vertrauen gezogen hatte, sie zu lassen, wo sie waren und nur die beiden Punkte durch einige Kompagnien Hochländer zu verstärken."

Fast die größte Sorge des Generals war, daß Verräter Feuer an Brennholz, Korn und Fourage legen könnten. Da zur Bewachung dieser Vorräte nicht genügend englische Soldaten vorhanden waren, mußten für die betreffende Dienstleistung Offiziere herangezogen werden. Ein Stein fiel Roberts vom Herzen, als der Eintritt von Schneewetter Brandstiftung unmöglich machte.

Schließlich kam der Tag, an welchem die Afghanen in gewaltigen Massen gegen das Kantonnement von Scherpur Sturm liefen. Zu Roberts hoher Freude schlugen sich die Mohammedaner im englischen Lager ebenso brav wie die Truppen der anderen Glaubensbekenntnisse. Die Angreifer, unter den schwersten Verlusten zurückgewiesen, verloren den Mut und zerstreuten sich, so daß die Engländer Kabul wieder besetzen konnten. (Am 24. Dezember 1879.)

Der Krieg zog sich aber noch bis in den Herbst 1880 hin, so daß er im Ganzen beinahe zwei Jahre in Anspruch nahm. In seiner letzten Phase fand Roberts Gelegenheit zu der Aktion, auf Grund welcher er später den stolzen Titel Lord Roberts of Kandahar erhalten hat. Wer meinen Aufsatz über Lord Wolseley kennt, weiß, daß die ausgezeichneten englischen Generale der Gegenwart weniger durch die Furchtbarkeit der von ihnen überwundenen Feinde berühmt geworden sind, als durch die kraftvolle Bändigung der dem nordischen Eindringling so feindselig widerstrebenden Natur der fremden Zonen. Roberts' mit Recht als bedeutende strategische Leistung gepriesener Marsch von Kabul nach Kandahar macht keine Ausnahme von dieser Regel. Er wurde dadurch nötig, daß die Häuptlinge von Herat unter der Führung Ejub Khans, eines Sohnes von Jakub Khan, bei Maiwand, an der Straße von Herat nach Kandahar, das Detachement des Generals Burrows beinahe aufgerieben hatten. Die geschlagenen Truppen gehörten zu der

Digitized by Google

Division Primrose, die in Kandahar stationiert war, und dort nun von Ejub Khan belagert wurde: „Die Schlappe, welche unsere Waffen erlitten hatten", sagt Roberts, „rief, wie zu erwarten war, an unserer ganzen Grenze große Aufregung hervor; selbst in ganz Indien herrschte infolgedessen ein Gefühl der Unruhe, ein Sturm im Wasserglase, aber groß genug, um diejenigen, welche die Tage des Aufstandes mit erlebt hatten, auf baldige bessere Nachrichten von der Front hoffen zu lassen". Zur Entsetzung von Kandahar brach Roberts mit 10 000 Mann aus dem 503 Kilometer entfernten Kabul auf. Er hatte außer den 10 000 Kombattanten 8000 Troßknechte zu ernähren, ferner 8000 Packesel und dergleichen, im Ganzen 11 000 Tiere. Es war Hochsommer und zum Glück stellte sich heraus, daß fast überall noch auf den Feldern stehender Mais vorhanden war, ein höchst nahrhaftes Viehfutter. Im übrigen jedoch war die Versorgung der Expedition mit Lebensbedürfnissen eine sehr schwierige Sache, denn die 8000 Packesel bildeten keinen für die Bedürfnisse eines afghanischen Feldzuges ausreichenden Train. Bis nach Ghazai, 125 Kilometer von Kabul, wurden Zerealien mitgenommen, von da ab mußte das Getreide verwendet werden, wie es auf dem Felde stand. Am Ende des Tagemarsches wurden die Felder an die Brigaden verteilt; von diesen wurde alles, was man brauchte, abgemäht und weggeschafft. Sodann wurden die Felder durch die politischen Beamten gemessen und abgeschätzt, und man leistete den Bewohnern den ihnen zukommenden Schadenersatz. Die Beamten hatten auch alle Ansprüche zu prüfen, die wegen eingerissener Häuser, Wegnahme von Obst, Gemüse usw. erhoben wurden. Wie Roberts bemerkt, sind die Afghanen sehr geldgierig und zu Lieferungen geneigt; freilich fürchten sie auch die nachträgliche Rache ihrer Landsleute, wenn diese nach dem Abzuge der Engländer wieder die Herren geworden sind. Es sei noch bemerkt, daß es kein Hornvieh in Afghanistan gibt, ausgenommen das zum Pflügen und zum Transport gebrauchte. Dagegen wurden von der Robertsschen Kolonne 5000 Schafe auf dem Marsche aufgetrieben.

Die Temperaturschwankungen waren ungeheure; gegen Morgen stand der Thermometer auf dem Gefrierpunkt, um Mittags auf 35 Grad Reaumur zu steigen; die Truppen aber mußten immer die gleichen Kleider tragen. Auch der Wassermangel und die Sandstürme bildeten schwere Prüfungen; dazu kam der Staub der selbstverständlich unchaussierten und auch sonst barbarisch vernach-

Digitized by Google

lässigten Landstraße. Eine der schwierigsten Aufgaben der Arrieregarde war, die Troßknechte vom Zurückbleiben abzuhalten, denn eines jeden Nachzüglers wartete der sichere Tod durch die Messer der Afghanen, die der Marschkolonne folgten, um eine Gelegenheit zum Plündern zu erspähen oder einen verabscheuten Ungläubigen ins Jenseits zu befördern. Besonders gegen das Ende des 23tägigen Marsches hin wurde jener Dienst äußerst beschwerlich, denn ein Teil des Trosses war so ermüdet und fußkrank, daß die Leute sich in die Schluchten versteckten und, aufgefunden, hartnäckig dabei blieben, sie wollten nicht weiter marschieren, sondern sterben, wo sie waren. Jedes entbehrliche Lasttier wurde dazu verwendet, marode Troßknechte zu tragen, so daß schließlich nur 20 Knechte neben vier eingeborenen Soldaten verloren gingen.

Eine Hauptbeschwerlichkeit bildete der Mangel an Brennmaterial, das zur Zubereitung der Nahrung aus weiten Entfernungen herbeigeschafft werden mußte. Oft mußten Häuser demoliert werden, um nur Brennholz zu bekommen, ja die Mannschaften sahen sich zum Feueranmachen darauf angewiesen, nach dem Tagemarsch eine Unmenge kleiner dünner Wurzeln aus der Erde zu graben, bevor sie abkochen konnten.

Durchschnittlich 22 Kilometer am Tage wurden unter diesen Umständen zurückgelegt, bevor das Korps nach mehr als dreiwöchentlichem ununterbrochenen Marsche Kandahar erreichte. Sämtliche Truppenteile befanden sich körperlich wie moralisch in guter Verfassung, und auch der Zustand der meisten Kavalleriepferde und Packesel war ein vorzüglicher, wozu der fast überall vorgefundene Mais erheblich beigetragen hatte. Verhältnismäßig am meisten hatte der Troß gelitten.

Der Anmarsch der Engländer genügte, damit Ejub Khan die Belagerung aufhob, und die 5000 Mann starke Garnison von Kandahar vereinigte sich nun mit Roberts. „Ich gestehe frei und offen", schreibt dieser, „ich war höchlichst erstaunt, um nicht ein stärkeres Wort zu gebrauchen, über den demoralisierten Zustand, in dem ich den größeren Teil der Truppen von Kandahar vorfand. Es gab rühmliche Ausnahmen, aber das allgemeine Benehmen der Truppen erinnerte mich an die Leute in Agra im Jahre 1857. Sie schienen sich als vollständig besiegt und hoffnungslos zu betrachten und waren ganz verzagt. Sie hißten nicht einmal den Union Jack, bevor die Entsatztruppen ganz nahe heran waren. Hier konnten aber nicht dieselben Entschuldigungen gelten.

Digitized by Google

die wir in Agra hatten gelten lassen; denn dort waren die Eingeschlossenen zum großen Teil Frauen, Kinder und Zivilisten; hier dagegen waren alle ausgebildete und disziplinierte Truppen. Die Wälle, welche rings um Kandahar herumgingen, waren von einer solchen Höhe, daß sie die Stadt für jede Armee, die keinen Belagerungstrain hatte, uneinnehmbar machten. Der Feind hatte Sturmleitern anfertigen lassen, und es ging das Gerücht, daß ein Sturm geplant sei. Aber daß britische Soldaten daran gedacht hatten, Kandahar könne in die Hände Ejubs fallen, zeigt deutlich, in welch demoralisiertem Zustande die englischen Truppen waren."

Ejub Khan hatte beim Dorfe Pir Paimal eine feste Stellung in der Nähe Kandahars genommen. Er verfügte über 6000 Reguläre und vielleicht die gleiche Zahl Irregulärer, Ghazis, von denen aber nur ein Drittel Feuerwaffen führte, während die Uebrigen nichts als Messer hatten. Roberts griff mit den vereinigten Streitkräften des eigenen Korps und der Division Primrose, also, wenn man den Unterschied der Bewaffnung in Anschlag bringt, mit einer namhaften Ueberzahl, die Afghanen an und brachte ihnen trotz ihrer starken Position eine sehr schwere Niederlage bei. Unter den englischen Truppen zeichneten sich durch ihre „freundliche Rivalität", zuerst innerhalb der feindlichen Verschanzungen zu sein, die Hochschotten und die Gurkhas aus. Die Gurkhas sind Bergbewohner wie die Hochschotten. Sie bekennen sich zur Religion der Brahmanen und machen in dem südlich von Tibet gelegenen Königreich Nepal den Kriegerstand aus. Schon während des ganzen Krieges hatten Gurkhas und Hochschotten mit einander fraternisiert. Im vorhergehenden Herbst, nach der Einnahme von Kabul, waren derartige Sympathien besonders lebhaft zwischen den 72er Hochschotten und den 5er Gurkhas hervorgetreten, die in einer Brigade zusammen dienten. Die Hochschotten kamen damals zu ihren asiatischen Kameraden „und bestanden darauf, daß diese für die Nacht ihre Mäntel annähmen, gewiß ein starker Beweis ihrer Freundschaft, denn in Kabul sind die Oktobernächte bitter kalt." Nach der Beendigung des Krieges übergaben die Gurkhas den Hochschotten einen Ehrenschild, dessen Unkosten durch eine völlig spontane Subskription der Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen aufgebracht worden waren. Die Hochschotten revanchierten sich durch einen Tambourmajorstab, welcher schön aus Ebenholz gearbeitet und mit Silber beschlagen war.

Digitized by Google

Der Krieg war mit der Aktion von Pir Paimal (vom 1. September 1880) zu Ende, aber die Zurückziehung der englischen Truppen aus Afghanistan dauerte noch bis in den Winter hinein. In Kandahar entstanden ernste Verpflegungsschwierigkeiten, da die Produktion der nächsten Umgegend der Stadt für die hier zusammengezogenen 15 000 Engländer nicht ausreichte. Weder für Mensch noch für Tier ließen sich in Kandahar Lebensmittel erhalten, auch zu den höchsten Preisen nicht. Nur dadurch ließ sich die Verproviantierung erzielen, daß die Truppen im Lande zerstreut gelagert wurden, auf so weite Entfernungen hin, wie es die Sicherheit irgend erlaubte. Der Rückmarsch des Korps Roberts nach Indien hatte auf Quetta und dann über den Bolanpaß, zu gehen. Die Eisenbahn erreichte damals Quetta noch nicht, sondern führte bloß bis Sibi. Hier lagerten aus Mangel an einem Train kolossale Massen von Winterkleidern, Getreide, Lazarett-Gegenstände und anderem Heeresbedarf. Glücklicherweise hatte England in Beludschistan einen ungewöhnlich tüchtigen Residenten, Sir Robert Sandeman, der in diesem wilden, anarchischen Lande, dem alten Gedrosien, jedes Dorf und jeden Häuptling kannte und sich bei den Beludschen einer großen Autorität erfreute. Vor allem dem Vertrauen, das Sir Robert Sandeman bei den Eingeborenen besaß, war es zuzuschreiben, daß beludschische Kameltreiber dafür gewonnen werden konnten, die Vorräte von Sibi nach Quetta und Kandahar zu schaffen. So wurde unter Anstrengungen und Sorgen die Unterlassungssünde der mangelhaften englischen Intendantur wieder gut gemacht.

Nach der Pendscheh-Affäre wurde Lord Roberts Höchstkommandierender in Indien (1885) und im Zusammenhang mit dieser Stellung Präsident der Kommissionen für Landesverteidigung und Mobilmachung. Roberts stellte sich die Aufgabe, die Armee, die bisher eigentlich nur zur Bekämpfung orientalischer Stämme eingerichtet gewesen war, so zu reorganisieren, daß sie für Operationen brauchbar wurde, die sich, um seinen Ausdruck zu wiederholen, gegen „den europäischen Feind" richteten. Dazu gehörte seiner Auffassung zufolge in erster Linie ein besserer Train, als während des Afghanenkrieges von 1878—1880, wo man beispielsweise schon in Friedenszeiten angeschaffte und erprobte Wagen überhaupt nicht gehabt hatte, weder Transport- noch Ambulanzwagen: „Uns Offizieren", sagt Lord Roberts, „war es nicht schwer, die Unmöglichkeit nachzuweisen, eine Streitmacht von genügender Stärke

Digitized by Google

einem europäischen Feind entgegenzustellen, ohne daß die Zahl unserer Transporttiere vermehrt wurde und ohne ein leichtes Gefährt irgendwelcher Art, welches die Strapazen eines Feldzuges aushalten kann, in einem Lande, wo es keine Straßen gibt; denn es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß es mir, als ich im Herbst 1880 Kandahar verließ, möglich gewesen sein würde, den Weg von dort nach Quetta zu finden, ohne einen anderen Führer als die Reihen toter Lasttiere und zerbrochener Wagen, welche die verschiedenen Kolonnen zurückgelassen hatten, die auf dieser Route in Afghanistan einmarschiert waren. Der Erfolg unserer Bemühungen war die Anschaffung von einigen tausenden guter Lasttiere, meistens Maulesel, und die Namhaftmachung aller Distrikte, wo man im Notfalle noch mehr solcher Tiere erhalten konnte. Es wurde ein richtiger Transportdienst eingerichtet, und die Offiziere dafür mußten erst einen Kursus durchmachen und sich einem Examen im Auf- und Abladen, sowie in der allgemeinen Behandlung der Lasttiere unterziehen. Für einen starken, praktischen und leichten Wagen wurde ein Preis ausgesetzt, und nachdem der geeignetste ausgesucht war, wurde eine große Anzahl nach diesem Muster hergestellt."

In bezug auf das Trainwesen sei noch erwähnt, daß Roberts die Zahl der Elefanten und der Kamele stark verminderte und dafür Ochsen und, wie bereits bemerkt, Maulesel einstellte. Wo die Kontingente der eingeborenen Fürsten in heillos schlechter Verfassung waren, erließ Roberts den betreffenden Potentaten die Verpflichtung zur Heeresfolge unter der Bedingung, daß anstatt Soldaten ein Kontingent von vollständig ausgerüsteten Lasttieren gestellt würde. Neben der Reform des Trainwesens betrieb Roberts mit großem Eifer die Einführung einer solchen Feuerdisziplin bei Infanterie und Artillerie, wie sie bei der Annäherung eines „europäischen Feindes" an die indische Grenze nicht länger entbehrt werden konnte. Lord Roberts ist der Meinung, daß seit den großen Manövern von Delhi, 1885—1886, wo der Mangel an Feuerdisziplin beinahe die einzige von den fremdherrlichen Offizieren an den 35 000 manövrierenden Soldaten getadelte Erscheinung war, hinsichtlich jener Fähigkeit ganz enorme Fortschritte gemacht worden seien. Auch im Dienstbetriebe der eingeborenen Kavallerie wurden Verbesserungen vorgenommen, jedoch ohne irgend eine Aenderung prinzipieller Natur, denn, wie unser Autor erklärt, die eingeborene indische Reiterei ist und soll bleiben die beste irreguläre Kavallerie der Welt.

Digitized by Google

Das angloindische Heer von 70 000 Europäern und 130 000 Eingeborenen bedurfte offenbar einer Verstärkung; das sahen auch diejenigen ein, welche Roberts der „Nervosität" beschuldigten. So gelang ihm die Schaffung einer Eingeborenen-Reserve. Sie wird alljährlich einberufen, um sich einer Uebung zu unterziehen. Ferner wurde ein System von verketteten Bataillonen organisiert, indem allemal drei Bataillone dazu bestimmt wurden, in Kriegszeiten ihre Leute auszuwechseln. Einer sehr beträchtlichen Modifikation wurde auch die innere Zusammensetzung der eingeborenen Armee unterzogen. Ueber diesen interessanten Punkt spricht sich der ehemalige Höchstkommandierende in Indien folgendermaßen aus: „In früheren Tagen, als die eingeborene Armee soviel stärker war wie die britische, was die Zahl anbelangt, und noch nicht so schnelle Kommunikationen bestanden wie heute, war es nur zu klug, sich vor dem Ueberwiegen irgend eines Glaubensbekenntnisses oder einer Rasse in der Armee zu hüten; aber jetzt, wo die britische Armee nahezu verdoppelt, dagegen die der Eingeborenen um ein Drittel verkleinert ist, wo wir alle Forts und Arsenale besetzt halten, und die Artillerie beinahe nur aus britischen Soldaten besteht, wo es Eisenbahnen, Telegraphenlinien und Straßen nach allen Himmelsrichtungen gibt, und das Risiko innerer Unruhen sehr gering ist, dagegen die äußeren Komplikationen täglich wahrscheinlicher werden, sind die Bedingungen und Forderungen ganz andere geworden, und es ist eine unabänderliche Notwendigkeit, in den Reihen unserer Armee Männer zu haben, denen man vertrauen darf, daß sie in einem Kriege gegen eine europäische Großmacht ihren Anteil am Kampfe ausfüllen werden.

In der britischen Armee ist die Superiorität eines Regiments über ein anderes lediglich oder doch hauptsächlich eine Frage der Erziehung. In Engländern, Schotten und Irländern wohnt derselbe Mut, derselbe militärische Instinkt, aber es kann ein solcher Vergleich nicht angestellt werden zwischen einem Regiment, welches aus Gurkhas von Nepal oder von anderen kriegerischen Stämmen Nordindiens besteht und einem Regiment, welches sich aus den verweichlichten Stämmen des Südens rekrutiert."

Lord Roberts hatte sich seine entschiedene Ueberzeugung, daß ein bedeutender Teil der Eingeborenen-Armee für einen großen Krieg unbrauchbar sei, zu einem guten Teil anläßlich seines Kandahar-Feldzuges gebildet, denn die Garnison von Kandahar, die sich durch die Niederlage von Maiwand so tief hatte entmutigen

Digitized by Google

lassen, war in ihrem eingeborenen Element aus minderwertigen Stämmen der Präsidentschaft Bombay hervorgegangen: „Ich wußte ganz sicher", bemerkt Roberts, „daß nichts so gewiß zu einer Niederlage führen würde als die Ansicht, daß die gesamte indische Armee, sowie sie damals zusammengesetzt war, in Kriegszeiten verläßlich sein würde." Deshalb löste er als Höchstkommandierender verschiedene, aus unzuverlässigem Material bestehende Regimenter auf und errichtete sie neu aus Kasten, die als kriegerisch bekannt waren. Nach Kasten wurden auch die bestehen bleibenden Regimenter umgestaltet, weil diese Einteilung den Neigungen der Mannschaften entsprach und den Korpsgeist stärkte. Insbesondere wurde mit der Regierung von Nepal vereinbart, daß die 13 Gurkharegimenter, die auserlesensten Truppenteile des Eingeborenenheeres, einen ausreichenden regelmäßigen Ersatz aus der besten sozialen Schicht jenes Bergvolkes erhalten sollten.

Zwei Pässe, führt Lord Roberts aus, werden in einem englisch-russischen Kriege von entscheidender Wichtigkeit sein, der Bolan- und der Khaiberpaß. Zwar kommen für die Defensiv- und Offensivoperationen der Engländer noch andere Pässe in Betracht, aber nur sekundär, denn es können nur kleine feindliche Abteilungen auf diesen Nebenwegen in Indien eindringen, und für den englischen Einmarsch in Afghanistan werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht benutzt werden. Deshalb verwarf Lord Roberts in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Kommission für Landesverteidigung den von anderen Mitgliedern des Ausschusses proponierten breiten Gürtel von Forts zur Deckung aller einer Invasion offen stehenden Punkte der indischen Nordwestgrenze. Er stellte den Grundsatz auf: „Mehr Kommunikationen als Fortifikationen", und verwirklichte ihn so gründlich, daß bei seinem Abgange aus Indien im Jahre 1893 alle für den Aufmarsch der Armee an der afghanischen Grenze erforderlichen Eisenbahnen und Chausseen vollendet oder in der Vollendung begriffen waren. Fortifikationen legte er nur zwei an, ein befestigtes Lager an der Quetta-Kandaharstraße bei dem Kohjaktunnel und ein anderes bei Attok, wo ein über den Khaiberpaß vorgedrungenes Heer den oberen Indus erreicht. Attok liegt vorwärts von Rawalpindi mit seinen Arsenalen, dagegen hinterwärts von Peschawar. Nach Roberts Intentionen soll im Notfall Peschawar geräumt werden, indem sich seine Besatzung in das befestigte Lager von Attok zurückzieht.

Ueber den Khaiberpaß, meint Roberts, würde die russische

Digitized by Google

Hauptmacht einzudringen versuchen, weil er direkt in hoch zivilisierte Gegenden führt, und man von seinem Ausgange aus auf guten Straßen nach allen großen Städten des Punjab gelangen kann. Ueberdies ist die Stellung des englischen Verteidigers respektive Angreifers nach Roberts zwischen Rawalpinde und Kabul viel ungünstiger als am Bolanpaß und in Beludschistan: „Ueber ganz Beludschistan", so rechtfertigt der englische General seine Ansichten und Maßnahmen, „hatten wir vollständige Kontrolle, so daß wir uns im Falle eines nötig werdenden Vormarsches dort auf die Hilfsquellen des Landes verlassen konnten, und die Bewohner verhielten sich zum mindesten neutral. An der Peschawarseite waren die Verhältnisse aber vollständig andere, die Stämme feindlich gesinnt, und jenseits der Grenze war das Leben eines Europäers unsicher. Nur im Khaiber selbst, wo die Politik der Herbeiführung freundlicher Beziehungen zu den Stämmen erfolgreich eingeleitet war, konnten wir hoffen, daß die Stämme sich passiv verhalten würden. Auf eine Hilfe bei unserem Vormarsch nach Afghanistan war auch hier schwerlich ein Verlaß. Dagegen hatten wir, wenn ein Feind versuchen würde, aus dieser Richtung in Indien einzufallen, mit ziemlicher Sicherheit jeden Mann der 200 000 kriegerischen Bewohner der Gebirgsgegenden von Chitral bis Beludschistan gegen uns, und diese würden aus jeder Pore in Indien einfallen."

Das befestigte Lager von Attok ist also der strategisch wichtigste Punkt in ganz Indien. Es steht an einer historischen Stätte, denn hier überschritt Alexander der Große den Indus. Flankiert werden das Attok-Lager, die Arsenale und Depots von Rawalpindi sowie die nach dem inneren Indien hineinführende Eisenbahnlinie von dem Vasallenstaat Kaschmir. Der Maharadscha von Kaschmir gehörte zu denjenigen indischen Fürsten, welche ein selbständiges Kontingent für die Landesverteidigung stellten, und zwar war sein Korps eines der stärksten. Roberts betrachtete es als eine sehr wichtige Obliegenheit, sowohl die Truppen von Kaschmir als auch die übrigen autonomen Streitkräfte an der Armeereorganisation teil nehmen zu lassen. Freilich hatte eine solche Maßregel ihre zwei Seiten: „Von den vielen Beschlüssen und Maßnahmen", sagt Lord Roberts, „welche im letzten Jahre von Lord Dufferins Regierung in Indien gefaßt und angeordnet wurden, scheint mir der Plan betreffs der Ausnutzung der Armeen eingeborener Staaten als Hilfstruppen für den Reichsdienst sowohl vom politischen wie

Digitized by Google

militärischen Standpunkte der wichtigste zu sein. Diese Idee war zuerst von Lord Lytton aufgebracht worden; er hatte ein Komitee ernannt, welches das Für und Wider einer derartigen Maßnahme begutachten sollte. Ich war ein Mitglied dieser Kommission, aber damals war ich mit vielen anderen in Zweifel, ob es ratsam sein würde, einen so hohen Grad der Schlagfertigkeit bei den Truppen der unabhängigen Staaten großzuziehen. Die ausgezeichneten Dienste aber, welche das eingeborene Kontingent unter meiner Führung in Kuram (Afghanistan) geleistet hatte, der allgemeine Wunsch aller Chargen, mit unseren Soldaten Seite an Seite kämpfen zu dürfen, und die unzweifelhafte Loyalität, welche von den eingeborenen Regenten bei dem drohenden Konflikte mit Rußland 1885 an den Tag gelegt war, überzeugten mich, daß die Zeit gekommen war, in welcher wir den Völkern Indiens zeigen mußten, daß wir an ihre Loyalität und an ihre Erkenntnis glaubten, daß ihre Interessen an der Verteidigung unseres Reiches zum mindesten die gleichen wie die unseren seien. Ich hegte auch den festen Glauben, daß wir jetzt nicht viel in bezug auf innere Schwierigkeiten zu fürchten hatten, wenn die Regierung nur gerecht und milde vorging, daß uns aber auf der anderen Seite äußere Feinde nicht erspart bleiben würden, und daß es geraten schien, uns auf einen Kampf vorzubereiten, den ich, wie meine Leser wohl gemerkt haben, am Ende für unvermeidlich halte. Wir haben bisher viel getan und werden vielleicht noch viel tun, um einen derartigen Kampf hinauszuschieben; wenn er aber einmal kommt, wird es unumgänglich für uns sein, sowohl aus politischen als militärischen Gründen, aus allen Truppen und Kriegsmaterial Nutzen zu ziehen, das die eingeborenen Staaten uns zur Verfügung stellen können, und es ist daher nur zu unserem Vorteil, wenn wir Beides möglichst auf die Höhe bringen."

Die indischen Fürsten nahmen die auf die Reorganisation ihrer Korps bezüglichen Vorschläge des Vizekönigs freudig auf, was nicht verwunderlich ist, denn ihre Macht versprach auf jeden Fall dadurch gestärkt zu werden. Unter der Leitung britischer Militärbevollmächtigter und Instrukteurs wurden nun die selbständigen Kontingente einer durchgreifenden Vervollkommnung unterzogen. In Kaschmir reduzierte man die Armee von 18 000 Mann mit 66 Geschützen auf 10 000 Mann mit 30 Geschützen, aber während die Armee vorher über die Finanzkraft des Staates gegangen und großenteils aus alten, invaliden Leuten zusammen-

Digitized by Google

gesetzt gewesen war, konnte das umgemodelte Heer nicht anders als zuverlässig und kriegstüchtig genannt werden. Setzten sich doch einige der Regimenter aus dem ganz vorzüglichen Material der Dogras zusammen, einem arischen Stamme des Himalaya, der sich durch Größe und Körperkraft auszeichnet. Ihre praktische Probe bestand die kaschmirer Heeresreform im Chitralfeldzuge, wo die Hilfstruppen des Maharadschah nach Roberts ganz hervorragende Dienste geleistet haben. In der Aktion gegen Chitral, ein Gebirgsland, das an Afghanistan und das russische Pamirgebiet grenzt, bewährten sich auch die Transportkolonnen der Maharadschas von Gwalior und Jaipur, auf deren Kontingente Roberts gegen die Stellung von Lasttieren verzichtet hatte. Nachdem die Regierung Kaschmirs noch eine ausgezeichnete Heerstraße von der Hauptstadt Srinagar nach Gilgit, das in der Richtung auf den Pamir liegt, gebaut hatte, konnte der von Kaschmir an der Abwehr einer Invasion zu nehmende Anteil als genügend vorbereitet angesehen werden. Aeußerst wichtig war auch die Reorganisation der aus vorzüglichem Material zusammengesetzten Truppen von Jodpur, wo der Bruder des Maharadscha, Oberstleutnant Sir Partap Sing, die erforderlichen Maßregeln sachgemäß ausführte: „Derselbe war selbst ein Rajput, und in seinen Adern floß das blaueste Blut von Indien. Vor allem die Kavallerie war ausgezeichnet. Die tapferen Reiter von Jodpur waren von jeher wegen ihrer Ritterlichkeit, unerschütterlichen Treue und furchtlosen Selbstaufopferung in den Kriegen mit den Mahrattas und den Armeen der Mogulkaiser berühmt gewesen, und ich fühlte, als die prachtvoll berittenen Schwadronen an mir vorüberzogen, daß sie keine ihrer Eigenschaften verloren hatten, und daß das Rassenblut immer wieder zum Vorschein kommt. Diese Leute würden, wenn man sie erprobte, dieselben Erfolge erringen, wie es ihre Vorfahren getan hatten. Es konnte nur eine Meinung herrschen über den Wert der „Sirdar Rissala", welche ihren Namen vom Sohne des Maharadscha, Sirdar Sing hatte, einem Jungen von 9 Jahren, der die kleine Armee am Flaggenmast vorüber führte, wobei er einen prachtvollen Vollblutaraber ritt."

Zwischen Britisch-Indien und Tibet liegt der Staat Nepal, dessen tapfere Söhne, die Gurkhas, wir schon als den Elite-Bestandteil des angloindischen Söldnertums kennen. Der Maharadscha von Nepal ist kein Vasall des Kaisers von Indien, wie das Oberhaupt des Staates von Kaschmir, sondern ein, wenigstens

Digitized by Google

der Form nach, unabhängiger Fürst. Kein Engländer darf ohne besondere Erlaubnis Nepal betreten, und die Wenigen, denen das betreffende Ansuchen gewährt wird, haben eine ganz bestimmte, sehr unwegsame Route einzuschlagen. Auch Lord Roberts und seine Gemahlin mußten die bezeichnete Straße nehmen, als ihnen zur Zeit, wo Roberts sein Kommando niederzulegen und nach England zurückzukehren im Begriff war, der ungewöhnliche Vorzug einer Einladung nach Khatmandu, der Hauptstadt von Nepal, zu teil wurde. Dem englischen Oberbefehlshaber zu Ehren fand in Khatmandu eine Revue über alle regulären Truppen Nepals statt. 18 000 Mann und 78 Geschütze marschierten bei Roberts vorüber auf einem sehr großen, vollständig ebenen, vorzüglich mit Rasen bestandenen Exerzierplatz, dessen Anlegung in einer gebirgigen Gegend nicht ohne bedeutende Unkosten möglich gewesen war. „Alles klappte mit größter Genauigkeit; da war keine Verwirrung oder viel Gerede, nicht einmal hörte ich ein Signal, der beste Beweis, wie sorgfältig Offiziere und Mannschaften ausgebildet waren. Man sagte mir, daß der wirkliche Kommandierende, der dritte Bruder des Maharadscha, mit Namen Chandra Schamscher, wochenlang vor meiner Ankunft auf dem Exerzierplatz beinahe gelebt hätte. Die Söhne und Brüder des Maharadscha, welche augenscheinlich ihre Aufgabe kannten und den Soldatenberuf liebten, befehligten die verschiedenen Divisionen und Brigaden. Die Truppen sahen vielleicht nicht ganz so gut aus wie die unseren, und verschiedene Offiziere waren alt und schwach, aber dies waren die einzigen Fehler, welche ich bemerken konnte, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß die 18 000 Mann genau so gut waren, wie die Gurkhas, welche wir anwerben, und konnte den Gedanken nicht von der Hand weisen, daß uns diese Truppen im Kriegsfalle sehr willkommene Dienste leisten würden."

An Bereitwilligkeit, diese Dienste zu erweisen, fehlte es in Nepal nicht. Es wurde Roberts dringend ans Herz gelegt, zuständigen Ortes zu erklären, daß die nepalesser Armee der Kaiserin von Indien zur Verfügung stehe. Ungeduldig fragte der General Chandra Schamscher, wann die Russen denn eigentlich kommen würden. Er wünsche, sie beeilten sich ein wenig. Da möchte man nun so gern losschlagen, und der Feind komme nicht.

Was die national-englischen Truppen in Indien anbelangt, so hielt Roberts die moralische Hebung der Mannschaften für ein wichtiges Hilfsmittel zur Verbesserung ihres militärischen Wertes. In diesem

Digitized by Google

Punkte sympathisiert Roberts durchaus mit Wolseley, dem er sonst sehr unähnlich ist. Die Bestrebungen, der englischen Armee bessere Elemente zuzuführen, als ihr im allgemeinen zuströmen, haben den herzlichen Beifall von Lord Roberts. Um seinerseits auch zu einer Veredlung der Leute beizutragen, schaffte Roberts in der englisch-indischen Armee die Kantine ab und ersetzte sie durch das „Regimentsinstitut", eine Art Kasino. In einer Zeit, wo beinahe jeder Soldat lesen und schreiben kann, bemerkt Roberts, erschien ihm die aus barbarischer Zeit stammende Kantine als ein erniedrigender Widersinn, ein entwürdigendes System. Es war nach seinen Begriffen unmöglich für einen Soldaten, die Selbstachtung zu wahren, wenn er sein Glas Bier unter den Vorschriften einer Regimentskantine trinken mußte. Lord Roberts verabscheute die Kantine so, daß er zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin sogar ihren Namen abschaffte. Es wurde fortan Branntweinschank gesagt, und der Kantinenraum verkleinert. Unterhaltungs- und Musikinstrumente entfernte man aus der Kantine und überwies sie den neuen zu Ehren des Viktoria-Jubiläums errichteten Soldatenkasinos, wo die Leute unter einem Dache vereinigt ein Spielzimmer, ein Lesezimmer und eine Bier aber keinen Branntwein ausschänkende Restauration fanden. Recht fruchtbar wurde diese Reform aber erst, als es Roberts gelang, die Geistlichen sämtlicher Konfessionen und Sekten, die in der Armee die Trunksucht bekämpften, zu einer die Aktion und die Fonds vereinigenden „Armee-Temperenzvereinigung" zu unieren. Um die radikalen Abstinenzler unter dem Klerus für die genannte Maßregel zu gewinnen, wurde in jedem Soldatenkasino ein separates Zimmer eingerichtet, wo Alkohol in keiner Form verabfolgt werden durfte. Als Roberts im Jahre 1893 Indien verließ, gehörte beinahe ein Drittel der 70 000 englischen Soldaten der Armee-Temperenzvereinigung an. Bevor das neue System Wurzel geschlagen hatte, waren viele der Meinung gewesen, daß die Unterdrückung der Kantine in den Regimentsfonds einen großen Ausfall verursachen würde. Indessen übertraf bei guter Verwaltung der Gewinn, welcher aus dem Kaffeeladen und der Sodawasserfabrik gezogen wurde, bei weitem den der Kantine, obgleich kein dem Regiment nicht Angehöriger in dem Kaffeeladen kaufen durfte und den Kaufleuten am Ort ihr Geschäft in keiner Weise beschränkt wurde.

Lord Roberts besitzt einen sehr viel weniger glänzenden Geist

Digitized by Google

als Lord Wolseley, der ihn an Phantasie, Gedankenreichtum, Temperament, Bildung, Geschmack und schriftstellerischer Gewandtheit unendlich übertrifft. Wenn Wolseley in seinen Mußestunden Geschichte und Romane schrieb, bevorzugte Roberts die Eberjagd. Den Burenkrieg führte er, soweit man zu sehen vermag, ohne strategische Originalität, streng nach der Methode, um sicher zu gehen, wenn das letzte Ziel auch noch so spät erreicht wurde. Wie er sich in Südafrika gezeigt hat, so enthüllt sich sein Wesen auch in den hier besprochenen Memoiren. In einem trockenen, umständlichen, unklaren Stil entwickelt er nüchterne, solide, konservative Ansichten. Auch seine Armeereorganisation trägt, wie wir sahen, einen konservativen Stempel, indem er die taktischen Verbände des Eingeborenenheeres gemäß den vorher aufgegebenen uralten Prinzipien des Kasten- und Ständewesens rekonstituierte. Lord Roberts macht den Eindruck, als ob beschränktes, vorurteilsvolles Denken ihm nicht immer fernläge, aber andererseits erweckt er wieder großes Vertrauen zu seinem Urteil durch den gesunden Menschenverstand und die Ueberlegtheit, welche man an seinen Handlungen und Ideen erkennt. Allem Anschein nach glaubt er aufrichtig an die Leistungsfähigkeit der komplizierten, empfindlichen Maschinerie des angloindischen Heerwesens, wie er es für einen eventuellen russischen Krieg umgebaut hat, mit seinen englischen und eingeboren Truppen, der eingeborenen Reserve, den autonomen Kontingenten der Tributfürsten, dem Nepal-Hilfskorps usw. Nur in einem wesentlichen Punkte erklärt er das von ihm getane Werk der Reorganisation für unvollendet: „Was ich nicht fertig gebracht habe, bevor ich Indien verließ", sagt er, „war, die Regierung zu bewegen, den eingeborenen Regimentern in Kriegszeiten mehr Offiziere zu geben. Das hätte ich noch gar zu gern fertig gebracht. 9 britische Offiziere für die Kavallerie und 8 für die Infanterie im Regiment ist vielleicht für die Friedenszeit genügend, aber im Felde viel zu wenig . . . Ich zweifle nicht einen Augenblick an den vorzüglichen kriegerischen Eigenschaften unserer besten indischen Truppen; ich glaube fest an die Gurkhas, Sikhs, Dogras, Rajputs, Jats und ausgewählten Mohammedaner und zolle ihnen gern meine Bewunderung; ich erkenne ihre soldatischen Eigenschaften vollständig an; in einer Brigade mit britischen Truppen vereint, würde ich stolz darauf sein, sie gegen jeden europäischen Feind führen zu dürfen . . . aber . . . indische wie alle anderen Soldaten wollen geführt sein. Geschichte und Erfahrung haben

Digitized by Google

uns (zu unserem Glück) gelehrt, daß die eingeborenen Rassen Indiens nicht Eigenschaften besitzen, welche ein Führertalent haben muß, und es wird deshalb niemals möglich sein, britische Offiziere durch eingeborene zu ersetzen. Ich habe viele Eingeborene gekannt, deren Tapferkeit und Opfermut schwerlich übertroffen werden können, aber ich habe nicht einen einzigen Eingeborenen gekannt, der nicht im Falle der Not und Gefahr zu dem jüngsten britischen Offizier um Hilfe aufgeschaut hätte."

Durch diese Ausführungen wird indirekt der Wert zum mindesten der autonomen Eingeborenen-Korps ganz erheblich in Zweifel gezogen. Zutreffend ist die Kritik der farbigen Führer ganz gewiß, denn sie beruht auf den Erfahrungen eines in Indien zugebrachten Soldatenlebens, und sie erhält mutatis mutandis eine frappante Bestätigung durch die sich jetzt so deutlich enthüllende strategische Minderwertigkeit der Japaner. Sowohl die Streiter des Mikado als auch die indischen Söldner Englands sind Krieger von der höchsten Tapferkeit. Auch sind Indier wie Japaner geistig befähigt, viele militärische Einrichtungen und Fertigkeiten der Europäer nachzuahmen, aber mit der Gabe zum Führen in außergewöhnlich schwierigen Lagen hat es eine besondere Bewandtnis; diese Eigenschaft fehlt den Japanern nicht auf den unteren und mittleren Rangstufen der militärischen Hierarchie, wohl aber in den großen Verhältnissen des Krieges, den Indiern nach Roberts schon in den untergeordneten Kommandosphären.

Wie wir schon hörten, hält Roberts die Gefahr eines abermaligen Aufstandes der Indier gegen die englische Herrschaft gleich dem von 1857 nicht für groß, ganz aus dem Auge zu lassen ist nach ihm, der schon als Folge der kleinen Niederlage von Maiwand eine unheimliche Bewegtheit der indischen Völkerwogen konstatieren zu können glaubte, die Eventualität einer zweiten Rebellion aber doch nicht. Freilich, führt Roberts aus, ist Indien seit 1857 ruhiger, glücklicher und viel zivilisierter geworden, auch die Disziplin und Schlagfertigkeit der eingeborenen Armee stehen jetzt unendlich höher als zu den Zeiten der Ostindischen Kompagnie. Dazu kommt, daß das Eingeborenenheer beträchtlich vermindert worden ist, während man die britischen Streitkräfte verdoppelt hat. Die Erbauung von Eisenbahnen, Kanälen und Straßen, die Herstellung von Telegraphen- und Telephonnetzen haben die Stellung des europäischen Eroberers auch militärisch bedeutend gestärkt: „Das Beste aber ist, daß sowohl bei den eingeborenen als auch den

Digitized by Google

europäischen Soldaten in Indien niemals wohl ein größeres Gefühl von gegenseitiger Sympathie und Zufriedenheit in allen Truppengattungen geherrscht hat wie jetzt. Nichtsdestoweniger sind Anzeichen vorhanden, daß der Geist der Unruhe und Unzufriedenheit, welchen der Aufstand gesät hat, wieder aufleben könnte." Die grundprosaische Natur des Lord Roberts bringt es mit sich, daß er für das die Indier erfüllende Mißvergnügen zu einem außerordentlich großen Teil die angeblich überstürzte Reformtätigkeit der englischen Regierung verantwortlich macht. In kleinem Maßstabe, meint er, und in Angelegenheiten sekundärer Wichtigkeit könnten vielleicht Reformen nicht viel Schaden tun, ein beträchtlicher Nutzen sei jedenfalls nicht von ihnen zu erwarten. Ein besonderer Dorn im Auge von Roberts ist die indische Eingeborenen-Presse. Beinahe täglich, klagt er, ist über die Durchführbarkeit eines Angriffs von außen her in den indischen Zeitungen zu lesen, und, gestützt auf die Mitteilungen dieser englandfeindlichen Journalistik, erörtert man in jedem Bazar die russischen Truppenbewegungen und die Schwierigkeiten, welche Rußland England zu bereiten vermöge, mit Befriedigung. Allerdings fügt Roberts hinzu, weiß heute jedermann in Indien, wohin die britische Regierung gezielt hat, wenn sie die Armee reorganisierte und auch die Truppen der zur Heeresfolge verpflichteten Fürsten vertrauensvoll an der Wehrmachtsvervollkommnung hat teilnehmen lassen. Immerhin bleibt die Existenz einer relativ freien Eingeborenen-Presse nach Roberts ein schwer zu ertragender Uebelstand: „Wie die meisten Kultureinrichtungen", heißt es bei ihm, „welche irgend einen Wert besitzen, ist die englische Presse ein einheimisches Gewächs, wogegen die indische Presse ein exotisches ist, welches unter den bestehenden Verhältnissen einem wirklichen Bedürfnisse nicht entspricht, nichts tut, um die Leute zu verfeinern, emporzuheben oder zu belehren, sondern von ihren Herausgebern und Gönnern, einem unendlich kleinen Teile der Gesamtbevölkerung, benutzt wird, ihren selbstsüchtigen Zwecken zu dienen und Zwietracht und Unfrieden zu säen. Ich glaube, es gibt nur sehr wenige eingeborene Zeitungen, welche von einem freundlichen oder unparteiischen Geiste gegen die Regierung geleitet werden, und den Asiaten ist es unverständlich, daß wir solchen feindlichen Publikationen nicht entgegentreten, sondern gestatten, daß sie kreuz und quer durch das Land geschickt werden. Die Eingeborenen halten schließlich alles für wahr und meinen, wir wagen nicht, der Wahrheit den Mund zu verbieten, oder wir

Digitized by Google

sind zu schwach, um mit Strenge gegen die Lügner vorzugehen. Wir gewinnen weder Achtung noch Dankbarkeit durch dieses Verhalten gegen die eingeborene Presse, denn es wird falsch gedeutet. Während nun die Wohlgesinnten unser Stillschweigen nicht begreifen können, erfreuen sich die Unzufriedenen der Freiheit, ungehindert gegen uns die gemeinsten und grundlosesten Verdächtigungen und Beleidigungen schleudern zu können, wodurch unsere Autorität untergraben und jeder unserer Versuche, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, durchkreuzt wird."

Man sieht, daß Roberts zu den Problemen der indischen Politik Englands unter den Gesichtspunkten eines entschiedenen Konservativen Stellung nimmt. Stärker als durch die Agitation der Zeitungen wird wohl das indische Volk durch die Tatsache gereizt, daß es unter der englischen Herrschaft verarmt. Unser Verfasser ist allerdings anderer Ansicht. Er weist darauf hin, wie die großen Verkehrsanlagen das anbaufähige Land kolossal vermehrt und die Schrecken der Hungersnot „bis aufs Allerkleinste vermindert" hätten, wie dank jenen Kulturtaten die Preise für landwirtschaftliche Produkte allgemein gefallen und große, gewinnreiche Exporte möglich geworden wären. Das ausgezeichnete Buch von Rohrbach: „Deutschland unter den Weltvölkern"*) eröffnet ein ganz anders aussehendes, getreueres Panorama (S. 92 u. ff.). Wir sehen hier infolge der unerschwinglichen Zahlungsverpflichtungen, welche die Gehälter und Pensionen der Indien verwaltenden englischen Beamten und Offiziere dem Lande auferlegen, langsam aber unaufhaltsam den indischen Nationalreichtum abströmen, ohne daß ein Ersatz in Aussicht stände. Wie es sich nun aber mit der wirtschaftlichen Lage Indiens auch verhalten möge, ob sie von Roberts oder von Rohrbach richtig beurteilt wird, jedenfalls ist der englische General eine kompetente Autorität, wenn er erklärt, daß die in der Eingeborenen-Armee herrschende loyale Gesinnung keine unbedingte Bürgschaft gegen eine zweite Empörung, auch nicht gegen eine neue Militärrevolution, darstelle: „Denn es besteht kein Zweifel", sagt Roberts, „daß die Eingeborenen, wenn sie auch als Soldaten noch so wohlgesinnt sind, in ihrem Verhalten durch die öffentliche Meinung bestimmt werden." Unter den Regierungsmaßregeln, welche in der letzten Zeit die öffentliche Meinung in Harnisch gebracht haben, hebt Roberts das an sich nötige Forst-

*) Buchverlag der „Hilfe". Berlin-Schöneberg 1903.

Digitized by Google

gesetz hervor. Es hat die Bevölkerung vieler Teile Indiens in mächtige Aufregung versetzt. Leute, welche daran gewöhnt waren, sich im Walde Leseholz aufzuheben und ihr Vieh im Forste weiden zu lassen, können nicht verstehen, warum ihnen das jetzt nicht mehr gestattet sein soll. Es geht auch über ihren Horizont, wenn man ihnen klar zu machen versucht, daß die Bäume vor Feuersgefahr geschützt werden müssen, und daß die Eingeborenen aus diesem Grunde von nun an aufzuhören haben, durch Verbrennung des Unterholzes besseren Weideboden zu erzielen und ihre Mahlzeiten unter den Bäumen zu kochen.

Besonders viel böses Blut machen die an und für sich gleichfalls dringend erforderlichen sanitären Verbesserungen, welche den allerempfindlichsten Punkt, die Religion, berühren. Die große Mehrzahl der Indier begreift nicht, was dabei sein soll, wenn man dieselben Gefäße zum Trinken, Baden und Kleiderreinigen verwendet, und die Kadaver in unmittelbarer Nähe der Städte und Dörfer verfaulen läßt: „Cholera, Fieber und Krankheiten aller Art werden als Heimsuchungen Gottes betrachtet, welchen zu entfliehen sie für unmöglich, wenn nicht gar unfromm halten. Natürlich werden die von uns in den Kantonnements, Marktplätzen und Wallfahrtsorten vorgesehenen Vorsichtsmaßregeln von den Eingeborenen mit größtem Mißtrauen und Widerwillen betrachtet. Nur wer die Anstrengungen, Entbehrungen und Unbequemlichkeiten gesehen hat, denen sich die Eingeborenen ruhig unterziehen, um ein Heiligenbild während eines Religionsfestes zu erreichen, wenn sie ihre müden Glieder viele hundert Meilen weit auf heißer, staubiger Straße hinschleppen, oder, wie die Heringe zusammengedrückt, in einem Eisenbahnwagen stundenlang aushalten, nur derjenige kann sich eine Idee machen, wie bitter enttäuscht die Pilger sein müssen, wenn ihnen bei Ausbruch einer Choleraepidemie befohlen wird, auseinanderzugehen, bevor sie noch Gelegenheit gehabt haben, im heiligen Wasser zu baden ... Wenige Maßregeln wurden so schwer empfunden wie die Schließung des großen Hurdwar-Marktes im Herbst des Jahres 1892 wegen des Ausbruchs der Cholera. Dies wurde von den Eingeborenen als ein direkter Schlag gegen ihre Religion angesehen und als ein deutliches Abweichen von der Toleranz, welche die Regierung im Jahre 1858 proklamiert hatte. Die mysteriösen Lehmzeichen auf Fangostämmen in Behar wurden einigen Priestern zugeschrieben, welche Interesse daran hatten, die Hindus darauf aufmerksam zu machen, daß es auch noch außerhalb

Digitized by Google

der englischen Einflußsphäre Tempel gäbe, wo sie ungestört ihre Gebete verrichten und bleiben könnten, solange es ihnen beliebt; dort konnte die Cholera noch so sehr morden, sie brauchten keine Notiz davon zu nehmen."

Ebensowenig wie von der Einführung einer rationellen Forst- und Sanitätspolizei ist Roberts unbedingt erbaut davon, daß man in der löblichen Absicht der Vermehrung der Rechtssicherheit gewisse Formen der europäischen Gerichtsverfassung nach Ganges und Indus übertragen hat. Die Berufungsgerichte beispielsweise untergraben nach unserem Autor das Ansehen des lokalen Richters, denn der Orientale fordert, der Eigenart seines Rechtsgefühls gemäß, summarische Justiz an Ort und Stelle. Außerdem ist es für ein Berufungsgericht in Indien unendlich schwer, den rechten Spruch zu fällen. Der Stand der öffentlichen Moral ist dort noch immer so, wie er in Macaulays „Warren Hastings" beschrieben wird, indem man in Indien beinahe alles gerichtlich beweisen kann, wenn man sich einfach die Zeugen kauft. Unter dem System der Berufungsgerichte hat sich eine Menge von tüchtigen aber gewissenlosen Advokaten etabliert, deren Benutzung der zahlungsfähigeren Partei ein ungeheures, vom Volke mit Erbitterung ertragenes Uebergewicht verleiht.

Daß ein Konservativer wie Lord Roberts die zungenfertigen Rechtsanwälte unter den Eingeborenen ebensowenig liebt wie die farbigen Zeitungsschreiber ist am Ende kein Wunder. Immerhin behält die Schilderung eines Mannes, der sein ganzes Leben in Indien zugebracht und dort die verantwortungsvollste aller amtlichen Stellungen eingenommen hat, als von einem Kenner gezeichnetes Stimmungsbild ihren Wert. Uebrigens gibt es nach Lord Roberts neben den Advokaten und reichen Verbrechern noch eine dritte Klasse unter den Eingeborenen, der es entschieden nützlich gewesen ist, daß man englischerseits die Rechtspflege in Indien mit schützenden Bürgschaften umgeben hat. Das ist der ehrenwerte Stand der ländlichen Wucherer. Die geordnete britische Justiz als ihr Werkzeug benutzend, treiben jene Geldleute einen immer größeren Teil der dummen und oft sehr verschwenderischen Bauern von Haus und Hof, wo die Familie manchmal jahrhundertelang gesessen und das Anwesen von Kind auf Kindeskind vererbt hat: „Der Geldverleiher wird (gerichtlicherseits) angehalten, seine Bücher vorzulegen, und diese können schwerlich angezweifelt werden, weil der Schuldner in der Regel keine Aufzeichnungen gemacht hat oder

Digitized by Google

meistens weder lesen noch schreiben kann. Zweifellos existierten Wucherer schon, bevor England seine Flagge in Indien hißte, aber es gab für diese Blutsauger weniger Gelegenheit, ihre Stellung war eine riskierte, und ihre Manipulation stand unter besserer Kontrolle als heute. Der Geldverleiher wußte damals, daß sein Leben nicht mehr sicher war, wenn er zuviel Zinsen für sein Geld verlangte. Wenn er zu reich wurde, sorgten die Beamten des Staats dafür, daß sie einen Teil des Reichtums bekamen, und zwar war dieser Teil nicht allzu klein bemessen. Ich will nicht etwa behaupten, daß diese vereinfachte und schnelle Methode gegen Geldverleiher, wie sie die eingeborene Justiz kannte, entschuldbar oder gar zu dulden sei, aber auf der anderen Seite neige ich zu der Ansicht, daß wir, indem wir diesen Leuten ihr schändliches Gewerbe durch unsere Gesetze erleichterten, nicht im Interesse der Landwirte gehandelt haben."

Es ist schon erwähnt worden, daß trotz dieser höchst wirksamen Antriebe zum Haß gegen die Fremdherrschaft die Stimmung der Indier nach Lord Roberts nicht mehr so rebellisch wie früher ist. In Anbetracht der nicht unbedeutenden Intelligenz der führenden Klassen in Indien darf auch die Möglichkeit nicht unbedingt von der Hand gewiesen werden, daß man sich an Indus und Ganges bewußt ist, wie alle Glaubensbekenntnisse in Indien durch die Russenherrschaft vom Regen in die Traufe kommen würden. Jedenfalls kann es sich aber durch den weiteren Fortgang des russisch-japanischen Krieges leicht ereignen, daß die Fragen der indo-iranischen Welt in den Vordergrund des zeitgeschichtlichen Interesses rücken. Besiegt Rußland die Japaner, wie es noch immer den Anschein hat, so ist mit einem Einschreiten Englands zu Gunsten seiner bedrängten Verbündeten zu rechnen. Behalten umgekehrt die Japaner das Uebergewicht über die Russen, so droht England die Gefahr, daß das Zarentum seine durch die Niederlagen der mandschurischen Armee erschütterte Autorität durch Triumphe des turkestanischen Heeres wieder herzustellen versucht. Der verewigte Konstantin Rößler wurde nicht müde, in diesen Jahrbüchern immer wieder auszuführen, daß das russische Reich von einer Spielergesellschaft regiert wird, die sich in einer ihre Existenz bedrohenden Krisis nicht genieren wird, nach außen hin alles auf eine Karte zu setzen. Behauptet die bezeichnete Anschauung noch heute einen Teil ihrer Wahrheit, so führt die steigende Verwirrung

Digitized by Google

in ihren Finanzen die russischen Gewalthaber vielleicht einmal zu dem Angriff auf ein Land, das einen ungeheueren Edelmetalltribut zu entrichten gewöhnt ist, und das die Nationalisten an der Newa für militärisch schlecht verteidigt und empörerisch gesinnt ansehen. Lord Roberts gesteht, daß man englischerseits noch immer ratlos wäre, wie Herat erfolgreich gegen die Russen verteidigt werden könne, daß im übrigen zahlreiche Streitfragen Afghanistan und England immer mehr entfremdeten, indem sie sich seit vielen Jahren als unlösbar erwiesen. Wenn der Zar sich in die Lage versetzte, etwa mit Hilfe des von der englischen Politik schlecht behandelten Sultans, in Afghanistan und am Indus als Protektor des Islams aufzutreten, würden einer russischen Invasion — das lehren die Robertsschen Memoiren als kompetente Autorität mit großer Anschaulichkeit — sehr namhafte Chancen zuwachsen.

Hiermit habe ich aus den Robertsschen Denkwürdigkeiten herausgehoben, was mir Aktualität zu besitzen scheint. Die beiden Bände enthalten daneben noch eine Fülle kriegsgeschichtlichen Details, dem zwar eine gewisse Trockenheit anhaftet, das jedoch gleichwohl manchem Leser vom militärischen Berufe zum Studium geeignet erscheinen dürfte. Denn Lord Roberts hat seine Karriere auf Schlachtfeldern gemacht, die durch eine jeden Tag mögliche Wendung der Weltlage zur Wahlstatt für einen ungeheueren Kampf zwischen zwei europäischen Großmächten werden können.

Digitized by Google

Die Burensprache und ihre Literatur.

Von

Heinrich Meyer-Benfey.*)

Es ist nicht das erste Mal, daß ich die Teilnahme des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung für die Burensprache zu gewinnen suche. Schon die Festschrift, womit die Göttinger Germanisten und Historiker die dortige Jahresversammlung, Pfingsten 1900, begrüßten, enthält einen Aufsatz „Ueber den Ursprung der Burensprache". Mehrfachen Aufforderungen, diesen im Sonderdruck zugänglich zu machen, kam ich nach, indem ich eine eingehendere allgemeinverständliche Behandlung der „Sprache der Buren" als selbständiges Buch erscheinen ließ. (Göttingen, Franz Wunder 1901.) Ich hätte diese Schrift nicht zustande gebracht, hätte ich mich dabei nicht der unermüdlichen Hilfe eines geborenen Kapholländers zu erfreuen gehabt, des Herrn N. M. Hoogenhout, der damals in Straßburg germanische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft studierte und im Frühjahr 1902 daselbst mit einer Abhandlung „Untersuchungen zu Lodewijk van Velthems Spiegel Historiael" promovierte. Meine anspruchslose Schrift, die ja im allgemeinen nur der ersten Orientierung von Laien und Sprachliebhabern dienen, aber zugleich doch auch der Sprachwissenschaft durch Erschließung schwer zugänglichen Materials nützen wollte, hat damals zwar im allgemeinen freundliche Aufnahme, aber, obwohl sie noch in die Zeit traf, wo die Begeisterung für die Buren in voller Blüte stand, auffallend geringen Absatz gefunden. Nun wurde der weitere Wunsch laut, es möchte ein wirkliches Lehrbuch der Sprache für den praktischen Gebrauch geschaffen werden. Durch das freundliche Entgegenkommen des Herausgebers der „Bibliothek der

*) Vortrag auf der Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu Kiel am 25. Mai 1904. Gegenüber dem mündlichen Vortrage weist die hier vorliegende Gestalt teils Kürzungen, teils Erweiterungen auf.

Digitized by Google

Sprachenkunde" (A. Hartleben in Wien) wurde die Erfüllung dieses Wunsches möglich, und zu meiner großen Freude erklärte sich Herr Dr. Hoogenhout nach einigem Zögern bereit, selbst die Ausführung zu übernehmen. Von ihm wird die Wissenschaft überhaupt in erster Linie die weitere Bearbeitung und Erforschung der Burensprache zu erwarten haben. Vor dem Ausländer, der die Sprache nur aus Büchern lernen kann, hat der sprachwissenschaftlich gebildete Einheimische allzu viel voraus, und Herr Dr. Hoogenhout, der ja schon durch seine Abkunft für diese Aufgabe gewissermaßen prädestiniert ist, vereinigt die dazu erforderlichen Eigenschaften in der denkbar glücklichsten Weise: gründliche Kenntnis des einschlägigen Materials, auch der niederländischen Sprache, feine und selbständige Beobachtungsgabe und deutsche linguistische Schulung und Methode. Ich werde mich also einstweilen auf die Rolle des Berichterstatters und, wenn nötig, des Vermittlers beschränken.

Dies erwähnte Lehrbuch von Hoogenhout liegt nunmehr als 84. Teil der Hartlebenschen Sammlung vor. Es enthält im ersten Teile die eigentliche Sprachlehre, sehr knapp und inhaltsreich. Dann eröffnen einige Gespräche die stattliche Reihe der Lesestücke, die mit ihren 33 Nummern den Hauptteil des Werkes ausmachen. Jedes derselben ist mit Erläuterungen versehen. Dem Ganzen folgt ein burisch-deutsches Wörterbuch, das die in den Lesestücken verwendeten Wörter enthält, mit Angaben über Aussprache und Flexion. Dieses und die Fülle des Lesestoffes sind die bedeutendsten Vorzüge des Buches vor meinem älteren; doch ist natürlich auch die Grammatik mit ihren reicheren, mehr gesicherten und gesichteten Angaben meiner Skizze überlegen. Doch wird diese vielleicht auch jetzt noch manchem willkommen sein, namentlich wegen ihrer ausführlichen Einleitung. Und da in den Texten jede Konkurrenz im einzelnen vermieden ist, so werden sich die beiden Darstellungen trefflich ergänzen.

Meine Absicht ist heute erstens, auf das neue Werk und seinen Gegenstand aufmerksam zu machen. Sein Nutzen und sein Erfolg wird natürlich wesentlich durch das praktische Bedürfnis bedingt, das heute, wo wir in unserer eigenen Kolonie Buren als Ansiedler haben, größer ist als früher und wahrscheinlich noch weiter wachsen wird. Welches weitergehende wissenschaftliche und praktische Interesse wir an der Burensprache nehmen müssen, habe ich früher öfter ausgeführt und soll hier nicht wiederholt werden.

Der zweite Zweck meines Vortrags ist, meine früheren Studien in einer bisher weniger verfolgten Richtung zu ergänzen, nämlich

Digitized by Google

durch eine Uebersicht über das Schrifttum, das die junge Sprache bereits aufzuweisen hat. Auch hierzu gibt Hoogenhouts Buch willkommenen Anlaß. Denn mit seinen 32 Lesestücken bietet es dem deutschen Leser, besonders wenn er die 10 von mir mitgeteilten Textproben hinzunimmt, eine vollkommen ausreichende Chrestomathie dieser Literatur. (Allerdings gehen von diesen 42 Nummern 5 als Uebersetzungen aus dem Deutschen und 8 Stücke aus der Bibelübersetzung ab; es bleiben also in Wahrheit nur 29, 14 prosaische aus 9 verschiedenen Werken, darunter 2 in dialogischer Form, und 15 Gedichte.)

Ich schicke der Uebersicht dieser Literatur ein kurzes Resumé dessen voraus, was wir über die Sprache wissen, indem ich besonders die Arbeiten der letzten Jahre berücksichtige, die in einigen Punkten zu Aenderungen unserer Auffassung geführt haben.

1.

Zunächst bedarf der Name einer Bemerkung. Der Ausdruck „Burensprache" ist von mir vorgeschlagen als einfachste, kürzeste, klarste und handlichste Bezeichnung; er scheint sich bei uns einzubürgern.

Im Lande selbst wie in Holland sind andere Bezeichnungen üblich, die sich für uns weniger empfehlen. Früher herrschte allgemein und noch jetzt vielfach der Name „Kapholländisch" (Cape Dutch). Dieser hat zwei Uebelstände; er verschleiert den sehr beträchtlichen Unterschied dieser Sprache vom gewöhnlichen („hoch"-) holländischen, das daneben auch in Südafrika als offizielle Staats-, Kirchen- und Bildungssprache gebräuchlich ist, und er verbirgt ebenso die Tatsache, daß diese Sprache keineswegs allein in der Nähe des Kaps, sondern innerhalb des ganzen jetzt englisch gewordenen Südafrika die allgemeine Volks- und Verkehrssprache ist. Die eigentlichen Vertreter und Führer der Sprachbewegung haben dafür den Namen „afrikanisch" eingeführt. Dieser sagt für den Buren selbst, wie auch für den Holländer, genug; uns würde er ganz unbekannt und mißverständlich klingen.

Die Burensprache ist also die eigentliche Volkssprache vom Kap bis zum Limpopo. Natürlich, in den größeren Städten und in den Minenbezirken dominiert das Englische; auf dem platten Lande dagegen gibt es nur einzelne Striche, wo eine zahlreichere englische Ansiedelung vorhanden ist. Im ganzen macht das

Digitized by Google

holländische Element etwa zwei Drittel der weißen Bevölkerung aus, natürlich mit Unterschieden der einzelnen Länder: in Natal weniger, in Transvaal noch etwas mehr. Aber das Burische wird nicht nur von den Weißen angewendet, auch die älteren farbigen Rassen, namentlich die Hottentotten dieser Gebiete durchweg, ferner die Abkömmlinge der zumeist von Osten eingeführten Sklaven und die Mischrassen, sprechen es als ihre Muttersprache. Freilich klingt es im Munde dieser etwas anders; insbesondere hat ihre Sprachweise syntaktische Eigentümlichkeiten. Die Sprache der Buren selbst weist dagegen innerhalb des ganzen ausgedehnten Gebietes nur unbedeutende landschaftliche Differenzen auf.

Was ist nun diese Sprache, linguistisch angesehen? Offenbar eine besondere Art Holländisch, — das zeigt der flüchtigste Augenschein. Aber sie unterscheidet sich vom gewöhnlichen Holländisch in zahlreichen und wichtigen Punkten, die zum Teil in der Volkssprache oder in Mundarten des Mutterlandes ihre Entsprechung haben, zum Teil aber auch von allen sonst bekannten germanischen Sprachformen abweichen. Man kann diese Unterschiede jetzt nach Hoogenhout leicht feststellen. Ich kann hier nur einige der auffälligsten erwähnen: stimmloses f, s und g = deutschem ch für holländisches v, z, g und sk für sch im Anlaut; gutturaler Lautwert des n im Auslaut, besonders in den Verbindungen ns und rn; Aufgabe des Geschlechtsunterschiedes beim Substantiv, daher nur eine Form für den Artikel (di für den bestimmten, ñ für den unbestimmten); Verlust der eigentlichen Deklination, nur das persönliche Pronomen unterscheidet im Sing. noch Nom. und Akk., nicht mehr im Plural (daher ôñs für „wir"), und hat überhaupt sehr merkwürdige Formen; vollständiger Verlust der Personalendungen beim Verb und ebenso der Tempusbildung, außer bei den Hilfsverben (die meisten Verben haben daher nur eine unveränderliche Form, abgesehen vom Part. Perf., das durch Vorsetzung von ge- gebildet wird); Verwischung der Grenzen zwischen den verschiedenen Wortklassen; außerordentlich häufige Anwendung und freie Bildung von Diminutiven und von Zusammensetzungen; Neigung zur Verdoppelung von Wörtern und zur Wiederholung, die bei der Negation zur Regel geworden ist.

Ein Teil dieser Differenzen findet sich auch in europäischen Mundarten und verschwindet, wenn wir statt der Schriftsprache das gesprochene Holländisch ins Auge fassen. Wir werden nicht zweifeln, daß die Burensprache diese Züge bereits aus der alten Heimat mit-

Digitized by Google

gebracht hat. Und so können sie uns helfen, das Ursprungsgebiet der Burensprache, die spezielle Mundart der ursprünglichen Besiedler Südafrikas genauer zu bestimmen. Auch da erhellt auf den ersten Blick, daß sowohl die sächsischen wie die eigentlich friesischen Landschaften Hollands ausgeschlossen sind, und daß auch von dem Bereiche der fränkischen Zunge nur der nördliche Dialekt mit friesischer Grundlage in Betracht kommt, mit anderen Worten, daß es sich um eine holländische Mundart im engeren Sinne handelt. Man kann also überhaupt nur innerhalb eines verhältnismäßig engen Gebiets wählen und schwanken. Ein bestimmteres Resultat hat ein geborener Kapholländer, Dr. W. J. Viljoen (spr. Fijún) in einer Straßburger Dissertation von 1896 zu gewinnen gesucht: auf Grund von nicht weniger als dreißig Punkten der Lautlehre und mehrerer charakteristischer Wörter sieht er in der nordholländischen Mundart oder in der Amsterdamer Volkssprache den Grundschlag des Kapholländischen. Da einige dieser Gründe durchaus beweisend schienen und die Annahme ohnehin alle innere Wahrscheinlichkeit für sich hat, war doch Amsterdam damals einer der ersten Welthäfen und Sitz der Gesellschaft, in deren Auftrage das Kap 1652 besiedelt wurde, so habe ich kein Bedenken getragen, sie mir anzueignen. Aber holländische Gelehrte, namentlich die besten Kenner der niederländischen Mundarten, te Winkel und Boekenoogen, haben sich gegen sie erklärt, und der letztere hat neuerdings im Album Kern (Leiden 1903) seinen Widerspruch näher begründet. Ein ganz reinliches Resultat erreicht er zwar nicht und die wichtigsten und entscheidenden Züge, die anlautenden sk, s und f, muß auch er als Nordholländisch anerkennen; doch bringt er ein paar schwerwiegende Gegengründe bei. Auf die Frage, welche Mundart denn die Urform der Burensprache sei, will er keine endgültige Antwort geben, doch weist er, wie auch te Winkel, auf das Südholländische hin, und eine andere kann in der Tat kaum in Frage kommen.

Ich betrachte also diese Frage vor der Hand noch als offen. Bei der Entscheidung wird man gut tun, zwei Gesichtspunkte nicht aus dem Auge zu lassen.

Natürlich waren die niederländischen Besiedler Südafrikas nicht alle aus einer Gegend und sprachen nicht genau dieselbe Mundart. Die Burensprache ist also sicher in gewissem Grade das Resultat einer Dialektmischung. Doch hat sie ein viel zu charakteristisches und einheitliches Gepräge, als daß man in ihr eine regellose

Digitized by Google

Mischung heterogenster Elemente sehen dürfte. Eine Mundart hat jedenfalls den Grundstock hergegeben und aus andern sind nur Einzelheiten übernommen. Die Aufgabe wird also sein, zu untersuchen, in welcher holländischen Mundart die charakteristischen Züge der Burensprache alle oder die meisten von ihnen vereinigt vorkommen; und das wird sich leicht feststellen lassen, wenn einmal der große Sprachatlas Hollands von J. te Winkel (De Noordnederlandsche Tongvallen. 1. Lief. Leiden 1898) vollendet vorliegt.

Ferner hat sich die Burensprache niemals dem Einflusse des Schriftniederländischen entziehen können. Denn in diesem las man die Bibel und die wenigen Erbauungsbücher, die bis heute fast die ganze Lektüre und Bildung des Burenvolkes ausmachen, und namentlich die Bibel hat für dieses eine Bedeutung, wie nicht leicht irgendwo sonst in der Christenheit. Niederländisch — so nennt man in Südafrika die Schriftsprache — ist daher auch die Sprache der Kirche, der Predigt und des Gebetes; hier wenden alle ein möglichst reines und meist überraschend korrektes Niederländisch an. Offenbar hat man die unbewußte Vorstellung, daß Gott kein Afrikanisch versteht, oder daß es gegen den Respekt wäre, mit ihm dieselbe Sprache zu reden wie untereinander. Endlich ist jenes natürlich auch die einzige Sprache im offiziellen und überhaupt im schriftlichen Gebrauche. Daß man die Umgangssprache auch schreiben könne, davon hat sich der Bur erst spät und schwer überzeugen lassen. In diesem Punkte würde man ja auch bei unsern niederdeutschen Bauern schwerlich andere Erfahrungen machen. Es ist nur natürlich, daß die Schriftsprache hier und da auch die gesprochene Sprache beeinflußt hat. Und Züge, die sich von hier aus verstehen lassen, müßten bei der Untersuchung der Heimatsfrage aus dem Spiele bleiben.

Anderes ist der Burensprache ausschließlich eigen und hat im sonstigen Holländisch keine Analogien. So insbesondere der vollständige Untergang der eigentlichen Flexion und was damit zusammenhängt, wie z. B. die Vermischung der Wortklassen. Als bequeme äußere Merkmale kann man anführen: den Artikel di für alle Geschlechter (Holl. de, Neutr. het), den Verlust der Personalendungen beim Verb, ons für „wir". Wann sind diese Züge ausgebildet und wodurch sind sie veranlaßt?

Wir haben keine Denkmäler der Burensprache vor 1861, dennoch läßt sich aus einzelnen Angaben und indirekten Zeugnissen mit hinreichender Deutlichkeit erkennen, daß die Ausbildung

Digitized by Google

der Burensprache in die ersten Zeiten der Siedelung zurückreicht. Auch darüber hat Viljoen zuerst Klarheit verbreitet, und hierin wenigstens hat er allgemeine Zustimmung gefunden. Ja, es ist von verschiedenen Seiten die Vermutung ausgesprochen, daß die Sprache teilweise älter als die Siedelung selbst und gar nicht erst in Afrika entstanden sei. Und in einigen Punkten wird das sicher zutreffen. Die Verwirrung der grammatischen Geschlechter war in Holland im siebzehnten Jahrhundert schon sehr weit vorgeschritten und ist erst nachträglich durch grammatische Regelung wieder rückgängig gemacht. Es ist wohl keine allzu kühne Annahme, daß die niedere Volkssprache dem geschriebenen Holländisch noch einige Schritte voraus war. Und noch mehr wird wiederum Flexion und grammatische Kategorie in Verfall gewesen sein in der Sprechweise der aus allen Gegenden zusammengewürfelten, wohl auch mehr oder weniger internationalen Schiffermannschaft, deren Einfluß auf die Burensprache aus einigen sehr gewöhnlichen Wörtern, wie klip Stein, kooi Bett, kombuis Küche, kombers Decke, deutlich erhellt.

Immerhin, die vollständige Ausgestaltung und Konsolidierung wird erst auf afrikanischem Boden entstanden sein; und daß sie in die ersten Zeiten der Besiedelung fällt, beweist die große Einheitlichkeit der Sprache innerhalb ihres Bereichs. Was für Umstände haben nun die gründliche Umgestaltung der Sprache bewirkt oder gefördert?

Man denkt zunächst an den Einfluß fremder Sprachen und man hat immer daran gedacht. Um diesen Einfluß abzuschätzen, hat man ein deutliches, einwandfreies Kriterium an den Lehnwörtern. Es ist das Verdienst Hesselings, mit allen älteren Ansichten über deutsche, französische und andere Einflüsse gründlich aufgeräumt und den schlagenden Beweis erbracht zu haben, daß die einzige Sprache, die bedeutende Spuren in der Burensprache gelassen hat, das Kreolische oder Malaiisch-Portugiesische ist, eine Bastardsprache in des Wortes verwegenster Bedeutung, in der Hauptsache ein aller grammatischen Formen entkleidetes Portugiesisch mit starken Anleihen beim Malaiischen, jetzt nahezu ausgestorben, damals aber die Beherrscherin aller östlichen Meere, das einzige Verständigungsmittel mit den Bewohnern ihrer Küsten und vor allem mit der daher zusammengeschleppten, sehr buntscheckigen Sklavenmasse. Aber mir scheint, daß Hesseling in begreiflicher Entdeckerfreude diesen Einfluß doch beträchtlich überschätzt. Daß viele Wörter aus dem Kreolischen stammen, und darunter so

Digitized by Google

geläufige, wie banja, baiing sehr, viel, noi Mädchen, Frau ist über jeden Zweifel erhaben. Einfluß des Kreolischen auf den grammatischen Bau der Burensprache scheint mir dagegen in keinem Punkt erwiesen oder anzunehmen notwendig, vielmehr dürfte für die bestehenden Aehnlichkeiten stets eine andere Erklärung zulässig und vorzuziehen sein.

Wenn wir die eigentümliche Entwicklung der Burensprache mit den Veränderungen anderer germanischer Sprachen vergleichen, so sehen wir dieselben Phänomene dort, wie überall: lautlicher Verfall und Verfall der Flexionen und damit der grammatischen Unterscheidungen. Ueberall ist dieselbe Tendenz zu erkennen, die im Afrikanischen am rücksichtslosesten durchgeführt ist, und leicht ließen sich die germanischen Sprachen in dieser Beziehung in eine absteigende Reihe ordnen, wobei das Isländische an erster, das Englische an letzter Stelle stehen würde. Dieses kommt der Burensprache schon recht nahe und teilt mit ihm die meisten Besonderheiten: den unveränderlichen Artikel, die Aufgabe des grammatischen Geschlechts und der meisten Personalendungen. Nur den Genitiv, die dritte Person, das einfache Prät. und den Verbalablaut hat es besser erhalten, während es in der Uniformierung der Pluralbildung und dem vollständigen Verlust der Adjektiv-Deklination noch über jene hinausgeht. Und gerade diese Sprache, die unter allen der Burensprache weitaus am ähnlichsten ist, hat auf ihre Entwicklung sicher nicht eingewirkt. Aber auch das gesprochene Niederländisch kommt ihr weit näher, als das geschriebene ahnen läßt.

Die Entwicklung verläuft also in der gewöhnlichen Richtung, nur ist sie viel schneller und energischer vor sich gegangen. Den Grund werden wir zunächst in der Isolierung und der geringen Bildung der Buren zu suchen haben; zumal der Mangel an literarischer Tradition und an grammatischer Zucht und Kontrole machte ihr freie Bahn. Aber ein anderer Faktor kam hinzu: die Uebertragung auf fremde Rassen, speziell die Hottentotten und Sklaven. Sehr früh hat diese stattgefunden, und glücklicherweise wirft ein Zeugenbericht darauf helles Licht. Ein Deutscher, namens Peter Kolbe, verweilte von 1705 bis 1713 zu Studienzwecken am Kap und hat von dem, was er da erlebte, sah und hörte, 1719 eine ausführliche Beschreibung veröffentlicht, für die sprachlichen Zustände jener Zeit eine unschätzbare Quelle. Die Hauptsprachen sind Holländisch, Portugiesisch und Malaiisch. Wichtig sind besonders die Mitteilungen über die Hottentotten. Diese

Digitized by Google

haben nun noch ihre eigene Sprache, aber im Verkehr mit Weißen bedienen sie sich eines „gebrochenen Holländisch", das geradezu „Hottentottisch-Holländisch" genannt wird, und von dem Kolbe zum Glück zahlreiche Proben gibt. Hier sind einige: Ons denkun, ons altyd baas, maar ons ia zienom, Duystman meer Baas. Dat is Hottentots Manier, die oud Volk altyt zoo makum, en daerom ons ook zoo makum. Di Tovergoed bytum als de Duyvel, wat maakum zoo? (warum tut ihr das?) Hier sind bereits alle Züge beisammen: der Artikel die, ons gleich wir, Präs. für Prät. und Eine Verbalform für alle Personen, die allerdings in der Regel noch eine Endung hat, das rätselhafte -um oder -om. Die Burensprache war also damals die Sprache der Hottentotten im Verkehr mit den Weißen. Diese selbst — und das ist wohl zu beachten — sprechen, soweit man nach den wenigen Proben urteilen kann, ein leidlich korrektes Holländisch, und ebenso zumeist die offenbar gebildeteren Hottentotten-Häuptlinge und auch gelegentlich Sklaven, deren Muttersprache das Kreolische ist.

Wie diese Mundart nun auf die Weißen übergegangen ist, das ist auch kein Geheimnis; denn die Hottentottinnen waren geschätzt als Ammen, und von ihnen hat die junge Generation sprechen gelernt. Der endgültige Sieg dieser Sprachform wird daher zusammenfallen mit dem Aussterben der letzten Siedler, die aus dem Mutterlande herübergekommen waren. Natürlich wurden nur die Spracherscheinungen übernommen, die dem germanischen Sprachgeiste konform sind; andere fremdartige Züge, die undeutsche Wortstellung mit dem Verb am Ende, die Auslassung der Hilfsverben u. a. wurden wieder beseitigt.

Interessante Parallelen bietet die heutige Sprache der Farbigen, wofür Hoogenhouts Buch zwei Proben bringt. Beide finden sich in Dichtungen von Du Toit, die man in der Anthologie „De Gezellige" (s. u.) findet. Ein köstliches Gedicht läßt einen Griqua (Mischling) berichten „Hoe di Hollanders di Kaap ingeneem t'" (wie die Holländer das Kap eingenommen haben). Hier sind die Abweichungen meist syntaktischer und stilistischer Art: ausgedehnter Gebrauch der Wiederholung, ganz kurze Sätze ohne Nebensätze, Neigung zu Umschreibung und prächtig ausdrucksvolle Bildersprache; sonst sind nur einzelne als platt geltende Ausdrücke und gelegentlich abweichende Wortstellungen zu notieren. Noch lehrreicher ist der Versuch eines historischen Dramas

Digitized by Google

Ma(r)grita Priñslo, in dem ein Hottentot Dañster und ein Kaffer Swartland als Bediente auftreten. Ihre Hauptformen sind allerdings bei Hoogenhout nicht aufgenommen. Von ihnen spricht der Hottentott nicht wesentlich anders als die Buren, denn für ihn ist Afrikanisch längst die Muttersprache geworden. Dagegen radebrecht der Kaffer noch ein viel ärgeres Kauderwelsch als die Hottentotten bei Kolbe; er kann nicht einmal die Laute wiedergeben. Bei den Kaffern ist eben jetzt derselbe Prozeß erst im Werden, der bei den Hottentotten schon zweihundert Jahre früher stattfand.

2.

Diese Sprache hat nun bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gleichsam ein unterirdisches Dasein geführt, während über ihr in der Oeffentlichkeit zuerst Niederländisch, später, seit etwa 1825, Englisch herrschten. Nachdem bereits 1844 eine Wortliste veröffentlicht war, erschien 1861 der erste zusammenhängende Text: Samesprake tussen Klaas Waarzegger en Jan Twyfelaar. (Gespräche zwischen Klaus Wahrsager und Hans Zweifler.) Eine eigentümliche Ironie ist es, daß die Schrift, wie es scheint, von einem Engländer herrührte und englischen politischen Interessen dienen wollte. Sie fand erst nach zwölf Jahren Nachfolge, doch ist die Anknüpfung unverkennbar. 1873 erschienen im Zuid-Afrikaan (der ältesten und vornehmsten niederländischen Tageszeitung im Kaplande:) Gesprekke tussen Oom Jan Vasvat en Neef Daantje Loslaat (Gespräche zwischen Onkel Hans Haltefest und Neffe Dani Laßlos) von Klaas Waarsegger jun. Und nun folgen die Ereignisse Schlag auf Schlag. Man kann diese Geschichte der Jugendzeit der Burensprache bequem übersehen, dank einem Buche, das 1880 in Paarl erschienen ist: Geskiedenis van die Afrikaanse Taalbeweging ver Vrind en Vyand (Geschichte der afrikanischen Sprachbewegung für Freund und Feind): hier ist nicht nur der Verlauf der Bewegung in allen Einzelheiten aus genauester Kenntnis berichtet, sondern es sind auch die sämtlichen Dokumente, die sonst kaum aufzufinden wären, teils vollständig, teils auszugsweise mitgeteilt. Da ich selbst schon mehrfach darüber berichtet habe, so will ich heute diese Zeit nur flüchtig streifen. Derselbe Zuid Afrikaan brachte 1874 einen mit Ware Afrikaander gezeichneten Aufsatz, zwar holländisch geschrieben, aber von der Burensprache handelnd, die er als De Afrikaansche Taal bezeichnet, und für ihre Rechte eintretend. Daran schließt sich ein

Digitized by Google

nunmehr in dieser Sprache selbst geführter Briefwechsel zwischen **Ware Afrikaander** und **Klaas Waarzegger jr.** Dieser will zunächst eine Grammatik haben; jener findet das noch zu früh, stellt für das erste Bedürfnis eine Anzahl Schreibregeln auf und wünscht eine Geschichte des Landes in der Volkssprache. — Wenn man diese Geschichte verfolgen und verstehen will, dann stört einen vielleicht nichts so sehr als die Anonymität oder Pseudonymität der meisten Autoren, deren Ursache man sich ja leicht denken kann. Ich darf auch da, wo ich nähere Nachrichten habe, den Schleier nicht weiter lüften, als bereits von anderer Seite geschehen ist. In diesem Falle ist es jedoch zum Glück kein Geheimnis mehr, wer sich unter den genannten Decknamen verbirgt. Es sind die eigentlichen Führer der Bewegung und Väter der Burenliteratur. Der „wahre Afrikaner" ist der Prediger **S. J. du Toit** (spr. de töi), **Klaas Waarzegger jr.** heißt in Wirklichkeit C. P. Hoogenhout und ist der Vater meines Freundes und Arbeitsgenossen.

Von Hoogenhout war inzwischen auch das erste eigentliche Literaturwerk der Burensprache erschienen, das Kinderbuch „**Die Geskiedenis van Josef voor Afrikaanse Kinders en Huissouwens**" (Die Geschichte von Josef für afrikanische Kinder und Familien). Man kann sich keine glücklichere Eröffnung der Literatur denken. Aus der Bibel, an der das ganze Denken und Fühlen der Buren hängt, ist die poetischste Geschichte herausgegriffen und in echtem Kinderton nacherzählt. Aufs schönste ist die alte Fabel dem kindlichen Geiste nahe gebracht und mit gutem Takt die Wirkung aufs Gemüt mit moralischer Erziehung vereinigt. Es gibt unter allen Schriftwerken vielleicht keines sonst, das so lebensvoll und poetisch erscheint, und das der deutsche Leser mit so reiner Freude genießen könnte. Er findet Proben daraus in den beiden deutschen Sprachbüchern.

Der Anstoß für die weitere Entwicklung kam von anderer Seite, und zwar von einem geborenen Holländer, Dr. med. A. Pannevis, der nicht viel von der Burensprache wußte, aber manches für sie getan hat, bis er schon 1884 starb. Er wandte sich am 7. November 1874 an die britische und ausländische Bibelgesellschaft mit dem Wunsche, eine Uebersetzung der Bibel in die Volkssprache zu veranstalten, und nannte Du Toit als die geeignete Persönlichkeit dafür. Die anschließenden Verhandlungen führten zu keinem positiven Ergebnis, hatten aber den indirekten Erfolg, daß sich nunmehr die Freunde der Sache zusammenfanden und die Sache

Digitized by Google

selbst in die Hand zu nehmen beschlossen. So wurde am 14. August 1875 die Genootskap van Regte Afrikaners gegründet, mit dem Zweck, „einzustehen für unsere Sprache, unser Volk und unser Land". Charakteristisch ist, daß die Mitglieder sich statutenmäßig verpflichteten, „an den Versöhnungstod unsers Herrn Jesu Christi" zu glauben, und die Namen geheim zu halten beschlossen. Kurz vor der Gründung hatte die Bewegung eine wertvolle Unterstützung erfahren durch einen gediegenen Vortrag, den Dr. Brill, Rektor der Grey College in Bloemfontein, daselbst im Mai 1875 hielt.

Die Gesellschaft, die anfangs nur zwölf Mitglieder zählte, begann ihre Tätigkeit mit zwei Veröffentlichungen, die auf breite Massenwirkung berechnet waren, und tatsächlich vom Volke begierig aufgenommen wurden: dem „afrikanischen Volksliede", von Hoogenhout, Pannevis und Du Toit gemeinsam verfaßt, und einem „Manifest", das aus biblischen, nationalen und praktischen Gründen die Anerkennung des Afrikanischen verlangt. Beide Kundgebungen wurden sowohl im Zuid Afrikaan und in dem neugegründeten Patriot, wie im Sonderdruck publiziert; sie sind beide auch in meinem Buche zu finden. Die wichtigste Unternehmung war jedoch die Gründung eines eigenen Organs, das 1876 unter dem Titel Die Afrikaanse Patriot als Monatsschrift begann, im zweiten Jahrgange in ein Wochenblatt verwandelt, im dritten abermals vergrößert werden konnte. Das Wachstum der Bewegung wird am besten durch die Abonnentenziffer dieses Blattes veranschaulicht: sie betrug anfangs knapp 50, war nach 2½ Jahren, im August 1878, auf 950, ein Jahr später auf 1400 gestiegen; den Höhepunkt erreichte sie im Anfang der neunziger Jahre mit rund 3000 und ging seitdem zurück. In dieser Zeitschrift wurde nun fast alles veröffentlicht, was in der Burensprache geschrieben ist, auch das, was später in Buchform herauskam. Häufig wird die ganze Richtung nach ihr bezeichnet.

Dasselbe Jahr 1876 brachte auch die Erfüllung anderer Wünsche, die schon bei den ersten Regungen der Sprachbewegung laut geworden waren und in der Tat jetzt die dringendsten Bedürfnisse bezeichneten. zunächst eine Grammatik: Eerste Beginsels van di Afrikaanse Taal. Die tausend Exemplare der ersten Auflage waren in wenigen Monaten ausverkauft, eine zweite erschien 1882. Diese, die mir allein vorliegt, bringt auf achtzehn Seiten

Digitized by Google

Einleitung, Orthographie, Formenlehre, Syntax und Metrik, nebst allerlei überflüssigem Nebenwerk. Die erste Auflage war die gemeinsame Arbeit von fünf Verfassern, unter ihnen Du Toit, Hoogenhout und Pannewis; die zweite hat Du Toit allein besorgt. Er ist der eigentliche Grammatiker der Burensprache geblieben, und er hat sich für diese Aufgabe recht geschickt erwiesen, so bedenklich auch zuweilen seine allgemeine Sprachgelehrsamkeit, seine Sucht zu vergleichen und überhaupt sein theoretisches Raisonnement erscheint. Er hat seine eigene Sprache gut beobachtet und mit richtigem Takt daraus die praktischen Konsequenzen gezogen. Die Orthographie, die er ihr gegeben hat, in der Hauptsache schon in jenem einleitenden Briefwechsel mit Hoogenhout, ist gewiß nicht vollkommen und in allen Details einwandsfrei, aber im ganzen ist sie so verständig und praktisch, wie wenige; und es war nur zum Vorteil der Sache, wenn sie tatsächlich allgemein angenommen ist und als offizielle Schreibweise der Burensprache betrachtet werden kann. Auch Hoogenhout und ich haben nur in einzelnen Punkten Aenderungen vorgenommen. — Du Toit hat eine etwas erweiterte Fassung seiner Beginsels mit danebenstehender englischer Uebersetzung 1897 erscheinen lassen unter dem Titel: Fergelijkende Taalkunde (Vergleichende Grammatik) fan Afrikaans en Engels; diese erschien 1902 in zweiter Auflage, gleichzeitig mit einem Wörterbuche der Burensprache: Patriot-Woordeboeck Afrikaans-Engels, das auf 276 Seiten kleinen Formats etwa 16 500 Wörter vereinigt, mit dem englischen Aequivalent, aber ohne weitere Erklärungen. Die rein afrikanischen, d. h. dem Holländischen fremden Wörter sind durch Kursivdruck hervorgehoben und sollen nach der Vorrede gut 1100 betragen. Bis 1899 ist die grammatische Bearbeitung der Burensprache, natürlich nur für den praktischen Gebrauch, das Monopol Du Toits gewesen; erst seitdem haben auch andere, Holländer und Engländer, letztere oft in recht unzuverlässiger Weise, Hand angelegt, und jetzt erscheinen Jahr für Jahr Sprachlehren, Gesprächbücher und Wörterbücher.

Das dritte Ereignis des Jahres 1876 war das Erscheinen einer volkstümlichen Landesgeschichte: Die Geskiedenis van ons Land in die Taal van ons Volk. Sie ist natürlich vom Burenstandpunkt geschrieben, aber mit Sorgfalt und Gründlichkeit bearbeitet. Eine Neubearbeitung, von Du Toit allein besorgt, erschien 1895; sie ist bis zu diesem Jahre fortgesetzt und um eine umfängliche Beilage mit wertvollen historischen Dokumenten vermehrt.

Digitized by Google

Nur mit dem Hauptwerk, um deſſentwillen eigentlich die Genootskap zuſammengetreten war, wollte es nicht vorwärts gehen, mit der Bibelüberſetzung, deren Geſchichte wir hier vorwegnehmen wollen. Faſt alle heutigen germaniſchen Schriftſprachen datieren ihre Herrſchaft im Volke von und ſtützen ſie auf eine allgemein anerkannte Bibelüberſetzung. Auch in Afrika hatte nichts ſo ſehr die Kenntnis und Wertſchätzung des Niederländiſchen lebendig erhalten, als die holländiſche Bibel, die ſogenannte Statenbibel von 1626—1637. Es war alſo eine ganz richtige Erwägung, die hier den Hebel anſetzen hieß. Wäre eine afrikaniſche Bibelüberſetzung da und würde es gelingen, ſie beim Volke einzubürgern und ihr auch in der Kirche offizielle Geltung zu verſchaffen, ſo wäre damit der Sieg der Burenſprache entſchieden. Uebrigens war es anfangs ja gar nicht kluge Berechnung, ſondern das unmittelbare Bedürfnis nach einer dem ganzen Volke verſtändlichen Bibel, was den Stein ins Rollen brachte. Um ſo verwunderlicher, daß hier ſo lange nichts geſchah. Das lag wohl daran, daß die Arbeit, obgleich offiziell einer Kommiſſion übertragen, in Wahrheit doch auf den Schultern Du Toits ruhte, daß jedoch dieſer zu ſehr durch andere Unternehmungen abgezogen war, um ſie energiſch zu fördern, während er doch wiederum das Bedürfnis empfand, hier möglichſt gründlich zu verfahren. Die Ueberſetzung ſollte nach dem Urtext gemacht werden, mit Berückſichtigung der neuen kritiſchen Ausgaben, der anderen Ueberſetzungen und der gelehrten Forſchung, — natürlich ſoweit das der beſchränkte, unwiſſenſchaftliche, ſtarr orthodoxe Standpunkt zuließ. — Am 27. September 1878 nahm die Genootskap einen Beſchluß an, worin ſie im Prinzip erklärte, es ſei Zeit für eine Bibelüberſetzung. Doch ſollten erſt noch die Beſchwerden dagegen abgehört und das Erſcheinen einer neuen engliſchen Bibelüberſetzung abgewartet werden. Erſt 1884 traten dann abermals in der Paarl 12 Männer zuſammen, um mit der Verwirklichung Ernſt zu machen; aber noch 1889 erſchien ein Buch von Du Toit, das, außer einigen Proben, eigentlich nur die Gründe darlegte, warum noch immer nichts zu ſtande gebracht war. In den neunziger Jahren ſind dann wirklich einige bibliſche Bücher in Einzelausgaben mit Erläuterungen veröffentlicht: 1893 das 1. Buch Moſis, 1895 das Matthäus-Evangelium, 1898 die Offenbarung.

Im Juni 1876 fand zu Montagu eine Verſammlung ſtatt, um über die künftige Landesſprache zu beraten; ſie entſchied ſich für das Afrikaniſche. Auch die nächſten Jahre brachten beſcheidene

Digitized by Google

aber regelmäßige Fortschritte. 1877 erschien zum ersten Male ein Kalender in der Volkssprache, Die Afrikaanse Almanak, der noch heute besteht. 1878 folgte die erste Sammlung afrikanischer Gedichte; ferner beschloß man, Schul- und Lesebücher in der Burensprache zu schaffen. 1879 kam die erste Originalerzählung in ihr heraus, durch eine Preisfrage der Genootskap angeregt. Der ruhig stetige Fortgang dieser Entwicklung wurde jetzt jedoch durch ein aufregendes Ereignis in der politischen Welt unterbrochen. Am 12. April 1877 war Transvaal von den Engländern in vollem Frieden annektiert, und alle Proteste, an denen auch der Patriot teilnahm, fruchteten nichts. Aber im Lande wurde die Gärung immer drohender, und am 16. Dezember 1880 brach der heldenmütige Freiheitskampf des kleinen Volkes aus, der nach einer kurzen Reihe glänzender Waffenerfolge am 3. August 1881 mit dem Vertrage von Pretoria endete, worin Transvaal als unabhängiger Staat anerkannt wurde. Nun war ein ausgedehntes Land der englischen Herrschaft entrissen und der nationalen Bewegung freigegeben. Die Dichtung empfing dadurch einen kräftigen Impuls echter, lebendiger Begeisterung. Aber in anderer Richtung erlebte die Afrikanerpartei hier zum ersten Male eine ernstliche Enttäuschung. Präsident Krüger ließ zwar die Ernennung Du Toits zum „Superintendenten des Unterrichts" in Transvaal zu, aber die offizielle Sprache in dem neuen Gemeinwesen wurde doch nicht das Burische, sondern das Hochholländische. Und dieses kam jetzt auf einmal in überraschendem Maße wieder zu Macht und Ansehen, nachdem es lange ganz darniedergelegen hatte, und lief bald der Burensprache den Rang ab. Zwar errang es seine Erfolge zumeist auf Kosten des Englischen, aber ganz von selbst wurden doch die Chancen jener dadurch verschlechtert. Ich will nur kurz die wichtigsten dieser Erfolge aufzählen: die Gründung des Afrikanerbundes im Kaplande und gleichzeitig der Nederlandsche Zuid-Afrikaansche Vereeniging im Mutterlande 1881, die erste Anwendung des Holländischen im Kap-Parlamente 1882, der Taalcongres am 21. Oktober 1890 und als dessen Ergebnis die Stiftung des südafrikanischen Taalbond, die Einführung des Niederländischen als Examensfach an der Kap-Universität 1892, zur Feier dieser Siege die Enthüllung des Taalmonuments am 18. Januar 1893, in demselben Jahre die Gründung der Monatsschrift Jong Zuid-Afrika, der 1896 ein großes, illustriertes Familienblatt Ons Tijdschrift folgte; endlich entstand 1895 in Kapstadt ein Verein De Zuid-Afri-

Digitized by Google

kaansche Volkstaal, der sogar die Umgangssprache wieder nach niederländischem Muster reformieren wollte.

Auch die „Patriottenpartei" hatte sich natürlich an dem Sprachkongreß von 1890 beteiligt. Du Toit hatte dazu 71 Thesen aufgestellt und vorgelegt, die nachher auch im Druck erschienen mit ausführlicher Begründung; doch war ein Erfolg nicht gewonnen. Du Toit wollte nun einen eigenen Taalcongres veranstalten; doch trat dieser erst 1896 in der Paarl zusammen. Er hatte wenigstens Ein Ergebnis, die Gründung einer neuen Zeitschrift, des unpolitischen, bloß der Unterhaltung dienenden Monatsblattes Ons Klyntji, das nach einem Jahre von 500 Abonnenten auf 3000 gestiegen war, und seitdem die hauptsächlichste Sammelstelle für burische Literatur ist.

Ueberhaupt ist die Burensprache keineswegs aus dem Felde geschlagen. Auch bestand zwischen ihr und den Vertretern der niederländischen Schriftsprache keineswegs ein schroffer Gegensatz. Ons Tijdschrift räumte von Anfang an auch dem Afrikanischen ein Plätzchen ein unter der Rubrik „für Kinder". Und 1902 erschien bei Du Toit eine umfangreiche Sammlung von Vortragsstücken u. a. für gesellige Zwecke, unter dem Titel De Gezellige, wo ein gutes Viertel von afrikanischen, der Rest von holländischen Texten eingenommen wird.

Aber die Zeit der großen Siege war vorbei. Und dabei waren persönliche Gründe mit im Spiele. Wir wissen bereits, welche führende Rolle Du Toit in der Bewegung gehabt hatte. Er hatte die erste Anregung gegeben und zugleich die Aktion eingeleitet und organisiert. Er hatte der Sprache feste Gestalt gegeben durch Orthographie und Grammatik. Er hatte die Bewegung in Ein Bett geleitet und fruchtbar gemacht durch Gründung des Vereins und der Zeitschrift, im Verein mit seinem Bruder, der mit dieser den Verlag eröffnete, in dem von nun an fast die ganze afrikanische Literatur erschienen ist. Er war stets der Vorsitzende und Wortführer der Bewegung und ist auch ihr Geschichtschreiber gewesen. An den grundlegenden Werken von 1876 hatte er wesentlichen Anteil, und die Bibel-Uebersetzung ist allein ihm zu verdanken. Aber was er für die Sache bedeutete, das zeigte sich fast noch mehr, als er ihr untreu wurde. Zwar — der Burensprache hat er seine Arbeitskraft und sein Interesse nie entzogen; ihr hat er bis jetzt Treue gehalten. Und gerade in den letzten Jahren hat er erst begonnen, ihr auch auf belletristischem Felde zu dienen, mit Reise-

Digitized by Google

beschreibungen und historischen Dichtungen. Aber die Sache seines Volkes hat er im Stiche gelassen und dieses sich dadurch entfremdet. Schon in den achtziger Jahren hatte er sich stark an der Ausbeutung der Goldfelder beteiligt und darüber sein Amt als Transvaalscher Kultusminister, das er 1888 aufgab, nicht zum besten wahrgenommen. Später stellte er sich ganz in den Dienst der Jingo-Politik. Es wird schwer sein, über diesen merkwürdigen Mann, dessen Betriebsamkeit und Unternehmungssinn uns in Erstaunen setzt, ins Klare zu kommen. Soviel scheint deutlich, daß der Traum eines vereinigten Südafrika der Leitstern seiner Politik und persönlicher Ehrgeiz dabei eine starke Triebfeder war. Wie er sich hierin mit Rhodes berührte, so mochte er allmählich zu der Einsicht kommen, daß sein Ziel eher mit, als gegen England zu erreichen sei. Wie dem auch sein mag, uns gehen hier nur seine Verdienste um die afrikanische Sprache an, und deren kann man nur mit höchster Anerkennung gedenken. — Während er die Afrikaner von sich stieß, verlor die Bewegung einen anderen Führer, Pannevis, durch den Tod, und Hoogenhout zog sich verstimmt zurück, wie es scheint. So war sie auf einmal verwaist und wartet noch immer der jüngeren Kräfte, die mit fester Hand die Zügel ergreifen könnten. Dann kam der entsetzliche Krieg, der beide Konkurrenten zu Boden schlug. Durch den endlichen Sieg Englands ist natürlich das Niederländische am schwersten getroffen, während die Volkssprache sich gegen das Englische, durch den nationalen Gegensatz getragen, leichter behaupten kann. Und tatsächlich scheint in ihr neuerdings etwas mehr Leben sich zu regen. Aber für eine gedeihliche Entwicklung fehlen doch einstweilen alle Bedingungen. Noch immer ist die äußere Not unbeschreiblich und lastet eine furchtbare Depression auf dem ganzen Lande, wie sie niemals vorher erlebt ist. Dazu wird das Volk jetzt durch die Kirchenspaltung im tiefsten zerrissen und aufgeregt. Was sonst noch von Nationalgefühl vorhanden ist, das wendet sich dem Kampf um Erhaltung einer unabhängigen nationalen Schule zu. Da ist für eine bloß sprachliche Bewegung kein günstiger Boden.

3.

In dieser Lage ist es eine Lebensfrage für die Burensprache, ob sie eine Literatur besitzt, die sich unauslöschlich der Seele des Volkes eingeprägt hat und damit auch der Sprache Existenz und Dauer sichert. Wir wollen daher zum Schlusse das Schrifttum der Burensprache einer flüchtigen Musterung unterziehen. Wir be-

Digitized by Google

schränken uns dabei zumeist auf das Gebiet der Dichtung. Was mehr praktischen Zwecken dient, hat, soweit es von Bedeutung ist, schon im vorstehenden Erwähnung gefunden, so die Bibelübersetzung, die grammatischen und historischen Leistungen.

Bei dieser sogenannten „schönen Literatur" hat sich die Lyrik am frühesten entwickelt. Einzelne Gedichte in der Volkssprache waren wohl schon lange in Zeitschriften erschienen; mit dem Aufkommen der Sprachbewegung wuchs ihre Zahl natürlich sehr, und schon 1878 konnte eine kleine Sammlung erscheinen; ihr folgten fünf weitere. Eine Auslese von 50 gab 1888 F. W. Reitz heraus, der von 1889—1896 Präsident des Oranje-Freistaates war. Eine zweite, auf 62 vermehrte Ausgabe kam 1897 ans Licht; sie hieß: Zestig uitgesogte Afrikaanse Gedigte, und ist am leichtesten zu erreichen, da sie auch in Amsterdam ausgeliefert wird. Alle diese Gedichte sind ohne den Namen des Verfassers veröffentlicht. In der ersten Auflage dieser Auswahl waren die meisten wenigstens mit Chiffern oder Verstecknamen unterzeichnet; in der zweiten sind auch diese weggeblieben. Daher ist es dem Leser noch schwerer gemacht, die einzelnen dichterischen Persönlichkeiten zu erkennen und sich ein Bild von den Verfassern zu machen. Allerdings geben die Gedichte dazu überhaupt wenig Material; denn ihr ästhetischer Wert ist im allgemeinen recht gering. Schon das ist bezeichnend, daß ein großer Teil aus Uebersetzungen besteht, was nur zuweilen bemerkt ist. Das trifft besonders die scherzhaften Stücke, bei denen man zudem selten wirklichen Witz und Pointe findet und häufig auch ein feineres Gefühl ungern vermißt. Sie sind meistens mit wenig Witz und viel Behagen in Reime gebracht. Und nur ganz vereinzelt findet man ein Stück, das so ganz im Leben steht und so klar und geschickt angelegt ist wie das von Hoogenhout aufgenommene „Der Hund des Advokaten" (XI).

Ebenso bleiben auch die Liebesgedichte zumeist im Konventionellen und in der Nachahmung hängen. Ungezwungenen Ausdruck echter Empfindung wird man in ihnen vergebens suchen. Von diesem Vorwurf kann man nur eine Klasse freisprechen, die patriotischen Lieder. Auch sie sind nicht eigentlich poetische Kunstwerke, auch sie sind oft breit und trivial, aber doch spürt man in ihnen den Herzschlag lebendiger Menschen, doch flutet durch sie eine Welle warmer, lebendiger Begeisterung. Die meisten und besten von ihnen hat der Transvaalsche Befreiungskrieg veranlaßt. Die dritte Abteilung in Reitz' Anthologie trägt die

Digitized by Google

Ueberschrift: Transvaalse Stemme. Hier hat ein Dichter, der Oom Jan oder Jan wat versies maak zeichnet, alle Schlachten des Krieges bis zum Friedensschlusse begleitet. Diese Gedichte bilden wohl die erfreulichste Gruppe der Sammlung. In ihrem knappen kraftvollen Metrum, der altberühmten Chevy-Chase-Strophe, die in diesen Gedichten überhaupt sehr beliebt ist, erinnern sie unwillkürlich an die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers", deren Sprachgewalt und Bildlichkeit sie allerdings nicht erreichen. Derselbe Oom Jan hat auch sonst einige Gedichte beigesteuert, die bei aller hausbackenen, behäbigen Biederkeit einen echteren und reineren Eindruck hinterlassen; ein ausgeprägter Familiensinn und Freude an Kindern geben ihnen eine persönliche Note.

Sonst werden uns am ehesten die Gedichte gefallen, wo Vertreter der farbigen Rassen im Vordergrunde stehen, weil sie das kräftigste Lokalkolorit haben. Ein Gedicht in Reitz' Sammlung erzählt von einem Hottentotten Jan Bantjies, der ein enragierter Reiter ist, seinen Herrn zu bereden weiß, daß er ihn auf einer mageren, billig gekauften Mähre an einem Rennen in Kapstadt teilnehmen läßt, der wirklich den Preis gewinnt, aber dann aus Freude über seinen Erfolg und das erhaltene Geld sich dem Trunke ergibt und so elend verkommt. Die köstliche Griqua-Geschichte „Wie die Holländer das Kap erobert haben" von Du Toit wurde schon erwähnt.

Die begabtesten und fruchtbarsten der vertretenen Dichter sind wohl C. P. Hoogenhout und F. W. Reitz; letzterer hat seinen bunten Anteil durch die Chiffre F. W. R. kenntlich gemacht. Sonst sind auch Du Toit und Pannevis öfter vertreten. Später, in De Gezellige, hat Du Toit seine Beiträge ebenfalls gezeichnet; die andern sind mit wenig Ausnahmen auch hier noch „namenlos".

In der Prosa-Erzählung eröffnet wieder C. P. Hoogenhout den Reigen. Wir kennen bereits sein Kinderbuch von Josef. Ihm folgte 1879 die preisgekrönte Novelle „Catharina die Dogter van die Advokaat". (K., die Tochter des Advokaten.) Sie ist typisch für die Burennovelle, und wir finden in ihr alle Elemente bei einander, woraus auch die späteren Erzählungen zusammengesetzt sind: Ein Liebespaar, das sich gleich zusammenfindet, aber erst nach unerwarteter Besiegung großer Hindernisse am Ende kriegt. Im Wege steht ihm in der Regel der Hochmut der Eltern des Mädchens, der stets als Geldprotzentum charakterisiert ist. Gern kommt dabei auch der Gegensatz englischen und burischen Wesens zum Ausdruck, wobei dann besonders die Ueberläufer aus dem eigenen

Digitized by Google

Lager scharfe Verurteilung erfahren. Endlich der Triumph der Moral und der poetischen Gerechtigkeit. Stets werden Tugend und Laster reinlich geschieden: wie physisch, so zerfallen die Menschen auch moralisch in schwarze und weiße; und stets wird am Ende die Tugend belohnt, nicht ganz so regelmäßig auch das Laster bestraft. Kunst der Erzählung und Psychologie ist dieser ganzen Literatur fremd. Das gilt auch von Hoogenhouts Novelle, die gleichwohl zu den besten Produkten derselben gehört und im einzelnen durch anschauliche Schilderung erfreut. Nach diesem Buche ist mir ein größeres Werk von Hoogenhout nicht bekannt, und seit langer Zeit scheint er ganz verstummt zu sein.

Sein nächster Nachfolger war Jan Lion Cachet von Philipstown, der in einer Reihe von Dorfgeschichten die einzelnen Kardinallaster behandelte: Di Geldduiwel, Di Drankduiwel (beide 1882), Di Liegduiwel (1883), Di Praatduiwel (Schwatzteufel, 1884), und Di Spogduiwel (Prahlteufel, 1892). Schon die Titel zeigen zur Genüge, daß es sich hier um moralische Erzählungen reinsten Wassers handelt. Leider habe ich von den kleinen Heften, die, wie fast alle älteren afrikanischen Bücher, längst vergriffen sind, mir bis jetzt kein Exemplar verschaffen können, und bin daher für sie auf die Urteile anderer und auf das von Hoogenhout mitgeteilte Stück aus dem „Trinkteufel" angewiesen.

Aehnliche Geschichten hat in neuerer Zeit ein gewisser M. H. N. geliefert; doch wenn man sie mit Catharina vergleicht, wird man ihnen schwerlich den Vorzug zuerkennen. 1898 erschien: Wat Geld kan doen (Was das Geld vermag), woraus Hoogenhout drei Kapitel ausgehoben hat. Zwei lieben sich, — das geht, wie immer, ohne Schwierigkeit vor sich. Sie ist ein wahrer Engel, aber ihre Eltern sind die hartgesottensten Geizhälse, die man sich denken kann. Zum Glück ist er reich, und so scheint der Verbindung der Liebenden nichts im Wege zu stehen. Da verliert er durch eine Kombination von Unglücksfällen, ganz wie im „Kaufmann von Venedig", sein ganzes Vermögen und wird nun in der brutalsten Weise zurückgewiesen. Nun ist Holland in Not: sie wird vor Kummer totkrank, und er vergrämt einsam seine Jugend. Aber das Glück hat ein Einsehen und macht gut, was er verbrochen. Unerwartet fällt ihm eine große Erbschaft zu; nun bewerben sich die Eltern selbst um seine Gunst, und alles endet in Harmonie und Wohlgefallen. — Da ist die andere, im folgenden Jahre veröffentlichte Geschichte: Deur Hoogmoed Misly immerhin erquicklicher. Denn in ihr herrscht doch nicht bloß der

Digitized by Google

rohe, äußerliche Zufall, in ihr werden Verhältnisse und Vorgänge geschildert, die uns in das Leben dieser Menschen hineinversetzen, in ihr wird sogar der freilich noch ziemlich primitive Versuch psychologischer Entwicklung und Motivierung gewagt. Die Burentochter, die zu ihrer Verfeinerung in eine englische Pension getan wird, dort sich zu einer hochmütigen, herzlosen Modepuppe entfaltet, sich nachher ihrer Eltern und Volksgenossen schämt, einen treuen Jugendfreund verschmäht und sich von einem Engländer, einem gewissenlosen Schwindler, verführen läßt, — die ist offenbar eine typische Figur, ein allgemeiner Krebsschaden am Körper des Burenvolkes. Ueberall kehrt sie wieder in der Literatur; auch **Jan wat versies maak** hat seinem Aerger über sie kräftigen Ausdruck gegeben. So versteht man auch, daß Transvaal es nötig fand, eine staatliche höhere Mädchenschule einzurichten. Die Mädchenbildung ist natürlich viel mehr als bei uns eine Lebensfrage für ein Volk, dessen Zukunft so sehr von der Qualität seiner Mütter abhängt. — Das erste Kapitel dieses Werkes findet man bei Hoogenhout; es ist eine behaglich idyllische Familienszene, die in der frischen Natürlichkeit der Darstellung nicht ohne Reiz ist. Und noch ein anderer Zug ist in dieser Umgebung bemerkenswert: Der schurkische Engländer geht am Schlusse straflos aus, während die verlorene Tochter ohne jede Reserve mit offenen Armen empfangen wird. Ueber die Freude an der poetischen Gerechtigkeit siegt der Geist edler Menschlichkeit und milder Versöhnlichkeit, den die Buren im Kriege stets bewiesen haben.

In den letzten Jahren hat die Burenliteratur auch andere Felder angebaut. Wenn die bisher besprochenen Erzählungen doch alle Lebensbilder, Dorfgeschichten waren oder sein wollten, so tritt nun die *historische* und *romantische Erzählung* daneben. Wiederum sind die ersten Versuche durch die Bibel inspiriert, und wiederum scheint Du Toit der Bahnbrecher zu sein. Für Leute, deren Phantasie ganz erfüllt ist von biblischen Reminiszenzen, ist es eine sehr naheliegende und augenscheinlich auch weit verbreitete Vorstellung, die südafrikanischen Goldfelder in Zusammenhang zu denken mit dem alten Goldlande Ophir, das König Salomos Schiffe besuchten; und diese fand Halt und Nahrung an den alten Ruinengruppen in Maschona- und Matabeleland, deren größte Zimbabwje heißt. Diese merkwürdigen Denkmäler früherer südafrikanischer Kultur beweisen ja in der Tat, daß hier in sehr alter Zeit einmal Goldbau und Handelsverbindung nach dem Norden bestanden haben muß, und wann könnte dies sonst gewesen sein, wenn nicht in den

Digitized by Google

ruhmreichen Zeiten Salomos? Du Toit, der unermüdliche Reisende, der in England, Holland, Deutschland und Palästina war, hat auch sie aufgesucht und seine Reise beschrieben: Sambesia, of Salomos Goudmijnen Besocht in 1894. Eine weitere Frucht dieser Reise ist augenscheinlich der historische Roman: Di Koningin fon Skeba, of Salomo syn Oue Goudmyne in Sambesia, historise roman met prente, waarin di oue tyd weer herleef. (Die Königin von Saba, oder Salomos alte Goldminen in S. Historischer Roman mit Bildern, worin die alte Zeit wieder auflebt.) Dieselbe historische Sagenwelt gibt auch das Milieu ab für eine Märchenerzählung, worin verschiedene weitverbreitete Motive zu einem ziemlich kunstlosen Ganzen vereinigt sind: die Königstochter, die von ihrem rohen, heidnischen Vater verstoßen wird, weil sie es in Liebesbeteuerungen mit ihren älteren Schwestern nicht aufnehmen kann, die dann verkleidet in der Fremde lebt, durch ihre seltene Kochkunst sich überall Gunst erwirbt, später unerkannt ihren Vater bedient und am Ende, da auch er inzwischen seine Tat bereut hat, sich zu erkennen gibt und eine allgemeine Versöhnung stiftet. Daß die Geschichte hierher gehört, schließe ich aus ihrem Titel: Di Prinses Velkappi (Prinzessin Pelzkäppchen); die zweite Auflage, die ich besitze, ist holländisch geschrieben. Die Durchführung ist nicht sehr geschickt und hat den dankbaren Stoff nur unvollkommen ausgenutzt.

Danach wird es nicht befremden, daß der erste Versuch eines Dramas noch viel unbehilflicher und kindlicher ausgefallen ist. Es heißt: Magrita Prinslo; of Liefde getrou tot in di Dood. 'n Historise Toneelstuk uit di Tyd fan di grote Trek. (M. P., oder: Treue Liebe bis in den Tod. Historisches Schauspiel aus der Zeit der großen Wanderung.) Deur S. J. du Toit, und wurde zuerst im Januar 1897 bei dem zweiten afrikanischen Sprachkongreß aufgeführt. Gleichzeitig erschien es im Druck; der Text steht auch in der Anthologie De Gezellige und teilweise bei Hoogenhout. Es behandelt ein blutiges Stück Geschichte aus der Zeit des großen Trek, und zwar den ersten Versuch der Besiedelung Natals. Piet Retief wurde mit 70 Mann von dem Kaffernhäuptling Dingaan, in dessen Lager er gekommen war, um den Kauf einer Landstrecke abzuschließen, ermordet und darauf unter den zerstreuten Familien der Voortrekker ein furchtbares Blutbad angerichtet. Die meisten Figuren gehören der wirklichen Geschichte an. Die gewaltige Tragödie selbst ist ziemlich oberflächlich behandelt; dagegen hat es Du Toit notwendig gefunden, die Fabel durch eine Liebesgeschichte zu bereichern, ein ziemlich

Digitized by Google

plumpes Intriguenstück, das sich im Sande verläuft und auf den Verlauf der Haupthandlung kaum Einfluß hat; vielmehr dient es nur dazu, nach den Greuelszenen des Schlusses auf recht äußerliche und unwahrscheinliche Weise einen harmonischen Ausklang zu ermöglichen. Von den sprachlich interessanten Bedientenszenen war schon die Rede.

Es ist charakteristisch für die ästhetischen Anschauungen und den Bildungsgrad der Buren, speziell der sog. Patriottenpartei, daß es auf dem Sprachkongreß von 1897 zu einem Streit darüber kam, ob erdichtete, romantische Erzählungen in Ons Klyntji weiterhin zugelassen werden sollten. Aber so selbstverständlich uns das Recht der poetischen Fiktion und der freiwaltenden Phantasie ist, — angesichts dieser Erdichtungen können auch wir die Sehnsucht nach etwas mehr Wirklichkeit und historischer Treue nicht unterdrücken, und wir empfinden es als Wohltat, wenn wir dazwischen auf ein Buch stoßen wie die in ihrer kindlichen Einfalt rührende Lebensgeschichte eines amerikanischen Präsidenten: Van di Blokhuis na di Witte Huis. Di Lew van James Abraham Garfield. (Paarl 1885.) Was gäben wir darum, wenn wir die Geschichte eines Burenhelden, eines Voortrekkers etwa, oder auch die Lebensschicksale eines gewöhnlichen südafrikanischen Bauern in ähnlich schlichter, treuer Darstellung hätten. Aber der Gedanke scheint den Leuten ganz fern zu liegen. Ich kenne nur ein Buch, das in dieser Richtung liegt: Die Gebeurtenisse uit die Kaffe oorloge (Begebenheiten aus den Kaffernkriegen) fan 1834, 1835, 1846, 1850 tot 1853, deur P. P. J. Coetser (Paarl 1897), aber dies ist im allgemeinen etwas zu tagebuchartig, abgerissen und trocken geschrieben.

Die sämtlichen bislang erwähnten Bücher, mit einziger Ausnahme der Reitzschen Gedichtsammlung und der ersten Schriften vor 1875, sind erschienen in dem Verlage, der seit Gründung des Patriot die Zentrale der afrikanischen Sprach- und Literaturbewegung ist: D. F. Du Toit u. Co. in Paarl, der „Perle", gew. Pèrl gesprochen, der alten Huguenottengründung. Diese ganze Bewegung ist überhaupt wesentlich im Kaplande zu Hause, wo ihr die ältere und entwickeltere Kultur vorarbeitete und der nationale Gegensatz gegen das herrschende Englische zu gute kam. Ja, ihr eigentlicher Herd ist sogar die nächste Umgebung des Kaps selbst: wie Du Toit in Paarl, so ist Hoogenhout in Groenberg bei Wellington ansässig. Das Binnenland der Kapkolonie ist durch Jan Lion Cachet van Philipstown in der Literatur vertreten. Derselben Gegend, dem sogen.

Digitized by Google

Onderveld, gehört Viljoen an, der aus Richmond gebürtig ist. (Bei ihm sind mir als sprachliche Differenzen aufgefallen 1. das Fehlen des d-Einschubs nach r in Komparativen, wie durer, swarer, 2. die Form der Ordinalzahlen seste, sewenste, während Du Toit und Hoogenhout in Uebereinstimmung mit dem Holländischen duurder, swaarder und sesde, sewende lehren.) Dem ehemaligen Freistaat gehört natürlich Reitz an; die Sprachform Transvaals ist meines Wissens nur einmal zu Worte gekommen, in einem Buche von M. de Vries, Die Geskiedenis van die Transvaal of die Suit-Afrikaanse Republiek van die laaste tien jaare, gevertel door Klaas Waarsegger aan sijn neeft Martinust in Hollant, in die eige boere sijn taal. Es soll Leiden 1881 erschienen sein; doch habe ich vergeblich versucht, es aufzufinden.

Außer dem Du Toitschen Verlage kommt nur noch die Hollandsch-Afrikaansche Uitgevers Maatschappij (Jacques Dusseau u. Co.) in Amsterdam und Kapstadt in Betracht, dort durch J. H. de Bussy vertreten. Sie verlegt die Werke zweier Autoren, die nicht eigentliches Afrikanisch, sondern eine Mischsprache schreiben. Melt J. Brink hat Grappige Stories en andere Versies in Kaaps-Hollands, bisher 5 Bändchen, verfaßt; wie er selbst in der Vorrede hervorhebt, hält seine Sprache die Mitte zwischen gutem Holländisch und Patriots. Dies letztere sei übertrieben, man spräche nicht so; er schreibe Kaapsch-Hollandsch, wie man es gewöhnlich spräche. Es wäre interessant, zu wissen, ob in Kapstadt wirklich ein solches Missingsch gesprochen wird; verwunderlich wäre es nicht, wenn bei dem Bestreben, die Umgangssprache holländisch zu machen, etwas der Art herauskäme. Auf den unbefangenen Leser macht seine Sprache jedenfalls den Eindruck des Künstlichen und Zurechtgemachten. Man begreift, daß sie in Holland Anklang findet; uns jedoch ist die reine, bodenwüchsige Volkssprache sympathischer als dies Gemenge, das nicht Fisch noch Fleisch ist. Und vermutlich wird sie auch mehr Dauer und Lebenskraft haben, wie ja auch die reine Menschenrasse in Südafrika die mancherlei Mischtypen überdauert hat. Anders liegt der Fall bei d'Arbez, der in einer Folge von 13 historischen Romanen unter dem Sammeltitel Zuid-Afrikaansche Historie Bibliothenk die ganze südafrikanische Geschichte von der Ankunft der französischen Emigranten (1688) bis zum Jameson-Einfall (1895) behandelt hat. Diese Geschichten sind in gewöhnlichem Holländisch geschrieben, und nur im Dialog kommt auch das Afrikanische zur Verwendung, — ein Verfahren, wogegen natürlich nichts einzuwenden ist.

Digitized by Google

Was sollen wir nun zu dieser Burenliteratur sagen? Offenbar können wir sie in keiner Weise mit den Literaturen der kleineren europäischen Völker vergleichen. Wir müssen schon einen recht bescheidenen Maßstab anlegen, um ihr beizukommen. Am ehesten dürfen wir vielleicht an unsere Dialektliteratur denken, doch auch da ist vieles, was über sie hinausragt. Dieser Eindruck mag uns betrüben, verwundern darf er uns eigentlich nicht. Denn künstlerisches Schaffen gedeiht immer erst auf dem Fundament eines gewissen materiellen Wohlstandes und Behagens, mindestens einer gewissen Festigung und Beruhigung. So lange der bloße Kampf um das Dasein, um die äußere Existenz den Menschen absorbiert, halten sich die Musen fern. Aus dieser Not und Unsicherheit sind aber die Buren noch niemals recht hinausgekommen; immer hat eine Gefahr die andere, ein Feind den andern abgelöst. Und dieser Kampf, in dem sie wahre Wunder vollbracht haben, hat natürlich alle schöpferischen Kräfte der Volksseele für sich beansprucht, so daß für geistiges Schaffen fast nichts übrig blieb.

Was wir am meisten vermissen, ist Originalität, Bodenwüchsigkeit, Natürlichkeit, Lebenswahrheit. Wir möchten so einen Autor etwa fragen: Warum schreibst Du Dinge, die andere vor Dir viel besser gemacht haben, anstatt schlecht und recht das Leben darzustellen, das Du selbst lebst und allein kennst? Und da würde er ungefähr so antworten: Ich schreibe nicht für Euch Europäer, sondern für meine Landsleute; und was soll denen das, was sie von selbst zur Genüge kennen? Sie wollen Neues erfahren, was ihnen entweder nützlich ist, indem es sie sittlich bessert oder ihr Wissen bereichert, oder was sie angenehm unterhält und vergnügt. Und uns kommt zum Bewußtsein, daß die künstlerische Bezwingung des eigenen Lebens nicht der Anfang, sondern die letzte Stufe der Dichtung und das Endglied einer langen Entwicklung ist.

Jede Literatur beginnt mit Nachahmung; das kann auch hier nicht anders sein. Nur waren die Buren in der Wahl ihrer Muster nicht frei, und waren ihnen nicht gerade die besten zugänglich. Ihr nächstes Vorbild war natürlich die alte, sog. klassische holländische Literatur, und schon die ist im allgemeinen so, daß ein Nichtholländer sich nicht leicht für sie erwärmt. Zu großen Raum nimmt in ihr die breite, platte Behäbigkeit, die bürgerliche Ehrbarkeit und hausbackene Moral ein, die wir dann, weniger fein, in Südafrika wiederfinden. Noch mehr Bewunderung und Autorität genoß dann die englische Literatur, deren Einfluß in dem Schwelgen in äußeren Geschehnissen

Digitized by Google

leicht zu erkennen ist; für die Buren war sie vermutlich die erste der Welt, während sie sich heute vor fast allen europäischen Literaturen nur durch eine erschreckende Rückständigkeit und Mangel an Innerlichkeit auszeichnet. Kein Wunder, wenn der größte Teil der Burenliteratur besteht aus schwachen Nachahmungen gerade der Genres, die der gebildete Europäer aufgehört hat, lesen zu können.

Ich möchte jedoch einer Folgerung aus diesem Urteil vorbeugen. Es scheint mir ungerechtfertigt, die Buren deshalb als wenig bildungsfähig und kulturell minderwertig anzusehen. Wahre Kultur kann nur aus dem Mutterboden eines mit seinem Lande verwachsenen Volkes erwachsen, und sie reift nicht von heute auf morgen. Welche gewaltige Fülle sittlicher Kraft und Bildsamkeit im Burenvolke steckt, haben wir mit Bewunderung erlebt. Ob es nun gerade für literarische Produktion veranlagt ist, läßt sich natürlich nicht sagen und ist eine Frage von geringerem Belang; auch die Holländer scheinen ja ihre Stärke nicht gerade hier zu haben. Jedenfalls würde, um den verborgenen Schatz innerer Möglichkeiten ans Licht zu bringen, ein viel längerer Zeitraum ungestörten Wachstums nötig sein, als den Buren bisher beschieden war und vielleicht jemals beschieden sein wird. Indessen, noch ist das Volk nicht tot, und noch kann niemand sagen, was aus ihm werden wird. Aber gewiß wird es nicht vergehen, so lange es an seiner Sprache festhält; und so lange es besteht, wird es weiter wachsen und sich entwickeln.

Digitized by Google

Die Donaufrage.

„Recueil de documents relatifs à la liberté de navigation du Danube", publiés par D. Sturdza, secrétaire général de l'Académie roumaine. Avec huit cartes et diagrammes. 933 Pages. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht. 1904.

Von

Dr. phil. D. Gusti.

1. Bedeutung der Frage.

Die Donaufrage ist eine außerordentlich interessante völkerrechtliche Erscheinung. Sie hat den europäischen diplomatisch-politischen Horizont seit 1856 nicht verlassen; periodisch erscheint sie unter anderen Formen aber immer als dieselbe, um bis in die neueste europäische Vergangenheit eine völkerrechtliche Kontroverse zu bleiben.

Das Völkerrecht, wie das Recht überhaupt, als eine regulative Kulturerscheinung, und insbesondere als eine Regelung gemeinsamer Kulturinteressen der Staaten untereinander, kann nicht kausal begrifflich und verständlich gemacht werden ohne den Hinweis auf die Motivierung der Art dieser Kultur-Verhältnisse und -Interessen selbst. Diesem völkerrechtlich erkenntnis-theoretischen Bedürfnis nachgehend, fragen wir uns zunächst, was unser Problem anbetrifft, nach dem Warum der Bedeutung des völkerrechtlichen Streites um die Donau.

Die Schiffbarkeit der Donau, die nächst der Wolga der größte Strom Europas ist, fängt bei Ulm an, wo bereits Schiffe von 200—250 Meterzentnern Tragfähigkeit befördert werden können, bei Regensburg wird sie für Schiffe von 800—900, beim Eintritt in das österreichische Gebiet für Schiffe von 1000 und noch weiter abwärts für solche von 2000—2500, ja sogar für Kriegsschiffe fahrbar.

Digitized by Google

In engem Zusammenhange mit dieser geographischen Bedeutung der Donau steht ihre strategisch-politische Wichtigkeit. In allen großen Kriegen von Darius und Alexander bis herab auf Napoleon und den russisch-türkischen Krieg, sowie in allen Völkerwanderungen hat sie eine dauernd geschichtliche Rolle gespielt. Ihre strategische Bedeutung ergibt sich auch gegenwärtig aus der Menge der an ihr bis Orsova liegenden Festungen und der Bestimmung des Berliner Vertrages von 1878, daß „alle Festungen vom Eisernen Tor ab bis zu ihren Mündungen geschleift und keine neuen angelegt werden sollen" (Art. 52).

Die geographische Lage der Donau bedingt ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Daß Wasserstraßen die billigsten Verkehrswege und für die Massenbeförderung wichtiger als Eisenbahnen sind, daß sie also die Absatzfähigkeit eines Produktionsgebietes und die Konsumtion der Produktionsgüter in dem Absatzgebiet ermöglichen, bedarf keiner weiteren Ausführung. Und die Donau, die mit ihren schiffbaren Zuflüssen eine fahrbare Wasserstraße von über 8400 km repräsentiert, an deren Ufern über 530 Städte und 660 größere Ortschaften liegen mit zusammen beinahe 4 Mill. Einwohnern verschiedener Nationalitäten, die sich mannigfaltig industriell-gewerblich, landwirtschaftlich beschäftigen, ist die größte Binnenwasserstraße Europas.*)

Mit der historisch-politischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung der Donau fällt zusammen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre ethnologisch-völkerpsychologische Bedeutung — ein nicht zu vernachlässigendes wichtiges Moment. Kein zweiter Strom findet eine so große Mannigfaltigkeit von Nationalitäten, ja von Rassen, an seinen und den Ufern seiner Nebenflüsse wie die Donau. Süddeutsche, Oesterreicher, Magyaren, Nord- und Südslaven, Rumänen, Türken bilden das bunte Gemisch von circa 42 Mill., welche das Donaugebiet bewohnen. Alle diese Völkerstämme haben ihr politisch-geschichtliches Schicksal und ihre volkswirtschaftlichen Interessen mit der geographischen Lage der Donau eng verschmolzen. Die Donau ist — psychologisch ausgedrückt — der natürliche Spiegel des berechtigten Selbstgefühls und Selbstbewußtseins aller dieser von einander so verschiedenen

*) Vergl. die wirtschaftsgeographische Monographie von W. Götz: „Das Donaugebiet mit Rücksicht auf seine Wasserstraßen." Stuttgart. 1882. Anschaulich ergänzend kann die mit 467 Abbildungen und Karten versehene Monographie von A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld: „Die Donau als Völkerweg. Schiffahrtsstraße und Reiseroute." Wien, Pest, Leipzig. 1896. (S. 17—381) erwähnt werden.

Digitized by Google

Nationalitäten. „Das Schicksal Rumäniens ist immer gewesen und wird immer eng mit der Freiheit der Donau verknüpft sein", hat einmal König Karl von Rumänien gesagt.*)

Es gibt kaum einen Strom, der die Bezeichnung internationaler Strom in höherem Maße verdient als die Donau.

Nun fragen wir uns: ist dieser Strom auch im völkerrechtlichen Sinne des Wortes international? Wie haben sich diese verschiedenen Völkerstämme über die Schiffahrt auf der in den oben erwähnten Beziehungen wichtigen Donau verständigt, und wie haben sich diese Verständigungen völkerrechtlich gestaltet und geregelt?

Diese Fragestellung bildet die Donaufrage in engerem Sinne, d. h. die völkerrechtliche Bedeutung der Donauschiffahrt.

Suchen wir in aller Kürze darüber Aufklärung zu verschaffen, wie sich die freie Schiffahrt auf der Donau völkerrechtlich-geschichtlich gestaltet hat, um dann die Eigenart der gegenwärtigen Rechtsverhältnisse auf der Donau, besonders auf der Unter-Donau, eingehender zu erörtern.

2. Grundriß einer Entwicklungsgeschichte der Donaufrage.

Die Entwicklungsgeschichte der Donaufrage bildet einen wichtigen, wenn nicht den wichtigsten Teil der Geschichte der freien Schiffahrt auf internationalen Flüssen überhaupt. Der Begriff der freien Schiffahrt ist durch die Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 (Art. 108—117), die als die Verfassungsurkunde des Flußschiffahrtsrechts für internationale Ströme anzusehen sind, zum ersten Male festgestellt worden.**)

Die Bestimmungen der Wiener Kongreßakte werden erst mit dem Pariser Frieden vom 30. März 1856 (Art. 15—29, bei Sturdza S. 32—34).***) auf die Donau und ihre Mündungen ausgedehnt.

*) Extrait du message lu par le roi de la Roumanie à l'ouverture de la session ordinaire des Corps législatifs le 27 Nov. 1881. Vergl. „Actes relatifs au Danube", Bucarest 1882. P. 86.

**) Ueber die für die freie Schiffahrt epochemachenden Prinzipien vergl. folgende Monographien: Ed. Engelhardt: Du régime conventionnel des fleuves internationaux, 1879; Derselbe: Histoire du droit fluvial conventionel, 1889; E. Carathéodory: Du droit international concernant les grands cours d'eau, 1861. Derselbe: Das Stromgebietsrecht und die intern. Flußschiffahrt. (Handbuch des Völkerrechts herausg. v. Holtzendorff. Bd. II, S. 279 ff.); P. Orban: Etude sur le droit fluvial international, 1896.

***) In Folgendem beziehen sich die zitierten Seitenzahlen auf das erwähnte Werk von Sturdza.

Digitized by Google

Es werden zwei Kommissionen gebildet: eine provisorisch vorläufig auf zwei Jahre bestimmte Europäische Kommission, welche notwendige Meliorationsarbeiten von Isaccea an auf den Donaumündungen und den angrenzenden Meeresteilen ausführen und insbesondere die Schiffahrt auf den versandeten Mündungsarmen wiederherstellen sollte, und eine im Sinne der Wiener Kongreßbestimmungen als permanent gedachte Uferstaaten-Kommission (Art. 17), die aus je einem Vertreter der Uferstaaten des schiffbaren Stromlaufes, also Württemberg, Bayern, Oesterreich und der Türkei zu bilden sei, welcher Beigeordnete aus den drei Donaufürstentümern: Serbien, der Walachei und der Moldau hinzutreten sollten. Ferner wurde (Art. 18) festgestellt, daß die Europäische Kommission und die Uferstaaten-Kommission den ihnen erteilten Auftrag innerhalb von zwei Jahren erledigen sollten. Auf einer Konferenz würden die Signatarmächte auf geschehene Benachrichtigung von den Ergebnissen Akt nehmen und alsdann die Europäische Kommission, deren Funktionen auf die Uferstaaten-Kommission übergehen, auflösen.

Die letzten Bestimmungen des Pariser Friedens sind von größter prinzipieller Tragweite für die künftige Entwicklung der Rechtsverhältnisse an der Donau. Die Donau war durch Art. 18 der Pariser Kongreßakte nicht den Prinzipien des Wiener Kongresses gemäß einheitlich geregelt worden; aber diese einheitliche, internationale Regelung sollte nach dem Willen der Mächte definitiv nach Ablauf der für die Europäische Kommission festgesetzten, zweijährigen Frist erfolgen.

Sie ist trotzdem bis jetzt noch nicht erfolgt; sie ist bis auf unsere Tage ein „pium desiderium" der Zukunft geblieben.

Die als permanent geplante Uferstaaten-Kommission, deren Aufgabe: die Praxis der deutschen Flußschiffahrt auf die durchaus analogen Verhältnisse auf der Donau anzuwenden, eine relativ leichte war, wurde schon ein Jahr nach dem Pariser Frieden de facto aufgelöst, denn die Donauschiffahrtsakte vom 7. November 1857 (Sturdza S. 50) fanden nicht die Zustimmung der Mächte, die sich zur Prüfung derselben im Jahre 1858 in Paris versammelten.

Umgekehrt und der Erwartung der 1856 versammelten Staatsmänner zuwider, wurde die als provisorisch gedachte Europäische Kommission mit jedem Jahre eine wohltuendere und unentbehrlichere völkerrechtliche Funktion an den Donaumündungen, obwohl ihre

Digitized by Google

Aufgabe in politischer und technischer Hinsicht eine überaus schwierige war.

Durch den Berliner Friedensvertrag vom 13. Juli 1878, welcher den russisch-türkischen Krieg beendete, begann eine neue zweite Entwicklungsperiode der Donaufrage. Der Berliner Vertrag hatte einschneidende territoriale und Machtveränderungen gebracht, die auch eine Neuregelung der Donauschiffahrt und ihrer Rechtsverhältnisse notwendig machten.

Als hauptsächlich wichtig ist hervorzuheben, daß die Türkei vollständig von der Donau verdrängt und nur auf ihre platonischen Suzeränitätsrechte an den bulgarischen Uferstrecken beschränkt wurde, daß Rußland — durch ein bleibendes Denkmal diplomatischer Kasuistik und eine Satire weltgeschichtlicher Gerechtigkeit, die jedem Neugierigen in dem Protokoll der Berliner Kongreßverhandlungen vom 29. Juni (Sturdza S. 110—116) zugänglich ist, — das von Rumänen bewohnte Bessarabien erwarb und wieder Uferstaat der Donau wurde*), und daß Rumänien endlich, welches als selbständig anerkannt und als gleichberechtigtes Mitglied in das europäische Konzert aufgenommen wurde, durch die Erwerbung der meistens von Türken und Bulgaren bewohnten Dobrogea „gnädig" („comme un acte de générosité!") entschädigt wurde.

Der Berliner Vertrag ist besonders bedeutungsvoll für die künftige Entwicklung, besser gesagt, für die jetzige Verwicklung der Rechtsverhältnisse der Donau. Er ist durch das, was er sagt, in drei Beziehungen und durch das, was er nicht sagt, in einer wichtig (vergl. Art. 52—58, Sturdza S. 123). Die erste Kategorie der Bestimmungen bezieht sich auf die Donaumündungen. Die Funktionen der Europäischen Kommission wurden rechtlich und geographisch erweitert (Art. 53). Sie fungiert völlig unabhängig von der Territorialmacht. Ihre Befugnisse werden bis Galatz ausgedehnt.

Die besondere Bedeutung der Uferstaateninteressen Rumäniens ist dadurch anerkannt, daß es einen gleichberechtigten Delegierten in die Europäische Kommission entsenden soll, während Serbien in derselben nur eine beratende Stimme erhält.

Die zweite Kategorie von Bestimmungen hat es zu tun mit den künftigen Reglements der Polizei und Beaufsichtigung der Flußschiffahrt auf der Strecke vom Eisernen Tor bis Galatz. Sie

*) Vergl. dazu auch Maioresen: „Zur politischen Lage Rumäniens." „Deutsche Revue". Hsg. v. Fleischer. Jahrg. 1881. S. 14 ff.

Digitized by Google

sollen (Art. 55) durch die Europäische Kommission unter Mitwirkung der Delegierten der Uferstaaten ausgearbeitet und in Uebereinstimmung mit den abwärts von Galatz bereits geltenden oder noch zu erlassenden Reglements gesetzt werden.

Die dritte Kategorie handelt (Art. 57) von der Beseitigung der am Eisernen Tor bestehenden natürlichen Hemmungen. Oesterreich-Ungarn übernimmt die erforderlichen Arbeiten. Die Uferstaaten müssen an dieser Strecke des Flußlaufes alle diejenigen Erleichterungen gewähren, welche im Interesse der betreffenden Arbeiten erforderlich erscheinen könnten.

Viertens ist nicht unerwähnt zu lassen, daß über die Rechtsverhältnisse des oberhalb des Eisernen Tores gelegenen Stromlaufes nichts stipuliert worden ist.

In dieser letzten Hinsicht sowohl als auch mit Bezug auf die problematische Präzision dieser Bestimmungen und auf die Einheitlichkeit der rechtlichen Regelung der Donau bedeutet der Berliner Vertrag im Vergleich zu dem Pariser Frieden einen bedeutenden Rückschritt. Denn war die schiffbare Donau durch den Pariser Frieden von 1856 in zwei Strecken geteilt: eine provisorische, von Europa verwaltete, Mündungsstrecke und einen internationalen Stromlauf, welcher definitiv von allen Uferstaaten nach dem Prinzip der Gleichberechtigung aller zu regulieren und späterhin einheitlich von Ulm bis an das Schwarze Meer zu behandeln sei, so wurde sie durch den Berliner Vertrag in vier verschiedene Strecken geteilt: ein von Ulm bis zum Eisernen Tor nationales, privilegiertes Stromgebiet, eine, soweit die Hindernisse für die Schiffahrt am Eisernen Tor in Betracht kommen, zur Erhebung von Flußzöllen berechtigte, aber (nach Art. 57) nicht bestimmte Schiffahrtsstrecke, eine ungeregelte, mittlere Stromstrecke zwischen dem Eisernen Tor und Galatz, welche (nach Art. 55) zu regeln sei, und endlich ein international geregeltes Mündungsgebiet.

Die Regelung der Schiffahrtsverhältnisse auf dem mittleren Gebiet zwischen Galatz und dem Eisernen Tor und auf der unbestimmten Strecke vom Eisernen Tor abwärts sollte bald genug Anlaß zu tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten bieten.

Den Bestimmungen des Artikels 55 gemäß hatte sich am 17. Dezember 1879 ein Komitee, das sogenannte „Comité d'étude" gebildet. Eine Einigung kam trotz 20 Sitzungen nicht zu stande.

Die Beratungen wurden nach langen diplomatischen Bemühungen wieder am 15. Mai 1882 aufgenommen. Ohne erheb-

Digitized by Google

liche Meinungsdifferenz wurde ein Einverständnis bezüglich des Schiffahrts- und Polizeireglements herbeigeführt.

Anders verhält es sich mit dem weitaus wichtigeren Ueberwachungsreglement. Der Delegierte Rumäniens stellte im Namen seiner Regierung in der Sitzung vom 15. Mai 1882 einen Antrag betreffs der Verfassung der von österreichischer Seite vorgeschlagenen sogenannten „Commission mixte“ (Sturdza S. 237). Dagegen reichte in der Sitzung vom 27. Mai 1882 seitens Frankreichs Barrère einen dritten Entwurf, die sogenannten „Propositions Barrère“ ein, der zwischen den österreichischen und rumänischen Vorschlägen vermittelte, jedoch an den Vorrechten, die Oesterreich in der zu bildenden Kommission haben sollte*), im wesentlichen festhielt, so daß Rumänien auch hierzu seine Zustimmung verweigerte.

Der russische Delegierte hat ausdrücklich darauf hingewiesen (Protokoll 24), daß die definitive Regelung auf diplomatischem Wege, auf einer Konferenz stattfinden sollte.

Nachdem der letzte Vorschlag Rumäniens einer „Commission de Surveillance“, in welcher die Uferstaaten vertreten wären unter Mitwirkung zweier Delegierten der Europäischen Kommission, von denen der eine die ständige Mitgliedschaft und das ständige Präsidium haben sollte (Sturdza 265—274), nicht beachtet worden war, trat diese Konferenz in London am 8. Februar 1883 zusammen und beschloß, um den bisherigen Mangel der Einstimmigkeit beseitigen zu können, die Uferstaaten Serbien, Bulgarien und Rumänien zwar einzuladen, aber „non comme maitresse de maison“, sondern nur mit der Berechtigung eines votum consultativum, da die Angelegenheit eine rein europäische sei. Serbien nahm diese ihm zugewiesene Stellung an. Für Bulgarien verpflichtete sich die Türkei als seine suzeräne Macht, es über die Konferenzverhandlungen zu unterrichten. Rumänien weigerte sich jedoch, an der Konferenz mit nur beratender Stimme teilzunehmen, beanspruchte volle Stimmberechtigung und erklärte die Beschlüsse der Londoner Konferenz für unverbindlich.

Die Konferenz beharrte auf ihrem Standpunkt und schloß ohne Rumänien den Vertrag am 10. März 1883 ab. (Sturdza S. 277—472.) Der Londoner Vertrag wurde ratifiziert. Er kann aber

*) Aus Gründen „de haute convenance et de courtoisie“ sollte Oesterreich in der geplanten „Commission mixte“ den Vorsitz annehmen und infolgedessen bei Stimmengleichheit den Stichentscheid haben.

Digitized by Google

bis heute nach dem völkerrechtlichen Prinzip der Nicht-Intervention noch nicht in Vollzug gesetzt werden, weil die Inkraftsetzung von der Adhäsion Rumäniens abhängt, welche bis heute noch nicht erfolgt ist.

Soweit die gescheiterte Verwirklichung der Bestimmungen des Art. 55 des Berliner Vertrages, welche die dritte Entwicklungsphase der Donaufrage bildet.

Kraft des Art. 57 desselben Vertrages erhielt Oesterreich-Ungarn das europäische Mandat, die für die Schiffahrt großen geographisch-hydrographischen Hindernisse am Eisernen Tore zu beseitigen. Oesterreich übertrug das Mandat Ungarn allein. Dieses begann die notwendigen Arbeiten erst 1890; sie waren aber 1898 kaum weit genug fortgeschritten, um die Schiffahrt für große Schiffe zu erleichtern oder gar möglich zu machen. Sie sind nicht einmal heute beendet, obwohl Ungarn schon am 27. September 1896 den Kanal am Eisernen Tore aus national-patriotischen Gründen mit imposantem Apparat feierlichst zu inaugurieren wußte. So schreibt darüber ein österreichischer Zeitgenosse: „mais il n'y avait là qu'une inauguration d'apparat, destinée à rehausser, par une cérémonie internationale, l'éclat des somptueuses fêtes du Millénaire de l'État hongrois".*)

Der königlich ungarische Handelsminister promulgierte für den 1. Mai 1899 einen Flußzolltarif und kündigte fünf Reglements an. Die Veröffentlichung des Tarifs und der Reglements rief stürmische Proteste verschiedener Art hervor.

Durch diesen, durch das Verhalten Ungarns provozierten Konflikt, welcher die letzte vierte Periode der Entwicklungsgeschichte der Donaufrage bildet, hat die Verwicklung der Rechtsverhältnisse an der unteren Donau ihren kulminanten Punkt erreicht.

Die Donaustrecke vom Eisernen Tor abwärts bis Braila ist trotz der Art. 55 und 57 des Berliner Vertrages, trotz der Londoner Konferenz von 1883 und der 1899 promulgierten ungarischen Reglements völkerrechtlich gar nicht geregelt.

Im beredten Gegensatz dazu steht die internationale Strecke von Braila, resp. Galatz, bis zum Schwarzen Meer, die von der Europäischen Kommission musterhaft geregelt und der freien Schiffahrt im vollsten Sinne des Wortes zugänglich ist.

Versuchen wir nun, die historische Skizze beschließend, um

*) J. Blociszewski: „Les taxes de péage aux Portes de Fer. „Rev. gén. d. dr. int. publ." 1900. P. 505.

Digitized by Google

eine mögliche Lösungstendenz dieser mit völkerrechtlichen Grundsätzen nicht vereinbaren Zustände herauszufinden, die Funktion, die rechtliche Charakterisierung, die Tätigkeit der in so vielen Beziehungen erfolgreichen Europäischen Kommission einer Prüfung zu unterziehen und dann die beiden aus den Art. 55 und 57 des Berliner Vertrages entspringenden völkerrechtlichen Kontroversen zu erörtern, wobei alles dasjenige, was für diese Erörterung nicht unumgänglich notwendig erscheint, bei Seite gelassen wird.

---

3. Die Rechtsverhältnisse an den Donaumündungen und der unteren Donau.*)

A. Die Europäische Donaukommission.**)

Ihr Recht und ihre Existenz leitet die Europäische Donaukommission, wie wir aus der historischen Skizze bereits wissen, aus dem Art. 16 des Pariser Kongresses vom 30. März 1856 her.***)

Es handelt sich nun darum, die von den völkerrechtlichen Verträgen geschaffene, rechtliche Natur dieser Institution festzustellen.

Die Europäische Kommission ist ein Staat, meint Ed. Engelhardt†); denn sie verfügt über das gesamte Strombett der Donaumündungen, sie besitzt umfangreiche Anlagen auf beiden Ufern der Sulinamündung bis Galatz, ein eigenes Marinehospital, eine eigene Werft, in Sulina ein großes Administrationsgebäude und eigene Dampfschiffe. Die Europäische Kommission hat also Staatsgebiet. Sie hat aber auch die Staatsgewalt. Denn in der Tat besitzt sie die drei nötigen Gewalten, die nur souveräne Staaten besitzen können: „le pouvoir législatif", wie Engelhardt fortfährt, sie erläßt Gesetze und Verordnungen mit Gesetzeskraft und im eigenen

---

*) Vergl. Fr. v. Liszt: Das Völkerrecht. Berlin. 1904. Dritte Aufl. S. 142. 219 ff.

**) Sturdza loc. cit.: Introduction. P. VI—XXXIV; P. 872—915: Notes sur les travaux de la commission Européenne du Danube 1856—1902.

***) Ihre Ausgestaltung und die nähere Feststellung ihrer Befugnisse erfolgte durch die „acte public relatif à la navigation des embouchures du Danube" vom 2. November 1865 (Sturdza S. 80 f.) und die „acte additionel à l'acte public" vom 28. Mai 1881 (Sturdza S. 189).

Daneben kommen weiterhin in Betracht der Londoner Vertrag vom 13. März 1871, der Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 und die Londoner Konferenz vom 10. März 1883.

†) Le droit d'intervention et la Turquie. Etude historique. „Revue de droit intern. et de législ. comparée." T. XII (1880) P. 385—388

Digitized by Google

Namen; „le pouvoir exécutif“, sie führt die von ihr erlassenen Verordnungen durch von ihr ernannte und bezahlte eigene Beamte aus und überwacht die Ausführung, und endlich „le pouvoir de juger“, sie bestraft die Uebertretungen der von ihr erlassenen Anordnungen.

Die Europäische Kommission besitzt fernerhin auch die äußere Gestalt eines Staates: sie hat das Recht, eine besondere Flagge zu führen, sie hat ihre eigenen Einnahmen, verwaltet dieselben wie ein Staat, und hat sogar öffentliche Anleihen. Sie besitzt auch das ausschließlich den Staaten zustehende Recht, mit anderen Staaten völkerrechtlich gültige Verträge abzuschließen. Die Europäische Kommission ist permanent. Sie ist seit 1856 wiederholt als neutral bestätigt worden, und neutral sind nur Staaten.

Die Europäische Kommission ist also „réellement un Etat dans l'Etat“, wie Engelhardt sie (S. 387) prägnant charakterisieren will.

Franz von Holtzendorff bezeichnet die Europäische Kommission*) als einen Staat besonderer Art, als einen „provisorischen Flußwasserstaat innerhalb eines fremden Gebietes“.

Nun ist einleuchtend, daß diese beiden rechtlichen Charakterisierungen der Europäischen Kommission, die von Engelhardt und v. Holtzendorff, halbfertige und unzulässige Analogien sind. Denn es ist unberechtigt, die sich stetig neu gestaltenden, eigentümlichen Völkerrechtsverhältnisse mit den vorhandenen, staatsrechtlichen Begriffen durch übertriebene Analogien abzufinden.

Die Europäische Kommission kann deswegen nicht als Staat charakterisiert werden, weil ihr das dem Staatsbegriff unerläßliche Merkmal des Staatsvolkes fehlt. Die Beamten können wohl das Volk nicht ausmachen, und die übrigen Bewohner der im Donaudeltagebiet der Europäischen Kommission gelegenen Städte und Dörfer sind eben nicht internationale, sondern rumänische Staatsangehörige. Dem provisorischen Flußwasserstaat von Holtzendorffs fehlt sogar das Merkmal des Staatsgebietes, da das Wasser des Flußlaufes allein, ohne Grund und Boden, nicht mit dem Begriff „Gebiet“ zusammenfallen kann.

Die Europäische Kommission ist ferner keine internationale Regentschaft, wie solche zwischen Oesterreich-Ungarn und Bosnien und der Herzegowina oder England und Cypern besteht. Die Analogie ist wiederum unberechtigt, weil die Europäische Kommission keineswegs sämtliche Funktionen eines Staates auf dem ihr zu-

*) Rumäniens Uferrechte an der Donau. Leipzig 1883. S. 107. 157.

Digitized by Google

gewiesenen Gebiet ausübt, sondern nur von völkerrechtlichen Verträgen bestimmte, ausschließlich mit der Freiheit der Flußschiffahrt eng zusammenhängende Hoheitsrechte besitzt.

Die Befugnisse der Europäischen Kommission bedeuten für Rumänien auch kein Servitut, wie andere Völkerrechtslehrer behaupten. Denn, abgesehen von dem Bedenken, das einer der letzten Bearbeiter des Völkerrechtes, Fr. v. Liszt*), in einleuchtender Weise gegen die völkerrechtlichen Servituten hervorgehoben hat, können Servituten nur zwischen Staaten bestehen, welche Gebietshoheit ausüben, und die Europäische Kommission ist, wie bereits gesagt, kein Staat; sie übt bestimmte Hoheitsrechte aus und zwar im Auftrage der europäischen Gemeinschaft, die selbst kein Staatsgebilde ist und deswegen auch keine Gebietshoheit besitzt.

Die Europäische Kommission ist vielmehr, im Anschluß an v. Liszt, als ein ausführendes, internationales Organ der europäischen Völkerrechtsgemeinschaft zu betrachten. Die internationale, europäische Gemeinschaft hat sie ins Leben gerufen und mit Ausführung rein europäischer Aufgaben betraut. Die Tatsache, daß sie diese europäischen Aufgaben teilweise glänzend verwirklicht hat, bildet ein anschaulich konkretes Beispiel für die reale Bedeutung der internationalen Völkerrechtsgemeinschaft. In der Tat hat die Europäische Kommission für die internationale, freie Schiffahrt an den Donaumündungen Fabelhaftes geleistet.

Die Europäische Kommission stand 1856 vor keiner anderen Aufgabe, als den Prinzipien des internationalen Verkehrs eine geographische Grundlage zu schaffen.

Das ganze Donaumündungsgebiet war ein ausgedehntes Sumpfland.**) Die Schiffbarkeit an der Mündungsstelle war eine überaus schwierige und auf den in Sand, Schlamm und Schiffstrümmern verkümmerten und unzählige Windungen machenden Mündungsarmen total unmöglich geworden.

Die Europäische Kommission hat dieses hydrographisch-technische Problem ersten Ranges: die Donau im Sinne des Wiener Kongresses zu einem bis zu seiner und vor seiner Mündung der Schiffahrt zugänglichen Stromlauf zu machen, mit ungewöhnlichem Geschick gelöst. Die folgenden statistischen Daten mögen an sich die Bedeutung dieser technischen Arbeiten darlegen.

*) Loc. cit. S. 71. 159 f.
**) Vergl. Ed. Engelhardt: Les embouchures du Danube. „Revue des deux mondes". 1870. (S. 93—117.)

Digitized by Google

1856 betrug die mittlere Tiefe des Sulinaarmes 2,74 m. 1902 schwankte sie zwischen 6,09 m und 6,40 m. Seit 1902 sind die Arbeiten fortgeschritten, und mit jedem Jahre wird der Sulinaarm noch schiffbarer. Dieser künstlichen Tiefe verdankt die Stadt Sulina ihre Stellung als Hafen erster Klasse am Schwarzen Meer. Die volkswirtschaftlichen Konsequenzen dieser technischen Arbeiten waren natürlich beträchtlich. In den ersten Jahren nach 1856 war der Sulinaarm kaum für kleine Schiffe von 200 Registertonnen zugänglich. Der Zweck und die Hoffnung der Europäischen Kommission bestanden zunächst darin, eine solche Vertiefung des Armes herbeizuführen, daß er auch Schiffen von 500 Registertonnen erschlossen würde. Die Erwartungen der Europäischen Kommission wurden sogar übertroffen, denn im Jahre 1902 konnten Schiffe von einem Tiefgang von 3500 Registertonnen die Sulina befahren. 1861 trug die Sulina 3084 Schiffe mit 450 770 Tonnen, 1902 trug sie 1579 Schiffe mit 2 302 980 Tonnen. Man kann sagen, daß die Ladungsfähigkeit eines Schiffes sich verfünffacht hat. Der Getreideexport hat durch den Sulinaarm in folgender Art stattgefunden: 1867 wurden 6 693 000, 1902 wurden 51 017 555 hl exportiert. Der Getreideexport hat sich von 1867 bis 1902 versechsfacht.

Auf die Ausführung der notwendigen hydrographisch-technischen Arbeiten hat die Europäische Kommission von 1857—1902 35 Mill. 433 308 Francs verwendet, und obwohl in der ersten Hälfte ihrer Existenz große finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden waren, hat sie trotzdem verhältnismäßig sehr niedrige Abgaben festgesetzt, pro Registertonne 1 Franc 10 resp. 1 Franc 70.

Bemerkenswert für diese von der Europäischen Kommission festgesetzten Abgaben ist ihre Einheitlichkeit, sie werden ohne Rücksicht auf die Art der Schiffe oder Waren eingezogen.

Die Europäische Kommission hatte 1902 ihre öffentlichen Schulden getilgt und trotz der mäßigen Höhe der Abgaben, die sie einnimmt, und der beträchtlichen jährlichen Ausgaben für ihre technischen Arbeiten und die Unterhaltung ihres Beamtenpersonals im Jahre 1902 auch noch einen Reservefonds von 1 Million Francs geschaffen.

Diese segensreiche Tätigkeit der Europäischen Kommission steht im Kontrast zu den verworrenen Rechtsverhältnissen der unteren Donau, zu denen wir uns jetzt wenden wollen.

Digitized by Google

B. Rumänien und die Londoner Konferenz vom 10. März 1883.

Der Londoner Vertrag zählt neun Artikel (Sturdza S. 472), deren wesentlicher Inhalt folgender ist:

Nach dem Artikel 1 wird die Jurisdiktion der Europäischen Kommission bis Braila ausgedehnt. Ihre Vollmacht soll nach dem Art. 2 auf 21 Jahre und von da ab von 3 zu 3 Jahren stillschweigend verlängert werden. Die Art. 3—6 bedeuten für dieselbe Europäische Kommission eine Einschränkung ihrer Befugnisse: entzogen bleiben ihrer Einwirkung und effektiven Kontrolle diejenigen Teile des Kiliaarmes, dessen beiderseitige Ufer demselben Uferstaate angehören — gemeint ist Rußlands Okzakowarm —; derjenige Teil dieses Armes, der gleichzeitig russisches und rumänisches Gebiet berührt, unterliegt den an der Sulina geltenden Reglements unter Aufsicht der von Rußland und Rumänien in die Europäische Kommission zu entsendenden Delegierten. Selbstverständlich, meint der Art. 7, bleibt Rußland unbehindert, Flußzölle zur Deckung seines für Schiffahrtsanstalten gemachten Aufwandes zu erheben. Nach dem Art. 8 sollte das Reglement für die Schiffahrt, die Flußpolizei und deren Aufsicht, das am 2. Juni 1882 von der Europäischen Kommission ausgearbeitet worden war, als Annex dieses Vertrages Anwendung auf die Strecke zwischen dem Eisernen Tor und Braila finden.

Rumänien erhob Protest, erstens gegen die formelle Zusammensetzung der Londoner Konferenz, zweitens gegen die materiellen Bestimmungen dieses Vertrages selbst.

Die Haltung Rumäniens, dessen erste grundlegende, völkerrechtliche Erörterung in den Depeschen des rumänischen Ministers des Aeußeren, D. Sturdza, an den Gesandten in London vom 10. Dezember 1882, 1. Februar 1883, 23. Februar 1883 und besonders in der Depesche vom 24. Mai 1883 (Sturdza S. 277, 355, 417) enthalten ist, hat in der völkerrechtlichen Wissenschaft verschiedene Monographien hervorgerufen. Die von v. Holtzendorff, Dahn, Geffcken, Bunsen, Engelhardt verfaßten Schriften und Aufsätze prüfen und würdigen die Haltung Rumäniens, die Schriften von Jellinek und Strisower rechtfertigen die Haltung Oesterreich-Ungarns.*)

*) Fr. v. Holtzendorff: Rumäniens Uferrechte an der Donau. Ein völkerrechtliches Gutachten. Leipzig 1883. Felix Dahn: Eine Lanze für Rumänien. Eine völkerrechtliche und geschichtliche Betrachtung. Leipzig

Digitized by Google

Es iſt wohl für die praktiſche Bedeutung des Völkerrechtes ein ſymptomatiſches Zeichen, wenn ſolche ins Gewicht fallenden Namen es unternehmen, die öffentliche, europäiſche Meinung völkerrechtswiſſenſchaftlich zu beeinfluſſen, oder wenn ein Staat, im Bewußtſein eines an ihm begangenen Unrechtes, das Völkerrecht als höchſte Inſtanz anruft, wie Rumänien es tat, als es v. Holtzendorff um eine „gutachtliche Meinung" erſuchte.

In der Depeſche vom 24. Mai 1883 an den rumäniſchen Geſandten in London betont der Miniſter des Aeußern das unbeſtreitbare Recht Rumäniens als vollberechtigtes, alſo ſtimmberechtigtes Mitglied (participer effectivement), auf Teilnahme an einer Konferenz, welche die Regelung der unteren Donau zum Gegenſtande hatte, ein Recht, welches Rumänien, kraft ſeiner dreifachen Stellung: als Uferſtaat, als gleichberechtigtes Mitglied der Europäiſchen Kommiſſion, als Mitunterzeichneter der Additionalakte zu dem „acte public" 1881 in zwingender Weiſe hatte.

Für die Richtigkeit ſeines Stundpunktes führt Rumänien folgende juriſtiſche Argumentation ins Feld:

Die allgemeinen Grundſätze des Wiener Kongreſſes, ſowie die folgenden Präzedenzfälle, d. h. völkerrechtliche Verträge, ſprechen für die Berufung der Uferſtaaten zur Teilnahme an der Ausarbeitung der Schiffahrtsreglements: der Art. 4 des Aachener Friedens vom 15. November 1818*), die Art. 6, 7, 11, 12, 13, 15 des Vertrages zwiſchen Oeſterreich-Ungarn und Serbien vom 10. Februar 1882 und endlich die Teilnahme der halbſouveränen Donaufürſtentümer an den Beratungen über die Donauſchiffahrtsakte von 1857. Wenn man dieſen letzt erwähnten Präzedenzfall ins Auge faßt, fragt man ſich: wie konnte man dem ſouveränen

1883. F. H. Geffcken: La Question du Danube Berlin 1883. Th. v. Bunsen: La question du Danube (Rev. d. dr. intern. Bd. XVI 1884. P. 551—568). Ed. Engelhardt: La question du Danube, étude critique. (Rev. d. dr intern. Bd. XV. 1883. P. 5—16; La question du Danube après la conférence de Londre. Rev. d. dr. int. XV. 1883. P. 340—347; Le droit fluvial conventionnel et le traité de Londres de 1883. (Rev. d. dr. int. XVI. 1884. P. 360—373. G. Jellinek: Oeſterreich-Ungarn und Rumänien in der Donaufrage. Wien 1883. Leo Strisower: Die Donaufrage (Zeitſchr. f. priv. u. öff. Recht Bd. XI, S. 680 ff.).

Erwähnenswert ſind noch die Schrift von E. L. Cattelani: La navigazione fluviale e la questione del Danubio. Torino 1883, und die zwei gleichzeitig erſchienenen Doktordiſſertationen: A. de Saint-Clair: Le Danube, étude de droit international. Paris 1899. Fr. Bittel: Ueber das Flußſchiffahrtsrecht der Donaumündungen. Erlangen 1899.

*) Die Auslegung Jellineks (op. cit. S. 11 ff.) des „participer" des Aachener Friedens iſt wenigſtens nicht ſtichhaltig, wenn nicht falſch.

Digitized by Google

Rumänien die Rechte bestreiten, die es als halbsouveräner Staat gehabt hatte?

Diesen bindenden Präzedenzfällen kann man keinen anderen völkerrechtlichen Vertrag entgegensetzen*), und aus der Auslegung der Art. 54 und 55 des Berliner Vertrages ist klar zu ersehen, daß die Anerkennung Rumäniens als eines souveränen Staates von keiner Vorbedingung seiner Unterwerfung unter die zukünftig zu beschließenden Beschränkungen eines Uferstaates abhängig gemacht worden ist.

Rumänien aber beanspruchte unabweisbar in gleicher Weise, direkt (sur le même pied) wie die anderen Mächte an der Regelung der Unterdonaufrage mitzuwirken, auch aus den nächsten begriffsnotwendigen Konsequenzen folgender Sätze: erstens aus seiner Stellung als gleichberechtigtes Mitglied der Europäischen Kommission; denn diese muß sich nach dem Londoner Vertrag mit der „Commission mixte" in Einklang setzen, kann also gegen den ausdrücklichen Widerspruch Rumäniens nicht beschlußfähig sein, zweitens aus der juristischen Konsequenz der Mitbeschließung Rumäniens in Hinsicht der europäischen Angelegenheiten als Mitunterzeichneter der Additionalakte vom Jahre 1881; denn, wenn Rumänien über europäische Angelegenheiten mit den Signatarmächten mitbeschließen kann, so kann es, wo seine Uferrechte einem Verhandlungsgegenstand unterzogen sind, nicht deswegen geringere Rechte haben, weil kein Traktat irgend etwas über die einzuführenden Beschränkungen dieser Uferhoheit gesagt hatte. Die Ausschließung Rumäniens von der effektiven Teilnahme an der Londoner Konferenz war als völkerrechtswidrig zu bezeichnen, und mit Recht darf nach dem Stammlerschen Grundsatz der Teilnahme „ein rechtlich Verbundener nicht nach Willkür von der Gemeinschaft ausgeschlossen sein."**)

Diese völkerrechtswidrige Tatsache hat durch das Zirkular des österreich-ungarischen Ministers des Aeußeren vom 11. April 1882 (Sturdza S. 202) an den Gesandten in Bukarest und durch das Zirkular Lord Granvilles vom 11. Dezember 1882 (Sturdza S. 284) seitens Großbritanniens an seine Gesandten Anerkennung gefunden.

*) Gegen die Ausführungen von Jellinek (op. cit. S. 25 ff.) ist ausdrücklich zu betonen, daß in dem Vertrag (vom 15. Dezember 1866, modifiziert am 2. März 1895) über die Schiffahrt auf Pruth zwischen Oesterreich, Rußland und Rumänien (Sturdza S. 760 ff.) Oesterreich (Art. 1) als Uferstaat angesehen wird.

**) R. Stammler: Die Lehre von dem richtigen Rechte. Berlin 1902. S. 211.

Digitized by Google

Die Widersprüche Rumäniens gegen die materiellen Bestimmungen des Londoner Vertrages waren die folgenden:

Unzulässig ist die Ausdehnung der Befugnisse der Europäischen Kommission; denn sie enthält ohne Zweifel eine Verletzung der anerkannten Souveränität Rumäniens, da diese Ausdehnung ohne seine Zustimmung in territoriale Rechte eingreift.

Unberechtigt ist die Stellung Oesterreich-Ungarns in der „Commission mixte". Durch diese Bestimmung des Londoner Vertrages hat man den ersten fundamentalen Satz des Völkerrechtes verletzt: die Rechtsgleichheit aller Nationen mit der unvermeidlichen Folge der Reziprozität. Und dieses Prinzip verlangt, daß, ebensowenig wie Rumänien oder Serbien irgend ein Mitwirkungsrecht auf der oberen Donau haben, auch Oesterreich-Ungarn nicht verlangen kann, auf der Strecke unterhalb des Eisernen Tores als Uferstaat angesehen zu werden.

Der Versuch Oesterreichs, seine bevorzugte Stellung dadurch zu rechtfertigen, daß es schwerwiegende handelspolitische Interessen an der unteren Donau besitze, wird von rumänischer Seite durch die einfache Bemerkung widerlegt, daß schwerwiegende Interessen und das Streben nach handelspolitischer Präponderanz keinen Rechtstitel bilden und positive Rechte nicht ersetzen können. Rumänien macht darauf aufmerksam, daß auch England aus demselben Grunde eine Vertretung in der „Commission mixte" verlangen könne und müsse, weil es etwa $^3/_4$ des gesamten Seehandels an der maritimen Donau in seinen Händen habe. Und wie kann ferner von diesem Standpunkt des partikularistischen Interesses aus das Recht eines einzelnen Nichtuferstaates auf Kosten eines einzelnen Uferstaates erweitert werden?

Wie Oesterreichs, so ist auch Rußlands Stellung, die ihm von dem Londoner Vertrag zugewiesen wurde, ungerechtfertigt. Der Londoner Vertrag gibt durch die Zulassung einer nationalrussischen Verwaltung der Ofzakowmündung und die Exemption der Kiliamündung das Recht europäischer Kontrolle Rußland gegenüber preis. Die Begründung dieses völkerrechtswidrigen Aktes ist leicht zu widerlegen. Rußland behauptet, daß die Europäische Kommission ihre Jurisdiktionsrechte an dem Kiliaarm verloren habe, weil sie während der ganzen Zeit ihres Bestehens keine Arbeiten an ihm ausgeführt hat. (Sturdza S. 447 u. 448.)

Geffcken weist mit Recht darauf*) hin, daß Rumänien bezüg-

*) op. cit. P. 40 ff.

Digitized by Google

lich des St. Georgarmes denselben Anspruch erheben könne wie Rußland betreffs der Kiliamündung; denn auch auf dem St. Georgarm hat die Europäische Kommission seit ihrem Bestehen keine Arbeiten ausgeführt. Solche Ansprüche aber sind und wären unbegründet. Denn durch die Nichtregulierung des Kilia- und St. Georgarmes hatte die Europäische Kommission keineswegs ihre Rechte auf diese Arme aufgegeben. Eine Regulierung sämtlicher Arme zu gleicher Zeit war ihr finanziell unmöglich. Die Europäische Kommission war von dem Pariser Vertrag mit der Regulierung der drei Donaumündungen beauftragt worden, ohne daß die Arbeiten für eine bestimmte Mündung vorgeschrieben waren, und da keine Mündung bestimmt war, war natürlich auch keine ausgeschlossen.

Dieselben formellen und materiellen Widersprüche prinzipieller Art war Rumänien genötigt, dem Verhalten Ungarns am Eisernen Tor gegenüber zu erheben.

C. Rumänien und das Verhalten Ungarns am Eisernen Tor.

Aus wissenschaftlichen, geographischen und finanziellen Rücksichten hat Oesterreich-Ungarn verlangt und von der europäischen Völkerrechtsgemeinschaft kraft der Bestimmungen des Art. 57 des Berliner Vertrages das Mandat bekommen, die wildromantische Donaustrecke am sogenannten Eisernen Tor schiffbar zu machen.

Durch seine schon vor dem Pariser Frieden wichtigen, vorbereitenden, hydrographischen Studien, durch die Tatsache, daß die zahlreichen kolossalen Felsbänke, Wirbel und Katarakte, die ungleichen Tiefen, die heftigen Strömungen, deren Geschwindigkeit zwischen 5 dcm. und 5 m. per Sekunde ist, und die fast alle auf österreich-ungarischem Gebiet liegen, durch die möglichen finanziellen Vorschüsse, die Oesterreich-Ungarn sich als Großmacht erlauben konnte, würde kaum eine andere Macht größere Garantien für eine erfolgreiche Ausführung der nötigen Arbeiten geboten haben.

Die ausgeführten Arbeiten sind jedoch nach der kompetenten Beurteilung der Fachtechniker unzulänglich, jedenfalls nicht für die Schiffahrt zweckmäßig.*) Der Kanal am Eisernen Tor bedarf

*) „C'est dire, en un mot, que le canal, tel qu'il est aujourd'hui, est à peu près inutile . . . dans tous les cas il manque son but." J. Blocisewski: le nouveau canal des Portes de Fer „Rev. gén. d.

Digitized by Google

einer Veränderung und muß, um der Schiffahrt förderlich zu sein, um das Vierfache verlängert werden. (Sturdza S. 552 ff.)

Nun soll, nach dem allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatz: „pacta sunt servanda“ Oesterreich-Ungarn aus dem Rechtstitel des Mandates der europäischen Völkerrechtsgemeinschaft, resp. der Signatarmächte des Berliner Vertrages von 1878 als Mandant Rechenschaft über die Erfüllung der ihm anvertrauten Aufgabe ablegen. Statt dieser Forderung nachzukommen, erließ Ungarn, dem das Mandat von Oesterreich übertragen wurde, eigenmächtig verschiedene Reglements. (Sturdza 508—531.)

Gegen die Verfassung und Veröffentlichung dieser Reglements hat nun Rumänien Folgendes einzuwenden gehabt.*) (Sturdza S. 532—558: Mémoire.)

1. Aus dem Rechtstitel Oesterreich-Ungarns (das Völkerrecht kennt kein Königreich Ungarn) als Mandatar Europas folgt (nach den Bestimmungen des Art. 116 des Wiener Kongresses, der Art. 16 und 17 des Pariser Friedens, 5 und 6 des Londoner Vertrages, 55 und 57 des Berliner Vertrages) sein Recht, Abgaben für die Deckung der durch die Ausführung der technischen Aufgaben veranlaßten Herstellungskosten zu erheben, aber sie nicht proprio motu zu fixieren.

Oesterreich-Ungarn hat vielmehr als Organ der europäischen Völkerrechtsgemeinschaft alle die von ihm erlassenen Tarife und Reglements mit dieser zu beraten und nur mit ihrer Zustimmung zu erlassen.

2. Die zu entrichtenden Abgaben bilden einen differentiellen Tarif, welcher als die stärkste Verleugnung des Prinzips der Einheitlichkeit der Abgaben auf internationalen Flüssen zwischen einfachen und Handelsschiffen und bei diesen letzteren nach der Art der Waren unterscheidet. Dabei ist noch weiter zu bemerken, daß für die Ungarns handelspolitischen Interessen entsprechenden Waren niedrige, für die für Rumänien wichtigen höhere Abgaben erhoben

dr. int. publ.“ 1897. P. 112. Vergl. auch: A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld: op. cit. S. 530—562; Bela de Gonda: L'amélioration des Portes de Fer et des autres cataractes du Bas Danube. Budapest 1896.

*) J. P. Ghica: Les droits de péage aux Portes de Fer. Bucarest 1899: P. G. Cantilli: La question des Taxes de péage aux Portes de Fer. Bucarest 1900: D. S. Nenitesen: Dunarea in dreptul international public. Bucarest 1903. Dagegen J. Blocisewski: Les taxes de péage aux Portes de Fer. „Rev. gén. d. dr. int. publ.“ 1900. P. 502—528.

Digitized by Google

werden. Ungarn hat, meint man, durch die Verfassung dieser Reglements protektionistische Zollpolitik getrieben.

3. Die Abgaben sind an sich sehr hoch. Für eine metrische Tonne, für die man an der Donaumündung zwischen 0,39 und 0,68 Centimes bezahlt, muß man nach dem ungarischen Reglement am Eisernen Tor 2,39 Francs entrichten! Diese übertriebene Höhe der Abgaben*) steht wiederum im Gegensatz zu den Grundsätzen aller internationalen Verträge, die die Erleichterung der Schiffahrt bezwecken, und bildet eins der für die Schiffahrt am schwersten zu überwindenden Hindernisse am Eisernen Tor.

Oesterreich-Ungarn hat, meint man, die geographisch-hydrographischen Hindernisse am Eisernen Tor nicht vollständig beseitigt, dafür aber bereits ökonomische hervorgerufen.**)

---

*) Graf Goluchowsky hat diese Tatsache in seiner Antwort auf die Interpellation des Abgeordneten Kastan in der Sitzung der österreichischen Delegation vom 16. Januar 1900 anerkannt, er meinte aber, daß mit der Erhöhung des Transithandels am Eisernen Tor die ungarische Regierung den Abgabentarif reduzieren würde. Blocisewski, welcher in seinem Aufsatze („Les Taxes de péage aux Portes de Fer". loc. cit.) das Verhalten Ungarns durch juristische Subtilitäten, die die Willkür der Auslegung der Verträge verraten, zu verteidigen sucht, bezeichnet die oben erwähnte Versicherung des Grafen Goluchowsky sehr treffend als eine unglückliche und zwar als ein circulus vitiosus, denn wenn die Höhe der Abgaben von der Erhöhung des Transithandels abhänge, so könne der Transit selbst keine größere Ausdehnung annehmen, weil der bestehende Abgabentarif zu hoch ist.

**) Der enigmatische Anwalt Ungarns Blocisewski (Le nouveau canal. loc. cit. P. 113) enthüllt, wie es scheint, in seiner Verteidigung zugleich die wahren Beweggründe des Verhaltens Ungarns.

D'après certains bruits qui courent, il paraîtrait qu'à Budapest et à Vienne on ne serait pas trop fâché de ce déplorable résultat. (d. h. die Unbrauchbarkeit des Eisernen Torkanals). Donner satisfaction à l'Europe, mais pour la forme seulement, substituer de nouveaux obstacles aux anciens, voilà ce qu'on avait désiré. Ce qu'il y a de certain cependant, c'est que, bien avant l'inauguration du canal, la crainte de la concurrence étrangère a répandu un certain émoi dans le monde du commerce. (Gemeint ist der Aufsatz: „Die Eröffnung des Eisernen Torkanales" im Handelsmuseum 8. Oct. 1896.) Es ist bei der tieferen Analyse der Berechtigung der Angst Oesterreich-Ungarns vor der ausländischen Handelskonkurrenz klar, daß eine solche Angst nicht der Logik der tatsächlichen Verhältnisse entspricht; es leuchtet im Gegenteil ein, daß die Hemmung der Freiheit der Donauschiffahrt vor allem Oesterreich-Ungarn selbst schädlich ist. Denn würde die Förderung des ausländischen Handels durch die event. volle Freiheit der Donauschiffahrt nicht zugleich einen Aufschwung auch des österreich-ungarischen Handels bedeuten und Oesterreich-Ungarn als mächtigster Uferstaat die Handelspräponderanz realiter gesichert sein?

Ferner, was für hinreichenden Grund kann Oesterreich-Ungarn gegen die reale Eröffnung eines schiffbaren Weges am Eisernen Tor haben, wenn es aufwärts vom Eisernen Tor den ganzen Handel in seiner Hand hat, wenn also abwärts vom Eisernen Tor die event. Handelskonkurrenz vollständig unabhängig von der Eröffnung des neuen Schiffahrtsweges ist und bleibt?

Digitized by Google

4. Die erlassenen Reglements beschränken endlich die Territorialgewalt der Uferstaaten, denn sie schaffen ein ungarisch-nationales Wirkungsgebiet zwischen Moldova und Turn-Severin, welches zum Teil dem rumänischen, zum Teil dem serbischen Territorium angehört, sie schaffen auf nicht-ungarischem Territorium nationale Organe, sie verordnen sogar die ungarische Sprache als die allein maßgebende auf einer ganz nicht-ungarischen Strecke.

Diesen Protesten Rumäniens haben sich Rußland, Frankreich und Bulgarien angeschlossen.

Die Schiffahrt ist also auch am Eisernen Tor nicht geregelt.

---

4. Zusammenfassender Ausblick.

Der gegenwärtige juristische Zustand der Donau ist der denkbar verwickeltste.

Der ganze Stromlauf wird in Regionen zerrissen. Die Freiheit und Gleichheit der Schiffahrt ist illusorisch gemacht, weil statt der völkerrechtlichen Prinzipien von Strecke zu Strecke die partikularistischen Interessen und die nationale Rivalität entschieden haben. So werden hier einem Staat, der nicht Uferstaat ist, aber als solcher „fingiert", Privilegien erteilt, einem Uferstaat das Recht eines solchen zu Gunsten eines Nichtuferstaates abgenommen, dort mittelalterliche Stapel- und Umschlagsrechte eingeführt. — Die widerstreitendsten Grundsätze kommen auf die Donau in Anwendung.

An der Okzakowmündung haben wir russisches Regime: die schärfste Durchführung des nationalen Territorialprinzips.

An der Sulina- und St. Georgmündung haben wir Regime der Europäischen Kommission: schärfste Durchführung des internationalen Prinzips betreffs der freien Schiffahrt.

Dieselbe internationale Europäische Donaukommission läßt sich nach dem Londoner Vertrag beschränken, und so haben wir an der Kiliamündung russisch-rumänisches Regime unter Mitwirkung der Europäischen Kommission: gemischtes internationales Prinzip und nationales Territorialprinzip. Auf der Strecke von Galatz (resp. Braila) bis nach dem Eisernen Tor besteht, weil der Londoner Vertrag noch nicht in Kraft gesetzt worden ist, rumänisches, bulgarisches Regime.

Am Eisernen Tor stehen drei Regimes nebeneinander: eine

Digitized by Google

kanalisierte Flußstelle mit ungarischem Recht, rumänisches Uferrecht, serbisches Uferrecht.

Auf der Strecke vom Eisernen Tor bis zur Mündung der Iller haben wir ungarisches, österreichisches, bayerisches, württembergisches Nationalrecht.

Die bedauerlichen völkerrechtlichen Zustände bringen eine ständige Gefahr mit sich und üben außerordentlich nachteilige volkswirtschaftliche Wirkung aus.

Geffcken (loc. cit. S. 45) und Bunsen*) bemerken sehr richtig, daß die Auslieferung des Kiliaarmes und der Okzakowmündung an Rußland die Gefahr bietet, daß dieses am Tchatail d'Imail die unerläßlichen Arbeiten, die für die Regulierung der Wassermenge nach der Sulinamündung notwendig sind, verhindern kann.

Sie weisen darauf hin, daß diese Befürchtungen berechtigt seien, erstens, weil Rußland, um seine Handelsstadt Odessa am Schwarzen Meer zu heben, die Donaumündungen während seiner Verwaltung vollständig hat versanden lassen, zweitens, weil es jede Gelegenheit benutzt hat, zu zeigen, daß ihm die Europäische Kommission nicht angenehm sei, was besonders dadurch zu Tage trat, daß es für die Verlängerung der Europäischen Kommission immer mit Vorbehalt stimmte, und daß es im Jahre 1877 während des Krieges sogar die neutralen Schiffe versenken ließ.**)

Vom rein strategisch-politischen Standpunkt ist ferner die Tatsache bedenklich (Geffcken S. 56), daß Rußland an der Okzakowmündung Kriegsmaterialien anhäufen, so mit Leichtigkeit sich der ganzen Donaumündungen bemächtigen, in die Balkanhalbinsel eindringen kann und eine rasche, sichere Verbindung nach dem Eisernen Tor besitzt.

Unter diesen juristisch nicht geregelten Verhältnissen hat am meisten das volkswirtschaftliche Europa zu leiden. Die westfälischen Eisenwaren werden nicht über Regensburg und Giurgiu nach Braila ausgeführt, sondern über Rotterdam, Gibraltar, Malta, Konstantinopel und Sulina, weil die Frachtkosten billiger sind. Rumäniens Getreide hat sich zur See über Rotterdam einen Zugang nach Süddeutschland (Mannheim, sogar München) verschafft, weil der direkte Weg: die Donau aufwärts, über Ulm, zu kostspielig ist.

*) Die Donaufrage. „Die Nation". Herausgeg. von Barth. 1884. Nr 33. S. 481 ff.

**) Vergl. P. Heilborn: Rechte und Pflichten der neutralen Staaten. Diss. Berlin 1888. S. 86.

Digitized by Google

[illegible] 1880 die [illegible] über Verden auf 3,1[illegible] [illegible] und die [illegible] auf 14 [illegible]

London oder ein schottischer Hafen [illegible] verkehr in Betracht kommt, trotz alles [illegible] Bukarest viel näher als Regensburg oder Pest; denn eine [illegible] von Pest oder Regensburg nach Bukarest kostet [illegible] eine solche von Bukarest nach London oder einem [illegible] Hafen.

Solche traurigen Verkehrsverhältnisse auf der größten [illegible] wasserstraße Europas dürfen nicht länger fortdauern. Denn [illegible] nur Rußland, Oesterreich-Ungarn, England, Rumänien und [illegible] Balkanstaaten sind dabei interessiert, sondern auch Frank[illegible] Italien, Belgien, Holland und besonders Deutschland.

Die Donau soll für Süddeutschland und seinen Weltverke[illegible] das sein, was die Nord- und Ostsee für Norddeutschland sind. [illegible] soll den Verkehr mit den Donaustaaten, mit der Balkanhalbinsel und über das Schwarze Meer bis Persien ermöglichen.**)

Darin besteht die Kulturbedeutung der Donau, daß sie die [illegible] werden soll, welche die Kultur des Westens mit der des Orients verbindet.

Für die völkerrechtliche Regelung dieser politischen, volkswirtschaftlichen und Kulturinteressen ist entweder die baldige Berufung einer europäischen Konferenz oder, was die vorhandenen völkerrechtlichen Anomalien dieser Regelung anbetrifft, die Anrufung der [illegible] Schiedshofes im Haag [illegible]

[illegible] die den Gegenstand der Be[illegible] [illegible] Konferenz oder [illegible] bilden wird, sind [illegible]

[illegible] vorgeschlagene [illegible] bis nach

[illegible]

:m Eisernen Tor. Diese Lösung wird wohl für Rumänien kaum nnehmbar sein, weil sie seine Territorialgewalt einzuschränken und ie Ausübung seiner Rechte als Uferstaat auf Ueberwachung der Schiffahrtspolizei aufzuheben droht.

Ein zweiter Vorschlag wäre die Konstituierung einer Uferstaatenkommission vom Eisernen Tor bis Galatz mit der Aufrechterhaltung der Europäischen Kommission für die maritime Donau.

Drittens wäre in Erwägung zu ziehen die Konstituierung einer Uferstaatenkommission vom Eisernen Tor bis ans Meer unter Abschaffung der Europäischen Kommission, wie im Pariser Frieden von 1856 stipuliert wurde.

Viertens käme nach Geffcken in Betracht die Konstituierung einer Uferstaatenkommission für den ganzen schiffbaren Stromlauf, also von Ulm bis ans Meer, unter Abschaffung der Europäischen Kommission.

Der einzig zweckmäßige, mit den völkerrechtlichen Prinzipien und auch mit den Ansprüchen der Interessenten in Einklang gesetzte Vorschlag wäre endlich die Konstituierung einer Uferstaatenkommission von Ulm bis Galatz, unter der erzieherischen, völkerrechtlichen Voraussetzung des Weiterbestehens der Befugnisse der bis jetzt so überraschend erfolgreichen Europäischen Kommission über die Strecke von Galatz bis ans Meer. Die Uferstaatenkommission soll nach dem Muster der revidierten Rheinschiffahrtsakte vom 17. Oktober 1868 (Sturdza S. 575 f.) nicht nur Schiffahrtsordnungen erlassen, sondern auch alle nötigen technischen Arbeiten für die Stromverbesserung (vor allem für die etwa 70 km langen Donauuntiefen bei Gönyö unterhalb Preßburg und die Hindernisse am Eisernen Tor), welche die Schiffbarkeit der Donaustrecke von Ulm bis Galatz erfordert, ausführen lassen.

Für diese technischen Unternehmungen soll sie einen Unternehmungsfond von 40—50 Millionen schaffen, entweder durch zinsfreie Anleihe der Uferstaaten im ganzen, oder durch freie Hergabe von 4—5 Millionen à fond perdu eines jeden Uferstaates, wie es Deutschland, Italien und die Schweiz zur Herstellung der Gotthardbahn getan haben.*) Die Auferlegung der Abgaben wird selbstverständlich nur als eine die freie Schiffahrt nicht hemmende Gegenleistung für die Aufwendung zur Erhaltung oder Ermöglichung der Schiffbarkeit erfolgen.

*) Vergl. auch Th. v. Bunsen: Die Donaufrage. „Die Nation". Herausgeg. v. Barth. 1884. Nr. 32. S. 443.

Digitized by Google

Die Befugnisse der Europäischen Kommission werden auf alle Donaumündungen, also auch auf die russische Oszakow- und die russisch-rumänische Kiliamündung, ausgedehnt.

Die Uferstaaten- und die Europäische Kommission sollen sich in jährlichen gemeinsamen Sitzungen über die zutreffenden Maßregeln einigen, welche die freie Schiffahrt von Ulm bis ans Meer fordern kann.

Die praktischen Konsequenzen, welche die Verwirklichung dieses Vorschlages nach sich ziehen würde, wären folgende: die Schonung der Suszeptilität Oesterreichs durch die Einräumung des ständigen Präsidiums in der Uferstaatenkommission, die Zwingung Rußlands unter ein gemeinsames Regime, die Beseitigung der geographisch-hydrographischen und ökonomischen Hindernisse am Eisernen Tor (sowie auf dem ganzen schiffbaren Stromlauf); mit einem Worte die Erledigung aller bis jetzt noch schwebenden Konflikte. — Diese vorgeschlagene Lösung der Donaufrage würde zugleich auch die völkerrechtlichen Prinzipien der freien Schiffahrt auf internationalen Flüssen verwirklichen, nämlich: die reale Freiheit der Schiffahrt für alle Flaggen, die gleichmäßige Behandlung des ganzen Stromlaufes, die Gleichberechtigung aller Uferstaaten, die Ueberwachung aller von diesen gemeinsam erlassenen Flußschiffahrtsordnungen und Reglements.

Diese im Geiste des Wiener Kongresses vernünftige Ausgleichung zwischen den internationalen Forderungen der freien Schiffahrt und den nationalen Forderungen der souveränen Uferstaaten wird den Sieg des wissenschaftlichen Völkerrechts über lokale Nützlichkeitserwägungen und politische Kurzsichtigkeit bedeuten.

In dem stimmungsvollen Bilde „Hagen und die Donaunixe" des bekannten Donaudarstellers Moritz von Schwind stößt der Fährmann bei herrlichem Mondschein einen Kahn über den Donaustrom unter klarem nächtlichen Himmel, dessen Wolken wild zerrissen sind. Im Kahn schaut ein Ritter mit geflügeltem Helm sinnend und gedankenvoll aufs Wasser, in dem der blanke Leib einer Nixe sichtbar wird, die unter dem Bootsrand mutig einherschwimmt.

Der düstere Hagen mag als das Sinnbild des historischen Schicksals und die anmutige Nixe als die bildliche Verkörperung der kulturellen Zukunft der schönen blauen Donau gelten.

Digitized by Google

Taines Geschichtsphilosophie.

Von

Friedrich Kuntze.

I.

Wir hören die Geschichtsphilosophie eines Historikers lieber als die eines Philosophen, ebenso wie wir lieber den Bekenntnissen eines Dichters über sein Schaffen als der Kunstphilosophie eines offiziellen Aesthetikers lauschen, denn in beiden Fällen scheint es uns, als müsse dem Schaffenden ein tieferer Einblick in seinen Gegenstand und die Gesetze seines Werdens möglich sein, als dem bloß Betrachtenden, als müsse bei dem einen das innerlich Erlebte eine größere Wahrheit haben, als bei dem anderen das bloß verstandesmäßig Uebermittelte, weil ja der Satz, daß man nur recht eigentlich das versteht, was man selbst gemacht hat, nicht nur für die Erkenntnistheorie, sondern auch für die individuelle Psychologie Geltung hat.

In der Aesthetik ist unser Interesse ein rein psychologisches, es gilt hauptsächlich dem eigentümlichen vegetativen Vorgange in der Seele des Künstlers, dem Entstehen des Kunstwerkes aus Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten, seinem Wachsen nach Notwendigkeiten und immanenten Gesetzen, gilt der Abhängigkeit, in der es ursprünglich von persönlichen Erlebnissen des Dichters sich befindet, gilt der Selbständigkeit, dem Eigenleben, mit dem es dann neben, manchmal über seinem Schöpfer fortbesteht. Anders in der Geschichte. Gewiß begleitet auch hier unser Interesse die künstlerischen Fähigkeiten des Historikers, aber doch nur als Ausdrucksmittel, nicht als selbständige Werte. Der selbständige Wert der Geschichte ist vielmehr, das wirkliche Leben zu beschreiben, festzustellen: „wie es eigentlich gewesen ist."

In dem „eigentlich" steckt Metaphysik, wenn es so ohne Umstände gebraucht wird und sich nicht nur auf die philologische Richtig-

Digitized by Google

stellung überkommener Urkunden beziehen soll, denn es sagt, in der ganzen sinnlosen Masse dessen, was gewesen, sei einiges das Wesentliche, der Sinn des Ganzen, „das Eigentliche"; das aber ist, dafern wir uns dem gewöhnlichen Sprachgebrauch anschließen, Metaphysik, als worunter dieser alles versteht, was über die mechanische Naturerklärung hinausgeht. Das aber tut die Unterscheidung wesentlicher von unwesentlichen Dingen, denn die gegen Menschenwerte gleichgültige, unfühlende, mechanische Weltordnung respektiert nie etwas als das Wesentliche, sondern läßt alles nach gleichmäßigen Gesetzen abrollen. — Ob diese Art Metaphysik die Grenzlinien überschreite, die Kant der menschlichen Erkenntnis gezogen hat, und ob sie deshalb überhaupt unter den wissenschaftlichen Begriff Metaphysik fällt, ist ein Bedenken, das wir zurückstellen können, um dafür zu zeigen, wie auch nach einer anderen Richtung hin die Geschichtsphilosophie ein Streben hat, „Metaphysik" zu werden.

Da alles Sein als solches Werden und Vergehen, das heißt Geschichte ist, so liegt es nahe, anzunehmen, irgendwo in ihm liege auch das woher, wohin, wozu dieses Werdens oder Vergehens beschlossen, und der Historiker, der immer diese Form unseres Lebens betrachtet, könne auch wohl am ersten hinter ihren Sinn kommen. Uns Menschen der Gegenwart muten solche Gedanken durchaus vertraut an, denn wir haben gesehen, wie Darwin aus der Geschichte dem woher eine Antwort zu geben versuchte, wir haben erlebt, wie Nietzsche in die Geschichte ein wohin, wozu gestellt hat.

Diese letzterwähnte Metaphysik braucht nicht notwendig mit jener anderen Betrachtungsweise zusammenzufallen, welche aus der Wirklichkeit bestimmte Teile als die wesentlichen heraushebt, andere als unwesentlich bei Seite läßt, welche gewissermaßen eine zweite, gewählte Wirklichkeit herstellt, und durchaus unmetaphysisch sein kann. Tatsächlich aber hat man oft die woher, wohin, wozu? in bestimmte Werte gekleidet und aus ihnen metaphysische Auswahlprinzipien gemacht, wodurch dann die Darstellung der Geschichte von einem vorausgesetzten transszendenten Zweck der Geschichte abhängig wurde. Diese Art, Geschichtsschreibung und Geschichtsmetaphysik zu verbinden, scheint mir zwar falsch, aber durchaus verzeihlich, denn es werden dabei in dem woher, wohin, wozu! vollkommen historische Kategorien verwendet, und nur darin liegt der Fehler, daß sie ins Absolute gedeutet werden.

Für viel gefährlicher halte ich eine letzte Art, aus der Geschichtsmetaphysik eine Geschichtsschreibung zu machen, näm-

Digitized by Google

lich die Art Taines: mittelst unkritischer Uebertragung der Methoden anderer Wissenschaften auf ein vollkommen heterogenes Material den Schein exakter Wissenschaftlichkeit zu erwecken, und doch dabei eine, noch dazu inkonsequente Metaphysik zu treiben. Eine Auseinandersetzung mit Taine lohnt gewiß der Mühe, denn erstens hat er als Historiker, der Geschichtsphilosophie treibt, von vornherein jenes eingangs erwähnte Prestige des Fachmannes für sich, zweitens haben, auch abgesehen davon, seine dialektische Begabung und seine glanzvolle Sprache mehr Schule gemacht, als im Interesse der Methodik wünschenswert ist.

Gegen nichts würde Taine heftiger protestieren, als gegen diese Beschuldigung, aus der Geschichtsphilosophie eine Metaphysik gemacht zu haben; hielt er doch gerade die Befreiung der Geschichte von Metaphysik und Anekdote für eines der dauerndsten Verdienste seines Lebens. Und doch glaube ich, daß er gerade durch die Methode, welche ihm aus der Geschichtserzählung eine Geschichtswissenschaft schaffen sollte, durch die Methode: de procéder à la façon des sciences naturelles nur um den Preis die Geschichte vor dem Verdacht der Anekdote geschützt hat, daß er in seinen Naturbegriff metaphysische Voraussetzungen aufnahm.

Zuvörderst also handelt es sich darum, den Naturbegriff Taines festzustellen, und dann zu prüfen, ob bei Anwendung einer bestimmten „naturwissenschaftlichen Methode" aus dieser Natur Geschichte werden kann oder nicht.

Wir denken selten mit einem selbstgeschaffenen Naturbegriff, sondern mit einem historisch überkommenen, in dem sich theologische Erinnerungen des Mittelalters und moralistische der Aufklärungszeit bergen. Wir sprechen von natürlichen Gefühlen, von natürlichen Menschen, von einer natürlichen Ordnung der Dinge, von natürlichen Folgen usw. und merken gar nicht, daß wir da keine einfachen Aussagen über die Natur mehr machen, sondern bereits Normen in sie hereintragen, denn die rein empirische Beobachtung zeigt uns in der Natur das „unnatürliche" ebenso häufig wie das „natürliche". Diese vieldeutigen Begriffe haben wir daher zunächst zu verlassen, um uns ein wissenschaftliches Naturbild vorstellig zu machen, wie es etwa Heinrich Hertz in dem „dritten Bild" seiner Einleitung zur „Mechanik" zeichnet, wo alsdann Begriffe wie „natürlich", „unnatürlich", „wesentlich", „unwesentlich" vollkommen wegfallen, da die starren Punktsysteme die Welt zu etwas durchaus gleichmäßigem, uniformen machen, in dem das Werden und Vergehen so wenig als

Digitized by Google

Faktor anerkannt wird, wie in der Welt des Parmenides. So zeigen uns die Naturdefinitionen der Wissenschaft durch das in der Definition Vermißte, was wir unbewußt in sie einzuschließen gewohnt sind.

Nach der Unterdrückung jener verworren mitklingenden moralistischen Nebenvorstellungen bleiben zunächst mehrere selbständige aufeinander nicht zurückführbare Naturwissenschaften, mithin ebensoviel Naturbegriffe. Diese kann man mit Taineschen Denkmitteln nach mehreren Eigenheiten klassifizieren, nach ihrer Begriffsbildung und nach ihren Objekten: im ersten Fall erhält man Biologie und Physik, im zweiten Naturwissenschaft schlechthin und Psychologie; die Wissenschaft der organisierten gegenüber der Wissenschaft der unorganisierten Materie, die Lehre von der Körperwelt gegenüber der Lehre von der Geisteswelt. Taine will nun einen prinzipiellen Unterschied zwischen Psychologie und Mechanik nicht zugeben, da die Objekte beider, uns gleichmäßig unbekannt, einen materialen Unterschied nicht begründen könnten und die Begriffsbildung beider einen formalen Unterschied nicht erkennen ließe; ihm verschwindet die Differenz der Objekte vor der Gleichheit der Methode. Dann bleiben noch Biologie und Physik, oder vielmehr die biologische und psychologisch-physikalische Methode, die Wissenschaft der organisierten und die Wissenschaft der unorganisierten Materie neben einander stehen. Auch aus diesen zwei will Taine noch eins machen: es soll die Biologie allmählich in die Physik aufgehen, so daß nur eine einzige Wissenschaft von der Natur bleibt, die, einem Januskopf vergleichbar, auf der einen Seite ins Geistige, auf der anderen ins Materielle sieht. Taine sagt, weniger akademisch: Supposez un livre écrit dans une langue originelle et muni d'une traduction interlinéaire. le livre est la nature, la langue originale est l'événement moral, la traduction interlinéaire est l'événement physique, et l'ordre des chapitres est l'ordre des êtres.

Die Natur ist danach, in einem dritten Bilde, ein uferloser, ununterbrochener Fluß von Ereignissen, dem wir nur zwei grundsätzlich verschiedene Ansichten abgewinnen, eine materielle und eine geistige. In diesem großen Strome steht alles unter Gesetzen, es gehört nichts zu ihm, was nicht unter Gesetzen stünde, denn eben damit würde es aufhören Natur zu sein. Hiernach können wir Taine wohl die kantische Naturdefinition zumuten: „Unter Natur im empirischen Verstande verstehen wir den Zusammenhang der Erscheinungen ihrem Dasein nach, nach notwendigen Regeln, d. i. nach Gesetzen."

Digitized by Google

Der methodische Vorzug jener einen Grundwissenschaft von der Natur, der Physik-Psychologie schreibt sich daher, daß sie es mit, wenigstens relativ, einfachen Elementen zu tun hat, die Physik mit den Atomen, die Psychologie mit den einfachen psychologischen Qualitäten. Dieser Vorzug begründet aber keine so vollkommene Ausnahmestellung, wie wir es oben der ersten Orientierung wegen annahmen. Die Uebergänge in die anderen Wissenschaften sind gleitende, nicht plötzliche, die Unterschiede quantitative, nicht qualitative. Die anderen Wissenschaften arbeiten mit zusammengesetzten Gebilden, gewiß, aber auch Physik und Psychologie selbst bleiben nicht bei jenen letzten Elementen stehen, sondern lassen aus diesen zusammengesetzte Gebilde werden; die erste berechnet das Zusammengehen von Massenpunkten zu einem soliden Gebilde, die zweite beschreibt das Sichherausarbeiten der Vorstellung aus dem Block der Empfindung zu der Klarheit des Begriffs. Die übrigen Wissenschaften gehen daher nur diese schon gebahnten Wege weiter. Botanik und Zoologie setzen die Physik fort; ihre Bestimmung ist es, die Bedingungen zu finden, unter denen die Materie sich organisiert, dabei aber immer in diesen neuen Eigenschaften besondere Konstellationen der Gesetze ihrer Grundwissenschaft, der Mechanik, zu erkennen. Ebenso nimmt auf der anderen Seite die literarische Kritik die Arbeit der Psychologie auf, sie geht analytisch vom Ganzen zu seinen Teilen, oder sie läßt synthetisch das Ganze mit Notwendigkeit aus gewissen Eigenschaften psychischer Elemente erwachsen. In allen Fällen ist die Begriffsbildung vollkommen dieselbe: immer wird ein Ganzes aus den Eigenschaften seiner Teile mit Notwendigkeit deduziert. — Man sieht sofort die vollkommene Relativität des Elementbegriffes, der immer von dem jeweiligen Größenmaßstab des Ganzen abhängt, wird sich daher auch nicht dagegen wehren, ebenso wie man früher in der individuellen Psychologie die Empfindung als das Primitivere gegenüber dem Begriff anerkannte, nun auch in einer Sozialpsychologie das ganze psychische Subjekt als etwas Primitives, als ein Element einem größeren Zusammenhang gegenüber anzuerkennen. Die Wissenschaft dieses größeren und größten Zusammenhanges ist die G e s c h i c h t e.

Ich gehe noch einmal einen Schritt zurück, um denselben Gedanken mit etwas anderen Begriffen zu formulieren, die es erlauben, ihn bequemer in den Gedankenfortschritt des Ganzen einzustellen. — Alle Wissenschaft hat die gleiche Begriffsbildung, oder vielmehr alle Wissenschaft soll sie haben, die Begriffsbildung von Psychologie und

Digitized by Google

Es berechnete 1880 die Versendung der Stärke von Ulm bis Konstantinopel über London auf 5,18 Mark pro 100 kg, über Wien und die Sulinamündung auf 14,27 Mark.*)

London oder ein schottischer Hafen ist, soweit der Handelsverkehr in Betracht kommt, trotz alles geographischen Raumes Bukarest viel näher als Regensburg oder Pest; denn eine Sendung von Pest oder Regensburg nach Bukarest kostet doppelt soviel, als eine solche von Bukarest nach London oder einem schottischen Hafen.

Solche traurigen Verkehrsverhältnisse auf der größten Binnenwasserstraße Europas dürfen nicht länger fortdauern. Denn nicht nur Rußland, Oesterreich-Ungarn, England, Rumänien und die Balkanstaaten sind dabei interessiert, sondern auch Frankreich, Italien, Belgien, Holland und besonders Deutschland.

Die Donau soll für Süddeutschland und seinen Weltverkehr das sein, was die Nord- und Ostsee für Norddeutschland sind, sie soll den Verkehr mit den Donaustaaten, mit der Balkanhalbinsel und über das Schwarze Meer bis Persien ermöglichen.**)

Darin besteht die Kulturbedeutung der Donau, daß sie die Trägerin werden soll, welche die Kultnr des Westens mit der des Orients verbindet.

Für die völkerrechtliche Regelung dieser politischen, volkswirtschaftlichen und Kulturinteressen ist entweder die baldige Berufung einer europäischen Konferenz oder, was die vorhandenen völkerrechtlichen Anomalien dieser Regelung anbetrifft, die Anrufung der Schiedssprechung des ständigen internationalen Schiedshofes im Haag durchaus notwendig.

Für die Lösung der Donaufrage, die den Gegenstand der Beratungen einer solchen eventuellen europäischen Konferenz oder eines eventuellen internationalen Schiedsspruches bilden wird, sind folgende Vorschläge möglich:

Erstens ist zu erwähnen, die von v. Holtzendorff vorgeschlagene Ausdehnung der Befugnisse der Europäischen Kommission bis nach

*) Vergl. Joseph N. Wolfbauer: Die Donau und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Referat, erstattet an die nieder-österr. Handels- und Gewerbekammer. Wien 1888. Th. v. Bunsen: Die Donau. „Deutsche Zeit- und Streitfragen." Herausgeg. v. Holtzendorff. Jahrg. XIII. Heft 198.

**) Vergl. „Die Donaufrage für Deutschland". „Export", Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande zu Berlin. IV. Jahrg. 1882. 46 (S. 679 ff.), 47 (S. 695 ff.), 48 (S. 711 ff.). Durch die Verbindung der Oder und des Rheingebiets mit der Donau würde sich das mittelbare Interesse Gesamtdeutschlands der Donau zuwenden.

Digitized by Google

dem Eisernen Tor. Diese Lösung wird wohl für Rumänien kaum annehmbar sein, weil sie seine Territorialgewalt einzuschränken und die Ausübung seiner Rechte als Uferstaat auf Ueberwachung der Schiffahrtspolizei aufzuheben droht.

Ein zweiter Vorschlag wäre die Konstituierung einer Uferstaatenkommission vom Eisernen Tor bis Galatz mit der Aufrechterhaltung der Europäischen Kommission für die maritime Donau.

Drittens wäre in Erwägung zu ziehen die Konstituierung einer Uferstaatenkommission vom Eisernen Tor bis ans Meer unter Abschaffung der Europäischen Kommission, wie im Pariser Frieden von 1856 stipuliert wurde.

Viertens käme nach Geffcken in Betracht die Konstituierung einer Uferstaatenkommission für den ganzen schiffbaren Stromlauf, also von Ulm bis ans Meer, unter Abschaffung der Europäischen Kommission.

Der einzig zweckmäßige, mit den völkerrechtlichen Prinzipien und auch mit den Ansprüchen der Interessenten in Einklang gesetzte Vorschlag wäre endlich die Konstituierung einer Uferstaatenkommission von Ulm bis Galatz, unter der erzieherischen, völkerrechtlichen Voraussetzung des Weiterbestehens der Befugnisse der bis jetzt so überraschend erfolgreichen Europäischen Kommission über die Strecke von Galatz bis ans Meer. Die Uferstaatenkommission soll nach dem Muster der revidierten Rheinschiffahrtsakte vom 17. Oktober 1868 (Sturdza S. 575 f.) nicht nur Schiffahrtsordnungen erlassen, sondern auch alle nötigen technischen Arbeiten für die Stromverbesserung (vor allem für die etwa 70 km langen Donauuntiefen bei Gönyö unterhalb Preßburg und die Hindernisse am Eisernen Tor), welche die Schiffbarkeit der Donaustrecke von Ulm bis Galatz erfordert, ausführen lassen.

Für diese technischen Unternehmungen soll sie einen Unternehmungsfond von 40—50 Millionen schaffen, entweder durch zinsfreie Anleihe der Uferstaaten im ganzen, oder durch freie Hergabe von 4—5 Millionen à fond perdu eines jeden Uferstaates, wie es Deutschland, Italien und die Schweiz zur Herstellung der Gotthardbahn getan haben.*) Die Auferlegung der Abgaben wird selbstverständlich nur als eine die freie Schiffahrt nicht hemmende Gegenleistung für die Aufwendung zur Erhaltung oder Ermöglichung der Schiffbarkeit erfolgen.

*) Vergl. auch Th. v. Bunsen: Die Donaufrage. „Die Nation". Herausgeg. v. Barth. 1884. Nr. 32. S. 443.

Digitized by Google

Die Befugnisse der Europäischen Kommission werden auf alle Donaumündungen, also auch auf die russische Oszakow- und die russisch-rumänische Kiliamündung, ausgedehnt.

Die Uferstaaten- und die Europäische Kommission sollen sich in jährlichen gemeinsamen Sitzungen über die zutreffenden Maßregeln einigen, welche die freie Schiffahrt von Ulm bis ans Meer fordern kann.

Die praktischen Konsequenzen, welche die Verwirklichung dieses Vorschlages nach sich ziehen würde, wären folgende: die Schonung der Suszeptilität Oesterreichs durch die Einräumung des ständigen Präsidiums in der Uferstaatenkommission, die Zwingung Rußlands unter ein gemeinsames Regime, die Beseitigung der geographisch-hydrographischen und ökonomischen Hindernisse am Eisernen Tor (sowie auf dem ganzen schiffbaren Stromlauf); mit einem Worte die Erledigung aller bis jetzt noch schwebenden Konflikte. — Diese vorgeschlagene Lösung der Donaufrage würde zugleich auch die völkerrechtlichen Prinzipien der freien Schiffahrt auf internationalen Flüssen verwirklichen, nämlich: die reale Freiheit der Schiffahrt für alle Flaggen, die gleichmäßige Behandlung des ganzen Stromlaufes, die Gleichberechtigung aller Uferstaaten, die Ueberwachung aller von diesen gemeinsam erlassenen Flußschiffahrtsordnungen und Reglements.

Diese im Geiste des Wiener Kongresses vernünftige Ausgleichung zwischen den internationalen Forderungen der freien Schiffahrt und den nationalen Forderungen der souveränen Uferstaaten wird den Sieg des wissenschaftlichen Völkerrechts über lokale Nützlichkeitserwägungen und politische Kurzsichtigkeit bedeuten.

In dem stimmungsvollen Bilde „Hagen und die Donaunixe" des bekannten Donaudarstellers Moritz von Schwind stößt der Fährmann bei herrlichem Mondschein einen Kahn über den Donaustrom unter klarem nächtlichen Himmel, dessen Wolken wild zerrissen sind. Im Kahn schaut ein Ritter mit geflügeltem Helm sinnend und gedankenvoll aufs Wasser, in dem der blanke Leib einer Nixe sichtbar wird, die unter dem Bootsrand mutig einherschwimmt.

Der düstere Hagen mag als das Sinnbild des historischen Schicksals und die anmutige Nixe als die bildliche Verkörperung der kulturellen Zukunft der schönen blauen Donau gelten.

Digitized by Google

Taines Geschichtsphilosophie.

Von

Friedrich Kuntze.

I.

Wir hören die Geschichtsphilosophie eines Historikers lieber als die eines Philosophen, ebenso wie wir lieber den Bekenntnissen eines Dichters über sein Schaffen als der Kunstphilosophie eines offiziellen Aesthetikers lauschen, denn in beiden Fällen scheint es uns, als müsse dem Schaffenden ein tieferer Einblick in seinen Gegenstand und die Gesetze seines Werdens möglich sein, als dem bloß Betrachtenden, als müsse bei dem einen das innerlich Erlebte eine größere Wahrheit haben, als bei dem anderen das bloß verstandesmäßig Uebermittelte, weil ja der Satz, daß man nur recht eigentlich das versteht, was man selbst gemacht hat, nicht nur für die Erkenntnistheorie, sondern auch für die individuelle Psychologie Geltung hat.

In der Aesthetik ist unser Interesse ein rein psychologisches, es gilt hauptsächlich dem eigentümlichen vegetativen Vorgange in der Seele des Künstlers, dem Entstehen des Kunstwerkes aus Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten, seinem Wachsen nach Notwendigkeiten und immanenten Gesetzen, gilt der Abhängigkeit, in der es ursprünglich von persönlichen Erlebnissen des Dichters sich befindet, gilt der Selbständigkeit, dem Eigenleben, mit dem es dann neben, manchmal über seinem Schöpfer fortbesteht. Anders in der Geschichte. Gewiß begleitet auch hier unser Interesse die künstlerischen Fähigkeiten des Historikers, aber doch nur als Ausdrucksmittel, nicht als selbständige Werte. Der selbständige Wert der Geschichte ist vielmehr, das wirkliche Leben zu beschreiben, festzustellen: „wie es eigentlich gewesen ist."

In dem „eigentlich" steckt Metaphysik, wenn es so ohne Umstände gebraucht wird und sich nicht nur auf die philologische Richtig-

Digitized by Google

stellung überkommener Urkunden beziehen soll, denn es sagt, in der ganzen sinnlosen Masse dessen, was gewesen, sei einiges das Wesentliche, der Sinn des Ganzen, „das Eigentliche"; das aber ist, dafern wir uns dem gewöhnlichen Sprachgebrauch anschließen, Metaphysik, als worunter dieser alles versteht, was über die mechanische Naturerklärung hinausgeht. Das aber tut die Unterscheidung wesentlicher von unwesentlichen Dingen, denn die gegen Menschenwerte gleichgültige, unfühlende, mechanische Weltordnung respektiert nie etwas als das Wesentliche, sondern läßt alles nach gleichmäßigen Gesetzen abrollen. — Ob diese Art Metaphysik die Grenzlinien überschreite, die Kant der menschlichen Erkenntnis gezogen hat, und ob sie deshalb überhaupt unter den wissenschaftlichen Begriff Metaphysik fällt, ist ein Bedenken, das wir zurückstellen können, um dafür zu zeigen, wie auch nach einer anderen Richtung hin die Geschichtsphilosophie ein Streben hat, „Metaphysik" zu werden.

Da alles Sein als solches Werden und Vergehen, das heißt Geschichte ist, so liegt es nahe, anzunehmen, irgendwo in ihm liege auch das woher, wohin, wozu dieses Werdens oder Vergehens beschlossen, und der Historiker, der immer diese Form unseres Lebens betrachtet, könne auch wohl am ersten hinter ihren Sinn kommen. Uns Menschen der Gegenwart muten solche Gedanken durchaus vertraut an, denn wir haben gesehen, wie Darwin aus der Geschichte dem woher eine Antwort zu geben versuchte, wir haben erlebt, wie Nietzsche in die Geschichte ein wohin, wozu gestellt hat.

Diese letzterwähnte Metaphysik braucht nicht notwendig mit jener anderen Betrachtungsweise zusammenzufallen, welche aus der Wirklichkeit bestimmte Teile als die wesentlichen heraushebt, andere als unwesentlich bei Seite läßt, welche gewissermaßen eine zweite, gewählte Wirklichkeit herstellt, und durchaus unmetaphysisch sein kann. Tatsächlich aber hat man oft die woher, wohin, wozu? in bestimmte Werte gekleidet und aus ihnen metaphysische Auswahlprinzipien gemacht, wodurch dann die Darstellung der Geschichte von einem vorausgesetzten transszendenten Zweck der Geschichte abhängig wurde. Diese Art, Geschichtsschreibung und Geschichtsmetaphysik zu verbinden, scheint mir zwar falsch, aber durchaus verzeihlich, denn es werden dabei in dem woher, wohin, wozu! vollkommen historische Kategorien verwendet, und nur darin liegt der Fehler, daß sie ins Absolute gedeutet werden.

Für viel gefährlicher halte ich eine letzte Art, aus der Geschichtsmetaphysik eine Geschichtsschreibung zu machen, näm-

Digitized by Google

lich die Art Taines: mittelst unkritischer Uebertragung der Methoden anderer Wissenschaften auf ein vollkommen heterogenes Material den Schein exakter Wissenschaftlichkeit zu erwecken, und doch dabei eine, noch dazu inkonsequente Metaphysik zu treiben. Eine Auseinandersetzung mit Taine lohnt gewiß der Mühe, denn erstens hat er als Historiker, der Geschichtsphilosophie treibt, von vornherein jenes eingangs erwähnte Prestige des Fachmannes für sich, zweitens haben, auch abgesehen davon, seine dialektische Begabung und seine glanzvolle Sprache mehr Schule gemacht, als im Interesse der Methodik wünschenswert ist.

Gegen nichts würde Taine heftiger protestieren, als gegen diese Beschuldigung, aus der Geschichtsphilosophie eine Metaphysik gemacht zu haben; hielt er doch gerade die Befreiung der Geschichte von Metaphysik und Anekdote für eines der dauerndsten Verdienste seines Lebens. Und doch glaube ich, daß er gerade durch die Methode, welche ihm aus der Geschichtserzählung eine Geschichtswissenschaft schaffen sollte, durch die Methode: de procéder à la façon des sciences naturelles nur um den Preis die Geschichte vor dem Verdacht der Anekdote geschützt hat, daß er in seinen Naturbegriff metaphysische Voraussetzungen aufnahm.

Zuvörderst also handelt es sich darum, den Naturbegriff Taines festzustellen, und dann zu prüfen, ob bei Anwendung einer bestimmten „naturwissenschaftlichen Methode" aus dieser Natur Geschichte werden kann oder nicht.

Wir denken selten mit einem selbstgeschaffenen Naturbegriff, sondern mit einem historisch überkommenen, in dem sich theologische Erinnerungen des Mittelalters und moralistische der Aufklärungszeit bergen. Wir sprechen von natürlichen Gefühlen, von natürlichen Menschen, von einer natürlichen Ordnung der Dinge, von natürlichen Folgen usw. und merken gar nicht, daß wir da keine einfachen Aussagen über die Natur mehr machen, sondern bereits Normen in sie hereintragen, denn die rein empirische Beobachtung zeigt uns in der Natur das „unnatürliche" ebenso häufig wie das „natürliche". Diese vieldeutigen Begriffe haben wir daher zunächst zu verlassen, um uns ein wissenschaftliches Naturbild vorstellig zu machen, wie es etwa Heinrich Hertz in dem „dritten Bild" seiner Einleitung zur „Mechanik" zeichnet, wo alsdann Begriffe wie „natürlich", „unnatürlich", „wesentlich", „unwesentlich" vollkommen wegfallen, da die starren Punktsysteme die Welt zu etwas durchaus gleichmäßigem, uniformen machen, in dem das Werden und Vergehen so wenig als

Digitized by Google

Faktor anerkannt wird, wie in der Welt des Parmenides. So zeigen uns die Naturdefinitionen der Wissenschaft durch das in der Definition Vermißte, was wir unbewußt in sie einzuschließen gewohnt sind.

Nach der Unterdrückung jener verworren mitklingenden moralistischen Nebenvorstellungen bleiben zunächst mehrere selbständige aufeinander nicht zurückführbare Naturwissenschaften, mithin ebensoviel Naturbegriffe. Diese kann man mit Taineschen Denkmitteln nach mehreren Eigenheiten klassifizieren, nach ihrer Begriffsbildung und nach ihren Objekten: im ersten Fall erhält man Biologie und Physik, im zweiten Naturwissenschaft schlechthin und Psychologie; die Wissenschaft der organisierten gegenüber der Wissenschaft der unorganisierten Materie, die Lehre von der Körperwelt gegenüber der Lehre von der Geisteswelt. Taine will nun einen prinzipiellen Unterschied zwischen Psychologie und Mechanik nicht zugeben, da die Objekte beider, uns gleichmäßig unbekannt, einen materialen Unterschied nicht begründen könnten und die Begriffsbildung beider einen formalen Unterschied nicht erkennen ließe; ihm verschwindet die Differenz der Objekte vor der Gleichheit der Methode. Dann bleiben noch Biologie und Physik, oder vielmehr die biologische und psychologisch-physikalische Methode, die Wissenschaft der organisierten und die Wissenschaft der unorganisierten Materie neben einander stehen. Auch aus diesen zwei will Taine noch eins machen: es soll die Biologie allmählich in die Physik aufgehen, so daß nur eine einzige Wissenschaft von der Natur bleibt, die, einem Januskopf vergleichbar, auf der einen Seite ins Geistige, auf der anderen ins Materielle sieht. Taine sagt, weniger akademisch: Supposez un livre écrit dans une langue originelle et muni d'une traduction interlinéaire. le livre est la nature, la langue originale est l'événement moral. la traduction interlinéaire est l'événement physique, et l'ordre des chapitres est l'ordre des êtres.

Die Natur ist danach, in einem dritten Bilde, ein uferloser, ununterbrochener Fluß von Ereignissen, dem wir nur zwei grundsätzlich verschiedene Ansichten abgewinnen, eine materielle und eine geistige. In diesem großen Strome steht alles unter Gesetzen, es gehört nichts zu ihm, was nicht unter Gesetzen stünde, denn eben dann würde es aufhören Natur zu sein. Hiernach können wir Taine wohl die kantische Naturdefinition zumuten: „Unter Natur im empirischen Verstande verstehen wir den Zusammenhang der Erscheinungen ihrem Dasein nach, nach notwendigen Regeln, d. i. nach Gesetzen."

Digitized by Google

Der methodische Vorzug jener einen Grundwissenschaft von der Natur, der Physik-Psychologie schreibt sich daher, daß sie es mit, wenigstens relativ, einfachen Elementen zu tun hat, die Physik mit den Atomen, die Psychologie mit den einfachen psychologischen Qualitäten. Dieser Vorzug begründet aber keine so vollkommene Ausnahmestellung, wie wir es oben der ersten Orientierung wegen annahmen. Die Uebergänge in die anderen Wissenschaften sind gleitende, nicht plötzliche, die Unterschiede quantitative, nicht qualitative. Die anderen Wissenschaften arbeiten mit zusammengesetzten Gebilden, gewiß, aber auch Physik und Psychologie selbst bleiben nicht bei jenen letzten Elementen stehen, sondern lassen aus diesen zusammengesetzte Gebilde werden; die erste berechnet das Zusammengehen von Massenpunkten zu einem soliden Gebilde, die zweite beschreibt das Sichherausarbeiten der Vorstellung aus dem Block der Empfindung zu der Klarheit des Begriffs. Die übrigen Wissenschaften gehen daher nur diese schon gebahnten Wege weiter. Botanik und Zoologie setzen die Physik fort; ihre Bestimmung ist es, die Bedingungen zu finden, unter denen die Materie sich organisiert, dabei aber immer in diesen neuen Eigenschaften besondere Konstellationen der Gesetze ihrer Grundwissenschaft, der Mechanik, zu erkennen. Ebenso nimmt auf der anderen Seite die literarische Kritik die Arbeit der Psychologie auf, sie geht analytisch vom Ganzen zu seinen Teilen, oder sie läßt synthetisch das Ganze mit Notwendigkeit aus gewissen Eigenschaften psychischer Elemente erwachsen. In allen Fällen ist die Begriffsbildung vollkommen dieselbe: immer wird ein Ganzes aus den Eigenschaften seiner Teile mit Notwendigkeit deduziert. — Man sieht sofort die vollkommene Relativität des Elementbegriffes, der immer von dem jeweiligen Größenmaßstab des Ganzen abhängt, wird sich daher auch nicht dagegen wehren, ebenso wie man früher in der individuellen Psychologie die Empfindung als das Primitivere gegenüber dem Begriff anerkannte, nun auch in einer Sozialpsychologie das ganze psychische Subjekt als etwas Primitives, als ein Element einem größeren Zusammenhang gegenüber anzuerkennen. Die Wissenschaft dieses größeren und größten Zusammenhanges ist die Geschichte.

Ich gehe noch einmal einen Schritt zurück, um denselben Gedanken mit etwas anderen Begriffen zu formulieren, die es erlauben, ihn bequemer in den Gedankenfortschritt des Ganzen einzustellen. — Alle Wissenschaft hat die gleiche Begriffsbildung, oder vielmehr alle Wissenschaft soll sie haben, die Begriffsbildung von Psychologie und

Digitized by Google

Mechanik. Ist das zuzugeben, so darf allen übrigen Wissenschaften nur dann dieser Name zuerkannt werden, wenn sie sich auf Mechanik, die Grundwissenschaft der Körperwelt oder auf Psychologie, die Grundwissenschaft der Geisteswelt zurückführen lassen. Die Geschichte soll die Wissenschaft vom Kampf und Streben der menschlichen Leidenschaften, der menschlichen „Seelen" werden; nach diesen Gedankengängen ist ihr dies nur dann möglich, wenn sie sich in die Wissenschaft des seelischen, in die Psychologie auflöst, wenn sie ebenso angewandte Psychologie wird, wie die Biologie angewandte Physik ist, oder — werden soll.

Dabei ist allerdings zu bemerken, daß die Psychologie noch sehr weit davon entfernt ist, eine der Mechanik gleichberechtigte Parallel-Wissenschaft zu sein, daher es denn, um überhaupt diese Reduktion der Geschichte auf Psychologie ausdenkbar zu machen, notwendig ist, sich ein Idealbild von letzterer als vollendeter Wissenschaft vorzustellen.

Alle vollendete Wissenschaft ist nach Taine deduktiv, und alle Wissenschaften wollen deduktiv werden, denn die Deduktion geht im Gegensatz zur Induktion von den Gründen zu den Folgen, wie die Natur selbst, als deren Abspiegelung doch die Wissenschaft angesehen wird. So ist ja in der Tat die Mathematik eine deduktive Wissenschaft, die Mechanik ist es durch Hertz geworden, die Chemie will es z. B. in der periodischen Tafel der Elemente von Meyer und Mendelejeff werden. Deduktion ist nach Taine auch das Ziel der modernen Psychologie, und sie würde es erreicht haben, wenn sie, ebenso wie der Scholastiker aus den Grundvermögen der Seele all ihre übrigen Eigenschaften herleitete, aus wenigen Grundformeln alle Handlungen, Wünsche, Gedanken eines Menschen errechnen könnte. Eine solchergestalt vollendete Psychologie würde nach Taines Meinung durchaus im stande sein, die Geschichte zu objektivieren, weil man einfach nur jedes historische Individuum nach diesen Formeln zu beschreiben brauchte, um es wissenschaftlich notwendig zu machen. —

Damit aber scheint wiederum allzuviel erreicht zu sein, denn damit sinkt eigentlich die Geschichte zu einer Beispielsammlung für jene Idealpsychologie herab, es muß daher die eben gewonnene Definition wieder in bestimmter Weise eingeschränkt werden, damit der historischen Wissenschaft auch ein Eigenwert verbleibe. Diese Einschränkung beruft sich zunächst auf Unterschiede im unmittelbar Gegebenen, darauf nämlich, daß es Handlungen des

Digitized by Google

Einzelwesens und des Massenwesens gebe, von denen man nur die ersten der Psychologie zuweisen könne, die zweiten aber der Geschichte überlassen müsse.

Eine Handlung fordert, wenigstens als logischen Einheitspunkt, den Begriff eines handelnden Wesens, folglich muß, ebenso wie die Psychologie, zwar nicht mit einer Seele, wohl aber mit einem psychologischen Subjekt rechnet, die Geschichte, um die Erscheinungen einer Periode in Zusammenhang bringen zu können, ein Subjekt annehmen dürfen, das ich, mit einem vorläufigen Ausdruck, das Kollektivsubjekt nennen will; dies ist eine einsichtige Folgerung aus dem Gedanken der gleichen Methodik der Wissenschaften bei fortschreitender Vielfältigkeit der Elemente.

Taine hat einen anderen Namen für dies Kollektivsubjekt, dessen erkenntnistheoretisch begreiflicher Teil übrigens durch das Gesagte umschrieben ist, und zwar deshalb, weil jenes Subjekt, außer seiner logischen auch eine reale, außer seiner erkenntnistheoretischen auch eine metaphysische Funktion in seinem Systeme hat. Es ist nicht nur der Begriff, der Gemeinsamkeiten wirklicher Dinge zu einem Ganzen eint, es ist auch die reale Kraft, die, um Hegel zu dem Gedanken auch den Ausdruck zu borgen, jene Gemeinsamkeiten „aus sich entläßt". Der allgemein gebrauchte und vielfach mißbrauchte Tainesche Begriff des „milieu social" genügt also bei seinem Erfinder einer doppelten Aufgabe: er ist die reale Kraft, von der alle Wesensäußerungen einer Epoche nur Ausstrahlungen sind, er ist die logische Einheit, die abgezogene Allgemeinvorstellung sämtlicher Erscheinungen eines Zeitalters, ist mithin für die Massenpsychologie dasselbe, was der Begriff der Persönlichkeit, der auch reales Substrat und logisches Subjekt umfaßt, für die Individualpsychologie ist, oder — war.

Wir können bei dem Begriff der Persönlichkeit stehen bleiben, um durch seine Analogie einen anderen Begriff und eine andere Kraft zu deuten, die ebenso die Abhängigkeiten der einander folgenden Dinge feststellt, wie der Milieu-Begriff die Abhängigkeiten der gleichzeitigen Dinge regelte. Die Persönlichkeit hat außer der oben betrachteten gewissermaßen zeitlosen, auch noch eine andere Bedeutung, die ihren ganzen Sinn von ihrem Befaßtsein mit der Zeit erhält. Sie nimmt den ganzen zeitlichen Verlauf eines individuellen Lebens zu einem Ganzen zusammen und ist der einzige Grund unseres Wesens, das sonst nur ein Knotenpunkt des allgemeinen materiellen und geistigen

Digitized by Google

Stoffwechsels wäre: Une infinité de fusées, toutes de même espèce qui, à divers degrés de complication et de hauteur, s'élancent et redescendent incessament et éternellement dans la noirceur du vide, voilà les êtres physiques et moraux; chacun d'eux n'est qu'une ligne d'événements, dont rien ne dure que la forme, et l'on peut se représenter la nature comme une grande aurore boréale.

Die über Psychologie — und Erfahrung — hinaus reichende Macht der Persönlichkeit, einem Ringe gleich unser Leben zu begrenzen, oder um in dem prachtvollen Bild zu bleiben, gleichartige Flammengarben zu einer Einheit zusammenzunehmen, findet in Taines Geschichtsphilosophie ihr Aequivalent und ihr Gegenbild im Begriff der Rasse. Die systematische Bedeutung des Rassebegriffs ist es mithin, das Werden und Vergehen, das heißt die Geschichte eines Volkes zu Zuständen eines Individuums zu machen, ebenso wie der Begriff der Persönlichkeit Geburt und Tod zu entgegengesetzten Polen in dem Kreislauf eines Lebens macht.

Genauer besehen ist dann das Milieu nur eine Folgeerscheinung der Rasse, es ist der jeweilige Querschnitt durch den Längsverlauf einer Rassenentwicklung oder Rassenkreuzung, es ist die jeweilige Integration aller Komponenten der Rassengeschichte, die jeweilige Senkrechte auf der horizontalen Historie, das jeweilige Produkt aller Wirkungen der Vergangenheit und die jeweilige Bedingung alles Werdens der Zukunft. Milieu und Rasse sind daher nur begrifflich, nicht real zu scheiden, sie stehen zu einander wie das Sein zum Wirken, das Wesen zur Erscheinung, von denen keins ohne das andere etwas ist.

Der Begriff der Rasse ist nach diesem der oberste Begriff der Taineschen Geschichtsphilosophie, denn der andere Fundamentalbegriff, das Milieu, läßt sich, als die jeweilige Summe seiner Aeußerungen in der Zeit, auf ihn zurückführen. Er ist aber nur für die Geschichtsphilosophie etwas Letztes, Unteilbares, Individuelles, nicht für die Wissenschaften, welche die Vorstufen der Geschichtswissenschaft sind. Für diese besteht zunächst die Rasse aus Individuen, diese Individuen zerfallen ihr wieder in Teile und Unterteile, bis schließlich das Teilungsvermögen beim Begriff des Atoms ermüdet. Soll nun gleichwohl der Begriff der Rasse, der die Zeitfolge von Völkerschicksalen einheitlich aneinanderreiht, mithin der eigentliche historische Zentralbegriff ist, selbst als eine Einheit bestehen bleiben, so muß in den letzten Elementen, bis zu denen die Analyse

Digitized by Google

vorzudringen vermag, eine innere Zielstrebigkeit zu ihm hin angenommen werden, so muß man den Gedanken wagen dürfen, es hätten die Atome, außer ihrer mechanischen noch eine höhere, nennen wir sie eine historische Gesetzlichkeit, die ebenso eine Chemie und Mechanik des Volksentstehens und -vergehens enthalte, wie die naturwissenschaftlichen Normen molekulare und molare Bewegungen toter Stoffe regeln, so muß, wenn wir uns eine Anfangskonstellation des Weltprozesses denken, in dieser für ein ewiges Auge die Geschichte Roms genau so im voraus erkennbar gewesen sein wie die Umdrehungen der Planeten und die Entstehung der Elemente. So mündet diese anscheinend materialistische Geschichtsphilosophie in den, tief französischen! Gedanken eines klaren, rationalen, logischen Weltgrundes, eines allgemeinen, notwendigen, zweckmäßigen Zusammenhanges aller Dinge. Sie mündet theoretisch in diesen Rationalismus, praktisch in den Glauben, diesen Grundgedanken des Weltgeistes, zum Teil wenigstens, nachdenken zu können. Denn ihr ist die eigentliche „Gegebenheit" der Welt, vor der Kant Halt machte, durchaus nichts logisch Undurchdringliches, sie hält es für möglich, alles Dasein, auch das Dasein selbst in Formeln aufzulösen, wenn man nur die Idealgründe unserer Existenz, „die drei oder vier großen Ideen, in die unsere Wissenschaft mündet", und ihre Realgründe, „die drei oder vier Arten des Seins, die unser Universum ausmachen", zu einer Einheit verbinden, dazu die reine Quantität, die beschränkte und die aufgehobene Quantität bestimmen könnte. Dann wäre eine Deduktion der Weltgeschichte, in des Wortes verwegenster Bedeutung möglich, denn:

Et de fait c'est par lui (le principe de la raison suffisan te qu'on s'élève à la plus haute conception d'ensemble, à l'idée d'un tout nécessaire, à la persuasion, que l'existence elle même est explicable. Par cette hiérarchie de nécessités le monde forme un être unique, indivisible, dont tous les êtres sont les membres. Une civilisation, un peuple, un siècle sont des définitions qui se d'éveloppent. L'homme est un théorème qui marche.

II.

Hier verrät Taine deutlich, wer der Meister ist, dem er seine Geschichtsphilosophie dankt; das ist nicht der Beherrscher der Positivisten, sondern der Herr der Idealisten, nicht Auguste Comte, sondern Friedrich Hegel. Diese ganze Art, die Geschichte als einen syllogistischen Prozeß sich vorstellig zu machen, in dem der Begriff

Digitized by Google

eines Zeitalters den Begriff des folgenden Zeitalters nach sich zieht, ist durchaus deutsches und nicht französisches Gedankengut, so sehr auch der den Franzosen im Blute liegende Rationalismus dazu prädisponieren mag. Damit wird nur dem etwas Neues gesagt, der nicht vorher schon aus einem gewissen geistigen Flügelrauschen beim philosophierenden Taine gemerkt hat, daß er sein Fliegen nicht von dem selbstgefälligen, langweiligen Comte, sondern von den Denkern jenseits des Rheins lernte.

Das erklärt mancherlei. Zuvörderst die Macht, mit der er, nicht nur in Frankreich, sondern auch bei uns, die Geister unter seine Gedanken und seine Sprache gezwungen hat. Die großen Systeme des deutschen Idealismus waren eine Art fata morgana des forschenden Menschengeistes gewesen; sie hatten dem Gelehrten, der sonst nur Schritt für Schritt vorrückte, plötzlich, greifbar nahe, das Ziel seiner Reise gezeigt, das in Wirklichkeit seine Augen nie sehen sollten: ein allbefassendes, nach einem Plan geordnetes System aller Erkenntnisse. Sie hatten das Land zu zeigen vermocht, aber nicht den Weg, der zu ihm führt, sie hatten Unendlichkeiten ahnen lassen, und waren an Wirklichkeiten gescheitert, daher ihre Zauber und ihre Enttäuschungen. Nach dem Zerfließen dieser deutschen Gedankenwunder war ein Mißtrauen und eine Sehnsucht in der wissenschaftlichen Welt zurückgeblieben. Taines Geschichtsphilosophie tat beiden Genüge, dem Mißtrauen, da sie auf ein kleines Gebiet sich beschränkte und scheinbar völlig empirische Mittel verwendete, der Sehnsucht, da sie über dem öden disparaten Einerlei der Detailforschung höhere Gemeinsamkeiten ahnen ließ.

Das erklärt aber noch mehr. So sehr sich auch das Gefühl dagegen sträubt, das ungern eine neue Einsicht in das Dasein und damit eine neue Macht über das Dasein sich aberkannt sieht, so wenig darf man sich verhehlen, daß dieses ganze künstliche Gebäude Tainescher Geschichtsphilosophie Metaphysik und widerlegbare Metaphysik ist, wie bei Hegel.

Wenn man eine bestimmte Geistesrichtung der Metaphysik zeiht, so hat man zwei Arten von Metaphysik an ihr auf das bestimmteste zu unterscheiden: diejenige, welche aus der Natur der Sache selbst hervorgeht, die ihr sozusagen im Blute liegt, und, Kants Ideen vergleichbar, wohl durchschaut, aber nicht hinweggeschaut werden kann, von einer anderen, welche nur der subjektiven Inkonsequenz oder bestimmten Launen und Vorlieben des Mannes zugeschrieben werden darf, der die Theorie vertritt, und die mit der

Digitized by Google

Beseitigung der Inkonsequenz selbst verschwindet. So führt denn auch Taines „naturwissenschaftliche Methode" zu zwei Metaphysiken und zwei Widersprüchen, von denen der eine der Sache selbst wesentlich anhängt und nicht von ihr zu trennen ist, der andere nur in gewissen subjektiven atavistischen Rückfällen in überwundenen Anschauungsweisen seinen Grund hat.

Wir betrachten zunächst die Metaphysik, welche, sozusagen subkutan, in der „naturwissenschaftlichen Geschichtsmethode" steckt, und können uns dabei in gewisser Weise von Taine emanzipieren, indem wir diese Geschichtsmethode als ein Gedankengebilde betrachten, das sich selbst bestimmte Gesetze gibt und bestimmte Grenzen zieht, das so wenig auf sonstige Vorzüge des Autors sich stützen kann, als es durch bestimmte sonstige Fehler desselben zu Falle gebracht wird.

Diese naturwissenschaftliche Methode soll zu zwei Begriffen führen, dem Milieu und dem Rassebegriffe. Wir wollen uns zunächst an den ersten, den logisch einfacheren, halten, und dabei außerdem diesen Milieu-Begriff all des Mystizismus entkleiden, den er, als hinter den Individuen stehende Kraft, bei Taine gelegentlich hat, indem wir ihn auf das reduzieren, was man sonst den „Typus einer Zeit" nannte, d. h. auf eine begriffliche Fixierung der kulturgeschichtlich wesentlichen Merkmale einer Zeit, oder einfacher gesprochen, auf die kulturgeschichtliche Charakteristik einer Epoche.

Dann hat die „naturwissenschaftliche Methode" auf die Frage Auskunft zu geben, durch welche Mittel sie aus dem unübersehbaren, gleichgültigen Chaos der Vergangenheit etwas „Wesentliches" oder „Charakteristisches" aussondern will.

Da das Eigentümliche jeder naturwissenschaftlichen Methode eine „Quantifizierung" der Welt ist, so steht von vornherein zu vermuten, daß man die Charakteristik einer Zeit durch ein bestimmtes, quantitatives, d. h. aber mathematisches Verfahren, etwa durch eine besondere Art der Statistik, werde geben können.

Taine selbst enttäuscht zwar diese Erwartung durchaus, indem er über das Wesen dieser Begriffsbildung Angaben macht, die sich jedenfalls nicht im entferntesten mathematisch auslegen lassen. Er schildert, wie dem Historiker aus Lesen von Dichtwerken einer bestimmten Zeit, aus dem Anschauen der Werke bildender Kunst, die sie geschaffen, aus dem Sichversenken in ihre Gebräuche, Sitten, Wertungen, allmählich ein Gesamteindruck entsteht, wie dieser Eindruck nach und nach ein eigenes Leben gewinnt, sich berichtigt, rundet, ergänzt, bis er schließlich, einer Vision vergleichbar, bildlich

Digitized by Google

vor dem inneren Sinn des Historikers steht. — So aber kann sich doch auch nur eine Vision rechtfertigen, kein Begriff, und mit einer naturwissenschaftlichen Formel hat ein derart entstandenes Gebilde jedenfalls nicht das Geringste gemein. Ich muß nun bekennen, daß es mir überhaupt völlig rätselhaft ist, wie ein Mann, dem erbarmungslos präzises Denken so zur Gewohnheit geworden war, wie Taine, je einem solchen Phantasiegebilde, das ja in seiner Entstehung nicht nur von Bildung, Wissen, Sympathien und Antipathien, sondern sogar von Stimmungen und Launen des Geschichtsschreibers abhängig ist, den Namen eines naturwissenschaftlichen Begriffes hat geben können, und ich kann mir dies rätselhafte Vertrauen auf die nachschaffende Macht der Phantasie nur aus einem uneingestandenen metaphysischen Glauben an die Konstanz der Art und Gattungsbegriffe erklären, aus einem Glauben, es seien im letzten Grunde der Dinge jene herrschenden Dinge versteckt, und man brauche nur recht hinzusehen, um sie zu finden.

Der Tainesschen Konstruktion können wir daher nicht wohl folgen, ohne in unseren erkenntnistheoretischen Ansichten uns wieder zu Skotus Erigena zurückzuversetzen. Aber selbst dann würden wir noch keinen klaren Begriff erhalten, da diese Methode ihr Gebilde noch nicht einmal mit dem formalen Merkmale eines Begriffes ausstatten kann: der Deutlichkeit. Diese besteht nämlich nicht darin, „daß dasjenige, was ein Merkmal vom Dinge ist, klar vorgestellt werde, sondern, daß es *als* ein Merkmal des Dinges *erkannt* werde" (Kant). Diese Deutlichkeit, wir würden heute sagen Deutbarkeit, verlangt also gewissermaßen einen zentripetalen Bau des Begriffes, eine Abhängigkeit seiner Teile, ein Sichfordern seiner Unterdefinitionen. Diese Abhängigkeit kann nie in den zufälligen Assoziationen bestehen, in die die Teile im Geiste des einzelnen, die Geschichte betrachtenden Individuums geraten, sondern sie müssen immer auf Gesetze sich gründen, es müssen also die Teile des jeweiligen Milieu-Begriffes nach Gesetzen miteinander verbunden sein, damit man überhaupt von einem Milieu-Begriff reden kann, die übrigens in diesem Fall nicht historisch, sondern soziologisch zu nennen wären.

An die Notwendigkeit derartiger Gesetze, welche die Abhängigkeiten der Teile des Milieu von einander regeln, hat nun allerdings Taine gedacht und so den poetisch entstandenen Begriff nachträglich noch logisch zu durchdringen versucht, aber er hat diese Gesetze erstens nicht zu Normen der Begriffs*bildung* gemacht,

Digitized by Google

und sie zweitens in einer Form gegeben, die sie erkenntnistheoretisch unbrauchbar macht. Soziologische „Gesetze" nämlich dürfen nie ihren Gegenstand nach der trügerischen Analogie der Mechanik als ein System von Kräften auffassen, in dem die Veränderung eines Teiles das System verändert, denn diese Analogie führt sofort zu der Unterstellung einer einzigen soziologischen Urkraft, die in der Mechanik als eine erlaubte Hilfsvorstellung zu rechnerischen Zwecken durchgehen kann*), in der Soziologie als eine unkritische Methodenübertragung aus einem völlig andersartigen Wissensgebiet durchaus nicht geduldet werden darf. Taine nun will gar außerdem unsichere zoologische Gesetze in die noch unsicherere Soziologie übertragen — und ich glaube wirklich nicht, daß es nötig ist, diese zum Ueberdruß häufig schon widerlegte Vergleichung zwischen der Gesellschaft und dem Organismus noch einmal zu widerlegen. Wir verweilen hier umsoweniger, als ja eigentlich diese letzten Gedanken nur eine Abschweifung sind, denn uns interessiert es garnicht, ob und wie naturwissenschaftliche Gesetze mit einem fertigen Milieu-Begriff schalten, sondern nur, ob und wie die naturwissenschaftliche Methode aus dem Chaos der Wirklichkeit einen Milieu-Begriff herausarbeiten kann.

Taine hatte auf diese Frage keine Antwort gegeben — wir wollen sehen, ob es überhaupt möglich ist, durch naturwissenschaftliche Verfahrungsweisen die Charakteristik einer Zeit zu finden. Wir benutzen dabei wieder unseren Autor, soweit wie es geht, und knüpfen an die drei, von ihm selbst namhaft gemachten Methoden der Naturwissenschaft an, nämlich die méthode des concordances die méthode des différences, die méthode des variations concomitantes.**)

Es würde nun eine genaue Prüfung von allen drei Methoden am Inhalt der Wirklichkeit dann nicht erlassen werden können, wenn eine jede den Inhalten des Erfahrens eine prinzipiell verschiedene Form gäbe; nun aber laufen alle drei Methoden auf eine Quantifizierung der Welt hinaus, daher sie denn in dieser Beziehung zum Inhalte der Wissenschaften sich verhalten wie die syllogistischen Figuren zum logischen Inhalte, denen vergleichbar sie nur drei verschiedene Arten sind, einen von ihnen vollkommen un-

*) cf. Die Einleitung zu Hertzens „Mechanik".

**) Auf die durchgehende Abhängigkeit Taines von der Logik Mills, die hier besonders deutlich am Tage liegt, bin ich nirgends eingegangen, da meine Arbeit keinen historischen, sondern einen systematischen Zweck verfolgt.

Digitized by Google

abhängigen Tatbestand auszudrücken, weshalb denn, wenn eine unter ihnen durch ihren Quantitätscharakter untauglich ist, alle als untauglich erwiesen sind.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir es mit unserer ersten Methode, der méthode des concordances versuchen, einen Milieu-Begriff zu bilden. Taine beschreibt die Art ihrer Anwendung folgendermaßen: „par elle on exclut les différences des cas considérés, ce qui met à part leurs ressemblances.“ Wir müßten danach, um etwa das Milieu des sechzehnten Jahrhunderts herauszubringen, sämtliche animalischen und geistigen Eigenschaften der Menschen jener Zeit aufzählen, alles Uebereinstimmende in ihnen zusammennehmen, alles Widerstreitende weglassen und erhielten so das Milieu der Renaissance. Tatsächlich liegt ja diese Methode dem Sinne nach jener oben geschilderten poetischen Art der Begriffsbildung zu Grunde, daher wir uns dann mit dieser Konstruktion gar nicht allzuweit von den Gedanken Taines entfernen.

Eine konsequente Anwendung dieser Methode würde höchst überraschende Resultate ergeben. Man würde dadurch nämlich zunächst eine allgemeine Physiologie, Anatomie, Gewebelehre, Psychologie usw. des Menschen erhalten — dargetan an Menschen der Renaissance, denn diese organischen Eigentümlichkeiten zeigen doch wohl die meisten concordances. Was uns aber eigentlich interessiert, das Milieu der Renaissance, würde in den unwesentlichen Unterschieden beiseite gelegt werden. Man wird nicht hoffen, dieser Absurdität durch eine andere Methode zu entgehen, da eine solche die Vergleichungselemente nur anders anordnen, aber nie eine Auswahl aus ihnen treffen, nie das Typische und Wesentliche aus ihnen herauslesen könnte, was doch gerade hier verlangt wird. Man entgeht ihr auch nicht dadurch, daß man die Methoden spezifisch einschränkt auf die sog. geistigen Aeußerungen eines Zeitalters; auf diese Weise erhalt man wiederum im besten Falle eine allgemeine Psychologie, nie die Psychologie des Menschen der Renaissance.

Der ganze Irrtum steckt eben in dem Glauben, das Charakteristische sei an Häufigkeit oder Seltenheit, also an die Quantitätsverhältnisse seines Auftretens, gebunden. Tatsächlich aber zählen wir, wenn der Mensch der Renaissance beschrieben werden soll, nicht sämtliche Eigenschaften der damaligen Menschen auf und vereinigen von diesen die häufigsten zu einem Ganzen, auch vergleichen wir ihn

Digitized by Google

nicht etwa mit dem Menschen des Mittelalters und suchen ihm auf diese Weise eine feste Gestalt zu geben, denn dazu gehörte erstens, daß man den Menschen des Mittelalters selbst fixiert hätte, und gerade das steht hier in Frage, dazu gehörte zweitens, daß man, jene fragliche Größe als gegeben angenommen, ein Auswahlprinzip für die wesentlichen unter den auch dann noch verbleibenden zahllosen Differenzen hätte. Quantitative Auswahlprinzipien können also nicht aus der Unübersehbarkeit einer Zeit den Milieu-Begriff herausziehen.

Noch könnte man es versuchen mit einer anderen, wenn auch nicht quantitativen, so doch — scheinbar — naturwissenschaftlichen Deutung der Sache beizukommen, nämlich dadurch, daß man die eigentliche Entwicklungstendenz, die Zielstrebigkeit eines Zeitalters, zum Auswahlprinzip der „wesentlichen Bestandteile" macht. Auch diese Lehre aber scheint mir bei einer unauflöslichen Schwierigkeit zu enden. Nach ihr ist das eigentlich Wesentliche einer Zeit das Ueberlebende, das, was von der folgenden Epoche aufgenommen wird. Bestimmt aber auf diese Weise immer die Zukunft die Vergangenheit, so muß dies Prinzip an einem Punkte sein Ende erreichen: da, wo diese komparative Zukunft an unsere wirkliche Gegenwart reicht, denn das Wesentliche in dieser kann man nach jener Methode nicht erkennen. Der Historiker ist dann genötigt, seine Forschung auf irgend einen imaginären Punkt konvergieren zu lassen, und es ist dabei ziemlich gleichgültig, ob er mit Hegel das Bewußtsein im Fortschritt der Freiheit oder etwas anderes annimmt, denn die eine „Idee" ist so unbeweisbar wie die andere*).

Diese Theorie ist deshalb erwähnt, weil sie einen Fortschritt und eine Komplikation des Taineschen Problems vorbereitet, die sofort dann eintritt, wenn wir nicht mehr, wie bisher, im Milieu-Begriff nur eine parmenideisch unbewegte Welt fingieren, sondern wenn wir mit dem Rassebegriff den Entwicklungsbegriff mit hineinnehmen. Es hat dann die „naturwissenschaftliche Methode" zu erklären, wie aus der Veränderung ein Fortschritt wird — dazu aber scheint sie mir vollends außer stande zu sein. Denn

*) Ich weiß wohl, daß die Probleme, welche diese Theorie mit sich führt, hierdurch noch nicht abgetan sind. Sie aber hier des weiteren durchzugehen, kann mir umsoweniger beikommen, als dies einerseits weit über Taine hinausführen würde, und als es andererseits ein in seiner Art klassisch zu nennendes Buch darüber gibt: Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Außerdem seien erwähnt die Schriften von Windelband, Simmel, Tröltsch, Kistiakowski, Medicus, Lask.

Digitized by Google

die Naturwissenschaft, im strengsten Wortsinn, kennt nur vollkommen gleichwertige Veränderungen, die Geschichte aber ist überhaupt nur Geschichte dadurch, daß sie eine Veränderung als eine Entwicklung betrachten darf, mithin kann sie nie hoffen, durch die, für sie anorganischen Prinzipien der Naturwissenschaft vorwärts zu kommen.

Dies augenblickliche Versagen der fraglichen Methode am Rassebegriff ist recht interessant; es zeigt, daß dieser Begriff in weit eminenterem Sinne ein historischer Begriff ist, als der Milieu-Begriff, der immerhin noch eine gewisse, wenn auch nur scheinbare Verwandtschaft mit der Naturwissenschaft hat.

Ueberdies ist, auch bei richtiger Verwendung der Methoden, der Rassebegriff ein rechtes Schmerzenskind der Logik, dessen sich schon mancher seit Kant angenommen hat, ohne doch zu einem befriedigenden Ende zu kommen.

Darwin hat die Unmöglichkeit gezeigt, Begriffe, wie Rasse, Art, Varietät, Schlag, durch scharfe Definitionen zu sondern, weil an einer Mehrheit von Geschöpfen alle Merkmale im Laufe der Geschichte wechseln, und es etwas vollkommen Willkürliches, durch die Prinzipien der Begriffsbildung nicht notwendig Gemachtes ist, das chronologische Moment der Dauerhaftigkeit von Eigenschaften zur Unterscheidung von Art und Spezies zu verwenden. Wenn nun aber gar, wie bei Taine, für die Feststellung des Begriffes einer Menschenrasse nicht physische, sondern überwiegend ethische Kennzeichen verwendet werden, so ist, bei der Vieldeutigkeit der ethischen Begriffe, der Willkür und Spielerei Tor und Tür geöffnet.

Die bisherigen Erörterungen haben bewiesen, daß bei einem wissenschaftlichen Naturbegriff und bei gewissenhafter Methodenscheidung die Tainesche geschichtlich-naturwissenschaftliche Methode keinen Ansatzpunkt findet, und daß sie nur bei der Annahme eines Begriffsrealismus, d. h. aber einer Begriffsmetaphysik, trügende Erfolge aufzuweisen hat.

Dies ist daher notwendige, zur Sache gehörige Metaphysik, bei der jeder ankommen muß, der überhaupt mit jener Methode zu halbwegs sinnvollen Ergebnissen gelangen will, denn die Methode empfängt allererst ihren Sinn durch diese Metaphysik.

Wir wenden uns jetzt zu einer anderen Art Metaphysik, die, obschon durch die Voraussetzungen nur nahegelegt, nicht gefordert, doch ebenfalls von Taine in seine Gedankenkreise einbezogen ist: zu der Verfestigung von Milieu und Rasse zu realen Kräften.

Es ist schon oben gesagt, daß das Milieu bei Taine nicht nur

Digitized by Google

ein abstrakter Begriff, abgezogen von den konkreten Zuständen eines Zeitalters, sondern dann auch der zeugende Urgrund ist, der alle jene Zustände aus sich hervortreibt. Dieser Gedankengang ist ein Fall des ebenso einfachen wie häufigen Trugschlusses, den man in der Kunstsprache der Logik das ὕστερον πρότερον nennt, und der darin besteht, daß „ein Satz, der des Beweises fähig und bedürftig ist, zum Ableitungsgrund eines anderen gemacht wird, der des Beweises nicht bedarf" (Lotze). In dieser Vorstellungsweise nämlich steht das Milieu hinter den Personen und Ereignissen eines Zeitalters wie eine unpersönliche Macht, wie ein soziales Fatum, als dessen Erfüllung und besondere Ausdeutung alle Wirklichkeit erscheint, während es selbst doch nur als Abstraktion aus diesen besonderen Merkmalen herausgezogen ist, nur als gemeinsames Merkmal aller dieser Wirklichkeiten seine Existenz fristet.

Dieselbe Unterstellung wiederholt sich beim Rassebegriff, und der Punkt, an dem sie eintritt, ist der, wo von einer Entwicklung der Rasse gesprochen wird. Denn nunmehr entwickeln sich nicht mehr Individuen, deren jeweilige Gemeinsamkeiten, zu einem Rassebegriff vereinigt, in einer Wertreihe, nach angenommenen Zielen der Geschichte, phänomenologisch oder historisch geordnet oder „entwickelt" werden, wie dies erkenntnistheoretisch vollkommen zulässig ist, sondern der Begriff selbst entwickelt sich in der Zeit und durch die Zeit, wie weiland bei Hegel. Da aber Taine ein Fürsichsein des Begriffes, wie es den Kern der Lehre Hegels auch macht, vollkommen fremd ist, so kann bei ihm die Entwicklung der Rasse nur die Bedeutung einer sich entwickelnden Wirklichkeit haben — das aber ist offenbar Metaphysik, und was schlimmer ist, widerlegbare Metaphysik.

Soll ich das Resultat der gesamten Kritik in einige Sätze zusammennehmen, so kann ich den Lieblingsgedanken Taines, den Gedanken einer „Psychologie ohne Seele", als Ansatz wählen und meine Kritik an dem Milieu und Rassebegriff — in einer Richtung wenigstens — als Fortsetzung der Kritik einführen, die Taine selbst nach dem Vorbild von Hume, Kant und Herbart, an dem Begriff einer seelischen Substanz vollzogen hat. Wie nämlich nach Taine die Psychologie nur Reihen und Gruppen psychischer Phänomene kennen und dieselben nie als Aeußerungen einer realen Urkraft, wie z. B. einer Seele, betrachten darf, so soll nach dieser Kritik auch die Geschichtsphilosophie nur Reihen und Gruppen von Phänomenen kennen, ohne hinter diese irgend eine mysteriöse Einheit, nenne diese sich nun Milieu, Rasse, Einheit oder sonstwie zu setzen.

Digitized by Google

Will man überhaupt von dem „Charakter eines Volkes“ oder etwas Aehnlichem sprechen, so tue man es nur in demselben Sinne, in dem man auch in der „Psychologie ohne Seele“ von dem Charakter eines Individuums spricht: als von einer Summe gleichgerichteter „Wesensäußerungen“, die nicht im mindesten in einer Seele, einer Zentralmonade, oder sonst worin, eine reale Potenz ihres Seins hinter sich haben.

Bei diesem umgekehrten Gange der Betrachtung erscheint das zu zweit kritisierte, sozusagen Taines Privatmetaphysik, als eine verhältnismäßig rohe Vorform der zuerst kritisierten Metaphysik, welche der ganzen historisch naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise mit Notwendigkeit anhing — und so kommen wir zuletzt noch auf die Vermutung, daß diese beiden Metaphysiken gleichmäßig Schöpfungen nicht nur desselben Mannes, sondern auch derselben geistigen Macht seien. Wie nämlich einst Herbart zwar die „Seelenvermögen“ zerstörte und damit eine rohere Metaphysik ablehnte, aber dennoch den einzelnen Vorstellungen eine gewisse Dinghaftigkeit dadurch beließ, daß er mit ihnen, wie mit abgeschlossenen Größen, rechnete, und damit eine feinere Metaphysik schuf, so wiederholen die philosophierenden Historiker unserer Tage dieselben Typen von Metaphysik, nur aus dem individualpsychologischen ins sozialpsychologische übertragen: die e i n e n fassen Milieu und Rasse als reale Kräfte und treiben damit eine ganz rohe Art von Metaphysik, die anderen sind feiner und hüten sich vor solchen Unterstellungen, gleichwohl aber zeigt ihre marottenhafte Vorliebe für „naturwissenschaftliche“, d. h. aber quantitative Verfahrungsweisen, daß auch sie in den Erscheinungen der Geschichte abgeschlossene Dinge und reale Kräfte sehen. Der gemeinsame Vater beider Metaphysiken ist Plato, und es scheint fast, als sei der Platonismus eine notwendige Durchgangsstufe aller Geisteswissenschaften, da heutzutage, wo Erkenntnistheorie und Psychologie so durchaus über ihn hinausgedrungen ist, die Sozialphilosophie noch so unbedingt unter seinem Banne steht.

Gegen ihn behauptete unsere Kritik, daß man jene Gruppen und Reihen geschichtlicher Phänomene durchaus nur durch die Normen ordnen und beurteilen kann, die in ihnen selbst liegen, und ihnen nicht die Verfassung einer anderen Provinz des Erkennens aufzwingen darf, die ihnen nur den Schein der Wissenschaftlichkeit geben kann, nie ihr inneres Wesen. Dieses Ablehnen der Naturwissenschaftlichkeit für die Geschichte ist durchaus nicht identisch mit

Digitized by Google

Ablehnen der Wissenschaftlichkeit überhaupt, dies aber zu beweisen ist hier nicht der Ort. Ich kann hierfür nur wieder auf das schon oben erwähnte Werk von Rickert verweisen, in dem man den Beweis dafür findet, daß die Geschichte genau so gut auf einer objektiven Basis steht, wie die Naturwissenschaft.

Allerdings besteht in der Geschichte ein eigentümliches Verhältnis von Norm und Praxis; der Norm nach ist die Geschichte eine objektive Wissenschaft, wie nur eine andere, in der Praxis der Geschichtsschreibung aber sind die subjektiven Kategorien des Historikers, seine individuellen Prinzipien des Wertens nicht auszuschalten. Dies kümmert, wie gesagt, nur die Praxis und alteriert nicht im mindesten die Theorie. Jedoch entsteht hierdurch auch für die Geschichtsphilosophie ein gewisses psychologisches Nebeninteresse an dem Charakter des Menschen, der die Geschichte schreibt.

So wollen wir es denn zum Schluß versuchen, mit einigen Worten die Grundformel, den Generalnenner, von Taines geistigem Sein zu umschreiben, um so einen Teil seiner Geschichtsschreibung durch das Kennenlernen des Geschichtsschreibers vorauszusehen. Taine war in der Erkenntnistheorie Sensualist, in der Ethik neigte er einem kontemplativen Pessimismus und einem gemäßigten Quietismus zu.

Die Zusammenhanglosigkeit dieser erkenntnistheoretischen und ethischen Grundansicht ist nur eine scheinbare. Gewiß ist logisch zunächst nicht abzusehen, warum der Sensualismus sich nicht etwa mit einer aktiven imperativistischen Moral zusammenfinden könnte. Indessen bestehen zwischen den einzelnen Entscheidungen des Geistes auf grundverschiedensten Gebieten des Seins, wenn nicht logische, so doch psychologische Affinitäten. Gewisse Geistesgebilde in ganz heterogenen Provinzen der Erkenntnis fühlen sich sozusagen gleich an und bestimmen so den Geist lieber sie, statt andere zu kombinieren.

Eine solche Gemeinsamkeit zeigen gerade Sensualismus und Quietismus, sie werden beide erzeugt von einem Sichgehenlassen des Geistes gegenüber der Welt, von einer gewissen Müdigkeit, Abgespanntheit der Nerven, und vor allem von einer deutlichen Blasiertheit mit den empirischen Gegebenheiten sich abzuquälen. Es liegt hier ein intellektueller und ethischer Pessimismus vor, von einer vollkommen anderen Färbung als sie der Pessimismus hat, welcher uns durch Schopenhauer vertraut ist.

Digitized by Google

Schopenhauer brannte, wie dies Riehl in einem glänzenden Abschnitt des „Kritizismus" deutet, das Weh der Welt so auf der Seele, daß er, als echter Romantiker, die Welt auch erkenntnistheoretisch in einen beängstigenden Traum verwandelte, der einst vom Menschen abfällt, wie von Grillparzers Rustan die Traumgewalten. Taine verschmäht dies poetische Hilfsmittel — die Wirklichkeit der Sachen ist uns heute auch in der Literatur nur allzu unzweideutig — zu diesem Heroismus der Einseitigkeit, diesem Pessimismus der Kraft, kann er sich nicht erheben, vermag es aber auch nicht auf der anderen Seite, die ungebrochene Tapferkeit Kants anzunehmen und in der Existenz der feindlichen Welt eine Forderung zu sehen, sie nach seinen Idealen zu gestalten, daher er denn den Menschen im Ethischen ebenso zum willenlosen Spielball der äußeren Mächte macht, wie er ihn im Intellektuellen der Willkür durcheinander treibender Vorstellungen preisgibt.

Hieraus begreift sich Taines Entscheidung über die beiden großen Gruppen von Werten, welche die Praxis des Historikers bestimmen: über die Lustwerte des Lebens und über die Kulturwerte der Geschichte.

Zu den Kulturwerten nimmt Taine eine ganz eigentümliche Stellung ein, die wohl dadurch mit bestimmt ist, daß sich in ihm selbst zwei große geistige Strömungen kreuzen: die Gedanken der Aufklärungsphilosophie und die Gedanken des deutschen Idealismus. Von Kant und Hegel hat Taine soviel gelernt, daß ein guter Wille das einzige ist, was einen Wert hat auf der Erde, daß ihm gegenüber alles individuelle Weh nur als ein gleichgültiges Nebenprodukt der Geschichte erscheinen darf; daher lehnt er die pflichtlose Lebensauffassung eines Mérimée z. B. ab; im Grunde aber bleiben ihm diese Ueberzeugungen äußerlich, denn im Grunde seiner Sympathien liegt als sein eigenstes Wesen der feine Epikuräismus der Kauseurs aus den Salons Ludwigs des Vierzehnten, dessen nachschaffender Historiker er wurde, und der letzte Kauseur empfindet doch mehr den schmerzlichen Accent, der jede Pflichterfüllung begleitet, als den herben Stolz, den sie hinterläßt. Und seltsam, wie die Zeit des vierzehnten Ludwig dem M e n s c h e n am meisten angeboren war, so zeigte sie sich auch den praktischen Mitteln der „naturwissenschaftlichen Methode" ganz gefügig. Vielleicht liegt ein gleicher Grund für dieses zwiefache Entgegenkommen jener Epoche vor: nämlich der, daß in ihr weit mehr Gedanken und Bücher als Persönlichkeiten und Taten herrschten.

Digitized by Google

Sogar die objektive Beschaffenheit der Kulturwerte Taines ist durch die Erinnerung an dies Zeitalter beeinflußt, das ihm das angeborenste unter allen war, denn als Kulturwert gilt ihm nur das real allgemeine, der Verband der Menschen:

Il faut que l'homme, ayant conçu quelque forme d'art, quelque méthode de science, quelque idée générale, la trouve si belle qu'il la préfère à tout, notamment à lui-même, et l'adore comme une déesse qu'il est trop heureux de servir. — On ne vit, qu'en s'incorporant à quelque être plus grand que soi-même; il faut appartenir à une famille, à une société, à une science, à un art; quand on considère une de ces choses comme plus importante que soi, on participe à sa solidité et sa force; sinon on vacille, on se lasse et on defaille; qui goûte de tout se dégoûte de tout. So empfand einst der Mann des Hofes seinen Wert nur in der Größe seines Herrschers.

Vollkommen aber erkennt man den letzten Kauseur, der sich vor der Natur bescheidet, wie der Courtisan vor dem Willen seines Königs und nur verlangt, daß man ihm seinen Stolz belasse, in Taines Entscheidung über das Glück:

On y souffre (dans le monde) et cela est raisonnable; veux-tu demander aux grandes puissances de la nature de se transformer pour épargner la délicatesse de tes nerfs et de ton coeur? — Garde le droit de t'estimer puisque tu ne peux te soustraire à la nécessité de souffrir. Le meilleur fruit de notre science est la résignation froide, qui, pacifiant et préparant l'âme reduit la souffrance à la douleur du corps. — Consolez-vous donc pauvres hommes, à cause de votre faiblesse et à cause de votre grandeur, par la vue de l'infini où vous êtes exclus et par la vue de l'infini où vous êtes compris, par la pensée du soleil éternel dont vous êtes un rayon, et par la pensée de la nuit éternelle où ce rayon va s'éteindre. De tous côtés l'immensité vous presse et vous apaise; et la nature qui vous exalte ou vous écrase, vous associe à sa force ou à son repos.

Ein kühles und tapferes Pessimistenideal kommt in diesen Entscheidungen zu Tage, das man sympathisch, und sogar mehr als sympathisch, nämlich ehrwürdig, finden kann, ohne sich dadurch zu verpflichten, daran zu glauben. Denn es hat zu seiner Voraussetzung die Richtigkeit zweier Theorien oder, subjektiv betrachtet, das Vorhandensein zweier Gemütsdispotionen, des Eudämonismus und des

Digitized by Google

Universalismus. Nur wenn man glaubt, das Glück des Individuums sei ein letzter Sinn und ein letztes Ziel alles Geschehens, kann man die kalte Resignation, dieses eigentliche Gift, was die Kultur aus sich heraus gegen sich selbst erzeugt, für ihren Zweck ansehen, nur wenn man mit Plato das eigentliche Sein in dem Sein der Allgemeinheit sieht, kann man glauben, das Individuum finde seine Erfüllung nur im Staate. Es heißt aber, den Sinn der Geschichte leugnen, wenn man die großen Kulturwerte, die sie erzeugt hat, übersieht, und nur den ärmlichen Schutz preist, den sie der Jämmerlichkeit des Individuums gegen die schmerzbringenden Mächte des Daseins gegeben hat, und es heißt, die Voraussetzungen der Geschichte angreifen, wenn man den Wert des Individuellen verneint, wie dieses von Taine geschieht. So sehen wir auf intellektuellem Gebiet die seltsame Paradoxie, daß der Philosoph Taine die Grundlagen des Historikers Taine leugnet. Doch eine weit größere, ja eine vollkommen unerhörte Paradoxie erleben wir auf ethischem Gebiete: daß die Sympathien des Historikers nie sein praktisches Handeln bestimmten, daß der Mensch Taine in rastloser, unbarmherziger Arbeit eine ganz andere, und hierin liegt das Unerhörte, eine weit bessere Lehre lebte, als der Denker sie lehrte, daß der Mann nie die müde Weisheit zu versiegeln bereit war, die des Dialektikers Scharfsinn schrieb, daß man bei ihm zur Nachfolge weniger seine Lehre als sein Leben empfehlen kann.

Digitized by Google

Beiträge zur Kulturgeschichte der Farben.

Hinterlassene Schriften

von

Arnold Ewald.

II.

e. Die Farbe im Gerichtswesen.

Unter den rechtswissenschaftlichen Abhandlungen, welche Christian Thomasius im Anfange des vorigen Jahrhunderts veröffentlichte, befindet sich auch eine, — die Dissertatio de jure circa colores — welche sich mit den Farben beschäftigt, insofern dieselben in Testamenten und Verträgen, bei Vergehen, Strafen und Prozessen von Bedeutung sind. Er behandelt die Frage, ob die Gesichtsblässe (color pallidus) des Angeschuldigten, ob die Rothaarigkeit desselben (color ruffus crinium), ob sein Farbenwechseln beim Verhör (mutatio coloris in responsione) ein verwendbares Zeichen seiner Schuld sei; er behandelt eine Anzahl von, wie es scheint, fingierten Fällen, in denen sonderbare Farbenverwendungen vorkommen, wie z. B. Kap. III. § 104, die Untersuchung, ob ein Testament gültig sei, wenn der Testator angeordnet habe, daß seine Hinterbliebenen in Rosafarbe trauern sollen*), oder Kap. II. § 78, ob ein schwarzer Bär als Wirtshausschild statthaft sei, wenn in demselben Ort bereits einem anderen Wirt ein gleichfarbiger Bär dient. Ein großer Teil der Abhandlung macht den Eindruck, als ob der berühmte Kämpfer für das Naturrecht, der tapfere Streiter gegen Hexenprozesse und Folterwesen, der ernsten Jurisprudenz auch einmal eine andere Seite als die düstere hätte abgewinnen wollen. Den Farben aber, insoweit dieselben die Tracht und die Attribute

*) Als ein Faktum finde ich allerdings erwähnt, daß die Frau eines Kanzleibeamten den Sarg ihres 1784 in Schwaben verstorbenen Mannes habe mit „rosarotem Taffent" ausschlagen lassen. (Birlinger. Aus Schwaben II, 317.)

Digitized by Google

der Richter, so wie den gesamten Apparat des Gerichtsverfahrens betreffen, widmet er eine kaum nennenswerte Aufmerksamkeit. Und doch sind dies gerade Gebiete, welche unter Ausschluß fraglicher Probleme und zweifelhafter Lösungen durch eine lange Reihe in Nachfolgendem zusammengestellter Tatsachen eine eigentümliche und gleichmäßige Wandelung der Farbe im Gerichtswesen bekunden. Zur Ermittelung der hier in Betracht kommenden Typen ist man wesentlich auf die Angaben in den Schriftquellen angewiesen. Denn die farbigen Darstellungen auf den Monumenten des Altertums liefern überhaupt nur dürftige Anhaltspunkte, und die hierher gehörigen, das Mittelalter betreffenden, wie sie sich auf Abbildungen von Gerichtsszenen, besonders in Bilderhandschriften, finden, sind in Beziehung auf die Farben nicht zuverlässig und weichen selbst bei gleichen und gleichzeitigen Vorgängen erheblich von einander ab. Dasselbe gilt von den vielen, mit immer neuen, aber geringen Veränderungen erlassenen Kleiderordnungen; sie beziehen sich zumeist auf Adel und Bürgerstand, selten auf das Beamtentum; sie gehen überdies fast nur auf Stoff und Schnitt, ohne die Farbe zu berücksichtigen, ein.

Inbetreff der Anordnung des Materials sei bemerkt, daß dieselbe entweder nach der Zeit oder nach den Farben erfolgen konnte; im ersten Fall wurde das den Farben nach Zusammengehörige, im zweiten der chronologische Zusammenhang zerrissen; die Hervorhebung dieses letzteren aber schien die Uebersicht zu erleichtern und das Bewußtsein lebendig zu erhalten, daß es sich um eine im Verlauf der Zeit stattfindende Farbenveränderung handle.

Altertum.

Der Orient.

Das Amt des Gesetzgebers und des Richters fällt zusammen mit dem des Herrschers und des Priesters. Die Farbenattribute der ersteren unterscheiden sich daher nicht von denen der letzteren. Daß in Aegypten derjenige unter den Priestern, der die Stelle des Oberrichters bekleidet, eine Lapislazuliplatte am Halse trägt, auf welcher die Hieroglyphen „Wahrheit“ und „Gerechtigkeit“ stehen, hängt wahrscheinlich mit dem Wert des Steines und nicht mit seiner blauen Farbe zusammen. Eine Verbindung mit dem in blauer Fleischfarbe dargestellten Gotte Kneph finde ich nicht nachgewiesen.

Digitized by Google

Griechenland.

Bei Homer (Il. XVIII. 505) halten die Richter einen Stab in der Hand; er wird als Hirtenstab oder auch als Lanze erklärt, ist aber wohl richtiger als Szepter, die königliche Macht symbolisierend, aufzufassen; seine nicht angegebene Farbe war wahrscheinlich weiß.

Auch die nachhomerische Zeit kennt den Stab als Zeichen der Richter; der der Blutrichter war vermutlich rot. Hierzu bemerkt Böttticher (Baumkultus der Hellenen 240), den Nachweis für seine Ansicht schuldig bleibend: „Dem entsprechend müssen die Richter wohl rote Gewänder getragen haben." Ob aber bei Uebergang der richterlichen Gewalt vom Königtum auf den Richterstand auch das ganz rote Gewand auf letzteren übergegangen ist, oder nur ein rotes Abzeichen — gewissermaßen einen Teil der königlichen Macht symbolisierend — scheint mindestens zweifelhaft; für letzteres spricht eine innere Wahrscheinlichkeit und die Analogie bei den Römern.

Die zehn Gerichtshöfe in Athen hatten ihren Namen teils nach der Gegend, in der sie lagen — wie Παράβυστον — oder nach ihrer Gestalt — wie Τρίγωνον — teils nach der Farbe; letzterer Art sind zwei: Βατραχιοῦν, der Grüne, und Φοινικιοῦν, der Rote (Paus. I. 28. 8). Woher diese beiden Namen kommen, gibt Pausanias nicht an, auch nicht, welcher Art diese beiden Gerichtshöfe waren; da er aber (ib. 9, 10 und 12) als Blutgerichte ἐπὶ Παλλαδίῳ, ἐπὶ Δελφινίῳ und Φρεαττύς bezeichnet, überdies der Hauptgerichtshof für Blutstrafen (ὅτι δίκας τὰς φοινικὰς . . . Paus. IV. 5. 1.) von altersher der Areiopag war, so scheint es mindestens fraglich, ob der rote Gerichtshof, Φοινικιοῦν, ein Kriminalgericht gewesen ist und ob im Namen desselben ein Hinweis auf die Blutfarbe gelegen habe. — Für Grün — Βατραχιοῦν — finde ich nirgends eine Anlehnung an das Gerichtswesen des Altertums; daher kann ich mich der Ansicht Passows nicht anschließen, der eine grüne Tracht der Richter als Veranlassung des Namens voraussetzt.

Der zu Gerichts- (auch Steuer-) Zwecken bestimmte Platz wurde mit einem roten Strick — σχοῖνος μεμιλτώμενος — umgeben (Pol. Onom. VIII. c. 11.).

Rom.

Das Purpurabzeichen der Richter ist nach Abschaffung des Königtums der Rest der königlichen ganz roten Kleidung. Dieses Abzeichen besteht in einem breiten Streifen, tunica laticlavia, im

Digitized by Google

Gegensatz zu den zwei, im Ritterstande erblichen schmalen, tunica angusticlavia. Man nimmt in der Regel an, daß der clavus in der Zeit der Republik vorn auf dem Gewande, und zwar vom Hals bis zum unteren Saume herablief, die Schriftquellen sprechen aber nicht nur von der Brust, sondern auch vom Rücken (Schultern):

Induiturque humeris cum lato purpura clavo. (Ov. Trist.)

In der Kaiserzeit ist, unter Beibehaltung der Farbe, Form und Tragart des clavus, nach den Abbildungen in Ravenna zu schließen, eine wesentlich andere gewesen.

Die den Richtern vorangetragenen Fasces waren mit roten Riemen zusammengebunden.

Das Tragen roter Schuhe (calcei mullei, welche aus Parthien bezogen wurden) war lange Zeit hindurch ein Recht der Prätoren (Cato fragm.); dieselben erhielten später den mit einem roten Streifen versehenen Mantel (toga praetexta; Cic. pro Murena). Daß der Richterstand der Hauptsache nach, also mit Ausnahme des clavus und zeitweise der Schuhe, weiß gekleidet war, ist ziemlich sicher (Mencken, Dissert. literar. XVIII).

Des Angeklagten Verpflichtung, in Schwarz zu gehen, so lange der Urteilsspruch noch nicht gefällt war, entspricht der Trauerfarbe der Leidtragenden und der Witwen und hat keine spezielle Beziehung zum Gerichtswesen.

Der Vollstrecker der Todesstrafe — Henker, Scharfrichter, carnifex — gehörte dem Sklavenstande an, trug also auch deren Tracht und Farbe, welche dunkel, zumeist grau und braun, die unbeliebten Farben des Altertums, war.

Mittelalter.

Ein wesentlicher Unterschied findet während des Mittelalters zwischen den christlichen Ländern in der gleichzeitigen Tracht nicht statt.

Deutschland.

Die ursprünglich mit den Regalien verbundene rote Farbe wurde auf das gesamte Gerichtswesen, später ausschließlich auf die Kriminalgerichtsbarkeit übertragen. (Böhmer, Kl. Schriften III. 432 ff.). Man findet daher:

Fahne. Kaiser Friedrich III. belehnt den Markgrafen Borsius v. Este mit dem Herzogtum Modena und Reggio „. . . vexillum totum rubeum significans justitiam“ (Muratori, Script. XVIII.

Digitized by Google

1093). — Kaiser Maximilian übergibt bei einer Belehnung 1495 „. . . das ganz rot fenlin, das bedeuten ist die regalien, genant blutfanen.“ — Die Gerichtsfahne, welche in Frankfurt a. M. bei gerichtlichen Versteigerungen gebraucht wurde, war rot. Wenn daselbst beim Rat auf Todesstrafe angetragen war, so mußte der jüngere Burgemeister das Blutpanier, eine rote Fahne, aufstecken. — Nach Brinckmeier (Gloss. diplom.) war die rote Fahne für ganz Deutschland Blutfahne und Zeichen der hohen Gerichtsbarkeit.

Buch. Das rote Buch heißen die amtlichen Prozeßsammlungen und Verbrecherverzeichnisse; so in Gelnhausen, Ulm, Basel, Oldenburg. (Jäger, Ulm 239.)

Bank. Mit rotem Tuch waren die Bänke der Kriminalrichter und der Schöffen bekleidet; daher: „er ist einmal vor der roten Bank gewesen“, d. h. war eines Kapitalverbrechens angeklagt.

Karren. In mehreren Städten wurden die auf dem Wege gerichtlicher Exekution fortgenommenen Mobilien auf dem roten Karren fortgebracht.

Tracht. Der Richter soll einen weißen Stab, wahrscheinlich nach der Farbe des von der Rinde entblößten Zweiges, und einen Mantel, vorherrschend rot, tragen. Gerichtsdiener führen häufig die Farben, auch das Wappen ihrer Stadt. — Sehr Abweichendes in Beziehung auf die richterliche Tracht zeigen zwei Bilderhandschriften des Sachsenrechtes, beide um 1200 entstanden. Sowohl im Heidelberger als auch in dem mehrere tausend Figuren enthaltenden Dresdener Exemplar tragen die Richter einen engärmeligen, langen, gegürteten, gelben Rock und eine gelbe mit einem roten, senkrechten Streifen versehene Mütze; Strümpfe rot, auch grün. Die Schöffen haben einen breitkrämpigen Hut; er ist von gelber Farbe im Heidelberger, von abwechselnd gelber, grauer und brauner im Dresdener Manuskript; noch verschiedener ist ihr Rock, — bald rot, bald grün, mehrfach auch quergestreift in Rot und Grün. Die Farbengebung in den Bildern dieser beiden berühmten Handschriften wimmelt von Willkürlichkeiten; bestimmte durchgehende Typen sind in der Farbe auffallender Weise nicht zu erkennen. — Die Richter in der Wetterau trugen rote Binden. — In Frankfurt a. M. ritt hinter dem zum Tode Verurteilten der Richter im roten Mantel, ein rotes, hölzernes Szepter in der Hand haltend. — Die Farbe der Juristenfakultät der Universitäten (nur Wien, Prag und Leipzig kommen zur Zeit in Betracht) war rot. — Der Henker, dem der Makel einer entehrenden Beschäftigung anhaftet, soll durch auf-

Digitized by Google

fallende, grellbunte Tracht kenntlich sein; bestimmte, hierauf bezügliche nähere Vorschriften scheinen zu fehlen; fast alle Farben kommen vor, Rot und Gelb wohl am häufigsten. Den roten Mantel der Scharfrichter trifft man auch noch nach dem Mittelalter.

Gerichtsstätte und Gerichtsbezirk. „Rote thör", erzbischöfliche Gerichtsstätte in Magdeburg (v. Dreyhaupt, Beschr. d. Saalkreises I. 153); auch in Augsburg, in Glaucha, Vorstadt von Halle und in Lüneburg findet sich ein rotes Tor, eine Rotetor-Gasse in Würzburg. — Rote Tür am Dom in Frankfurt a. M. (Archiv f. Frankf. Gesch. I. 3. 115) und sonst noch in Goslar, Würzburg, Metz. — Rote Graben in Zeitz wird 1287 in einer Urkunde des Propstes Dietrich von Zeitz erwähnt. — Rote Türme in Meißen, Hannover, Wien; Rote-Turm-Paß bei Hermannstadt; Rote-Haus in Straßburg, in Arbon am Bodensee. — Rote Erde kommt in mittelaltrigen Urkunden Westfalens vielfach vor; der Ausdruck wird von Böhmer als Gerichtsbezirk erklärt, von Klüber als blutige Erde, von Scherz (Gloss. germ.) als gleichbedeutend mit „unter Königsbann, sub bando rubro regio", weil Westfalen die Heimat der Fehmgerichte sei; auch ist auf plattdeutsch „rue ere", d. i. rohe Erde = ungebielter Boden gewiesen worden, weil die Fehmgerichte im Freien abgehalten wurden.

Frankreich.

Rot ist nicht nur in der Tracht, wie in Deutschland, die herrschende Farbe im Gerichtswesen, sondern es fehlt auch nicht die rote Tür — porte rouge an der Kirche Notre-Dame in Paris — auch nicht das rote Buch — il est sur le livre rouge, er ist als Verbrecher eingetragen. — Die Tracht des Gerichtspräsidenten beschreibt Lacroix (Moeurs au moyen-age, 394) ausführlich: „Le costume officiel du premier président rappelait celui des anciens barons et chevaliers. Il portait une robe écarlate, doublée d'hermine et un bonnet à mortier de taffetas noir, orné de deux galons d'or. En hiver il avait pardessus sa robe an manteau d'écarlate, doublé d'hermine." Diese Tracht bleibt, aber nur als großes Kostüm bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts bestehen. Beim Einzuge Heinrichs V. von England, 1420, trugen in Paris die Seigneurs cleres „robes et chaperons d'azur", die übrigen Gerichtspersonen „robes et chaperons d'écarlate vermeille." — Gegen Ende des Mittelalters tritt Rot immer mehr zurück und bleibt hauptsächlich den großen Feierlichkeiten vorbehalten. Auch

Digitized by Google

die Advokaten und Prokuratoren gehen von der Mitte des 15. Jahrhunderts an im gewöhnlichen Dienst meist schwarz; die Advokaten auch dunkelviolett.

Italien

weist nichts Eigentümliches auf; auch hier die porta rossa (Florenz), auch hier die (z. B. bei Boccaccio, 9. Novelle des 8. Tages erwähnten) in Scharlachgewändern gehenden Richter und Notare. — Auf Sizilien und Sardinien tragen die Sträflinge des Bagno Jacken von meistenteils roter, zuweilen auch gelber Farbe und, je nach der Dauer der ihnen zuerkannten Strafe, rote oder grüne Mützen. — Für die bereits erwähnte Unzuverlässigkeit der Farben in den Bildern der Manuskripte des Mittelalters liefern die aus Handschriften des 14. Jahrhunderts bei Bonnard (Costumes 1828) mitgeteilten Florentiner Notare einen ferneren Beleg; neben grünem Unterkleid mit rotem Mantel findet sich umgekehrt rotes Unterkleid mit grünem Mantel.

England.

Im 14. und 15. Jahrhundert kommt als Richtertracht außer dem roten mit Hermelin besetzten Mantel und dem violetten Unterkleid auch Grün vor. Lieferungen von grünem Tuch, grünem Taffet und grünem Tartan zu Amtstrachten werden unter Richard II. Ende des 14., und unter Heinrich VI., Mitte des 15. Jahrhunderts, häufig erwähnt.

Neuzeit.

Deutschland.

Bei Sebastian Brant (Narrenschyff LXXVI. 81; — 1494) gehen die Doktoren der Rechte noch in Rot, und in dem um 1500 aufgeführten Schweizerischen Neujahrsspiel bei Mone, Schauspiele des Mittelalters, verlangt der Ammas, d. i. Richter:

> Ir muessent mir en roten rock abschneiden
> Daz wirt ein recht ammaskleit.

Im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts wird die rote Farbe teils durch Violett, viel mehr aber noch durch Schwarz immer weiter zurückgedrängt. „Zur Kleidertracht", sagt P. v. Stetten in seinen Erläuterungen zu den Eichlerschen Kupferstichen, „liebte man im XVII. Jahrh. vornehmlich die schwarze Farbe zu Freud und Leid."

Digitized by Google

Richter und Advokaten nehmen an der allgemeinen, namentlich auch Gelehrtentracht Teil und tragen daher als Berufskleidung die schwarze, während sich für das Festgewand die frühere rote Farbe an vielen Orten noch erhält. Für beides hier einige Beispiele.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen bestimmt, daß die Advokaten nicht anders als schwarz mit kurzem schwarzen Mantel gehen sollten. In St. Gallen erscheint 1781 eine Verordnung, welche für das Tribunal schwarzen Mantel und schwarze Halsbinde vorschreibt. 1809 trug sogar beim Jubelfest der Universität Leipzig der Dekan der juristischen Fakultät Strümpfe, Beinkleid und Mantel von schwarzer Farbe; rot war nur ein Ueberfallkragen und die Mütze (Kreusler, Jubelfest der Universität Leipzig). Rot ist an den meisten Universitäten die Farbe der bei Feierlichkeiten übergeworfenen Dekanats-Robe; ob dieselbe purpurn oder scharlach sein müsse, war lange Zeit eine Streitfrage zwischen der juristischen und der medizinischen Fakultät, welcher letzteren ebenfalls Rot zukam. Ebenso streitig war, ob dem Doktor der Rechte oder dem Magister der rote Hut gebühre. (Thomasius, De jure circa colores II. § 55 und 58).

An einigen Orten soll der Richter, indem er die Sentenz ausspricht, einen weißen Stab, das alte Rechtssymbol, in der Hand halten, über dem Haupt des Verurteilten zerbrechen und ihm die Stücke vor die Füße werfen. Daher auch bei Lichtwer (Fabeln I. 6), als der Fuchs gehängt werden soll: „Der weiße Stab lag ihm zu Füßen."

In Tübingen erhielten die Juristen bei der Promotion ein violettes Barett.

Nach einem Reskript König Ludwigs von Bayern, 1827, ist bei feierlichen Gelegenheiten den juristischen Professoren von Würzburg und Erlangen Scharlach vorgeschrieben.

Frankreich.

Gerichtsbeamte und Advokaten kleiden sich schon im XVI. Jahrhundert größtenteils schwarz; was von anderen Farben, Rot und Violett, vorkommt, dient entweder den höheren Rangstufen zur Unterscheidung oder der zeremoniellen Tracht. Der Präsident des „Parlament" hat bald schwarze, bald rote Unterkleider und einen Ueberwurf, der zwischen Rot und Violett wechselt; die Kopfbedeckung ist immer schwarz; für die Richter kommt ein Schulter-

Digitized by Google

kragen von weißem Pelzwerk vor. — Der „Lieutenant de police" (zum Richterstande gehörend) trug im XVIII. Jahrh. schwarzseidenen, vorn zugeknöpften, gegürteten langen Ueberrock, darüber einen vorn offen stehenden, schwarzseidenen Talar, dazu Bäschen oder ein langherunterhängendes weißes Halstuch. (Lacroix a. a. O.)

Nach der Revolution, von 1794 an, tragen nach Bestimmung des Direktoriums die Richter des Tribunal civil, des Tribunal criminel und die Iuges de paix Frack, Weste, Kniehose und Strümpfe von schwarzer Farbe und einen vorn aufgeklappten schwarzen Hut, zum Teil mit Federn. Die Mitglieder der Haute cour de justice und des Tribunal de cassation haben altertümliche Kleidung, in der auch die Farben Blau, Violett, Weiß und Rot, jedoch größtenteils nur als Besatz, vorkommen.

Das französische Kaiserreich (1804) stellt die früheren königlichen Beamtentrachten dem Schnitte nach teilweise wieder her, verändert aber in manchen Stücken die Farbe. Man sieht die Richter und Advokaten mit schwarzer Mütze, Robe und Kragen, letzteren mit weißem Pelz besetzt; die Professoren der Ecole de droit schwarz im kleinen Kostüm, rot im großen; die Mitglieder und Präsidenten der Cour impériale und der Cour de cassation in Scharlach mit Hermelin- oder weißer Pelzausstattung.

Ein zahlungsunfähiger Schuldner mußte, wenn er nicht gefänglich eingezogen sein wollte, auf der Straße eine grüne Mütze tragen (bonnet vert, Boileau, Sat. I.); diese grüne Mütze war auch den Sträflingen, die dem Bagno zu entspringen versucht hatten, auferlegt.

Italien.

Die Mitglieder des Rates der Zehn in Venedig und die zu diesem Kollegium gehörenden Advokaten vertauschen am Ende des XVI. Jahrh. ihre gewöhnlich schwarze Tracht nur bei außerordentlichen Gelegenheiten mit einer roten (Cesare Vecellio I. 87). Während aber daselbst die Richter im XVI. Jahrh. noch meist in Purpur gingen, waren in der Lombardei die richterlichen Gewänder schwarz mit dazu gehöriger, dem Range nach verschiedenfarbiger Stola, schwarz, rot oder violett.

Unter den italienischen Masken ist der Doktor ein Bologneser Rechtsgelehrter und geht in Schwarz; seine kleine, die Nase bedeckende rote Larve soll nach dem Weinfleck eines berühmten Juristen gebildet sein. (W. Müller, Rom II. 123 u. ff.) — Im national-

Digitized by Google

italienischen Stegereifspiel trägt der Notar einen langen schwarzen Mantel und ein weißes Halstuch mit herabhängenden Zipfeln. (Sand, Masques et bouffons de la comédie italienne.)

1878 sah man in Rom bei der Leichenfeier Victor Emanuels die Zivil- und Handelsrichter in Schwarz, die Appellrichter in Purpur und die Mitglieder des Kassationshofes in Violett.

Für Spanien ist die von Philipp V. 1723 erlassene Verordnung entscheidend, der zufolge Richter und Advokaten verpflichtet waren sich schwarz zu kleiden. — Beaumarchais in seinem 1775 verfaßten Barbier de Séville schreibt unter der Ueberschrift Personnages als Kostüm des Bartholo vor: habit noir, grande perruque, long manteau écarlate.

England.

Schon bei Beginn der modernen Zeit ist Schwarz die herrschende Farbe; das talarartige, schwarze Obergewand wird meist mit braunem Pelz besetzt. Von letzterem Kleidungsstück heißen die Richter „Gentlemen of the long robe“. Im XVII. Jahrh. ändert sich der Schnitt zum Teil wesentlich (der Mantel wird kurz, der Hut breitkrämpig), die Farbe nicht.

Den Königen von England wurden, wie im alten Rom, weiße Stäbe von „ministris rei oeconomicae“ vorangetragen, welche daher den Namen „the officiers of the white staf“ führen. (Thomasius a. a. O. II. § 46); im Gegensatz zu diesen tragen die Diener des Parlaments einen schwarzen Stab (Phil. Chasles, Charles I.).

Die nichtgraduierten Rechtsschüler des Trinity-College in Cambridge waren mit der toga coloris violacei, die Doktoren mit der toga coccinea bekleidet. (Delitzsch a. a. O.)

Die beiden in den angeführten Vorgängen hauptsächlich vorkommenden und noch näher in Betracht zu ziehenden Farben sind Rot und Schwarz. Gelb und Grün zeigt sich nur vereinzelt; Weiß verschwindet früh; Violett, wie in vielen anderen, analogen Fällen, schließt sich auch hier dem Schwarz an, seine Verwandtschaft mit Rot aufgebend und den Charakter des dunkeln Blau nur einigermaßen festhaltend. So wurde das kirchliche Violett im Mittelalter als eine die Buße symbolisierende dunkle Farbe aufgefaßt, von der auch Papst Innocenz III. sagt: „ad nigrum violaceus color refertur“. (De sacro altaris mysterio.)

Digitized by Google

Rot zeigt sich im Gerichtswesen schon von früh an; es steckt in diesem Rot die Farbe des Herrschers und die Farbe des Blutes. Die dem Fürsten in ältester Zeit zustehende Rechtsprechung geht später auf stellvertretende Beamte und zuletzt auf Berufsrichter über. So überträgt sich die Herrscherfarbe, Rot, auf den Richter und da dieser nur einen Teil der fürstlichen Machtvollkommenheit erhält, ziemt ihm auch nur ein Teil der roten Tracht, das heißt ein rotes Abzeichen, sei es Szepter oder Clavus, Schuh oder Binde. Als die Erinnerung an die Herkunft dieser Abzeichen an Lebendigkeit verloren hatte, würde sicherlich auch die Verwendung ihrer Farbe eingeschränkt, vielleicht gar aufgehoben worden sein, wenn nicht aus der Gedankenverbindung von Todesstrafe und Blut, sowie von Blut und Rot diese Farbe immer von neuem und in erhöhtem Grade dem Gerichtswesen zugeführt worden wäre. Das gesamte Rechtswesen fand in der Todesstrafe, in dem von Rechtswegen vergossenen Blut des Verbrechers, seinen Höhepunkt; mehr als heutzutage verbanden sich ehedem Kriminalgerichtsbarkeit und Blut zu einem Begriff. Nach dem Blut unterschied man bei Verletzungen „braun und blau", d. i. mit trockenen Fäusten, oder „blau und blutig", d. i. wenn Blut geflossen; man nannte denjenigen, der zu einem Totschlag geraten, „die blutige Zunge", und den Täter „die blutige Hand"; das Entsetzen aller Verbrecher war der Blutrichter. Obgleich sich die Todesstrafe zunächst auf Mord und Totschlag bezog und ihre Rechtfertigung fand in Satzungen wie „Aug' um Auge" und „wer Menschenblut vergossen, des Blut soll wieder vergossen werden", oder in den Grundsätzen der Talion, Gleiches mit Gleichem, Bahre gegen Bahre, dem Mordbrenner der Feuertod, so erstreckte sie sich doch noch auf eine Reihe anderer Verbrechen; auf Hochverrat und Häresie, auf Meineid und Diebstahl, auf Hexerei und Fahnenflucht. Man war noch weiter gegangen: „Räter und Täter haben gleiche Pein", hieß es, und „Hehler und Stehler gehören an einen Galgen"; ja selbst „Wer einen Dieb laufen läßt, den hängt man an seiner Statt". So dachte und redete das Volk und die Gesetzgebung gab ihm nicht unrecht. Die Strafe sollte ein Akt des Schreckens und ein Racheakt sein; sie sollte das Verbrechen an zerschmetternder Gewalt, an haarsträubender Gräßlichkeit um vieles überholen; — auch der Herr straft bis in das dritte und vierte Glied. Schwert und Rad, Scheiterhaufen und Steinigung, blutige Verstümmelungen und blutige Züchtigungen samt den ausgefeimtesten Quälereien als Strafverstärkungen waren zur

Digitized by Google

Versöhnung der durch das Verbrechen beleidigten Gottheit erdacht worden. Ueberall entquillt diesen Strafen das Blut, das schon von je her bei Schließung von Verträgen, beim Teufelsbündnis und sonst ein Rechtssymbol war, und dies Blut ist es, das der Gerichtsfahne und Gerichtsstätte, dem Richter und dem Rechtslehrer die rote Farbe verleiht. Denn Rot hat im Blut seinen hervorragendsten Vertreter. Wie sich aus den Begriffen „fließen" und „Blut" (ruh d) die indogermanischen Wörter für Rot gebildet haben, skr. rudhira, altn. raudr, ἐρυθρός, ruber, rôt, red, rosso, rouge und das slavische rud und rudra; so zeigt sich überall die Geneigtheit an „Rot" zu denken, wo das Blut mit im Spiel ist. Sein vergossenes Blut verleiht dem Märtyrer die rote Krone und stempelt das Rot zur liturgischen Farbe für die Festtage der Märtyrer; Papst Eutychius hatte vorgeschrieben, daß die Märtyrer von Rotgekleideten beerdigt werden sollten. Bei der Verleihung des roten Hutes spricht der Papst zum Kardinal „ . . . accipe galerum rubrum, quod usque ad mortem et sanguinis effusionem te exhibere debeas." Die Hinrichtungen gaben der französischen Republik den Namen der Roten und bezeichneten die Aktionspartei als escadre rouge. Das moderne rote Kreuz ist das Zeichen für die Pflege der Kriegsverletzungen und mit dem roten Halbmond ist auch die Türkei der Genfer Konvention beigetreten. Der Aberglaube erblickt in roten Augen das Kennzeichen eines Mörders und roten Wein nennen wir Traubenblut.

Keine andere Farbe, als die rote, steigert sich zu einem Typus des Gerichtswesens im Mittelalter; in dem größten Teil desselben tritt Schwarz in dieser Verbindung noch gar nicht auf.

Als man, wie schon erwähnt, vergessen hatte, daß das Richteramt von der Herrschergewalt abstammt und die Eingangsworte des richterlichen Erkenntnisses „Im Namen des Königs" ihre historische Bedeutung verloren hatten, da war der Anwendung des Rot diese eine seiner beiden Quellen entzogen. Aber auch die andere Quelle, die Blutfarbe, versiegte immer mehr. Bedeutung und Begriff der Strafe hatte im Lauf der Zeit eine Wandlung erfahren; die blutigen Strafen verminderten sich — mit ihnen das Rot.

Schwarz. Schon seit Jahrhunderten waren Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe aufgetaucht; vom theologischen wie vom rechtsphilosophischen Standpunkt aus hatte man Gründe gegen dieselbe beigebracht. Auch die Zweckmäßigkeitsfrage wurde

Digitized by Google

erhoben, und aus der Verneinung derselben erwuchsen den Gegnern der Todesstrafe neue Gefährten; sie schrecke nicht, sagt man, und hebe die Möglichkeit der Besserung auf. Aber mehr wohl als alle Deduktionen gab der mildere Hauch einer erhöhten Kultur den Anstoß zu humanerer Betrachtung der Schuld und zu schonungsvollerem Eingreifen von Rechts wegen. Der blutige Despotismus barbarischer Gesetze hatte sich überlebt. Für viele Verbrechen wurde die Todesstrafe ganz abgeschafft, für einige wenige beibehalten; endlich wurde die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe mit Eifer diskutiert. Die Jagd nach Hexen und Ketzern war erstorben; sie verlangte nicht mehr die Amtsübung des Scharfrichters, so wenig wie Meineid und Diebstahl. Dem Morde und dem Hochverat bleibt noch die Strafe am Leben; aber auch in diesen Fällen steht der Umwandlung der Strafe in eine unblutige der Gnadenweg offen. Immer seltener floß das Blut und immer dürftiger wurde somit die Verbindung zwischen Rot und Gerichtswesen.

Dieses abnehmende Rot begünstigte das Aufkommen und Sichfestsetzen einer anderen Farbe (in der Tracht), der schwarzen, welche als moderner Ausdruck des Ernstes und der Feierlichkeit dem Charakter des Gerichtswesens sehr wohl entsprach.

Ihre Herkunft findet diese Farbe, soweit dieselbe die Tracht betrifft, im geistlichen Stande. Schon die ersten Mönche, sowohl die der griechischen Kirche angehörenden, die Basilianer, als auch die römisch-katholischen Dominikaner kleideten sich von Anfang an in Schwarz; wahrscheinlich in Anlehnung teils an die dunkle, schmutzige Tracht (τρίβων) der heidnischen Philosophen, mit denen sie das Lehramt gemein hatten, teils an die ebenfalls dunkle, unscheinbare Kleidung der Sklaven des Altertums, die ebenso, wie die meisten Mönche, den unteren Ständen angehörten. Durch ihre äußere Erscheinung war somit der Sündentrauer, der Buße und der klösterlichen Zurückgezogenheit von der buntfarbigen Welt Ausdruck gegeben. In Byzanz nahmen schon im 5. Jahrhundert auch die übrigen Kleriker, wenn sie nicht kirchlich fungierten, die schwarze Tracht an und nach und nach verbreitete sich diese Sitte über die ganze Christenheit. In spielender Symbolik waren die Worte Salomos (I. B. d. Könige, 8. 12) benutzt worden: „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen." Nur die höheren Grade des katholischen Klerus behielten auch außeramtlich in der Kleidung einen Teil der Farbenpracht bei. Daß auch die protestantische Geistlichkeit in Schwarz ging, ist, wie bekannt, wesentlich dem Um-

Digitized by Google

stande zuzuschreiben, daß Luther, da er dem Orden der Augustiner angehört hatte, diese Farbe zu tragen gewohnt war. Wie die Theologie die Anschauungen aller Wissenszweige beherrschte und der Fortschritt wissenschaftlichen Denkens und Forschens vom Grade des religiösen Autoritätsglaubens abhing, so wurde auch der Geistlichen äußeres Auftreten, speziell auch ihre Tracht, das Vorbild für das gesamte Gelehrtentum und für die mit wissenschaftlicher Bildung ausgestatteten Beamten; daher auch für die Rechtsbeflissenen, seien es Lehrer, seien es Gerichtsbeamte. Was diesen neben dem Schwarz an lebhafteren Farben noch geblieben war, oder nach seiner Verdrängung von neuem auftauchte, zeigt die Zähigkeit, mit der zu allen nicht revolutionären Zeiten altväterische Gewohnheiten auch in äußerlichen Dingen festgehalten wurden; selbst wenn, wie in diesem Falle, statt des Eindruckes von Ernst und Würde, der der Verkleidung zu befürchten war. Hatte schon im allgemeinen mit dem Aufgeben einer heiteren Auffassung des Lebens die glänzende und vielfarbige Tracht abgenommen, waren schon, zum Teil auf Veranlassung der gangbaren, moralisierenden Tendenzen, unscheinbare und dunkle Farben mehr und mehr in Uebung gekommen, wieviel mehr mußte gerade dem richterlichen Beruf, der den menschlichen Verkehr nur von dem Standpunkte des unbeugsamen Gesetzes und seiner strafrechtlich zu verfolgenden Uebertretung ansah, die ernsteste der Farben, Schwarz entsprechen. Und umsomehr, je mühsamer sich auch im übrigen Leben die schwarze Tracht die Herrschaft erkämpfen mußte. Sie tritt in der Ehrenkleidung des Rates von Augsburg im XIV. Jahrhundert, in der Braunschweiger Verordnung, die den Frauen beim Abendmahl keine andere Farbe erlaubte, und an einigen anderen Stellen ganz vereinzelt auf; selbst als Trauerkleidung wird sie erst nach 1500 und als Tracht der Vornehmen erst durch die spanische Mode des XVI. Jahrhunderts allgemein. Aber noch langer Zeit bedurfte es, bis sie Gemeingut auch nur der Männer wurde. Ob und bei welchen Gelegenheiten die Mitglieder eines Gewerks in Schwarz zu erscheinen hätten, bildet lange Zeit einen Abschnitt in den Gewerksstatuten; François Colletet sagt in seinem Tracas de Paris (1666): „un habit noir est reproché comme un grand luxe aux petites bourgeoisies.“ Schwarz konnte man in diesen Ständen nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten tragen und noch im XVIII. Jahrhundert wurde ein lebhafter literarischer Kampf gegen diese Farbe geführt. Dem entgegen machte sich das Schwarz

Digitized by Google

im Gerichtswesen viel früher geltend als in der Mode und erhielt sich aufrecht zu einer Zeit, als das spanisch-niederländische Schwarz bereits wieder den bunten Farben gewichen war und die grellfarbigen Stoffe sich in der gesamten vornehmen, zum Teil auch gelehrten Welt breit machten.

Auch abgesehen von der Tracht verschwand das ehemalige Rot immer mehr aus dem Gerichtswesen. Es nehmen in demselben, wie in allen Zweigen menschlichen Treibens, die Symbole und namentlich auch die farbigen an Zahl und an Bedeutung ab. Vom Stab und ausgehängten Fahnen, von farbigen Türen und Karren wissen wir nichts mehr; nur bei wenigen Anlässen macht sich noch ein Farbentypus bemerklich, und in diesen Fällen dreht es sich um Schwarz. In dem hintersten, mit schwarzem Tuch verkleideten Hof der Angerfrohnfeste zu München wurde im vergangenen Jahre der Mörder Reißmann hingerichtet, nachdem man ihn mit einem schwarzen Ueberwurf bekleidet hatte. In schwarz verhängte Räume läßt man noch heut an vielen Orten diejenigen eintreten, denen ein Eid abgenommen werden soll. Schiller, ob in Anlehnung an eine beglaubigte Notiz oder im Sinne seiner modernen Anschauung, ist hier gleichgültig, — läßt die Kammerfrau Margarethe Kurl (Maria Stuart, V. 5) den Saal, in dem die Königin hingerichtet werden soll, beschreiben:

Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein groß Gerüst, mit schwarzem Tuch beschlagen,
Erhob sich von dem Boden, mitten drauf
Ein schwarzer Block, . . .

Je weniger leicht es uns wird, derartige Vorgänge mit einer anderen Farbe als mit der schwarzen in Verbindung zu bringen, je deutlicher erkennen wir, daß, abgesehen von manchem Willkürlichen und Zufälligen, eine bestimmte Richtung in der Farbenwandelung inne gehalten wird; nämlich die Aenderung aus dem Buntfarbigen und Starkfarbigen in das sogenannte Farblose. Den Ausdruck des Ernstes, der Würde und einer gewissermaßen heiligen Feierlichkeit, wie er den Vorgängen im Gerichtswesen, namentlich den kriminellen, innewohnt, finden wir heutzutage weniger im Rot als im Schwarz, oder genauer: nicht mehr im Rot, sondern im Schwarz.

Digitized by Google

d. Ueber den Beinamen Kaiser Heinrichs III. „der Schwarze".

In seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit (3. Aufl. II. 343) sagt Giesebrecht von Heinrich III.: „Seine Gesichtsfarbe war so dunkel, daß man ihm den Beinamen des Schwarzen gab, aber die Züge waren anmutig und gewinnend." Diese Darstellung ist den Worten: „nigro erat, sed venusto adspectu" entnommen, welche sich in dem Auszuge aus Lamberts Hersfelder Geschichte (Mon. Germ. S. S. V. 140) finden. Ob diese Stelle den Worten Lamberts ganz entspricht, läßt Giesebrecht unentschieden; er setzt hinzu, daß „der Beiname Niger, der Heinrich geblieben ist, und durch seine dunkle Gesichtsfarbe veranlaßt scheint", wohl zuerst bei Gottfried von Viterbo (Muratori, Script. rer. Ital. VII. 446) erwähnt und dort zunächst von der Farbe des Bartes erklärt werde: Henricum dixere Nigrum, barba nigricante (Mon. Germ. S. S. XXII. S. 248).

Hiernach erscheint es mindestens zweifelhaft, ob der Beiname Niger der Gesichtsfarbe oder der Haarfarbe entnommen ist, ja man muß annehmen, daß sich Giesebrecht für die erstere Erklärungsart, Gesichtsfarbe, entscheidet, da er dieselbe trotz der von dem deutsch-italienischen Chronisten angegebenen Ursache noch einmal wiederholt. Diese seine Ansicht findet gewiß vollkommene Rechtfertigung, wenn es sich nur um die Abwägung der Glaubwürdigkeit der beiden Gewährsmänner handelt. Denn zu dem Wertunterschiede zwischen Lambert und Gottfried im allgemeinen kommt hier noch speziell hinzu, daß Lambert ein Zeitgenosse des Kaisers war und in der Nähe der großen Verkehrsstraßen und der fränkischen Stammlande lebte. Wir wissen, daß er Heinrich IV. gesehen hat, und wenn uns auch dasselbe in Beziehung auf Heinrich III. nicht überliefert ist und es nur als wahrscheinlich gelten kann, daß er auch diesem Kaiser begegnet ist, so muß doch als sicher angenommen werden, er sei über sein Aeußeres durch Personen, die den Kaiser gesehen, genau unterrichtet worden. Ein Gleiches kann für Gottfried nicht gelten. Zwischen seinem und des Kaisers Tode liegen etwa 150 Jahre. Nicht durch eigene Anschauung, ja selbst nicht durch einen Augenzeugen kann er eine Personalbeschreibung erhalten haben. Es kommt hinzu, daß uns seine Angabe in wenig Vertrauen erweckender Weise vorgeführt wird. Gottfried liebt es, seine historischen Berichte in Gedichten, denen es an Wort und Silbenspielen nicht

Digitized by Google

fehlt, teils zu wiederholen, teils zu ergänzen. Auch bei Gelegenheit Heinrichs III., nachdem er dürftige Nachrichten über ihn beigebracht, fährt er fort: „Item de eodem Henrico tertio imperatore versifice narremus.“ Es folgt dieser Ueberschrift ein Gedicht von wenigen Zeilen, beginnend:

„Henricum dixere Nigrum, barba nigricante“.

Statt der eben angeführten Ueberschrift haben auch einige Handschriften: „De tertio Henrico imperatore, qui dicebatur Niger propter nigram barbam.

Das Uebergewicht Lamberts wird noch dadurch verstärkt, daß sich seiner Ansicht der — freilich erst sehr viel später lebende — Verfasser der Zeitzer Chronik, Paulus Langius, angeschlossen hat. Er sagt (ed. Struve I. S. 1140): „Quem“ sc. Henr. III. „et ipsi Carolo Magno plures assimilant eam siquidem morum excellentiam, eam in rebus agendis magnificentiam, eam humilitatem, pietatem, mansuetudinem, affabilitatem, atque in dandis elemosinis liberalitatem. Erat autem ipse nigro quidem sed venusto adspectu.“ Die der Charakterschilderung des Kaisers hinzugefügte kurze Beschreibung seines Aussehens erhält durch den Zusatz von „autem“ und „quidem“ einen verschärften Gegensatz zwischen niger und venustus.

Nach alledem wäre man also berechtigt, sich an die Aeußerung Lamberts zu halten und die dunkle Gesichtsfarbe als den Ausgangspunkt des Beinamens anzusehen. — Es sind jedoch gegen die obige Interpretation der Lambertschen Stelle zwei Einwände zu erheben, von denen der eine den Gegensatz zwischen schwarz und anmutig, der andere die Bedeutung derjenigen Personennamen betrifft, welche den Farben entlehnt sind.

Erstens. Es ist bekannt, daß niger, sowie die analogen Wörter anderer Sprachen, nicht bloß ein wirkliches Schwarz im Sinne von Kohle, Kienruß, Rabe bedeutet, sondern überhaupt von dunklen Farbentönen gebraucht wird, wie dunkles Grau oder Braun. Da man also nicht genötigt ist, an negerartige Hautfarbe zu denken, so würde die Anwendung von niger auf Hautfarbe hier kein Bedenken erregen. Auf Haarfarbe angewendet, wäre ein wirkliches Schwarz nicht ausgeschlossen; ja es würde sogar ein schwarzer (nigricante) oder auch nur sehr dunkler Bart auf wirklich schwarzes Haupthaar schließen lassen, da dasselbe mindestens so dunkel als der Bart zu sein pflegt. Dadurch ferner, daß dem niger ein venustus — durch sed, bei Langius durch quidem sed — scharf gegenüber gestellt

Digitized by Google

ist (von dunkler und dennoch angenehmer Farbe), sind wir freilich geneigt, eher an Gesichts- als an Haarfarbe zu denken, weil für uns, in heutiger Zeit, wohl eine sehr dunkle Gesichtsfarbe, nicht aber eine dunkle Haarfarbe den Begriff des Anmutigen ausschließt; auch beim schwärzesten Haar können wir einem Gesicht leicht einen wohltuenden, lieblichen Ausdruck abgewinnen, schwer aber einem solchen von tiefdunkler Hautfarbe. Anders jedoch als wir heutzutage empfanden in diesem Punkt frühere Zeiten. Den Griechen und Römern galt das helle Haar (blond) als das allein schöne und preiswürdige; der ganze Olymp und die Heroen, die Werke der Plastik, der Malerei und die Rollenfächer des hohen Dramas waren mit demselben ausgestattet, blond gefärbte Haare und blonde Perücken waren in Gebrauch. Hingegen war die schwarze Haarfarbe die unbeliebte, die niedere, die unheimliche; sie gehört den unterirdischen Gottheiten, den Masken des niederen Dramas, dem kleinen Bürgerstande, den Sklaven. Solche Farbenanschauung setzt sich in das Mittelalter hinein, namentlich auch in den religiösen Typen fort, und verliert erst mit dem zunehmenden Einfluß der germanischen, d. h. blonden Nationen an Intensität. Bei derartigen Sympathien und Antipathien für die verschiedenen Helligkeitsgrade der Haarfarbe mußte dem Lambert, dem man klassische Bildung und eine klassische Schreibweise nachrühmt — wie denn auch jene Stelle den Charakter des color latinus trägt —, es mußte ihm ein Kaiser mit nicht blonden oder nicht hellbraunen Haaren als abnorm und seinen sonstigen Begriffen von anmutig wenig entsprechend erscheinen. War doch unter den deutschen Kaisern wie überhaupt unter den edelen Geschlechtern der Deutschen Blondheit das weitaus Gewöhnlichere, gehörte doch überdies der Vater und die Mutter Heinrichs, Konrad und Gisela, so wie er selbst dem Frankenlande an, dessen Bewohner noch heute dem norddeutschen Typus nahe stehen. Erschien also trotz seiner schwarzen Haare das Gesicht des Kaisers dem Lambert anmutig, so ist sein Zusatz „sed venustus“ vollkommen gerechtfertigt.

Zweitens. Die den Farbenbezeichnungen entnommenen Personennamen und Beinamen, welche sich in fast allen Sprachen, vornehmlich in den germanischen und romanischen finden, sind mit verschwindend geringer Ausnahme dem Haar entlehnt. Die Ausnahmen — um dies vorweg zu nehmen — beziehen sich auf die Namen „Grün“, welcher, den Augen entnommen, als Haarfarbe höchstens bei den fabelhaften Geschöpfen des Wassers, den Tritonen und den

Digitized by Google

Niren, vorkommt und auf die französischen Personennamen Orange und Violet, deren Ursprung nicht in den erst später üblich gewordenen Farbenbenennungen, sondern in Frucht und Blumen zu suchen ist. Im übrigen gehören die Namen: Weiß, White, Blanc, Bianco, Schwarz, Black, Lenoir, Neri und ebenso die den Farben Gelb, Rot, Grau, Braun angehörenden, ferner das den Germanen als Name fehlende Blond in italienisch Biondo und französisch Blond, Leblond, Blondeau, Blondin den Haaren an; sogar auch der Name Blau, der sich auf schwarz zurückführen läßt. Blaubart und englisch blue haired (Milton) der Bläulichgelockte (Bürger), caeruleus crinis und κυανοχαίτης geben genügende Anhaltspunkte. Daß alle diese Namen nach der Haarfarbe erteilt sind, geht sowohl aus der großen Zahl der Fälle hervor, in denen eine nähere Bezeichnung des betreffenden Körperteils hinzugefügt ist: Weißhaar, Whitelock, Wittkoop, Capobianco, Schwarzkopf, Rotbart, Rothaupt, Geelhaar und andere, als auch aus dem Fehlen derartiger, auf die Haut bezüglicher Zusätze (der Name Weißwange ist vielleicht die einzige etwa hierhergehörige Ausnahme). Es kommt noch hinzu, daß, ganz abgesehen von ihrer Farbe, die Eigenschaften der Haare überhaupt in den Personennamen überraschend häufig wiederkehren; so für das Lockige: Kraus, Crispus, Cincinnatus, Velluci, Riccio, Wulkop; für den Haarmangel Kahle, Calvus, Beschorner, Schorn, Glatz usw. Treffend ist in dieser Beziehung die Beobachtung von Ludwig Steub (Oberdeutsche Familiennamen, 125), daß Kellnerinnen die ihnen unbekannten Gäste an der Tafel nach ihren Haaren anzukreiden pflegen: der Rot', der Glatzet u. dergl. Nur solche Namen, die nicht eigentlich eine Farbenart, sondern einen Helligkeitsgrad bezeichnen, scheinen dem Aussehen der Haut zu Grunde zu liegen; dergl. mögen Fahl, Blaß, Bleicher, Livius, χλωρός, auch Duncker, Fuscus, πελιός, vielleicht noch Heller, Licht sein; ihre Zahl ist nicht groß, überdies ihre Beziehung zur Haut nicht ganz gesichert. — Aus diesem allem geht für die Personennamen die enge Verbindung von Farbe und Haar und das Nichtvorhandensein einer solchen zwischen Farbe und Haut auf das entschiedenste hervor. Als Erklärung sei hier nur angeführt, daß die Unterschiede in der Gesichtsfarbe zwischen den verschiedenen Individuen ein und desselben Volksstammes bei weitem nicht so groß sind, als diejenigen der Haarfarbe, die letztere daher sich viel zweckmäßiger zur Differenzierung verwenden läßt; daß es ferner nicht nur möglich, sondern ohne Schwierigkeit ist, den Gesamtton

Digitized by Google

des Haares mit einem Wort zu erfassen, während es schwer fällt, die Gesichtsfarbe, wegen der Verschiedenheit derselben an Stirn, Nase, Wangen, Kinn, mit einem Farbenwort wiederzugeben. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, wie sehr die Haare, mehr als irgend ein anderer Körperteil, in den mannigfachsten Rechts- und Strafbestimmungen, in religiösen und politischen Vorgängen, im Mythus und in den Sitten zu immer wiederkehrender Geltung gelangen.

Außer den oben angeführten schriftlichen Dokumenten des Lambert und Gottfried über das Aussehen Heinrichs III. liegen uns einige Farbendokumente in Bilderhandschriften des XI. Jahrhunderts vor. Es bleibt zwar bei allen derzeitigen Darstellungen bestimmter Personen eine Porträtähnlichkeit im heutigen Sinne ausgeschlossen — wohl mehr am Nichtkönnen der Maler, als an ihrem Nicht wollen liegend —, indessen pflegen doch gewisse hervorstehende Eigentümlichkeiten der äußeren Erscheinung in Tracht, Attributen, Haarwuchs und Aehnlichem, gleichsam als typische Erkennungszeichen, beibehalten zu werden. Auch hier nehmen die Personen des Neuen Testamentes die Führerschaft; man begegnet regelmäßig den in der Mitte des Kopfes gescheitelten Haaren Christi, dem bekannten Schnitt seines Bartes, den altersgrauen Haaren Johannes, des Evangelisten, u. dergl. Da nun des Kaisers Beiname Niger eine Abweichung vom Gewöhnlichen unzweifelhaft hervorhebt, so ist die Vermutung begründet, je nachdem Niger die Haare oder die Fleischfarbe kennzeichnet, das eine oder das andere als außergewöhnlich dunkel in den Abbildungen accentuiert zu sehen.

Vor Beschreibung der vorhandenen Kaiserbilder ist es notwendig, auf den bisher unbeachtet gebliebenen Umstand aufmerksam zu machen, daß die mittelalterlichen Maler schwarze Gegenstände in allen denjenigen Fällen niemals schwarz malten, wenn es darauf ankam, in denselben Licht und Schatten oder einzelne Partien zu unterscheiden. Diese Malweise hat einen nachweisbaren technischen Grund. Während nämlich alle anderen Farben, deren sich die Maler bedienten, eine Schattenangabe durch Beimischung von Schwarz gestatteten, konnte ein gleiches beim Schwarz nicht stattfinden, da kein Mittel zur Verfügung stand, um eine noch größere Dunkelheit als die des damaligen schwarzen Maler-Pigments hervorzubringen. Es blieb daher den Malern nichts anderes übrig, als entweder den Schwarz darzustellenden Gegenstand mit gleichmäßigem schwarz zu kolorieren und auf Unterschiede von Licht und Schatten sowie auf jede Angabe von Einzelheiten innerhalb

Digitized by Google

des Contours zu verzichten — was beim Schuhwerk, beim Lederzeug der Waffen, beim Pferdegeschirr usw. das Uebliche ist — oder aber eine etwas hellere Farbe anzuwenden und die dunkleren Partien mit Schwarz hineinzuzeichnen, — ein Verfahren welches bei schwarzen Haaren immer und ohne Ausnahme stattfindet.

Diese hellere Farbe ist für schwarze Haare in weitaus den meisten Fällen dunkelblau (weniger oft braun); für dunkelbraune aus gleichem Grunde häufig dunkelrot. Nicht nur die mittelalterigen Künstler, auch die Maler des Altertums wußten die eben geschilderte Schwierigkeit bei der Darstellung schwarzfarbiger Gegenstände nicht zu überwinden; deshalb suchen wir auf pompejanischen und sonstigen antiken Wandmalereien vergebens nach schwarzhaarigen Köpfen.

Bei den nachbenannten Darstellungen Heinrichs III. sind also wirklich schwarze Haare vollkommen ausgeschlossen, es kann sich nur um die etwaige Verwendung vorerwähnter Ersatzfarben handeln.

Der Codex aureus in der Bibliothek des Escorial, ein in Speyer für Heinrich III. angefertigtes Evangeliarium (Spira fit insignis Henrici munere regis), enthält auf einer der ersten Seiten eine Maria auf dem Thron, neben welchem Heinrich und seine Gemahlin stehen, mit den Beischriften Henricus rex und Agnes Regina. Dieses Bild ist im Museo Español de Antigüedades, Tom. 501 in Farben wiedergegeben und macht den Eindruck einer nach einem Original des XI. Jahrh. angefertigten Facsimilierung. Der Kaiser hat ein blasses, beinahe farbloses Gesicht und dunkelbraunes, kurzes welliges Haar; der Bart ist etwas heller, aber mit breiten schwarzen Linien durchzogen.

Das Evangeliarium Heinrichs III. in der Stadtbibliothek in Bremen enthält zahlreiche, von H. A. Müller beschriebene und von ihm der Abtei Echternach und der Mitte des XI. Jahrhunderts zugewiesene Miniaturen (Mitteilungen der K. K. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler. VII. 57. 59. März 1862), unter denselben zwei Bildnisse des Kaisers. Das eine am Anfange des Manuskripts befindet sich auf einer Darstellung des Besuchs Heinrichs III. in Echternach; er trägt Krone, Reichsapfel und Szepter; die Ueberschrift lautet:

Henricum regem juvenili flore nitentem
Ad laudem regni conservet gratia Christi.

(Der Besuch der Mutter Heinrichs, Gisela, in derselben Abtei ist auf einem andern Blatt dargestellt.) Das zweite Bild des

Digitized by Google

Kaisers, am Schluß des Codex, zeigt denselben mit der Krone bedeckt auf einem Throne sitzend; darüber die Worte:

Hic rex Henricus nulli probitate secundus
Regnum justitia reget et pietate paterna.

Der Abhandlung Müllers fehlt es ganz und gar an Angaben über Haar- und Gesichtsfarben. Hingegen entnehme ich einer gütigen Mitteilung des derzeitigen Bremer Bibliothekars H. Dr. Bulthaupt, daß auf beiden Bildern die Gesichtsfarbe des Kaisers sich von den übrigen Personen der Handschrift nicht unterscheide, daß aber Haar und Bart auf dem ersten Bilde dunkelrot, auf dem zweiten dunkelblau sei.

Noch eine andere Abbildung kommt in Betracht. Das aus Hildesheim stammende Evangeliarium (Kupferstichkabinett des Königl. Museums zu Berlin, früher Nr. 6, jetzt H. 24 bezeichnet) zeigt auf dem ersten Blatt einen mit Krone und Szepter versehenen, thronenden Kaiser; sein glatt herabfallendes Haar und der kurze Kinnbart sind von dunkelblauer Farbe; schwarze Linien bezeichnen die einzelnen Haarpartien; die Gesichtsfarbe hat nichts Auffälliges. Bei der an Abbildungen andrer Kaiser sonst durchaus üblichen Blondheit, erlaubt die eben beschriebene Haarfarbe im Hinblick auf die erwähnten, sicheren Kaiserbilder gleichfalls ein Bild Heinrichs III. anzunehmen und um so mehr, da die Darstellungsweise in den Miniaturen des Manuskripts, sowie die Schriftart desselben unverkennbar der betreffenden Zeit angehören.

Nach der in den erwähnten Bildern mit Entschiedenheit betonten Haarfarbe und in Verbindung mit der veränderten Interpretation der Lambertschen Stelle ist die Bezeichnung Niger vom Haar zu entlehnen, hingegen die Bezeichnung auf die Gesichtsfarbe vollkommen ausgeschlossen.

Als analoger Fall sei noch angeführt, daß das Homerische stehende Beiwort des Menelaos, ξανθός, vielfach von der Fleischfarbe, als sonnenverbrannt aufgefaßt worden ist und Voß zu dem bekannten „der bräunliche Held Menelaos" veranlaßt hat, daß aber die Bezeichnung des ξανθός auf das Haar als blond sicher nachgewiesen werden kann. Statt aller anderen hier zu weit abseits liegenden Beweise seien nur die den Menelaos betreffenden Stellen im Theokrit (XVIII. 1) ξανθότριχι παρ' Μενελάῳ und im Euripides (Orest 1532) ξανθοῖς ἐπ' ὤμων βοστρύχοις γαυρούμενον angeführt.

Nicht so regelmäßig wie der Staufische Friedrich nach seinem roten Bart Barbarossa, oder wie der Sohn König Eduards III. von

Digitized by Google

England, angeblich nach seiner schwarzen Rüstung, der schwarze Prinz heißt, nicht wie Amadeus VI. von Savoyen den Beinamen Conte Verde führt nach der grünen Tracht der Cavalieri della Tavola antica, in welcher er das Turnier von Ciamberi 1348 siegreich bestand, — nicht so allgemein ist für Heinrich III. der Beiname Niger üblich; selten begegnet man ihm; Steindorff (Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich III.) erwähnt ihn nicht.

e. Ueber den Stier des Pausias.

Nach einer unter den Archäologen allgemein verbreiteten und bisher ohne jeglichen Widerspruch gebliebenen Annahme ist der Opferstier, den Pausias nach dem Bericht des Plinius auf einem Bilde in den Hallen des Pompejus malte, von schwarzer Farbe gewesen. Einer solchen Annahme stand bisher von vornherein nichts entgegen. Weiß man doch hinlänglich, daß schwarze Stiere geopfert wurden; schien doch gegen die Nachricht des Plinius gerade in Beziehung auf die Farbe des Tieres kein Bedenken obzuwalten, war doch bisher kein Zweifel erhoben worden, daß die Maler der Alten schwarze Gegenstände auf ihren Gemälden anbrachten. Warum also nicht auch schwarze Stiere?

Die Frage nach der Farbe jenes Opfertieres ist inbetreff des Pausias kaum bedeutend genug, um sich eingehend mit ihr zu beschäftigen, aber sie hängt so eng mit einer anderen, die Kultur- und Kunstgeschichte der Farben betreffenden Untersuchung zusammen, daß eine nähere Prüfung gerechtfertigt und geboten erscheint. Wird nämlich durch eine solche Prüfung ersichtlich, daß aus der Mitteilung des Plinius die Schwarzfarbigkeit des Stieres nicht hervorgeht, so fällt damit einer der Beweise, die man dafür geltend machen könnte, daß die Alten auf ihren Gemälden schwarzfarbige Gegenstände anbrachten.

Die betreffende Stelle bei Plinius (XXXV, 126 und 127, ed. Sillig) lautet: Pausias autem fecit et grandis tabulas, sicut spectatam in Pompei porticu boum immolationem; eam primus invenit picturam, quam postea imitati sunt multi, aequavit nemo. Ante omnia cum longitudinem bovis ostendi vellet, adversum eum pinxit, non transversum, et abunde intellegitur amplitudo; dein cum omnes quae volunt eminentia videri candicanti faciant colore, quae condunt nigro, hic totum bovem atri

Digitized by Google

coloris fecit umbraeque corpus ex ipsa dedit, magna prorsus arte in aequo extantia ostendente et in confracto solida omnia.

Daß diese Auseinandersetzung des Plinius dem Verständnis ganz besondere Schwierigkeiten darbietet, wird allgemein angenommen. Vielleicht um derselben auszuweichen, läßt sich Junius (De pictura veterum, 1678), obgleich er bei zwei verschiedenen Gelegenheiten (I. 171 und II. 146) jene Pliniusstelle abdruckt, auf eine Erklärung derselben gar nicht näher ein. Spätere aber sind einer Deutung nicht aus dem Wege gegangen und zeigen, wie verschieden sie auch interpretieren, in dem einen Punkt vollständige Einstimmigkeit, daß es sich nämlich um einen schwarzen Stier handle.

Riem (Ueber d. Malerei d. Alten, 1787, S. 127) sagt, Pausias habe mit solcher Schmelzung der Tinten zu malen verstanden, daß man, obgleich der ganze Stier in schwarzer Farbe war, dennoch die letzten Teile von den vordersten zu unterscheiden vermochte; H. Meyer (Gesch. d. bild. Künste b. d. Griechen, 1824, I. 190) bemerkt, daß der abzuschlachtende Ochse, schwarz von Farbe, ganz von vorn zu sehen war"; K. O. Müller (Archäol. d. Kunst 3, S. 144) nennt den Stier des Pausias schwarz; Brunn (Gesch. d. griech. Künstler, 1859, II. 149) spricht von dem schwarzen Fell des Stieres und von dem tiefen Schwarz, welches dem Künstler als Lokalfarbe dienen mußte. Was auch Wustmann und Michaelis gegen Brunns Auffassung der Pliniusstelle einzuwenden haben, keine ihrer Bemerkungen ist dagegen gerichtet, daß von einem schwarzfarbigen Tiere die Rede sei. Im Gegenteil: Wustmann (Apelles, Leben und Werke) läßt (S. 23) den Pausias ausdrücklich einen schwarzen Stier malen und spricht (S. 27) von seinem Kunststück, ein ganz schwarzes Tier darzustellen, und Michaelis (Archäol. Zeit. 1876, S. 38) kann nur an Schwarzfarbigkeit denken, wenn er sagt, daß Pausias auch mit der einen schwarzen Farbe körperhafte Gestalten aus der Ebene zu locken verstand. Urlichs (Chrestom. Plin. S. 370), Sillig (in den Anm. z. seiner Plinius-Ausgabe), Schnaase (Gesch. d. bild. Künste, II. 308) und das neueste Werk über die Malerei der Alten von Woermann (S. 51) lassen die Farbe des Stieres entweder ganz unerwähnt oder deuten sie (wie Urlichs) nur unbestimmt an.

Um nun eine der bisherigen entgegenstehende Ansicht zu begründen, ist es nötig, auf folgende noch unbeachtet gebliebene Punkte aufmerksam zu machen, von denen auch die scheinbar wenig wichtigen

Digitized by Google

dazu beitragen, eine veränderte Vorstellung von dem Gemälde des Pausias hervorzubringen.

Aus dem Plural in „boum immolationem“ geht hervor, daß auf dem Bilde mehrere Stiere dargestellt waren, die geopfert werden sollten; der nachher gebrauchte Singular — longitudinem bovis und später totum bovem — macht es ersichtlich, daß aus der Zahl der vorhandenen ein einzelner hervorgehoben werden soll. Dies kann kaum ein anderer sein, als derjenige, der opferbereit im Vordergrund stand, und wenn nicht von der ganzen Komposition, so doch unter den zu opfernden Tieren die Hauptfigur war. Als solche konnte ihn der Künstler durch verschiedene Mittel kennzeichnen. Plinius gibt deren zwei an; das eine liegt in adversum, das andere in ater; jenes betrifft die Stellung des Tieres, seine Verkürzung, dieses die Art der auf dasselbe fallenden Beleuchtung, von der später die Rede sein wird. Die Angabe des ersten Mittels ist eingeleitet durch ante omnia, die des zweiten durch dein; die Verschiedenheit beider bedingt die vollständige Trennung der betreffenden Sätze. Daher muß vor dein ein Punkt stehen, wie in älteren Plinius-Ausgaben (z. B. Lugd. Batav. 1669) und nicht ein Semikolon wie bei Sillig. Fehlt die äußerliche, vollständige Trennung beider Sätze, so liegt die Versuchung nahe, den zweiten derselben, den mit dein beginnenden, ebenfalls auf die Darstellungsweise der Verkürzung zu beziehen (wie bisher immer geschehen), anstatt auf die durch die Beleuchtung verschärfte Komposition. (Siehe weiter unten.)

Die dem Stier gegebene Stellung ist als en face (adversum) wohl überall richtig verstanden worden, nur darf das erste cum (hinter ante omnia) keinenfalls — wie allseitig geschehen — kausal, (weil) aufgefaßt werden, sondern in der Bedeutung von „obgleich“. Ein derartiges cum, auch mit nachfolgendem, seine Bedeutung verschärfendem tamen ist kein vereinzeltes Vorkommen. Wäre hauptsächlich d a r auf die Absicht des Pausias gerichtet gewesen, die Länge des Stieres zu zeigen, so hätte er ihn gerade nicht von vorn gemalt, sondern von der Seite; da ihm aber daran lag, diesem einen Opfertier, als der Hauptfigur, eine von den übrigen abweichende Stellung zu geben und dadurch das Auge des Beschauers auf ihn zu lenken, so malte er ihn en face, o b g l e i c h man seine Länge erkennen sollte. Auf diese Weise verliert die allgemeine Annahme, Pausias habe seine Gewandtheit, Verkürzungen darzustellen, zeigen wollen, ihren Boden. Die Stellung des Stieres

Digitized by Google

war ein berechtigtes Kompositionsmittel, ebenso wie die Verwendung des später erwähnten „ater“. In einem ganz ähnlichen Verhältnis befindet sich das in der Verkürzung, nur von rückwärts, gesehene Pferd des Darius auf dem Mosaikbilde der Alexanderschlacht. Durch seine von den sämtlichen übrigen Pferden des Bildes so abweichende Stellung wird mit ausnehmender Geschicklichkeit der Blick vorzugsweise auf dasselbe hingezogen; man wird darauf aufmerksam, daß sich der Perserkönig ohne dieses zur Flucht dargebotene Tier aus dem Gedränge der verlorenen Schlacht nicht retten könnte.

Nun zu „ater“. Die lateinische Sprache besitzt für die Farbenbezeichnung „schwarz“ nicht wie die anderen Sprachen nur ein Wort, sondern deren zwei, niger und ater, welche beide keine besondere Abart der Farbe, vielmehr den allgemeinen Typus derselben darstellen. Wie man indessen ganz im allgemeinen von der Verschiedenheit der Wörter auf verschiedene Vorstellungen schließen darf, so hat man auch in diesem Falle einen gewissen Unterschied innerhalb dieses Wörterpaares seit lange herausgefühlt und denselben fast übereinstimmend definiert. Nur Tilesius (De coloribus, 1588) behauptet im Gegensatz zu allen übrigen Erklärern und mit Unrecht: ut omnis ater est niger, sic non omnis niger est ater. Hingegen ist nach Doederlein (Lat. Syn. III. 194) niger die positive schwarze Farbe, ater das weniger Dunkle, nicht Farbige; nach Marg (De usu et significatione epithetorum quorundam colores indicantium) niger nomen generale, ater singulare, niger die Farbe, ater das symbolische Schwarz; nach Pott (Etymol. Forsch. IV. 376) niger das glänze Schwarz, ater das Glanzlose, Dunkle. Nach einer von mir zu einem anderweitigen Zweck angelegten Sammlung von vielen hundert Belegstellen, welche sich auf den Gebrauch von niger und ater beziehen, würde den vorstehenden Erklärungen in der Art zuzustimmen sein, daß zwar im allgemeinen niger ein wirkliches Schwarz bedeute, wie es durch Pech, Kienruß, Rabe charakterisiert ist und im Gegensatz hierzu ater das Lichtlose, Dunkle, die Farbenart nicht Betonende — daher sein symbolischer Gebrauch —, daß aber eine Reihe von Ausnahmen für niger vorliegen, welches in das Gebiet von ater vielfach übergreift, während umgekehrt ater in das Gebiet von niger kaum hineinragt. Wo immer ater als wirkliche Farbenbezeichnung (nicht etwa symbolisch, wie atra cura und anderes) gebraucht wird, bedarf es erst einer, oft nicht leicht anzustellenden Untersuchung, ob wirklich „schwarz“ gemeint ist;

Digitized by Google

man denke nur an atra bilis (Plautus Capt. III. 4. 65), ater sanguis (Ov. XII. M. 256), atrum nemus (Virg. Aen. I. 165), atrum vinum (Plaut. Men. V. 517) und an Aehnliches. Kurz ausgedrückt: niger ist qualitativ — eine Farbenart, ater quantitativ — ein Dunkelheitsgrad. Mit diesem Unterschied im Gebrauch beider Wörter hängt es auch zusammen, daß zur Bezeichnung „schwarz" niger sehr verbreitet, ater viel seltener ist; manche Schriftsteller gebrauchen nur niger, bei anderen tritt ein kleiner Prozentsatz von ater hinzu, der sich nur bei Virgil und in den Tragödien des Seneca bis zur Gleichstellung steigert; ein Fall von überwiegendem ater oder gar von ausschließlichem Gebrauch desselben ist mir nicht bekannt. Was speziell Plinius betrifft, so findet sich bei ihm niger überaus häufig, ater sehr selten, beispielsweise im 26. Buch jenes elfmal, dieses keinmal, im 35. Buch jenes zehnmal und ater nur einmal, und zwar an unserer Stelle. Plinius gebraucht ferner — und das ist von großer Wichtigkeit — um „das Schwarz", d. h. schwarzen Farbstoff auszudrücken nur nigrum, nie atrum. Jener Unterschied beider Wörter bringt es auch mit sich, daß der Stamm von niger, der sich ebenfalls in anderen Sprachen (sanscr. nila, die Flüsse Nil und Niger, Neger, noire, nero) findet, in den Ableitungen häufig auftritt (nigr:do, nigritudo, nigrescere, nigrare, denigrare usw.), während ater alleinstehend, nur in wenigen Derivaten angetroffen wird; aber auch das bekannteste derselben, atramentum, ursprünglich von dem Saft des Tintenfisches, Sepia, gebraucht, gehört eigentlich der Bedeutung „dunkel" an, denn bekanntlich ist Sepia ein entschiedenes Braun und durchaus nicht schwarz. Auch atrium, die Halle, eigentlich ein dunkler Raum, reiht sich hier an. Nebenbei sei erwähnt, daß auch für candidus und albus bestimmte Unterschiede gefunden worden sind; unter Sprichwörtern des XI. Jahrhunderts, welche Bartsch aus einem Manuskript der Kölner Dombibliothek in Pfeiffers German. XVIII. 364 mitteilt, befindet sich:

Candidum erit quod cura facit, natura quod album.

Noch ist notwendig, zu bemerken: Nach „umbraeque" gehört unfraglich ein Scheidezeichen, so daß verbunden wird atri coloris umbraeque; dann folgt als besonderer Satz corpus ex ipsa (umbra) dedit. Eine solche Trennung hat schon Wustmann (Die sykionische Malerschule, Rhein. Mus. f. Philol. 1868, 454—479) verlangt, allerdings ohne anzugeben, wie er alsdann die Stelle

Digitized by Google

verstanden haben will. Die Verbindung umbraeque corpus ddi gibt in keiner Beziehung, am allerwenigsten in technischer, einen Sinn, wie sehr man sich auch bemüht hat, eine Deutung zu finden. Michaelis (a. a. O.) hält die Zusammenziehung von atri coloris und umbraeque nicht für falsch; er sagt nur, sie sei unnötig, denn es sollte (wie bereits oben zitiert) „ausgedrückt werden, daß Pausius auch mit der einen schwarzen Farbe körperhafte Gestalten aus der Ebene zu locken verstand." Dies ist aber eine Unmöglichkeit; wird der „einen schwarzen Farbe" nicht eine andere — hellere — zugesetzt, so ist an Darstellung körperhafter Gestalten nicht zu denken; zum Modelieren in der Malerei gehört ohne jegliche Ausnahme die Verwendung von Farbentönen, welche verschiedene Helligkeitsgrade besitzen. Ulrichs' (a. a. O.) Erklärung für „umbraeque corpus dedit" gipfelt in dem unverständlichen, fast mystisch klingenden Ausspruch: „Der Kern des Schattens ist dasjenige, welches von dem Schatten umgeben wird, also der Leib des Ochsen, der die schwarze Farbe des Schattens trägt", und Brunns (a. a. O. S. 145) Uebertragung: „gab dem Körper Schatten aus sich selbst" bezeichnet eine Malweise, die jedem Künstler ein unlösbares Problem bleiben muß. Hätte Brunn mit seiner Auffassung das überzeugend Richtige getroffen, so würde das ihm von anderer Seite vorgehaltene grammatische Bedenken (umbramque corpori statt umbraeque corpus) von keinem Belang sein; eine Textkorruption alsdann anzunehmen, wäre vollständig am Platz.

Ferner: Die Worte „in aequo" können nicht bedeuten „auf der Fläche" (bei Brunn und Anderen), denn da sich alle den ersten Stadien entwachsene Malerei der Darstellung des Körperlichen auf der Fläche befleißigt, gleichviel welche Rolle die fast unvermeidlichen Verkürzungen dabei spielen, so würde nicht zu begreifen sein, weshalb Plinius die an die Malerei überhaupt gestellte Anforderung hier besonders hervorhebt. In aequo bezieht sich vielmehr auf jene Gleichmäßigkeit des Tones, die über den ganzen Stier (totum bovem) verbreitet war und innerhalb welcher die etwaige Anbringung hellerer oder dunklerer Nuancen zum Zweck der Modelierung ganz besondere Schwierigkeiten darbot. Denn leichter ist es sicherlich durch Benutzung des Gegensatzes von vollem Licht und Schatten den Eindruck des Körperlichen hervorzubringen, schwerer innerhalb enger Grenzen ein Gleiches zu erreichen.

Endlich: „In contracto" wird von allen Erklärern „in der Verkürzung" übersetzt; es wird also angenommen, daß Plinius

Digitized by Google

unter dem Bilde des Gebrochenen den Begriff der Verkürzung wiedergegeben habe. Bei — meines Wissens — vollständigem Mangel analoger Belegstellen entsteht die Frage, ob solche Begriffsübertragung möglich sei. Unser deutsches „Verkürzung" macht von dem Begriff „kurz" einen richtigen Gebrauch; auf die Vorstellung des kürzer Erscheinens geht auch das italienische scorcio von corto und das französische raccourci von court zurück. Ein für denselben Begriff in gleicher Weise gebildetes lateinisches Wort, also von brevis oder curtus abgeleitet, scheint dem Plinius und seiner Zeit nicht zu Gebot gestanden zu haben. Mußte daher ein anderer Begriff herangezogen werden, um den Gedanken auszudrücken, so war der des Brechens vollkommen ungeeignet, denn die dem Brechen zu Grunde liegende Vorstellung ist das Stören oder Aufheben des Zusammenhangs der Teile eines Gegenstandes. Der Schein eines solchen Vorganges findet aber bei verkürzt gesehenen Gegenständen nicht statt. Hingegen ist der die Verkürzung zunächst ersetzende Begriff der der Zusammenziehung; das heißt also auf den vorliegenden Fall angewendet, das scheinbare näher Aneinanderrücken des Anfanges und Endes des verkürzt Gesehenen. Um diesen Begriff — den der Zusammenziehung — einzuführen, bedarf es in der Plinius-Stelle nur eines t statt des f — contracto statt confracto — eine Lesart, die zwar die Handschriften nicht bieten, durch die aber erst eine lebendige Vorstellung des Begriffs „Verkürzung" ermöglicht wird.

Geht man unter Anwendung der vorstehenden Bemerkungen an die Erklärung der Plinius-Stelle, so fällt vor allem das dicht hinter einander stehende „nigro" und „atri" auf. Von allen Interpreten werden beide Wörter im Sinne von schwarzem Farbstoff aufgefaßt. Aber dafür, daß in dem eben genannten Sinne von einem Schriftsteller für gleiche Gegenstände oder für gleiche Vorgänge einmal niger ein anderes Mal ater, und zwar so kurz hintereinander gebraucht würde, dafür ist mir kein Beispiel bekannt. (Ovids bekannter Vers, Met. XI. 314: „Candida de nigris et de candentibus atra" bezieht sich nicht auf die Farbstoffe, sondern symbolisiert den Begriff des Gegensätzlichen durch den Gegensatz von Weiß und Schwarz.) Und selbst wenn eine derartige unterschiedslose Verwendung vorkäme, so könnte, wie oben bemerkt, niger nur die Bedeutung von ater haben, nicht aber umgekehrt, so daß also zweimal an dunkel (lichtlos) zu denken wäre. Besser scheint es jedoch dem Plinius, dem viel geschmähten, gerecht zu

Digitized by Google

werden, ihm zutrauend, daß er seine Sprache korrekt gebraucht und durch zwei ihrem Sinne nach verschiedene Wörter auch etwas Verschiedenes habe ausdrücken wollen. Alsdann ergibt sich folgende Auffassung. Unter den Vorgängern des Pausias war es Sitte gewesen, die im Vordergrunde eines Bildes befindlichen Gegenstände (quae volunt eminentia videri) mit voller, nicht abgeschwächter, d. i. mit leuchtender Farbe (candicanti colore) zu malen, hingegen alles das, was zurücktretend, mehr nach dem Hintergrunde zu befindlich erscheinen sollte (quae condunt), durch Abschwächung der Helligkeit und des Farbenglanzes, d. h. durch Beimischung von Schwarz (nigro, sc. colore) abzutönen. Nach diesem — wenn man es so nennen will — Rezept, welches in figurenreichen Kompositionen auf die einfachste Weise und ohne eigentliche Beleuchtungskunststücke Uebersichtlichkeit erzielt, wird auch heut noch namentlich in der Monumental-Malerei meistens verfahren. Im entschiedenen Gegensatz hierzu stellte Pausias gerade in den Vordergrund einen nicht beleuchteten, also beschatteten oder dunklen Gegenstand (totum bovem atri coloris), so daß unter den Opferstieren der im Vordergrunde schon durch seine Verkürzung in die Augen fallende noch durch die mangelnde Beleuchtung eine fernere Auszeichnung erhielt. Der modernen Malerei ist diese Anordnung vollkommen geläufig; in der mannigfachsten Art wird sie sowohl zu anmutigen als auch zu ernsten Lichtwirkungen mit dem größten Erfolge benutzt.

So aufgefaßt, hört der mit dein beginnende Satz auf, eine weitere Erklärung der Art anzugeben, wie Pausias die Verkürzung darstellte, und liefert statt dessen Aufklärung über seine der damaligen Zeit neue und deshalb von Plinius hervorgehobene Beleuchtungsdisposition. Das bloße Modelieren in der Malerei hat Plinius an einer anderen Stelle mit großer Klarheit angegeben, so klar, daß, wollte er an unserer Stelle nur dasselbe Verfahren, das Modelieren, beschreiben, das Unverständliche und Verworrene seiner Schreibweise nicht begreiflich sein würde. Er sagt nämlich bald nach der Erwähnung des Pausias von dem Maler Nicias: „Lumen et umbras custodivit, atque ut eminerent e tabulis picturae maxime curavit“. Hier steht e tabula und nicht in aequo, hier steht lumen et umbra und nicht color candicans und niger, alles ungleich treffender, ungleich korrekter! Ebenso scharf und leicht verständlich drückt sich Longinus (περὶ ὕψους, 17. 2. S. 38 ed. Jahn) aus, wenn er von dem Modelieren in der Malerei sagt, daß, obgleich die Farben des Schattens und des Lichtes auf der Fläche

Digitized by Google

neben einander liegen, doch das Licht den Augen entgegentritt und nicht nur hervorgehoben, sondern auch viel näher erscheint (..... ὅμως προϋπαντᾷ τε τὸ φῶς ταῖς ὄψεσι, καὶ οὐ μόνον ἔξοχον, ἀλλὰ καὶ ἐγγυτέρω παρὰ πολὺ φαίνεται).

Versucht man nun, die so gewonnene Vorstellung von dem Bilde in Worte zu fassen, so erhält man folgende die Plinius-Stelle in moderner Schreibweise paraphrasierende Beschreibung.

Auf einem großen, ein Opfer von Stieren darstellenden Bilde brachte Pausias eine neue Art zu komponieren in Anwendung, indem er erstens den einen der Stiere, dessen Länge man eben so gut wie die der anderen erkennen sollte, von vorn und nicht von der Seite malte und überdies denselben, obgleich er im Vordergrunde des Bildes stand, ganz und gar in Schatten legte, während die Maler vor ihm gerade für die Vordergrundsfiguren die schärfste Beleuchtung und die ungebrochensten Farben zu verwenden strebten.

Wo bleibt nun der schwarze Stier? Wo nennt ihn Plinius einmal den schwarzen? An den drei Stellen, die des Tieres Erwähnung tun, „boum immolationem", longitudinem bovis" und „totum bovem" ist der bos nicht niger, ja selbst nicht einmal ater genannt. Nur einmal kommt jedes dieser beiden Wörter vor und in beiden Fällen ist nicht von der Lokalfarbe des Stieres die Rede, sondern von einem Verfahren in der Malerei, nämlich von der Herstellung von Beleuchtungsgegensätzen zum Zweck der Modelierung oder der schärferen Hervorhebung einzelner Teile einer größeren Komposition.

Ist auf diese Weise das Tier ausdrücklich als schwarzes nicht bezeichnet, so wäre es möglich, daß statt einer derartigen direkten Farbenangabe eine indirekte vorhanden wäre. Eine solche könnte man in der Natur des Opfers suchen. Da aber nicht zu ersehen ist, welcher Gottheit das Opfer gebracht wird, so ist auch über die Farbe der Opfertiere keine Gewißheit oder auch nur Vermutung zu erlangen. Wir wissen, daß neben schwarzen Opfertieren, Stieren, Lämmern, Vögeln, die meist den unteren Göttern galten, nicht nur dergleichen weiße vorzugsweise den obern Göttern gebracht wurden, sondern daß auch andersfarbige Tiere, rotbraune Hunde (der sabinischen Robigo), buntfarbige Hähne (der Minerva) und anderes nicht ausgeschlossen war. Welcher Farbe der Stier war, gibt Plinius nicht an; das ist jedoch nichts weniger als auffallend; denn im ganzen 35. Buch, in welchem so viel von Malern und

Digitized by Google

ihren Werken die Rede ist, wird die Farbe keines einzigen auf einem der besprochenen Gemälde befindlichen Gegenstandes genannt, so daß die Angabe der Stierfarbe an unserer Stelle eine ganz besondere Ausnahme bilden würde. Und nicht nur dem Plinius ist dieser Mangel in der Farbenbeschreibung der Gemälde eigentümlich, sondern — fast ausnahmslos — dem ganzen Altertum, ja der gesamten Kunstwissenschaft; erst in diesem Jahrhundert hat man angefangen, einen gewissen Wert auf diesen Teil der Beschreibung zu legen. Soll dennoch die Farbe des Stieres bestimmt werden, so kommt man über unerweisliche Vermutungen nicht hinaus. Sicher ist nur eines — er war gerade nicht schwarz —, denn die Alten brachten auf ihren Gemälden überhaupt keine schwarzen Gegenstände an, aus Gründen, die teils in den Malweisen des Altertums, teils in der von der heutigen so verschiedenen Stellung und Bedeutung liegen, die das „Schwarz" in der antiken Welt einnahm. Dies am Eingange dieser Untersuchung bereits Angedeutete näher auseinander zu setzen muß einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben; daß aber Plinius' Bericht über den Pausias-Stier keinen Stützpunkt für eine gegenteilige Ansicht liefert, das scheint in obigem erwiesen zu sein.

Digitized by Google

Der Preußische Gesamtkatalog.*)

Von

Dr. R. Fick.

I.

Der Preußische Gesamtkatalog stellt den ersten Versuch dar, durch das Zusammenwirken mehrerer Bibliotheken einen Zentralkatalog zu schaffen; er soll die Bücherschätze nicht von einer, sondern von elf großen Bibliotheken eines Landes verzeichnen und könnte, wenn er vollendet und gedruckt wäre, als eine Lösung des oft erörterten Problems angesehen werden, wie sich den Gelehrten „überflüssige Schreiberei" und den Bibliotheken die ewige Wiederholung einer und derselben Arbeit ersparen ließe. Das nächste und hauptsächlichste Ziel unseres Gesamtkatalogs ist die Schaffung einer Zentralstelle, die der Gelehrtenwelt im weitesten Sinne Auskunft erteilt, ob und wo ein gesuchtes Buch an den preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken zu finden ist; des weiteren aber kann sein Wert auch in Betracht kommen für die Herstellung von Bibliographien und für die Möglichkeit, durch den Druck des Katalogs die beteiligten Bibliotheken mit korrekten Aufnahmen ihrer sämtlichen Bestände versehen und ihnen dadurch bei erforderlichen Neukatalogisierungen Arbeit und Kosten zu ersparen.

Eine ausführliche Darstellung des ganzen Problems eines Gesamtkatalogs, die von geschichtlichen Erörterungen ausgehend alle früher gemachten Vorschläge einer Kritik unterzieht und alsdann den Plan zu einer Organisation des Unternehmens so entwirft, wie er im wesentlichen nachher praktisch Gestalt gewonnen hat, besitzen wir in Milkaus Arbeit: Zentralkataloge und Titeldrucke. (Leipzig 1898.) Im Gegensatz zu früheren Vorschlägen, wie sie in Italien Narducci, in Deutschland anknüpfend an einen

*) Der nachstehende Aufsatz ist als Vortrag auf dem Kongreß der amerikanischen Bibliothekare in St. Louis verlesen worden.

Digitized by Google

Aufsatz Treitschkes*) unter anderen Kochendörffer**) gemacht hatte, die dahin gingen, Titelaufnahmen der Provinzbibliotheken an eine Zentralstelle einzusenden und hier zu einem alphabetischen Gesamtkatalog zu verschmelzen, betonte Milkau, indem er in schlagender Weise die bei einer derartigen Organisation unvermeidliche Arbeitsverschwendung nachwies, die Notwendigkeit, das Inventar eines Instituts, und zwar das des größten, der Königlichen Bibliothek, zur Grundlage des Gesamtkatalogs zu machen, diesen Katalog in alphabetisch aufeinanderfolgenden Abschnitten an die Universitätsbibliotheken zu versenden und hier einerseits das Vorhandensein eines im Katalog schon vertretenen Werkes zu kennzeichnen, andererseits das Mehr der eigenen Bibliothek in neuen Aufnahmen hinzuzufügen. Die Arbeitsersparnis gegenüber dem Einsenden der Titelzettel an die Zentralstelle liegt auf der Hand: während die Universitätsbibliothek, an die die Sendung zuerst gelangt — in der jetzt festgelegten Reihenfolge Breslau — alles auf Zetteln zu verzeichnen hat, was sie über den Bestand der Königlichen Bibliothek hinaus besitzt, braucht die zweite — Halle — nur das hinzuzufügen, was weder in der Königlichen Bibliothek noch in Breslau zu finden ist und so fort. Je weiter die Sendung kommt, um so weniger neue Zettel sind hinzuzufügen, um so geringer wird die zu leistende Arbeit.

Schien somit die Frage nach der einfachsten Organisation der Vergleichung ihre Beantwortung gefunden zu haben, so blieb noch eine wichtige Aufgabe zu lösen übrig: es mußte Sorge getragen werden, daß der Katalog nicht veraltete, daß jedes neu hinzukommende Buch, dessen Titel dem bereits fertigen Abschnitt des Gesamtkataloges angehört, nachträglich in ihm registriert würde. Diese fortwährende Ergänzung und Verjüngung des Katalogs wurde durch folgende Bestimmungen erreicht: Soweit die nachträglichen Erwerbungen der neuerschienenen Literatur angehören, hat ihre Registrierung durch die Titeldrucke der Königlichen Bibliothek zu geschehen, die seit Oktober 1897 zu einer Gesamtzugangsliste der preußischen Bibliotheken erweitert worden sind und am Schlusse eines jeden Jahres durch ein Nummernregister den Anteil der einzelnen Bibliotheken an dem Jahreszugang zum Ausdruck bringen. Die Erwerbungen aus der älteren Literatur werden, soweit sie in den fertigen Teil des Gesamtkatalogs fallen,

*) Preuß. Jahrb. Bd. 53. 1884, S. 473 ff.
**) Ebd. Bd. 54, S. 168 ff.

Digitized by Google

von der betreffenden Bibliothek entweder im Originalzettel oder in Abschrift an die Zentralstelle eingeschickt, die dann die Zettel kopiert bezw. einordnet, oder falls das Buch bereits vertreten ist, die Besitznotiz nachträgt und den Zettel vernichtet.

Als nächstes Ziel der Arbeit wurde die Herstellung eines handschriftlichen alphabetischen Zettelkatalogs umso mehr in Aussicht genommen, als sie auch als notwendige Vorarbeit für die spätere Drucklegung gelten konnte; so wurde die Möglichkeit geboten, die Frage nach der endgültigen Gestaltung des gedruckten Katalogs vorläufig ganz beiseite zu stellen. Auch wir können hier von der Frage der Drucklegung absehen und haben, wenn weiterhin vom Gesamtkatalog die Rede ist, immer nur das Manuskript des alphabetischen Zettelkatalogs im Auge. Bedeutet doch die Erreichung selbst nur dieses Ziels für Deutschland und speziell für Preußen mehr als sie für irgend ein anderes Land bedeuten könnte, weil die deutschen Bibliotheken fast ohne Ausnahme Bücher nach auswärts versenden und weil in Preußen durch das Institut des Leihverkehrs jeder Benutzer in der Lage ist, sich gegen eine ganz geringfügige Gebühr ein Werk, das an seinem Wohnort nicht vorhanden ist, von einer anderen Bibliothek kommen zu lassen. Dieser Leihverkehr wird aber mit dem Vorwärtsschreiten des Gesamtkatalogs seinen Zweck immer mehr erfüllen, denn je weiter der Katalog gediehen ist, um so häufiger ist die Zentralstelle in der Lage, nicht bloß über das Vorhandensein eines Buches und seiner verschiedenen Ausgaben, sondern auch über den Bestand an Werken eines Schriftstellers Auskunft zu geben.

II.

Bevor an die Arbeit selbst herangegangen werden konnte, mußte vor allem eine Schwierigkeit aus dem Wege geräumt werden: an die Stelle der bis dahin auf allen Bibliotheken verschiedenen Katalogisierungsgrundsätze mußten einheitliche Regeln nicht bloß für die Aufnahme, sondern auch für die Ordnung der Titel treten. Dabei galt es einen Weg zu finden, auf dem unter tunlichster Schonung des Bestehenden den Katalogen aller Bibliotheken soviel wie möglich Rechnung getragen würde. Diese Forderung wurde erfüllt durch den Erlaß der „Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der preußischen Bibliotheken und für den Gesamtkatalog. Vom 10. Mai 1899". Die in den Instruktionen enthaltenen Regeln

Digitized by Google

haben sich — um dies eine Resultat der bisherigen Arbeit vorwegzunehmen — im großen und ganzen bewährt. Wenn im Beginn der Vergleichung die Ansichten über ihre Auslegung zuweilen auseinander gingen und Meinung gegen Meinung stand, so hat sich bei fortschreitendem Hineinleben in den Geist der Instruktion allmählich eine Uebereinstimmung der Interpretation herausgebildet. Von der Zentralstelle wurde der durchweg herrschende Grundsatz: „in dubiis libertas, in necessariis unitas“ als ein besonderer Vorzug empfunden, weil ihr dadurch die Möglichkeit gegeben war, bei der Redaktion der von den Bibliotheken zurückkehrenden Abschnitte von Fall zu Fall eine Entscheidung zu treffen und einen Ausgleich zwischen Meinungsverschiedenheiten zu finden.

Naturgemäß mußte davon Abstand genommen werden, die Kataloge aller elf Bibliotheken vor Beginn der Arbeit nach den neuen Grundsätzen bis ins kleinste umzugestalten; nur die Grundlage der Vergleichung, der Zettelkatalog der Königlichen Bibliothek mußte vor seiner Abschrift die fortan allgemein gültigen Ordnungsprinzipien in strengster Durchführung aufweisen. Nachdem die zu diesem Zwecke vorgenommene Revision beendet war, konnte am 23. Juni 1902 mit der Abschrift begonnen werden. Bis Ende August dieses Jahres sind im ganzen 201 Kästen des Zettelkatalogs der Königlichen Bibliothek, die bis zum Anfang des Buchstaben D reichen und rund 175 000 abzuschreibende Zettel enthielten, erledigt worden. Da der ganze Katalog 1045 Kästen umfaßt, so ist bei gleichem Fortgang der Arbeit Aussicht vorhanden, die Abschrift bis zum Jahre 1910 fertigzustellen.

Als ein besonders störendes, das glatte Vorwärtsschreiten der Arbeit hemmendes Element erwiesen sich die gerade im Anfang des Alphabets bei Namen wie Abdallah, Abraham, Annambhatta u. a. zahlreich auftretenden Titel der orientalischen Literatur. Die Kopie eines solchen, beispielsweise in hebräischer, arabischer oder in Sanskrit-Sprache abgefaßten, wenn auch in Umschrift wiedergegebenen Titels konnte nur fachkundigen Leuten anvertraut werden, die nicht immer leicht zu finden waren; außerdem erforderte die Abschrift eines orientalischen Titels mit seinen vielen diakritischen Zeichen eine Sorgfalt, die den ohnehin zu hoch veranschlagten Durchschnitt der Leistung eines Abschreibers ganz wesentlich herabdrückte. Da sich nun überdies später bei der Vergleichung herausstellte, daß es den Universitätsbibliotheken zum Teil an Fach-

Digitized by Google

leuten fehlte, die eine Neuaufnahme orientalischer Titel hätten bewirken oder mit Sicherheit die Identität des im eigenen Katalog befindlichen Titels mit dem der Königlichen Bibliothek hätten feststellen können, so gelangte man dazu, die orientalische Literatur, wie es bereits mit den Universitäts- und Schulschriften, sowie mit Karten und Musikalien geschehen war, aus dem Plan des Gesamtkatalogs vorläufig auszuscheiden. Ihre Verzeichnung wurde nach dem Beispiel des Britischen Museums Spezialkatalogen vorbehalten, in die sich der auf etwa 8 Prozent zu veranschlagende, von den Universitätsbibliotheken zu erwartende Zuwachs leicht auf anderem Wege wird hineinarbeiten lassen.

Wie geplant war, sollte nach Erreichung eines kleinen Vorsprungs neben der Abschrift die Versendung einzelner Katalogabschnitte an die Universitätsbibliotheken in streng alphabetischer Folge einhergehen. Die erste, den Katalogabschnitt A—Aar umfassende Sendung trat ihre Rundreise am 2. Januar 1903 an; sie durchlief den vorgeschriebenen Weg über Breslau, Halle, Marburg, Bonn, Münster, Göttingen, Kiel, Greifswald, Königsberg und kehrte, nachdem sie auch auf der Universitätsbibliothek zu Berlin erledigt war, am 28. Januar an die Geschäftsstelle zurück. Wie diese erste Sendung, so enthielten die bisher verschickten 456 Sendungen, deren letzte den Katalogabschnitt Berk umfaßt, im Durchschnitt je 150 Zettel. Es ergab sich, daß diese Ziffer, wenigstens bei den ersten, am meisten belasteten Bibliotheken, das Maß der von einem Beamten zu leistenden Tagesarbeit darstellte, und im allgemeinen konnten die Sendungen am Tage ihrer Ankunft oder am darauffolgenden Tage weitergegeben werden. Indessen stellten sich bei einzelnen Abschnitten der regelmäßigen Erledigung unvorhergesehene Schwierigkeiten in den Weg: so brauchte der Abschnitt Augustinus zu seiner Rundreise ungefähr drei Wochen, ein Ergebnis, das erklärlich ist, wenn wir das von den Universitätsbibliotheken hinzugefügte Mehr — von dem nachher die Rede sein soll — in Betracht ziehen. Da nun zu befürchten stand, daß bei häufiger Wiederkehr ähnlicher Abschnitte der Gang der Vergleichung verlangsamt würde oder sich derart sprunghaft gestaltete, daß eine Bibliothek bald mit Sendungen überhäuft wäre, bald ihre Mitarbeit ruhen lassen müßte, wurde die Bestimmung getroffen, besonders schwierige Abschnitte aus dem regelmäßigen Turnus auszuscheiden und neben den gewöhnlichen Tagessendungen zu erledigen.

Digitized by Google

Inwieweit diese Maßregel dazu beitragen wird, in die Arbeit der Universitätsbibliotheken eine größere Gleichmäßigkeit zu bringen, muß die Erfahrung lehren; bis jetzt sind vier Sendungen (die Artikel Bedenken, Beiträge, Bemerkungen und Bericht) aus der regelmäßigen Aufeinanderfolge ausgeschieden worden, aber noch nicht an die Geschäftsstelle zurückgekehrt.

Als besonders interessant, freilich nach Umfang und Schwierigkeit gleich erheblich erwies sich die abschließende Arbeit an der Zentralstelle. Wie es die Instruktion für den Gesamtkatalog vorschreibt, werden die auf bestimmten Formularen von den Beamten der Universitätsbibliotheken zu diesem oder jenem Titel kundgegebenen Bedenken und Berichtigungen von der Geschäftsstelle sachgemäß erledigt und die interessierten Bibliotheken von der Art der Erledigung in Kenntnis gesetzt. Ein Beispiel wird besser als theoretische Auseinandersetzungen zeigen, wie sich das Verfahren in der Praxis gestaltet. Von der Geschäftsstelle war die Abschrift eines Zettels der Königlichen Bibliothek in Umlauf gesetzt worden, welcher lautete: „Joannis Adlzreitter a Tetenweis: Annalium Boicae gentis pars 3. Ed. nova cum praef. Godofr. Guilielmi Leibnitii. Francofurti a. M. 1710". Der Zettel hatte die Bibliotheken 2—9 unbeanstandet passiert, die alle ihren Besitzvermerk hinzugefügt hatten. Erst die zehnte Bibliothek, Königsberg, bemerkte auf dem grünen Formular: „Verfasser ist nach Wegele, Gesch. d. Historiographie, S. 388: Vervaux. Darunter ist die Sammlung hier gestellt". Die Geschäftsstelle prüfte das Zitat, welches keinen Zweifel darüber läßt, daß nicht Adlzreitter, der in seiner Eigenschaft als Archivar nur unkundliche Materialien zu dem Buche geliefert hatte, sondern der Jesuit P. Vervaux der Verfasser ist; eine Einsicht in A. de Backers Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus ergab, daß auch diese Bibliographie Jean Vervaux als Verfasser annimmt. Die Geschäftsstelle setzte nun den Königsberger grünen Zettel in Umlauf mit dem Vermerk: „Von der Königlichen Bibliothek und dem Gesamtkatalog jetzt unter Jean Vervaux gestellt", woraufhin die einzelnen Bibliotheken die Kenntnisnahme in kürzester Form verzeichneten. In ähnlicher Weise wie in diesem Fall werden täglich eine Reihe von grünen Formularen, die Berichtigungen, Anfragen oder die Bitte enthalten, den Sachverhalt an der Hand des Buches zu prüfen, den Katalogabschnitten beigefügt.

Digitized by Google

III.

In Ziffern ausgedrückt stellt sich das bisherige Ergebnis der Vergleichung folgendermaßen. Bis Ende August waren im ganzen 406 Sendungen an die Geschäftsstelle zurückgekehrt; ausgegangen waren sie mit rund 64 000 Zetteln (45 000 Haupt-, 19 000 Verweisungszetteln), zurückgekehrt mit ca. 72 000 Haupt- und 29 000 Verweisungszetteln. Der Zuwachs an Hauptzetteln betrug demnach 27 000, das sind 60 Prozent, während er von vornherein nach ungefährer Schätzung auf 50 Prozent veranschlagt worden war. Nun will allerdings eine solche Ziffer an sich nicht viel besagen; erstens kann sie sich im Laufe der Arbeit ändern und wesentlich verringern; auch gibt die Ziffer ja kein richtiges Bild des tatsächlichen Besitzverhältnisses, weil durch das Ausscheiden der Orientalia der Prozentsatz erheblich zu Ungunsten der Königlichen Bibliothek verschoben worden ist. Außerdem aber, und das ist die Hauptsache, kommt es bei Beurteilung des Zuwachses nicht so sehr auf seinen Umfang an, als auf seinen inneren Wert. Wichtiger als die Frage: Wie hoch ist der Prozentsatz? ist es zu wissen: welcher Art ist der Zuwachs? Ist viel wertlose Literatur darunter (Schulbücher, Nachdrucke u. a. m.)? Sind es Uebersetzungen oder Neuauflagen, zu denen die Königliche Bibliothek die Originale oder ältere Auflagen besitzt? Ferner ist es von Wichtigkeit zu erfahren, wie sich der Anteil der Bibliotheken auf die verschiedenen Wissensgebiete verteilt, ob und an welchen Bibliotheken einzelne Zweige der Literatur besonders gepflegt worden sind. Auch gilt es zu untersuchen: Wie ist die in Deutschland erschienene Literatur im Gesamtkatalog vertreten, wie die ausländische? Ferner: Wie verhält sich das Ergebnis des Gesamtkatalogs zu den beiden größten gedruckten Katalogen der Welt, dem des Britischen Museums und dem der Bibliothèque Nationale? Die Beantwortung aller dieser Fragen ist nur möglich auf Grund einer eingehenden Untersuchung eines größeren zusammenhängenden Abschnitts des Gesamtkatalogs, einer Arbeit, die in Angriff genommen ist, und deren Resultate später veröffentlicht werden sollen. Vielleicht aber können wir auf anderem Wege zu einem, wenn auch nicht so sicheren, so doch annähernd richtigen Urteil gelangen, indem wir aus verschiedenen Gebieten der Literatur einzelne bedeutende und fruchtbare Autoren auswählen und durch eine Prüfung der Frage, wie

Digitized by Google

ihre Schriften im Gesamtkatalog vertreten sind, ein brauchbares Ergebnis zu gewinnen suchen.

Fangen wir mit einem Schriftsteller des klassischen Altertums an, dem L. Apuleius Madaurensis. Er ist im Gesamtkatalog mit 94 verschiedenen selbständigen Ausgaben seiner Schriften vertreten; davon sind 68 auf der Königlichen Bibliothek vorhanden, sodaß der Zuwachs bei diesem Autor 26 Werke, ungefähr 38 Prozent beträgt. 34 Ausgaben sind nur auf einer Bibliothek zu finden, und zwar 16 nur auf der Königlichen, 6 nur in Göttingen, 4 nur in Königsberg, je 2 nur in Marburg und Greifswald, je eine nur in Breslau, Halle, Bonn und Kiel. Verglichen mit den Katalogen des Britischen Museums und der Bibliothèque Nationale übertrifft der Bestand des Gesamtkatalogs den der Pariser Bibliothek um 9 Werke, bleibt dagegen hinter dem des Britischen Museums um 33 zurück. Die Bibliothèque Nationale hat 38, das Britische Museum 61 Ausgaben, die der Gesamtkatalog nicht aufweisen kann; auf der anderen Seite sind im Gesamtkatalog 12 Werke vertreten, die sich weder im Britischen Museum noch in der Bibliothèque Nationale finden. Ein Vergleich mit der im Teuffel zitierten Literatur ergibt, daß sämtliche dort erwähnten Ausgaben im Gesamtkatalog vertreten sind. Sonach dürfte der Schluß berechtigt sein, daß von den Schriften des Apuleius nichts Wichtiges im Gesamtkatalog fehlt, und daß ein Gelehrter, der diesen Autor zum Gegenstand seines Studiums macht, soweit es sich um Schriften des Apuleius selbst handelt, alles für ihn Wichtige im Gesamtkatalog findet und durch ihn erreichen kann.

Um nicht durch beständige Wiederholung derselben Zahlenvergleichungen zu ermüden, können wir uns bei den folgenden Schriftstellern auf die Hervorhebung besonders interessanter Punkte beschränken, indem wir die ausführliche Statistik einer anderen Gelegenheit vorbehalten. Denn wollte man z. B. — um zum Mittelalter überzugehen — den Aurelius Augustinus und seine Vertretung im Gesamtkatalog zum Gegenstand einer eingehenden bibliographischen Untersuchung machen, so würde daraus eine umfangreiche Monographie entstehen. Hier sei hervorgehoben, daß er im ganzen mit rund 500 Ausgaben im Gesamtkatalog vertreten ist, von denen 242 auf der Königlichen Bibliothek vorhanden sind, sodaß der Zuwachs 258 Werke, über 100 Prozent, beträgt. Da Hauptkontingent hat hierzu die Universitätsbibliothek Breslau gestellt, deren Reichtum an älterer theologischer Literatur hauptsächlich

Digitized by Google

auf die ihren Grundstock bildenden ehemaligen schlesischen Klosterbibliotheken zurückzuführen ist; auf Breslau, das im ganzen 212 Schriften von Augustinus besitzt, entfallen 129, die nicht auf der Königlichen Bibliothek, und 90, die nur in Breslau vorhanden sind. An dritter Stelle steht Göttingen mit 163 Ausgaben, von denen 44 nur in Göttingen vorhanden sind, während Münster mit 30 nur dort vorhandenen Ausgaben den vierten Platz einnimmt. Aber auch jede der übrigen am Gesamtkatalog beteiligten Bibliotheken kann sich rühmen, irgend eine Ausgabe von Augustinus zu besitzen, die auf keiner der anderen 10 großen Bibliotheken Preußens zu finden ist.

Aus der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts mögen der Rhetoriker Batteux und der Politiker d'Argenson als Beispiele dienen. Batteux hat gerade in Deutschland, das zu seiner Zeit noch ganz unter der Herrschaft des französischen Geschmacks stand, besonderen Erfolg gehabt und auf die bei uns damals geltenden Kunsttheorien einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt; damit stimmt überein, daß seine Schriften verhältnismäßig zahlreich im Gesamtkatalog vertreten sind. Während das Britische Museum nur 12 Ausgaben von ihm besitzt, darunter 4 deutsche und eine englische Uebersetzung, sind im Gesamtkatalog 28 Schriften Batteux' vorhanden, denen — nach Abzug der Verweisungen und Universitätsschriften — rund 40 Nummern der Bibliothèque Nationale gegenüberstehen. Nicht vorhanden sind in Paris: die im Besitz von Münster befindliche Ausgabe der Schrift: Les beaux arts réduits à un même principe. Leide 1753, ferner die auf der Königlichen Bibliothek und in Bonn befindlichen, 1781 in Genf erschienenen „Quartre mémoires sur la poëtique d'Aristote", sowie eine deutsche und eine in Kiel vorhandene dänische Uebersetzung des „Cours de belles lettres". Von den 28 Schriften Batteux besitzt die Königliche Bibliothek 23 und nur 5 nicht; der Zuwachs, der sich überdies nur auf andere Ausgaben oder Uebersetzungen beschränkt, beträgt bei diesem Schriftsteller mithin nur etwa 22 Prozent. Noch eklatanter tritt dies vom Standpunkt des Gesamtkatalogs als Mißverhältnis zu bezeichnende Ueberwiegen der Königlichen Bibliothek bei dem Marquis d'Argenson zu Tage: hier haben die Universitätsbibliotheken nicht eine einzige Neuaufnahme zu den 16 von der Zentralstelle ausgegangenen Zetteln hinzugefügt. Der Grund für diese Erscheinung mag in der Bevorzugung liegen, die die Königliche Bibliothek unter Friedrich dem Großen, angewiesen auf die

Digitized by Google

Lieferungen des Franzosen Pitra, wohl oder übel der französischen Literatur angedeihen lassen mußte.

Läge das Verhältnis bei den meisten wichtigen Schriftstellern ähnlich wie bei den letztgenannten, so könnte man getrost sagen, daß das Resultat des Gesamtkatalogs die aufgewendete Mühe nicht rechtfertige, und daß man besser getan hätte, den Katalog der Königlichen Bibliothek zu drucken und die großen Kosten der Abschrift und Vergleichung zu sparen. Das ist indessen, wie wir schon bei Augustinus sahen, keineswegs der Fall. Auch die aus der englischen Literatur entnommenen Proben ergeben ein wesentlich anderes Bild von dem Anteil der Universitätsbibliotheken. Francis Bacon ist mit 125 Werken im Gesamtkatalog vertreten, von denen die Königliche Bibliothek 79 besitzt, während 46 von den anderen Bibliotheken hinzugefügt worden sind. Daß es sich bei diesem Zuwachs nicht bloß um gleichgültige Neudrucke oder Uebersetzungen handelt, mag eine kurze Liste besonders wichtiger, auf der Königlichen Bibliothek fehlender Ausgaben zeigen. Bonn besitzt die London 1605 unter dem Titel „The Twoo Bookes of Francis Bacon. Of the proficience and advancement of Learning" erschienene erste Ausgabe der später wiederholt lateinisch veröffentlichten Schrift „De dignitate et augmentis scientiarum". In Göttingen findet sich die erste Ausgabe von Bacons Schrift „The elements of the common lawes of England", die 1629 erschienene 2. Ausgabe der „Historie of the reigne of King Henry VII." und die 2. Ausgabe der „Silva Silvarum" vom Jahre 1628.

Noch ungünstiger für die Königliche Bibliothek, günstiger für die Universitätsbibliotheken und somit für den Gesamtkatalog stellt sich das Besitzverhältnis bei dem englischen Arzt des 18. Jahrhunderts John Arbuthnot, von dem die Königliche Bibliothek nur 3 Schriften besitzt: eine lateinische Uebersetzung des „Essay concerning the effects of air", die im Original und zwar in der Editio princeps in Breslau und Göttingen vorhanden ist, eine Ausgabe des „Essay concerning the nature of aliments" vom Jahre 1753, deren erste 1731 erschienene Ausgabe sich ebenfalls in Göttingen findet, und schließlich eine lateinische Uebersetzung der „Tables of ancient coins", von der das 1727 zuerst erschienene Original wiederum in Göttingen und in Halle vorhanden ist. Göttingen besitzt im ganzen 9 Ausgaben, unter andern auch die 1770 erschienene Neuausgabe der Miscellaneous works, ein Reichtum, der sich aus den innigen Beziehungen, welche die Göttinger

Digitized by Google

Universität im 18. Jahrhundert mit England verknüpften, zur Genüge erklärt.

Bei dem Zeitgenossen Arbuthnots, dem Dichter Joseph Addison, ist die große Zahl der nur einmal vorhandenen Ausgaben auffallend. Von den 62 Nummern des Gesamtkatalogs — denen im Britischen Museum rund 170 gegenüberstehen, während die Bibliothèque Nationale ungefähr den gleichen Besitzstand aufzuweisen hat wie die preußischen Bibliotheken zusammen — sind 10 nur auf der Königlichen Bibliothek, 10 nur in Königsberg, je 5 nur in Göttingen und Bonn, 4 nur in Kiel, 3 nur in Breslau, je zwei nur in Halle und Münster, je eine nur in Marburg und Greifswald vorhanden. Hervorzuheben ist die in Göttingen, Kiel und Greifswald befindliche erste Gesamtausgabe der Werke vom Jahre 1721, ferner die in Halle und Greifswald vorhandene Uebersetzung des Cato durch die Gottschedin (Leipzig 1735), sowie die im Britischen Museum nicht vorhandene, anonym erschienene Abhandlung „Dialogues upon the usefulness of ancient medals".

Um die Reihe der englischen Autoren zu beschließen, sei noch erwähnt, daß der 1899 verstorbene Philosoph und Romanschriftsteller Grant Allen im Gesamtkatalog nur mit 10 Schriften vertreten ist, von denen Bonn allein die „Physiological Aesthetics" und „The Evolution of the Idea of God", Göttingen als einzige „Force and Energy" besitzt. Der im Vergleich zu der großen Menge wirklich erschienener Schriften geringe Besitzstand ist vermutlich auf den teils belletristischen, teils populärwissenschaftlichen Charakter von Allens Werken zurückzuführen, womit indessen nur eine Erklärung, keine Rechtfertigung der Vernachlässigung dieses Autors ausgesprochen sein soll.

Von größerem Interesse und größerer Wichtigkeit als die ausländische Literatur ist für unsere preußischen Bibliotheken naturgemäß die Frage, wie die deutsche Literatur im Gesamtkatalog vertreten ist. Auch hier muß zunächst der Versuch genügen, aus ein paar Beispielen ein ungefähres Urteil zu gewinnen. Der Schüler Luthers und Melanchthons, Johann Agricola von Eisleben, ist mit 72 Ausgaben seiner Schriften im Gesamtkatalog vertreten, von denen die Königliche Bibliothek 58 besitzt, darunter eine Reihe seltener Drucke aus dem Nachlaß des Freiherrn von Meusebach, des berühmten Sammlers und Kenners der älteren neuhochdeutschen Literatur. Dieser zahlreiche und wertvolle Besitzstand der Königlichen Bibliothek läßt von vornherein vermuten, daß der von den

Digitized by Google

Universitätsbibliotheken beigesteuerte Zuwachs weder quantitativ noch qualitativ erheblich ist; immerhin ist es von Interesse zu erfahren, daß sich die in Berlin nicht vorhandene, auf den antinomistischen Streit bezügliche kleine Schrift „De duplici legis discrimine" vom Jahre 1539 in Breslau, Kiel und Königsberg findet, und daß Greifswald als einzige Bibliothek eine niederdeutsche Uebersetzung der — übrigens in Gödekes Grundriß überhaupt nicht erwähnten — „130 Fragstücke" (Wittemberch 1528) besitzt.

Lassen Sie mich zum Schluß etwas länger bei einem Manne verweilen, dessen Name allen Deutschen teuer ist und dessen Schriften bis auf die kleinste und entlegenste Ausgabe vollständig zu besitzen den deutschen Bibliotheken als eine Ehrensache am Herzen liegt: Ernst Moritz Arndt. Die Königliche Bibliothek besitzt von ihm 113 Werke, von denen 21 nur dort vorhanden sind, während die Universitätsbibliotheken 26 Ausgaben, darunter 17 nur an einer Bibliothek vorhandene, neu hinzugefügt haben. Von diesen 26 Schriften bilden mehrere eine weniger wichtige Ergänzung, da die Königliche Bibliothek andere, größtenteils ältere Ausgaben besitzt. So ist z. B. der „Geist der Zeit" auf der Königlichen Bibliothek in der 1., 2. und 4. Auflage, auf den Universitätsbibliotheken in der 3. (Teil 1, 1815), 5. (1863) und (1877) 6. Auflage vorhanden. Von wesentlicher Bedeutung hingegen sind etwa zehn Schriften, von denen die wichtigsten hier namentlich aufgeführt sein mögen. Der erste schriftstellerische Versuch Arndts, der in den Beginn seiner Dozentenlaufbahn in Greifswald fällt: „Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken." Greifswald 1800, ist nur in Greifswald vorhanden. Die erste rechtmäßige Ausgabe seiner Gedichte, die in Gödekes Grundriß nicht erwähnt ist und in der Allgemeinen Deutschen Biographie irrtümlich als in Rostock 1804 erschienen bezeichnet wird, stammt in Wirklichkeit aus dem Jahre 1803, wie die nur in Greifswald vorhandene, dort erschienene Ausgabe zeigt. Greifswald besitzt ferner den 1. Teil der schwedischen Uebersetzung der „Reise durch Schweden", die sich vollständig nur in Königsberg findet, und die ebenfalls in Königsberg und außerdem in Bonn vorhandene, auf die Bewegung von 1848 bezügliche Flugschrift: „Noch eine kleine Ausgießung in die Sündflut". Wie die erste Ausgabe der Gedichte, so sind eine ganze Reihe anderer, von den Universitätsbibliotheken hinzugefügter Ausgaben bei Gödeke nicht erwähnt und zum Teil als bisher gänzlich unbekannt zu bezeichnen; so das von Breslau hinzugefügte Gedicht: „Auf Scharn-

Digitized by Google

horsts Tod", 1813, die nur in Bonn befindlichen „Kriegs-Lieder der Teutschen", o. O. 1814, und die nur in Königsberg vorhandenen „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache", Greifswald (1804), die bisher nur in der Ausgabe Rostock und Leipzig 1805 bekannt waren.

Konnten wir, wie natürlich, bei den englischen und französischen Schriftstellern ein Ueberwiegen des Bestandes des Britischen Museums und der Bibliothèque Nationale feststellen, so bleiben beide Bibliotheken mit ihrem Besitz an Arndtschen Schriften weit hinter dem Gesamtkatalog zurück. Das Britische Museum hat 69 Werke, darunter zwei im Gesamtkatalog nicht vertretene englische Uebersetzungen, die Bibliothèque Nationale nur 33, darunter die bei uns auffallenderweise fehlende, Berlin 1818 erschienene Ausgabe des ersten Teils der „Märchen und Jugenderinnerungen".

Schon der Vergleich mit Gödekes Grundriß und der Nachweis, daß manche der im Gesamtkatalog vertretenen Schriften dort gar nicht oder fehlerhaft erwähnt sind, zeigt deutlich, ein wie wertvolles Hilfsmittel der Gesamtkatalog unter Umständen schon jetzt sein kann. Ob bei weiterem Fortschreiten der Arbeit die Ueberzeugung gewonnen wird, daß der Gesamtkatalog von jedem Forscher, dem es um eine bibliographische Recherche zu tun ist, in erster Linie zu Rate gezogen werden muß, mag einstweilen noch dahingestellt bleiben, nur soviel scheint doch aus den objektiv ausgewählten und ohne jede Schönfärberei vorgetragenen Ergebnissen der Vergleichung hervorzugehen, daß das Unternehmen nützlich ist und immer nutzbringender zu werden verspricht.

Ganz unabhängig von diesen der Wissenschaft schon jetzt oder später zugute kommenden Resultaten des Gesamtkatalogs ergeben sich für die beteiligten Bibliotheken aus der Arbeit nebenher gewissermaßen ungewollte Vorteile, die mit dem eigentlichen Ziel des Katalogs nichts zu tun haben, aber als nützliche Nebenprodukte der Arbeit willkommen geheißen werden können. Dahin gehört die Verbesserung der Kataloge, von der oben ein Beispiel aus vielen gegeben wurde, und die sich auf Ermittelung von Verfassern, Einsetzung von Originaltiteln, Ausmerzen falscher Jahreszahlen und ähnliches erstreckt. Dazu ist ferner die Identifizierung von defekten Drucken mit fehlendem Titel zu rechnen. So konnte z. B. durch den Gesamtkatalog festgestellt werden, daß das im Besitz der Berliner Universitätsbibliothek befindliche, aus dem Nachlaß Jacob Grimms stammende Exemplar der niederdeutschen Uebersetzung von

Digitized by Google

Joh. Agricolas 300 Sprichwörtern, in dem der Titel und das letzte Blatt fehlen, identisch ist mit den in Magdeburg gedruckten Exemplaren, die auf der Königlichen Bibliothek, in Göttingen und mit kleinen Druckabweichungen in Greifswald vorhanden sind. Wie erfreulich ist es für den Bibliothekar, bei so seltenen und wertvollen Drucken die bisherige mutmaßliche oder unzutreffende Eintragung seines Katalogs durch eine absolut sichere ersetzen zu können; wie erfreulich ist es für ihn, wenn er dem Gelehrten, der enttäuscht das defekte Exemplar zurückbringt, weil gerade die für ihn wichtigen Seiten fehlen, mit Hilfe des Gesamtkatalogs mitteilen kann, daß diese oder jene Bibliothek ein vollständiges Exemplar besitzt. Da die Bibliotheken jeden Defekt, das Fehlen einzelner Teile, selbst einzelner Seiten anzugeben verpflichtet sind, so konnten derartige gegenseitige Ergänzungen wiederholt festgestellt werden. So besitzt beispielsweise Königsberg allein von einer kleinen Schrift von J. W. v. Archenholtz über den Krieg in der Vendée auch den zweiten Teil, während auf der Königlichen Bibliothek nur der erste vorhanden ist. Von dem Werke „Appendix ad opera edita ab Angelo Maio. Romae 1871" fehlt der Königlichen Bibliothek und in Kiel der Appendix 2, der sich hingegen in Halle, Göttingen und Greifswald findet.

In solcher Weise werden die Bibliotheken durch ihre Mitarbeit am Gesamtkatalog auf Lücken ihres Bestandes aufmerksam gemacht, die sie natürlich, wenn möglich, durch Anschaffung ergänzen werden, die aber ihre Ergänzung schon durch den Gesamtkatalog finden.

Daß von diesen Nebenresultaten abgesehen praktische Erfolge bisher wenig zu verzeichnen sind, scheint zum Teil daran zu liegen, daß die Existenz des Unternehmens zu wenig bekannt ist. Hat doch noch vor kurzem eine süddeutsche Bibliothek, statt sich an den Gesamtkatalog zu wenden, an sämtliche preußischen Bibliotheken die Bitte gerichtet, über die vorhandenen Amadis-Drucke Auskunft zu erteilen. Um den Gesamtkatalog schon jetzt für die wissenschaftliche Arbeit in weiterem Umfange nutzbar zu machen, ist auf Veranlassung des Ministeriums durch Bekanntmachung darauf hingewiesen worden, daß die Geschäftsstelle bereit ist, gegen eine Gebühr von 10 Pf. für jedes gesuchte Buch Anfragen zu beantworten. Vielleicht wirkt auch dieser Aufsatz dazu mit, das Unternehmen in der Gelehrtenwelt immer bekannter zu machen und zu häufigeren Anfragen zu veranlassen. Je öfter

Digitized by Google

der Gesamtkatalog in die Lage kommen wird, eine befriedigende Auskunft zu erteilen, umsomehr wird sich in den Mitarbeitern das Bewußtsein befestigen, an einem nützlichen Unternehmen mitzuwirken, umsomehr wird das Bestreben aller Beteiligten wachgerufen, es mit allen Kräften zu fördern und sobald wie möglich zu Ende zu führen.

Selbstverständlich konnten in dem hier gegebenen kurzen Ueberblick über den jetzigen Stand der Gesamtkatalogsarbeiten manche Fragen nicht erörtert werden. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die Kosten sehr beträchtlich sind, sowie daß den beteiligten Bibliotheken aus der Vergleichung eine unerwartet hohe Arbeitslast erwachsen ist. Auch daß der Katalog zunächst auf Preußen beschränkt ist, wird als ein Mangel empfunden. Erwägungen, wie den genannten Uebelständen abgeholfen werden kann, sind im Gange, doch sind die Fragen noch zu wenig spruchreif, als daß ein abschließendes Urteil darüber abgegeben werden könnte.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Sollen wir vom Studium der Medizin abmahnen?

Von

E. Huckert, Kgl. Gymnasialdirektor.

Der 31. deutsche Aerztetag zu Köln (1903) hat beschlossen, den zukünftigen Abiturienten der Gymnasien und Realgymnasien eine Aufklärung über die ungünstigen Erwerbsverhältnisse eines sehr großen Teiles der deutschen Aerzte zu geben. Diesem Beschlusse zufolge hat der Geschäftsausschuß des Deutschen Aerztebundes durch seinen Vorsitzenden, den Professor Dr. Löbker (Bochum) eine kleine Schrift unter dem Titel „Abmahnung vom Studium der Medizin" erscheinen lassen und dem Unterzeichneten vor einigen Wochen 15 Exemplare derselben übersandt mit der Bitte „solche an die Abiturienten . . . zur Verteilung bringen zu wollen".

Die Schrift enthält meines Erachtens Angaben, welche der Kritik bedürfen. Um zu zeigen, daß die Steigerung der Zahl der Aerzte in den letzten 25—30 Jahren eine „ganz exorbitante" ist, wird mitgeteilt, daß 1876 in Deutschland nur 13 728, 1892 dagegen 29 133 Aerzte vorhanden waren. Das ist allerdings eine Vermehrung von 112,2 Prozent, aber die Vermehrung erscheint nicht ganz so exorbitant, wenn man berücksichtigt, daß in den siebziger Jahren wenigstens in einem großen Teile Deutschlands die Zahl der Aerzte viel zu gering war.

Im alten Preußen war die Zahl der Aerzte von 1852—1867 von 6352 auf 5692 zurückgegangen*), obwohl die Bevölkerung in dieser Zeit erheblich gewachsen war. Von 1867—1876 war sie allerdings wieder gestiegen auf 6134, hatte aber die Zahl von 1852 noch nicht wieder erreicht, und sehr bezeichnend ist es, daß trotz des Steigens der Zahl der Aerzte überhaupt die Zahl der Aerzte, welche in Landgemeinden wohnten, von 1867—1877 von 1622 auf 1608 zurückging.**) Im Jahre 1879 betrug die Zahl der Aerzte in Landgemeinden nur 1601.

Es ist das jedenfalls dadurch zu erklären, daß die jüngeren Aerzte in den Städten, wegen der auch dort zu geringen Zahl von Aerzten, ihr

*) Jahrbuch für die Amtliche Statistik des Preußischen Staates. V. Jahrg. Berlin. 1883. S. 488.

**) e. l.

Digitized by Google

gutes Auskommen fanden und deshalb nicht daran dachten, in die Landgemeinden zu gehen.

Mit der zu geringen Zahl an Aerzten in Berlin hing es wohl auch zusammen, daß in der ersten Hälfte der siebziger Jahre die Aerzte der Sanitätswachen sich darüber beklagten, daß Kollegen „die Boten, die sie nachts zu einem Patienten riefen, nur zu oft mit dem Bescheide fortschickten, sie möchten nur nach der Sanitätswache gehen, dieselbe sei eben zum Zwecke ärztlicher Hilfeleistung in der Nacht eingerichtet".*)

Daß es damals in Berlin schwer werden konnte, einen Arzt zu bekommen, habe ich an einem recht schlimmen Falle selbst erfahren. Wie wenig Abiturienten sich aber im Anfange der siebziger Jahre dem Studium der Medizin zuwandten, ersieht man aus der Tatsache, daß im Jahre 1876 auf den preußischen Universitäten von 100 Studenten nur 15,80 der medizinischen Fakultät angehörten, während 1870 sich die Zahl noch auf 24,26 belief.**) Die Ursache lag unzweifelhaft darin, daß damals für die Juristen, Philologen und das Baufach die Aussichten ganz besonders günstig schienen. Dabei entsprach die Zahl der Abiturienten überhaupt in der ersten Hälfte der siebziger Jahre in keiner Weise dem vorhandenen Bedürfnisse, weil die Zahl der Gymnasien in den vorhergehenden Jahrzehnten hinter der wirtschaftlichen Entwicklung stark zurückgeblieben war.***)

So ist es nicht zu verwundern, daß Professor Guttstadt im Jahre 1880 in der Zeitschrift des Königlichen Preußischen statistischen Bureaus über den Mangel an Aerzten in Preußen, Bayern u. a. lebhafte Klage führte. Noch im Jahre 1884 konnte Professor Conrad, der gewiß nicht geneigt ist, die Gefahr der Ueberfüllung der gelehrten Berufe zu unterschätzen, sagen, daß die Zahl der akademisch gebildeten Aerzte nicht so zugenommen habe, „wie es zu wünschen gewesen wäre".†) Dabei war die Zahl der Aerzte im neuen Preußen von 1876—1882 doch von 7944 auf 8436 gestiegen.

Also die Zahl der Aerzte ist im Jahre 1876 in den meisten Gebieten Deutschlands und wahrscheinlich im ganzen Deutschen Reiche viel zu gering gewesen und kann deshalb zur Vergleichung mit der jetzigen Zahl nicht herangezogen werden. Wenigstens hat die Vergleichung keinerlei Beweiskraft für eine jetzige Ueberfüllung im Stande der Aerzte. Wenn die Zahl der Aerzte von 1852—1876 sich im alten Preußen auch nur in demselben Verhältnisse vermehrt hätte wie die Bevölkerung, so wären 1876 nicht 6134, sondern etwa 8000 Aerzte vorhanden gewesen. Vergleichen wir diese Zahl mit der Zahl der Aerzte im Jahre 1902, welche im alten Preußen sich auf 14 143 belief, so beträgt die Vermehrung

*) Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 1874. S. 188.
**) Statistische Korrespondenz Berlin. 1877. II.
***) S. meine Ausführungen im Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens. 1895. S. 621 ff.
†) Das Universitätsstudium. S. 127.

Digitized by Google

ungefähr 77 Prozent, während die Bevölkerung sich um 19 Prozent vermehrt hat.

Zweitens ist die Anschauung, daß die Zahl der Aerzte sich nur vermehren dürfe wie die Bevölkerung, zwar sehr weit verbreitet und gilt meistens für ganz selbstverständlich, aber trotzdem ist sie durchaus falsch, sowie diese Anschauung auch in betreff anderer akademischer Berufe unrichtig ist.*)

Allerdings ist es richtig, wenn Professor Conrad**) bemerkt, daß bei einer Vermehrung der Bevölkerung die Zahl der Aerzte relativ geringer werden kann, wenn die sonstigen Verhältnisse sich gleich bleiben. Denn je dichter die Menschen zusammenwohnen, desto leichter ist es für die Aerzte, eine größere Anzahl von Personen zu behandeln. Aber die Verhältnisse bleiben sich eben nicht gleich. Mit der Dichtigkeit der Bevölkerung steigt gewöhnlich das Einkommen und die Bildung. Mit dem Einkommen und der Bildung der Bewohner aber hebt sich durchschnittlich der Prozentsatz der Bevölkerung, welcher den Arzt zu Rate zieht. Ferner hängt die Inanspruchnahme der Aerzte wesentlich davon ab, ob sie leicht erreichbar sind oder nicht. In den Dörfern, in welchen sich kein Arzt befindet, wird der Arzt natürlich seltener in Anspruch genommen, weil die Inanspruchnahme in der Regel wesentlich teurer ist und viel mehr Umstände macht als da, wo ein Arzt wohnt. Je größer daher der Prozentsatz der Bewohner ist, welcher in den Städten und besonders in den großen Städten wohnt, desto größer ist der Prozentsatz der Bevölkerung, welcher sich vom Arzt behandeln läßt.

Diese Tatsachen treten auch in der Statistik deutlich hervor. Wenn man die Zahl der Aerzte, welche zu derselben Zeit in verschiedenen Gebieten oder zu verschiedenen Zeiten in denselben Gebieten tätig sind bezw. gewesen sind, mit der Zahl der Bevölkerung vergleicht, so findet man durchschnittlich, daß bei einer größeren Dichtigkeit der Bevölkerung die Zahl der Personen, welche auf einen Arzt kommen, kleiner ist als bei einer geringeren Dichtigkeit. Für die früheren Verhältnisse habe ich das bereits an anderer Stelle gezeigt.***) Für die neueste Zeit weise ich darauf hin, daß von den 36 Regierungsbezirken Preußens diejenigen 12, welche nach der Volkszählung von 1900 die größte Dichtigkeit hatten, im Jahre 1902 nach einer Berechnung, welche auf den Angaben des Reichs-Medizinal-Kalenders von 1903 S. 679 ff. fußt, auf je 10 000 Personen 5,52 Aerzte kamen, während die 12 folgenden Regierungsbezirke 5,21 und die 12 am wenigsten dicht bevölkerten Regierungsbezirke nur

*) S. darüber meine Ausführungen im Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens. Berlin 1894. S. 522 ff.; in der Deutschen Juristen-Zeitung. Berlin 1896. S. 314 und „Zur Statistik der preußischen Studenten", Neisse 1898. S. 5.

**) Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 1891. S. 393.

***) Christlich-soziale Blätter. Neuß 1894. S. 54 ff.

Digitized by Google

3,73 Aerzte auf 10 000 Personen aufzuweisen hatten.*) Die auffallenden Abweichungen mehrerer Regierungsbezirke von diesem Durchschnittsresultat sind meist leicht zu erklären.

Viel größer als in den verschiedenen Regierungsbezirken ist der Unterschied in der Zahl der Personen, welche im ganzen Lande und in den Städten von verschiedener Größe auf einen Arzt kommen. Während 1882, wo von einem Uebermaß von Aerzten noch nicht die Rede sein konnte, im ganzen Lande auf mehr als 3000 Personen ein Arzt kam, war in den Städten von 16 000 bis 25 000 Menschen ein Arzt für 1625 Personen vorhanden. In den Städten von 25 000 bis 50 000 waren es 1476, in den Städten von 50 000 bis 75 000 1302 und in den Städten über 100 000 nur 1150 Personen, welche einem Arzte entsprechen.**) In den Städten von 75 000 bis 100 000 waren es allerdings 1690 Personen, aber im ganzen kann man doch sagen, daß mit der Größe der Städte die Zahl der Personen, welche auf einen Arzt kommen, stark abnimmt. Im Jahre 1887 belief sich für den ganzen preußischen Staat die Zahl der Personen für jeden Arzt auf 3054, in den Städten mit 25 000 bis 50 000 auf nur 1579, in den Städten mit 50 000 bis 100 000 auf 1224 und in den noch größeren Städten auf 1248.***) Also auch hier zeigen die Städte mit mehr als 25 000 Personen eine relativ viel höhere Zahl von Aerzten auf als das ganze Land.

Da nun von 1876 bis 1902 die Bevölkerung viel dichter, gebildeter und ganz ohne Zweifel trotz aller Klagen auch viel wohlhabender geworden ist, und da die großen Städte, welche relativ viel mehr Aerzte brauchen als das platte Land, sich viel stärker entwickelt haben als das ganze Reich, so mußte mit der Zunahme der Bevölkerung die Zahl der Aerzte auch relativ wachsen, d. h. die Zunahme der Zahl der Aerzte mußte, wenn die Verhältnisse gesund bleiben sollten, über die Zunahme der Bevölkerung um ein beträchtliches hinausgehen.

Unzweifelhaft richtig ist, daß zur Zeit die wirtschaftliche Lage einer größeren Zahl von Aerzten keine gute ist. Wenn es sich aber um eine Abmahnung vom Studium der Medizin handelt, so ist es noch wichtiger, wie sich voraussichtlich in der Zukunft die Verhältnisse gestalten werden. Die „Abmahnung" sagt darüber, daß in den nächsten Jahren die Verhältnisse sich noch weit ungünstiger gestalten werden. Wie die Lage sich in den nächsten Jahren gestalten wird, ist aber für die Frage, ob wir vom Studium der Medizin abmahnen sollen, ohne Bedeutung, denn selbst die Abiturienten dieses Jahres werden frühestens 1910 in die Lage kommen, sich der ärztlichen Praxis zuzuwenden.

*) Die Stadt Charlottenburg ist hierbei nicht berücksichtigt, die Stadt Berlin als Regierungsbezirk behandelt worden.

**) Jahrbuch für die amtliche Statistik des Preußischen Staates. I. B. Berlin 1883. S. 488 Anm.

***) Jahrbuch für die amtliche Statistik des Preußischen Staates. II. B. Berlin 1893. S. 404.

Digitized by Google

Wie es dann aber um die wirtschaftliche Lage des Aerztestandes bestellt sein wird, läßt sich zur Zeit schwer sagen.

Zuerst wird es darauf ankommen, ob und wie die Zahl der Aerzte steigen wird. Das ist abhängig von der Zahl der Studierenden und dem Abgange von Aerzten.

Die Zahl der Studierenden der Medizin ist aber auf allen deutschen Universitäten von 7968 im Winter-Semester 1897/98 stetig bis auf 6072 im Winter-Semester 1903/04 zurückgegangen.*) D. s. 23,8 Prozent. Die Zahl wird auch ohne besondere Abmahnung in den nächsten Jahren voraussichtlich noch weiter zurückgehen. Die guten Aussichten für die Studierenden der Philologie in den letzten Jahren z. B. haben jedenfalls schon Einfluß gehabt auf die Zahl der Studierenden der Medizin, und für die nächsten Jahre wird auch das Studium der Philologie (in Preußen wenigstens) noch Aussicht genug bieten, weil der Abgang an Oberlehrern im bevorstehenden Jahrzehnt sehr hoch sein wird. Der Abgang der Aerzte wird sich vornehmlich richten nach dem Alter derselben. In der Abmahnung ist einmal die Rede von einem „recht unbedeutenden Abgang der Aerzte durch Invalidität oder Tod", und an einer anderen Stelle von den „statistisch nachgewiesenen ungünstigen Sterblichkeitsverhältnissen" der Aerzte. Damit zwischen diesen beiden Behauptungen kein Widerspruch vorhanden ist, muß man die erste auf die besonderen Verhältnisse der letzten Vergangenheit beziehen und der zweiten eine allgemeine Bedeutung zuschreiben. In der Tat dürfte der absolute Abgang in den letzten 10—15 Jahren sehr gering gewesen sein, weil die Aerzte zum größten Teile sehr jung waren. Aber trifft das für die Zeit von etwa 1910 ab, die für eine derzeitige Abmahnung erst in Betracht kommen kann, auch noch zu? Leider ist aus dem Reichsmedizinal-Kalender von 1903, welcher mir vorliegt, nur bei den Aerzten im Königreich Sachsen zu ersehen, wie alt sie sind, und ob man die Gruppierung der Altersklassen in Sachsen auf das ganze Reich übertragen darf, ist zweifelhaft. Jedenfalls sind dort und wahrscheinlich auch in anderen Gebieten Deutschlands die Jahrgänge von 1860 an besonders stark vertreten. In den Kreishauptmannschaften Bautzen und Chemnitz gehörten 1902 von 411 Aerzten 205, also fast die Hälfte, den Jahrgängen 1860—1869 an. Diese fangen aber 1910 bereits an, in die fünfziger Jahre einzutreten, in denen die Sterblichkeit bedeutend zunimmt. Den Jahrgängen 1850 bis 1859 gehörten 65, also fast 16 Prozent an, welche bereits 1900 angefangen haben, in die fünfziger Jahre einzutreten. Unwahrscheinlich ist es also nicht, daß schon in den nächsten Jahren und besonders von 1910 an die Zahl der Todesfälle viel höher sein wird, als es bisher der Fall gewesen ist.

Für die wirtschaftliche Lage der Aerzte in der Zukunft kommt noch

*) Korrespondenz für Hochschulwesen. Berlin 1904. Nr. 155.

Digitized by Google

ein anderer Punkt in Betracht. In der Abmahnung wird die Krankenkassengesetzgebung zu den drei Ursachen gezählt, welche die wirtschaftliche Notlage vieler Aerzte Deutschlands herbeigeführt haben sollen. Dazu ist zu bemerken, daß diese Gesetzgebung die **Tätigkeit** der Aerzte unzweifelhaft ganz bedeutend erhöht hat. Millionen von Menschen, welche vor der bezeichneten Gesetzgebung selbst bei schwereren Krankheiten kaum daran gedacht haben, den Arzt zu Rate zu ziehen, und wenn sie es taten, in sehr vielen Fällen unsichere Zahler waren, gehen infolge der Krankenkassengesetzgebung, auch bei recht leichter Krankheit, zum Arzt und sind inbetreff der Bezahlung durchaus sichere Patienten. Freilich ist die Bezahlung meistens eine sehr geringe und die Arbeit schlecht verteilt, aber wer sagt denn, daß diese gewiß zum guten Teile unwürdigen Verhältnisse so bleiben werden? Darf man denn nicht annehmen, daß bis 1910, von welchem Jahre an eine heutige Abmahnung wirksam sein kann, die Verhältnisse sich gründlich geändert haben werden? Sollte das aber der Fall sein, dann werden gerade durch die Krankenkassengesetzgebung Tausende von Aerzten ein ausreichendes Einkommen haben.

Für bedenklich halte ich es auch, daß die „Abmahnung" ganz allgemein erfolgen soll, da die Verhältnisse doch keineswegs überall gleich sind. Wenn z. B. auch in Berlin eine Abmahnung am Platze sein mag, so ist sie deshalb doch noch keineswegs allenthalben notwendig. Die Aerzte bleiben zum guten Teile in den Gegenden, in welchen sie aufgewachsen sind, und man muß deshalb die Frage, ob man vom Studium der Medizin abmahnen soll, weniger nach der durchschnittlichen allgemeinen Lage der Aerzte in der Gegenwart und ihrer voraussichtlichen Lage in der Zukunft beantworten als nach der Lage der Verhältnisse in den einzelnen Gegenden. Ich fürchte aber, daß gerade da, wo die Abmahnung am ehesten notwendig ist, in Berlin und den anderen großen Städten, sie weniger befolgt werden wird als in den kleinen Städten und auf dem Lande. Das wäre aber recht zu beklagen.

Besonders betonen will ich noch, daß ich keineswegs eine merkliche Besserung in der wirtschaftlichen Lage der Aerzte etwa vom Jahre 1910 ab für *sicher* halte, aber ich halte sie nicht nur für möglich, sondern auch für wahrscheinlich, und deshalb werde ich meinen Abiturienten allerdings die „Abmahnung vom Studium der Medizin" nicht vorenthalten, aber ihnen auch zeigen, inwiefern die Behauptungen der „Abmahnung" in Betreff der schlimmen zukünftigen wirtschaftlichen Lage der Aerzte der Beweiskraft entbehren. Auch in betreff der Behauptungen über das Ansehen, welches die Aerzte heute genießen, und einige andere Punkte werde ich meine von der Abmahnung abweichenden Anschauungen ihnen nicht verhehlen.

Digitized by Google

Philosophie.

Eugen Heinrich Schmitt. Die Gnosis. Grundlagen der Weltanschauung einer edleren Kultur. 1. Band. Die Gnosis des Altertums. Eugen Diederichs. Leipzig. 1903.

Schmitt will nicht nur einen rein historischen Ueberblick über die verschiedenen Entwicklungsphasen des Gnostizismus geben, sondern auf Grund des vorgeführten geschichtlichen Materials den modernen Kulturmenschen zur „Gnosis" anleiten, die an Stelle des durch den Staat sanktionierten Kirchenchristentums treten soll, das eine verhängnisvolle Verkehrung des genuinen Gedankens Christi bedeutet. „Gnosis ist vor allem Anschauung der Tatsachen des eigenen Inneren und durch diese und in diesen die Einsicht in den Zusammenhang aller Erscheinungen." S. 9. Diese Gnosis, dieses „Licht der Welt, diese Sonne des Lebens" ist dem modernen Menschen verloren gegangen, ihm fehlt „das lichte, reine Griechenauge der Gnosis, das Auge des ganzen Menschen, der reine ungetrübte Blick, der in alle Fernen sieht und das Entfernteste verbindet." S. 12. Eine wirklich präzise, konkret zugespitzte Definition, was Schmitt eigentlich unter Gnosis versteht und eine praktische Anleitung zu ihrer Ausübung für den modernen Menschen vermissen wir leider. Hoffentlich bringt hierüber der zweite Band, der das Mittelalter und die Neuzeit behandeln soll, ausführlichen Aufschluß.

Schmitts Herbeisehnen einer modernen Gnosis scheint uns deutlich die schmerzliche Empfindung zu Grunde zu liegen, daß wir zwar sehr viel Detail- und Spezialwissenschaften pflegen, daß uns aber darüber oft der weite, allumfassende Blick auf das Ganze verloren geht. Der vorliegende Versuch zur Wiederbelebung der Gnosis ist also einem metaphysischen Trieb entsprungen, der sich diesen neuen Ausweg sucht, da ihn die gebotenen Wege nicht befriedigen. Es liegt hier also ein psychologisch interessantes Zeugnis dafür vor, wie jetzt wieder metaphysische Bedürfnisse laut werden, ohne daß unsere Zeit sie zu stillen oder wenigstens auf den rechten Weg zu leiten verstünde. Denn sonst hätte Schmitt nie auf den fernliegenden Gedanken kommen können, seine neuen Ideen im engen Anschluß an den alten Gnostizismus zu entwickeln.

Dabei leitet ihn eine im Gegensatz gegen die zünftige theologische Wissenschaft entwickelte Anschauung von Gnostizismus, mit der er bei nüchternen Beurteilern wenig Anklang finden dürfte. Auf eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den herkömmlichen Ansichten verzichtet der Verfasser übrigens vollständig, behauptet aber, daß alle bisherigen Darstellungen des Gnostizismus diesen ganz schablonenhaft behandelt hätten. Nun hat aber gerade die von Schmitt so sehr verpönte „Kirchentheologie" sich in stetigem Fortschritt um ein lebensvolles Verständnis der alten Gnosis bemüht und es auch erreicht, so daß Schmitts Urteil in dieser Allgemeinheit sicher nicht zutreffend ist. Es sei hier nur an die wertvollen Arbeiten

Digitized by Google

von Lipsius, Weingarten, Hilgenfeld, Koffmane, Usener, Anrich erinnert. Diese Autoren nennt Schmitt nicht einmal, geschweige denn, daß er ihre wertvollen, fördernden Untersuchungen einer wissenschaftlichen Prüfung unterzieht. Am auffälligsten ist, daß der erste Band von Harnacks Dogmengeschichte gar nicht herangezogen wird, in dem eine meisterhafte Schilderung des alten Gnostizismus gegeben ist. Sehr ersprießlich war es, daß man dieses religiöse Phänomen in den allgemeinen religionsgeschichtlichen Zusammenhang einstellte. Harnack hat die mit vielem Beifall aufgenommene These aufgestellt, daß die gnostischen Bildungen die akute Hellenisierung bezw. Verweltlichung des Christentums darstellen, während die katholische Kirche die allmähliche Hellenisierung der christlichen Gedanken repräsentiere. Der Gnostizismus zwang nämlich das Christentum zu immer intensiverem Eingehen auf die allgemeine synkretistische Zeitströmung und machte es so fähig, der damaligen Kulturmenschheit praktisch-religiös etwas zu bieten. Die religiöse Struktur des Gnostizismus ist also nur klarzulegen, wenn man die religionsgeschichtlichen Beziehungen zur gleichzeitigen orientalischen neuplatonisch-synkretistischen Religiosität beachtet. Wie diese, ist die gnostische Religiosität wesentlich mystisch geartet. Der reiche Komplex der religiösen Vorstellungen ist orientiert an einem scharfen ethischen Dualismus: es gilt die Seele aus dem Kerker des Leibes zu erlösen. Das sittlich-religiöse Streben des Gnostikers ist also durchaus praktisch gerichtet und äußert sich besonders in asketischen Bestrebungen. Der Gottesdienst schloß sich eng an die Mysterien des zeitgenössischen Synkretismus, die Weihen und Riten standen aber ebenfalls zunächst unter den ethischen Gesichtspunkten der Heiligung und Askese. Das, was uns von den gnostischen Systemen in lückenhafter, oft getrübter Ueberlieferung vorliegt, bildet die höchste, weil reflexionsmäßige Etappe in der Summe von religiösen Vorstellungen, denen eine unmittelbar praktische Bedeutung nicht mehr zukommt, da sie im wesentlichen rein spekulativer Art sind und auch nur das geistige Eigentum weniger Auserlesener waren. Es ist also falsch, mit Schmitt das Hauptcharakteristikum der Gnosis in ihren spekulativen Systemen und ihrem Detail zu sehen. Schmitt beachtet nicht, wie eminent praktisch der Gnostizismus orientiert ist und faßt seine Anhänger rein als spekulative Philosophen und tiefsinnige Metaphysiker. Daß die gnostischen Systeme erst die letzten Exponenten, gleichsam die reflexionsmäßig erstarrten Ausläufer einer religiös-innerlichen Stimmung sind, zeigt vortrefflich W. Anz in seiner Abhandlung: „Zur Frage nach dem Ursprung des Gnostizismus." Hier wird betont: Nicht um ein rein verstandes- oder gefühlsmäßiges, objektives „Erkennen" irgend welcher Vorgänge bei Gott oder in der Natur handelt es sich ursprünglich, sondern der genuine (babylonisch-persische) Gnostizismus will von dem Zwang der sieben planetarischen Schicksalsmächte erlösen und der Seele die Mittel hierzu bieten. Der Ort, an den die Seele mit ihrer Hilfe gebracht werden soll, heißt Pleroma. Es handelt sich darum, dem Gnostiker aufzuzeigen, wie dieses Pleroma er-

Digitized by Google

reicht wird. Allmählich aber wirft sich der spekulative, also nicht mehr religiös-ethische Trieb auf die Erforschung des Pleroma selbst: daher die Aeonenspekulationen usw. Das, was uns von alten gnostischen Systemen überliefert ist, gehört nun ausschließlich diesem späteren Stadium an. Daß wir heute leicht geneigt sind, die gnostischen Systeme für das charakteristische Merkmal des Gnostizismus zu halten, erklärt sich leicht daraus, daß schon die alten Kirchenväter in ihrer Polemik diese falsche Betrachtungsweise übten. Diesem noch weitverbreiteten Irrtum entgeht man nur, wenn man den Gnostizismus im kontinuierlichen Zusammenhang mit dem damaligen Synkretismus betrachtet und so den ethisch-praktischen Untergrund erkennt, auf dem er sich erhebt.

Daß Schmitt sich nicht gründlich genug mit der „Kirchentheologie" beschäftigt hat, rächt sich besonders in seiner prinzipiellen Auffassung vom religionsgeschichtlichen Verhältnis des Gnostizismus zum Christentum. Wie erwähnt bedeutet nach Harnack der Gnostizismus die akute Verweltlichung des Christentums. Schmitt geht dagegen umgekehrt von der Grundthese aus, daß die alte Gnosis das Christentum Christi viel reiner zur Erscheinung gebracht bezw. erhalten habe wie das Kirchenchristentum, für das Schmitt nur bittere Verachtung bereit hat, besonders seitdem es sich unter Konstantin zum Staatskirchentum weiter entwickelt hat. So bringt es der Verfasser fertig, seine neuen Ideen direkt mit Christus in enge Verbindung zu bringen und ihnen so einen bedeutsamen Nachdruck zu verleihen.*)

Schmitt beabsichtigt also im Grunde das ursprüngliche „Christentum Christi" wiederaufzurichten und so verzeiht man ihm gern die teilweise recht maßlosen Ausfälle gegen das bestehende Kirchentum und seine Theologie, denn er hat eine sehr deutliche Empfindung davon, daß beide seinem modernen Gnostizismus sehr abhold sein werden. Für die Darstellung der Lehre Jesu ist charakteristisch, daß sich der Verfasser dabei fast ausschließlich an das Johannes-Evangelium anschließt, eine leicht begreifliche Vorliebe, die Schmitt mit den alten Gnostikern teilt. Diese einseitige Bevorzugung des vierten Evangeliums unter Zurückschiebung des synoptischen Christusbildes führt aber natürlich ebenso wie bei diesen zu willkürlichen Ergebnissen, die einer genaueren Prüfung nicht standhalten. „Christus schaute sein individuelles Geistesleben, sein geistiges Ich als Eins mit dem Urquell aller Wesen und vor allem aller geistigen Wesen und sagte: Ich und dieser Urquell, Ich und der Vater sind Eins, — er wußte sich Eins

*) Es sei hier der Hinweis gestattet, daß es indirekt eine bemerkenswerte Apologetik für die tiefgehende Wirkung des Christentums bildet, wenn so viele moderne mystisch-metaphysische und naturwissenschaftlich-pantheistische Bestrebungen, neue Religionen und Religiönchen zu gründen, eine möglichst straffe Anknüpfung an Christus suchen, um sie dadurch zu legitimieren. Es ist jedoch offenbar, daß es hierbei bei der Feststellung des „Christentums Christi" ohne gewaltsame Verschiebungen nicht abgeht. Oft kann man sich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß es sittlich wahrhaftiger und aufrichtiger wäre, die bestehenden Gegensätze offen zu bekennen und sie nicht durch allzu leichtfertige Umdeutungen zu verdecken.

Digitized by Google

mit dieser alldurchdringenden allerleuchtenden Betätigung und seine Mitmenschen als ebensolches Leben vom Allichte, als solche Strahlen der Sonne der Geister, wenn er sagte: „Ich bin das Licht der Welt“ und „Ihr seid das Licht der Welt.“ (S. 128.) — Christi Vater ist „der milde Urquell des gewaltlosen Geisteslichtes, an welches Er nicht blind glaubt, sondern welches er *schaut* in seinem Inneren in lebendiger Herrlichkeit, die da Vernunft ist und Liebe. (Joh. 3.)“ S. 129. — Schon diese Zitate zeigen, daß Christi religiöses Selbstbewußtsein durchaus einen rein mystischen Stempel erhalten soll. Hätte Schmitt sich mit der historisch-kritischen Theologie beschäftigt, so hätte ihm nicht entgehen können, daß in dieser eine breite Strömung mit gewichtigen Gründen die Ansicht verficht, daß das vierte Evangelium zur psychologischen Analyse des messianischen Selbstbewußseins Jesu nur mit Vorsicht zu verwenden ist. Jedenfalls aber muß man zugestehen, daß es nicht angeht, den in jenem Evangelium nachdrucksvoll hervorgekehrten mystischen Strang von dem reichen religiösen Vorstellungskomplex Jesu, wie ihn die Synoptiker bieten, loszulösen und als *die* religiöse Grundstimmung Christi zu bezeichnen.

Schmitt wird es durch das angedeutete Verfahren leicht zu behaupten: „Der Gott Christi ist eine *innerliche* Macht, *Eins* mit der höchsten Form unseres innersten Lebens.“ Dieser Gott ist „das Licht der Seelen, das *innere* Himmelreich.“ S. 132. Also: Christi Religiosität ist eine durchaus mystische, die Kirchen haben sie aber in „blinden Autoritätsglauben“ verkehrt. Aber wir meinen, daß die Kirchen, soviel an ihnen sonst auszusetzen sein mag, doch mit sicherem Instinkt von dem „Christentum Christi“ das bewahrt haben, daß es den absoluten Gegensatz zu jeder mystisch (=pantheistischen) Religion bedeutet. Dem Vorwurf des „blinden Autoritätsglaubens“ liegt schließlich die richtige Empfindung zu Grunde, daß wir uns im Christentum an geschichtliche Tatsachen halten, die *außer* uns und nicht wie in der mystischen Religiosität *in* uns liegen. Denn unser schwankenden Stimmungen unterworfenes Innenleben kann uns keine Garantie dafür geben, daß Gott uns in diesem oder jenem Augenblick wirklich berührt. Die in der mystischen Erregung erlebte Einwirkung Gottes wird alsbald wieder von anderen von außen herkommenden Eindrücken verwischt, sodaß später dem religiösen Subjekt nirgends ein fester Halt in seinen religiös-sittlichen Nöten geboten ist. Aber noch ein wichtiger Grund nötigt die christliche Theologie gegen die Mystik speziell in ihrer pantheistischen Ausprägung Front zu machen. Denn jede echte Religion entspringt der inneren Nötigung, seine Persönlichkeit im Kampf mit der „Welt“ zu bewahren und in ihrem einzigartigen, dieser überlegenen Werte sicher zu stellen. Anstatt nun die Einzelpersönlichkeit in ihrer selbständigen Individualität und straffen inneren Geschlossenheit zusammenzuhalten, ist es das höchste Ziel der Mystik, diese preiszugeben, um mit dem Unendlichen, „dem Urquell aller geistigen Wesen“ eins zu werden. — Christus sagt nirgends, daß „das Ich jedes Menschen ein ureigener

Digitized by Google

Strahl des Allichtes der Vernunft ist". Wenn er verkündet: „Ihr seid das Licht der Welt!", so heißt das nicht: „Ihr seid Götter." (S. 136.) Jedenfalls liegt bei derartigen Worten Jesu der Nachdruck nicht so sehr auf dem bei den Zuhörern konstatierten Faktum, sondern sie fixieren ein hochgespanntes Ideal eifriger sittlicher (nicht intellektueller) Betätigung und sollen den Aposteln nicht etwa die Fähigkeit zu mystisch-gnostischer Spekulation zusprechen. Wie die alten Gnostiker das Alte Testament als religiöse Urkunde im Gegensatz zur katholischen Kirche verwarfen, so fehlt auch bei Schmitt eine richtige Würdigung der israelitischen Religionsgeschichte als historischer Vorstufe der christlichen Religion. Die alttestamentlichen Religionsurkunden sind dem Verfasser nur insofern von Wert und Bedeutung für die religiöse Entwicklung der Menschheit, als in ihnen schwache Ansätze zu Spekulationen vorhanden sind, die Anknüpfungspunkte für die spätere Gnosis bieten konnten. Man weiß, wie sehr Jesus in den überlieferten religiösen Anschauungen seines Volkes wurzelte und daß er nur dann zur strengen Formulierung seines prinzipiellen Gegensatzes gegen sie schreitet, wenn ihn äußere Anlässe dazu nötigen. Nach Schmitt aber legt Jesus deshalb besonderen Wert auf sein prophetisches Wirken in Judäa, weil hier die vorchristliche Weltanschauung in ihrer prägnantesten Ausprägung vorhanden war. Für Jesus war es so leicht, in einem Lande, in dem sich „die alte Welt und Weltanschauung in ihrer äußersten, schroffsten Folgerichtigkeit entfaltet hatte" (S. 148), die einzigartige Neuheit seiner Lehre durch das scharfe Herausheben der fundamentalen Gegensätze aufzuzeigen. Die Zeichnung des alttestamentlichen Gottesbegriffs, die diesen Aufstellungen zu Grunde liegt, ist vollkommen unzureichend, denn sie beschränkt sich nur auf einzelne Züge und lässt seine wichtige Um- und Weiterbildung durch die prophetische Bewegung außer Acht. — Wir müssen die Weltanschauung, die der vorliegenden Darstellung der alten Gnosis zu Grunde liegt und sie an allen Ecken und Enden durchleuchtet, ablehnen. Das soll uns aber nicht hindern, die liebevolle Sorgfalt anzuerkennen, mit der sich der Verfasser in das reiche, schwer zu sichtende Material vertieft hat. Die vorliegenden Ergebnisse scheinen uns fast durchweg auf eigenen Forschungen zu beruhen, da, wie bemerkt, selten ein kirchengeschichtliches Werk zitiert und zur Erläuterung herangezogen wird. Bezeichnend ist, daß das Buch des Theosophen Mead (Fragments of a faith forgotten. London 1900) am meisten benutzt ist. Nach den allgemeinen und prinzipiellen Erörterungen, mit denen wir uns auseinandergesetzt haben, werden in den Abschnitten über die Sophia, das Pleroma und die Aeonenlehre die gemeinsamen Grundanschauungen der alten gnostischen Systeme entwickelt. Diese anschaulichen Schilderungen werden wie auch die folgenden Darstellungen der einzelnen Systeme oft durch kritische und polemische Auseinandersetzungen unterbrochen, so daß die mitunter etwas breite Darstellung dadurch einen frischen, temperamentvollen Zug erhält. Dem Kapitel „Die Grundgedanken der Gnosis" folgen mehrere

Digitized by Google

Abschnitte über die Quellen, die am besten schon früher ihre Stelle gefunden hätten. Den Rest des Bandes füllen die Abhandlungen über die Schulen und Systeme von Simon dem Zauberer bis zum Manichäismus, wobei das über Basilides, Valentin und Mani Gesagte naturgemäß den meisten Raum beansprucht. Bei der reichen Fülle des besprochenen Materials vermissen wir oft eine genaue chronologisch-historische Fixierung der einzelnen Stifter und Schulen. So treten die verschiedenen Stufen der Entwicklung im alten Gnostizismus nicht klar genug hervor. Es gilt hier z. B. scharf das frühere Stadium der Gnosis, das durch ihren judenchristlichen und syrischen Zweig bezeichnet wird, von ihrer späteren Ausprägung, die sie durch Basilides und Valentin erhielt, zu scheiden, denn erst mit dieser beginnt die hellenische Epoche der Gnosis im engeren Sinn. Hier setzt erst der Kampf der katholischen Kirche ein, die den gnostischen Fremdkörper ausstößt, ohne damit seine weitere Existenz verhindern zu können.

Der Wert des Schmittschen Buches besteht darin, daß es weiteren Kreisen einen trefflichen Einblick in die interessante Gedankenwelt der alten Gnosis eröffnet, indem es reichliche sorgfältige Quellenauszüge bietet. So etwas fehlte bis jetzt. Die fein stilisierten Systeme eines Basilides und Valentin sind ästhetisch hochstehende Konzeptionen und wertvolle Zeugnisse einer schwungvollen Phantasie, sodaß auch der moderne Mensch seine aufrichtige Freude an ihnen haben kann. Eine intensive Versenkung in die alte Gnosis wird also wohl vielen einen ästhetischen Genuß bereiten, aber selten jemanden für die Grundthese Schmitts begeistern, daß man an sie und ihre mannigfaltigen Nachwirkungen anknüpfen müsse, um eine edlere Kultur herbeizuführen.

W. Becker.

Literatur.

Gustave Flaubert, Ein schlichtes Herz. Deutsche Uebertragung von Ernst Hardt. Insel-Verlag. Leipzig 1904.

Seinen letzten, nicht mehr vollendeten großen Roman Bouvard et Pécuchet schrieb Flaubert mit verzweifelnder Langsamkeit. Auf der Suche nach der konzisesten Ausdrucksmöglichkeit, nach Wort- und Satzgefügen, die durch den Gebrauch des Bourgeois noch nicht entwertet und der Bildkraft beraubt sind, geriet er in einen so quälenden Kampf mit der Sprache, daß er erschöpft und entmutigt eine zeitlang aussetzen mußte. Die Frucht dieser Ruhepause, die Trois Contes, wurden die glänzende Widerlegung eines Satzes, den ihm damals ein trübes Verzagen diktierte: „Quant à la littérature, je ne crois plus en moi, je me trouve vide, ce qui est une découverte peu consolente“.

Flaubert begann mit der zweiten Erzählung des vorliegenden Bandes, der Sage von Sankt Julianus dem Gastfreien, die in ihrer abgetönten

Digitized by Google

Pracht, ihrer weihevoll-inbrünstigen Dämmerbeleuchtung an ein altes Kirchenfenster gemahnt und in der Tat von einem solchen angeregt ist. In der Novelle, die der Uebertragung den Titel gab, tritt dagegen der durchdringende Beobachter des Zuständlichen hervor, der Autor der Madame Bovary und der Education sentimentale. Mit frappierender Genauigkeit sind hier dem Leben Originale nachgezeichnet und mit ihnen Erinnerungen beschworen, die dem Ganzen eine bei Flaubert seltene persönlich-sensible Note geben. Das Bändchen, court mais cocasse, wie er selbst es nannte, schließt mit der phantastisch-kühlen Herodias, sodaß die drei Erzählungen ein Resumee seines vielfältigen Wesens bedeuten, wie es in den größeren Dichtungen: Tentation de Saint Antoine, Madame Bovary und Salammbô zu Tage tritt.

Flaubert gestand in seiner Korrespondenz, daß er zuweilen Tage heftigen Arbeitens an eine einzige Seite wandte; so erzielte seine von einem verborgenen suggestiven Rhythmus erfüllte Prosa eine fast unfehlbare Treffsicherheit des Tons. Den Uebersetzer stellt sie vor große Schwierigkeiten und nur ein nachschaffender Künstler, der um das Ringen nach Uebereinstimmung des Ausdrucks mit dem vorschwebenden Bild weiß, der mit Flaubert nicht nur den Sinn der Worte wog, sondern auch ihre Seele, konnte diese treffliche Uebertragung zustande bringen.

Franz Deibel.

Politik.

Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 53. Ausgabe für das Jahr 1904. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. von Juraschek, Hof-Rat u. Sekretär der k. k. österreichischen statistischen Zentral-Kommission in Wien. a) Buchausgabe. in Taschenformat kartonniert 1.50 Mk. b) Wandtafelausgabe, 60 Pfg. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Die Hübnerschen Tabellen sind längst als ein höchst nützliches und brauchbares Werk anerkannt, und die jährlichen Neubearbeitungen durch Professor von Juraschek erfreuen sich des Rufes wissenschaftlicher Zuverlässigkeit. Dem Zeitungsleser, der die politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten der Welt mit eigenem Urteil verfolgen will, kann kein passenderes Hülfswerk zu einem so billigen Preise empfohlen werden. Indem ich diese Empfehlung ausspreche, füge ich für den nächsten Jahrgang einige Wünsche hinzu.

Bei der Goldproduktion der Erde wären wenigstens anmerkungsweise die Differenzen in Afrika vor und während des Burenkrieges anzugeben. Bei Rußland ist die Notiz, daß es faktisch Papierwährung habe, zur Zeit nicht richtig. —

Bei der Berechnung der Nationalitäten in Europa ist die Einrechnung der Holländer und Vlamen unter die Deutschen unrichtig; es

Digitized by Google

sollte für sie eine eigene Gruppe geschaffen werden, da für jede praktische politische Berechnung der Gebraucher doch gezwungen ist, sie auszusondern. — Ungenügend für die heutigen Bedürfnisse sind ferner die Angaben über die Kriegsflotten der verschiedenen Nationen. Die Zahl der Fahrzeuge besagt sehr wenig und ist oft direkt irreleitend (danach hätte z. B. Rußland eine ebenso starke Flotte wie Frankreich). Auch die näheren Spezialisierungen genügen nicht und sind auch nicht gleichmäßig: bald sind nur die Panzerschiffe im allgemeinen, bald verschiedene Arten Panzerschiffe, bald die Zahl der Tonnen, bald die Geschütze hinzugefügt. Statt dieser Spezialitäten würde es sich wohl empfehlen, nach Art der Rassowschen Tabellen der Zahl der Fahrzeuge die Zahl der „Gefechtskräfte" hinzuzufügen, wobei alle einzelnen Momente: Panzerung, Bestückung, Größe, Alter der Schiffe nach einem gewissen Schema auf eine Vergleichseinheit reduziert sind. D.

Erklärung.

Ich bin darauf aufmerksam gemacht worden, daß die von mir aus dem Nachlasse des Fürsten Wittgenstein als anonym in dem Aufsatz „Der Turnvater Jahn" Bd. 118 Heft 1 der „Preußischen Jahrbücher" auszüglich abgedruckte Denkschrift bereits mit dem Namen ihres Verfassers, des Gymnasialdirektors Bernhardi, in der 1881 erschienenen Biographie Jahns von Euler auszüglich abgedruckt ist. Ebenso soll der letzte Brief an Dieffenbach schon bekannt sein.

Da der Nachlaß des Fürsten Wittgenstein im Königl. Hausarchiv erst jetzt geordnet und zum erstenmal von mir benutzt worden ist, so hatte ich angenommen, daß diese Papiere sämtlich unbekannt seien und mich leider nicht genügend darüber vergewissert, ob nicht andere Abschriften anderswo der Forschung zur Verfügung gestanden haben.

Dr. Otto Herrmann.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Die amerikanische Präsidentschaftswahl.

Das am 8. November durch Volksabstimmung neu zu besetzende Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika verleiht dem Gewählten, wenn auch nur für wenige Jahre, eine Machtfülle, wie sie sonst niemandem in der ganzen zivilisierten Welt, selbst nicht dem Zaren von Rußland, zu Gebote steht. Denn an sich sind schon die dem amerikanischen Bundespräsidenten zustehenden Rechte sehr weit gehender Natur; aber durch ihre geschickte und zielbewußte Benutzung gelingt es einem energischen, selbständig handelnden Präsidenten, wie z. B. Herrn Roosevelt, mit Leichtigkeit, eine so große faktische Macht zu erringen, daß er tatsächlich mit absoluter Selbstherrlichkeit über Krieg und Frieden entscheidet und durch seine Leitung der auswärtigen Politik solche Zustände und Sachlagen herbeiführt, daß der Volksvertretung nichts weiter übrig bleibt, als seiner Führung zu folgen.

Allein nicht nur wegen ihrer weltpolitischen Bedeutung ist die jetzt unmittelbar bevorstehende Wahl von großer Wichtigkeit. Auch für die innere Entwickelung der Vereinigten Staaten von Amerika wird sie wahrscheinlich einen Markstein und einen Wendepunkt bilden.

Schon äußerlich unterscheidet sich die jetzige Wahl von allen ihren Vorgängern dadurch, daß in ihr ein Mann zum Präsidentschaftskandidaten wieder aufgestellt ist, der nur durch den unerwarteten Tod seines Vorgängers vom Vize-Präsidentenposten zur höchsten Stellung im ganzen Lande aufgerückt ist. Dem amerikanischen Vize-Präsidenten fallen nämlich eigentlich überhaupt keine Aufgaben zu, und seine Stellung ist nur darum geschaffen, damit im Falle des Todes des Präsidenten ein Ersatzmann da ist. Deshalb haben die amerikanischen Parteien auch niemals Männer zu Vize-Präsidenten wählen lassen, die sie auf dem Posten des Bundespräsidenten zu sehen wünschten. Die meisten Vize-Präsidenten waren entweder populäre, aber nicht hervorragend befähigte Männer, oder es waren Persönlichkeiten, die der eigenen Partei unbequem waren, ohne daß diese es gewagt hätte, sich ihrer einfach zu entledigen.

Zu diesen unbequemen, aber unvermeidlichen Uebeln wurde im Jahre 1900 auch die Popularität des damaligen Gouverneurs von Newyork,

Digitized by Google

Theodore Roosevelt, von den republikanischen Politikern gerechnet. Herr Roosevelt war in dem von ihm geleiteten Staate scharf und rücksichtslos gegen die Korruption und ihre Träger vorgegangen; er hatte durch allerlei Neigungen zu recht weit gehender Unabhängigkeit sich bei den Parteipaschas sehr mißliebig gemacht; und er war andererseits als „Teddy" bei den Massen der Bevölkerung sehr beliebt geworden, seitdem er sein Heldentum vom spanisch-amerikanischen Kriege durch geschickte Reklame eigentlich etwas brutal und jedenfalls stark theatralisch ausgenutzt hatte. Die Parteiorganisatoren und Intriganten haßten ihn und zitterten vor seiner Popularität. Und da beschloß man denn, ihn zum Kandidaten für die Vize-Präsidentschaft aufzustellen und ihn so unschädlich zu machen. Um diese Kandidatur anzunehmen, mußte „Teddy" zunächst seinen Gouverneursposten aufgeben und in Newyork für einen Intriganten der allerschlimmsten Sorte, den jetzigen Gouverneur Odell, Platz schaffen. Er mußte dann mit seiner Popularität zum Erfolge der McKinleyschen Kandidatur beitragen und war obendrein zur dauernden Untätigkeit verurteilt.

Allein was ein Begräbnis erster Klasse sein sollte, wurde durch eine tragische Wendung des Schicksals der Weg zur schnellen Erlangung der höchsten Macht.

Als nun Herr Roosevelt im Jahre 1901 so plötzlich McKinley in der Regierung folgte, da wußte niemand, wessen man sich von ihm zu gewärtigen hatte. Die einen hofften, daß er mit eiserner Faust zwischen die Parteiintriganten und Schacherpolitiker fahren würde, die schon lange eine Schande für die amerikanische Politik sind; und das lichtscheue Gesindel der Korruption zitterte bereits bei dem Gedanken, daß jetzt ein unabhängiger, mutiger Mann auf den Präsidentenstuhl berufen sei. Andere wieder fürchteten, daß der ruhige Gang der Ereignisse durch Herrn Roosevelts temperamentvolle Persönlichkeit gestört werden könnte. Und mehr als einen vernünftigen Bürger und ruhigen Kaufmann überlief damals ein geheimes Grauen, wenn er den Draufgänger von San Juan Hill, den Festredner der Veteranenvereine, den Hauptvertreter des amerikanischen Hurrapatriotismus sich als Herrn über Krieg und Frieden, als Gebieter über das weitverzweigte und feinverästelte wirtschaftliche Getriebe der Nation dachte.

Bald zeigte sich jedoch, daß Herr Roosevelt weder die auf ihn gesetzten Hoffnungen, noch die damals verlautenden Befürchtungen rechtfertigte. Er bemühte sich ehrlich, das Zuvertrauen der amerikanischen Geschäftswelt zu erringen; und statt gegen die zweifelhaften Politiker vorzugehen, gegen die er früher als „Reformer" gedonnert hatte, schien er sich mit ihnen merkwürdig gut zu vertragen. Die Absichten, welche er damit verfolgte, wurden erst allmählich klar: Herr Roosevelt wollte sich zum Herrn der regierenden republikanischen Partei machen.

Ein amerikanischer Bundespräsident ist nämlich gewöhnlich nicht

Digitized by Google

Herr, sondern Diener seiner Partei. Der wirkliche und eigentliche Führer und Leiter der Partei bekleidet selten ein öffentliches Amt, höchstens ist er Mitglied des Bundessenates. Er begnügt sich damit, daß er tatsächlich die höchste Macht im Lande in den Händen hat und dem Präsidenten ebenso wie jedem anderen von der Partei in ein öffentliches Amt gebrachten Anhänger Vorschriften machen kann. Zum Bundespräsidenten aber wählen diese Partei-Oberhäuptlinge mit Vorliebe einen tüchtigen, der Partei blindlings ergebenen und nach außen gut repräsentierenden Mann, der nie selbständig denkt und handelt und dessen die Partei dann eben sicher ist. Das war ungefähr das Verhältnis zwischen McKinley und dem Leiter der republikanischen Partei, seinem Freunde Marc Hanna gewesen. Wenn nun Herr Roosevelt sich zum Herrn der Partei aufschwingen wollte, so mußte er vor allen Dingen die Macht Hannas, des „ungekrönten Königs der Union", brechen. Man kann bezweifeln, daß ihm das gelungen wäre, wenn ihm nicht dabei sein sprichwörtliches Glück, der „Roosevelt luck" zu Hilfe gekommen wäre. Kaum hatte nämlich Marc Hanna sich gegen den Usurpator zur Wehr gesetzt, als er am Typhus schwer erkrankte und starb.

Damit hatte der jetzige Präsident gewonnenes Spiel. Von nun an wagte niemand in der Partei, offen gegen den „Rough Rider" aufzutreten. Mit sauersüßem Gesicht unterwarfen sich die aalglatten Politiker und machten gute Miene zum bösen Spiel. Und als dann der große Parteitag in Chicago kam, da stellten sie nicht nur Herrn Roosevelt zur Wiederwahl auf, sondern sie jubelten ihm ostentativ zu und erlaubten ihm, der Partei seinen Willen aufzudrängen und mit allerlei alten Parteitraditionen kurzer Hand zu brechen.

Das ging so weit, daß Herr Roosevelt gegen die Gebräuche der Partei den Leiter der Wahlkampagne nicht von dem Parteitag in Chicago bestimmen ließ, sondern seinem früheren Privatsekretär, dem damaligen Staatssekretär für Handels- und Arbeitsangelegenheiten, Herrn Cortelyou, diesen wichtigen Posten übertrug. Diese Wahl war umso auffallender, als der betreffende Herr so gut wie gar keine Erfahrungen in der politischen Agitationstechnik hat, wie er denn auch niemals in dem eigentlich parteipolitischen Leben der Nation tätig gewesen ist, sondern zuerst als Privatsekretär der Präsidenten Cleveland und McKinley eine reine Beamtenlaufbahn durchgemacht hat.

Ist so die Stellung des republikanischen Kandidaten zu seiner Partei außergewöhnlich und merkwürdig, so liegen die Verhältnisse in der anderen, der demokratischen Partei nicht viel klarer. Die Demokraten sind ungefähr seit 40 Jahren in der Union nicht mehr zur vollständigen Herrschaft gelangt. Daher haben sie nach und nach einen radikal oppositionellen Zug erhalten, der in direktem Gegensatz zu den ursprünglichen Eigentümlichkeiten des amerikanischen Parteilebens steht. Noch bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein repräsentierten die amerikanischen Parteien

Digitized by Google

keine Stände und sozialen Schichten. Wie man sich wohl öfters auszudrücken liebte: die Parteien beruhten auf einer vertikalen und nicht einer horizontalen Trennung. Mit dem Verschwinden der alten, einfach agrarischen Lebensbedingungen in der Union hat auch dieser glückliche politische Zustand allmählich aufgehört. In den großen Städten hat sich ein Stand der Lohnarbeiter gebildet, dessen politische Ueberzeugung mehr und mehr zur allgemeinen Unzufriedenheit hinneigt. Gewisse Teile der Landbevölkerung, die sich durch die gewaltige Entwickelung des mobilen Kapitals bedrückt und benachteiligt fühlen, zeigen gleiche Neigungen; und die demokratische Partei war nur zu bereit, alle diese Unzufriedenen gastlich bei sich aufzunehmen. So kamen einerseits in ihr die Populisten, Bimetallisten, Halb- und Ganzsozialisten, kurz, die Volksbeglücker und Träumer, die Demagogen und Schreier aller Schattierungen zu Macht und Ansehen. Neben diesen Kreisen setzte sich dann die demokratische Partei aus den Bewohnern der Südstaaten zusammen, die bekanntlich noch immer nicht den Bürgerkrieg vergessen und vergeben haben, und für die alle Wahlen eigentlich nur noch Gelegenheiten sind, gegen die Partei zu protestieren, die den Negersklaven vor vierzig Jahren die Freiheit gegeben hat.

Die Demokraten hatten offenbar geglaubt, durch die Aufnahme dieser Elemente in ihre Partei allerlei Wahlerfolge zu erringen. Allein sie hatten vergessen, daß der amerikanische Wähler aus Erfahrung weiß, in wie engem Zusammenhange die Höhe seines täglichen Verdienstes mit dem Ausfall der Wahlen steht. In Amerika gibt es eben keine „Regierung", die in aufopfernder Weise dafür sorgt, daß die Parteien das Vaterland nicht schädigen. Die radikalen Schwärmer können dort jeden Augenblick beim Worte genommen werden, und der Fortbestand von Ordnung und Gesetz ist nicht ohne weiteres gesichert, wenn die Schreier in irgend einem Landesteile vorübergehend die Oberhand bekommen.

Die Folge davon ist, daß die Demokraten nur dann in den letzten Jahrzehnten Siege zu verzeichnen hatten, wenn es ihnen gelang, bei der Aufstellung der Kandidaten sich von ihrem linken Flügel zu emanzipieren. Das ist, ganz kurz gesagt, das Geheimnis der beiden Cleveland'schen Wahlen und der Grund, warum Herr Bryan zweimal hinter einander unterlegen ist. Nicht alle Wähler, die vor vier Jahren für Mc Kinley stimmten, billigten dessen Politik: aber sie hielten ihn, verglichen mit dem reinen Demagogen Bryan, für das kleinere Uebel.

In richtiger Erkenntnis dieser Tatsachen haben nun die ruhigen und vernünftigen Elemente in der demokratischen Partei seit mehreren Jahren heroische Anstrengungen gemacht, die Führung den Schreiern und Sozialisten zu entreißen. Das ist ihnen denn auch vollauf gelungen, und auf dem Parteitag in St. Louis wurde darum in dem Richter Alton B. Parker eine in jeder Hinsicht Vertrauen erweckende Persönlichkeit zum Kandidaten aufgestellt. Er hat im Umsehen alle die Leute der Partei wiedergewonnen, die sich wegen der Bryanschen Tollheiten von ihr grollend abgewandt hatten.

Digitized by Google

Aber es scheint, als ob seine Kandidatur auch die Folge gehabt hat, daß die Krakehler sich von der Demokratie abgewandt haben. Hatten früher die halbsozialistischen Populisten mit den Demokraten gemeinsame Sache gemacht und geschlossen für Herrn Bryan gestimmt, so haben sie bei der jetzigen Wahl wieder einen eigenen Kandidaten aufgestellt und eine eifrige Agitation entfaltet.

Daß sie hierdurch nur den Republikanern in die Hände arbeiten, ist klar. Ja, es ist auch wahrscheinlich, daß sie das im Grunde ihres Herzens beabsichtigen. Denn die Persönlichkeit Herrn Roosevelts entspricht eigentlich viel mehr den populistischen Idealen als die vornehm zurückhaltende, durchaus konservativ veranlagte Gestalt Herrn Parkers.

Herr Parker hat sich nämlich gleich beim Beginn der Kampagne nur unter der Bedingung zur Uebernahme der Kandidatur bereit erklärt, daß die Partei sich resolut auf den Standpunkt der Goldwährung stellt. Der demokratische Parteitag, der damals noch in St. Louis versammelt war, mußte wohl oder übel darauf eingehen, und seitdem hat Herr Parker fortwährend betont, daß er namentlich für die alten Ideen der Demokratie, aus der Zeit vor der Freundschaft mit den Populisten, eintreten wolle. Diese Anschauungen sind aber im wesentlichen die der doktrinär-liberalen Manchesterleute.

Ganz im Gegensatze hierzu hat nun Herr Roosevelt nie gezögert, die staatliche Intervention zur Regelung wirtschaftlicher und sozialer Probleme zu empfehlen und zu gebrauchen. Kein Wunder also, wenn die Anhänger der Erweiterung der wirtschaftlichen Tätigkeit des Staates sich ihm zuneigen.

Die amerikanische Verfassung steht auf dem Boden des doktrinären Manchestertums und macht daher eine solche Erweiterung des staatlichen Interventions-Gebietes staatsrechtlich sehr schwierig. Darum hat Herr Roosevelt in den wichtigsten Fällen solcher Intervention aus rein persönlicher Machtvollkommenheit gehandelt und ist deshalb von den Freunden Herrn Parkers heftig genug angegriffen worden. Das eklatanteste Beispiel dieser Anmaßung wirtschaftlicher Befugnisse gab der Präsident in der Art, wie er im Jahre 1902 den pennsylvanischen Bergarbeiterstreik beilegte. Im pennsylvanischen Kohlenrevier hatten die Bergleute die Arbeit niedergelegt. Durch das Monate dauernde Stillstehen der Gruben war eine solche Not an Anthracit im Osten des Landes herbeigeführt, daß eigentlich jeder beim Eintritt der kalten Jahreszeit darunter zu leiden hatte. Schulen mußten geschlossen werden, Krankenhäuser konnten ihre Aufgaben nur unvollkommen erfüllen, Fabriken mußten ihren Betrieb einschränken: kurz, durch die Hartnäckigkeit der beiden streitenden Parteien war ein Notstand der schlimmsten Art geschaffen. Dabei gab es nach der amerikanischen Bundesverfassung keine Instanz, die ein Recht gehabt hätte, aus Gründen des öffentlichen Interesses hier einzugreifen. Kurz entschlossen nahm damals Herr Roosevelt die Angelegenheit in die Hand. Er forderte die beiden

Digitized by Google

Parteien auf, im Weißen Hause zu einer Konferenz zusammenzutreten. Und obwohl er diese Einladung ausdrücklich nur als Privatmann und Bürger erließ, so machte sie doch einen solchen Eindruck, daß sie ihren Zweck erfüllte und schließlich zur Beilegung des Streites und damit zum Aufhören des Notstandes führte.

Obwohl also der Präsident im Grunde genommen damit die Grenzen seiner Amtsgewalt überschritten hatte, so machten ihm damals wenig Leute einen Vorwurf daraus. Denn die große Masse konnte denen hier nicht folgen, welche vom staatsrechtlichen Standpunkte ihre Bedenken gegen dieses Auftreten des Präsidenten als „Privatmann und Bürger" erklärten. Auch weitere Kreise wurden jedoch unangenehm berührt, als Herr Roosevelt in letzter Zeit durch sein Verfahren bei der Begünstigung der Revolutionäre im neuen Freistaat Panama und bei dem Erlaß einer Militärpensions-Verordnung wiederum bedenklich über die Grenzen des bis dahin üblich gewesenen hinausschweifte.

Aber auch seine sonstigen wirtschaftlichen Aktionen sind nicht derart, daß sie die Massen der Wählerschaft irgendwie unangenehm berührten. Noch in aller Gedächtnis ist das von ihm veranlaßte Vorgehen der Bundesgerichte gegen eine Fusion zweier pazifischer Eisenbahn-Gesellschaften in der Northern Securities Company. Man kann vom volkswirtschaftlichen Standpunkte die schwersten Bedenken gegen diese Maßnahme, wie überhaupt gegen alle wirtschaftlichen, nicht sozialpolitischen Handlungen Herrn Roosevelts haben. Aber die Massen haben ihm dabei zugejubelt und glauben jetzt fest daran, daß die Republikaner unter „Teddy" die „Trusts" bekämpfen und beseitigen werden.

Ueberhaupt hat der jetzige Präsident in seiner Behandlung der Trustfrage zunächst allerlei übereilte Pläne öffentlich angekündigt, die eigentlich nur bewiesen, daß er weder Jurist noch Volkswirt ist. Vielleicht eine noch größere ökonomische Unschuld bewies er in seinen ersten Aeußerungen über die Zolltarifreform. Er kündigte nämlich urbi et orbi an, daß eine Tarifreform dringend notwendig sei, aber in Zukunft nicht von den voreingenommenen politisch-wirtschaftlichen Parteien vorgenommen werden dürfe, sondern in die Hände einer Sachverständigen-Kommission gelegt werden müsse, die dann objektive, sachliche und absolut richtige Vorschläge machen würde. Von diesem schönen Traum ist Herr Roosevelt aber dann bald abgekommen und hat sich im Verlaufe der letzten Jahre zum einfachen Schutzzöllner sans phrase durchgemausert.

Allein so große Blößen er sich also auf diesem Gebiete gegeben hat, sie alle werden, wie schon oben bemerkt, ihm kaum die Wählerschaft abtrünnig machen. Und die von ihm mit großer Sachkenntnis und zielbewußter Energie im imperialistischen Sinne geleitete auswärtige Politik wird auch den Demokraten kaum Wähler in die Arme treiben. Zwar sind die Amerikaner eigentlich in den verschwiegenen Tiefen des Herzens ihres großen Kolonialreiches schon müde, da es ihnen solche ungeheueren Opfer

Digitized by Google

an Menschenleben und Geld gekostet und noch keinen roten Cent eingebracht hat. Würde es sich jetzt noch einmal darum handeln, ob die Philippinen annektiert werden sollen, so würden die Amerikaner, durch die Erfahrungen der letzten Jahre gewitzigt, anders als nach dem Kriege mit Spanien entscheiden. Aber wie die Dinge nun einmal liegen, denkt niemand daran, die mit so großem Triumphgeschrei erworbenen Inseln jetzt schon wieder abzugeben oder sich selbst zu überlassen. Und der demokratische Vorschlag, die Filippinos zur Unabhängigkeit und politischen Reife zu erziehen, mag in anderen Weltteilen ja ganz annehmbar klingen; auf Amerikaner macht er aber recht geringen Eindruck. Denn die haben in den Niggers ein tägliches Beispiel davon vor Augen, was die Bildung und „Zivilisation" nicht-kaukasischer Rassen in solchen Fällen meistens bedeutet.

Auch der andere Teil des demokratischen Programms, die Revision des Schutzzolltarifs, wird kaum viel begeisterte Anhänger finden. Die Amerikaner sind viel zu gute Kaufleute, als daß sie sich nicht längst ausgerechnet hätten, welche Störungen des Wirtschaftslebens eine derartige tiefgreifende Aenderung der internationalen Handelsbeziehungen haben würde. Und sie fürchten jede Aenderung gerade jetzt, wo die wirtschaftliche Lage nach monatelanger Krisis sich allmählich schüchtern zum Besseren zu wenden scheint.

Es ist also den Demokraten nicht gelungen, eine große, die Wählerschaft hinreißende, sachliche Wahlparole auszugeben. Die Wahlkampagne ist darum denn auch eigentlich ziemlich schläfrig geworden und hat nur dann vorübergehend etwas Leben bekommen, wenn es sich um die Persönlichkeiten der beiden Kandidaten handelte.

Aber auch hier dürfte Herr Parker kaum so im Vorteil sein, daß er dadurch den Sieg erringen könnte. Wenn sich auch viele Republikaner nicht recht mit Herrn Roosevelts Person befreunden können, so sagen sie sich doch, daß der jetzige Präsident eben nicht die ganze Partei ist, daß die anderen Politiker der Republikaner weiter die alten Grundsätze kaufmännischer Vorsicht vertreten und daß die Zeit nicht mehr fern ist, wenn Herr Roosevelt als einfacher Privatmann und Bürger zu der Untätigkeit definitiv verurteilt sein wird, die man ihm schon bei seiner Aufstellung als Kandidat für den Vize-Präsidentenposten zugedacht hatte. Und wenn Herr Parker selbst auch ein in jeder Hinsicht zuverlässiger und überlegter, Vertrauen erweckender Mann ist, so werden die amerikanischen Kaufleute doch darum nicht vergessen, daß die anderen Mitglieder der demokratischen Partei sich nicht eben alle durch dieselben Vorzüge auszeichnen. Die republikanischen Stimmen, die aber vielleicht Herrn Parker zufallen, werden reichlich durch diejenigen aufgewogen, die auf die Republikaner von den Demokraten übergehen werden. Und wer eigentlich nur die „intellectuals" gegen sich, dagegen die Radikalen und die organisierte republikanische Wählerschaft für sich hat, der ist noch lange nicht verloren.

Digitized by Google

Wie nun das Wahlresultat ausfallen wird, kann natürlich niemand voraussagen. Aber soviel ist wohl schon jetzt sicher, daß die demokratische Partei bei der jetzigen Wahl zum letzten Male mit ihrem traditionellen Programm erschienen ist. Wird nämlich Herr Parker wirklich gewählt, so kann es nicht ausbleiben, daß er sich mit dem bei seiner Wahl für ihn tätig gewesenen linken Flügel der Partei binnen kurzem überwirft. Wird er aber nicht gewählt, so werden wahrscheinlich die radikalen Elemente in der demokratischen Parteiorganisation sofort die Oberhand bekommen, da ja dann das von ihren Widersachern vorgeschlagene und angewandte Mittel auch zu keinem Erfolge geführt hat. Jedenfalls aber würde damit eine horizontale Gliederung der Nation in Parteien eingetreten sein, wie sie bisher zur großen Freude der Amerikaner noch nicht bestand. Und was eine halbsozialistische Arbeiterpartei bei den amerikanischen, rein demokratischen Einrichtungen und dem dort herrschenden Zweiparteien-System bedeuten wird, kann man jetzt noch nicht absehen.

Zugleich wird aber auch, ganz wie in Europa, das alte rein liberale manchesterliche politische und wirtschaftliche System in den Hintergrund gedrängt werden. Die alten doktrinären Liberalen werden durch die Sozialisten in ihrer Rolle abgelöst werden und ihnen gegenüber wird eine Art kathedersozialistischer Regierung stehen, wenn man diesen Ausdruck auf amerikanische Verhältnisse überhaupt anwenden kann.

Amerika ist eben in dem letzten Jahrzehnt fortwährend mehr einem europäischen Lande ähnlich geworden. Es hat eine Welt- und Kolonialpolitik, es hat dementsprechend hohe Ausgaben für Heer und Flotte und es wird nun auch in den inneren Parteiverhältnissen mehr und mehr die letzten Reste rein kolonialer Zustände abstreifen.

Groß-Lichterfelde. Dr. Albert Haas.

In eigener Sache. Beiträge zum Strafrecht.

Wie unseren Lesern aus den Zeitungen bekannt geworden sein wird, haben meine Betrachtungen über den Fall Löhning in unserem Septemberheft 1902 vier Herren vom Vorstande des Deutschen Ostmarkenvereins Veranlassung gegeben, eine Beleidigungsklage gegen mich anzustrengen. Der Verlauf dieses Prozesses ist ein recht wunderlicher gewesen.

Zunächst lehnte das Amtsgericht die Klage ab.

Auf erhobene Beschwerde entschied die Strafkammer des Landgerichts für die Annahme der Klage.

Darauf verurteilte mich das Schöffengericht zu 300 Mark.

Auf eingelegte Berufung bestätigte die Strafkammer dies Urteil, aber mit einer ganz anderen Begründung.

Auf eingelegte Revision hob das Kammergericht die Verurteilung auf, mit einer für mich sehr günstigen Begründung.

Digitized by Google

Bei der erneuten Verhandlung sprach die Strafkammer mich frei.

Auf von der Gegenpartei eingelegte Revision hob das Kammergericht das freisprechende Urteil wiederum auf und verwies die Klage zum zweiten Mal an die Strafkammer zurück, mit einer zu dem ersten Urteil desselben Gerichtshofes in starkem Gegensatz stehenden Begründung.

Für die dritte Verhandlung vor der Strafkammer war mir mitgeteilt, daß Zeugen für den von mir zu führenden Wahrheitsbeweis geladen seien.

Mittlerweile hatte der Richter gewechselt; und die Zeugen waren nicht geladen.

So traten wir in die dritte Verhandlung ein, in der folgender Vergleich geschlossen wurde:

Der Angeklagte erklärt: „Unter Bezugnahme auf meinen Artikel im 109. Band der „Preußischen Jahrbücher“ wiederhole ich hiermit die bereits von Anfang an vor Gericht abgegebene Erklärung, daß ich nicht habe behaupten wollen, daß der Deutsche Ostmarken-Verein selbst ein Spionage- oder Denunziersystem eingerichtet oder veranlaßt hat. Wenn eine andere Auffassung meiner Ausführungen Platz gegriffen und die Mitglieder des Deutschen Ostmarken-Vereins sich dadurch beleidigt gefühlt haben, so stehe ich nicht an, darüber mein Bedauern auszudrücken.“

Herr Justizrat Wagner erklärt darauf für seine Partei und namens seiner Mitkläger: „Auf Grund vorstehender Erklärung des Angeklagten nehme ich die Privatklage zurück.“

Von den Gerichtskosten des Verfahrens aller Instanzen trägt der Angeklagte $^3/_5$ und die Privatkläger $^2/_5$, wogegen die außergerichtlichen Kosten gegeneinander aufgehoben werden.

* * *

Die ihrer Zeit inkriminierte Stelle lautete: „Am allerschlimmsten aber ist offenbar das von den Hakatisten großgezogene Spionage- und Denunziersystem“ usw. Weder ist „Hakatisten“ identisch mit dem „Ostmarken-Verein“, noch ist „großziehen“ dasselbe wie „einrichten oder veranlassen“. Jeder Zeitungsleser weiß, daß das Wort Hakatismus sich von seinem ursprünglichen Sinn längst entfernt hat und auf Gegenden und Verhältnisse angewandt wird, die mit dem Ostmarken-Verein nichts zu tun haben. Ich selber gebrauche das Wort schon lange und oft in dem ganz allgemeinen Sinne des nach innen gerichteten Chauvinismus und weiß auch von anderen akademischen Lehrern, daß sie es in demselben Sinne gebrauchen. Von Anfang an stellte ich der Klage daher die Erklärung gegenüber, daß ich mit meinem sittlichen Verdammungsurteil den Ostmarken-Verein als solchen nicht im Sinne gehabt hätte. Wenn die Kläger sich mit dieser Erklärung, die unsere Leser in ihrem Wortlaut genau zu prüfen nicht unterlassen werden, begnügen wollten, so hätte der Vergleich gewiß früher abgeschlossen werden können. Ich bin sogar so weit gegangen, die Gegenpartei, als der Prozeß zum zweitenmal beim Kammer-

Digitized by Google

gericht schwebte und ich die Bestätigung des Freispruchs als unzweifelhaft annahm, durch meinen Anwalt wissen zu lassen, ich würde meine Erklärung unter allen Umständen, auch nach der Freisprechung, in den „Preußischen Jahrbüchern" abgeben. Ich wollte das tun, freilich nicht um der Kläger willen, aber um der Gesamtheit der Mitglieder des Ostmarken-Vereins willen, denn da angenommen worden war, daß diese allesamt von mir beleidigt worden seien, so war mir das gegenüber der nicht geringen Zahl von persönlichen Freunden, die ich unter seinen Mitgliedern habe, peinlich, und ich wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß es nicht so gemeint gewesen sei.

Trotz dieses meines von Anfang an bezeugten guten Willens zog sich die Abschließung des Vergleiches hin, weil die Gegenpartei verlangte, ich solle die gesamten Kosten übernehmen, was ich in dem Bewußtsein, meinerseits die vielen Instanzen nicht verschuldet zu haben, ablehnte. Schließlich fand es die Gegenpartei doch für gut, in diesem Punkt nachzugeben, und nahm meinen Vorschlag an, die Kosten nach der Zahl der verlorenen Instanzen zu verteilen, also wie zwei zu drei.

* * *

Damit wäre nach zweijährigem Streit die Sache, so weit sie die „Preußischen Jahrbücher" und mich betrifft, erledigt. Es sind jedoch in dem Prozeß zwei allgemeine Rechtsgrundsätze zur Geltung gebracht worden, die eine größere Tragweite haben und die ich deshalb der Oeffentlichkeit und der Rechtswissenschaft zur Nachprüfung unterbreiten möchte.

Strafkammer und Kammergericht haben es beide als richtig anerkannt, daß „Hakatisten" und Ostmarken-Verein nicht mehr identisch seien. „Der Begriff des Hakatismus", heißt es in dem Erkenntnis der Strafkammer vom 23. März 1903, „ist nicht mehr auf den Ostmarken-Verein beschränkt, er ist ein weiterer geworden, wenn auch im allgemeinen bei Anwendung des Wortes „Hakatismus" wohl immer noch zunächst an die Bestrebungen des Ostmarken-Vereins gedacht werden wird und der gewöhnliche Sprachgebrauch unter Hakatisten in erster Linie die Mitglieder dieses Vereins versteht." Diese Begründung hat sich das Kammergericht 1. Oktober 1903 ausdrücklich zu eigen gemacht: „Unbedenklich erscheinen die Ausführungen des Vorderurteils, die sich auf die Legitimation der Privatkläger zur Hebung der Klage beziehen. Der Vorderrichter hat festgestellt, daß, wenn auch der Begriff Hakatismus nicht mehr auf den Ostmarkenverein beschränkt ist, doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch unter Hakatisten in erster Linie die Mitglieder des Ostmarkenvereins verstanden werden."

Im Urteil erster Instanz heißt es, daß unter Hakatismus „vorwiegend" die Bestrebungen des Ostmarkenvereins verstanden würden.

Ehedem hat das Reichsgericht einmal festgestellt (Erkennt. v. 14. Juni 1898 u. 2. Jan. 1900 Entsch. Bd. 31, 185; Bd. 33, 46), daß Kollektiv-Beleidigung

Digitized by Google

nur bei einem fest umgrenzten Kreis von Personen stattfinden könne. Wird der jetzt ausgesprochene Grundsatz über Aktiv-Legitimation durchgeführt, so scheint mir, könnte man in Zukunft einen sehr großen Teil der politischen Diskussion vor den Strafkammern abspielen lassen. Denkt man nicht, wenn man von Agrariern spricht, „in erster Linie" oder „vorwiegend" an den Bund der Landwirte? Ich möchte ja nicht gerade dazu putschen, aber wenn einmal wieder jemand vom „Brotwucher der Agrarier" spricht, so könnte nunmehr der Vorstand des Bundes des Landwirte doch erwägen, ob er dem Angreifer nicht durch den Strafrichter den Mund stopfen soll — das ist keineswegs bloß Spaß; ein praktischer Jurist und Kriminalist in hoher Stellung, dem ich im Privatgespräch diese Frage vorlegte, hat mir die Konsequenz rundweg bejaht. Freilich würde der Gegenstoß nicht ausbleiben, denn der Vorstand des Handelsvertrags-Vereins würde einen Satz wie „die Freihändler sind die Agenten des Auslandes" nicht unterlassen, ebenfalls vor den Strafrichter zu bringen, und da nun hüben und drüben an derartigen Sätzen Vorrat genug ist und immer neue geschmiedet werden, so würde der Justiz-Fiskus schließlich an dem Prinzip der erweiterten Aktiv-Legitimation eine ganz hübsche neue Einnahmequelle gewinnen.

Der zweite zu erörternde Rechtssatz ist dieser: Das Kammergericht hatte in seinem ersten aufhebenden Urteil verlangt, daß der Vorderrichter zu prüfen habe, „ob der Angeklagte die Ausführungen, durch welche er gegen die §§ 185, 186 verstoßen hat, zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht hat." (§ 193 Str.-G.-B.) Diese Wahrnehmung berechtigter Interessen gestand mir nun tatsächlich die Strafkammer (Erkenntnis vom 9. Februar 1904) zu. Es stellte sich zwar ausdrücklich auf den Standpunkt, daß die Presse als solche nicht den Schutz des § 193 in Anspruch nehmen könne, lehnte es auch ab, etwa den „Preußischen Jahrbüchern" als einer wissenschaftlichen Zeitschrift eine andere Stellung zu geben als der Tagespresse, dann aber fährt das Urteil fort: „Es ist nicht zu verkennen, daß der Angeklagte hier aufgetreten ist, um die Interessen des höheren Beamtentums, dem er selbst angehört, und dessen Interessen er durch ein hakatistisches Denunziations- und Spionier-System gefährdet glaubt, zu vertreten. Der Schutz der Beamten gegen dieses angebliche System durchzieht den ganzen Artikel. Wie das Reichsgericht noch neuerdings (Entsch. Bd. 36 S. 422) ausgeführt hat, ist die Anwendbarkeit des § 193 St. G. B. aus dem Gesichtspunkte der Wahrnehmung berechtigter Interessen davon abhängig, daß die objektiv beleidigende Aeußerung sich auf eine Angelegenheit bezieht, die den Täter wegen seines besonderen Verhältnisses zu ihr nahe angeht, daß das Interesse, für das er kämpft, gegen Recht und gute Sitte nicht verstößt und daß er für dieses mit seiner Aeußerung eintreten wolle. Alle diese Voraussetzungen sind hier gegeben. Die Interessen, die der Angeklagte gefährdet glaubte, sind dem ganzen höheren Beamtentum in Preußen gemeinsam; nicht bloß die Beamten, die augenblicklich gerade in

Digitized by Google

den Ostmarken tätig sind, sondern alle Beamten Preußens haben ein Interesse daran, daß gegen sie nicht die Mittel der Denunziation und Spionage zur Erforschung ihrer Gesinnung zur Anwendung gebracht werden. Der Angeklagte glaubt auch selbst, wenigstens mittelbar, von diesem System berührt worden zu sein, insofern als der Sekretär des Ostmarkenvereins einen bekannten Schriftsteller habe veranlassen wollen, ihn, den Angeklagten, und zwar offenbar seiner antihakatistischen Gesinnung wegen, anzugreifen und an den Pranger zu stellen. Abgesehen von diesen höchst persönlichen Interessen, die wenigstens hineinspielen und die der Angeklagte als gefährdet angesehen haben mag, verdienen aber auch die Interessen eines Standes, wahrgenommen von einem Standesgenossen den Schutz des § 193 St. G. B. Wie oben ausgeführt, vermag das Interesse, das die Gesamtheit der Staatsbürger an den Vorgängen des Lebens nimmt, dieses für Jedermann vorhandene Interesse nicht, ehrenkränkende Besprechungen straflos zu machen. Aber wie das Reichsgericht Bd. 25 S. 364 überzeugend ausführt, folgt daraus, daß der Gegensatz zu jener Gesamtheit die Einzelperson bildet, nicht, daß etwa nur Interessen höchstpersönlicher Natur in § 193 St. G. B. in Frage stehen. Zahlreiche Vorkommnisse des Lebens sind so geartet, daß sie eine Mehrzahl von Individuen, einen abgegrenzten Personenkreis, sei es ideell, sei es materiell, berühren und die Teile des Ganzen mehr oder minder in Mitleidenschaft versetzen. Dadurch, daß in solchen Fällen ein für eine große Anzahl von Menschen innerhalb einer Gemeinschaft, hier innerhalb des Kreises der preußischen höheren Beamten, gemeinsames Interesse existiert, hört die diesem Interesse zu Grunde liegende Sache nicht auf für jeden Einzelnen eine ihn nahe angehende, in diesem Sinne individuelle zu sein. Darum durfte der Angeklagte für diese Sache, für dieses Interesse kämpfen, ohne gegen Recht und gute Sitte zu verstoßen, und er hat mit seiner — objektiv allerdings beleidigenden — Aeußerung auch nur für dieses Interesse eintreten wollen."

Dieser Auffassung der Strafkammer hat das Kammergericht seine Zustimmung versagt. Es heißt in dem Erkenntnis (v. 19. Mai 1904):

„Der Angeklagte geht in dem von ihm verfaßten Artikel, wie die Strafkammer festgestellt hat, um die schädlichen Wirkungen, die die Bestrebungen der Hakatisten zur Folge gehabt haben, darzulegen, von dem Fall Löhning aus und im Rahmen der Behandlung dieses Falles spricht er das Urteil über das von den Hakatisten großgezogene Spionage- und Denunziersystem aus.

„Die Strafkammer führt aus, daß, da Herr Löhning höherer preußischer Staatsbeamter gewesen ist, zu denen auch der Angeklagte als Universitätsprofessor gehört, der Angeklagte durch die Erörterung des Treibens der Hakatisten, das nach seiner Ansicht die Verabschiedung des Herrn Löhning

Digitized by Google

herbeigeführt hat, für die von ihm als gefährdet erachteten Interessen des höheren Beamtentums eingetreten ist, die für ihn, da er selbst dem höheren Beamtentum angehört, nahe liegende waren.

„Das Beamtentum Preußens, soweit es als ein höheres bezeichnet wird, zu dem Personen in den verschiedensten Stellungen und aus den verschiedensten Verwaltungszweigen, die an sich keine Berührungspunkte untereinander haben, gehören, ist nun keineswegs ein derartig begrenzter und zusammenhängender Kreis von Personen, daß durch eine Angelegenheit, die irgend einen aus diesem Kreise betrifft, auch die anderen Personen dieses Kreises derartig berührt werden, daß diese Angelegenheit für einen jeden von ihnen zu einer naheliegenden wird.

„Der Provinzialsteuerdirektor Löhning war höherer Steuerbeamter in Posen. Der Angeklagte ist Professor an der Berliner Universität. Ihre amtlichen Stellungen sind, abgesehen davon, daß sie in verschiedenen Provinzen Preußens tätig waren und tätig sind, nach jeder Richtung so verschiedene, daß von irgend welchen näheren Beziehungen, die auf Grund dieser Stellungen zwischen ihnen bestanden haben, nicht die Rede sein kann.

„Die Personen, die zu den höheren Beamten gerechnet werden, stehen ebensowenig wie die sogenannten mittleren und unteren Beamten unter sich in so nahen Beziehungen zu einander, daß ein jeder als befugt angesehen werden kann, die Rechte irgend eines anderen aus dem Kreise, dem er selbst angehört, und von dem er glaubt, daß ihm ein Unrecht zugefügt sei, in der Weise wahrzunehmen, daß er gegen dritte Personen, von denen er glaubt, daß auf sie das vermeintliche Unrecht zurückzuführen ist, Vorwürfe erhebt, durch welche diese in ihrer Ehre gekränkt werden.

„Von einer den betreffenden Beamten nahe angehenden Angelegenheit kann dann nicht die Rede sein, wenn die Beziehungen zwischen ihm und dem Beamten, dessen Interessen wahrgenommen werden sollen, nur darin bestehen, daß sie, ohne sonst Berührungspunkte zu einander nach irgend einer Seite zu haben, einem Beamtenkreise angehören, den man mit Rücksicht auf die Rangstellung der Beamten unter einer ganz allgemeinen Bezeichnung zusammenzufassen pflegt.

„Ein Interesse, daß den Staatsbeamten kein Unrecht zugefügt wird, hat schließlich auch jeder Staatsbürger, ohne daß jedoch dieses allgemeine Interesse die Angelegenheit der Staatsbeamten zu einer jeden Staatsbürger nahe angehenden macht."

Soweit das Kammergericht. Wir haben vor einiger Zeit (Bd. 115 S. 168) einen Artikel des Landgerichtsrats Fr. v. Oertzen gebracht, in dem ausgeführt war, daß die heutige Judikatur, welche der Presse den Schutz des § 193 versagt, nicht mehr haltbar sei; sie sei ein Ausfluß der alten polizeistaatlichen Auffassung, wonach der Staatsbürger vor allem die Pflicht der Ruhe hatte und ihn das Wohl und Wehe von Staat und Gesellschaft nichts anging. Demgegenüber sagt Herr v. Oertzen: „Wir müssen die Anerkennung des Satzes erkämpfen, daß jeder Staatsbürger

Digitized by Google

ein berechtigtes Interesse am Gemeinwohl hat und daß er, wenn und soweit er für das Gemeinwohl handelt und redet, genau so zu schützen ist wie in den für seine persönlichen Interessen vorgenommenen Handlungen und Aeußerungen. Der Schutz des § 193 ist ihm unentbehrlich, wenn er wirksam öffentliche Rechte und Interessen vertreten will; denn die bezüglich der Wahrnehmung persönlicher Rechte und Interessen allgemein anerkannte Wahrheit, daß dieselbe in zahllosen Fällen ohne für andere verletzende Aeußerungen unmöglich ist, gilt genau in gleichem Maß für die Wahrnehmung öffentlicher Interessen." Des weiteren führt Herr v. Oertzen aus, daß ein solcher Schutz keineswegs etwa der Skandalpresse zugute kommen werde, sondern daß es gerade die anständige Presse sei, die seiner bedürfe.

Das Kammergericht hat sich dieser Anschauung nun zwar in soweit genähert, daß es zugiebt, daß schließlich jeder Staatsbürger ein Interesse daran habe, daß den Staatsbeamten kein Unrecht zugefügt werde, aber dies Interesse sei doch nur ein „allgemeines" und kein „nahe angehendes", ja sogar der Kreis der Beamten, nicht einmal der höheren Beamten ist enge genug um ein „nahe angehendes Interesse" zu konstituieren — bin ich doch nicht einmal in derselben Provinz mit Herrn Löhning angestellt!

Statt einer liberaleren Anwendung des § 193 haben wir also eine abermalige Einengung. Nur die Interessen seiner Ressort-Kollegen und vielleicht seiner Provinz gehen den preußischen Beamten „nahe an" — dem Staatsorganismus als Ganzem gegenüber bleibt nach wie vor Ruhe nicht nur die erste Bürger-, sondern auch die erste Beamten-Pflicht.

Welch einen Geist des freudigsten Patriotismus werden wir Universitäts-Lehrer mit dieser Auffassung in unserer Studentenschaft erziehen! Der schöne Begriff des „Ressort-Patriotismus", den Fürst Bismarck einst prägte, wird hier vielleicht eine neue, tiefere Begründung erhalten.

Wer sich aber für diese Staatsauffassung nicht zu erwärmen vermag, dem dürfte die Entscheidung des Kammergerichts ein neues Argument für die Forderung des Landgerichtsrats von Oertzen abgeben, „daß jeder Staatsbürger ein berechtigtes Interesse am Allgemeinwohl hat und ist er, wenn und soweit er für das Gemeinwohl handelt und redet, genau so zu schützen ist, wie in den für seine persönlichen Interessen vorgenommenen Handlungen und Aeußerungen". Delbrück.

Sankt Bureaukratius.

Unsere Volksschulen sind Objekte der Gemeindeverwaltung unter der Aufsicht und gemäß den Vorschriften der Staatsbehörden. Ueber die Grenzen dieser Aufsicht ist ein Konflikt entstanden, der weite Kreise zu ziehen droht: die Schulgebäude gehören den Gemeinden und sie machen von ihrem Eigentum auch oft Gebrauch, indem sie die Aulen oder die

Digitized by Google

Turnhallen außer den Schulstunden anderweit benutzen oder benutzen lassen, sei es zu religiösen oder sonstigen Versammlungen, sei es zu Turnstunden für Vereine. Dadurch sind zuweilen auch Bestrebungen und Vereine unterstützt worden, die der Regierung nicht passend erschienen: im besonderen erregt es den Unwillen des Kultusministers, daß der Berliner Magistrat der freireligiösen Gemeinde und einigen sozialdemokratischen, polnischen und tschechischen Turnvereinen durch Ueberlassung von Schulräumen gefällig war, und er untersagte dies kraft seines Schulaufsichtsrechts, da die Gemüter der Kinder dadurch verwirrt würden, wenn dieselben Räume, wo sie in christlicher Religion, vaterländischer Gesinnung und Königstreue unterrichtet und erzogen werden, auch den Vereinigungen offen stehen, in denen ganz die entgegengesetzten Ideen gepflegt werden.

Der Magistrat sagt: die Schulgebäude gehören uns, und was wir mit den Gebäuden außerhalb der Unterrichtsstunden tun, ist unsere Sache: nur der Minister des Innern kraft seiner Polizeigewalt kann uns korrigieren, wenn wir unser Recht mißbrauchen sollten. Der Kultusminister sagt: der Gebrauch der Gebäude außerhalb des Unterrichts hat eine mittelbare Wirkung auf die Schule; deshalb greife ich kraft meiner Schulaufsicht ein, wenn Mißbrauch stattfindet.

Uebt wirklich der Gebrauch der Schulräume außerhalb der Schulstunden auf die kindlichen Gemüter einen verwirrenden Einfluß aus? Was ist ein verwirrender Einfluß? Man denke: die Kinder lernen nicht nur, daß es verschiedene Religionen gibt, sondern sie sitzen auch vielfach neben Andersgläubigen und wissen und erfahren, daß der Staat auch diesen Kindern Unterricht in ihrer Religion erteilen läßt, nicht bloß den Katholiken und Protestanten, sondern auch den Juden. Uebt das eine verwirrende Wirkung auf die Kinder aus?

Vier Elemente sind es, die der Herr Kultusminister von den Schulräumen ausgeschlossen sehen will: die Freireligiösen, die Sozialdemokraten, die Polen und die Tschechen. Gewiß ist die Religion der „Freireligiösen" ein höchst dürres und kümmerliches Gewächs, kein tiefer denkender Mensch kann daran Gefallen finden. Aber die Leutchen nehmen ihre Sache ernst und der Einzelne unter ihnen mag oft sehr viel mehr wirkliche Religiosität haben, als mancher wohlbestallte Diener am Wort und Sakrament. Es ist keine Frage, daß zahllose Gebildete und Ungebildete in den christlichen Konfessionen „freireligiös" denken und man kann noch sehr froh sein, wenn sie so und nicht einfach cynisch-materialistisch denken. Häckels „Welträtsel" sollen jetzt das verbreitetste Buch in Deutschland sein, und das ist doch so ungefähr das Niveau der „Freireligiösen". Man mag diese Weltanschauung philosophisch so gering einschätzen wie man will, es gibt ernsthafte Menschen, die ihre Erbauung darin in ernsthafter Weise finden, und da nicht die inneren Lehren, sondern nur der moralische Eindruck des ganzen Auftretens und Gebahrens nach außen wirkt, so ist es völlig ausgeschlossen, daß kindliche Gemüter dadurch

Digitized by Google

verwirrt werden, wenn sie hören, daß die freireligiöse Gemeinde in ihrer Aula Erbauungsstunden halte. Diese Gefahr würde erst dann entstehen, wenn die freireligiösen Andachten in Cynismus und Skandal ausliefen. Das ist vor Jahren tatsächlich einmal geschehen, und damals hat die Stadt-Schulbehörde der Gemeinde ihre Säle entzogen und der Stadt-Schulrat Bertram hat das mit recht energischen Worten in der Stadtverordnetenversammlung begründet. Diesmal lag ein solcher Anlaß nicht vor. Das Provinzial-Schulkollegium, unzweifelhaft auf ministerielle Anweisung, hat grundsätzlich die atheistische Erbauungsstunde in den Schulräumen nicht länger dulden wollen und untersagt, weil die Schuljugend davon erfahren könne und dadurch geschädigt werde — eine Annahme, die weder beweisbar noch auch irgendwie wahrscheinlich ist.

Noch deutlicher ist das bei den Turnvereinen. Man wird dem Kultusminister darin Recht geben müssen, daß in den angefochtenen Vereinen keineswegs blos geturnt, sondern zugleich eine gewisse antideutsche und antimonarchische Gesinnung gepflegt und gefördert wird. Hält es aus diesem Grunde die Regierung für unerlaubt, daß der Magistrat der Hauptstadt ihnen Räumlichkeiten gibt, so ist es Sache des Ministers des Innern einzuschreiten. Ob es gut wäre, das zu tun, möge man messen an den Ruf, den die Verfolgung der Jahnschen Turnvereine in der deutschen Geschichte genießt. Auch damals pflegten die Vereine unzweifelhaft nicht bloß die Leibesübungen, sondern auch Ideen, die den politischen wie Bildungs-Bestrebungen der Regierung direkt widersprachen. Trotzdem hat man die Unterdrückung dieser Vereine immer als eine höchst traurige Verirrung angesehen, weil das Turnen selber denn doch die Hauptsache war, und eine Regierung, die aus Furcht vor gewissen Gesinnungen sich den Leibesübungen feindlich erzeigte, lächerlich und gehässig erschien. Ueberdies, wie die deutsche Turnerei und die preußische Regierung noch einmal gute Freunde geworden sind, wer weiß denn, wie in zehn Jahren unsere Regierung zu den Sozi und den Polen stehen wird? Hätte in den siebziger Jahren es irgend jemand in Deutschland für möglich gehalten, daß die damaligen „Reichsfeinde", so bald die Stütze der Reichsregierung werden würden? Es gibt doch sehr viele ganz intelligente Leute, die von der Mauserung der Sozi ähnliches erwarten, und von den Polen hat es bereits die Erfahrung gelehrt, wie leicht das Verhältnis wechselt. Eben meldet wieder das führende hakatistische Blatt, die Berliner Neuesten Nachrichten (21. 10.), aus Posen: „Es gilt die niederschmetternde Tatsache zu konstatieren — das deutsche Element ist in der Provinz im Schwinden begriffen." Daß eine Politik, die solche Erfolge zeitigt, schließlich einmal geändert werden muß, sollte doch wohl jedem nicht völlig Verblendeten einleuchten. Dann wird eine ganz andere Politik als heute für „national" gelten. Sollen nun die Gemeinden gezwungen sein, jeden Richtungswechsel in der Regierung mitzumachen? Angenommen aber, das alles wäre unzutreffend und das Verhältnis von Regierung zu Sozialdemokratie

Digitized by Google

und Polentum wäre wirklich als ein für alle Zeit unabänderliches anzusehen, angenommen also, der Minister des Innern täte recht daran, dem Berliner Magistrat die Begünstigung sozialistischer oder slavischer Turnvereine aus politischen Gründen zu verbieten — welchen Grund hat der Kultusminister von Schulaufsichtswegen dazwischenzufahren? Es sind ja nicht politische Vereine, um die es sich handelt, sondern Turnvereine, von denen der Politiker weiß, das sie in ihrem Innersten auch politische Tendenzen haben: wie aber sollen die Schulkinder das erfahren und wie soll das auf ihre Gemüter verwirrend einwirken? Ihnen ist Turnverein Turnverein, ob die Turner dabei deutsch, englisch, polnisch oder sonst was sprechen.

Die Vorstellung von der schädlichen Wirkung der anderweit verwandten Schulräume auf die Kinder ist also rein fiktiv und noch mehr die von der schlechten Wirkung auf die Eltern und Lehrer, die ebenfalls herangezogen worden ist. Berliner Eltern und Berliner Lehrer, die überhaupt an solchen Fragen teilnehmen, erfahren genug von antikirchlichen, republikanischen, polnischen Bestrebungen und Aspirationen und wissen auch genug von den im Magistrat herrschenden Gesinnungen, um durch seine Turnsaal-Verfügungen nicht in Verwirrung gesetzt zu werden.

Der Verdacht ist nicht abzuwehren, daß es viel mehr die derzeitige politische Mißliebigkeit der freireligiösen und sonstigen Vereine ist, die das Eingreifen der Schulbehörde herbeigeführt hat, als die Sorge um das Seelenheil der Berliner Schuljugend.

Wohin wird nun dieser Konflikt führen? Das Objekt des Streites, der Einfluß der Vergebung von Schulräumlichkeiten an verwerfliche Vereine auf die Schuljugend, ist entweder gar nicht vorhanden oder im besten Falle von einer kaum wahrnehmbaren Geringfügigkeit. Um eines solchen Minimums willen hat das Ministerium einen Kampf mit den sämtlichen Kommunen des Staates angefangen, der sich sehr lange hinziehen und unendlichen Aerger erregen wird. Magistrate und Stadtverordneten-Versammlungen, nicht bloß in Berlin, sondern auch auswärts, fühlen sich aufs tiefste verletzt und sind einstimmig darin, den Eingriff in ihre Selbstverwaltung und in ihr Eigentumsrecht an den Schulgebäuden abzuwehren, und sie haben dabei einen großen Teil der gebildeten öffentlichen Meinung auf ihrer Seite. Selbst stark hakatistisch und scharfmacherisch gesinnte Blätter haben das Verfahren der Regierung „wenig praktisch und wenig verständig" genannt. An Verteidigungsmitteln fehlt es den Kommunen nicht. Das Ministerium hat zunächst seinen Willen auf die Weise durchgesetzt, daß es den Rektoren befohlen hat, den fraglichen Vereinen die Räume nicht mehr zu öffnen. Die Stadt kann nunmehr beschließen, den Rektoren die Verwaltung der Gebäude abzunehmen und sie Bürgerdeputierten zu übertragen, denen der Kultusminister nichts zu befehlen hat. In Hagen hat man bereits beschlossen, ein neues Schulgebäude nur auf Widerruf zur Benutzung in den üblichen Schulstunden den Schulbehörden zu übergeben.

Digitized by Google

Dergleichen Kunststückchen werden wohl noch mehr erfunden werden. Durch Jahre wird sich der Zank und die Verstimmung hindurchziehen, und wer auch schließlich siege, die Schulen, die doch auf die nicht bloß pflichtmäßige, sondern auch wohlwollende und opferwillige Pflege der Gemeinden angewiesen sind, tausendfältig mehr schädigen als das sozialdemokratische und polnische Turnen je gekonnt hätte. Ja sogar in der auswärtigen Politik kann der Zwischenfall unangenehm werden. Ist nicht die Hereinziehung des tschechischen Turnvereins in das Verbot eine Einmischung in österreichische Verhältnisse? Das deutsche Volk mag Partei ergreifen in dem Kampf zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen und die Landsleute unterstützen, aber wenn die preußische Regierung das tut, so werden die Tschechen nicht unterlassen, daraus Kapital zu schlagen um es gegen ihre eigene Regierung zu verwerten.

Alles das um ein reines Nichts — nur zu erklären aus der Natur und dem Geist der Bureaukratie.

Man stelle sich den Schulrat vor, der die Sache gemacht und schließlich im Ministerium durchgesetzt hat; ich weiß nicht, wer es gewesen ist, aber wir kennen ihn alle: ein ganz in seinem Amte lebender, pflichttreuer Mann, korrekt in den Formen, vielleicht sogar sehr liebenswürdig, ernsthaft religiös, patriotisch, royalistisch — es ist in seinen Augen ein Skandal, daß der Magistrat Atheisten, Sozialdemokraten, Polen und Tschechen protegiert. Immer wieder ärgerte er sich darüber, so oft er davon Notiz nehmen muß und fragt sich, wie das möglich ist, da doch so oft schon die Parole ausgegeben worden, daß alle bürgerlichen Parteien gegen die Reichsfeinde zusammenhalten müssen. In seinen Händen ist die Schulaufsicht: läßt sich denn ein solcher Unfug nicht unterdrücken? Endlich, nach langem Suchen, findet sich in einer alten Verordnung vom Jahre 1817 einen Paragraph, der eine Handhabe bietet. Mag auch der Rechtsboden etwas zweifelhaft sein, schließlich ist es ja der Minister, welcher die Bestimmungen zu interpretieren hat und ist eine rechtliche Möglichkeit da, weshalb soll man sie nicht benutzen? Wäre das eine entschlossene und schneidige Regierung, die den Atheisten, Sozialdemokraten und Polen auch nur einen Strohhalm mehr Spielraum gewährt als die gesetzlichen Vorschriften unbedingt erzwingen? Man könnte das Vorgehen ja dem Minister des Innern zuschieben, dessen Rechtsboden fester ist, aber über dem steht das Oberverwaltungsgericht und wer weiß, wie das denkt? Gegen die Schulaufsicht gibt es keine Gerichtsinstanz, also vorwärts. So wird denn vorgestellt, beantragt und gedrängt, bis die höheren Instanzen und endlich der Minister selbst sich der Auffassung anschließen und die Verfügung ergeht. Ein Minister, der schließlich aus den allgemeinen politischen Erwägungen heraus sich einem solchen Drängen aus seinem Ressort versagen würde, würde vermutlich von seinen eigenen Untergebenen des Mangels an Energie beschuldigt werden.

Auf diesem Wege entstehen bei weitem die meisten der zahllosen

Digitized by Google

Aergerlichkeitskonflikte, die unser ganzes Dasein und die preußische Geschichte sagen wir beleben, sagen wir vergiften. Der Kulturkampf, der Kampf mit der Sozialdemokratie, der Jammer in den Ostmarken und in Nordschleswig, der Geist unserer Strafjustiz, die Scharfmacherei, alles das hat auch noch andere Seiten und tiefere Wurzeln, aber seine eigentliche Farbe hat es von der Bureaukratie, die immer nur das Nächste, vor Augen liegende, die durchzusetzende Autorität, den zu schädigenden Gegner sieht, die weiteren, außerhalb des Ressorts liegenden moralischen oder sonstigen Schäden aber nicht in Betracht zieht. Dieselbe Ordnungsliebe und derselbe Amtseifer, der die Zuverlässigkeit der preußischen Verwaltung geschaffen und in der Treue im Kleinen den preußischen Staat groß gemacht, hat auch die Kehrseite des Bureaukratismus mit seiner Kleinlichkeit, seiner Verfolgungssucht, seiner Tyrannei hervortreten lassen, und was im Zivil Bureaukratismus heißt, das heißt im Militär Kommiß.

Den Bureaukratismus mit seiner Bevormundung und seiner Engherzigkeit zu bekämpfen ist umso wichtiger, als er ein Haupthindernis für unsere gedeihliche wirtschaftlich-soziale Weiterentwickelung bildet. Für manche große Zweige des Wirtschaftslebens wäre es ohne Zweifel das Beste, wenn sie mit der Zeit verstaatlicht würden, wie es mit den Eisenbahnen geschehen ist. Aber die Vermehrung des Beamtentums und die Verstärkung des bureaukratischen Geistes, die damit verbunden sein würde, muß auch den entschiedensten Verteidiger dieser Politik vorsichtig stimmen. Die Art, wie die Gesinnung der Beamten von oben kontrolliert und beeinflußt wird, wird immer drückender: in Posen soll jetzt sogar die Sprache, die in den Familien gesprochen wird, das innerste Heiligtum von Eltern und Kindern unter Kontrolle der Vorgesetzten genommen werden. Selbständige Teilnahme an der Politik ist den Beamten schon so gut wie völlig verleidet und selbst die Lehrfreiheit an den Universitäten stark bedroht. Die Staatseisenbahnen werden benutzt die Volkslektüre zu kontrollieren, nicht etwa bloß moralisch, was natürlich richtig ist, sondern auch politisch-anstößige Schriften werden an den Bahnhofsbuchhandlungen ausgeschlossen; die, man möchte fast sagen heutzutage wichtigste, für jeden Politiker jedenfalls unentbehrliche Zeitung, die wir in Deutschland haben, der „Vorwärts“ ist durch die väterliche Fürsorge der Regierung auf den Bahnhöfen verboten. Der Eisenbahn-Minister hat jüngst seinen Beamten sogar Konsum-Vereine verboten. Das deutsche Volk würde mit der Zeit in eine politische Kinderstube verwandelt werden, wenn die Staatsbetriebe noch weiter erheblich vergrößert und der Geist des Bureaukratismus nicht zugleich mit vollem Bewußtsein in der Regierung selbst bekämpft und zurückgedrängt wird. Selbst wer in der Sache selbst, in der Verfügung über seine Schulgebäude dem Berliner Magistrat vollständig Unrecht gibt, sollte doch, nur um des Prinzips der Selbstverwaltung der Kommune und der Erhaltung eines größeren Spielraums für freie Bewegung willen, in diesem Streit auf

Digitized by Google

seiner Seite stehen. Jeder Minister aber, dem seine Räte eine Maßregel vorschlagen, die ein schärferes Anziehen der Zügel bedeutet, sollte, selbst wenn er den einzelnen Fall für tunlich und begründet hält, doch immer ins Auge fassen, wie verhängnisvoll die geistigen Folgen einer solchen Einschnürungs-Praxis für die Zukunft unseres Volkes werden müssen. Wir freuen uns der starken Autorität, welche das preußische Regierungssystem darstellt, aber wir fürchten uns vor einer Zukunft, in der diese Autorität jede selbständige Regung neben sich, außer in der absoluten Opposition und in der katholischen Kirche, unterdrückt. Was wäre es für ein Zustand, wenn es in Preußen kein größeres Gebiet der Wirksamkeit mehr gäbe, das nicht von Berlin aus regiert, reglementiert und kontrolliert würde? Wenn alles Leben nur in der Form von Aktenschreiben und Aktenlesen verliefe?

Wie sehr der Geist des Bureaukratismus bereits all unser Wesen durchdrungen hat, davon legt Zeugnis ab kein Anderer als das Oberhaupt der Berliner Kommune selber. Der Herr Kultusminister hat nicht plötzlich und unerwartet seine Aktion mit den Schulgebäuden eröffnet; er hat mehrfach bei gelegentlichem Zusammentreffen mündlich und auch privatim schriftlich dem Oberbürgermeister von seiner Auffassung und seinem Wunsch einer anderen Praxis des Magistrats Kenntnis gegeben. Der Herr Oberbürgermeister aber hat es nicht für nötig befunden, von diesen Kundgebungen des Ministers dem Magistrat Mitteilung zu machen; er hat, wie er erklärt hat, darin nur private Aeußerungen des Herrn Ministers gesehen. Ist eine bureaukratischere Auffassung von dem Verhältnis der Gemeinden zur Regierung denkbar? Was nicht in den Akten ist, existiert für den Herrn Oberbürgermeister nicht. Wenn ein Minister sich mit ihm über Fragen der Kommunalverwaltung nur mündlich bespricht, er mag sich noch so deutlich und durch Wiederholung noch so dringend äußern, für Herrn Kirschner sind das nur private Ansichten, die den Berliner Magistrat gar nichts angehen und von denen er den anderen Mitgliedern des Kollegiums gar keine Mitteilung macht. Nun ist es wohl richtig, daß die Sache schwerlich anders gekommen wäre, auch wenn der Magistrat auf jene vertraulichen Anregungen hin die Sache noch einmal in Erwägung gezogen hätte; immer aber bleibt das Verhalten des Oberbürgermeisters höchst charakteristisch für seine Auffassung von der Natur einer Regierung, und ich gestehe, daß seitdem ich dies gelesen habe, mir auch das Verhalten des Herrn Kultusministers, wenn ich es auch nicht zu billigen vermag, doch viel verständlicher geworden ist.

Digitized by Google

Der Krieg in der Mandschurei.

Der Sieg der Japaner bei Liaujang, so eindrucksvoll er war, war doch nicht groß genug oder die Führung nicht entschlossen genug, das siegreiche Heer bis nach Mukden zu führen, das nur sechs Meilen nördlich von Liaujang liegt und dessen Einnahme als Großstadt und alte Kaiser-Residenz ein höchst wertvoller Siegespreis materiell wie moralisch gewesen wäre. Aber nicht nur, daß die Russen, die Stellungen bei Liaujang mit mäßigem Verluste räumend, vor Mukden schon wieder Front machten, nur gerade vier Wochen nach dem Rückzug haben sie ihrerseits schon wieder im größten Stil die Offensive ergriffen. Ein neues Armeekorps war mittlerweile auf der sibirischen Bahn angekommen, ein zweites wurde wohl aus der nutzlosen Wache bei Wladiwostok herangezogen, ein drittes war in der Ankunft aus Europa begriffen und konnte in seinem allmählichen Eintreffen als Reserve angesehen werden. Mit diesen Zuzügen glaubte sich Kuropatkin stark genug, nunmehr zum Angriff schreiten zu können und fühlte sich des Sieges so sicher, daß er beim Antreten der Bewegung, schon einige Tage ehe die eigentlichen Gefechte begannen, seine Absicht der Armee, der Welt und dem Feinde in einer großen Proklamation kundgab. Diese Proklamation konnte gerade kein günstiges Vorurteil für den russischen General erwecken; sie war breit und schwülstig und machte den Eindruck, als ob der Feldherr seinen Kriegsplan vor der Ausführung in die Zeitung gesetzt habe. Aber die Proklamation, die der General Stössel vor Beginn der Belagerung an seine Garnison erließ, war noch weniger schön, und seine Verteidigung von Port Arthur läßt dennoch nichts zu wünschen übrig. Den Stil also mögen wir auf sich beruhen lassen, das Entscheidende ist, daß Kuropatkin seine Worte nicht hat wahr machen können. Nach einer furchtbaren Schlacht, noch viel schrecklicher und verlustreicher als die Schlacht bei Liaujang, nur wenige Meilen nördlich von diesem ersten Schlachtfelde, haben die Russen ihre Offensive aufgeben und wieder auf Mukden zurückgehen müssen. Während bei Liaujang die Russen fast immer in der Defensive waren, die Japaner ihre gut vorbereiteten Stellungen zu stürmen hatten und infolgedessen die viel größeren Verluste erlitten, haben die Russen diesmal die japanischen Stellungen gestürmt und diese wieder Gegenangriffe gemacht, sodaß die Verluste auf beiden Seiten ganz ungeheuer sind: 40 000 Mann hüben wie drüben werden jetzt angegeben und scheinen nicht übertrieben. Das sind ungefähr die Verluste der Schlacht bei Leipzig und der Schlachten bei Metz, wie auch die Heeresstärken wohl jetzt annähernd so groß waren; ein Unterschied liegt nur darin, daß sie auf einen etwas längeren Zeitraum verteilt sind, denn die Schlacht am Schaho, wie man sie nennen dürfte, dauerte im ganzen nicht weniger als zwölf Tage.

Man dürfte fragen, weshalb Kuropatkin nicht noch ein oder zwei Monate länger gewartet hat, um entweder die Japaner gegen seine Stellung bei Mukden anlaufen zu lassen und die Vorteile der Defensive auszunutzen, oder aber noch zwei europäische Armeekorps mehr zur Stelle

Digitized by Google

zu haben. Vielleicht hat er sich gesagt, daß mittlerweile Port Arthur fallen werde, daß die Japaner dann die Belagerungsarmee heranziehen und so die Stärken wieder ausgeglichen sein würden.

Die russische Offensive ist gescheitert, und insofern gehört der Sieg abermals den Japanern; aber wiederum ist der Sieg nicht groß genug, um als eine strategische Entscheidung angesehen werden zu können; die Russen sind nur in ihre alte Stellung vor Mukden zurückgegangen, und die Japaner haben nicht gewagt, sie in der Verfolgung nachdringend dort anzugreifen. Beide Gegner sind erschöpft, die Kräfte sind so sehr im Gleichgewicht, daß keiner für den Augenblick dem andern etwas anhaben kann.

Aus solchem Gleichgewicht entstehen strategische Pausen, die auch in Napoleons Feldzügen ziemlich häufig sind; nach der Schlacht bei Jena führte ihn die Verfolgung bis an die Weichsel, dort traten ihm die Russen entgegen, und nach furchtbarem zweitägigen Ringen bei Eylau, mitten im Winter, 8. Februar 1807, zogen sich beide Teile ein Stück zurück. Napoleon gönnte seinen Truppen einige Ruhe und Erholung, zog Verstärkungen heran und ergriff erst nach mehreren Monaten, im Sommer, von neuem die Offensive, die ihm bei Friedland den entscheidenden Sieg brachte.

Im Jahre 1809 schlug Erzherzog Karl bei Aspern die Franzosen zurück, als sie zum erstenmal über die Donau gehen wollten, hatte aber nicht den Mut, seinen Erfolg auszunützen, und nach sechs Wochen kam Napoleon zum zweitenmal mit mehr als verdoppelter Stärke und siegte bei Wagram.

Auch der Waffenstillstand von Poischwitz im Sommer 1813 ist als eine solche strategische Pause aufzufassen. Trotz seiner Siege bei Groß-Görschen und Bautzen fühlte sich Napoleon nicht stark genug für einen vollständigen Erfolg und schlug einen Waffenstillstand vor, den die Verbündeten annahmen, mit der Aussicht, die Zwischenzeit, falls es nicht zum Frieden kam, noch besser ausnützen zu können als der Gegner.

Wer wird nun in der Mandschurei die Pause besser ausnutzen können? Es kommen dabei vielerlei Momente in Betracht, die man von hier aus nicht beurteilen kann. Von den Japanern müßte man rationellerweise annehmen, daß sie bereits auf dem Maximum ihrer Leistungsfähigkeit sind, denn es gibt keinen sachlichen Grund, weshalb sie nicht das, was sie überhaupt leisten können, zur Stelle haben sollten; Menschen haben sie ja noch genug und gute Kadres kann man auch mit notdürftig ausgebildeten Rekruten auffüllen, aber wie steht es mit Ausrüstung, Waffen und Munition? Haben sie davon genug, noch 100 000 Mann mehr aufzustellen, so wäre der Fehler schlechthin unverzeihlich, daß diese Hunderttausend nicht schon bei Liaujang mitgefochten haben. Aber es ist ja möglich, daß sie die Dinge falsch beurteilt, diesen Fehler gemacht haben und nun wirklich doch noch im stande sind, sich wesentlich zu verstärken. Dazu kommt die Möglichkeit des baldigen Falles von Port Arthur. Nach einer

Digitized by Google

Berechnung der in Yokohama erscheinenden „Eastern-World" (vom 10. September), die mir von dort zugeschickt worden ist, sind übrigens die Japaner schon längst viel stärker, als in Europa bisher angenommen worden ist. Ist das richtig, so würden ja ihre wiederholten Siege um vieles erklärlicher werden. Die Gegner hätten dann in der Publizität die entgegengesetzte Taktik verfolgt: die Russen haben offenbar in den ersten Monaten ihre Stärke immer viel zu hoch angegeben und dadurch erreicht, daß die Japaner viel zu vorsichtig vorgegangen sind und den Gegnern Zeit gelassen haben, sich zu verstärken. Umgekehrt haben die Japaner, um den moralischen Eindruck ihrer Siege zu verstärken, ihre Macht prinzipiell zu gering angegeben. Sind diese Vermutungen, um mehr handelt es sich natürlich nicht, richtig, so ist um so weniger noch starker Nachschub für die Insulaner zu erwarten.

Bei den Russen sind noch unabsehbare Kräfte zuhause. Es fragt sich aber, wann die Armee in der Mandschurei so groß ist, daß der nötige Nachschub von Verpflegung, Munition usw. die sibirische Bahn vollständig in Anspruch nimmt und weitere Truppenteile gar nicht mehr nachgesandt werden können. Eine solche Grenze existiert, aber es ist schlechterdings unmöglich, sie von hieraus zu berechnen. In den dreiviertel Jahren, die der Krieg jetzt dauert, ist die Bahn noch sehr verbessert worden, eine weitere erhebliche Verstärkung der Russen erscheint daher zum wenigsten nicht ausgeschlossen.

Je länger der Krieg dauert, desto furchtbarer, aber auch desto reicher an Fragen und Problemen wird er. Wieviel kann von beiden Seiten noch für diesen Kriegsschauplatz ins Feld gestellt werden? Wie werden die vergrößerten Heere operieren? Das Operationsfeld, so groß der Kriegsschauplatz ist, ist doch merkwürdig eingeengt, auf der einen Seite durch den Liao mit seinen Nebenflüssen und jenseits durch das neutrale Gebiet Chinas, auf der andern durch ein unwegsames Bergland. Wird Kuropatkin noch weiter ausgreifen nach rechts oder links oder wird er nur die Sturmkolonnen verdichten und vertiefen, so daß die Verluste noch größer werden?

Mittlerweile ist endlich auch die baltische Flotte ausgefahren — wann wird sie ankommen? In welchem Zustand wird sie ankommen? Wird sie überhaupt ankommen? Wird sie unterwegs mit den Engländern Reibungen haben? Wird, falls sie ankommt, die Japaner schlägt und ihre Armee von der Basis abschneidet, England eingreifen? Indem die Russen mit ihrer ersten Offensive zurückgeschlagen worden sind, ist die Entscheidung, die endlich einmal fallen muß, nur noch viel größer geworden.

23. 10. 04. D.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Carlyle, Thomas. — Arbeiten und nicht verzweifeln. Auszüge aus seinen Werken. Deutsch von Maria Kühn und A. Kretzschmar. M. 1,80. Düsseldorf und Leipzig, Karl Robert Langewiesche.

Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang III. Heft 11. M. 1,—. München und Prag, G. D. W. Callwey.

—„— Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Egerländer-Heft. Jahrgang III. Heft 12. M. 1,—. München und Prag, G. D. W. Callwey.

Diderot, Denis. — Briefe an Sophie Voland. Uebers. von Vally Wygodzinsky, Titelrahmen und Einband-Zeichnung von Walter Tiemann. Brosch. M. 5,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Dose, Johannes. — Der Muttersohn. Roman eines Agrariers. Brosch. M. 5,50, Geb. M. 6,50. Grückstadt, Max Hansen.

v. Egloffstein, Herm. — Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. M. 3,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ernstes Wollen; Monatsschrift für aufbauende Kulturbewegung. Herausgeber Heinrich Driesmanns. No. 114 Bezugspreis: Jährlich M. 6,—. Berlin, Gose & Totzlaff.

Focke, Dr. Rudolf. — Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen. 1. und 2. Jahresbericht.

Friedrichowicz, Dr. E. — Kurz gefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort Band X. M. 1,60. Berlin, S. Calvary & Co.

Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe. 3. Band. Erste Hälfte. Berlin, Schuster & Loeffler.

Ganz, Hugo. — Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten. 316 S. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Gide, André. — Philoktet oder der Traktat von den drei Arten der Jugend. Uebers. von Rudolf Kassner. Brosch. M. 3,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Gramzow, Dr. Otto. — Geschichte der Philosophie seit Kant. Leben und Lehre der neueren Denker in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen. Heft 1, Kant. — Heft 2, Fichte. — Preis jedes Heftes 75 Pf. Charlottenburg, Georg Brückner.

Grupp, Georg. — Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. Bd. II. Anfänge der christlichen Kultur. M. 9,—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Gutmann, Paul — Der verkaufte Dichter. Tragikomödie. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.

Haxemann, Carl. — Oscar Wilde. Brosch. M. 2,50, geb. 3,50 Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Hallström, Per. — Verirrte Vögel. Autoris. Uebersetzung von Francis Maro. Brosch. M. 4,—. „— Ein geheimes Idyll und andere Novellen. Brosch. M. 4,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Hilm, Carl. — Hypatia. Ein Drama in fünf Aufzügen und einem Nachspiel. M. 2,—. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance".

„ Giordano Bruno. Ein Drama in fünf Aufzügen. M. 1,—. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance".

—„— Kain. Ein Drama in drei Aufzügen. M. 1,—. Schmargendorf-Berlin, Verlag, „Renaissance".

—„— Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. M. 2,—. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance".

Hille. — Auf das Grab Peter Hilles. 54 S. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Jansen, Günther. — Grossherzog Carl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr. Berlin, Gebrüder Paetel.

Jolowicz, Jacques. — Der Kampf gegen die Unzucht in Schrift und Bild. Ein ernstes Wort an denkende Leser. 36 S. Leipzig, Jacques Jolowicz.

Kabisch, Martin Richard. — Lores Beruf. Novelle. M. 2,—. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Lüdemann, Heinrich. — Gott ist tot; es lebe der neue Gott! oder: Die germanisch-katholische Kirche. 102 S. Leipzig, Otto Weber.

Lubenow, Hugo. — Die Wahrheit über das Leben. M. 2,—. Berlin, Schmaller & Lubenow.

Mauritius, Heinrich. — Richter Mensch. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Strassburg i. E., Josef Singer.

Mitscherlich, W. — Entstehung der deutschen Frauenbewegung. Eine soziologische Betrachtung. M. 1,—. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Neumann, Arno. — Jesus, wer er geschichtlich war. (Neue Pfade zum alten Gott. IV.) M. 2,—. Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waetzel.

Peters, Dr. Carl. — England und die Engländer. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Rassow, Fritz. — Marlene. Titelschmuck von Heinrich Vogeler, Worpswede. Brosch. M. 3,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Zweiter Jahrgang No. 6. Berlin, Carl Heymann.

Rilke, Rainer Maria. — Geschichten vom lieben Gott. Zweite Auflage. Brosch. M. 3,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Rockwell. — Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. M. 7,—. Marburg, N. G. Elwert.

Rollet, J. — Was sich die Blumen erzählen und Anderes. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Sakolowski, Dr. Paul. — Moderne Renaissance. M. 2,—. Altenburg, S.-A., Theodor Unger.

Scharf, Ludwig. — Tschandalalieder. M. 2,—. Stuttgart, Axel Juncker.

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. Band 6. M. 1,20. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Schwob, Marcel. — Das Buch von Monelle. Deutsch von Franz Blei. Titelzeichnung von Jordi. Paris. Brosch. M. 5,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Sewett, Arthur. — Die Kirche siegt! Roman. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. Berlin, Otto Janke.

Söderberg, Hjalmar. — Martin Bircks Jugend. Uebers. von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag.

Digitized by Google

Spann, Dr. O. — Die Stiefvaterfamilie unehelichen Ursprungs. 50 Pf. Berlin, Georg Reimer.
Stern, Dr. Jacques. — Rechtsphilosophie und Rechtswissenschaft. 47 S. Berlin, J. Guttentag.
Stettiner, Dr. Paul. — Der Tugendbund. M. 2,—. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch.
Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. Heft 12: Die sieben römischen Pfalzrichter im byzantinischen Zeitalter von Dr. Sigmund Keller. Geh. M. 5,40. Stuttgart. Ferdinand Enke.
Wegener, Dr. Georg. — Tibet und die englische Expedition. 9 Bogen mit 2 Karten, graphischen Darstellungen und 8 ganzseitigen, farbigen Abbildungen in Dreifarben-Umschlag. M. 3.—. Halle a. S., Gebauer & Schwetschke.
Welt und Haus. — Wöchentliches Unterhaltungsblatt mit Bilderschmuck und Kunstbeilagen. Jahrgang 1904. Erster Band. Leipzig, Verlag von „Welt und Haus".
Whitman, Walt. — Grashalme. M. 1,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Wolff-Cassel, Louis. — Anna Willing. Schauspiel in einem Akt. Cassel, Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei Gebrüder Gotthelft.
Der Zug der Industrie aufs Land. Eine Innenkolonisation. (Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft.) 10 Pf.
Abeken, Heinrich. — Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Dritte vermehrte Auflage. Mit einem Bildnisse und zwei Facsimiles. M. 6,—, geb. M. 7,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Adé-Röderka. — Ein Träger, ein Sohn der Schöpfung. Leipzig, Julius Werner.
Ahrens, Dr. W. — Scherz und Ernst in der Mathematik. Geflügelte und ungeflügelte Worte. Geb. M. 8,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Annuaire Statistique de la Roumanie. — Bukarest, Imprimeria Statului.
Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. XIX. Bd. 3. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Auskunftsbuch für Schriftsteller. — Herausgegeben von der Redaktion der Feder. Zweite Auflage. Geh. M. 1,40. Berlin, Feder-Verlag.
Björnson, Björnstjerne. — Dagland, Schauspiel in vier Akten. Deutsche Originalausgabe. Geh. M. 2,—, geb. M. 4,—. München, Albert Langen.
Bousset, D. Wilh. — Jesus. (Religionsgeschichtliche Volksbücher herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg. 1. Reihe, 2/3. Heft.) 60 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
Brix, Theod. — Wider die Halben im Namen der Ganzen oder: Die Vernichtung Kants durch die Entwickelungslehre. M. 1.—. Berlin, Hermann Walther.
Bruno, Giordano. — Gesammelte Werke. Band 3. Zwiegespräche vom unendlichen All und den Welten. Verdeutscht, erläutert und herausgegeben von Ludwig Kuhlenbeck. Brosch. M. 6,—, geb. M. 7,50. Jena, Eugen Diederichs.
Bruns, Ivo. — Vorträge und Aufsätze. Brosch. M. 8,50, geb. M. 10. München, C. H. Beck.
Comenius, Johann Amos. — Das einzig Notwendige, Unum necessarium, ein Laien-Brevier. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Aus dem Lateinischen übertragen von Johannes Seeger. Auf Veranlassung der Comenius-Gesellschaft mit biographischer Einleitung herausgegeben von Ludwig Keller. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4,50. Jena, Eugen Diederichs.
Cyon v., E. — Wie soll Russland ein Rechtsstaat werden? (Eine Denkschrift an Kaiser Nicolaus II vom 10. Mai 1904.) Paris, Haar & Steinert. Leipzig, B. Elischer Nachf.
Dadone, Carlo. — Nino Maraldis Irrsinn. Deutsch von C. Brennig. (Internationale Novellen-Bibliothek. Band 12. Italienische Autoren.) Brosch. M. 1,50, eleg. geb. M. 1,75. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
Die deutsche Justiz. — Reform der Zukunft. Zweiter Teil von „Staatsstreich oder Reformen". Erstes Buch. Verfasst von einem Ausland-Deutschen. M. 2.—. Zürich, Zürcher & Furrer.
Dinger, Dr. Hugo. — Dramaturgie als Wissenschaft. Erster Band. Die Dramaturgie als theoretische Wissenschaft. M. 7,50. Leipzig, Veit & Comp.
Dulmchen, Theodor. — Bruch. Roman. Brosch. M. 4,—, eleg. geb. M. 6,—. Berlin-Leipzig-Paris, Hüpeden & Merzyn.
Eisenmann, Louis. — Le Compromis Austro-Hongrois de 1867 — Étude Sur le Dualisme — Paris, Société Nouvelle de Librairie et D'Edition.
Falke, Gustav. — Der gestiefelte Kater. Zweites Tausend. Hamburg, Alfred Janson.
Fogazzaro, Antomir. — Das Geheimnis des Dichters. Roman. Aus dem Italienischen von E. Müller-Roder. Brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4,—. Berlin-Leipzig-Paris, Hüpeden & Merzyn.
Friis, Aage. — Bernstorffsche Papiere. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen, die Familie Bernstorff betreffend, aus der Zeit 1732 bis 1835. Band 1. Kopenhagen-Kristiania. Gyldendalske Boghandel Nordisk Forlag.
Gottschall v., Rudolf. — Neue Erzählungen. M. 5.—. Berlin, Gebrüder Paetel.
Goetz, Adolf (Juvenal). — Sträfling 788. Ein Kapitel Berufsleiden. Achte Auflage. 197 S. Berlin, Magazin-Verlag Jacques Hegner.
Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Vierter Band. M. 18,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Bd. 4 und 5. Deutsche Humoristen. Jeder Band geb. M. 1,—. Hamburg-Grossborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.
Haushofer. — Das Jenseits im Licht der Politik und der modernen Weltanschauung. Von Professor Dr. Max Haushofer. 3 Bogen gr. 8°. Geh. M. 1,—. München, 1905, J. F. Lehmann.
Hebbel-Kalender 1905. Geb. M. 2,—. Berlin, B. Behr's Verlag.
Heidenstam, Verner von. — Hans Alienus. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen. M. 8.—. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
Helfferich, Dr. — Die finanzielle Seite des russisch-japanischen Krieges. Sonderabdruck aus: „Marine-Rundschau", 1904. 10. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Hercher, Ludwig. — Grossstadterweiterungen. Ein Beitrag zum heutigen Städtebau. Mit einem Plane und zwei Abbildungen im Text. M. 1,60. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Hoensbroech. — Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite. Von Graf von Hoensbroech. M. 2,—. München, J. F. Lehmann.

Digitized by Google

Holz, Arno. — Des berühmbten Schäffers Dafins sälbst verfärtigte sämbtliche Fross-, Sauff- und Venus-Lieder benebst angehänckten Auffrichtigen und Reuenüchtigen Bussthränen. München, R. Piper & Co.

Hübner v., Graf Joseph Alexander. — Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Zweiter Band. Berlin, Gebrüder Paetel.

Hübners O., Geographisch-statistische Tabellen für 1904. M. 1,50. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Jacobsohn, Siegfried. — Das Theater der Reichshauptstadt. M. 2,—. München, Albert Langen.

Jansen, G. — Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze. M. 5,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Koenigsberger, Leo. — Carl Gustav Jacob Jacobi. Festschrift zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages. Mit einem Bildnis und dem Faksimile eines Briefes. Geh. M. 16,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Koharic, Janko. — Das Ende des Kroatischen National-Königstums. K. 1,20. Agram, G. Trpinac.

Köster, Albert. — Die Briefe der Frau Rat Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Geh. M. 10,—, geb. M. 14,—. Leipzig, Ernst Poeschel.

Krüger, Herm. Anders. — Gottfried Kämpfer. Ein herrnhutischer Bubenroman in zwei Büchern. 508 S. Hamburg, Alfred Janssen.

Kuehn, Paul. — Das Nietzsche-Archiv zu Weimar. Brosch. M. 4,—, in Prachtband M. 5,—. (Kochs Monographien III.) Darmstadt, Alexander Koch.

„Lehr und Wehr fürs deutsche Volk". Eine Sammlung volkstümlich-wissenschaftlicher Abhandlungen à 10 Pf. pro Nummer. — In Partien: 100 Nummern gemischt M. 8,—. Bislang erschienen folgende Hefte: Heft 1: P. Studemund, „Gibt es einen Gott?" Heft 2: Pfarrer Julius Werner, „Haeckels Welträtsel". Heft 3: P. Petrau, „Das Gewissen". Heft 4/5: Lic. Weber, „Christentum und Kulturfortschritt". Heft 6: P. Piltz, „Was berühmte Männer über die Bibel sagen."

Löser, Ludwig. — Herostrat von Ephesus. Tragödie in fünf Aufzügen. M. 2,—. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Losch, Dr. Ph. — Zwei Kasseler Chroniken des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Orts- und Familiengeschichte. M. 2,50. Kassel, Carl Victor.

Lüngen, Dr. Wilh. — Fragen der Frauenbildung. Aufsätze und Vorträge. M. 2,—. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Marterstelg, Max. — Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung. M. 15,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Maurer, Karl Heinrich. — In stillen Nächten. Gedichte in Vers und Prosa. Altenburg S. A., Theodor Unger.

Meinhardt, Adalbert. — Frau Helfrieds Winterpost. Roman. M. 3,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Mittelstaedt, Annie, Dr. phil. — Der Krieg von 1859. Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland. M. 3,60. Stuttgart, J. G. Cotta.

Münch, Dr. Wilhelm und Dr. Heinrich Meisner. — Ernst Moritz Arndts Fragmente über Menschenbildung. Nach der Originalausgabe neu herausgegeben. (Bibliothek pädagogischer Klassiker, Band 42.) M. 2,40, geb. M. 3,40. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Münzer, Dr. Richard. — Bausteine zu einer Lebensphilosophie. M. 3,—. Leipzig, Otto Wigand.

Otto, Rudolf. — Naturalistische und religiöse Weltansicht. (Lebensfragen. Herausgeber H. Weinel.) Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Pater, Walter Plato und der Platonismus-Vorlesungen. Aus dem Englischen übertragen von Hans Hecht. Mit Buchornamenten von Paul Haustein. Brosch. M. 6,—, geb. M. 8,—. Jena, Eugen Diederichs.

Pestalozzi. — „Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin". (Hamburg: Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze, 96 Seiten, mit vielen Abbildungen. M. 1,—.

Platons Phaidros, ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Jena, Eugen Diederichs.

Raff, Helene. — Die Braven und die Schlimmen. M. 4,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Regener, Dr. Edgar Alfred. — Wilhelm von Scholz. Zweite Auflage. 50 Pf. Leipzig und Berlin, Magazin-Verlag Jacques Hegner.

Rodemann, Carl Jul. — Die Erbarmungslose. Novellen. 50 Pf. Berlin, Feder-Verlag.

Ruskin, John. — Ausgewählte Werke. Bd. VII. Praeterita II. Was aus meiner Vergangenheit vielleicht der Erinnerung wert. Erlebtes und Gedachtes im Umriss. Aus dem Englischen von Anna Henschke. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Jena, Eugen Diederichs.

Schäffle, Albert. — Aus meinem Leben. 2 Bände. Mit sechs Bildnissen und einer Briefbeilage. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Schillers Sämtliche Werke, Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. 9. Bd. M. 1,20. Stuttg J. G. Cotta.

Schmidt, Dr. Leopold. — Die moderne Musik. M. 1,20. (Die neue Kunst, Herausgeber Dr. Hans Landsberg.) Berlin, Leonhard Simion Nf.

Schottmüller, F. — Donatello. Ein Beitrag zum Verständnis seiner künstlerischen Tat. Mit 62 Abbildungen. M. 7,50. München, F. Bruckmann A.-G.

Schrempf, Christoph. — Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Erster Teil, Der junge Goethe. M. 2,50. Stuttgart, Fr. Frommann.

Schroeder. — Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. Inhalt: 1. Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung von Prof. Dr. L. von Schroeder, Wien. 2. Das Alte Testament im Licht der modernen Forschung von Prof. D. H. Gunkel, Berlin. 3. Evangelium und Urchristentum (Das Neue Testament im Licht der historischen Forschung) von Prof. D. A. Deissmann, Heidelberg. 4. Heilsglaube und Dogma von Prof. D. Dr. A. Dorner, Königsberg. 5. Religion und Sittlichkeit von Prof. D. Dr. W. Herrmann, Marburg. 6. Christentum und Germanen von Sup. D. F. Meyer, Zwickau. 7. Wissenschaft und Religion von Prof. D. Dr. R. Eucken, Jena. 8. Religion und Schule von Prof. Dr. W. Rein, Jena. 9. Die gemeinschaftsbildende Kraft der Religion von Lic. G. Traub, Dortmund. 10. Das Wesen des Christentums von Prof. Lic. Dr. G. Wobbermin, Berlin. 25 Bogen gr. 8°. Geh. M. 5,—, schön geb. M. 6,—. München, J. F. Lehmann.)

Digitized by Google

Seidenberger, Dr. J. B. — Die preussische Schulreform und die Stellungnahme für Katholiken. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren, Bd. XXIV, Heft 1.) 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

Sothen, Otto von. — Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen. Mit 9 Uebersichtskärtchen. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 59 Bändchen.) Geh. M. 1,—, geschmackv. geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Stauffer, Albrecht, Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alexander v. Rennenkampff. M. 4,50, geb. M. 6,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Stein, Adolf. — Der Deutsche. Erscheint wöchentlich. Preis des einzelnen Heftes 40 Pf. Gebühr für ein Vierteljahr M. 4. Bd. 1. Heft 1. Berlin, Verlag des Deutschen.

Stendhal, v. (Henry Beyle). — Essays. Aus dem Französischen und mit Einleitung von Artur Schurig. Brosch. M. 3,—, Elegant geb. M. 4,—. Berlin, Leipzig, Paris. Hüpeden & Merzyn.

Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. Zweiter Band. M. 2,40. Düsseldorf, Robert Langewiesche.

Thünen-Archiv. — Organ für exakte Wirtschaftsforschung, herausgegeben von Dr. Richard Ehrenberg. Erster Jahrgang. 1. Heft. Preis pro Band M. 20,—. Jena, Gustav Fischer.

Zeromski, Stefan. — In Schutt und Asche. Historischer Roman aus der Napoleonischen Zeit. Deutsch von R. Schapire. 2 Bände. München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

Digitized by Google

Der ostasiatische Krieg.

Von

Generalleutnant z. D. **v. Caemmerer.**

Der Versuch, aus weiter Entfernung über Ereignisse zu urteilen, die noch nicht abgeschlossen sind, hat immer etwas Mißliches. Aber die menschliche Natur zwingt doch dazu. Man kann Vorgänge, die unseren lebhaftesten Anteil erwecken, gar nicht einfach dem Gedächtnis als Tatsachen überweisen, ohne ein Urteil an sie anzuschließen; man wird sich nur immer dessen bewußt bleiben müssen, daß das Urteil noch auf schwankender Grundlage ruht. Mit solchem Vorbehalte möchte ich hier einige Gedanken aussprechen, die sich mir beim Studium der Nachrichten vom Kriegsschauplatz und der vortrefflichen Darstellung im „Militär-Wochenblatt" aufgedrängt haben. Ich bemerke ausdrücklich, daß der Verfasser dieser letzteren Darstellung augenscheinlich die russischen und japanischen Heeresverhältnisse sehr gründlich kennt, und daß ihm ferner eine sehr umfangreiche russische Tagesliteratur zur Verfügung steht. Er befleißigt sich der größtmöglichen Unparteilichkeit; nach Maßgabe seiner Hauptquellen muß man damit rechnen, daß er in zweifelhaften Fällen die Dinge eher zu Gunsten als zu Ungunsten der Russen sieht.

Meine erste Betrachtung soll sich mit der Taktik befassen und zwar nur mit der Taktik der Hauptwaffe, der Infanterie.

Auf diesem Gebiet findet gegenwärtig und zwar erst seit drei Lustren eine Wandlung statt, wie sie so tiefgreifend und großartig seit sehr langer Zeit nicht eingetreten war. Sie läßt sich als die endgültige Beseitigung der früheren Stoßtaktik und als der Uebergang zur vollbewußten Feuertaktik bezeichnen.

Als man vor mehr als 200 Jahren die Pike, die „Königin der Waffen", völlig abschaffte und das Bajonettgewehr zur Einheitswaffe der Infanterie machte, da blieb doch in der allgemeinen

Digitized by Google

Anschauung das Bajonett deren wichtigster Teil. Denn der die Schlachten entscheidende Angriff konnte von den Feuerwaffen nur einen bescheidenen Gebrauch machen, weil das Gewicht eines wirksamen Geschützes viel zu groß und das Laden des Gewehrs viel zu umständlich war. Wohl übte die Lineartaktik das „Peletonfeuer im Avancieren" mit höchstem Fleiß, und die preußische Infanterie hatte es darin zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht. Bei ihr folgten sich die Salven der abwechselnd haltmachenden Züge mit vollendeter Sicherheit und die Gesamtbewegung blieb trotz dieser vorübergehenden Halte immer im Fluß. Aber freilich erfolgte sie in jenem langsam feierlichen Menuettempo, das wir heute noch in den ersten Anfängen der Ausbildung als langsamen Schritt kennen, und darin lag eine schwere Gefahr. Die Angreifer blieben dadurch um so länger dem überlegenen Feuer der Verteidigung ausgesetzt, die zumal in ihrem Positionsgeschütz eine furchtbare Waffe besaß. Aus dieser Erwägung heraus hatte der große König auch bei Prag seiner Infanterie alles Schießen untersagt und sie angewiesen, ohne Unterbrechung und im lebhaften Marschtempo an den Feind heranzugehen, um nur das Bajonett zu gebrauchen. Es geht daraus aufs klarste hervor, wie wenig materiellen Erfolg man von dem Feuer im Vorgehen erwartete. Aber der Versuch hätte beinahe die Niederlage zur Folge gehabt und wurde nicht wieder erneuert. Es hatte sich gezeigt, daß das Peletonfeuer immerhin eine Stärkung des auf hohe Probe gestellten moralischen Elements der Truppe, vielleicht auch eine Abschwächung der feindlichen Feuerleistung bedeutete, und in diesem Sinne blieb es so lange bestehen, als die Lineartaktik noch das Feld behauptete.

Die französische Revolution und ihr größter Sohn fanden neue Mittel des Sieges. Die Artillerie wurde beweglicher gemacht, so daß sie auch im Angriff zu entscheidender Geltung kommen konnte, und die Infanterie führte ihren Angriffsstoß nunmehr mit *Kolonnen*, welchen das Tirailleurfeuer vorbereitend und unterstützend zur Seite stand. Die gesteigerte Artilleriewirkung erlaubte es, dem Grundgedanken der Vergangenheit, dem Vortragen des Bajonetts zum Niederrennen des Gegners, einen verstärkten Ausdruck zu geben. Napoleon hat diesen Gedanken des physischen Drucks mit der Masse bis zu einem Grade ausgebildet, daß man immer wieder in Erstaunen und Verwunderung geraten muß, wenn man sich dessen erinnert. Er hat für seine Infanterie eine Divisionskolonne gehabt, in welcher 8—12 Bataillone sich als fest-

Digitized by Google

geschlossene Phalanx auf ein Kommando bewegten; er hat bei Wagram fünf Divisionen, etwa 30 000 Mann, in einen einzigen Gewalthaufen von 80—100 Gliedern Tiefe zusammengedrängt, der nur geradeaus vorgehen und von seinen Feuerwaffen gar keinen Gebrauch machen konnte, der somit nur Masse und Stoßkraft war. Das war natürlich ein Extrem, das trotz des schließlichen Erfolges nicht überzeugend wirkte, und als das Ergebnis der Napoleonischen Kriegsepoche wurde eine Taktik von Bataillonskolonnen mit mäßig starker Schützenlinie zunächst allgemein anerkannt.

Die Franzosen bildeten dann das Tirailleurwesen weiter aus, schritten gelegentlich dazu, ganze Bataillone zum Kampf aufzulösen (1859). Wir Preußen suchten die Intelligenz unserer Unterführungen durch unsere Kompagniekolonnentaktik auszunutzen, die aus dem Gelände den größtmöglichen Vorteil zieht. Das gelang uns in ganz besonderem Maße Anno 1866, als wir mit dem neuen Hinterlader einen Gegner bekämpften, der die Verachtung der Feuerwaffe und den Kultus des Bajonetts ganz ausdrücklich auf seine Fahnen geschrieben hatte. Gegen die Franzosen mit ihrem abermals vervollkommneten Gewehr wurde uns der Sieg schon erheblich schwerer; unsere zahlreiche und technisch überlegene Artillerie half uns aber noch über die Schwierigkeiten hinweg.

Das Infanteriefeuer hatte jetzt eine hochgesteigerte und allgemein anerkannte Bedeutung erlangt, der Grundgedanke des Schlachtenangriffs war aber nichtsdestoweniger noch der alte: Aufbau der Schlachtordnung — in mehreren Treffen — außerhalb des feindlichen Feuers, dann Antreten der Vorbewegung und tunlichst ununterbrochene Durchführung derselben in der Art, daß die hintersten Staffeln — Haupttreffen und Reserven — womöglich gar nicht zum Halten kommen. Für die Durchführung des Feuergefechts hat hierbei die vorderste Linie im wesentlichen nur so viel Zeit, als das Haupttreffen braucht, um auf sie aufzuschließen, d. h. eine mit der Größe des Abstandes wachsende Zahl von Minuten. General v. Scherff, der deutsche Hauptvertreter des alten taktischen Grundgedankens, erklärt einen solchen Zeitraum auch heute noch für ausreichend, um das überhaupt Mögliche zu leisten. Er geht dabei von dem vorher erörterten Gedanken aus, daß die Erlangung eines wirklichen materiellen Uebergewichts im Feuerkampfe für den Angreifer ein für allemal schlechthin unmöglich sei und daß ihm das Feuer immer nur dazu dienen könne, den moralischen Eindruck des Verteidigungsfeuers abzuschwächen, allenfalls die

Digitized by Google

Schießleistung des Feindes etwas herabzudrücken und dadurch die eigenen Verluste zu vermindern.

Diese altüberlieferte Anschauung hat nun das deutsche Exerzier-Reglement von 1889 mit voller Klarheit und Entschiedenheit aufgegeben und durch den Gedanken der *wirklichen Feuerüberlegenheit als Vorbedingung für den Erfolg des Angriffs ersetzt*. Es vertritt die Ansicht, daß das Feuer eines unerschütterten Verteidigers bei heutiger Bewaffnung die aufrechten Reihen des in alter Weise einheitlich-gleichzeitig vorrückenden Angreifers niedermähen muß, wie die Sense des Schnitters die Aehren des Kornfeldes niedermäht, und daß auch wiederholtes Niederwerfen der Angriffsschützen und sogenanntes *sprungweises Vorgehen* derselben hierin nichts ändern, daß es aber allerdings andere Mittel und Wege gibt, um bei geschickter Führung und tüchtiger Einzelleistung der Schützen dem Angreifer die Erlangung der Feuerüberlegenheit zu ermöglichen. Hierzu empfiehlt unser Reglement zunächst die sorgfältigste und umsichtigste Ausnutzung von Geländedeckungen, um auf wirksame Entfernung an den Feind heranzukommen, unter Umständen Vorbewegung bei Dunkelheit und Eingraben mit dem Spaten. Dann fordert es die bestmögliche Schießleistung des Einzelschützen im lange währenden Feuerkampfe, der in der Regel Stunden, mitunter Tage lang dauern muß und bei dem es darauf ankommt, kleine Ziele zu treffen und selbst nur kleine Ziele zu bieten. *Es erlaubt den Sturm erst, wenn die Feuerüberlegenheit errungen ist*, es verwirft den Versuch, mit der Kühnheit allein und ohne erfolgreiche Verwertung der Feuerwaffe einen Feind überrennen zu wollen, der in der Lage ist, seine eigenen Waffen wirksam zu gebrauchen. Erst wenn der Gegner im Feuerkampfe moralisch bereits überwunden ist, soll ihm auch noch die Stellung entrissen werden, in der er steht.

Dies der allgemeine Stand der Infanterietaktik in der Gegenwart. Nun zu den Kriegführenden im Osten.

Die Russen haben um die Jahrhundertwende eine neue „Vorschrift für das Gefecht" herausgegeben, die an manchen Stellen unverkennbar das Bestreben zeigt, den ungeheuren Fortschritten in der Waffentechnik Rechnung zu tragen. Aber den vorstehend erörterten Grundgedanken des neuen deutschen Reglements haben sie nicht aufgenommen und haben es natürlich mit vollbewußter Absicht *nicht* getan. Das Wort „Feuerüberlegenheit" kommt in

Digitized by Google

bezug auf Infanteriefeuer überhaupt nicht in dieser Vorschrift vor, nur die Artillerie wird auf die Niederkämpfung der feindlichen Batterien hingewiesen. Als Zweck des Angriffs wird an die Spitze des ganzen darüber handelnden Abschnitts hingestellt, daß man mit dem Feinde Brust an Brust zusammenstoßen will, um ihm einen entscheidenden Schlag beizubringen. Die ununterbrochene Vorbewegung wird ganz ausdrücklich als das beste Mittel zur Verminderung der Verluste bezeichnet. Das Haltmachen zum Feuern wird auf günstige Gelegenheiten beschränkt, jedes Haltmachen der Schwarmlinie soll aber für die rückwärtigen Haupttreffen und Reserven zum Anlaß werden, ihrerseits einen neuen Antrieb zur Vorbewegung zu geben. Durch dieses stetige „Vorreißen" soll eine energische Gesamtbewegung erzielt werden, die durchaus den Charakter des altüberlieferten Infanterieangriffs trägt. Durch diese Vorschrift konnte die Tradition im russischen Heere um so weniger geändert werden, als die Militärliteratur unter Führung des General Dragomirow ständig das gleiche Lied singt, daß russische Tapferkeit über jede Vervollkommnung der Feuerwaffen zu siegen wisse, und daß für das russische Heer noch immer das Wort Suwarows seine Gültigkeit habe: „Die Kugel ist eine Törin, das Bajonett ist der rechte Mann."

Völlig im Sinne dieses Wahlspruchs hat am 15. Juni bei Wafankou die 1. Ostsibirische Schützendivision einen Frontalangriff aus der Verteidigungsstellung heraus ausgeführt, der allein schon durch die doppelte artilleristische Ueberlegenheit der Japaner zum Scheitern verurteilt war. So werden die Russen aber auch in den Oktoberkämpfen bei Jantai angegriffen haben, wo sie zwar eine beträchtliche Ueberlegenheit an Gewehren und noch mehr an Geschützen besaßen, trotzdem aber eine Niederlage erlitten. Das mutige Vortragen des Bajonetts mit Trommelschlag, rauschender Musik und wehenden Fahnen tut es heutzutage schlechterdings nicht mehr, die Feuerüberlegenheit muß errungen werden.

Was nun die Japaner betrifft, so haben sie ihre neue Kriegskunst von uns Deutschen übernommen und betrachten sich noch immer als unsere Schüler. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß sie unser Reglement richtig verstanden haben und es so anwenden, wie es gemeint ist. Sie siegen mit Feuerüberlegenheit. Beim Uebergang über den Jalu haben sie

Digitized by Google

eine fünfmal größere Geschützzahl eingesetzt als der Feind und haben sie ausgiebig wirken lassen, außerdem aber auch noch die Umfassung zu Hilfe genommen, um den Sieg zu erringen. Bei Wafangkou sehen wir doppelte artilleristische Ueberlegenheit und geschickte Führung des umfassenden Infanterieangriffs als Mittel des Erfolges. Bei Liaojang hat die Umfassung durch Kuroki entschieden, und wenn auch von heftigen Angriffen der Japaner in der Front berichtet wird, so genügt das doch noch nicht, um etwa zu behaupten, daß sie hier grade in der Weise angegriffen hätten, die vorstehend als veraltet bezeichnet ist. Auch bei richtigem Verfahren in unserem Sinne kann der Kampf den Charakter äußerster Heftigkeit tragen. Es ist zudem zu beachten, daß die Russen auch hier wieder mitten aus der Verteidigungsfront heraus offensiv geworden sind, was dann die Japaner — nach Zurückweisung des Angriffs — zu verfrühtem Ansturm auf die russischen Befestigungen verführt haben kann. Bei Jantai hat der Umstand, daß Kuropatkin den äußersten linken Flügel der Japaner gar nicht angriff, diesem Flügel das Einschwenken zur Offensivflanke ermöglicht. Dadurch kam zuerst die Umfassung der russischen Armeeabteilung rechten Flügels zu stande, und nachdem diese zum Weichen gebracht worden, war das japanische Zentrum in der Lage, seinerseits umfassend gegen den russischen linken Flügel zu wirken. So wurde auch dieser zum Rückzug genötigt.

Solchen Erfolgen der Japaner steht in sehr beachtenswerter Weise das Scheitern ihres Frontalangriffs in der Schlacht bei Kintschou (26. Mai) gegenüber. Hier war ihre artilleristische Ueberlegenheit nicht so überwältigend wie in anderen Fällen und das *Heranarbeiten* der Infanterie gelang nicht in dem Maße, daß die Feuerüberlegenheit herbeigeführt werden konnte. Trotzdem wurde der Sturm angesetzt und — scheiterte unter schweren Verlusten. Die Umfassung unter Mitwirkung einiger Schiffe hat dann nachher doch noch den Sieg gebracht. Und ebenso wird man die zahlreichen vergeblichen Stürme der Japaner gegen die Hauptbefestigungen von Port Arthur hier heranziehen müssen. Wo die Feuerüberlegenheit nicht erzielt war, haben auch die kleinen Krieger aus dem fernen Osten nicht zu siegen vermocht. Ihre Tapferkeit in Ehren, hoch in Ehren sogar! Aber es scheint mir doch sehr wichtig, daß man sich immer bewußt bleibt, es gehöre ebenso wohl der richtige Waffengebrauch wie die Tapferkeit dazu, um in heutiger Zeit Erfolge zu erringen. Tapferer als unsere Garde am 18. August

Digitized by Google

1870 kann niemand angreifen, und sie scheiterte doch, weil die Aufgabe in der hergebrachten Weise nicht zu lösen war. So mächtig auch der Geist einer neuen Zeit damals schon in unserem Heere brauste, das Wort von der Feuerüberlegenheit als Vorbedingung für den Sturm war damals noch nicht gesprochen, und darum brach diese prächtige Truppe zusammen. Hier liegt also auch der Schlüssel, warum die russischen Angriffe scheitern und die japanischen — in ihrer überwiegenden Mehrzahl — zum Ziele führen.

Bei der Strategie kann ich mich kürzer fassen, weil der mehrjährige literarische Kampf über den Gegensatz von Napoleon und Moltke den Boden gut vorbereitet hat.

Kuropatkin ist ganz unverkennbar ein Anhänger Napoleons in dem Sinne, daß er seine Streitkräfte so sehr wie möglich zusammenhält, um sie in der Schlacht zu sogenannten wuchtigen Massenstößen zu verwenden. Bei Liaojang hat er seine befestigte Stellung von 23 km Länge mit fünf Armeekorps besetzt, also sehr dicht, viel zu dicht für diese Lage. Denn er behielt nur $1^1/_2$ bis 2 Armeekorps übrig, die er als Reserve hinter die Mitte aufstellte, wie dies der Ueberlieferung entspricht. Unser deutsches Reglement stellt den Grundsatz auf, daß bei der heutigen Stärke der Front die Reserven i. A. hinter die Flügel oder den besonders gefährdeten Flügel gehören, in großen Verhältnissen mit einem beträchtlichen Seitenabstande. Dadurch werde für die Reserve „Raum zur Entwicklung und Ansatz zum Angriff geschaffen, der gegnerische Angriff in der Flanke bedroht und der Schutz gegen Umfassung vermehrt". Wenn Kuropatkin diesen Grundsatz gekannt und anerkannt hätte, so konnte er seine auf Kosten der Front stärker zu bemessende Reserve in der Gegend des Tumönlingpasses, also da aufstellen, wo in den Oktoberkämpfen der rechte japanische Flügel gegen die östliche Armeeabteilung der Russen gekämpft hat. Die japanische Umfassung, wie Kuroki sie in der Schlacht bei Liaojang wirklich ausgeführt hat, wäre denn ihrerseits in Flanke und Rücken gepackt und höchstwahrscheinlich überwunden worden. Bei Liaojang ist noch charakteristisch, daß Kuropatkin am 30. August einen Teil seiner Schlachtlinie gegen die japanische Zentrumsarmee — Nodzu — vorgehen läßt. Es ist das ganz die Art wie Napoleon bei Austerlitz und Leipzig seine Gegenstöße gegen die Mitte der feindlichen Linie geführt hat. Der Versuch ist aber diesmal völlig mißlungen. Und ebenso ist es sehr interessant, daß der Feldherr für den 2. September einen Gegen-

Digitized by Google

angriff auf Kuroki plante, bei dem etwa vier Armeekorps dichtgedrängt auf dem Frontraum einer Meile vorgehen sollten. Der Angriff ist dann unterblieben.

Bei Jantai im Oktober geht Kuropatkin mit seinen beiden Armeeabteilungen nebeneinander rein frontal gegen den größeren Teil der feindlichen, ihm bekannten Aufstellung vor. Daß er eine Umfassung des rechten japanischen Flügels *gewollt* habe, wird behauptet. Wenn es der Fall ist, so muß man nach Lage der Verhältnisse seine Hoffnung als einigermaßen sanguinisch bezeichnen. Denn eine wirksame Umfassung mit bedeutenden Kräften läßt sich in nächster Nähe der feindlichen Front nicht mehr ausführen, sie muß aus größerer Entfernung angesetzt sein. Wenn der russische Feldherr den rechten Flügel des Feindes wirklich umfassen wollte, so hätte er frühzeitig einen starken Heerteil über den Talingpaß in Marsch setzen müssen, der 3—4 Märsche weiter östlich liegt und der wohl annähernd ebenso gut zu passieren sein wird wie die Pässe, welche die Japaner bei den vorangegangenen Operationen tatsächlich benutzt haben.

Auffallender noch als das rein frontale Vorgehen ist im Oktober der Umstand, daß Kuropatkin nicht die ganze Front des Gegners angreift. Eine Petersburger Zeitungsnachricht aus den letzten Tagen *vor* Beginn seiner Offensive berichtet eingehend über die japanische Aufstellung und sagt ausdrücklich, daß als äußerster linker Flügel des Feindes zwei Divisionen Oku's bei Santepu ständen, einem Orte, der in geringer Entfernung vom Hunho und etwa drei Meilen nordwestlich von Jantai liegt. Diese Nachricht über die feindliche Aufstellung erforderte unbedingt, daß mindestens ein russisches Armeekorps zwischen Hunho und Schaho über Santepu vorging, und wäre es nur als seitwärts-rückwärts gestaffelte Reserve für den rechten Flügel. Das geschah aber nicht. Der äußerste rechte Flügel Kuropatkins ging nahe westlich der Eisenbahn vor und die Heeresreserven folgten *hinter* dem Heere. So war es den Japanern recht leicht gemacht, die Russen westlich zu umfassen und erst die westliche, später auch die östliche Armeeabteilung zurückzudrängen. Die unzweckmäßige Gruppierung der russischen Uebermacht, ihre zu schmale Front und der falsche Platz der Reserven, trat somit zu der mangelhaften Fechtweise der Truppen hinzu, um den Japanern den Sieg zu ermöglichen.

Oyama hat sich unzweifelhaft Moltke zum Vorbild genommen. Seine konzentrische Operation mit drei Heeren, von denen das

Digitized by Google

mittelste die geringste Stärke besitzt, trägt ganz den Charakter der Moltkeschen Strategie. Oyama scheint aber den nicht unbedenklichen Fehler gemacht zu haben, daß er einen an sich richtigen Grundgedanken seiner Operation auch da festhielt, wo die Umstände ein Abweichen vorteilhaft machten. Der richtige Grundgedanke war der, daß der rechte Flügel unter Kuroki am besten in der Lage war, den Feind entscheidend zu treffen, indem er ihm die Rückzugslinie abschnitt. Wenn es gelang, rechts vorzudringen und links nur festzuhalten, so mußten die Russen in der Richtung auf die chinesische Grenze abgedrängt werden, und das war unbedingt der größte Erfolg, den man erwarten konnte. Nun waren wohl rechts die größten Geländeschwierigkeiten und außerdem scheint dort die russische Gegenwehr am meisten Geschick entwickelt zu haben, so daß dem rechten japanischen Flügel seine Aufgabe sehr erschwert wurde. Man hätte sonach alle Veranlassung gehabt, die Gelegenheit zu Erfolgen an anderer Stelle freudig zu begrüßen. Es scheint aber, daß man am 24. Juli, am Tage von Taschikiao, es geradezu verschmäht hat, mit dem eigenen linken Flügel und der Mitte einen durchaus möglichen Sieg über den rechten Flügel der Russen zu gewinnen. Wenn das zutrifft, dann wäre wieder einmal das Beste des Guten Feind gewesen und der Nachahmung Moltkescher Strategie würde alsdann der Stempel des Genius doch fehlen. Denn der wahre Feldherr läßt sich nicht von seinen Grundsätzen beherrschen, sondern handhabt sie mit voller Freiheit, er sieht in der Strategie nur „die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Kriegführung", wie Moltke das ausdrückt; bindende Gesetze, wie die der abstrakten Wissenschaften aber erkennt er nicht an.

Außerdem werden die Japaner sich später einmal ganz besonders darüber ausweisen müssen, ob sie den Wert der Zeit richtig erkannt hatten. In der Gesamtoperation bis zur Schlacht bei Liaojang sind zwei dreiwöchentliche Operationspausen, die man sich durch Schwierigkeiten der Verpflegung und des Munitionsersatzes auf schlechten Wegen nicht genügend erklären kann. Wenn der Grund trotzdem in solchen Verhältnissen liegt, so wird sich das wohl einmal mit Zahlen, Karten und Bildern überzeugend beweisen lassen.

Zuletzt möchte ich die Frage erörtern, wie wohl *der weitere Verlauf des Krieges* zu denken ist. Versetzen wir uns dazu einmal in die Lage des japanischen Chefs des Generalstabes, als er vor nahezu einem Jahre seinem Kriegsherrn die Grundgedanken der ganzen Kriegführung im Vortrag zur Genehmigung

Digitized by Google

vorlegte. Er wird etwa gesagt haben: „Selbstverständlich ist unsere erste Aufgabe die Seeherrschaft zu gewinnen, so daß wir unsere Heere auf das Festland hinüberschaffen können. Das muß so zeitig geschehen, daß wir mit dem Aufgehen des Eises an den Küsten der Mandschurei dort nach Belieben landen können. Die ersten Landungen müssen uns Korea als Landbasis sichern. Sobald ausreichende Kräfte auf dem Festlande verfügbar sind, ist der Sieg in der Feldschlacht als das wirksamste Mittel des Erfolges anzustreben. Dabei kommt aber gleich in Betracht, daß der Gegner versucht sein kann, einem entscheidenden Schlage so lange auszuweichen, bis er seinerseits überlegene Kräfte beisammen hat. Vom Jalu nach Charbin, dem Mittelpunkt der Mandschurei, ist beinahe so weit wie von der russisch-polnischen Grenze des Jahres 1812 nach Moskau, und auf diesem Wege ist der größte Feldherr aller Zeiten an der Länge seiner rückwärtigen Verbindung gescheitert. Dabei war er berechtigt zu der Hoffnung, daß die Einnahme von Moskau die Unterwerfung des Feindes zur Folge haben werde. Charbin aber ist in dieser Beziehung ohne alle Bedeutung. Uns würde ja freilich eine Eisenbahn von Inkou nach Charbin zur Verfügung stehen; sie muß aber wegen anderer Spurweite erst umgebaut werden, und wir müssen alles Material aus Japan hinüberschaffen, um den Betrieb einzurichten. Statt einer *weitreichenden* Offensive müssen wir daher die Bezwingung von Port Arthur von vornherein als zweiten Hauptgesichtspunkt neben den Sieg in der Feldschlacht stellen. Port Arthur ist zunächst der Hauptzufluchtsort der feindlichen Flotte, die wir nur dort ganz in unsere Gewalt bekommen. Es ist außerdem der wichtigste Punkt der ganzen Mandschurei, derjenige Punkt, um dessenwillen die Russen eigentlich die mandschurische Bahn gebaut haben und die chinesische Provinz besetzt halten. Fällt Port Arthur in unsere Hand *und wir behaupten die Seeherrschaft*, so dürfen wir mit Zuversicht sagen, *daß die Russen uns die Festung nie wieder abnehmen können*. Wenn wir allen Bedarf der Verteidigung an Menschen, Waffen, Munition und Lebensmitteln mit Hilfe der Flotte immer wieder decken können, dann kann der Angriff schwerlich jemals die Oberhand über die Verteidigung gewinnen. Die Russen werden alsdann nur in der Eroberung Koreas ein Mittel finden, um uns ernstlich zu bedrängen. In diesem Falle gilt aber *in vermehrtem Maße* das, was vorher über die gefährliche Länge

Digitized by Google

einer Verbindungslinie gesagt ist. Denn von der großen russischen Eisenbahn bis nach dem Süden Koreas ist noch weiter als vom Jalu nach Charbin und die ganze Wegstrecke führt ohne jede eigentliche Kunststraße durch recht unzugängliches Gebirgsland. Die Russen müssen also zu einer solchen Operation eine so bedeutende Zeit gebrauchen, daß man wohl auf das allmähliche Erlahmen ihrer Willenskraft und vielleicht auch auf das Eingreifen anderer Mächte behufs Herstellung des Weltfriedens rechnen darf. Port Arthur, von uns siegreich behauptet, bleibt dann unser Siegespreis, und auch in Korea muß uns die wirtschaftliche Vorherrschaft unbedingt zugestanden werden. Der deutsche Kriegsphilosoph Clausewitz hat ein solches Verfahren, wie es hier vorgeschlagen wird, einen strategischen Angriff mit beschränktem Ziel genannt."

Ist die Annahme richtig, daß die Japaner mit vorstehend entwickelten Grundanschauungen in den Krieg eingetreten sind, dann sind die kommenden Ereignisse wohl einigermaßen vorherzusehen. Der unvergleichlich heldenmütige Kampf Stössels und seiner Tapferen nähert sich unverkennbar seinem Ende. Ich will bei der großartigen Zähigkeit dieser Männer nicht den Versuch machen, die fernere Dauer ihres Widerstandes nach Tagen oder Wochen abzuschätzen. Das aber wage ich zu sagen: den Entsatz wird Kuropatkin sicherlich nicht bewirken, selbst wenn er demnächst mit abermals verstärktem Heere die Offensive in glücklicherer Weise wieder aufnimmt. Zu einer glücklicheren Wiederaufnahme gehört in erster Linie die Teilung seiner Kräfte. Er muß mindestens auf einer, noch besser auf zwei Seiten wirklich und wirksam umfassen, wenn er Erfolg haben will. Das mag sehr viele Schwierigkeiten haben, sie müssen aber überwunden werden. Daß unbedingt eine Armeeabteilung oder Armee östlich durch das Gebirge vorgehen sollte, habe ich schon vorher angedeutet. Sie darf nur nicht zu nahe an der Mitte kleben, die Richtung Talingpaß—Saimatsze—Fönghwangtschöng wird wirken. Kann eine rechte Flügelarmee von Hsinmintin durch die Liaohoniederung in die linke Flanke der Japaner kommen, so wird es um so besser sein, zumal die Schiffbarkeit des Liaoho und Taitscho vermutlich für den Nachschub der Japaner eine große Bedeutung hat. Für die Ueberschreitung von Wasserläufen und Sümpfen in der Niederung würde Frostwetter ein Verbündeter sein, im Gebirge vermehrt es die Schwierigkeiten in hohem Grade. Jedenfalls muß sich die russische Heeresleitung darüber klar werden, daß sie mit dem massierten

Digitized by Google

Frontalangriff, mit dem Napoleonischen Zentrumsdurchbruch nicht zum Ziele kommt. Man spricht jetzt von einer Einteilung in drei Armeen unter Kuropatkins Oberleitung. Daraus entnehme ich, daß solche Gedanken allmählich zur Herrschaft gelangen. Wir wollen es den Russen von ganzem Herzen wünschen.

Die Japaner werden sich, im Vertrauen darauf, daß Port Arthur bald fallen muß, am Taitseho nicht bis zur Vernichtung schlagen lassen. Sie werden gewiß das Kriegsglück versuchen, wo irgend welche Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Wo sie nicht ist, werden sie freiwillig weichen, ohne sich durch etwaige Verwunderung bei den Zuschauern irre machen zu lassen. Was dem Einem recht war, muß dann dem Anderen billig sein. Ihr Rückzug wird exzentrisch oder richtiger divergierend sein, zum Teil auf Port Arthur, zum Teil nach dem Jalu. Sie werden damit nochmals den Vorteil der Zange in die Hand zu bekommen suchen. Gefällt ihnen ihre anfängliche Kräfteverteilung später nicht, so haben sie ihre Flotte, um sie nach Belieben zu ändern, die Seeherrschaft bleibt ihr bedeutendes Element der Ueberlegenheit.

Die Seeherrschaft! Wenn es nun aber der baltischen Flotte gelingt, sie den Japanern zu entreißen. Ich fühle hier ganz und voll die Unzulänglichkeit meines Urteils auf maritimem Gebiet; ich wage es nicht, irgend eine Betrachtung über den Verlauf anzustellen, den der Kampf zwischen der siegreichen, aber in ihrem Material nicht mehr frischen japanischen Flotte und dem äußerlich ganz intakten baltischen Geschwader vermutlich nehmen wird. Ich frage nur, wo will selbst nach einem glücklichen Kampfe die baltische Flotte Erholung finden, wenn Port Arthur in Feindeshand und Wladiwostok zugefroren ist? Das Eine aber ist mir zweifellos: der schließliche Ausgang dieses Kampfes um die Seeherrschaft im gelben Meere bestimmt auch den Ausgang des Krieges. Wer da siegt, der entscheidet — nach menschlichem Ermessen — das ganze gewaltige Ringen, dessen Zeugen wir eben sind.

Und darum schließe ich mit dem Hinweis, wie dankbar wir unserem Kaiser sein müssen, daß er uns auf den rechten Weg gebracht, daß er uns den Wert der Seegeltung deutlich gezeigt hat. Was wir bis jetzt an Seemacht geschaffen haben, ist aber noch lange nicht genug! Die See ist für eine Nation, die in großem Maßstabe am Weltverkehr teilnimmt, ein unvermeidlicher Kriegsschauplatz geworden. Sorgen wir dafür, daß wir stark sind, wenn die Notwendigkeit des Kämpfens an uns herantritt!

15. 11. 04.

Digitized by Google

Das Gebet.

Von

Emil Lucka in Wien.

Daß die Menschen immer gebetet haben, ist eine Tatsache. Die einfachste und nächstliegende Erklärung für dieses psychologische Phänomen bietet die Ueberlegung, daß der einzelne, hilflose Mensch Schutz und Trost sucht, daß er zu einer höheren Macht seine Zuflucht nimmt, wo er allein mit seinen Kräften am Ende steht. Er findet die sozialen Verbände, Familie, Stamm, Staat als höhere Instanzen vor, die sein Schutzbedürfnis erfüllen und ihm Anschluß an größere relative Einheiten gewähren. Aber sein Wunsch nach Zusammenhang ist dadurch nicht befriedigt. Er will über das Relative hinaus, über das, was durch Synthese entstanden ist und wieder vergehen kann, er strebt zu dem, was prinzipielle Einheit ist, zu dem nicht Zerspaltbaren und daher nicht Zusammengesetzten, zum Absoluten. Das Gefühl, in dem sich der Einzelne dem Ganzen, das Relative dem Absoluten zuwendet, die Bitte um Herstellung des vermißten Zusammenhanges könnte man füglich Gebet nennen und hat es auch getan. Religion aber hieße dann das Bestehen dieses Bandes, und die Etymologie des Wortes beweist den Gedankengang.

Diese Denkweise wird aber nur für die niederen (wenn auch nicht für die niedersten) Stufen der Religion zu Recht bestehen, für jene Stadien, die sich historisch in einigen orientalischen Religionen verkörpert haben. Das für jede tiefere Auffassung der Religion konstituierende Merkmal fehlt hier: das Bewußtsein der Sünde, der freiwillig übernommenen Schuld der Vereinzelung, einer Tat, die das Christentum Sündenfall nennt. Ist für das erstere Stadium (dem noch Fetischismus und Monotheismus vorangehen) der Wunsch nach Einheit mit dem All-Sein das letzte, was als Inhalt des religiösen Bewußtseins aufgezeigt werden kann, so stellt die zweite

Digitized by Google

Auffassung das Zerspaltensein des Lebens in Teile, die Zerrissenheit der Welt als freie und verantwortliche Tat des Subjektes in den Mittelpunkt, und sieht in dem Streben nach Wiederherstellung der verlorenen Einheit, nach Erlösung von der Sünde, nicht eine Funktion des Seligkeitsbedürfnisses, sondern ein Postulat der Pflicht. Als religiöser Mensch wäre demnach der zu bezeichnen, der dieses tragische Zerspaltensein der Welt in sich selbst wiederfindet und unter ihm leidet, der den Gedanken der Einheit erfaßt hat und ihn zu realisieren sucht. Die emotionelle Aeußerung dieses Gedankens, die Kluft zu schließen, kann das Gebet sein. Je tiefer das Bewußtsein der Vereinzelung, die Gewißheit des Sündenfalles in einem Menschen ist, desto inniger wird er beten können, desto mehr wird er nach der verlorenen Einheit streben. Das „Schreien aus tiefer Not" ist eine Klage über das plötzlich klar bewußt gewordene Verstoßensein aus der Einheit und die Bitte um Wiederaufnahme, um Gnade. Dies ist die psychologische Erklärung der Gnade: das Bewußtsein der Gewißheit, nicht ganz verstoßen zu sein, sondern der Ewigkeit, dem veränderungsfreien All-Leben anzugehören, das Wissen, daß die Tür vom Zerbrochenen zum Ganzen offen stehe. Dieses Bewußtsein der Gnade kann wiederum selbst als psychologisches Motiv, in der Herstellung des Zusammenhangs weiter zu schreiten, wirksam werden; das ist dann die Hilfe, die Gott dem Sünder in der Reinigung verleiht. Bekanntlich sind alle diese seelischen Vorgänge in der religiösen Dogmatik als metaphysische Funktionen („Gnadenwahl" usw.) festgelegt worden, was uns aber hier nicht beschäftigt.

Nur diejenige Religion kann sonach das Gebet als wohlbegründeten Bestandteil enthalten, die von der Voraussetzung des Dualismus und der Bedeutsamkeit der individuellen Seele ausgeht und die Wiederbringung des Absoluten postuliert, die also die Sündhaftigkeit und die Erlösung von der Sünde lehrt. Wo diese Voraussetzungen fehlen, gibt es auch kein echtes Gebet, sondern nur ein organisiertes Betteln, ein Handeln mit dem, was als übermächtig anerkannt wird, ein Paktieren des Menschen mit Gott, aber kein freies Ausströmen der Seele, kein Bewußtsein ihrer Einheit mit dem Ewigen.

Was in dem Vorangehenden an allgemeinen religionsphilosophischen Bemerkungen enthalten war, diene dem hauptsächlichsten Gegenstand unserer Betrachtung, der Psychologie des Betens, als Erläuterung. Das Gebet ist die stärkste emotionelle

Digitized by Google

Aeußerung des Bedürfnisses eines individuellen Ich, mit dem Allgemeinen, eines Relativen, mit dem Absoluten in Zusammenhang, in Einheit zu treten, „einförmig zu sein mit Gott“ (Meister Eckhardt), es ist, wie A. Sabatier sagt, „die Seele der Religion selbst“. (Religionsphilosophie, Deutsche Ausg. S. 100.) Ob diese Art der Religion, wie sie Sabatier im Anschluß an Schleiermacher vertritt, die höchste sei, oder zumindest das Höchste, dem der Name Religion zugebilligt werden muß, bleibe hier dahingestellt.

Die psychologischen Voraussetzungen des Betens sind 1. die gefühlsmäßig wirksam gewordene Ueberzeugung (die aber nicht zu begrifflicher Klarheit gereift sein muß), daß das einzelne Individuum nichts in sich abgeschlossenes sei, ohne Zusammenhang mit dem Leben der Welt stehe, sondern daß es seine tiefste Kraft aus dem Glauben an ein Höheres, Allgemeineres schöpfe.

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen 's: fromm sein!“ (Goethe.)

Dieser Glaube ist nicht der Glaube der Wissenschaft, der ein „für wahr halten“ bedeutet, ein Wissen, das nicht hinreichende Evidenz besitzt und sich mit dem niederen Grad bescheiden muß; er ist eine ganz andersartige psychische Funktion, die dem Gebiet des Erkennens überhaupt enthoben bleibt, und die kein Beweis je stärken oder entkräften kann, wie andererseits kein Glaube den Wahrheiten der Mathematik etwas anzuhaben vermag.

2. Das Bedürfnis nach Mitteilung überhaupt. Es gibt Menschen, die so vollkommen in sich abgeschlossen sind (entweder aus Reichtum oder aus Armut), daß sie keinerlei Aeußerung, keine soziale Ausgleichung suchen, und solche, deren Aussprachebedürfnis im geselligen Verkehr volle Befriedigung findet: diese Menschen kennen das Gebet nicht.

3. Zum Verständnis für das Wesen des Gebetes und zu dem Bedürfnis, aus sich herauszutreten, muß noch die Fähigkeit der Aeußerung treten. Wo die fehlt, kann es nur zu einer Gebetstimmung kommen, von der noch die Rede sein wird. Das Gefühl der Ausschüttung seiner selbst in das All-Leben, das Erheben des eigenen Ich zum Weltsubjekt muß sich in irgend einer Weise aussprechen. Da dies nicht wissenschaftlich, begrifflich geschehen kann, wird das andere menschliche Ausdrucksmittel, das

Digitized by Google

künstlerische, stimmungsmäßige die adäquate Entäußerung sein. Wo aus der vagen religiösen Stimmung ein konkretes „Gebet" entstehen soll, muß produktive Anlage existieren, und eine gewisse künstlerische, lyrische Gestaltungskraft ist die Vorbedingung für das Zustandekommen eines echten Gebetes. Tiefer Denkende sind heute kaum mehr darüber im Zweifel, daß Religion und lyrisch-musikalische Kunst einer gemeinsamen psychischen Wurzel entsprossen seien, und auf die Geburt der griechischen Tragödie aus dem Kult muß nur hingewiesen werden. Viele echte lyrische und musikalische Kunstwerke sind psychologisch aufgefaßt Gebete, sie entstehen in dem hierzu Veranlagten aus dem Akt der Liebe, in der er sich dem All zuwendet; er nimmt die Welt liebevoll in sein Ich auf und beider Kind ist das Kunstwerk. Gilt seine Liebe nicht dem Ganzen, dem unteilbaren Kosmos (nicht naturwissenschaftlich gemeint), sondern einem Teil, einem Relativen, so entsteht nicht ein gebetartiges, sondern ein anderes Gebilde, etwa ein Liebesgedicht. So wächst in dem religiösen Künstler ein Gebet, das dann von der Seele eines anderen wiederum aufgelöst, reproduziert werden kann. Die meisten Gebete der verschiedenen Kirchen, soweit sie überhaupt diese Bezeichnung mit psychologischer und nicht nur mit ritueller Berechtigung führen, sind formelhaft erstarrte lyrische und musikalische Gebilde, und bei nicht wenigen kennt man noch den Verfasser. Wer sie zum erstenmal aus seiner tiefen Not herausschrie oder aus seiner Freude jubelte, versteht am tiefsten, was beten heißt, aber auch, der sie wieder im lebendigen Gefühl schmelzt, kann beten. Er sucht nach den vertrauten Worten, die ihm die bekannten Gefühle suggerieren sollen; das sich Niederwerfen des Betenden vor Gott und vieles Ceremoniell trägt dazu bei, diese Stimmung assoziativ zu verstärken, dem Beter das Verhälnis seiner Kleinheit im Vergleiche zum Absoluten anschaulich zu machen. Wer nicht soviel nachempfindende Kraft besitzt, um durch die Wortreihen die darin schlummernden Gefühle erwecken zu können, der kann sie jeden Tag mit Unterstützung von Musik und imitatorischen Reizen aller Art sprechen, und erfährt doch nie, was beten heißt. Aber auch viele religiöse Menschen können nicht beten. Wer im klaren Bewußtsein seiner Einheit mit der höchsten Realität, mit Gott, lebt, dem kein Zweifel kommt und der den Zusammenhang mit Gott nie verliert, der wird nicht beten. Bei vielen, wenn auch nicht gerade sehr bedeutenden Künstlern ist eine starke Ausdrucksfähigkeit vorhanden, die aber nicht aus dem Schacht einer tiefen

Digitized by Google

Innerlichkeit fließt (ein instruktives Beispiel ist, wie ich glaube, Brahms, vielleicht auch Schiller); sie sind irreligiös und können nicht beten. Dem großen Künstler aber ist der beschriebene Zustand wohl stets etwas Selbstverständliches, und von Μῆνιν ἄειδε θεά und Platon bis zu Wagner und Bruckner waren sie alle Beter.

So ist der altarische Naturkult entstanden; die Liebe zur Schönheit der Welt ward im Griechen produktiv und erschuf seine Götter und seine Kunstwerke, während der Hebräer blinden Auges an aller Schönheit vorbeiging, die er nicht lieben konnte, weil sein steriler Kreations-Monotheismus in der Natur nur ein Machwerk zum Nutzen des Menschen sah. Wenn sich aber „Anschauen und anbeten nicht wesentlich unterscheiden", wie L. Feuerbach richtig sagt („Das Wesen des Christentums." Kap. 12), so ist dies ein neues Argument dafür, daß der griechische Polytheismus mehr Religion enthielt als der Monotheismus. (Der römische Kult ist nicht mehr Beseelung und Verehrung der Natur, d. h. Anbetung der Schönheit, sondern Personifikation abstrakter Begriffe.)

An dieser Stelle, da die psychologischen Vorbedingungen erörtert sind, die im menschlichen Individuum und auch in einer einzelnen Religion zum Gebet führen, tritt uns die Frage entgegen, die man vielleicht schon früher hätte erledigt sehen wollen, ob es notwendig sei, die im Gebet angesprochene Wesenheit als persönlich, als einen Gott, zu denken. Wir betreiben hier keine Religionsphilosophie, sondern Psychologie, und können daher diese berechtigte Frage nicht ihrem ontologischen Gehalt nach diskutieren; es wäre die Frage nach der Möglichkeit oder Wirklichkeit des Pantheismus, die bekanntlich verschiedenartig beantwortet wird. Ja nicht einmal die Frage, ob ein solches Ding wie das Absolute oder ein persönlicher Gott existiere, kann uns beschäftigen, sondern nur die Lebendigkeit und Wirksamkeit, welche dieser Gedanke in der menschlichen Seele besitzt, und die eine wichtige Aeußerung dieses gefühlsmäßig gewendeten Gedankens, die man Beten nennt. Der Glaube an Gott ist eine Wirklichkeit, und dieser Glaube kann zum Vorwurf der Psychologie gemacht werden. Ebenso finden Fragen wie: Welche Menschen glauben an Gott? Wodurch unterscheidet sich der Gott der einzelnen Menschen? Warum glauben viele Menschen an Gott? ihren Ort in der Psychologie. Ich bin allerdings weit entfernt, mit der Beantwortung solcher und ähnlicher Probleme das Geschäft der Religionsphilosophie erledigt zu sehen, wie es heute öfters geschieht, denn diese muß mit ganz

Digitized by Google

anderen Methoden betrieben werden, wenn sie zu (vielleicht auch agnostischen) Resultaten gelangen soll; aber die Frage des Gebets bleibt auf psychologisch-immanentem Boden. Es ist nun kein Zweifel, daß sich weitaus die meisten Menschen in ihrem Gebet an einen persönlichen Gott wenden, der als strenger Herr, als gerechter Richter oder als gütiger Vater vorgestellt wird. Hierbei wurden die beiden niedersten Stufen der Religionen, die ja kein eigentliches Gebet kennen, gar nicht in Betracht gezogen. Der Fetischist verlangt im Gebet eine Leistung von seinem Gott, deren Verweigerung er je nach seiner Taxierung des gegenseitigen Kraftverhältnisses mit Prügeln oder mit heuchlerischer Unterwürfigkeit, deren Gewährung er mit Geschenken und Versprechungen quittiert. Auf der zweiten Stufe der Religion, die man als die des absoluten, rechtlosen Knechtverhältnisses bezeichnen kann, erschöpft sich das Gebet der Gemeinde und des Einzelnen in Lobpreisungen und Opfern aller Art, in Bitten um Gut und Vernichtung der Feinde, in Dank für erworbenen Sieg. Eine Illustration zu dieser zweiten Stufe bilden viele Stücke aus der Sammlung der Psalmen. Selbst wenn wir diese beiden niederen Stadien vernachlässigen, die dadurch hinreichend charakterisiert sind, daß ihr Gebet sich stets auf etwas einzelnes, auf etwas persönliches und zeitliches, nicht aber auf das Absolute, das Zeitlose bezieht, wird es sich nicht übersehen lassen, daß die meisten Gebete an eine persönliche Gottheit gerichtet sind, die sich der Beter unter einem mehr oder weniger sinnlich-anschaulichen Bild vorstellt. Diese häufigste Art des Betens hat auch Kant im Auge, wenn er in dem kleinen Aufsatz: „Vom Gebet" die scharfen Worte spricht: „Aber endlich ist auch bei dem Gebet Heuchelei, denn der Mensch mag nun laut beten oder seine Ideen innerlich in Worte auflösen, so stellt er sich die Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden kann, da sie doch bloß ein Prinzip ist, das die Vernunft ihn anzunehmen zwingt."

In dem Gebete, das eine Bitte um persönlichen Vorteil ist, soll Gott als Mittel für die Zwecke des Menschen verwendet werden, das Absolute soll den Absichten des Relativen dienen — ein Gedanke, der der Gipfelpunkt des Unsittlichen genannt werden müßte, wäre er nicht dessen groteske Karikatur. Der Perserkönig, der den unbotmäßigen Hellespont peitschen läßt, ist ein kleinliches Exempel für die Abstrusität dieses Wollens. Der Irreligiöse, der Bigotte will das Wunder in der Außenwelt von Gott

Digitized by Google

erpressen, will seinen Glauben nutzbar machen, aber auch der Unwissende, der die Notwendigkeit des Naturzusammenhanges nicht versteht. Es ist ein eigentlich teuflischer Gedanke, den höchsten Wert für persönliche Vorteile verwenden zu wollen; daher ist auch alle Zauberei, die durch Gebet und andere Einwirkungen etwas Unmögliches zu erreichen sucht, als Werk des Teufels gebrandmarkt worden. Magie und Nekromantie sind die Mystik des Plebejers und des Verbrechers. Als Jesus lange Zeit gehungert hatte, erschien ihm der Teufel und wollte ihn verleiten, durch seine Macht und zu seinem Nutzen Steine in Brot zu verwandeln, Jesus aber wies es zurück (Ev. Luk. 4, 4). Das wahre Gebet bittet immer um Einheit mit dem Absoluten, es ist „wesentlich ein Bitten, daß Gottes Wille geschehe, und hat also in sich selbst die Sicherheit der Erhörung, enthält im Grunde die Erhörung." (M. J. Monrad „Ueber das Gebet", Philos. Monatshefte, 28. Band, und übereinstimmend Dr. Ludwig Focke „Ueber das Gebet", „Preuß. Jahrbücher" 71. Band.)

Während die meisten in Worten nachgesprochenen Gebete an jener, ich möchte sagen, intellektuellen Zweideutigkeit leiden, die die Worte Kants charakterisieren, ist der eigentümliche Zustand, der schon früher als „Gebet-Stimmung" bezeichnet wurde, diesem Vorwurf ganz enthoben. Das plötzliche Durchbrechen eines reichen und beseligenden Gefühls, das sich Einswissen mit dem Weltwillen, mit der Absicht alles Seins, das „Selbst-Gott-Werden" des Mystikers, jenes der Begrifflichkeit enthobene Erkennen des âtman, das der Inder mit der Silbe „Om" zu bezeichnen pflegt, entspricht dem hypothesenlosen Stadium des Betens, das als Religionsgefühl immer wieder und wieder jeder notwendigerweise gedanklichen Religionsphilosophie gegenübertritt, und als Religion κατ' ἐξοχήν angesehen werden will. Dieser Zustand ist die Sehnsucht des Mystikers, seine große Gewißheit, und nicht genug wissen sie von ihrem Versunkensein in Gott zu berichten; dem, der es nachfühlen kann, überflüssige Worte, dem, der es nicht kennt, sinnloser Schwulst. Schleiermacher, der nicht eigentlich ein Mystiker genannt werden kann, definiert so die Religion an die Instanz des Gefühles appellierend, als „unmittelbares Bewußtsein der Gottheit", und lehrt: „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion". (Ueber das Wesen der Religion.)

Diesem großen Gottesgefühl, das aus innerem oder äußerem

Digitized by Google

Anlaß ohne Vorboten auftreten kann, entstammt das Gebet, das religiöse Kunstwerk. Nach langem, sündegequältem Wandern öffnet Parsifal am Charfreitag das verschlossene Visier seines Helms und begreift in einem langen Blick auf die blühende Aue die göttliche Gnade und das Wunder der Erlösung. Aus dem endlichen Erschauen seines wiedergefundenen Zusammenhanges mit dem All-Leben steigt als tiefstes Gebet eine Melodie auf, die ausdrucksreich wie vielleicht keine andere seinen Frieden mit Gott singt.

Dies ist das Gebet, das seine Erfüllung schon in sich selbst hat: das Dankgebet. Nach langem Suchen fällt die Schranke und die ersehnte Einheit wird lebendig. Der zweite Typus ist das Lobgebet, der Hymnus, als dessen größter Repräsentant vielleicht Händel angesehen werden kann; die Herrlichkeit des Seins, die Größe Gottes greift ins Herz und erweckt da Widerhall. So singen die Erzengel im Faust. Im Bittgebet, das dem ganzen Zustand seinen Namen gegeben hat, ist die Einheit noch nicht gefunden; es ist der Ruf aus den Tiefen, das Flehen um Gnade und Erlösung. Das Bußgebet ist dem Bittgebet verwandt; die Verblendung und lügenhafte Nichtigkeit der Ichlichkeit, der kleinen persönlichen Zwecke wird erkannt und im Vergleich zur Wahrheit des Absoluten schmerzlich empfunden. Das anklagende Bewußtsein der Relativität wird als Sünde gefühlt und büßend beweint. Die vier Typen des Gebetes ergeben sich als Möglichkeiten des Verhältnisses zwischen Relativem und Absolutem: die Vollendung des Absoluten (Lob), oder die Kleinheit des Relativen (Buße) leuchtet dem Fühlen ein; die Vermittelung zwischen beiden wird erfleht (Bitte), die Einheit hergestellt oder doch erkannt (Dank). Alle diese Formen finden sich auch als Surrogate des echten Gebetes auf niederen Stufen, wie schon früher angedeutet. Bei gut veranlagten Völkern und bei vielen Dichtern werden erhabene Naturgegenstände als Symbole der Gottheit betrachtet und verehrt: die Gestirne, die Sonne, das Licht.*)

*) Ludwig Feuerbach meint zwar ganz unzureichend, das Gebet sei „ein Gespräch des Menschen mit sich selbst, mit seinem Herzen", hat aber viel Verständnis für das Gefühlsmäßige in der Religion. Er schildert ein anderes Mal den Akt des Gebetes mit den Worten: „Der wahrhaft religiöse Mensch legt unbedenklich sein Herz in Gott; Gott ist ihm ein Herz, das für alle Menschen empfänglich ist. Das Herz kann nur zum Herzen sich wenden; es findet nur in sich selbst, in seinem eigenen Wesen Trost." (Wesen des Christentums, 13. und 5. Kap.) Nebenbei bemerkt: Feuerbach ist sicherlich nicht der flache Aufklärer, wozu ihn manche moderne Positivisten, offenbar

Digitized by Google

Das Gebet entsteht aus der Liebe. Es ist eine Liebeserklärung an Gott, und demselben tiefgehenden Gegensatz zwischen geistiger Liebe und Sinnlichkeit entspricht die Antithese des platonischen Eros, der das Bedürfnis nach dem Hinwenden zu Gott entzündet und jener eigentümlich mißleiteten Sexualität, die manche Frauen, mit Unrecht Mystikerinnen genannt, im Gebet befriedigen. Mme. de Guyon, Catharina v. Siena, Angèle de Foligny und die bekanntere heilige Therese, der man bezeichnender Weise den Beinamen einer „Schutzheiligen der Hysterie" erteilt hat, sind Beispiele hierfür.

Es scheint geboten, an dieser Stelle eine reinliche Abgrenzung gegen eine gewisse heute moderne philosophische Richtung durchzuführen, die ihre kümmerliche Weisheit in der Verkündung eines fadenscheinigen und nicht begründeten Monismus sucht; (ihre Stärke liegt weniger im Begründen als im Stimmungmachen). In dilettantischer Verwischung aller logischen Linien stellt sie eine Art von Pansexualismus auf, der zwar mit unserer Beschreibung der Gebet-Stimmung nichts zu schaffen hat, aber bei oberflächlichem Hinsehen Aehnlichkeiten aufzuweisen scheinen könnte. Das wirkliche Gebet ist aber nur da vorhanden, wo das Individuum unter der Qual der Einsamkeit die Last der Sünde fühlt und im tragischen Bewußtsein der Grenzen der Individuation Rettung sucht. Das Gebet kann so gewissermaßen der Jammer über die harte Tatsache des Dualismus genannt werden. Jene neuere Erfindung ist das Gegenteil: ein idyllisches Plätschern in dem, was dem Absoluten, Gott am entgegengesetztesten ist, eudaimonistisches Behagen in der Sexualität, ein friedliches Ausruhen im Monismus, dessen seichtes Wässerchen durch keine gründliche Reflexion getrübt zu werden Gefahr läuft. In den Gedichten Richard Dehmels, des poetischen Vertreters dieser Lehre, könnte man manchmal eine Art von Gebetstimmung wahrzunehmen glauben; bei näherem Zusehen aber stellt sich als letzte Weisheit stets Fortpflanzungs-Lyrik heraus. Formale Begabung allein macht eben noch nicht den großen Dichter; etwas Tiefe ist wohl auch von Nöten.

---

um auch einen echten Denker unter den Ihren zu zählen, stempeln möchten. Wenn ihnen auch seine Vergöttlichung verschiedener menschlicher Eigenschaften Recht zu geben scheint, so ist doch ein starkes mystisches Element in ihm nicht zu verkennen, wie ja schon aus der durchaus mystischen Auffassung der Liebe als „Grund und Mittelpunkt der Religion" hervorgeht, wobei er sich gern auf den heiligen Bernhard (den Schutzheiligen Dantes) beruft, dessen Liebesglut recht undogmatisch dekretiert: Amor triumphat de Deo.

Digitized by Google

Was wir bisher unter Gebet verstanden haben, war Einmündung des persönlichen Lebens in das All-Leben, Erhöhung des subjektiven Ichs zum Welt-Subjekt. Es gibt aber noch einen anderen Vorgang, der bei aller scheinbaren Aehnlichkeit mit dem ersten dessen striktes Gegenteil darstellt. Das ist das Gebet des Bigotten, des Frömmlers, des unreligiösen Menschen. Es ist eine Flucht vor sich selbst, ein sich verlieren wollen in Fremdes, ein Untertauchen in das, was ich nicht selbst bin, eine Vernichtung des Ich im All, keine Erhöhung des Ich zum Ganzen. Dieses Gebet ist nicht aus der Liebe geboren, sondern aus dem Haß. Der Frömmler hat stets verbrecherische Neigungen, das heißt, Haß zum Allleben, „Wille zum Nichts" leiten ihn. Otto Weininger, der die tiefste Psychologie des Verbrechers gegeben hat, die existiert, sagt sogar: „Alle Bigotte sind Verbrecher" („Ueber die letzten Dinge" S. 72). Seine Gebete sind Veranstaltungen, sich mit dem, was als höheres Leben geahnt, aber gefürchtet wird, abzufinden, sich durch ein Kompromiß von ihm loszukaufen. Der Frömmler ist sich über sich selbst nie klar und fürchtet diese Klarheit. Er will betrunken sein, sich betäuben, auch im Gebet (während das früher beschriebene eigentliche Gebet Wille zur erhöhten Klarheit ist). Wenn sein Mund Formeln murmelt, vielleicht in fremder Sprache, hält sein Geist gewisse Bilder äußerlicher, scheinbar religiöser Natur fest (etwa die Vorstellung eines Heiligenbildes). In ununterbrochener Anspannung achtet er auf die kleinsten Details und ist Fetischist; er faltet die Hände, schlägt das Kreuz, senkt sich auf die Knie und starrt vor sich hin. Dieses Beten steht in einer Reihe mit dem Trinken und mit jenem unermüdlichen sinnlosen Arbeiten, das kein Nachdenken aufkommen läßt — betäubt sein wollen um jeden Preis. Das sind alles Anzeichen von Geistern, die sich etwas nicht eingestehen wollen, die etwas vor sich zu verbergen haben und hinausflüchten. Der Frömmler haßt den Andersgläubigen und möchte ihn verbrennen, er ist Fanatiker und Hexenrichter, denn sein Glaube ist nicht Liebe, sondern Haß, sein Gebet das des Verzweifelnden, nicht das des Vertrauenden. Er wagt es nicht, den Gegenstand seines Glaubens, Gott, zu hassen, weil er wie jeder Verbrecher feig ist; er bringt sein Lippenopfer pünktlich und glaubt sich ausgeglichen. Die Flucht vor sich selbst, deren eine Art besprochen wurde, führt zum Selbstmord, der hier nichts anderes ist als die höchste Potenz dieser Angst. „Mein Gebet

Digitized by Google

ist dann ein Untertauchen in Gott, es ist nur eine andere Art von Selbstmord, ich springe in den Ewigen hinein wie verzweifelnd in ein tiefes Wasser." (Hebbel: Judith.)

Der unreligiöse Mensch, der nie das Bedürfnis fühlt, zu beten (Kirchenbesuch u. dgl. hat damit natürlich nichts zu schaffen), steht in keiner feindlichen Beziehung zum Absoluten; er fühlt sich in seiner abgesonderten Persönlichkeit ganz wohl und kennt wie das Tier nie den Wunsch nach Zusammenhang, außer wenn vielleicht einmal ein schwerer Schicksalsschlag das Gefühl seiner Isolierung aufdämmern läßt, und er dann begreifen mag, was das Beten bedeutet.

Wenn der Verbrecher genug Größe besitzt, um sein polares Verhältnis zu Gott zu erkennen, so kann es geschehen, daß er zum Teufel betet. Nur wer Gott und die Ewigkeit kennt und an ihnen verzweifeln muß, wer den Glauben an seinen Zusammenhang mit dem ewig bejahenden All-Sein*) und seiner selbstgewissen Logik aufgegeben hat, in dem die ewige Sehnsucht des Menschen nach Einheit mit Gott gewaltsam vernichtet (nicht langsam eingeschlafen) ist, kommt hiezu. Er entsagt dem Zusammenstimmen des Alls (logisch ausgedrückt: der Allgemeingültigkeit des Sittengesetzes) dem Gedanken an Gott, er erstickt sein Gewissen und wendet sich dem Prinzip des Abfalls, der Vereinzelung, der Finsternis zu. Auch der Teufel hat eine Beziehung zur Ewigkeit — er verneint sie, er ist das Nicht-Ewige, das Chaos, die Negation, „der Lügner vom Anbeginn". Und wer zum Teufel betet, gibt sich mit vollem Bewußtsein der Lüge, der Ursünde anheim, er will das Chaos, er verneint das ewige Leben. Lenaus Faust wirft, dies zu bekräftigen, die Bibel ins Feuer; er wird rettungslos böse und stirbt folgerichtig durch Selbstmord, er will nicht mehr an die sittliche Realität der Welt glauben:

„Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz
Und träume mir das Messer in das Herz!"

Dies ist vollkommener Nihilismus, Ablehnung jeder Verantwortlichkeit, und der Teufel nimmt ihn mit, wie sichs gebührt.

*) Die „Leben-Verneinung" Schopenhauers ist natürlich nicht das Gegenteil des obigen, sondern bemahe dasselbe. Er bejaht das ewige Lebensprinzip ebenso wie jeder andere große Denker, stellt es aber in mehr negativer Weise durch Verneinung des Nicht-Ewigen, des Zeitlichen, des Hinfälligen heraus und verbindet mit empirischem Pessimismus transscendentalen Optimismus (Glauben an die Möglichkeit der Erlösung).

Digitized by Google

Bei Goethe dagegen paktiert Faust nur mit dem Teufel und läßt sich die Gewißheit des ewigen Lebens trotz aller Seitensprünge nie rauben. Durch die Osterbotschaft wird er dem Selbstmord entrissen, noch bevor er den Teufel kennt, und sein Unsterbliches, das nie der Hölle verfallen war, ist gerettet. (Vielleicht entspringt Lenaus Wahnsinn und sein verzweifelnder Faust einer Quelle; er war nicht groß genug, den Kampf durchzuführen.)

Wir sind mit der psychologischen Analyse des Betens zu Ende und hätten nur noch kurz eine Frage zu streifen, die öfters aufgeworfen wird, nämlich die nach der Wirksamkeit des Gebetes. Sie wäre bei selbstverständlichem Ausschluß aller metaphysischen Einflüsse in allgemeinster Fassung so zu formulieren: Ist die Willensanstrengung des menschlichen Individuums imstande, in der physischen Welt direkte Wirkungen hervorzubringen? Die neuere Wissenschaft hat in den Phänomenen der Hypnose und der Suggestion derartige Wirkungen studiert; die Möglichkeit des Erfolges eines mit großer Anstrengung der Aufmerksamkeit gesprochenen Gebetes kann also nicht schlechtweg geleugnet werden. Ob aber diese Denkbarkeit zur Wirklichkeit werden, ob etwa ein kranker Mensch durch eigenes oder fremdes inbrünstiges Gebet gesunden kann, wie manchmal behauptet wird, läßt sich vorläufig nicht entscheiden, und dies hat auch für das seelische Bedürfnis und den Zustand des Betens, welche Fragen uns hier beschäftigen, kein weiteres Interesse. Derartige Untersuchungen finden ihre Stelle in einer Psychologie des Willens.

Zu dem Thema über die Wirksamkeit des Gebetes mögen hier nur die folgenden Bemerkungen ihren Platz finden. Eine der wichtigsten psychischen Hilfen, wodurch sich die Menschen in eine fromme Stimmung versetzen, ist die Suggestion bestimmter allgemein anerkannter Zeitpunkte, in denen das Beten überhaupt und diese oder jene Gebete im speziellen als besonders wirksam betrachtet werden, und noch mehr die Suggestion als heilig anerkannter Orte. Der weit verbreitete Brauch des Wallfahrens in heidnischen und christlichen Zeiten ist Suggestion des heiligen Ortes, und welche erstaunliche hypnotische Kraft noch heute wunderberühmte Wallfahrtkirchen ausüben, davon kann man sich in katholischen Gegenden überzeugen; der sonderbarste Fetischismus, der ja durch den Reliquienkult der römischen und der griechischen Kirche sanktioniert wird, ist hierbei zu beobachten, und die tiefere Idee, die der Fahrt

Digitized by Google

zum heiligen Grabe in der Zeit der Kreuzzüge zu Grunde gelegen haben mag, hat längst einem rohen Materialismus Platz gemacht. Welche gemüt- und nervenerschütternde Macht aber in der handgreiflichen Nähe des von Tausenden verehrten Wunderortes liegt, das beweisen die vielen Krücken und Widmungen Genesener, die in jeder besuchten Wallfahrtkirche aufbewahrt werden. Man wird kaum fehl gehen, wenn man die heilende Kraft eines solchen Ortes (den Glauben des Kranken als ein konstantes Maximum vorausgesetzt) als eine Funktion der Länge und Mühseligkeit der unternommenen Reise einerseits und der Anzahl der anwesenden fanatisierten Menschen andererseits betrachtet. Eine speziellere (jedenfalls interessante) Psychologie des Wallfahrens müßte so hauptsächlich zwei Komponenten in Betracht ziehen: Das asketische Moment des persönlich auf sich genommenen Opfers — die meisten Heilungen betreffen arme Leute, die vielleicht bettelnd und hungernd ihr Ziel erreichten — und das Moment der Massensuggestion, jenes rätselhaften Zustandes, der eine Versammlung von Menschen nicht als die Summe aller einzelnen, sondern als etwas anderes, unberechenbares erscheinen läßt; der jedem Individuum seinen Willen raubt und sie alle einen Gesamtwillen zu produzieren zwingt, der (vielleicht in bestialischem Atavismus) die Tatsache des Verantwortlichkeit-Bewußtseins des einzelnen aufhebt und eine blind wollende Herde schafft — eine der dunkelsten Erscheinungen der ganzen tiefer grabenden Psychologie.*) Ist es denn ein geringeres Wunder, daß aus dreihundert ehrlichen und gutmütigen Spießbürgern eine blutgierige Mordbrennerschar entsteht, als daß in einer fanatischen, von einem einzigen Willen beherrschten Menschenmenge ein Krüppel sein eigenes Gebrechen plötzlich verliert und vom Gesamtwillen aufgelöst sich geheilt fühlt? Es bleibt allerdings die Frage, ob die Heilung für immer erfolgte oder nur vorübergehend war, denn am nächsten Morgen geht auch der heute in der Masse verantwortungslos aufgehende Bürger seinem Gewerbe wiederum in altgewohnter Weise nach. In protestantischen Ländern dürfte das „Gesundbeten" ein unästhetischer Ersatz für das katholische Wallfahren sein.

Obwohl die vorliegende Studie in manchen Punkten weiter ausgeführt werden könnte, dürfte die allgemeine Darstellung voll-

*) Von hier aus ist das Phänomen des Volkstribunen, des Demagogen zu analysieren, der nicht Individuen, sondern Mengen gegenüberstehen muß, um er selbst zu sein.

Digitized by Google

ständig sein. Es geht daraus hervor, daß das Gebet seine Nahrung aus einem Gemütsbedürfnis zieht und somit der Gefühls-Sphäre, nicht der Gedanken-Sphäre angehört. Das Gefühl ist der eigentliche Bereich des Menschen, denn die Sinnlichkeit teilt er mit dem Tier, und die reine Begrifflichkeit mit „jedem vernünftigen Wesen überhaupt"; so muß auch das Gebet als ein durchaus menschliches Bedürfnis bezeichnet werden. Was den Gefühlen ihren eigentlichen hohen Wert gibt, ist ihre Charakterisierung als das spezifisch menschliche. Wäre unser Augenmerk nicht einem begrenzten Thema zugewandt, so müßte hier die tiefgehende systematische Frage nach dem Wert des spezifisch menschlichen aufgeworfen werden. In ihr ist die Frage nach dem Wert der Religion und der Kunst eingeschlossen, während die Wissenschaft dem Denken überhaupt, ohne Rücksicht auf den Menschen, angehört.

Obgleich aber in jedem rechten Gebet die sittliche Tendenz, der Wille zur Ewigkeit, liegt, hat dieser hier noch nicht seine höchste Stufe erreicht, die Ewigkeit wird noch immer wo anders gesucht als in der eigenen Brust. Ein Schleiermacher, ein Leo Tolstoj, geringerer ganz zu geschweigen, sind über diesen Standpunkt nie hinausgekommen. Denn in diesem Ansprechen des Absoluten, in diesem Heraustreten aus sich selbst und Suchen des höchsten Wertes in einer Beziehung liegt noch ein Bekenntnis von Schwäche, eine Flucht vor der Einsamkeit. Wenn aber das höchste Postulat lauten soll, seine eigene Relativität, seine Zufälligkeit und Begrenztheit, selbsttätig in das Absolute, das Notwendige umzuschaffen, den höchsten Wert aus sich heraus zu realisieren, dann kann keine Hilfe gesucht werden. „Abgeschiedenheit und Lauterkeit kann überhaupt nicht beten", sagt der Genius der deutschen Renaissance, Meister Eckhardt; er rechnet das Beten zu den „äußeren Werken" und lehrt: „Denn eigentlich soll er ja überhaupt nichts von außen herein, nein alles aus dem Innern nehmen, von seinem Gott." Wer sich so zum Standpunkt höchster gedanklicher Reinheit aufzuschwingen vermag, der hat die Breiten, wo das spezifisch menschliche gedeiht, hinter sich gelassen und mit ihm das Bedürfnis zu beten. Ihm liegen alle Zusammenhänge nicht mehr im warmen farbigen Garten des Gemütes, sondern in der weißen Polar-Region der Gedanklichkeit, wo nur die eisige Luft der Einsamkeit um sein Haupt streicht. Von dem

Digitized by Google

Standpunkt Eckhardts aus sind die Spannungen und Abgründe zwischen dem allgemeinen Sein und dem individuellen, zwischen Gott und dem Menschen aufgehoben, und alles Beten hätte seinen Sinn verloren. Der Mensch ist da bereits „vergottet“. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob überhaupt ein Mensch diese völlige Einheit mit dem Absoluten erreichen kann. Denn wenn Jesus sagte: „Gott, warum hast Du mich verlassen!“ und „nimm diesen Kelch von mir“, so zeigt sich sogar hier eine geringe Verschiedenheit von Gott, die in dem folgenden: „aber nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine“ sofort bereut wird. Natürlich ist aber die Wirkung umso menschlicher und ergreifender.

Digitized by Google

Paris, London und Groß-Berlin in ihren Verwaltungsorganisationen.

Von

Dr. Oskar Poensgen.

Der preußische Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, hat vor einiger Zeit in Begleitung mehrerer höherer Verwaltungsbeamter eine Reise zum Studium der Verwaltungsverhältnisse in London und Paris unternommen. Wohl mit Recht wird diese Reise in Verbindung mit der so notwendigen Umgestaltung der Organisation der unter dem Begriff „Groß-Berlin" zusammengefaßten verschiedenen Gemeinwesen gebracht. Und in der Tat läßt sich trotz aller Verschiedenheiten in der geschichtlichen Entwicklung, wie in der Verfassung und den allgemeinen verwaltungsrechtlichen Verhältnissen von dem Vorbilde der beiden Weltstädte viel lernen.

I. Paris.

Von allen drei Städten besitzt Paris die größte Einheitlichkeit und Zentralisation der Verwaltung. Es entspricht dies dem französischen Volkscharakter mit seiner ausgesprochenen Vorliebe für das Schematische. Aber auch historische Momente haben mitgewirkt:

Die französische Revolution, welche die alte Verfassung und Verwaltungsgliederung überall beseitigt hatte, ermöglichte es Napoleon I., ohne Rücksicht auf historische Verhältnisse, die Stadt in möglichst mathematisch gleiche Teile zu zerlegen (damals 12 Arrondissements bezw. 48 Quartiers). Auch war durch die Eigenschaft der Stadt, als eines befestigten Platzes, es bedingt, daß sich in unmittelbarer Nähe der Stadt selbst größere Gemeinwesen nicht bilden konnten, sondern daß die Stadt von innen heraus konzentrisch anwachsen mußte. Jedesmal, wenn eine

Digitized by Google

Vergrößerung der Stadt sich notwendig zeigte, wurden die Befestigungen herausgeschoben und dann auch das Verwaltungsgebiet der Gemeinde vergrößert; so insbesondere 1670, wo auf den ehemaligen Befestigungswerken die großen Boulevards entstanden, und 1859, wo die Grenzen der Gemeinde bis zu dem heutigen, bereits unter Louis Philippe gebauten Befestigungsgürtel hinausgerückt wurden.

So bietet denn jetzt Paris das Bild einer durch die Befestigungswerke scharf von den Vororten abgegrenzten Stadt, wenn auch heute, nachdem die Umwallung beinahe ausgebaut ist, die Vororte ziemlich dicht an die eigentliche Stadt heranreichen.

Diese innerhalb der Befestigungen liegende eigentliche Stadt Paris ist in 20 Arrondissements eingeteilt; jedes Arrondissement wieder in 4 Quartiere. Jedes Arrondissement hat einen vom Staate ernannten Standesbeamten (Maire) und einen Friedensrichter. Jedes Quartier wählt einen Stadtverordneten (conseiller municipal) auf 4 Jahre, welcher ein Jahresgehalt von 6000 Francs erhält. Demgemäß setzt sich die Stadtverordnetenversammlung (conseil municipal) von Paris aus 80 Stadtverordneten zusammen. Der Vorsitzende dieser Körperschaft wird auch wohl Bürgermeister (Maire) von Paris genannt, hat in Wirklichkeit aber keine Verwaltungsbefugnisse, wie die Bürgermeister der übrigen Gemeinden Frankreichs. Er ist lediglich der Vorsitzende dieses Stadtparlaments. Die eigentliche Verwaltung von Paris wird von einem Staatsbeamten, dem Seine-Präfekten, geleitet, dem der ebenfalls staatlich ernannte Polizeipräfekt zur Seite steht. Man kann also in Paris kaum von einer Selbstverwaltung reden; denn die Stadtverordnetenversammlung verwaltet nicht, sondern beschließt lediglich. Die Verwaltung der Stadt wird durch bezahlte Staatsbeamte geführt.

Gleichzeitig leitet auch der Seine-Präfekt die Verwaltung des Seine-Departements. Dieses besitzt, wie die übrigen Departements von Frankreich, einem Generalrat (conseil général), welcher sich aus den 80 Stadtverordneten von Paris und 21 in den verschiedenen unteren Verwaltungsbezirken (Kantonen) des übrigen Departements gewählten Vertretern zusammensetzt. Auch dieser Generalrat hat eine lediglich beschließende Funktion; die Verwaltung ist eine direkte Staatsverwaltung.

Die Einheitlichkeit der Verwaltung der Stadt Paris bringt

Digitized by Google

es mit sich, daß die Steuersätze für die verschiedenen Bezirke der Stadt die gleichen sind. Die Grenzen der Stadt bilden zugleich die Grenzen des Oktroi (aus dessen Erträgnissen die Gemeinde fast die Hälfte ihrer Einnahmen zieht). Die einzelnen vor den Befestigungen liegenden Vorortgemeinden erheben nun ebenfalls ein besonderes Oktroi. Dies ist wohl der hauptsächlichste Uebelstand in der heutigen Regelung der Beziehungen zwischen Paris und seinen Vororten. Durch diese „Binnenzoll"-Grenzen, insbesondere durch die mit der Erhebung verbundene Belästigung des Verkehrs wird Paris zu sehr von seinen Vorstädten abgeschnitten. Im übrigen erscheint das Verhältnis zwischen Paris und seinen Vororten in Bezug auf die Steuern zweckmäßig: Die Departementsausgaben werden von Paris und den übrigen Gemeinden gemeinsam getragen; sonst hat aber jede Gemeinde ihr eigenes Budget und erhebt ihre besonderen Steuern.

II. London.

Während Paris eine folgerichtige Entwicklung seiner Verwaltungsorganisation durchgemacht hat, indem schon von früh an die Hauptstadt die jeweilig einstehenden Außenbezirke durch Einbeziehung in den Festungsgürtel und durch Eingemeindung sich einverleibte, war London schon zu einer Welt- und Millionenstadt herangewachsen, als die ersten Schritte zu einer Vereinheitlichung gemacht wurden.

Bis 1855 besaß Groß-London offiziell nicht einmal einen Namen, nur die kleine, etwa 270 ha große City führte mit Recht diesen Namen. — Sie bildete eine Grafschaft für sich, die anderen Teile des heutigen London gehörten dagegen drei verschiedenen Grafschaften an: Middlesex, Surrey und Kent. Eine Menge der verschiedensten Verwaltungskörperschaften mit den verschiedensten Verfassungen und Kompetenzen bestanden neben und durcheinander, und zwar war dies Durcheinander nicht nur örtlicher, sondern auch sachlicher Natur. Es gab nicht etwa nur eine Gattung der unteren Selbstverwaltungsbehörde, wie in Preußen die Gemeinde, welche alle Tätigkeiten und Befugnisse der Selbstverwaltung in sich vereinigt, sondern für besondere Obliegenheiten bestanden besondere Verwaltungskörper, von denen noch manche, wie unten dargestellt, sich — teilweise in modernisierter Form — erhalten haben.

Erst ein Parlamentsakt von 1855 (The Metropolis Management Act) brachte ein wenig Ordnung und Einheit in dieses Chaos:

Digitized by Google

Die verschiedenen Kirchspiele (Parishes) sollten teils von ihren gewählten Gemeindeausschüssen (Vestries) direkt verwaltet werden, teils wurden sie zu Verwaltungsdistrikten zusammengezogen, deren Organe die durch die einzelnen Gemeindeausschüsse beschickten Distriktsräte (District boards) bildeten. Zugleich wurde zum ersten Male ein Zentralorgan geschaffen, das hauptstädtische Bauamt. (The Metropolitan Board of Works.) Dies bildete aber keineswegs eine Art allgemeine Oberinstanz, sondern hatte nur wenige ganz bestimmte Kompetenzen, die sich zunächst auf die Haupt- und Sammelkanäle, auf Straßenverbesserungen, Straßenbenennungen und Fluchtlinienfestsetzung beschränkten. Später traten auf Grund verschiedener Gesetze noch die Fürsorge für die Feuerwehr, für die Parks, die Brücken und Quais der Themse hinzu.

Mit der einschneidenden Reform der gesamten englischen Selbstverwaltung durch den Local Government Act von 1888 wurde endlich London eine selbständige Grafschaft. Der erste Grafschaftsrat trat 1889 unter Vorsitz des liberalen Führers Lord Rosebery zusammen.

1899 wurden die Kirchspiele und Distrikte als Organe der allgemeinen Verwaltung abgeschafft, an ihre Stelle traten die jetzt bestehenden, gleichmäßig organisierten (Einzel-) Gemeinden (Boroughs), die durch gewählte Gemeinderäte (Borough Councils) verwaltet werden. Das 1903 für London erlassene Schulgesetz hat noch einen weiteren Schritt der Vereinheitlichung in Bezug auf die sachliche Zuständigkeit gemacht, indem nunmehr der Londoner Grafschaftsrat auch die Hauptschulbehörde für London ist, während den Einzelgemeinden einige untergeordnete Befugnisse in Bezug auf die Schulen überlassen sind.

Diese nur kurz dargestellte Entwicklung hat nun keineswegs eine vollständige Einheit zum Ergebnis gehabt, sowohl die örtliche wie die sachliche Zuständigkeit der noch bestehenden, verschiedenen Verwaltungskörper und ihre Grenzen kreuzen sich noch häufig. So ist denn der heutige Zustand folgender:

Die einzige Lokalverwaltung, welche in London nicht in den Händen von Selbstverwaltungskörpern, sondern von unmittelbaren Staatsbeamten liegt, ist die Polizei. Der Polizeipräsident (Chief Commissioner) steht unmittelbar unter dem Polizeiministerium (Home Office). Das Gebiet der Polizeiverwaltung reicht viel weiter, als das der Grafschaft London. Es begreift nicht nur

Digitized by Google

diese Grafschaft, sondern auch die Grafschaft Middlesex und Teile der Grafschaften Surrey, Kent, Essex und Herts in sich. So dehnt es sich über 1790 Quadratkilometer aus und enthält eine Bevölkerung von über $6^1/_2$ Millionen (1901). Es werden damit alle nur einigermaßen mit London in Beziehung stehenden Gebiete umfaßt; so liegen z. B. Uxbridge, Staines, Waltham Abbey, Cranford und der Rennplatz von Epsom innerhalb dieses Gebietes. Dies ist zum Zwecke der Polizeiverwaltung in 21 „Divisionen" eingeteilt, welche unter einem „Superintendent" stehen. Diese Divisionen genannten Distrikte sind wieder in Subdivisionen unter je einem Inspektor zerlegt.

Von dieser staatlichen Polizeiverwaltung ist nur die City ausgeschlossen. Sie hat noch die Selbstverwaltung ihrer Polizei, deren Leiter von ihrem Organ (der City Corporation) ernannt und vom König bestätigt wird. Eine ähnliche Reservatstellung nimmt die City dem Londoner Grafschaftsrate gegenüber ein. Dieser hat nur die Befugnisse, die seiner Zeit das hauptstädtische Bauamt der City gegenüber hatte, im übrigen verwaltet sich die City selbständig.

Der Grafschaftsrat bildet die hauptsächlichste Verwaltungsbehörde für die Grafschaft London, welche ein Gebiet von über 303 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von über $4^1/_2$ Millionen (im Jahre 1901) umfaßte. Die Grafschaft bildet den größten Lokalverwaltungsbezirk (wie in Preußen die Provinz). Sie steht unter der Aufsicht des Ministeriums des Inneren (Local Government Board), das allerdings weit geringere Eingreifungsbefugnisse gegenüber den Selbstverwaltungskörpern als in Preußen hat. Eine direkte innere Staatsverwaltung in den Landesteilen, wie in Preußen durch die Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und Landräte, gibt es, abgesehen von der einzigen Ausnahme der Londoner Polizeiverwaltung, in England überhaupt nicht. Soweit der Staat in die Lokalverwaltung eingreift, tut er es direkt durch das Ministerium oder durch Spezialgesetze (Private Bills) des Parlamentes.

Der Grafschaftsrat hat nun zu den auf ihn übergegangenen Funktionen des ehemaligen Metropolitan Board of Works eine Reihe weiterer erhalten, die sich teilweise nahe mit den Funktionen der Einzelgemeinden (Boroughs), in die sich sein Gebiet zerlegt, berühren. Heute gehören zu der Zuständigkeit des Grafschaftsrates folgende Gebiete: die Aufstellung des Gesamtkanalisationsplanes; der Bau und die Unterhaltung der Sammel- und Hauptkanäle;

Digitized by Google

der Bau der Hauptstraßen (die kleineren und die Nebenstraßen werden von den Einzelgemeinden gebaut, teilweise mit Zuschüssen der Grafschaft). Die Straßenunterhaltung und Reinigung fällt im allgemeinen den Einzelgemeinden zur Last, nur für einige große Straßenzüge und für den Themsequai trägt der Grafschaftsrat die Kosten. Ebenso für die Beleuchtung des letzteren, im übrigen fällt die Straßenbeleuchtung den Einzelgemeinden zu. Die Aufstellung des Bebauungsplanes, die Straßenbenennung ist Sache des Grafschaftsrates. — Verordnungen über den Straßenverkehr, die Durchführung der Gesundheitspolizei fällt teilweise dem Grafschaftsrate, teilweise den Einzelgemeinden zu. Ebenso ist die Sorge für Arbeiterwohnungen zwischen beiden geteilt. Weiter fallen die Parkverwaltung, die Straßenbahnen, Gas und teilweise auch elektrisches Licht und Irrenhäuser unter die Kompetenz des Grafschaftsrates. Schließlich bildet dieser auch die Hauptschulbehörde. Vor 1903 hatte ein besonderer Selbstverwaltungskörper, The London School Board, diese Funktion.

Der Londoner Grafschaftsrat wird gewählt auf Grund eines gleichen, direkten und ziemlich allgemeinen Wahlrechtes, welches ungefähr dasselbe wie bei den Parlamentswahlen ist; jedoch sind unverheiratete Frauen und Witwen, falls sie die sonstigen Bedingungen erfüllen, ebenfalls wahlberechtigt. Der Grafschaftsrat besteht aus 118 auf drei Jahre gewählten Vertretern und 19 Aldermen, welche von dem Grafschaftsrate selbst auf 6 Jahre hinzugewählt werden. Den Vorsitzenden (Chairman) braucht der Grafschaftsrat nicht aus seinen Mitgliedern zu erwählen. Der Grafschaftsrat selbst ist das einzige entscheidende Organ; einen Magistrat wie in Preußen gibt es nicht. Alle Mitglieder des Grafschaftsrates, auch die von ihm selbst hinzugewählten Aldermen, haben ehrenamtliche Stellung, keiner von ihnen wird besoldet. Die besoldeten Beamten des Grafschaftsrates haben keine entscheidende Stimme, sondern sind lediglich ausführende Organe. Zur Verwaltung einzelner Angelegenheiten bildet der Grafschaftsrat Komitees.

Seit seinem Bestehen hat der Grafschaftsrat eine äußerst segensreiche Reformtätigkeit entwickelt, den Gesundheitszustand der Stadt verbessert, die Verkehrsverhältnisse durch den Bau von Straßen, durch Straßendurchbrüche, durch den Bau von Brücken, Themse-Tunnels, Einrichtung von unentgeltlichen Fähren über die Themse, durch den Ankauf und die Einrichtung von Straßenbahnlinien verbessert.

Digitized by Google

Auch in bezug auf Arbeiterwohnungen ist viel erreicht worden. Gerade die sozialen Verbesserungen sind das Werk einer sozialpolitisch fortschrittlichen Partei im Londoner Grafschaftsrate, der Progressisten, welche ohne eine eigentliche politische Partei zu sein, der liberalen Partei nahestehen.

Abgesehen von der City zerfällt das Gebiet des Grafschaftsrates in 28 Gemeinden. Sie werden verwaltet von Borough Councils, die sich, ähnlich wie der Grafschaftsrat, aus gewählten Mitgliedern und aus Aldermen zusammensetzen und unter dem Vorsitze eines Bürgermeisters (Mayor) tagen. Diese Einzelgemeinden sind zuständig für die Kanäle und Straßen, welche nicht dem Grafschaftsrate zufallen, für Straßenreinigung und Straßenbeleuchtung, für gewisse Teile der Gesundheitspolizei, für den Bau von elektrischen Lichtanlagen, für Kirchhöfe, Bäder, Waschhäuser und Volksbibliotheken. Auch entsenden sie Vertreter in die Schulvorstände.

Weder dem Grafschaftsrat noch den Gemeinden fällt die Armenpflege zu. Diese liegt in der Hand besonderer Armenbehörden, der Boards of Guardians. Es sind dies 31, von einander vollkommen selbständige und eigene Etats aufstellende Armenbehörden, deren Mitglieder in der gleichen Weise wie bei den Einzelgemeinden gewählt werden.

Außer diesen Behörden gibt es noch andere selbständige Behörden, welche Verwaltungsbefugnisse auf dem Londoner Territorium ausüben, jedoch mit noch spezielleren Aufgaben.

Es ist dies zunächst The Metropolis Asylums Board, dessen Aufgabe in der Errichtung und Unterhaltung von Hospitälern für ansteckende Krankheiten beruht. Die Behörde besteht aus 73 Mitgliedern, von denen 55 durch die Boards of Guardians gewählt und 18 von dem Ministerium des Inneren ernannt werden.

Durch Gesetz von 1902 ist eine neue Behörde, The London Water Board, geschaffen worden, um die Wasserwerke der Privatgesellschaften anzukaufen und später zu verwalten. Seine Mitglieder werden teils durch den Grafschaftsrat, teils durch die Londoner Einzelgemeinden, teils durch einige der selbständigen Vorortgemeinden und einige sonstige Korporationen gebildet. Sein örtlicher Wirkungskreis ist beinahe so groß wie der der Londoner Polizeiverwaltung. Außerdem sind noch selbständige Strombehörden (Thames und Lea Conservancy) vorhanden.

Digitized by Google

Die Finanz- und Steuerverhältnisse aller dieser Behörden im einzelnen darzustellen, würde zu weit führen. Nur so viel sei bemerkt, daß die Steuerlast des Einzelnen je nach der von ihm bewohnten Gegend verschieden ist. Allerdings erstreckt sich diese Verschiedenheit nicht auf die für die Bedürfnisse des Grafschaftsrates erhobenen Steuern, welche für alle Bewohner der Grafschaft London gleich sind. Insbesondere sind daher die Schullasten gleichmäßig verteilt.

III. Groß-Berlin.

Wenn man nun die Verwaltungsorganisation Berlins mit der von London und Paris vergleicht, so fällt uns auf, daß Berlin überhaupt keine Verwaltungseinheit besitzt. Weder das Groß-Berlin mit all den Orten, die wirtschaftlich und verkehrstechnisch unter einander zusammenhängen und die ungefähr 1—2 geographische Meilen vom Mittelpunkt Alt-Berlins entfernt liegen (etwa zwischen Groß-Lichterfelde im Südosten und Weißensee im Nordosten), noch das Gebiet innerhalb der Ringbahn, ja nicht einmal die namenlose Großstadt, die einen zusammenhängenden bebauten Komplex ohne jede äußerlich erkennbaren Grenzen bildet (etwa zwischen dem Charlottenburger Schloß oder dem Ludwigskirchplatz und dem Warschauer Bahnhof oder zwischen Hasenhaide und Wedding) haben auch nur ein gemeinsames Verwaltungsorgan. Die Grenzen der Bezirke der Post sind andere wie die der Gerichte, beide wieder andere wie die der Polizei, diese wieder andere wie die der Gemeinden. — Zwei Provinzen, Brandenburg und die Provinz Berlin, teilen sich in das Gebiet Groß-Berlins. — Völlig selbständige Gemeinden mit städtischer und mit ländlicher Verfassung liegen nebeneinander, die unter verschiedenen staatlichen Aufsichtsbehörden stehen. Alle Grenzen laufen durcheinander! Welch eine Konfusion dies bedeutet, liegt auf der Hand. So z. B. bildet Charlottenburg eine selbständige Stadtgemeinde, sie gehört zum Regierungsbezirk Potsdam und zur Provinz Brandenburg. Eine königliche Polizeidirektion leitet die Polizei. Die Direktion steht aber nicht unter dem an sich zuständigen Regierungspräsidenten von Potsdam, sondern unter dem Polizeipräsidenten von Berlin, also einer anderen Provinz. An einer Straßenecke können nebeneinander zuständig sein: Schutzleute des Berliner Polizeipräsidiums, Schutzleute, die unter einer Polizeidirektion stehen, welche ihrerseits dem Berliner Polizeipräsidium untersteht, und Amtsdiener, die einem ländlichen Amtsvorsteher

Digitized by Google

untergeben sind, der wieder unter dem Landrat steht, welcher schließlich von dem Regierungspräsidenten in Potsdam abhängt. Derselbe Einwohner, der seine Wechsel in Berlin einklagt, muß in vielen verwaltungsrechtlichen Angelegenheiten sein Recht in Potsdam holen.

Bei dieser Zerplitterung und bei dem Mangel eines jeden gemeinsamen Selbstverwaltungsorgans für Groß-Berlin kann das Interesse des Bürgers an seiner engeren Heimat nicht voll zur Geltung kommen. So z. B. soll der Bewohner des Berliner Westens, wenn er nur ein paar Häuser weit seine Wohnung wechselt, sich heute als Bürger von Charlottenburg, morgen als Berliner, übermorgen als Schöneberger fühlen. — Schließlich wacht er nach einem neuen Umzuge nur um ein paar Häuser weiter, ohne es zu wissen, in einem Dorfe auf, obwohl er auf eine asphaltierte Straße, die mit elektrischem Licht beleuchtet ist, hinabblickt und ein Haus mit fünf Stockwerken, Aufzug, elektrischem Licht, Warmwasserversorgung, Zentralkühlanlage, Automobilräumen, Chaffeurkammern und ähnlichen raffinierten Neuheiten bewohnt. Sein Lokalpatriotismus muß sich jedesmal auf die Einzelgemeinde beschränken, in der er zufällig wohnt. In Wirklichkeit fühlt er sich jedoch in erster Linie als Groß-Berliner oder zum mindesten doch als Bewohner des Berliner Westens: Die Straßenbahn, die er täglich benutzt, die Theater, die er besucht, die Parks, in denen er seine Erholung sucht, alle gehören Groß-Berlin an. Ja, auch die Straßen, die er täglich begeht, die höheren Schulen, die seine Kinder besuchen, beschränken sich nicht auf das enge Gebiet seiner Gemeinde. Wohl gibt es auch viele Angelegenheiten von mehr lokaler Bedeutung, an denen daher das Interesse sich auf die Bewohner der einzelnen Gemeinde beschränkt und bei denen ein engerer Lokalpatriotismus sich äußern kann. Der Mangel jedoch eines jeden gemeinsamen Selbstverwaltungskörpers für die gemeinsamen Interessen Groß-Berlins läßt eine bedeutende Summe von Kräften in der Bevölkerung brach liegen.

Zu diesen Nachteilen treten noch die mehr praktischen hinzu. Weil ein gemeinsames Organ fehlt, werden durch die Berührung der verschiedenen Berliner Einzelgemeinden eine Menge Verhandlungen notwendig, welche bald einen mehr friedlichen Charakter, bald mehr den von Reibungen tragen. Jedenfalls wird so eine

Digitized by Google

Menge unnötiger Arbeit und unnötiger Kosten geschaffen. Bei den unbedeutendsten Sachen sind reine Staatsverträge zwischen den beteiligten Gemeinden notwendig. So kommt es z. B. häufig vor, daß die Grenzen zweier Gemeinden mitten durch ein oder mehrere Häuser laufen. Dadurch wird insbesondere wegen der Steuerpflicht eine Grenzregulierung notwendig, die meist mehr Arbeit und Verhandlungen erfordert, als eine Grenzberichtigung in Afrika, wo es sich um ganze Provinzen handelt. Zuerst verhandeln die einzelnen zuständigen Verwaltungsbeamten, dann die Kommissionen der Magistrate, und nun folgen noch die Verhandlungen und Beschlüsse der Magistrate selbst und der Stadtverordneten-Versammlung. Und dann müssen erst noch die Bestätigungen der Aufsichtsbehörden nachgesucht werden, welche in vielen Fällen ja für beide Orte verschiedene sind! Aehnliche Haupt- und Staatsaktionen sind erforderlich, wenn es sich um die Regulierung, Pflasterung, Beleuchtung und Reinigung der vielen Straßen handelt, welche die Grenze zwischen zwei Gemeinden bilden.

Um ein Gas- oder Wasserrohr oder einen Kanal durch das Gebiet einer fremden Gemeinde zu führen, sind jahrelange Verhandlungen notwendig, die selbst dann oft noch nicht zum Ziele führen. So mußte z. B. Schöneberg, um ein paar hundert Meter weit einen Kanal durch Berliner Gebiet zu führen, eine besondere Kabinettsordre erwirken, um das Enteignungsrecht gegen die zähe Reichshauptstadt zu erhalten.

Auch bildet beispielsweise der Besuch der Volksschulen von Kindern der einen Gemeinde durch Kinder der anderen Gemeinde eine Quelle umständlicher Schreibereien. Die Einwohner müssen ihre Kinder oft lange Wege weit zur Volksschule der eigenen Gemeinde schicken, während eine Volksschule der Nachbargemeinden in unmittelbarer Nähe liegt! In diese werden sie aber nur ausnahmsweise zugelassen und müssen hohes Schulgeld bezahlen. Aehnlich steht es mit den höheren Schulen, in denen das Schulgeld für auswärtige höher als für einheimische Schüler ist.

Was die Feuerwehr angeht, sind dagegen die Bewohner an den Gemeindegrenzen wieder im Vorteil. Denn wenn bei ihnen Feuer ausbricht, erscheinen meistens die Feuerwehren der beiden Gemeinden. Kleinere Gemeinden profitieren dabei zuweilen von den nobel eingerichteten Feuerwehren der großen Nachbargemeinden. Sie besitzen nur eine ganz primitiv eingerichtete freiwillige Feuerwehr und verlassen sich auf die christliche Nächstenliebe der Feuer-

Digitized by Google

wehr der großen Nachbargemeinde, welche auch fast immer ihre Hoffnungen nicht zu Schanden werden läßt.

Am empfindlichsten fühlbar wird die Verwaltungszersplitterung in bezug auf die Kanalisation, die Gas- und Wasserversorgung, und auf die Verkehrsmittel, wie Straßenbahn usw.

Besonders bei einer einheitlichen Kanalisation würden ungeheure Summen erspart werden können. Es liegt auf der Hand, daß es billiger ist, einen großen Sammelkanal zu bauen als mehrere kleine. Ebenso ist es mit gemeinsamen Pumpstationen, Rieselfeldern, Kläranlagen usw. So z. B. müssen jetzt Schöneberg, Wilmersdorf, Friedenau u. a., welche früher von der Charlottenburger Kanalisation mit aufgenommen waren, selbständige Kanalisationen einrichten, die viele Millionen kosten werden. Von diesen könnte der größte Teil gespart werden, wenn unter Aufrechterhaltung der früheren Gemeinsamkeit die bestehenden gemeinsamen Anlagen dem bisherigen und noch zu erwartenden Wachstum der Bevölkerung entsprechend vergrößert worden wären.

Ein Teil der Gemeinden von Groß-Berlin besitzt weder eigenes Wasser noch eigenes Gas, sondern muß dies von Privatgesellschaften beziehen. Abgesehen von den großen Einnahmen, welche dadurch den Gemeinden entgehen, haben die Einwohner meist auch noch teurere Preise zu zahlen. So übersteigt z. B. der Leuchtgaspreis in einigen südwestlichen Berliner Gemeinden, welche von einer Privatgesellschaft versorgt werden, den Berliner Satz um etwa 30 Proz.

Ebenso ist es mit den Straßenbahnen, die in Groß-Berlin fast alle Privateigentum sind, während die anderen modern geleiteten deutschen Großstädte sie meistens schon in städtisches Eigentum übergeführt haben. Dazu fehlt es eben in Berlin an einem gemeinsamen Organ — ein Mangel, der sich auch bei Verhandlungen mit den privaten Straßenbahngesellschaften — gerade in letzter Zeit wieder! — fühlbar macht.

Wenn man nun diese Uebelstände abstellen will, so fragt es sich, ob man dem Pariser Beispiel oder dem Londoner Beispiel folgen soll.

Dem Pariser Beispiel folgen, würde bedeuten einheitliche Polizeiverwaltung für Groß-Berlin und die in noch weiterem Umkreise liegenden selbständigen Orte, Schaffung einer Provinz Berlin in diesem letzteren Umfange und einer einzigen zentralisierten Stadtgemeinde Groß-Berlin. Damit würden alle

Digitized by Google

die Berliner Einzelgemeinden, das jetzige Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf, Wilmersdorf bis Groß-Lichterfelde im Süden hin und Weißensee im Norden hin wegfallen, und alle ihre Kompetenzen auf das neue Groß-Berlin übergehen.

Auf den ersten Blick schon erscheint diese Umwälzung, die eine wahre Revolution bedeuten würde, zu radikal und daher undurchführbar, selbst wenn etwa der dadurch zu schaffende Zustand im Resultate wünschenswert wäre.

Zunächst rein praktisch politisch betrachtet, würde eine solche Veränderung der bestehenden Zustände nicht die Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren Preußens finden, und mit Recht, denn man kann doch nicht mit einem Schlage ein Dutzend Rathäuser leer stehen lassen, die Bürgermeister und Stadträte pensionieren, das Bureau- und technische Personal ebenso entweder pensionieren oder in die Zentralverwaltung verpflanzen. Insbesondere würde aber auch die Umwälzung in den Steuerverhältnissen eine zu radikale sein. Man muß dabei bedenken, daß heute, es Berliner Gemeinden gibt, welche etwa nur 50 Proz. Steuern und andere, welche etwa 200 Proz. Steuern erheben — Sätze, die nicht nur für die Einkommensteuer, sondern auch für die Grund- und Gewerbesteuer von maßgebender Bedeutung sind. Würde nun ganz Berlin zentralisiert, so würde der Steuersatz überall der nämliche sein und es wäre nicht ausgeschlossen, daß in einer Gemeinde, in welcher jetzt 53 oder 90 Proz. Steuerzuschlag erhoben wird, nunmehr 150 Proz. erhoben würde.

Dies würde von einem erheblichen Einflusse auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Einwohner der davon betroffenen Gebietsteile sein, zumal für die Grundstücksbesitzer würde diese Aenderung eine starke Entwertung ihrer Grundstücke bedeuten. Nicht nur würde der Grundstückswert um den Kapitalwert der jährlichen Mehrbelastung durch Grundsteuer sinken, sondern auch infolge der gesteigerten Einkommen- und Gewerbesteuersätze würde der Zuzug neuer Mieter aufhören, vielleicht sogar einem Wegzug der früheren Mieter Platz machen, und dadurch eine weitere Entwertung der Grundstücke eintreten. Nun darf allerdings ein Grundstücksbesitzer nicht mit einem unbedingt festen Steuersatze rechnen, sondern muß auch stets auf eine mäßige Erhöhung gefaßt sein. Aber einer derart bedeutenden Veränderung der Steuerverhältnisse und damit der Grundwertverhältnisse dürften doch die schwersten Bedenken entgegenstehen.

Digitized by Google

Schließlich wäre auch im Resultate eine auf die Spitze getriebene Zentralisation unzweckmäßig. Eine Zentralverwaltung von diesem Umfange könnte nur mit Schwierigkeiten oder garnicht in manche Details der Verwaltung eindringen; und abgesehen davon gibt es, wie schon oben bemerkt, eine Reihe von Interessen, die sich auf die einzelnen Stadtteile beschränken. Der Gedanke einer direkten Nachahmung der Pariser Zentralisation muß daher fallen gelassen werden.

Vielmehr erscheint das Beispiel Londons nachahmenswert. Hat ja doch auch die Zentralisation Londons ähnliche Verhältnisse vorgefunden, wie sie heute in Berlin vorliegen. Wenn man heute von dem in der nationalen und örtlichen Eigenart und in den allgemeinen Rechts- und Verwaltungseinrichtungen liegenden Unterschiede absieht, würde sich die heutige Londoner Organisation unschwer auf Berlin übertragen lassen. In der Berücksichtigung des historisch Vorhandenen, in der vermittelnden Stellung zwischen Zentralisation und Lokalisierung und in der geschickten Abwägung der Kompetenzen des zentralen Selbstverwaltungskörpers und der kleineren Lokalbehörden zeigt sich der praktische Sinn der Engländer.

Eine zweckmäßige Reform der Verwaltungsorganisation würde folgende Punkte umfassen:

1. Einrichtung einer gemeinsamen staatlichen allgemeinen Verwaltungsbehörde für den ganzen Bezirk von Groß-Berlin, welche zugleich staatliche Aufsichtsbehörde für alle in diesem Bezirke fungierenden Selbstverwaltungskörper ist.
2. Schaffung einer einheitlichen Zentral-Polizeiverwaltung für ganz Groß-Berlin und möglicherweise auch für einen weiteren Umkreis um Berlin.
3. Schaffung einer selbständigen Provinz Berlin, welche sich über das ganze Gebiet von Groß-Berlin erstreckt.
4. Schaffung eines gemeinsamen kommunalen Verwaltungsorgans für Groß-Berlin, welches eine Reihe von Kompetenzen der Einzelgemeinden übernimmt.
5. Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit der einzelnen Gemeinden.

1. Aehnlich wie für die jetzige Stadt Berlin die staatliche allgemeine Verwaltung und die staatliche Kom-

Digitized by Google

munalaufsicht geführt wird, würde eine solche Staatsbehörde für den ganzen Bezirk von Groß-Berlin einzurichten sein. Auf dieses Regierungsorgan würden also dann die Funktionen der in Betracht kommenden Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und Landräte übergehen, natürlich nebst den entsprechenden Kollegien und Verwaltungsgerichten. Mit dieser Zusammenfassung der Regierungsbehörden würde eine Erweiterung ihrer Befugnisse gegenüber der Selbstverwaltung nicht verbunden sein, vielmehr würden nur in der Hand einer Behörde alle die Kompetenzen vereinigt sein, welche jetzt unter mehrere Behörden verschiedener Bezirke verteilt sind.

Die Furcht vor einem „Spreepräfekten" ist m. E. unbegründet; die schlechten Erfahrungen, welche man in Paris mit einer Beschneidung oder vielmehr Aufhebung der Selbstverwaltung gemacht hat, ermutigen doch sicher nicht zur Nachahmung. Die großen Ideen der Reorganisatoren des preußischen Staates, welche durch die Anteilnahme der Bürger an der Verwaltung diese verbessern und das Interesse am Staate und den Gemeinsinn des Volkes wecken wollten, sind auch heute noch so richtig wie in der Zeit nach Jena; ja heute noch mehr, wo die ausgedehnten Wahlrechte des Volkes eine Kenntnis der staatlichen Verhältnisse voraussetzen, die am besten durch Anteilnahme an der örtlichen Verwaltung gewonnen wird, und wo zudem die moderne soziale Gesetzgebung ohne eine hingebende Beteiligung unzähliger geschulter freiwilliger Kräfte nicht durchführbar ist. Eine Beschränkung der Selbstverwaltung würde heute ein Anachronismus sein!

2. Weiter würde man wie in London und auch Paris eine einheitliche staatliche Polizeiverwaltung für Groß-Berlin und einen weiteren Umkreis für zweckmäßig halten müssen. Der jetzige Zustand ist nicht nur für die Einwohner lästig, sondern auch im Interesse der Sicherheit bedenklich. Zwar hat man diesem Uebelstande durch Delegierung einiger Kriminalpolizeibeamten des Berliner Polizeipräsidiums in die Polizeiverwaltungen der ländlichen Vororte abzuhelfen versucht; jedoch ist nicht nur in eigentlich krimineller Hinsicht, sondern auch in Bezug auf die politische Sicherheit der Reichshauptstadt eine Zusammenfassung aller Polizeikräfte in einer Hand erforderlich. Ob unter dieser Zentral-Polizeiverwaltung noch besondere Polizei-Direktionen, wie heute in Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf usw. bestehen

Digitized by Google

bleiben sollen, oder ob die Kompetenz der einzelnen Polizei-Reviere erhöht wird, mag dahin gestellt bleiben. Ich glaube, daß man jedenfalls für die weiter entfernten Vororte einer Zwischeninstanz zwischen den Polizei-Revieren und der Zentral-Polizeiverwaltung nicht entraten kann.

3. Das Weitere wäre die Schaffung einer Provinz Berlin, d. h. das Ausscheiden der heute noch zur Provinz Brandenburg gehörigen Ortsteile aus dem Verbande dieser Provinz und damit auch dem betreffenden Regierungsbezirke, bezw. Kreise und das Zusammenfassen derselben mit der schon bestehenden Provinz Berlin zu einem selbständigen provinzialen Selbstverwaltungskörper. Diese würde dann — wie heute für die Stadt Berlin die Provinz Berlin — alle die Selbstverwaltungsaufgaben einer Provinz übernehmen. Man könnte nun dieser Provinz entweder denselben Umfang wie dem Polizeibezirke geben. Dann würde man in dieselbe eine Reihe selbständig bleibender Vororte hineinziehen müssen, ähnlich wie in Frankreich in das Departement der Seine. Oder aber man beschränkte die Provinz auf den Umkreis von Groß-Berlin, d. h. des Bezirkes, der eng untereinander zusammenhängt, und aus dem man eine große Gemeinde bilden will. Das würde den Londoner Verhältnissen entsprechen, wo die Grafschaft London sich auf den zusammenhängenden Stadtbezirk beschränkt, während die selbstständigen Orte des großen Polizei-Verwaltungsbezirkes anderen Grafschaften angehören. Ich möchte in dieser Beziehung dem französischen Vorbilde den Vorzug geben und im Hinblick auf das fernere Wachstum der Provinz Berlin von vornherein einen etwas größeren Umkreis als der neuen Stadt Groß-Berlin geben. Es wäre aber auch in dem Falle zweckmäßig, die Verwaltung der Provinz Berlin gleichzeitig durch die neue Gemeinde Groß-Berlin führen zu lassen und zum Zwecke der Beschlußfassung über Angelegenheiten der Provinz Berlin in das Stadtparlament von Groß-Berlin Vertreter der selbständig bleibenden Gemeinden der übrigen Provinz hinzuzuziehen (ähnlich wie in Frankreich bei der Bildung des Generalrats des Seinedepartements.)

4. Die neu zu schaffende Gemeinde Groß-Berlin würde nun nicht ohne Weiteres alle Kompetenzen einer sonstigen Gemeinde besitzen, sondern der Kreis ihrer Zuständigkeit müßte genau von dem der Einzelgemeinden abgegrenzt

Digitized by Google

werden. Als notwendig erscheint mir die Uebertragung der folgenden Funktionen:

Die endgültige Beschlußfassung über den Fluchtlinienplan, damit für die Zukunft einheitliche große Straßenzüge entstehen und über das ganze hauptstädtische Gebiet die offenen Plätze und Parks gleichmäßig verteilt werden. Ebenso wäre die Straßenbenennung dem Zentralorgane vorzubehalten, um Doppelbenennungen zu vermeiden. Auch würde man dem Groß-Berliner Organ die Ermächtigung geben müssen, große Verkehrsadern und Parks, deren Bedeutung über die Einzelgemeinden hinausgeht, selbst anzulegen.

Bereits oben haben wir auf die Notwendigkeit einer einheitlichen Kanalisation hingewiesen. — Zu dem Zwecke muß die Aufstellung des Kanalisationsplanes, der Bau und Betrieb von Pumpstationen, Rieselfeldern, Kläranlagen, sowie der Bau der Sammel- und Hauptkanäle in der Hand des gemeinsamen Organs liegen. Die Sorge für die Unterhaltung der Sammel- und Hauptkanäle kann dabei den einzelnen Gemeinden überlassen bleiben.

Weiter wäre die Beaufsichtigung der privaten Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke, deren event. Ankauf und die Anlage und der Betrieb solcher Werke in eigener Regie dem Zentralorgan vorzubehalten. Die gleichen Aufgaben würden ihm gegenüber den Verkehrsmitteln, Straßen- und Untergrundbahnen, ꝛc. obliegen. Weiter wären die Feuerwehr, die Schlachthäuser, die Fleischbeschau und die Hospitäler auf Groß-Berlin zu übertragen.

Nachahmenswert ist die vom Londoner Grafschaftsrat geübte Methode den Einzelgemeinden ihre Anleihen dadurch zu vermitteln, daß der Grafschaftsrat ihnen Darlehen gewährt und dafür selbst Inhaberpapiere ausgibt. Natürlich wird stets der Kurs der von einem großen Verwaltungskörper ausgegebenen und garantierten Effekten ein höherer sein als der von einzelnen kleineren Gemeinden. Auch verringern sich die Unkosten bei einer einheitlichen Schuldenverwaltung.

Weiter würde sich die Einrichtung eines gemeinsamen statistischen Amtes empfehlen.

Schließlich könnte noch der Groß-Berliner Selbstverwaltungskörper eine segensreiche Rolle als Vermittler und Schiedsrichter bei kollidierenden Interessen der Einzelgemeinden spielen.

Digitized by Google

Es ließen sich ja wohl auch noch andere Aufgaben auf Groß-Berlin übertragen, doch würde man dadurch die Bedeutung der Einzelgemeinden zu sehr herunterdrücken. Es will mir daher gut erscheinen, nur die einer Vereinheitlichung unbedingt bedürfenden Verwaltungen auf Groß-Berlin zu übertragen. Insbesondere kann man die Schulverwaltung den einzelnen Gemeinden überlassen, wenn nur die gegenseitige Verpflichtung festgesetzt wird, auch Schüler von anderen Gemeinden aufnehmen. Wenn dabei eine Gemeinde mehr Schüler aus der anderen Gemeinde aufnimmt als umgekehrt, würde dafür eine entsprechende Entschädigung (event. durch das als Schiedsrichter fungierende Groß-Berliner Organ) festzusetzen sein.

Was nun die Verfassung der Groß-Berliner Selbstverwaltung anlangt, so würde man wohl besser nicht ohne weiteres in allen Punkten das Schema der Städteordnung anwenden. Der besondere Charakter dieses Verwaltungskörpers als eines seiner Natur nach zwischen der Provinz und zwischen Gemeinden stehenden Organs, welches im wesentlichen Funktionen einer Gemeinde ausübt, dabei aber eine Bevölkerung von einer Provinz zu verwalten hat, verlangt auch eine besondere Verfassung. So haben auch Paris und London eine Spezialverfassung. In London werden sogar die allgemeinen Staatsgesetze meist erst durch ein besonderes Gesetz auf London ausgedehnt — ein Verfahren, das übrigens nicht zweckmäßig erscheint.

Bei dieser besonderen Verfassung wäre zu bedenken, ob man nach dem Muster der Städteordnung für die östlichen Provinzen einen Magistrat bilden solle, oder ob man nicht etwa wie in der Londoner Verfassung und ähnlich in der preußischen Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen nur ein einziges Organ bilden solle, in dem dann die von der Bevölkerung gewählten Vertreter und die kooptierten Beamten zusammensäßen, also gewissermaßen Stadtverordnete und Stadträte in einem Kollegium. Diese Einrichtung hätte zwei Vorzüge. Einerseits würde die durch die Doppelberatung hervorgerufene Arbeitslast vermindert, andererseits aber auch würden die gewählten Vertreter mehr als bei einer Magistratsverfassung an der eigentlichen Verwaltung teilnehmen. Bei der Städteordnung beteiligt sich eigentlich nur eine Körperschaft, der Magistrat, an der Verwaltung, die Tätigkeit der anderen Körperschaft, des Stadtverordneten-

Digitized by Google

kollegiums, beschränkt sich meist auf die Beschlußfassung. Da so die Stadtverordneten wenig Gelegenheit zum Einblick in die Verwaltung erhalten, liegt die Gefahr nahe, daß darunter ihre Sachkenntnis leidet, und Beschlüsse mehr auf Empfehlung der Fraktionsführer als auf Grund einer auf eigene Sachkenntnis der Einzelnen gestützten Ueberzeugung gefaßt werden. Bei einem einzigen Kollegium aber könnten auch die direkt gewählten Vertreter (Stadtverordneten) durch Teilnahme an Kommissionen und durch Uebernahme von Verwaltungsämtern unmittelbar an der Verwaltung teilnehmen.

Aus ähnlichen Gründen wäre die Zahl der gewählten Vertreter nicht zu hoch zu greifen. Wenn man die Zahlen der östlichen Städteordnung annähme, welche mit der wachsenden Bevölkerungszahl eine sich steigernde Anzahl von Stadtverordneten vorsieht, würde die Stadtverordnetenversammlung von Groß-Berlin mehr eine Volksversammlung als ein Kollegium sein. Bei einer so vielköpfigen Menge kann von einer Selbstverwaltung gar keine Rede mehr sein, ja kaum von einer sachgemäßen Beratung. Es würden höchstens Reden zum Fenster hinaus gehalten werden. Hält sich dagegen die Anzahl der Vertreter in mäßigen Grenzen, so wird der Einzelne gezwungen, an den Kommissionen und damit an der Verwaltung eifrigen Anteil zu nehmen, und so auch zu einer sachgemäßen Beschlußfassung befähigt werden.

Gerade in dieser Hinsicht läßt sich aus der Vergleichung der Pariser und Londoner Verhältnisse viel lernen. Trotzdem Paris stets ein einheitliches Verwaltungsgebiet bildete, wird es nicht sehr gut verwaltet. Die Verkehrsmittel sind noch immer in der Hand von privaten Gesellschaften und daher durchweg miserabel. Die Straßenbeleuchtung ist mangelhaft, denn das Monopol der privaten Gasgesellschaft hat der Gemeinderat immer wieder verlängert. Das Wasser ist schlecht, die Steuern sind hoch und hauptsächlich für die ärmere Bevölkerung drückend. Die Armenpflege ist kostspielig und trotzdem mangelhaft, und an sozialen Einrichtungen ist wenig vorhanden. Das ist im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß der Gemeinderat ein lediglich beschließendes Organ ist, das nicht aktiv handeln, daher keine Initiative äußern, sondern nur hindern kann. In ihm werden schöne Reden zum Fenster hinaus gehalten und mit Vorliebe hohe Politik getrieben. Die Verwaltung selbst ist staatlich, und meist stehen Verwaltung und Gemeinderat wie Katz und Hund zueinander.

In London dagegen herrscht eine wirkliche Selbstverwaltung.

Digitized by Google

Jedes Mitglied des Grafschaftsrates ist zugleich beschließend und verwaltend tätig. So sind dem Londoner Grafschaftsrat in der kurzen Zeit seines Bestehens vom Jahre 1889 an schon die bedeutendsten Verbesserungen in Bezug auf Verkehrswege, Gesundheit und soziale Einrichtungen gelungen. —

Aus denselben Gründen, aus denen Bismarck eine Zusammensetzung des deutschen Reichstages aus Delegierten der einzelnen Landtage widerriet, empfiehlt sich nicht eine Zusammensetzung des Groß-Berliner Vertreterkollegiums aus Abgeordneten der einzelnen Gemeindevertretungen. Diese werden immer nur zu leicht geneigt sein, über den Lokalinteressen ihrer einzelnen Gemeinde die der Gesamtheit zu vernachlässigen. Werden dagegen die Mitglieder der Groß-Berliner Stadtvertretung direkt von der Bevölkerung gewählt, so wird bei ihnen der Groß-Berliner Patriotismus ihre Kirchturmsinteressen überwinden. Bei der Bildung dieser Groß-Berliner Gemeindevertretung wäre zu erwägen, wie man am besten den in preußischen Städten geltenden Wahlmodus den Verhältnissen der Weltstadt anpaßte. Natürlich kann es sich nur um eine Anpassung, nicht aber um eine Veränderung der Grundlagen des kommunalen Wahlrechtes handeln. (Erwägungen in letzterer Richtung würden vorläufig einen lediglich theoretischen Wert haben.) Es wäre in erster Linie ins Auge zu fassen, ob man nicht die Zahl der drei Klassen vermehren könnte. Drei Klassen genügen nicht, um den verschiedenen Bevölkerungskreisen bei den komplizierten Verhältnissen einer Großstadt Ausdruck zu verleihen. Bei dem herrschenden Dreiklassensystem kommen insbesondere die öffentlichen Beamten und auch die Privatangestellten nicht zur genügenden Geltung. Sie werden vielfach in der dritten Klasse von den Arbeitermassen erdrückt. Auch ist bei drei Klassen der Unterschied des Wahlrechtes zwischen den verschiedenen Klassen ein sehr großer. Ein Unterschied von ein paar Pfennigen in der Steuerleistung kann das Aufsteigen in eine höhere Klasse und damit etwa die zehnfache Bedeutung der Stimme bewirken. Je mehr Klassen man errichtet, je geringer wird der Unterschied zwischen der einen und der folgenden Klasse sein. Während in kleineren Gemeinden natürlich eine Vermehrung der Klassen schlecht möglich ist, da ja bei jeder partiellen Erneuerung der Gemeindevertretung in jeder Klasse je ein besonderer Vertreter gewählt werden muß, läßt sich dies bei einem großen Gemeinwesen und der größeren Anzahl von Vertretern leicht durchführen. Es würde sich vielleicht empfehlen, fünf Klassen

Digitized by Google

zu bilden und auf diese die Gesamtsumme der Steuern so zu verteilen, daß die erste $^6/_{20}$, die zweite $^5/_{20}$, die dritte $^4/_{20}$, die vierte $^3/_{20}$, und fünfte $^2/_{20}$ der Gesamtsumme aufbringen. Es wäre auch zu erwägen, ob der Nachteil in bezug auf das Wahlrecht, den die Beamten infolge ihrer Steuerprivilegien erleiden, nicht irgendwie auszugleichen wäre, etwa durch Fingierung einer der ganzen Höhe des Gehaltes entsprechenden Steuersumme.

5. Bei den einzelnen Gemeinden wären möglichst die bestehenden Verhältnisse und Einrichtungen aufrecht zu erhalten. Die Abgabe von Kompetenzen an den Groß-Berliner Selbstverwaltungskörper würde ja schon an sich ganz bedeutungsvolle Veränderungen im Gefolge haben. Trotzdem bliebe den Einzelgemeinden noch eine Reihe von wichtigen Aufgaben vorbehalten. In erster Linie steht da die Armenpflege. Diese verlangt ihrem Wesen nach Spezialisierung und Lokalisierung. Je kleiner der Bezirk, je sorgfältiger wird die Armenpflege sein.

Weiterhin verbliebe den Einzelgemeinden die Sorge für die verschiedenen Lehranstalten aller Art, der Bau und die Unterhaltung der Nebenkanäle und Nebenstraßen, die Straßenreinigung und Beleuchtung, Volksbibliotheken und Lesehallen, Bade-, Desinfektionsanstalten, Gewerbegericht u. a.

Vielleicht wären bei einigen Gemeinden Grenzregulierungen im Interesse der Abrundung der Gemeindebezirke zu empfehlen. —

Die Verfassung der Gemeinden, soweit sie Städte sind, wäre im allgemeinen unverändert zu lassen, jedoch müßte den bisherigen Landgemeinden eine den städtischen Verhältnissen entsprechende Verfassung gegeben werden. Heute entstehen dadurch, daß die Landgemeindeordnung bei Gemeinden von etwa 50000 Einwohnern mit vollkommen städtischem Charakter angewandt wird, vielfach unhaltbare Zustände. So z. B. gibt die Landgemeindeordnung Personen, welche nicht im Gemeindebezirk wohnen, aber in demselben Grundstücke besitzen, dennoch das Gemeindewahlrecht. Dies Wahlrecht brauchen sie sogar nicht einmal persönlich auszuüben, sondern können schriftliche Vollmacht erteilen. Das mag bei ländlichen Gemeinden, wo ein Gutsbesitzer zwar nicht in der Gemeinde wohnt, aber doch ein lebhaftes Interesse an dieser Gemeinde nimmt und in seinem Gutsverwalter einen ständigen, mit den Verhältnissen der Gemeinde vertrauten Vertreter hat, nicht unzweckmäßig sein. In einer großstädtischen Gemeinde, wo Grund und Boden

Digitized by Google

Spekulationsobjekt geworden und wie ein Wertpapier von Hand in Hand übergeht, wirkt dieses Privileg widersinnig. Von Grundstücksbesitzern, die weit entfernt wohnen, oft ihr Grundstück nicht einmal gesehen haben, sammelt irgend eine gewandte Persönlichkeit Vollmachten ein, mit deren Hilfe sie dann mehrere Dutzend Stimmen abgibt und den wirklich Eingesessenen mit seiner einzigen Stimme in den Schatten stellt.

Was die Steuerverhältnisse anlangt, so würden sowohl die Groß-Berliner Zentralverwaltung wie die Einzelgemeinden je ihre besonderen Zuschläge zu den direkten Steuern erheben. Inwieweit die indirekten Steuern der Zentrale oder den Einzelgemeinden zu überlassen wären, muß als zu speziell hier übergangen werden.

Die Steuern für das Zentralorgan von Groß-Berlin würden dann natürlich für alle Bezirke gleich sein, die von den einzelnen Gemeinden für ihre Zwecke erhobenen Steuern dagegen verschieden bleiben.

Da aber infolge der Uebertragung wichtiger Aufgaben an die Zentralverwaltung Groß-Berlins die Ausgaben und damit auch die Steuern der Einzelgemeinden sinken würden, so würde die heute bestehende Ungleichmäßigkeit der Steuerlasten der verschiedenen Gemeinden gemildert werden, ohne jedoch einer — wie oben ausgeführt — in ihren Wirkungen bedenklichen, völligen Gleichheit Platz zu machen.

* * *

Wenn der im Vorstehenden gemachte Vorschlag einer beschränkten Zentralisierung der Verwaltung Groß-Berlins unter Bestehenbleiben der heutigen Einzelgemeinden in Einzelheiten ausgeführt ist, so soll damit nicht gesagt sein, daß nicht vieles auch anders geregelt werden könnte. Es soll durch das Eingehen auf die Details vielmehr nur ein anschauliches Bild des Zukunftsplanes gegeben und ein Beweis für seine Durchführbarkeit angetreten werden.

Allerdings wird der vorgeschlagene Weg im Grundsatze für eine wirkliche Reform wohl der gegebene sein.

Wenn man Kleineres mit Großem vergleichen darf, so würde die Entwicklung für Groß-Berlin eine ähnliche

Digitized by Google

wie im Deutschen Reiche werden: Die Einzelstaaten gaben wichtige Kompetenzen an das Reich ab und blieben doch in ihrer Selbständigkeit bestehen. Trotz der neuen Aufgaben, die im Reichstage die Anteilnahme des ganzen Vaterlandes forderten, hat sich das Interesse in den Bundesstaaten an den Arbeiten der Einzellandtage nicht vermindert. In dem Gesamtkörper wie in den Gliedern herrscht reges Leben!

Möge auch für Groß-Berlin bald die Stunde der Einigung schlagen, und möge die geschaffene Einheit ebenso schöne Früchte wie im Reiche tragen!

Digitized by Google

Tunis, Biserta und Tunesien im Jahre 1904.

Von

Theobald Fischer.

Wie überall und aus naheliegenden Gründen der wirtschaftliche Aufschwung und die Europäisierung Tunesiens unter dem französischen Protektorate in den Küstenstädten am augenfälligsten zu Tage tritt, so ganz besonders in der Hauptstadt selbst, aber vielleicht noch auffälliger in Biserta, bei welchem es sich geradezu um eine großartige Neugründung handelt. Tunis und Biserta sind unstreitig die geographisch am meisten begünstigten Punkte in ganz Tunesien, ja, sie gehören zu den bevorzugtesten im ganzen Mittelmeergebiete. Von Tunis leuchtet das ohne weiteres ein. Denn nur die Gunst der Lage erklärt, daß das phönizische Karthago und auf seinen Trümmern das römische zu Weltstädten des Altertums und im Mittelalter in geringer Entfernung Tunis aufblühte, das von den (noch nicht das Meer beherrschenden) Arabern gegründete ganz binnenländische Kairuan rasch überflügelnd. Wenn auch die Stätte von Biserta keine so großen geschichtlichen Erinnerungen birgt, da Hippo Zaritus, dessen Name selbst noch heute an dieser Stelle haftet, nur die Bedeutung einer Mittelstadt hatte, so kann man doch schon heute fragen, ob nicht Biserta bei seiner zur Beherrschung des Mittelmeeres und den Anforderungen des Welthandels der Gegenwart gegenüber weit günstigeren Lage in einer nicht fernen Zukunft die Hauptstadt überflügeln wird.

Wichtige Züge zumal der topographischen wie der geographischen Lage beider Städte ähneln einander. Beiden ist die Ecklage und die Lage an der das Südostbecken des Mittelmeers mit dem Nordwestbecken und dem Ozean verbindenden Meerenge von Pantelleria, also die Lage an einer der wichtigsten Welthandelsstraßen eigen. Aber Tunis, heute durch den Kanal auch für Seeschiffe von mäßigem Tiefgange (6 m) unmittelbar zugänglich, liegt weit zurück, im tiefsten

Digitized by Google

Hintergrunde seines Golfes, etwas abseits der Straße, was für den Weltverkehr der Gegenwart den Verlust kostbarer Zeit bedingt, während Biserta an der Straße selbst und auf der Grenze des tyrrhenischen Meeres und des Westbeckens liegt. Von dem Leuchtturme des Kap Blanco auf dem Gipfel des Dj. Nador wird im Durchschnitt stündlich ein großer vorüberfahrender Dampfer gemeldet. Für den Verkehr Tunesiens mit Sizilien und Sardinien liegt Biserta unbedingt günstiger wie Tunis. Es liegt Neapel und sozusagen auch Marseille gegenüber im Meridian von Genua. Die Entfernung von Cagliari beträgt 230 km, von Trapani 240 km, Neapel 540 km, Genua 800 km, Marseille 780 km, Gibraltar 1350 km, Algier 620 km, Malta 450 km, Port Said 2200 km. Sehr ins Gewicht fällt in der Gegenwart, daß es eine große Kohlenstation werden kann. Für den Seeverkehr erscheint also die geographische Lage von Biserta unbedingt günstiger. Gewiß, die Landbeziehungen von Tunis sind innigere und vielseitigere, denn Tunis ist nicht nur bei seiner Lage im einspringenden Winkel der natürliche Brennpunkt des Land- und Seeverkehrs am Golfe selbst, der Mittelpunkt einer weiten sich zum Golfe neigenden, offenen Landschaft, es ist auch der Knotenpunkt natürlicher Straßen, die vom Süden, von Kairuan her und von noch wichtigeren, die von Westen durch das Tal des Medjerda hier an das Meer ausmünden, ja, es steht auch in bequemer Verbindung mit der dichtbevölkerten Ostküste von Tunesien. Aber immerhin liegt Biserta dem Golfe und dem Medjerda-Tale so nahe, daß es einer Biserta begünstigenden Verkehrspolitik nicht schwer werden würde, Biserta bei der geringen Entfernung von Tunis (70 km) an der Gunst der Lage von Tunis voll teilnehmen zu machen.

Und die topographischen Bedingungen sind bei Biserta auch heute noch weit bessere. Tunis liegt auf und an einer Gruppe niedriger Hügel miocäner Sandsteine und pliocäner Konglomerate, die inselartig aus der Ebene aufsteigen und noch heute eine Art Landenge zwischen zwei flachen Seebecken einnehmen, dem See von Tunis, einem echten Haffe, und dem im Sommer ganz austrocknenden Sebkha Sedjumi. Es ist anzunehmen, daß es sich hier um die ältesten Deltabildungen des Wed Miliana, der nur selten im Spätsommer zu fließen aufhört, und des Medscherda handelt, der seine Mündung unter dem Einflusse des den Golf umkreisenden Meerstroms immer weiter nach links, also nach Norden, ver-

Digitized by Google

schoben hat. Derselbe Meerstrom hat auch mit den Sinkstoffen des Wed Miliana die Nehrung von La Goletta geschaffen und so eine innerste Bucht des Golfs als Haff von demselben abgegliedert. Die Landengen- und Hügellage gab Tunis eine gewisse Festigkeit, während es über das Haff und durch den Durchstich durch die Nehrung, an welchem danach benannt La Goletta (Verkleinerung von gola die Kehle) entstand, Beziehungen zum Meere zu unterhalten vermochte, ohne doch unmittelbar von demselben aus angegriffen werden zu können. — Der Boden der Umgebung ist fruchtbar und in allen Richtungen wegsam, Bausteine, Mörtel, Teer enthält der Boden von Tunis selbst, Brunnen von geringer Tiefe, jetzt häufig an Stelle der Ziehbrunnen Windmotoren, liefern allenthalben Wasser, erst eine größere Entwicklung erforderte Herbeiführung besseren Trinkwassers aus den regenverdichtenden und in starken Quellen wieder von der Oberfläche sendenden Gebirgen des Südens, wie im Altertum so in der Neuzeit. Die alte Wasserleitung von Karthago ist so im Jahre 1861 wieder hergestellt worden. Sie versieht heute auch die Umgebung, bis nach Karthago und La Goletta mit Wasser, das in immer größeren Mengen durch Anschluß neuer Quellen, erst zu denen des Zaghuan die des Djebel Djukar, neuerdings die des Dj. Bargu 125 km weit herbeigeführt wird. Die von den Arabern Duames-eschschiatin genannten großen antiken Zisternen nahe am Meere auf der Stätte von Karthago, die 35 000 bis 40 000 cbm Wasser zu fassen vermögen, sind wieder hergestellt worden und werden durch eine Röhrenleitung von Tunis her gefüllt. Ueberall längs der Leitungen sind Brunnen eingerichtet, so daß europäische Niederlassungen und Meierhöfe entstehen und die Umgebung von Tunis der Hauptschauplatz europäischer Ansiedelung wird. Bereits sind hier $^5/_7$ des Bodens in europäischen Händen und erstehen, im Gegensatz zu den dünngesäeten Ansiedelungen der Eingeborenen, die stets auf Anhöhen liegen, in der vorher menschenleeren Ebene einzelne Meierhöfe und Gruppen von solchen, mehr noch von Sizilianern, wie von Franzosen bewohnt. Selbst der Charakter der Landschaft, die vorher, wo nicht Haine vernachlässigter Oelbäume sich erhalten haben, öde und kahl, im Sommer als sonnenverbrannte Steppe dalag, beginnt sich dadurch, durch die ausgedehnten Weinpflanzungen, durch Pflanzungen von Eukalypten und Fruchtbäumen zu verändern. Doch sind die künstlich berieselten Flächen noch sehr klein, nur Gemüsegärten betriebsamer Sizilianer,

Digitized by Google

da dafür nur das Wasser der Ziehbrunnen zur Verfügung steht. Die große Staubrücke von Bathan am Medscherda, 3 km unterhalb Teburba, die wohl römischen Ursprungs ist und im 17. Jahrhundert durch holländische Baumeister hergestellt worden war, ist ganz in Verfall, wenn man auch noch die Kanäle erkennt, welche das Wasser durch den heute noch 200 000 Stämme zählenden Olivenhain von Teburba leiteten.

Wie die Beschaffung von Wasser, so hat die Entwicklung der Verkehrswege nicht nur Tunis selbst neues Leben gebracht, sondern auch der Umgebung weithin. Tunis ist heute bereits ein ansehnlicher Verkehrsknoten. Hier endigt die große atlantische Längsbahn, welche immer wieder, sei es, wie bei Oran und Algier, durch das Gelände selbst ans Meer gedrängt, sei es durch Sonderlinien mit demselben verbunden, heute nahe der Westgrenze Algeriens bei Tlemcen beginnt, naturnotwendig aber in Zukunft über Udjda, Taza und Fas nach Mehedia an der Mündung des Sebu in den Ozean weiter geführt werden wird. Auch nach Osten und Süden reicht die Eisenbahnverbindung von Tunis bereits bis in den tunesischen Sahel und kleinere Linien strahlen nach La Goletta, nach La Marsa und nach Biserta aus. Selbst elektrische Bahnen führen schon in die Umgebung.

Wohl ebenso wichtig ist die Verbindung mit dem Meere, die der 1893 vollendete Kanal quer durch das Haff etwas südlich von La Goletta ermöglicht hat. Zu 6,5 m Tiefe ist dieser somit nicht den größten Schiffen zugängliche Kanal, in dem höchstens 2 m tiefen, im Laufe der Jahrhunderte vom Unrate der Großstadt aufgehöhten Haffe ausgehoben und von Dämmen aus dem ausgebaggerten Schlamme begleitet. Neun Kilometer lang endigt derselbe in dem 12 ha großen Hafenbecken von Tunis, das von Staden umschlossen und mit allen erforderlichen Anlagen versehen ist. Diese Schöpfung hat etwa 17 Millionen Francs gekostet, die natürlich der tunesische Staat aufgebracht hat. Es ist hier mehr als die Hälfte des Seeverkehrs von Tunesien vereinigt.

Unter diesen Einflüssen hat sich Tunis seit Errichtung des französischen Protektorats außerordentlich entwickelt. Ganz neue, völlig europäische Stadtteile haben sich an die alte arabische Stadt angegliedert, vor allem gegen den Hafen hin, wo alle neuen staatlichen Bauten, der Palast des französischen Residenten, des wahren Herrschers des Landes, die Post, die Banken, die Gasthäuser usw. liegen. Da aber der Baugrund hier schlecht ist und die Aus-

Digitized by Google

dünstungen vom See her sich sehr lästig machen, so entstehen europäische Stadtteile und Villen auch nach Westen hin, ja viele europäische Familien wohnen bereits dauernd in Landhäusern der Vororte am Meere, wie La Marsa. Die Bevölkerung von Tunis kann jetzt schon zu 175 000 angenommen werden, und von 111 000 Europäern, die 1901 in Tunesien gezählt wurden, wohnten nicht weniger als 68 000 allein in Tunis und Umgebung, von 24 000 Franzosen 12 000, von 72 000 Italienern 45 000. Diese, bei weitem überwiegend Sizilianer, bewohnen geschlossen eigene rasch wachsende Stadtteile, wie die Juden. Selbst die Seebäder all der kleinen Ortschaften rings um den Golf, die im Sommer, wer es nur irgend kann, aufsucht, hat jede Nation für sich. Von einer Verschmelzung der Mohammedaner, Juden, Franzosen, Italiener ist zunächst noch keine Rede. Am ehesten dürften sich die Juden den Franzosen anähneln, indem sie eifrig Französisch lernen, auch hier unter dem Einflusse der Alliance Israélite und der Alliance française, welche beide durch die Schulen eifrig französieren. Vorläufig aber bilden Mohammedaner, Juden und Europäer noch drei völlig getrennte Kulturkreise in der Stadt Tunis. So bunt gemischt in ethnischer Hinsicht auch gerade die ersteren sind, die Religion einigt sie. Tunis und Umgebung hat von jeher weithin anziehend gewirkt, zu Lande wie zur See sind unablässig Bevölkerungselemente, namentlich von Süden her zugewandert. Dazu nahmen die Mohammedaner hier noch mehr wie sonst in den Atlasländern christliche Renegaten in sich auf: Italiener, Spanier, Griechen, Tscherkessen usw., von denen viele bis in die neuste Zeit einflußreiche Stellungen erlangten und eine zahlreiche Verwandtschaft herbeizogen. Es gab und gibt Familien, wo der Hausherr Italiener, die eine Frau Griechin, die zweite Türkin, die dritte unbekannter Herkunft ist, aber alle Mohammedaner sind. Der bekannte Mustapha Kasnadar, einer der einflußreichsten Minister vor der französischen Besetzung, war Grieche, seine Frau die Tochter eines Türken und einer Italienerin. Auch Franzosen und Italiener vermischen sich vielfach. Bei den Juden sind solche Mischungen unmöglich, aber auch unter ihnen scheiden sich die alteinheimischen von den livornesischen. Die Juden widmen sich in erster Linie dem Handel und Geldgeschäften, daneben aber doch noch dem Handwerke. Es sind z. B. alle Schneider in Tunis Juden, und im jüdischen Viertel gibt es kaum ein Haus, in welchem nicht ein Schneider wohnt. Aber auch Glaser, Klempner, Goldschmiede und

Digitized by Google

dergleichen sind sie. Die Französierung der Juden beginnt bereits auch in Tunesien die gleiche Wirkung zu zeitigen, die ihre Gleichstellung in Algerien gezeitigt hat: den Antisemitismus, der bei den Mohammedanern, die wirtschaftlich vielfach auf die Juden angewiesen sind, immer vorhanden gewesen ist, jetzt aber auch die Europäer ergreift. Bei den Juden selbst hat das französische Protektorat eine Vergrößerung der Gegensätze von reich und arm hervorgerufen.

Die topographische Lage von Biserta ähnelt insofern derjenigen von Tunis, als auch hier ein See eine große Rolle spielt und der werdende maritime Stützpunkt Biserta ebenfalls im Innern des Landes liegt und nur durch einen Kanal zugänglich ist. Biserta, das alte phönizische Hippo, nachmals nach der Lage an einem natürlichen in ein kleines inneres Meer, dem See von Biserta, bei Griechen und Römern, zum Unterschied von Hippo Regius (Bona) Diarrhytus, Hippo Zaritus genannt, woraus Benzert, Biserta entstanden ist, hat die Lage, welche alle Mittelmeerküstenstädte der Atlasländer von Biserta bis Tanger kennzeichnet: es liegt an und auf Anhöhen an der Westseite eines kleinen flachen Golfes, dessen westlicher Eingang von dem bekannten Kap Blanco beherrscht wird, das unentwegt als die Nordspitze von Afrika bezeichnet wird, obwohl längst nachgewiesen ist, daß das etwas weiter nach Westen gelegene, freilich nicht so hohe und daher als Landmarke weniger auffällige Ras Engelah $2^1/_2$ Bogenminuten weiter nach Norden reicht. insofern unterscheidet sich Biserta von Bona, Bougie, Algier, Tanger usw., als hier das Innere besser aufgeschlossen ist. Ganz ähnlich wie weiter nach Westen bei La Calle und bei Bona küstennahe Seen vorkommen, so liegen hier zwei Seebecken, über deren Entstehung noch nichts gesagt werden kann, — es dürften mit der Küste gleichzeitig gebildete Einbruchsbecken sein — der See von Biserta und der sich landeinwärts an ihn anschließende, nur durch eine 3 km breite Landenge davon getrennte Ischkel-See. Dieser hat seinen Namen von einem mitten darin aufragenden 500 m hohen Kegelberge, dem Djchel Ischkel, wohl einer der Tunesien kennzeichnenden Dome, jedenfalls ein Zeuge bedeutender tektonischer Störungen. Durch den von Süden von Mateur her einmündenden Wed Chair ist das flache Seebecken hier soweit verlandet, daß der macchienbedeckte Dj. Ischkel nur noch bei höchstem Wasserstande im Winter ein Inselberg, sonst durch sumpfiges Schwemmland landfest ist. Da der Ischkel-See im regenreichsten

Digitized by Google

Gebiete von Tunesien liegt — im nahen Krumir- und Mogodgebirge, von dem her er zum Teil gespeist wird, fallen im Mittel etwa $1^1/_2$ m Regen — so hat derselbe dauernden Abfluß durch den Wed Tindja zum See von Biserta und ist süß. Nur selten, bei besonders großer sommerlicher Trockenheit, wenn sich der Spiegel des Ischkel-Sees durch Verdunstung gesenkt hat, zeigt der Wed Tindja, der überall 1—2 m tief in Schlangenwindungen die dort nur 3 km breite, flache, zum Teil sumpfige Landenge durchzieht, die umgekehrte Strömung und führt Salzwasser aus dem See von Biserta herbei. Der ganze See ist wegen der Fülle von Sinkstoffen, die ihm die einmündenden Flüsse und Bäche zuführen, in Auffüllung begriffen und hat nur noch bei gelblich, schlammigem Grunde und fast ringsum flachen, sumpfigen Ufern eine größte Tiefe von 2—3 m. Er erstreckt sich heute noch auf etwa 15 km in westöstlicher, halbsoweit in nordsüdlicher Richtung und hat einen Flächeninhalt von etwa 120 qkm. Für den Biserta-See ist er als Läuterungsbecken und vielleicht auch für die Fischerei von größter Bedeutung. Auch der Biserta See hat annähernd elliptische Gestalt; die große westöstliche Achse ist 15 km lang, die kleine nordsüdliche nur $10^1/_2$ km. Seine Ufer sind zwar auch überwiegend flach, aber doch bestimmt und in der gleichen nördlichen Richtung, in welcher ihm der Wed Tindja als wirklicher Fluß die Gewässer des Ischkel-Sees zuführt, steht er durch einen breiten, sich mehrfach ausbuchtenden und erst nahe dem Meere verengenden Arm von 7 km Länge mit dem Meere in Verbindung. Er ist gewiß einmal eine Meeresbucht gewesen, die ganz ähnlich dem Haff von Tunis durch eine sandige, von Dünen besetzte Nehrung vom Meere abgeschnitten worden ist und sich nur eine schmale durch die Küstenversetzung und einen Meerstrom nach Nordwesten an den Fuß der Höhen vorgeschobene Oeffnung, ein Tief, erhalten hat dank dem Druck der ein regenreiches Gebiet von etwa 2500 qkm Fläche entwässernden Binnenwasser, die den größten Teil des Jahres sich einen Ausweg zum Meere offen halten mußten. Der See von Biserta ist 150 qkm groß und hat in großer Ausdehnung Tiefen von 9—12 m, die also den größten Kriegsschiffen der Gegenwart genügen. Er ist salzig und gibt den größten Teil des Jahres Wasser an das Meer ab, nur während des Sommers strömt ihm Meerwasser zu. Wohl die reichliche Zufuhr von Süßwasser mit reichlichen Nährstoffen von der einen, von Seewasser von der anderen Seite bedingt den ungewöhnlichen Fischreichtum dieses Sees, dessen Ausbeutung von

Digitized by Google

jeher eine wichtige Einnahmequelle des tunesischen Staats gebildet hat. Jetzt sind die Fischereien an die Hafengesellschaft von Biserta verpachtet, die dieselben namentlich mit Hilfe eines großen, am inneren Ende des in den See führenden Kanals angebrachten Gitterwerks betreibt, das den ganzen See absperrt und nur einen 50 m breiten durch Versenken zu öffnenden Eingang besitzt, durch welchen die Schiffe in den See gelangen können. Es werden jetzt im Durchschnitt jährlich mehr als 500 000 kg Fische gefangen, namentlich wenn dieselben wieder dem offenen Meere zustreben, durchweg die edelsten Speisefische, von denen 100 000 kg teils auf Eis, teils gesalzen oder geräuchert nach Frankreich eingeführt werden.

Am Eingange in diesen See, auf und an Hügeln, die Bucht und den See beherrschend, liegt nun Biserta. Der höchste dieser Hügel, der Dj. Kebir, der große Berg, hat eine Höhe von 277 m. Diese Hügel laden förmlich zur Befestigung ein und sind heute sämtlich an Stelle der alten Steinbauten von gewaltigen neuen Vesten gekrönt, die die ganze Umgebung nach der Land- wie nach der Seeseite, die Bucht, den Vorhafen, den Kanal, den See beherrschen. Einst einer der Hauptsitze der tunesischen Seeräuber war Biserta vor kurzem noch ein verödeter Ort. Der als Hafen dienende Kanal war vom Unrate der Jahrhunderte so verschlämmt, daß meist kaum 2 m Wassertiefe vorhanden war.

Daß Frankreich schon vor der Besetzung Tunesiens die hohe Bedeutung von Biserta erkannt hatte, unterliegt keinem Zweifel, da das aber auch bei andern Mächten, besonders England und Italien der Fall war, so war zunächst äußerste Zurückhaltung und Vorsicht geboten und empfahl es sich zu erklären, daß Biserta nicht befestigt werden solle, also genau so wie jetzt Tanger neutralisiert werden soll. Selbstverständlich wird Frankreich, wenn es erst wirklich Herr in Marokko sein wird, nach dem bei Biserta und in Tunesien bewährten Muster verfahren und Tanger in einem Augenblicke, wo England nicht in der Lage ist, darum Krieg zu führen, zu einem großen maritimen Waffenplatze ausgestalten. Mit dem gleichen Geschick, mit welchem die französische Diplomatie soeben in Marokko die Bahn frei zu machen verstanden hat, hat sie auch in Tunesien in den Jahren 1896 und 1897 alle von früherher bestehenden und von ihm bei der Protektoratserklärung ausdrücklich anerkannten Verträge, welche seine Freiheit des Handelns unterbanden, namentlich die sogenannten Kapitulationen, einen nach dem andern unter verhältnismäßig geringen Opfern auf

Digitized by Google

andern Gebieten zu lösen verstanden. Aber schon ehe diese Fesseln abgeschüttelt und alle Mächte aus Tunesien hinauskomplimentiert waren, hatten in aller Stille und unter dem Vorwande, daß es sich um Herstellung eines Handelshafens handle, die großartigen Arbeiten begonnen, welche, schon heute nahezu beendet, Biserta zu einem der größten Seebollwerke der Welt machen werden. Schon 1890 begannen die Arbeiten zur Schaffung eines Handelshafens, 1891 wurde der Grundstein zu der Neustadt gelegt, 1895 der Handelshafen für eröffnet erklärt. Aber 1895 liefen auch die ersten großen französischen Kriegsschiffe in denselben ein, wenn die Arbeiten, die Biserta zu einem wirklichen Kriegshafen ausgestalteten, tatsächlich auch erst 1897 begannen, gleichzeitig mit der Bewilligung von 200 Mill. Frcs. seitens der französischen Volksvertretung zur Vermehrung der Flotte und zur Schaffung von Zufluchtshäfen und Stützpunkten für dieselbe.

Da der bis auf 1 m Tiefe, verschlammte, auch noch durch eine Barre geschlossene natürliche Kanal als Zugang zum See, der den Kriegshafen bilden sollte, nicht geeignet schien, so wurde beschlossen, denselben zuzuschütten und nur die äußere Hälfte zu erhalten, bis dahin, wo er eine mit Häusern bedeckte Insel bildete. Dieser somit heute dort in zwei Zipfel auslaufende alte Hafen dient, etwas gereinigt und am Eingange mit Molen versehen, den Fischerfahrzeugen und den Küstenfahrern. Statt dessen grub man etwas weiter nach Südosten durch die flache Nehrung einen 1500 m langen Kanal, der neuerdings auf 240 m Breite oben, 200 m an der Sohle und 10 m Tiefe gebracht worden ist. Vor dem Eingange wurden zwei gewaltige Steindämme ins Meer hinaus vorgeschoben, von denen der nördlichste jetzt auf 1223, der südöstliche auf 950 m verlängert ist. Der so entstandene Vorhafen ist jetzt nach den Lehren, welche die Vorgänge in Santiago de Cuba, während des spanisch-amerikanischen Krieges geboten haben, wesentlich verbessert worden. Man sagte sich nämlich, daß es unmöglich sein werde zu verhindern, daß ein in raschester Fahrt einlaufendes feindliches Schiff bis in die Kanalmündung gelange und dort versenkt, ähnlich dem Pfropfen einer Flasche, den Kriegshafen sperren und die darin liegenden Schiffe zur Untätigkeit zwingen werde. Um das unmöglich zu machen, hat man quer vor die Hafenmündung noch einen 610 m langen Steindamm aufgeschüttet, so daß nun die Einfahrt nur durch einen der beiden 320 und 680 m breiten Eingänge unter

Digitized by Google

mehrfacher Kursänderung in langsamer Fahrt und unter wirksamem Feuer aller Forts möglich ist.

Der Raum, welcher zwischen dem neuen Kanal und der Altstadt zum Teil durch Zuschüttung des natürlichen Kanals gewonnen wurde, wurde mit den aus dem Kanal ausgehobenen Massen aufgehöht und lieferte den Baugrund für die Neustadt. Diese ist ganz regelmäßig angelegt, sie besitzt einen großen öffentlichen Garten; die Staatsbauten, Bahnhof u. dgl. sind zuerst nnd rasch empor gewachsen. Kohlenlager nehmen das Südufer vor den Gärten des Dorfes Zarzuna ein. Eine 50 m hohe, weithin sichtbare eiserne Brücke, die man über den Kanal hergestellt hatte, ist jetzt aus militärischen Gründen wieder abgebrochen und 1903 nach Brest gebracht und dort aufgestellt worden. Zwei Dampffähren vermitteln jetzt den Verkehr. Sie sollen später durch einen Tunnel ersetzt werden.

Alle Höhen ringsum krönen jetzt bereits Vesten. Der Dj. Kebir ist der Mittelpunkt der Verteidigung und des großen verschanzten Lagers von Biserta. Bis zur Vollendung der Kasernenbauten sind die französischen Truppen noch in Zelten und Baracken untergebracht.

Die Anlagen des Kriegs- und Handelshafens, welche diese Bollwerke zu decken bestimmt sind, liegen aber weit landeinwärts, auch für die weitesttragenden Geschütze einer auf der Reede liegenden feindlichen Flotte nicht erreichbar. Als Handelshafen ist zunächst die Bucht von Sebra eingerichtet, die erste westliche Ausbuchtung des sich nach innen erweiternden natürlichen Kanals, dieselbe liegt 4 km vom Eingange in den Vorhafen und hat Tiefen von 9 m. Freilich steht dieser Handelshafen vorläufig noch leer. Der Handel von Biserta wächst sehr langsam, namentlich weil es an Rückfracht fehlt. Da dies auch aus militärischen Gründen in sofern bedenklich ist, als damit eine stetige Erneuerung der Kohlenbestände schwierig und kostspielig wird, so ist man darauf bedacht, Bisertas Verbindungen mit dem Innern zu verbessern und es namentlich zum Ausfuhrhafen der Erzeugnisse des Bergbaues Nord-Tunesiens zu machen. Doch ist es nicht gelungen, die jetzt in Erschließung begriffenen ungeheuren Phosphatlager des inneren Mittel-Tunesien bei Kalaat-es-Senam, El Kef beziehungsweise Sbiba mit Biserta zu verbinden und von Tunis, dessen Hafen im Vergleich zu Biserta immer schlecht bleiben wird, und Susa abzulenken. Immerhin ist, abgesehen von der Eisenbahn-

Digitized by Google

linie nach Tunis, eine solche im Bau nach Sidi Ahmet im Gebiet der Nefzas, wo Zinkerze vorkommen, und ebenso eine Linie, die von Mateur nach Pont de Trajan bei Beja am Medscherda führt und somit mit der großen Längsbahn verbindet.

Noch weiter landeinwärts an zwei Punkten, räumlich von einander getrennt, liegen die Anlagen des Kriegshafens. Zunächst nahe dem Handelshafen, aber noch nahezu $1^1/_2$ km landeinwärts an einer kleinen jetzt nach dem Admiral Ponty benannten Bucht ebenfalls am Nordwestufer, vor welcher die großen Fahrzeuge der hier stationierten Flottendivision im freien Fahrwasser in Tiefen von 11—12 m zu ankern pflegen, während die Torpedoboote in der Bucht selbst liegen, sind Werkstätten, Kasernen und vor allem auf einem hohen Landvorsprunge weithin sichtbar ein zum Sitz des Befehlshabers der Flottendivision von Tunesien bestimmter Prachtbau errichtet worden. Hier sind auch die 100 Mann Eingeborene untergebracht, mit denen als Nachkommen der alten gefürchteten Seeräuber der Versuch gemacht wird, den Kern der Baharia, einer eingeborenen Seetruppe, auszubilden. Das eigentliche Arsenal liegt noch etwas weiter landeinwärts an der Südwestecke des Sees, 7 km dem inneren Eingange in den Kanal gegenüber, 15 km vom Meere. Dort ist seit 1899 die kleine Bucht vom Sidi Abdallah durch Baggerungen und Dämme zu einem 10 m tiefen Hafenbecken ausgebaut worden, an welches sich Docks und alle sonstigen Anlagen anschließen. Das größte der Docks ist schon 1903 fertiggestellt worden. Das Ganze ist durch Mauern abgeschlossen. Munitionsniederlagen, Kohlenvorräte usw. bilden in der Nähe ähnliche von Mauern eingeschlossene Anlagen. Um dieses große Arsenal ist nun in wenigen Jahren eine neue nach dem verdienten Staatsmanne benannte Stadt Ferryville entstanden, die bereits 5000 bunt aus Eingeborenen, Franzosen, Italienern, Maltesern usw. gemischte Arbeiterbevölkerung mit einer Unzahl von Kneipen und Tingeltangeln beherbergt. Lediglich französische Arbeiter heranzuziehen, ist mit allen Mitteln noch nicht gelungen. Eine für die französischen Beamten erbaute Villenstadt schließt sich an.

Bis 1908 oder 1909 hofft man alle diese Anlagen, die sämtlich mit der Eisenbahn Tunis—Biserta verbunden, bisher 46 Mill. Francs gekostet haben und an denen ohne Unterbrechung 1000 Mann arbeiten, fertigzustellen und damit Biserta zu einem der größten Seekriegshäfen der Welt zu machen. Genau Toulon gegenüber und, von dem im Entstehen begriffenen Kriegshafen an der einen aus-

Digitized by Google

gezeichneten Naturhafen bildenden Bucht von Porto Vecchio auf Korsika und Mers el Kebir bei Oran ergänzt, bildet es den Hauptstützpunkt Frankreichs zur Beherrschung des westlichen Mittelmeeres. Vor den vereinsamten Inselfelsen von Malta und Gibraltar, denen alle Vorräte von weither zu Wasser zugeführt werden müssen, hat Biserta vor allem noch voraus, ein großes reiches Hinterland. Biserta wird auch Frankreichs Herrschaft in Nordafrika weiter befestigen und dasselbe in immer engere Beziehungen zum Mutterlande bringen. Schon heute ist Biserta eine furchtbare Bedrohung sowohl Englands wie Italiens, welches letztere damit heute bereits von Frankreich im Westen förmlich umklammert wird.

Tunis und Biserta, wie sie heute dastehen und in Entwicklung begriffen sind, sind somit glänzende Leistungen, auf welche Frankreich stolz sein kann. Aber ihnen entsprechen zahlreiche andere durch das ganze Land hin. Vor allem ist der wissenschaftlichen, allerdings überall zugleich praktische Ziele verfolgenden Erforschung des Landes zu gedenken, die geradezu bewundernswert ist. Erstaunlich rasch ist eine topographische Karte des ganzen Landes hergestellt worden, zuerst im Maßstabe von 1 : 200000, jetzt aber bereits auf Grund sorgsamerer Neuaufnahme, bei welcher ähnlich wie in Algerien auch der geologische Bau berücksichtigt wird, soweit er das Gelände beeinflußt und für das Verständnis desselben von Wichtigkeit ist, im Maßstab von 1 : 50 000 weit fortgeschritten. Die Küsten sind neu vermessen und ausgelotet, auch die geologische und geographische Erforschung ist weit fortgeschritten, zahlreiche gut gelegene meteorologische Stationen sind seit mehr als einem Jahrzehnt in Wirksamkeit, die Erforschung der Altertümer hat ganz besonders die Vorstellungen über die Dichte der Bevölkerung und den Kulturzustand in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, der höchsten Blütezeit Tunesiens, zu klären und festzuhalten gesucht, in welcher Weise in dem schon damals regenarmen Lande der Wasserbedarf für Menschen und Tiere, teilweise auch für Berieselungszwecke gedeckt wurde. Es sind so ungezählte größere und kleinere Anlagen zur Sammlung und Aufspeicherung von Wasser nachgewiesen worden, die die Vorstellung erwiesen, daß damals kein Tropfen Wasser der Quellen, der Flüsse und der Winterregen unbenützt ins Meer rann. War Tunesien beim Einrücken der Franzosen im Jahre 1881 ein noch völlig unerforschtes und unbekanntes Land, so kann es sich heute bereits den besterforschten Europas zur Seite stellen.

Digitized by Google

Zieht man nun weiter in Betracht, was an Verkehrswegen, an Hafenbauten, an Wasserversorgung der Städte und gesundheitlichen Einrichtungen der verschiedensten Art, was zu Hebung des Anbaues, der Gewerbetätigkeit und des Handels, zur Schaffung einer geordneten Verwaltung und dergl., was für Unterricht usw. getan worden ist, freilich alles aus Landesmitteln, nicht etwa aus von Frankreich geleisteten Beisteuern und selbstverständlich auch mit dem Zweck, Frankreich und den Franzosen hier eine neue Quelle des Reichtums und der Macht zu erschließen, so muß man den Stolz, mit welchem Frankreich auf dies Werk schaut oder eine zeitlang schaute, als völlig berechtigt anerkennen. Man müßte auch annehmen, daß die Eingeborenen für das, was Frankreich ihnen und ihrem Lande geleistet hat, dankbar sind und Frankreich Zuneigung entgegenbringen.

Merkwürdigerweise ist aber das Gegenteil der Fall und neuerdings erheben sich immer lautere Stimmen, französische, nicht etwa solche mißgünstiger Fremder, welche den Beweis zu führen suchen und tatsächlich in allen Hauptfragen auch führen, daß das so hochgepriesene System des Protektorats weder Tunesien noch Frankreich zum Segen gereiche. Da Frankreich sich eben noch anschickt, Marokko die Segnungen des französischen Protektorats, als eines wahren Steins der Weisen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik, zuteil werden zu lassen, so erscheint es lohnend, diese Stimmen auch hier hören zu lassen.

Was zunächst die Stimmung der Eingeborenen anlangt, so fand ich selbst, als ich 1886, also fünf Jahre nach der Besetzung und in einer Zeit, wo von einer Betätigung der Franzosen fast noch nicht die Rede war, das Land bereiste, dieselbe bis auf eine Ausnahme den Franzosen durchaus günstig. Der Gegensatz gegen Algerien war ein auffallender. Die Mißwirtschaft war eben zu ungeheuer gewesen. Aber schon gegen Ende des Jahrhunderts wollten Nichtfranzosen vielfach bereits Franzosenhaß in Tunesien beobachtet haben, und ein Franzose, Lapie, der als Gymnasiallehrer mehrere Jahre in Tunis verbracht und sich namentlich als ein scharfsinniger Beobachter der Bevölkerung erwiesen hat, bezeichnete schon 1897 Tunesien zu französieren als eine unlösbare Aufgabe. Zwar die unteren Schichten der Eingeborenen befänden sich wohl, weil die Löhne stiegen und die Arbeitsgelegenheiten sich mehrten, aber die mittleren Schichten sähen die Quellen ihres bisherigen Wohlstands versiegen, weil die einheimischen Gewerbe unter dem

Digitized by Google

europäischen Wettbewerbe und der Aenderung des Geschmacks unter europäischen Einflüssen im Rückgange sind. Am schlimmsten stehe es mit den reichen Familien, deren Reichtum früher mehr auf der Gunst des Bey und auf Bestehlen des Staats bezw. auf Willkürhandlungen beruhte. Diese verarmen heute, selbst die Glieder der Dynastie sind verschuldet.

Sehr viel schlimmer sind die Aufschlüsse, welche 1903 der Volksvertreter Puech, der Tunesien als in vollem Verfalle darstellte, in der französischen Kammer gab, und die sich daran anschließenden, überall sorgsam, meist mit den amtlichen Zahlen selbst belegten Ausführungen des Kolonialpolitikers Jaques Bahar im Moniteur des Colonies 1904. Derselbe ist bemüht, die Lage zu schildern, wie sie in Wirklichkeit ist, nicht wie sie die Regierung schönfärberisch darstellt. Er spricht geradezu von dem Krach — dies deutsche Wort ist bereits in den französischen Wortschatz aufgenommen — des Protektorats.

Bahar stellt zunächst die amtlichen Berichte kritisch beleuchtend fest, daß von 1891—1902 der Ertrag der Steuer auf Getreide, Oliven, Datteln und Gartenerzeugnisse, d. h. auf alle wichtigen Erzeugnisse des fast ausschließlich vom Bodenbau lebenden Landes um 1 455 000 Francs jährlich gesunken ist, demnach der Gesamtwert der Ernte um etwa 15 Mill. Francs. Es waren 1901 318 000 ha Land weniger angebaut als 1891, also 36 Prozent, und dies obwohl seitdem die europäische Kolonisation sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat. Ebenso hat sich der Viehstand um 357 000 Köpfe vermindert, im Werte von etwa 14 Mill. Francs, während sich in der Zeit von 1886—1891 der Viehstand um 32 Prozent gehoben hatte. Statt vier Köpfe Vieh auf einen Eingeborenen, wie in Algerien, kommen in Tunesien deren heute nur $1^1/_2$ auf einen Eingeborenen. Dementsprechend gab auch die nur die Eingeborenen betreffende Medja-Steuer eine um $1^1/_2$ Mill. Francs geringeren Ertrag, trotzdem die Zahl der besteuerbaren Eingeborenen sehr gewachsen war.

Die Ausfuhr, also vorwiegend diejenige landwirtschaftlicher Erzeugnisse, war zwar von 1892—1902 um $13^1/_2$ Mill. Francs gestiegen, Aus- und Einfuhr überhaupt von $76^1/_2$ auf $123^1/_2$ Mill. Francs. Aber der Wert der neun wichtigsten Erzeugnisse der tunesischen Landwirtschaft war um $14^1/_2$ Mill. gesunken, also um mehr als die Gesamtzunahme, beispielsweise Olivenöl um 5,5, Getreide um 4,7, Trockengemüse um 2,6 Mill. Francs. Jene

Digitized by Google

Gesamtzunahme der Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse kam vorwiegend (8,2 Mill.) auf Vieh und Häute, aber nicht etwa weil sich die Viehzucht so erfreulich entwickelt hatte, sondern auf Kosten des Viehstands selbst! Man könne also von völligem Verfall der eingeborenen tunesischen Landwirtschaft sprechen, nicht von einem Aufblühen, wie die amtlichen Berichte glauben machen wollen. Eine wirkliche Zunahme der Ausfuhr läßt sich bei den Erzeugnissen des Gewerbefleißes feststellen. Aber auch da müssen solche übertriebene amtliche Angaben ausgemerzt werden. So bei den stetig wichtiger werdenden Phosphaten 1,3 Mill. Francs. Der Ausfuhr von Gold und Silber stehe eine größere Einfuhr gegenüber und die Zunahme der Ausfuhr von Erzen um 4,7 Mill. Francs komme nur den Fremden zu gute, in deren Besitz der Bergbau sei, wie auch die Zunahme der Erzeugnisse der Fischerei nur Italienern und Griechen zu gute komme. Es blieben so von der amtlich für 1902 zu 50,7 Mill. Francs angegebenen Ausfuhr tatsächlich nur $26^1/_2$ Mill. übrig, so daß gegen 1892 ein Rückgang von beinahe 10 Mill. stattgefunden hat. So betrage auch die wirkliche Einfuhr nicht 73 Mill., sondern nur $49^1/_2$ und Aus- und Einfuhr 1902 nicht 123,6 Mill., sondern nur 76,1 Mill., so daß der Handel seit 1892 trotz der seitdem um etwa 100 000 Köpfe gewachsenen europäischen Bevölkerung keine aufsteigende Bewegung zeige. Bringe man die Bedürfnisse dieser zu etwa 14 Mill. Francs in Anschlag, so stehen der 76,5 Mill. betragenden Einfuhr von 1892 nur mehr 62,4 Mill. von 1902 gegenüber, also auch da ein Rückgang von 14,1 Mill. Der verminderten Einfuhr im allgemeinen entspricht auch verminderte Einfuhr von Kaffee, Zucker, Baumwollenwaren u. dergl., ja, es stellt sich heraus, daß bei Berücksichtigung der von Frankreich auf Mehl und Teigwaren, die nach Tunesien eingeführt werden, gezahlte Prämie der Gewinn Frankreichs am Handel mit Tunesien, der mit 38,8 Mill. zu 51 Prozent in französischen Händen liegt, tatsächlich nur 821 000 Francs jährlich beträgt.

Die von Frankreich eingeführten scheinbaren Abgabenerleichterungen bilden mit verschiedenen neu eingeführten Abgaben (auf Alkohol, Zucker u. dergl.) tatsächlich eine Vermehrung der Abgaben um $11^1/_4$ Mill. Francs. Nur dadurch, nicht wie amtlich behauptet wird, durch die normale Steigerung des Nationalwohlstands, sind die Staatseinnahmen von 1885—1902 von 18 auf 30 Mill. gestiegen. Zieht man jene $11^1/_4$ Mill. ab, so bleibt 18 Mill., die Summe von 1885

Digitized by Google

Fragt man, was mit dem Gelde gemacht wird, so zeigt sich zunächst, daß in den letzten 10 Jahren die Zahl der Beamten vervierfacht worden ist, die zum Teil ganz ungeheure Gehälter und noch überdies Gratifikationen beziehen und jährlich auf 3 Monate Urlaub Anspruch haben. Es sind 18,2 Prozent aller Franzosen Beamte. Ja 1896 waren von 16 000 Franzosen in Tunesien 3000 Beamte und 1000 Gendarmen, also 25 Prozent. Also auch Tunesien ist danach echt französisch eine Beamtenkolonie. Große Summen werden nach Bahar zur Stimmungsmache an die Presse ausgeworfen oder bei den öffentlichen Beamten verschleudert, ja es wird auf die allerschlimmsten Veruntreuungen hingewiesen. Jeder Kolonist, der sich wirklich ansiedelt, kostet allein an Kolonisations-Reklame 2000 Francs. Dann fordert er Anschlußwege und andere Erleichterungen, so daß man noch jährlich im Durchschnitt 3780 Francs auf jeden Kolonisten rechnen muß. Die französische Regierung hat in der Tat alles nur denkbare getan, um französische Kolonisten herbei zu ziehen, aber sie hat vorwiegend Mißerfolge geerntet. Von 28 000 Franzosen in Tunesien sind nur 1624 Grundbesitzer mit zusammen 600 000 ha Land, aber von diesen sind nur 800 wirkliche Kolonisten, das Ergebnis 20jähriger Kolonisationsarbeit! Die ganze französische Besiedelung von Tunesien ist mehr Geld- und Landspekulation, denn beispielsweise wird das größte der in französischen Besitz befindlichen Güter, die viel genannte Enfida (90 000 ha) mit Sicilianern besiedelt, wie auch andere Großgrundbesitze im kleinen an Italiener aufgeteilt werden. Zu jenen 600 000 ha gehören auch die sog. sialinischen Güter in der Umgebung von Sfaks, die, ausgezeichnetes Olivenland, der ha zu 10 Francs meist an die Freunde des Protektorats abgegeben worden sind, ehemalige Minister, Beamte des Auswärtigen Amts, bekannte Nationalökonomen und Politiker, also alle keine Kolonisten. Dieselben lassen ihre Besitzungen im kleinen von Eingeborenen bearbeiten. Die etwa 800 wirklichen Kolonisten besitzen nur 50—60 000 ha. Die sog. französische Kolonisation in Tunesien trägt also ganz feudalen und großkapitalistischen Charakter mit allen gewöhnlich daran haftenden Folgeerscheinungen. Diese Großkapitalisten stellen sich nicht nur als Menschen hoch über die Eingeborenen, nein, sie verschaffen sich denselben gegenüber selbst Recht und unterstellen, dank dem Einfluß, den sie auf die höchsten Stellen der französischen Verwaltung ausüben, auch die eingeborenen Behörden ihrer Autorität. Häufig hat man so den Eindruck völliger

Digitized by Google

Willkürherrschaft. Die Behandlung der Eingeborenen sei vielfach eine derartige, daß sie auch die friedlichste Bevölkerung zu wildem Hasse aufstacheln würde. Was z. B. über den Verkauf von Kaid-Stellen mitgeteilt wird, mutet ganz marokkanisch an. Dies und die fortschreitende Verarmung aller einflußreichen Kreise der Eingeborenen erklärt das rasche Wachsen des Franzosenhasses bei den Eingeborenen.

Eine andere Gefahr die immer deutlicher hervortritt, immer lebhafter erörtert und kaum von einem Sachkundigen geleugnet wird, ist die mächtig anschwellende Einwanderung und Ansiedelung von Italienern, besonders Sicilianern, der der Großgrundbesitz in ähnlicher Weise und aus ähnlichen Gründen Vorschub leistet wie bei uns der polnischen. Die Sicilianer kommen teils als Landarbeiter, als Arbeiter bei öffentlichen Bauten, wohl auch in den Gewerben und im Bergbau, teils als kleine Grundbesitzer nach Tunesien. Nach Grundbesitz streben sie aber alle mehr oder weniger. Man schätzt diese Einwanderung jährlich auf 6500, und Vaha, gibt die Gesamtzahl der Italiener, die jedenfalls größer ist, wie die amtlichen Zählungen angeben, zu 130 000 an. Bewundernswert mäßig und bedürfnisarm arbeiten diese Sicilianer sozusagen Tag und Nacht, um das ersehnte Ziel, einen kleinen Grundbesitz zu erwerben. Aus einigen Brettern und Petroleumkisten bauen sie sich ein Häuschen, an und um das sie Reben ziehen und Gemüse pflanzen. Solche sicilianischen Hüttendörfer entstehen nicht nur bei Tunis, sondern um fast alle Städte. Allmählich werden die Hütten dann durch bessere Häuser ersetzt. Allen schwierigen Arbeiten, für die Franzosen überhaupt nicht zu haben sind, unterziehen sich diese Leute. Neuerdings haben sich sogar italienische Landgesellschaften gebildet, die Italiener ansiedeln. Aber immerhin ist was heute an Grundbesitz in italienischen Händen ist, gegenüber dem französischen noch verschwindend gering.

Der Gegensatz, der bisher zwischen den in Tunesien herrschenden Zuständen und den anscheinend unheilbar verfahrenen in Algerien bestand, scheint somit von Tag zu Tag geringer zu werden. Kein Kundiger leugnet die furchtbare Schwierigkeit, welche die Eingeborenenfrage in Algerien bedeutet. Soeben noch hat ein sonst sehr optimistischer französischer Kolonialpolitiker (P. Melon) auf den stetig wachsenden furchtbaren Haß der 4 Mill. Eingeborenen hingewiesen, die sich mit ihrer immerhin unter französischen Einflüssen wachsenden Bildung und Einsicht immer mehr als rechtlos, unterdrückt

Digitized by Google

und ausgebeutet ansehen. Ihre Zahl ist beständig gestiegen, ihr Besitz und Wohlstand gesunken. Die gleichen Abgaben der Eingeborenen, die 1890 18 Mill. Francs abwarfen, gaben 1901 nur noch 13 Mill., trotz der gewachsenen Zahl der Steuerzahler. Mehr und mehr sehen sie ihren Landbesitz in die Hände der Christen übergehen. Der mit Recht außerordentliches Aufsehen erregende Prozeß, der sich an den plötzlich ausbrechenden Aufruhr von Margueritte anschloß, stellte fest, daß mehr als 300 Eingeborene auf Wegen, die allerdings den herrschenden Gesetzen nicht widersprachen, von einem Besitz von mehr als 1100 ha vertrieben wurden, ohne eine andere Entschädigung als kaum 3 Francs auf den Kopf! Mit Recht fragt Melon besorgt, was wohl mit den 500 000 über das ganze ungeheure Ländergebiet verstreuten Europäern werden würde in dem Augenblicke, wo Frankreich seine starke Besatzung aus Algerien zurückziehen müßte.

Dazu sind aber diese Europäer, abgesehen von dem großen Prozentsatze, den auch die Spanier und Italiener ausmachen, die schon in vielen Gemeinden spanische, in einzelnen italienische Vertretungen gewählt haben, unter sich uneins, von wilden Leidenschaften zerrissen, alle bemüht, jede Autorität und jeden Trägeeines Bruchteils solcher in den Kot zu ziehen, im Angesichte dieser heute noch mehr als je geeinten, von wilder Rachgier und der Hoffnung, doch einmal das Joch der Christen abschütteln zu können beseelten Masse von Eingeborenen.

Wie wir es in Tunesien feststellen konnten, daß nicht so sehr das amtliche Frankreich, die Regierung es ist, welche durch ihre Maßregeln den Haß der Eingeborenen groß gezogen hat, sondern die einzelnen Franzosen im Lande, wenn auch nicht ohne Mitschuld der Regierung, so hat man in Algerien den Eindruck, daß auch dort, wenn auch unter den unablässig wechselnden Systemen selbst solche eine zeitlang herrschend gewesen sind, die auf grundsätzliche Verarmung und Vernichtung der Eingeborenen abzielten, es vorzugsweise die einzelnen Franzosen, ganz besonders die Kolonisten sind, welche, selbst wenn die Regierung den besten Willen hat, den Eingeborenen gerecht zu werden, durch die Behandlung, welche sie diesen zuteil werden lassen, den Haß derselben immer von neuem schüren.

So glänzend das Bild auch ist, welches Algerien auf den ersten Blick bietet, so bewundernswert ist, was Frankreich in Tunis, in Biserta und ganz Tunesien in einer so kurzen Spanne

Digitized by Google

Zeit geleistet hat, so darf man doch kaum mehr hoffen, daß diese Länder jemals jener glänzenden Zukunft als ein neues Frankreich jenseits des Mittelmeeres entgegengehen, welche französische Patrioten erhoffen und welche man nach den ungeheueren Opfern an Geld und Menschen, die das an Geld reiche, an Menschen so arme Land dafür gebracht hat, nach der Energie und den hohen geistigen Fähigkeiten, welche dies hochstehende Kulturvolk denselben hat zugute kommen lassen, zu erwarten berechtigt wäre. Nun vergegenwärtige man sich Marokko, im Vergleich zu welchem allerdings Algerien und Tunesien als arm erscheinen, wenn sie auch heute schon eine fast ganz allein Frankreich zugute kommende Handelsziffer von 700 Mill. Francs aufweisen, Marokko mit seinen wilden und ausgedehnten Gebirgen und seiner Bevölkerung von mindestens 8 Mill. Eingeborenen, von denen die Mehrzahl niemals fremdes Joch getragen hat! Es gehört ein ungewöhnliches Maß von Wagemut, der allerdings wohl von einem hohen nationalen Bewußtsein eingegeben ist, dazu, sich neben Tunesien und Algerien noch an eine so ungeheuere Aufgabe heranzuwagen. Wenn doch wir Deutschen und unsere leitenden Kreise nur ein Bruchteil dieses Vertrauens auf die eigene Kraft und dieses Wagemuts zum Wohle der Zukunft des deutschen Volkes besäßen!

Digitized by Google

Ueber das Streikrecht der Aerzte.

Von

Dr. med. G. W. Schiele.

Wir haben ein Stück Zukunftsstaat mitten in unserer privatwirtschaftlichen Gegenwart. Unfall, Krankheit, Siechtum und Alter des arbeitenden Volkes, ein ganz ansehnlicher Teil des wirtschaftenden Menschenlebens, sind der privatwirtschaftlichen Fürsorge, der Versorgung oder auch Vernachlässigung durch das freie Interesse des Einzelnen entzogen und durch den Zwang der Gesetze der Versorgung durch Korporationen öffentlichen Rechts unterworfen. Das Wörtlein Zwang sagt aus, daß hier ein Sprung gemacht ist aus der Ordnung, wo das wirtschaftliche Einzelleben frei ist, in die Ordnung, wo es vom Willen der Gesamtheit regiert, befohlen wird, in den Sozialismus. Weil nun dies Stückchen Sozialismus etwas Fremdartiges ist in unserem sonst privatwirtschaftlich geordneten Leben, darum berührt es sich an seinen Grenzen feindlich mit dem, was es umgibt. Der Zweck der Einrichtungen, die durch das Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherungsgesetz geschaffen sind, ist, im Einzelfall Hilfe und besonders ärztliche Hilfe zu bringen, und zwar soll nach dem Gesetz nicht nur der Geldwert, sondern die nötige Arzthilfe selbst dem Berechtigten verschafft werden. Nun siehe da: gerade diese Beschaffung ist dem freien Vertrage, der Besorgung nach den Grundsätzen der privatwirtschaftlichen Freiheit überlassen. Hier sind schon die Grenzen dieses Stückchen Sozialismus. Wenn nun die dem Einzelfalle versprochene Leistung, um derentwillen das Gesetz geschaffen wurde, doch nicht der Zwangskraft des Gesetzes unterliegt, — wie wird es erreicht, daß die Absicht des Gesetzes immer erfüllt werde?

Die Aerzte, die anfänglich mit dem Gefühl Charitas zu üben, den Kassen gegenübergestanden hatten, machten die Erfahrung, daß sie Arbeitgeber bekommen hatten, die auf dem Wege des privat-

Digitized by Google

wirtschaftlichen Vertrages das Arbeitsleben, die wirtschaftliche Existenz des einzelnen Arztes unter ihr Gebot brachten, von denen der Einzelne schutzlos abhängig war, und die im allerfreiesten Gebrauch ihrer Macht Keinem, aber auch Keinem als vielleicht einer vielköpfigen Generalversammlung verantwortlich waren. Charitas verträgt sich nicht in einer Seele mit dem Gefühl der Abhängigkeit von dem, dem man geben soll. Gegen den Uebermächtigen ist man nicht wohltätig. Außerdem wurde die Abhängigkeit als entwürdigend empfunden überall da, wo in den Kassenvorständen Leute geringeren Standes die Brotherren der Aerzte geworden waren. Darum entschlossen sich die Aerzte zur Notwehr und als Arbeiter, die sie sind, griffen sie zu den Waffen der Arbeiter, zur gewerkschaftlichen Organisation. Sie gründeten ihren Verband zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen, der bestimmt ist, an Stelle der Einzelnen den Abschluß von Verträgen zu vermitteln, in Fällen des Vertragsstreites die ausständigen Kollegen mit Geld zu unterstützen, Zuzug fernzuhalten und die Interessen des Standes vor der Oeffentlichkeit zu vertreten; sie setzten also Organisation gegen Organisation. Man kann sagen: sie organisierten den Streik. Aerztestreik, ist das nicht ein furchtbares Wort? Heißt es nicht Wucher treiben mit der Not des Nächsten; wuchern mit der Kunst und Wissenschaft, die uns auf staatlichen Anstalten gelehrt worden ist? Sicher wird ein Aerztestand, der mit seiner Kunst wuchert, leicht das Vertrauen des Volkes verlieren, wird seine Freiheit los werden, und wird seine menschenbeglückende Arbeit abgeben müssen an Organisationen der Kirche und der freien Menschenliebe, die nicht nur um klingenden Lohn, sondern wo es nottut, auch um Gotteslohn arbeiten. Aerztliche Arbeit ohne Menschenliebe hat nur halben Wert. Die ärztliche Arbeit ist erniedrigend, wenn sie die oft schmutzigen körperlichen Dienste nur fürs Geld tut. Der Arzt gehört zum Adel des Volkes und Adel verpflichtet. Ich wollte, der Aerztetag erkennte in einem besonderen Beschluß an, was eigentlich selbstverständlich ist, daß die Verweigerung der ärztlichen Hilfe gegenüber der augenblicklichen Not nie zur Waffe im gewerkschaftlichen Kampf gemacht werden soll, und daß jeder Einzelne dem Einzelnen gegenüber Freiheit hat, wohltätig zu sein, soviel er will und kann.

Ich wollte auch, die Aerzte beschlössen von Fall zu Fall, daß den Mitgliedern von Kassen, mit denen man im Streit ist, die

Digitized by Google

ärztliche Hilfe nicht vollständig verweigert werden soll, sondern gegen bare Zahlung der staatlichen Mindesttaxe gewährt werden darf. Aber darin liegt keine prinzipielle Lösung der Frage, was der Aerztestand darf und was nicht. Die staatliche Taxe ist ja etwas Zufälliges und Willkürliches. Die Schwierigkeit ist größer. Was ist Wucher und was ist Notwehr?

Denn andererseits: jeder Stand braucht seinen materiellen Unterhalt. Wir leben nicht von Menschenliebe und Gütergemeinschaft, wie die ersten Christen, sondern von dem Ertrag unserer Arbeit auf dem freien Markte. Jeder Stand lebt von der Notdurft des anderen. Der Landmann vom Hunger des Städters, der Städter vom Frieren des Landmanns, der Arzt von der Leibesnot, der Geistliche von der Seelennot und der Rechtsgelehrte vom Unrecht. Nun hat der Aerztestand das bitterste Elend sich gegenüber. Er ist immer der nächste zur Hilfe. Die Arbeit, die vor ihm liegt, ist streng genommen unendlich. Kann er auf sich nehmen, wovor selbst die Kräfte der Gesamtheit versagen? In Anerkennung dieser Unmöglichkeit ist dem Arzt die Pflicht zur Hilfe, die ihm früher auferlegt war, wieder abgenommen. Der Arzt darf seine Hilfe versagen. Früher geschah das vom einzelnen Arzt dem einzelnen Kranken gegenüber; heute, wo ein großer Teil der Aerzte nicht mehr einzelnen gegenübersteht, sondern öffentlichen Korporationen, denen er sich durch Vertrag verpflichtet, geschieht auch dies Verweigern der ärztlichen Arbeit korporativ und öffentlich.

Außerdem: aus den materiellen Bedingungen der Existenz folgt die persönliche Freiheit oder Unfreiheit, so sehr ist das Materielle und Leibliche die Voraussetzung des Geistigen und Ethischen. Nicht die Unzufriedenheit mit dem Lohn hat die Aerzte reich und arm, Universitätsprofessoren und Kassenärzte zusammengeführt, sondern das Gefühl der Unfreiheit unter der bisherigen Kassenorganisation. Solange sie nur ihre persönliche Freiheit verteidigen, haben sie das Recht der Notwehr. Aber noch keine siegreiche Bewegung hat aus eigener Mäßigung im Siege Halt gemacht; und doch soll und muß ihr ein Maß um des Gemeinwohles willen gesetzt werden. Wo ist die Grenze, und wie soll sie verteidigt werden?

Auf einem Kongreß aller Ortskrankenkassen Deutschlands ist von sozialdemokratischer Seite ein bemerkenswertes Wort gefallen, etwa folgenden Sinnes: Die Aerzte dürfen nicht streiken. Denn bei den Krankenkassen handelt es sich nicht um

Digitized by Google

privatwirtschaftliche Unternehmungen, wo irgend ein Gewinn in Dividenden und Tantièmen ausgeteilt wird, sondern um öffentliche Einrichtungen, die der allgemeinen Wohlfahrt dienen.

In diesem Wort liegt unzweifelhaft ein Kern von Wahrheit. Auch z. B. in den großen staatlichen Organisationen der Post und des Eisenbahnverkehrs kann und darf es kein Streikrecht geben. Das besondere Interesse der Bahnarbeiter und besonders der Beamten darf dem Gemeininteresse nicht feindlich gegenübertreten. Ja, und wenn es das täte, so könnte es doch nicht siegen außer für einen Moment im Augenblick der Verwirrung, des Chaos. In Holland, wo es erst freies Koalitionsrecht gab, ist das Experimentum in homine, der Versuch am lebenden Menschen, gemacht worden. Der Erfolg war Besiegung der Streikenden und Einschränkung des Streikrechts durch den Staat. Je größer ein Streik wird, je mehr er sich den Dimensionen des Universalstreiks nähert, umso unerreichbarer erscheint der Sieg der Streikenden, weil sie nicht mehr die Dividenden einiger Privatunternehmer, sondern das Gemeininteresse sich gegenübersehen, dem nichts abzuringen ist, weil es nichts übrig hat. Der Streik ist eine Erscheinung, die in die Welt der privatwirtschaftlichen Einzelkämpfe gebannt ist und über deren magische Grenzen nicht hinaus kann.

Aehnlich mit den Krankenkassen. Wenn der Staat durch Gesetze erzwingt, daß seine Untertanen oder doch ein Teil von ihnen ärztliche Hilfe und Krankenunterstützung in öffentlichen Organisationen suchen, für die sie steuern müssen, sie mögen wollen oder nicht, — so darf er es nicht nur der Willkür des privatwirtschaftlichen Vertrages überlassen, ob und wie sie diese Hilfe wirklich bekommen. Die Krankenkassen sind gezwungen, die Pflichten, um derentwillen sie da sind, zu erfüllen. Die Aerzte dagegen sind berechtigt alles zu fordern, was sie auf dem Wege des privatwirtschaftlichen Vertrages, des Sichvertragens oder auch Sichnichtvertragens erreichen können. Bisher waren sie die Schwächeren. Aber ihre Organisation macht sie vielleicht so stark, daß sie die Krankenkassen kommen lassen können und die Zwangslage des Gegners auszunutzen vermögen. Das meinen die Sozialdemokraten, wenn sie sagen, die Zwangskassen würden aus einer Einrichtung für das Wohl der Arbeiter zu einer Einrichtung für das Wohl der Aerzte werden. Welches Agitationsmittel für sie, wenn sie in Zukunft mit Recht behaupten können, die Kassenversicherung, das Geschenk

Digitized by Google

des altehrwürdigen Kaisers, wäre ihnen zu Gunsten der Aerzte verdorben worden.

Also die Aerzte dürfen nicht streiken. Aber das hieße, sie wirklich und für immer zu Sklaven der Kassenvorstände machen, die es in der Hand haben, ohne zureichenden Grund jeden Einzelnen um sein Brot zu bringen, oder auch ihn politisch unfrei zu machen. Das werden sich die Aerzte nie gefallen lassen, und wie will man sie zwingen? Erzwungene Arbeit ist hier weniger wert als nichts. Die Arbeit der Aerzte ist es ja, wodurch die ganzen Leistungen der Kasse aus Paragraphen in die Wirklichkeit übersetzt werden, und mehr noch, die dem ganzen Kassenetat sein Maß gibt. Sowohl die Ausgabe Krankengeld, wie die Ausgabe Arzeneimittel, wie die Ausgabe Arzthonorar, aus welchen dreien der Kassenetat besteht, erhält ihr vernünftiges Maß durch die Gewissenhaftigkeit der ärztlichen Arbeit. Kassenblüte und Kassenverderb sind das Werk der Aerzte. Welcher Irrtum, man könnte mit minderwertigen, feindlichen oder widerwilligen Aerzten arbeiten, mit Lohnarbeitern, denen ihr letzter Schutz, das Streikrecht, genommen ist.

Der Satz, „es darf nicht gestreikt werden", bedarf einer Korrektur. Soll uns aber die Korrektur befriedigen, so muß sie ebenso für die Bahnarbeiter gelten können. Nur dann ist sie echt und gerecht.

Die Korrektur liegt in folgendem: Wenn ein Körper öffentlichen Rechts, Bahnfiskus oder Krankenkasse innerhalb der privatwirtschaftlichen Welt handelt wie ein privater Wirtschafter, d. h. seinen Vorteil nimmt, wo er ihn kriegen kann, Arbeiter annimmt, nicht nach der Berechnung, was brauchen sie, um gut zu arbeiten, sondern nach der, wie billig sind sie augenblicklich auf dem Markt zu haben, so stellt er sich selbst damit unter die Gesetze der privatwirtschaftlichen Welt, und in dieser ist der Streik nicht nur recht und billig, sondern die notwendige Ergänzung der Freiheit des Arbeitgebers.

Da, wo die Grenze ist, da entsteht der Widerspruch zwischen dem Zweckcharakter der Organisation aus öffentlichem Recht und der wirtschaftlichen Freiheit der übrigen Welt. Die Grenze liegt zwischen Bahnfiskus und Arbeitern und zwischen Krankenkasse und Aerzten. Will der Staat, genannt res publica, an dieser Stelle seinen sozialen Willen durchsetzen, so muß er die Grenze

Digitized by Google

dieses Stückchen Sozialismus hinausrücken; das heißt, er muß die Arbeiter und die Aerzte in den Organismus hineinziehen, er muß ihnen Beamtencharakter geben und alle Vorteile und Sicherheiten des Beamtencharakters. Dann erst kann er zu ihnen sagen: Ihr dürft nicht streiken. Das ist eine Lösung, die schon mancher befürwortet hat, und die z. B. in dem Streit des kaiserlichen Kanalamts mit seinen Aerzten besonders nahe lag. Ich möchte aber gleich betonen, daß diese Lösung nur dann von Dauer wäre, wenn ein wirkliches Sanitätskorps eingerichtet würde mit über- und untergeordneten Graden und einem hervorragenden Arzt an der Spitze, der, auch in der Kassenführung selbständig, keinem anderen, als nur dem höchsten Beamten unterstellt wäre. Denn die Leitung des Ganzen ist am besten aufgehoben bei einem von denen, die das leere Paragraphengehäuse mit ihrer lebendigen Arbeit zu füllen haben, den Fachleuten. Ein solches Sanitätskorps, mit allen Einrichtungen, Krankenhäusern, Rettungsstationen, Spezialpolikliniken versehen, für einen hinreichend großen Betrieb, z. B. eine große Stadt, oder einen großen Betrieb organisiert, könnte technisch noch nie dagewesenes leisten. Das wäre die Sozialisierung der ärztlichen Arbeit. Sozialisierung braucht nicht immer Verstaatlichung zu sein; zuweilen ist die Kommunalisierung nützlicher. Eine Gemeinde im weitesten Sinne des Wortes, Stadt oder Kreis oder auch eine Zweckgemeinde übernimmt die Aufgabe, die bisher der freien Wirtschaft des privaten Interesses überlassen war.

Aber dieser neue weite Schritt in den Sozialismus hinein hat seine Bedenken. Fragen wir erst, was für Erfahrungen mit dem bisherigen Sozialismus gemacht sind, den wir in den Zwangsversicherungsgesetzen nunmehr bald 20 Jahre versucht haben. War es richtig und ist es gelungen, diesen Teil des wirtschaftenden Menschenlebens, die Fürsorge für Krankheit, Unfall und Siechtum des Arbeiters dem Einzelinteresse zu nehmen und der öffentlichen Versorgung zu übergeben?

Vollständig gelingen wird das nie. Der Einzelne läßt sich die eigenmächtige Fürsorge für eine leibliche Wohlfahrt nie ganz abnehmen. Nämlich die Heilhilfe am Volk ist schwerer zu sozialisieren als der Verkehr. Wenn ein Schwerkranker anfängt um sein Leben zu bangen, wenn eine Mutter um ihr Kind sorgt, so nehmen sie gerade nicht die ärztliche Hilfe, die ihnen die Krankenkasse bietet, sondern suchen sie

Digitized by Google

gerade anderswo. Es gehört zu den unvermeidlichen Fehlern der Zwangskrankenkassen, daß gegenwärtig ein großer Teil der Versicherten eben nicht zum Kassenarzt geht, gerade darum, weil es der Kassenarzt ist, aus dem unbesiegbaren Mißtrauen, was durch den Zwang geboren wird. Je mehr die Aerzte den Charakter von beamteten Aerzten annehmen, je weiter der einzelne Versicherte von der Wahl des Arztes entfernt wird, je mehr das Verhältnis des Kranken zum Arzt aus einem Akt freien Vertrauens zu einem Pflichtverhältnis wird, umso lieber geht der Kranke anderswohin. Dann verfehlt das ganze ungeheure Werk seinen Zweck. Es wird zu einem leeren Gebäude, woraus der Einwohner, für den es gebaut ist, das wirkliche Menschenleben, flieht, um sich außerhalb, in der Freiheit zu versorgen. Das ist die größte Gefahr, für unsere Wohlfahrtsorganisationen, daß sie eine Last ohne Nutzen werden könnten. Bisher ist das im ganzen vermieden worden. Es haben freilich viele Versicherte nur immer gezahlt und im Falle der Not wo anders Hilfe gesucht. Aber die Vielzahl und Kleinheit der Kassen, die dem Kassenmitgliede erlaubt, an der Auswahl des Arztes teilzunehmen, und die es möglich macht, weil die Kontrolle leicht ist, dem Kranken sogar im Einzelfalle freie Arztwahl zu gewähren, gerade diese Momente des privatwirtschaftlich freien Vertragsverkehrs haben den Zweck des Gesetzes bisher gerettet. Nur eine sehr vollkommene Organisation des ärztlichen Beamtendienstes könnte für diese Freiheit Ersatz leisten. Es ist darum sehr die Frage, ob man gut tut, die Grenzen des Staatssozialismus hinauszurücken, an Stelle der Freiheit des Privatvertrages zwischen Krankenkassen und Aerzten Zwang und öffentliches Recht zu setzen.

Ein zweites Moment ist noch zu beachten: Der politische Vorteil dieser Gesetze liegt darin, daß neben allem theoretischen Gezänk ein Versuch gemacht wird mit der sozialen Idee, der Idee, das wirtschaftliche Menschenleben unter dem Zwang des Gemeininteresses — kommunistisch, sozial, öffentlich-rechtlich — zu gestalten. Es ist gerade sehr weise getan, daß die Majorität, die Macht in einzelnen dieser Organisationen den Sozialisten, den Arbeitern in die Hand gespielt ist. Mögen sie und die von ihnen regiert werden, nun erfahren, was an diesen Ideen ist, mögen sie die Gefahren der Korruption erproben und die Gewaltherrschaft einzelner Demagogen kennen lernen. Die Menschen

Digitized by Google

lernen nur aus dem Versuch, aus Fehlern den Irrtum und das Bessermachen. Welcher Gewinn, daß die Arbeiter als Arbeitgeber an den Aerzten die Arbeiterbewegung im Widerspiel sehen, und umgekehrt, daß die bürgerlichen Stände das bedingte Recht von Koalition und Streikkampf anerkennen müssen. Mögen außerdem die Arbeiter in der Ausübung dieser Gesetze lernen, wie ungeheuer schwer es ist, und ob es überhaupt möglich ist, auch nur einen Teil des wirtschaftenden Menschenlebens, die Versorgung in Krankheit und Siechtum öffentlich zu ordnen und hierfür wirklich und vollständig das Privatinteresse zu ersetzen.

Der politische Wert und Gewinn dieser Gesetze wäre dahin, wenn die Regierung den Krankenkassen die Selbstverwaltung abnähme, sie zentralisierte, und mit beamteten Aerzten versorgte. Nunmehr wäre ja an allen Unvollkommenheiten die Regierung schuld; und solche würden nicht ausbleiben, weil es sehr schwer, ja unmöglich ist, die Heilhilfe im größten Stil zu sozialisieren. Wenden wir uns noch einmal den parallelen Erscheinungen im Bahn- und Postbetriebe zu. Bringt auch hier die Verstaatlichung des wirtschaftlichen Lebens Nachteile und Gefahren? Das deutsche Volk ist sich deren im allgemeinen nicht bewußt. Sie sind auch nicht gerade dringend. Sie sind nur unbemerkt vorhanden. Aber vorhanden sind sie, z. B. das Recht zu streiken wird den unzufriedenen Elementen abgesprochen, aber das Recht auf politische Betätigung ihrer Unzufriedenheit, zumal wenn sie in etwas berechtigt ist, kann ihnen als Staatsbürgern nicht genommen werden. An Stelle eines Streikes muß also politische Opposition treten. Die Kämpfe werden aus wirtschaftlichen sofort politische. Sich unnötig mit politischer Unzufriedenheit belasten, darf nur eine Regierung, die ihrer Stärke und Klugheit sehr viel zutraut, und wenn sie wirklich klug ist, so tut sie es trotzdem nicht. Gerade die Mischung wirtschaftlicher und politischer Unzufriedenheit ist von hoher Explosivkraft und macht den Spannungsdruck im Innern des Staatslebens gefährlich steigen. Dementsprechend müssen auch die äußeren Gewaltmittel, sozusagen die Kesselwände des Staates verstärkt werden. Es ist darum ganz allgemein betrachtet der Grundsatz richtig: es soll nicht ein unnötig großer Teil des wirtschaftlichen Lebens unter die ausschließliche Verantwortung des Staates gestellt werden. Auf die Krankenkassen angewandt lehrt dieser Satz: Der Staat soll sich nicht beeilen, den Kassen

Digitized by Google

die Selbstverwaltung zu nehmen, weil er damit in erhöhtem Maß sich für die Fehler der Organisation verantwortlich macht.

Aber die Regierung ist trotz aller Bedenklichkeiten zu handeln gezwungen, wenn der Streit zwischen Krankenkassen und Aerzten so heftig wird, daß er die Ausführung des Gesetzes lähmt. Denn die Majestät des Gesetzes darf nicht im Kampf der Privatinteressen untergehen. Was soll sie tun? In Köln und Leipzig hat sie im großen und ganzen zu Gunsten der Aerzte entschieden. So lange sie das kann, ist ihre Aufgabe noch leicht. Und sie darf das. Es gibt in der Organisation der Krankenkassen nicht nur zwei, sondern drei berechtigte Parteien: Die Versicherten, die Kassenvorstände und die Aerzte. Jede hat ihr besonderes Interesse und jede ist berechtigt: Die Versicherten, denn um ihretwillen ist das Gesetz geschaffen; — der Kassenvorstand, denn er hat die mühsam gesammelten Gelder sorgsam ihrem Zweck zuzuwenden; — und die Aerzte, denn sie leisten die eigentliche Arbeit in der Ausführung des Gesetzes, ohne sie ist auch keine Kontrolle, ob das Geld für seinen Zweck verbraucht wird, möglich. Diese Interessen können sich in drei verschiedenen Arten gruppieren und gegeneinander kehren. Die Versicherten können sich mit dem Kassenvorstand verbinden, wenn sie meinen, daß die Aerzte zu wenig arbeiten oder zuviel fordern; das geschieht häufig in kleinen Ortskrankenkassen. Oder die Kassenvorstände können sich mit den Aerzten verbinden gegen die Kassenmitglieder, wenn sie meinen, daß diese durch Simulation die Kasse schädigen; das geschieht häufig in den Betriebs- und Gemeindekrankenkassen. Oder die Aerzte können sich mit den Versicherten gegen den Kassenvorstand verbinden, wenn sie meinen, daß dieser für seine eigne Macht und Bequemlichkeit den Zweck des Gesetzes gefährdet; so ist die Losung „freie Arztwahl" etwas, was Versicherte und Aerzte gegen den Kassenvorstand verbindet. Wenn solche zwei Parteien sich gegen die Dritte verteidigen, so können sie natürlich im Irrtum und Unrecht sein; aber gewöhnlich sind sie es, die den wahren Willen des Gesetzes vertreten, und setzen ihn auch durch. Das ist die Selbststeuerung in der Wirkung des Krankenversicherungsgesetzes. Die Regierung hat keinen Grund, dem zu wehren, so lange sie nicht den Gesetzeswillen auf die Dauer gefährdet sieht. Wenn die Aerzte freie Arztwahl fordern und durchsetzen, so ist

Digitized by Google

das an sich nichts Ungehöriges. Wenn sie durch irgend eine Kontingentierung des ärztlichen Gesamthonorars der Kasse einen Teil des Risikos abnehmen, so ist das sogar ein großer Vorteil für die Stabilität der Kasse, und man kann dabei höchstens im Zweifel sein, ob die Aerzte in ihren eignen Reihen auf die Dauer so viel Disziplin halten werden, daß sie der großen Aufgabe gewachsen bleiben.

Die Schwierigkeiten für die Regierung fangen erst an, wenn die Aerzte mit ihren Forderungen gegen das berechtigte Interesse der Versicherten, überhaupt gegen den Zweck des Gesetzes angehen. Was dann? Welche Wege hat die Regierung, den Zweck des Gesetzes zu sichern?

Der eine ist im Vorhergehenden besprochen. Die Aerzte werden zu Beamten gemacht und verlieren damit sowohl das Recht als die Not zu streiken. Aber die Kassen werden dann ihre freie Selbstverwaltung los und müssen zu großen Organisationen zusammen gesetzt werden. Ich glaube, daß weder die Kassen noch die Aerzte auf diesen Weg drängen werden, und die Regierung wird bloß damit zu drohen brauchen, so werden sich die streitenden Parteien zu einigen suchen, um, was sie haben, zu behalten, die Kassen ihre Selbstverwaltung und die Aerzte ihre privatwirtschaftliche Freiheit.

Es ist nun noch ein andrer Weg denkbar. Nämlich so gut wie man die Grenzen der öffentlichen Organisation weiter steckt, indem man die Aerzte mit hineinnimmt, kann man sie auch enger setzen. Das ist z. B. auch in Leipzig geschehen. Indem man die Kassenbehandlung der Familienangehörigen aufgab, überließ man, was bisher öffentlich versorgt wurde, wieder dem Privatinteresse. Ein weiterer Schritt wäre der, daß man die Lieferung der ärztlichen Hilfe in natura überhaupt aufgäbe und statt dessen ein wenig höheres Krankengeld gäbe und einen etwas geringeren Beitrag einforderte, die Besorgung der ärztlichen Hilfe also in jedem Falle der Privatfürsorge überließe. Daß das möglich ist, machen die freien Hilfskassen, die diese Einrichtung haben und dabei gedeihen, wahrscheinlich. Bisher ist dieser Weg durch den ausdrücklichen Wortlaut des Gesetzes versperrt. Es wäre also eine Gesetzänderung nötig, um den Krankenkassen die Bewegungsfreiheit hierzu zu geben. Der Nachteil dieses Verfahrens wäre, daß an Stelle der intensiven ärztlichen Versorgung, die dem versicherten Teil des Volkes jetzt zugewendet wird, ein sehr viel billigeres.

Digitized by Google

aber auch sehr viel geringeres Maß ärztlicher Hilfe von den Versicherten in Anspruch genommen würde. Für die Aerzte würde der Nachteil herausspringen, daß sie nun nicht mehr mit den immer zahlungssicheren Kassen, sondern mit den zahlungsläßigen und noch dazu verwöhnten Einzelnen als Schuldnern zu tun hätten. Ich glaube der Hinweis auf diese Möglichkeit würde die Aerzte bald vorsichtig in der Ueberspannung ihrer Forderungen machen.

Welchen Weg man aber auch im Notfall einmal wählen mag, den zur Erweiterung oder zur Verengerung der sozialen Ordnungen, — so ist doch eins nach meiner Meinung das Wichtigste, nämlich, daß man nicht einen ausschließlich wählt. *Nur keine allgemeine Schablone für das ganze Reich.* Es ist zwar im Reichstag eine Resolution eingebracht, die die Regierung auffordert, das Verhältnis der Aerzte zu den Krankenkassen reichsgesetzlich zu regeln. Die Resolution deutet aber garnicht an, wie sie es geordnet haben will. Würden die Sprecher der Resolution denn mit jeder Lösung zufrieden sein? Ich glaube eher mit jeder unzufrieden.

Die Entwicklung unter dem Krankenversicherungsgesetz hat im ganzen Deutschen Reich zu *einer ungeheuren Mannigfaltigkeit* in der Einzelbildung der Kassen geführt. Von Ort zu Ort sind die Verhältnisse ganz verschieden. Hier eine große Stadt, die von einer Riesenkasse, technisch gut, aber etwas gewalttätig versorgt wird, dort eine Unzahl kleiner Kassen, deren technische Leistungen vielleicht geringer sind, die aber durch ihre innige Fühlung mit dem Volk dem Einzelinteresse besser genügen können. Betriebskrankenkassen vom Fabrikbesitzer verwaltet, Gemeindekrankenkassen vom Landrat oder Magistrat, Gesellenkrankenkassen von kleinen Meistern, große und kleine Ortskrankenkassen von sozialdemokratischen Arbeitern regiert, ein so buntes Bild, daß wohl jede Stadt und jeder Kreis eine Besonderheit aufweisen kann. In dieser Mannigfaltigkeit liegen alle möglichen Formen der Ausführung des Krankengesetzes ausgeprobt vor. Keine ist vollkommen, jede hat ihre Vorteile und ihre Nachteile. Und was hier Vorteil ist, ist dort noch lange nicht dasselbe. An der Organisation der ärztlichen Hilfe ist *in den Großstädten die Hauptsache*, daß ärztliche Hilfe immer zu finden ist und weder Nachts noch Sonntags verweigert wird; sonst läuft der Bote zu zwölf Aerzten, ehe einer kommt. Darum große Organisationen.

Digitized by Google

das an sich nichts Ungehöriges. Wenn sie durch irgend eine Kontingentierung des ärztlichen Gesamthonorars der Kasse einen Teil des Risikos abnehmen, so ist das sogar ein großer Vorteil für die Stabilität der Kasse, und man kann dabei höchstens im Zweifel sein, ob die Aerzte in ihren eignen Reihen auf die Dauer so viel Disziplin halten werden, daß sie der großen Aufgabe gewachsen bleiben.

Die Schwierigkeiten für die Regierung fangen erst an, wenn die Aerzte mit ihren Forderungen gegen das berechtigte Interesse der Versicherten, überhaupt gegen den Zweck des Gesetzes angehen. Was dann? Welche Wege hat die Regierung, den Zweck des Gesetzes zu sichern?

Der eine ist im Vorhergehenden besprochen. Die Aerzte werden zu Beamten gemacht und verlieren damit sowohl das Recht als die Not zu streiken. Aber die Kassen werden dann ihre freie Selbstverwaltung los und müssen zu großen Organisationen zusammen gesetzt werden. Ich glaube, daß weder die Kassen noch die Aerzte auf diesen Weg drängen werden, und die Regierung wird bloß damit zu drohen brauchen, so werden sich die streitenden Parteien zu einigen suchen, um, was sie haben, zu behalten, die Kassen ihre Selbstverwaltung und die Aerzte ihre privatwirtschaftliche Freiheit.

Es ist nun noch ein andrer Weg denkbar. Nämlich so gut wie man die Grenzen der öffentlichen Organisation weiter steckt, indem man die Aerzte mit hineinnimmt, kann man sie auch enger setzen. Das ist z. B. auch in Leipzig geschehen. Indem man die Kassenbehandlung der Familienangehörigen aufgab, überließ man, was bisher öffentlich versorgt wurde, wieder dem Privatinteresse. Ein weiterer Schritt wäre der, daß man die Lieferung der ärztlichen Hilfe in natura überhaupt aufgäbe und statt dessen ein wenig höheres Krankengeld gäbe und einen etwas geringeren Beitrag einforderte, die Besorgung der ärztlichen Hilfe also in jedem Falle der Privatfürsorge überließe. Daß das möglich ist, machen die freien Hilfskassen, die diese Einrichtung haben und dabei gedeihen, wahrscheinlich. Bisher ist dieser Weg durch den ausdrücklichen Wortlaut des Gesetzes versperrt. Es wäre also eine Gesetzänderung nötig, um den Krankenkassen die Bewegungsfreiheit hierzu zu geben. Der Nachteil dieses Verfahrens wäre, daß an Stelle der intensiven ärztlichen Versorgung, die dem versicherten Teil des Volkes jetzt zugewendet wird, ein sehr viel billigeres,

Digitized by Google

aber auch sehr viel geringeres Maß ärztlicher Hilfe von den Versicherten in Anspruch genommen würde. Für die Aerzte würde der Nachteil herausspringen, daß sie nun nicht mehr mit den immer zahlungssicheren Kassen, sondern mit den zahlungsläßigen und noch dazu verwöhnten Einzelnen als Schuldnern zu tun hätten. Ich glaube der Hinweis auf diese Möglichkeit würde die Aerzte bald vorsichtig in der Ueberspannung ihrer Forderungen machen.

Welchen Weg man aber auch im Notfall einmal wählen mag, den zur Erweiterung oder zur Verengerung der sozialen Ordnungen, — so ist doch eins nach meiner Meinung das Wichtigste, nämlich, daß man nicht einen ausschließlich wählt. *Nur keine allgemeine Schablone für das ganze Reich.* Es ist zwar im Reichstag eine Resolution eingebracht, die die Regierung auffordert, das Verhältnis der Aerzte zu den Krankenkassen reichsgesetzlich zu regeln. Die Resolution deutet aber garnicht an, wie sie es geordnet haben will. Würden die Sprecher der Resolution denn mit jeder Lösung zufrieden sein? Ich glaube eher mit jeder unzufrieden.

Die Entwicklung unter dem Krankenversicherungsgesetz hat im ganzen Deutschen Reich *zu einer ungeheuren Mannigfaltigkeit* in der Einzelbildung der Kassen geführt. Von Ort zu Ort sind die Verhältnisse ganz verschieden. Hier eine große Stadt, die von einer Riesenkasse, technisch gut, aber etwas gewalttätig versorgt wird, dort eine Unzahl kleiner Kassen, deren technische Leistungen vielleicht geringer sind, die aber durch ihre innige Fühlung mit dem Volk dem Einzelinteresse besser genügen können. Betriebskrankenkassen vom Fabrikbesitzer verwaltet, Gemeindekrankenkassen vom Landrat oder Magistrat , Gesellenkrankenkassen von kleinen Meistern, große und kleine Ortskrankenkassen von sozialdemokratischen Arbeitern regiert, ein so buntes Bild, daß wohl jede Stadt und jeder Kreis eine Besonderheit aufweisen kann. In dieser Mannigfaltigkeit liegen alle möglichen Formen der Ausführung des Krankengesetzes ausgeprobt vor. Keine ist vollkommen, jede hat ihre Vorteile und ihre Nachteile. Und was hier Vorteil ist, ist dort noch lange nicht dasselbe. An der Organisation der ärztlichen Hilfe ist *in den Großstädten die Hauptsache*, daß ärztliche Hilfe immer zu finden ist und weder Nachts noch Sonntags verweigert wird; sonst läuft der Bote zu zwölf Aerzten, ehe einer kommt. Darum große Organisationen.

Digitized by Google

die eine Vielzahl von Aerzten verpflichtet haben und zwischen diesen freie Arztwahl erlauben.

In den Mittelstädten ist die Hauptsache, daß dem Versicherten der Zutritt zu den tüchtigsten Aerzten ermöglicht wird, sonst läßt er den Kassenarzt zu Hause und zahlt doppelt. Darum freie Arztwahl in einer großen oder auch in einer Mehrzahl kleiner Kassen.

Auf dem Lande ist nicht die freie Arztwahl die Hauptsache, — denn auch der Wohlhabende hat dort nicht immer Arztwahl; — sondern daß der Arzt häufig kommen kann. Das wird am besten erreicht durch das System, was in Hessen üblich ist. Gemeinden zahlen ein bis zwei Aerzten ein Fixum und legen ihnen dafür die Verpflichtung auf, ihre Besuche über Land zu einem billigen Einheitssatz zu machen, so billig, wie sie ohne das Fixum nie fahren könnten. Auf dem Lande sind der Billigkeiten der Verwaltung wegen Gemeinde- und Kreiskrankenkassen das beste.

Das Gesetz hat in den Krankenkassen Zweckgemeinden, Kommunalkörper geschaffen, d. h. Gemeinden, die nicht nur örtlich, sondern auf einen Personenkreis beschränkt sind, und deren Tun nur auf einen bestimmten Zweck hingelenkt ist. Aber über den Schöpfungsakt hinaus möge ihnen das Gesetz eine freie Fortentwicklung lassen, damit ihr örtlich und persönlich bestimmter Zweck auch auf die jedesmal beste Weise erreicht werde. Nachdem etwas Lebendiges gezeugt ist, muß man es wachsen lassen. Nur so erreicht es die Vollendung, die in ihm liegt. Auch die politischen Schöpfungen der Menschen springen nicht, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus. Sie müssen wachsen.

Allerdings gibt es auch Mißbildungen, die in sich den Todeskeim zur Selbstzerstörung tragen. Wo solche Riesenkassen bestehen, wie in Leipzig, da wird man notwendig für die weitere Entwicklung die eine oder andere Richtung wählen müssen. Ein mühsam vermittelter, privatwirtschaftlicher Vertrag zwischen Aerzten und Krankenkasse ist eine zu schmale Basis für eine so große Organisation, von der das Wohlbefinden einer so großen Menschenmasse abhängt. Es sind stärkere Verankerungen nötig. Andererseits ist es unmöglich, die Aerzteschaft einer so großen Organisation in rechtlose Abhängigkeit von deren Vorstand zu bringen. Um Frieden zu haben, muß man entweder die Kasse zerschlagen

Digitized by Google

in einzelne kleinere, was sich in Leipzig schon vorzubereiten scheint; denn viele Herren sind für die gesamte Aerzteschaft kein Herr; — oder man muß auf dem entgegengesetzten Wege den Fehler wieder gut machen, aus dem der Unfriede kommt, nämlich daß dem Arzte als dem unentbehrlichsten Mitarbeiter kein würdiger Platz in der Organisation angewiesen ist. Man muß die Aerzteschaft in die Organisation hineinnehmen.

Vorbild sollte das Verhältnis zwischen Stadtverordneten und Magistrat sein. Denn eine große Krankenkasse ist eben auch eine Art Kommunalkörper, der auf Kosten einer Gemeinheit, nämlich der Versicherten, und für deren Wohlfahrt technische Aufgaben zu lösen hat und durch einen Arbeitskörper lösen läßt. Der Arbeitskörper heißt hier Aerzteschaft, dort Magistrat. Die Stadtverordneten wählen den Magistrat; aber einmal gewählt ist der Magistrat für eine Reihe von Jahren und für einen bestimmten Teil seiner Arbeit von der Bevormundung der Stadtverordneten und von deren Beifall unabhängig. Auch ist der Magistrat nicht eine formlose Gruppe von Einzelarbeitern, sondern eine Körperschaft, ein Stab, hier mehr monarchisch, dort mehr kollegialisch geordnet. So könnten auch die Aerzte, die heute der Organisation einzeln und fremd oder vereint und dann feindlich gegenüberstehen, aufgenommen werden in den Verwaltungskörper, in ihm einen ärztlichen Stab bilden und darin eine solche Stelle erhalten, daß sie ihre Ehre im Gedeihen dieser großen Organisation sehen, — weil ja das, was sie leisten, der eigentliche Arbeitszweck der ganzen Einrichtung ist.

Wie verhalten sich zu diesen Möglichkeiten die Forderungen der Aerzte?

Die Aerzte wollen sich vor allem aus der sklavischen Abhängigkeit von den Kassenvorständen befreien. Deshalb verlangen sie, daß die Kassenvorstände keinen Arzt mehr willkürlich anstellen, disziplinieren oder entlassen dürfen. Vielmehr soll diese Verantwortung sogenannten gemischten Kommissionen, in denen zu gleicher Zahl Aerzte und Kassenvertreter sitzen, anvertraut werden. Sie verlangen außerdem freie Arztwahl, nicht nur weil das das natürliche Verhältnis zwischen Arzt und Patient ist, sondern weil sie das System der fixierten Kassenärzte als das der Abhängigkeit vom Kassenvorstand verwerfen. Weil die freie Arztwahl ohne Sicherungsmaßregeln dem Kassenetat gefährlich werden könnte, so verlangen sie nur die beschränkt freie Arztwahl, d. h.

Digitized by Google

eine beschränkte und darum kontrollierbare Zahl von Aerzten verpflichtet sich zu weitgehender Selbstkontrolle darüber, daß nicht unnötig viel Besuche gemacht werden, daß die Versicherten nicht zu Unrecht und nicht zu lange erwerbsunfähig geschrieben werden. In Leipzig sowohl wie in München, wo jetzt mit der freien Arztwahl die Probe gemacht wird, ist diese Einrichtung der gemischten Kommission und in enger Verbindung damit der ärztlichen Kontrolle getroffen worden, und die Aerzte setzen ihr ganzes Gewissen daran, die Interessen der Kassen zu behüten, damit sie den Beweis liefern, daß die beschränkt freie Arztwahl ohne Schädigung der Kasse möglich ist.

Nun ist es klar und wird an den genannten Orten offenkundig, daß der alte Kassenvorstand den wichtigen und schwierigen Teil seiner Amtsarbeit abgegeben hat an die gemischten Kommissionen. In Arztkosten, Apothekenkosten und Krankengeldern gehen die Ausgaben der Kasse auf. Hierin sparsam zu wirtschaften, das ist die Leistung, von der die Blüte oder der Verderb der Kasse abhängt. Der alte Vorstand hat neben den gemischten Kommissionen darin nichts mehr zu sagen. Er ist nicht mehr als ein Bureau zur Verrechnung von Einnahmen und Ausgaben, Haltung der Listen, Eintreibung der Beiträge; seine Hauptaufgabe ist, daß er keine Rechenfehler macht. In den eigentlich sachlichen Fragen kann er nichts weiter tun, als die Verantwortung auf die gemischten Kommissionen abschieben. Das eigentliche Regiment der Kasse sitzt in den gemischten Kommissionen und in der ärztlichen Kontrolle. Von deren Wirtschaft hängt unter anderem auch ab, ob die Kassenleistungen erhöht werden können oder verringert werden müssen.

Der Sinn dieser Entwicklung, die sich mit einer gewissen blinden Naturnotwendigkeit durchsetzt, ist der, daß sich die Aerzte den Teil am Kassenregiment nehmen, der ihnen der Natur der Sache nach zukommt, den ihnen aber das Gesetz von sich aus nicht zugedacht hatte. Sie setzen das durch nicht mit Staatshilfe, sondern mit Selbsthilfe, weil sie die Logik der Tatsachen für sich haben. Zeigen sie sich der Aufgabe, die sie freiwillig übernommen haben, gewachsen, verstehen sie es wirklich, dem Kasseninteresse, das sie bisher als Feind sich gegenüber gesehen haben, gerecht zu werden, so hat das Gemeininteresse und dessen Anwalt, der Staat, keine Veranlassung, sie aus der Kassenorganisation herauszudrängen, sondern er wird in späterer Zeit, das was auf natürliche Weise

Digitized by Google

entstanden ist, in Form des Gesetzes festlegen, und es wird dann das herauskommen, was ich oben in dem Vergleich von Magistrat und Stadtverordneten dargestellt habe.

Im Vorstehenden habe ich den Versuch gemacht, ohne Parteinahme die Dinge so darzustellen, wie sie sind, und aus ihrem Anlauf die Entwicklung zu erschließen, wie sie notwendig sich zu ergeben scheint. Ich glaube: für große Kassen wird sich eine andere Art Kassenverwaltung, worin die ärztliche Arbeit die erste Stelle einnimmt, eine Magistratur durch einen ärztlichen Beamtenkörper ins Leben setzen, entweder von selbst oder durch Verordnung und Gesetz. Für die große Masse der kleinen Kassen wird sich die bestehende Einrichtung, das freie Vertragsverhältnis zwischen Arzt oder Aerzten und Kasse in den mannigfachsten Formen erhalten. Ich halte es für falsch oder wenigstens verfrüht, wenn man die kleinen Kassen in große verschwinden lassen und damit die Entwicklung in eine Form bringen wollte.

Digitized by Google

Zur Charakteristik Gottfried Kellers.

Von

Arthur Bonus.

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Berlin, Gebr. Paetel. 1904.

Das Jahr hat uns zwei Bücher von besonderem Wert, wenn auch verschiedener Art, zum Thema Keller gebracht: den Storm-Keller-Briefwechsel und das ganz ausgezeichnete kleine Kellerbuch der Ricarda Huch, das ich an anderer Stelle bespreche.

Einen uneingeschränkten Genuß bietet der Briefwechsel freilich nicht. Einmal tritt der Herausgeber nicht genügend zurück, äußerlich und innerlich, in Bemerkungen, Ueberleitungen und Beurteilungen. Darauf kommen wir noch zurück. Auf der anderen Seite hat er eine ganze Reihe Dinge stehen lassen, die die Briefschreiber eben nicht geschrieben hätten, wenn es für die Oeffentlichkeit sein sollte. Man läßt sich in privaten Aeußerungen natürlich gehen, man gibt vorübergehenden Verstimmungen, schlechten Launen nach. Man verschleppt in Briefe leicht auch ein Stück der Kleinlichkeit des Lebens. Besonders Keller, der viel impulsiver ist trotz aller Bedächtigkeit als der immer sozusagen druckreif schreibende Storm. So nimmt man auch eine schief auftreffende Nergelei, schon weil sie meist witzig ist, dem etwas unwirschen Schweizer nicht so übel, als wenn nun Storm sie in die Breite hinein verhandelt. In solchem Falle winkt dann wohl Keller selbst ab. Und es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn Keller von etwas derartigem sehr richtig sagt: „Wir wollen aber von diesen Klagen *weiter niemand merken lassen*; sie kommen mir vor wie die Dienstboten gespräche alter Kaffeebasen, und zudem konsumiere ich, wie ich merke, unverhältnismäßig viel Raum damit", — und man dann doch diese ganzen in der Tat entsetzlich nichtigen Geschichten abgedruckt findet. Authentischer und lichtvoller hat wohl selten ein Herausgeber die Grundsätze seiner Ausgabe von den Herausgegebenen

Digitized by Google

selbst beurteilen lassen. Er ist freilich der Meinung, daß diese Dinge „goldene Rücksichtlosigkeiten" seien. Da die Rücksichtlosigkeit erst durch den Druck entsteht, so lobt er sich selbst, und sein Zeugnis kann nicht angenommen werden. Die Rücksichtlosigkeit richtet sich gegen das Andenken der Briefschreiber.

* * *

Der Gesamtaspekt dieses Briefwechsels ist absonderlich. Bei Keller einige wenige alte Werke, wie Gebirge, die mit neuem Grün bekleidet werden. Dem gegenüber die fruchtbare Tätigkeit Storms wie Gebüsch der Ebene. Und hin und her reisend der unermüdliche Heyse, der das Hundert seiner Novellen voll zu machen begehrt, um dem Boccaccio gleich zu werden, was von den beiden Briefschreibern mit achtungsvoller Freundlichkeit gelobt und auch bekopfschüttelt wird.

Dabei fallen nun eine ganze Reihe allertreffendster Bemerkungen über mancherlei gleichzeitiges, von denen das Beste durchaus auf Kellers Rechnung kommt, so das feine Urteil über Geibel: „Nun ist der edle Geibel auch dahin, soweit er hin sein kann, und mit ihm eine letzte Gestalt einer Zeitepoche oder Kategorie verschwunden, die nicht ohne heiligen Ernst, aber auch nicht ohne ein wenig überschüssiges Pathos gelebt hat" (S. 195) oder die hübsche Bemerkung: „Die Ebersche Novelle habe ich nicht gelesen, weil er sie als Illustration eines Bildes von Alma Tadema gemacht hat, eines Mannes, der als Maler genau das ist, was Ebers als Schriftsteller" (S. 123), oder über Paul Heyse: „Vielleicht kommt die rechte lyrische Zeit für Heyse, wenn ihm die Reime einst nicht mehr so leicht fallen und dafür die Erinnerung mit ihrer Macht ins Leben tritt; es geht eben manchmal kurios zu in der Welt" (S. 45). Die Hauptsache ist natürlich, was die beiden Dichter über sich gegenseitig sagen. Doch kann man nicht behaupten, daß es immer sehr verständnisvoll ist. Und obwohl man achten muß, daß Storm, der in diesem Briefwechsel durchaus der Werbende ist, trotzdem seine Ausstellungen so ungeniert und laut ausspricht, so kann man doch schwer übersehen, daß diese so vorgetragenen Ausstellungen nicht immer gerade sehr fruchtbar oder eindringend sind, z. B. über Kellers Humor oder über sein Lied „Tod und Dichter", was ja damit verwandt ist.

Doch kommen auch andere Stellen vor, und eine davon möchten wir ausheben (S. 111 und 126). Storm hat wieder

Digitized by Google

über Kellers Späße gescholten und fährt dann fort: „Wissen Sie, was mir hierbei nach Ihren Worten: „Diese Dinge sind es gerade, die mich Narren erheitern und erleichtern", was mir dabei einfiel? Ich habe Ihren „Grünen Heinrich", da ich zu Ende war, mit recht wehem Herzen fortgelegt, und ich saß noch lange, von dem Gefühl der Vergänglichkeit überschattet. Ihre liebsten Gestalten, der Grüne und Judith, Landolt und Figura Leu, lassen, wenn die späte Stunde des Glücks endlich da ist, die Arme hängen und stehen sich in schmerzlicher Resignation gegenüber, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit und Gegenwart ans Herz zu schließen. Das sind ganz lyrische, ich möchte sagen: biographische Ausgänge; und da hab ich mich gefragt: Ist das der Punkt, der Spalt, der jene „befreiende" Späße aufwirft? Sie brauchen mir nicht zu antworten; nur als ein herzlich Wort bitte ich es aufzunehmen, sei es nun klug oder dumm gesprochen." Keller antwortet — vier Monate später — „Fast hätte ich etwas vergessen. Im vorletzten Brief machen Sie die Andeutung, daß meine Schnurren mit der Tendenz, einzelne Liebespaare resignieren zu lassen, zusammenhängen möchten. Hier ist die Antwort. An manchen stillen Sonntagen nachmittags, wo ich mich ganz nur dem Genusse eines sentimental-feierlichen Müßigganges hingeben mag, nehme ich die Bände eines gewissen Theodor Storm, Meisters der sieben freien Künste, zur Hand und vertiefe mich darin unter dem offenen Fenster. Nichts Beschaulicheres dann als so eine sonnig-traurige Geschichte, wie „Im Sonnenschein", „Eine Hallig-fahrt"; auch „Aquis submersus" und die „Wald- und Wasserfreude" sind nicht bitter, und wenn ich das Buch zuschlage, so geh ich desselbigen Abends zufrieden zu einem Schöppchen Wein." Es ist bezeichnend, wie hier Storm die Schriftstellerei Kellers so ganz von sich aus beurteilt, den ihm fremden Kellerschen Humor sentimental erläutert, und wie scharf zugleich und liebenswürdig aber jedenfalls ganz voller sympathischen Verständnisses Kellers Gegenzeichnung der Stormschen Poesie ist. Diese beiden Stellen mit dem vielen, was sie ungesagt enthalten, sind durchaus der Höhepunkt der Sammlung.

* *
*

Der Herausgeber hat nun sich daran nicht genügen lassen, sondern eine Entwicklung zu statuieren gesucht, und die Datierung der letzten sieben Briefe legt das unmittelbar nahe. Während vor-

Digitized by Google

her durchschnittlich je drei oder vier Briefe von jeder Seite auf das Jahr fallen, geht es seit Ende 1884 so zu: Keller 19./11. 84, Storm 21./12. 84, Storm 7./8. 85, Storm 3./12. 85 (Karte), Keller 29./12. 86, Storm 12./1. 87, Storm 9./2. 87. Am 4./7. 88 stirbt Storm. Keller kondoliert der Witwe und erhält „ein Dankschreiben voll freundlicher Rückblicke". In den letzten vier Jahren, welche beide gemeinsam leben, schreibt Storm 6 Briefe und erhält 2 Antworten. Das will erklärt sein, und da Storm der immer liebenswürdige, Keller der oft rauhe ist, andererseits Bächtold, der es wissen muß, denn er ist Zürcher, und Keller hat ihn schlecht behandelt, in seiner Biographie (III. 314) festgestellt hat, daß es Keller am „tiefen Wohlwollen" für seine Nebenmenschen gefehlt hat, so kann man denken, wer die Zeche zu bezahlen hat. So versichert also unser Herausgeber (S. 114), daß Bächtold jenen Mangel an Wohlwollen „mit richtigem Blick in Keller aufweist" (in Wirklichkeit hat Bächtold garnichts aufgewiesen, sondern sich auf Briefe gestellt, die er nicht veröffentlichen dürfe) und (S. 220) daß Keller eine Stormsche Kritik seiner Gedichte übel genommen, ja sogar „nie verwunden" habe.*) Dies sei der Hauptgrund der Entfremdung, wofür sich ein anderer Zürcher, Adolf Frey, verbürge.

Nun haben wir demgegenüber zunächst einmal die Frage, was in aller Welt uns denn der Zürcher Stadtklatsch angeht. Bächtold hat sich mit Keller überworfen, weil — wie er selbst erzählt — Keller, der in den Literaturleuten „nicht grundlos" Totengräber witterte, ihn einmal daraufhin angeredet hat. In Verbindung mit dem Namen Adolf Freys lesen wir in einem Briefe Kellers an Widmann (24./3. 77 Bächtold III, 357): „Der junge Herr Frey scheint mir auch ein entschiedenes Talent zu besitzen, und ich werde mich gern für ihn interessieren. Etwas verschnupft hat mich die aufdringliche Art, wie der Verleger der nachgelassenen Erzählungen seines guten Vaters meine Wenigkeit als Lebenden in einer Buchhändlerreklame neben Gotthelf herumgeschleppt hat. Es sind das schlechte Manieren. Daß vollends im Vorwort besagten Buches der alberne Ausspruch Robert Webers reproduziert wurde, wonach Gotthelf und mir, Jakob Frey gegenüber, „schöne Menschlichkeit" und „Seele" abgehen, gehört in ein Gebiet, wo die Autoreneitelkeiten aufhören und die unredlichen Absichten beginnen oder

*) Man kann leider diese Kritik nicht einmal nachprüfen, da die Seitenzahlen der Ausgabe von 1883/84 vom Herausgeber nicht mit denen der neuen Auflagen verglichen sind. (!)

Digitized by Google

mindestens die unbedachten Lümmeleien; man muß die Tragweite und den Sinn jener Ausdrücke nur recht überlegen, um zu begreifen, daß man über ein solches Vorwort nicht gerade erbaut ist. An sich rührt die Sache von dem kleinlichen Bestreben her, jedes Ding und jede Existenz, die für sich besteht, schnell zu benutzen und daran zu kratzen, um für den Zweck, den man gerade vorhat, etwas abzukriegen." Wir wissen nicht, wie nahe oder fern diese Dinge Adolf Frey persönlich angehen, noch weniger wollen wir untersuchen, wieviel oder wenig Recht Keller zu seinem Wutausbruch hat. Wir wollen sogar annehmen, daß er kein Recht zu ihm hatte. Es liegt uns gerade daran, festzustellen, daß sowohl Bächtold als Adolf Frey Grund zu einer gewissen Gereiztheit Keller gegenüber haben oder hatten, Zeugnisse und Bürgschaften in Sachen des Wohlwollens Kellers also nicht abgeben können. Nun ist außerdem oft genug beklagt worden und wird es noch (auch im Begleittext unseres Briefwechsels), daß Keller keinen wirklichen Freund gehabt habe. Es scheint das nicht einmal richtig zu sein. Aber unter den Zürchern freilich hat wohl erst Böcklin, als er um die Mitte der achtziger Jahre nach Zürich kam, ihm wirklich nahe gestanden. Kurz es scheint sich hier zu wiederholen, was nach Nietzsches Erkrankung eintrat. Damals sah es so aus, als wollten alle Damen, die mit Nietzsche in Berührung gekommen waren, teils Essays teils Bücher, teils dicke Bände verfassen, um zu erhärten, daß sie an Nietzsches Frauenverachtung persönlich unschuldig seien. Und so scheinen im Fall Keller die Zürcher Männer beweisen zu wollen, daß sie an des Dichters Einsamkeit unschuldig seien. Man kann diese Menschlichkeiten auf sich beruhen lassen, wenn wie im Falle Nietzsche das Bild des Wehrlosgewordenen freibleibt. Aber Frauen sind eben doch menschlicher und auch ehrfurchtsvoller. Im Falle der Männer zu Zürich entsteht die Gefahr, daß eins unserer edelsten Bilder um seinen ausgeprägtesten zugleich und wertvollsten Zug gebracht wird.

Denn darum handelt es sich. „Dem Menschen fehlt die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet!" Dies Gottfried Keller gegenüber! Es schützt den Mann nicht das Lebenswerk seiner Bücher, die persönlicher sind als irgend andere Bücher, die wir erlebt haben, und an denen man nur darüber schwanken kann, was man mehr bewundern soll, die eindringende und rücksichtslose Schärfe, mit der er seinen Menschen in den innersten

Digitized by Google

Grund sieht, oder die Milde und Gütigkeit der Seele, mit der er auch die Geringsten dann umfaßt. Es schützt ihn auch nicht, daß Bächtold selbst mit Zustimmung die feinen Bemerkungen Kürnbergers über seinen, Kellers, Humor zitiert. Jean Paul habe die belächelten Menschen in das Medium einer allgemeinen Menschenliebe getaucht und sie so zu rehabilitieren gesucht. Keller aber habe uns gelehrt, die belächelten Menschen zugleich zu achten. Er habe den Humor nicht mit der Sentimentalität, sondern mit dem Respekt zu vereinigen gewußt. Sicherlich, das ist schwerer. Es ist aber zugleich der denkbar stärkste Beweis für das Vorhandensein des tiefen Wohlwollens und der Milde und Gütigkeit der Seele. Und so ist denn auch — soweit man sich aus den Schilderungen derer ein zusammenhängendes Bild machen kann, die das Kranken- und Sterbebett des Dichters umstanden oder besucht haben — sein Leben ausgegangen in ein langes Phantasieren und Träumen in goldenen Bildern. „Es war ein Spinnen und Weben der Phantasie", sagt Conrad Ferdinand Meyer, „von dem sich nicht leicht ein Begriff geben läßt". „Eines . . Morgens", schreibt ein anderer, Petersen, der Vermittler der Freundschaft Storm-Keller, „erzählte er mir, wie zwei ganz in gediegenem geschmiedeten Golde gepanzerte Ritter die ganze Nacht . . . zwischen den Fenstern gestanden und ihn unverwandt angeschaut hatten . . Er schilderte umständlich und anschaulich, wie die Helme das obere Gesicht in tiefen Schatten gestellt, und wie die Glanzlichter auf dem feinen Golde geblitzt hatten. Immer wieder kam er auf diese Erscheinung zurück und konnte sich nicht genug tun in der Schilderung des wunderbaren Glanzes".

Der Eindruck dieses Hingehens in einen breiten Strom von Bildern in Gold und Glanz läßt sich nur mit dem Eindruck Kellerscher Dichtungen vergleichen, in denen so oft mit einer gewissen Umständlichkeit und manchmal Mühseligkeit der Leser bis zu einem Punkte geführt wird, an welchem plötzlich ein breiter Sonnenschein hervorbricht und ein immer stärker anschwellendes Klingen und Singen anhebt, in welches die Dichtung ihre Seele hinüberzugeben scheint.

Es gibt ein Gedicht, in welchem „ein Tagewerk" — das ist auch der Titel (Ged. II, S. 66) — geschildert wird, ein scheinbar verlorener Tag. Der Dichter will sich satt gehen in Busch und Feldern

Und auch ein Lied zu holen in den Wäldern,
Hatt' ich zum festen Vorsatz mir gemacht.

Digitized by Google

Alles in der Natur ist im Schaffen und Drängen begriffen und auch in seinem Herzen regt sich der Gesang. Aber er ringt sich nicht zu Tag. Der Dichter ist matt und müde. Tief in der Brust das ungesungene Lied.

Er kommt sich wie ein Fremdkörper ohne Form und Schall in diesem regen All vor. Und der Schmerz bedrängt ihn, während das Leben ringsumher weiter schafft:

Und Luft und Tannen, Berge, Moos und Sterne,
Sie schlangen lächelnd ihren weiten Kranz;
Wie an der Insel sich das Meer, das ferne,
Brach sich an mir ihr friedlich milder Glanz.

Und da nun hebt es neu — mit verändertem Versmaß — also an:

Aber ein kleiner goldener Stern
Sang und klang mir in die Ohren:
„Tröste dich nur, dein Lied ist fern,
Fern bei uns und nicht verloren!

Findest du nicht oft einen Klang,
Wie zu früh herüber geklungen?
Also hat sich heut dein Sang
Heimlich zu uns hinüber geschwungen!

Dort, im donnernden Weltgesang,
Wirst du ein leises Lied erkennen,
Das dir, wie fernster Glockenklang,
Diesen Sommertag wird nennen.

Denn die Ewigkeit ist nur
Hin und her ein tönendes Weben:
Vorwärts, rückwärts wird die Spur
Deiner Schritte klingend erbeben,

Deiner Schritte durch das All,
Bis, wie eine singende Schlange,
Einst dein Leben den vollen Schall
Findet im Zusammenhange."

Ein Tag wie ein Symbol des Lebens.

Aehnlich stark gibt dieses Ausbrechen in Licht, Duft und Schall, in freilich ganz anderer Richtung — wie ein Symbol nämlich für den Sinn Kellerschen Humors — das Gedicht vom Narrn des Grafen von Zimmern. Der Graf ist mit seinem Hofgesind in der Burgkapelle, da fehlt ein Ministrant, der Kaplan zieht rasch den Narren an sich, der, ein Knabe noch, doch sein Amt aufs Treulichste und Beste versieht, — bis — o Schreck — als

Digitized by Google

der Priester schon die Hostie erhebt, das Glöcklein fehlt, „den süßen Gott zu loben!"

Ein Veilchen bleibt es totenstill,
Erbleichend lauscht der Graf,
Der gleich ein Unheil ahnen will,
Das ihn vom Himmel traf.
Doch schon hat sich der Narr bedacht,
Den Handel zu versöhnen;
Die Kappe schüttelt er mit Macht,
Das alle Glöcklein tönen!

Da strahlt von dem Ciberium
Ein goldnes Leuchten aus;
Es glänzt und duftet um und um
Im kleinen Gotteshaus,
Wie wenn des Himmels Majestät
In frischen Veilchen läge:
Der Herr, der durch die Wandlung geht, —
Er lächelt auf dem Wege!

Dies ist etwas Einzigartiges, ein Spezifikum der Kellerschen Dichtung, dieses Hereintreten des Himmlischen im breiten Klang — „Und lachend bricht das Firmament hervor," heißt es einmal — oder Hinübergehen des Irdischen in das Himmlische, der Herr, der lächelnd durch die Wandlung geht. Und wir meinen nun, daß sich auch hierin etwas wie eine tiefe Milde und Gütigkeit der Seele offenbart.

Und wir meinen, daß dieser breite und tiefe Strom des Wohlwollens, der im Lebenswerk des Mannes jedem Menschen offen und zugänglich fließt, die paar Briefe und persönlichen Erfahrungen hinwegschwemmen wird, mit denen die Zürcher Magister den schwer deutbaren Charakter Gottfried Kellers wie ein Exerzitium nach der Zahl der sozusagen grammatischen Fehler zu bestimmen unternommen haben.

* * *

Was sollten denn die Briefstellen, auf welche sich Bächtold so feierlich beruft, auch wohl beweisen können, was man nicht auch ohne sie schon weiß oder wissen kann, nämlich einmal, daß Keller jähzornig war, und zweitens, daß er seine Briefe nicht für den Druck schrieb, wie vielleicht Storm, sondern als wirkliche Privatbriefe, gesprächartig und demgemäß mit manchem Nachgeben gegen Launen und Verstimmungen.

Digitized by Google

Man kann unsrer Meinung nach überhaupt sehr in Zweifel sein, ob die Sucht, alle Zettel, Briefe, Notizen der Großen in den Druck zu geben, nicht sehr verwerflich ist, und ob nicht mindestens ein sehr viel größeres Maß von Takt als der durchschnittlich bewiesene dabei nötig wäre. Bächtold hat von diesem Takt mehr als z. B. Köster, aber er macht dies Verdienst illusorisch, wenn er dann die nicht veröffentlichten Briefe zu solchen Schlußfolgerungen mißbraucht. Ein „tiefes Wohlwollen" schließt durchaus nicht Wohlwollen gegen alle mögliche, auch wertvolle, Einzelne ein. Es kann also auch nicht auf Briefe hin aberkannt werden.

Indessen wir wollen lieber ein Beispiel über die Beweiskraft von Briefstellen erörtern und wählen dazu die über C. F. Meyer. Der Zusammenhang ist dieser: Storm empfindet es sehr mit, daß Keller niemanden hat, dem er das Geschaffene vorlesen könne. Auch sonst spräche aus seinen Briefen ein gewisser „Menschenmangel." „Ist C. F. Meyer, der Verfasser des „Heiligen", nicht ein Zürcher? Der Mann gefällt mir wohl" . . . Darauf antwortet Keller, er sei allerdings auch Zürcher, „er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahr alt (Keller damals 62) hat vor wenigen Jahren erst geheirathet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet." Hier ist nun eine Stelle ausgelassen, die offenbar ausspricht weshalb? Dann folgt ein starkes Lob der Gedichte Meyers. In einem darauf folgenden Stormbrief ist gleichfalls im Zusammenhang mit Meyers Namen eine Stelle ausgefallen. Dann in einem nochmaligen Stormbrief der Wunsch: „Was ich noch sagen wollte — erzählen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe doch auch wieder ein wenig von Ferdinand Meyer. Daß so viel und andrerseits so wenig in einem Menschen sein kann, ist mir einerseits widerwärtig, andererseits geht es mir nach wie eine Kuriosität." Die ausgelassenen Stellen mag man sich nun so schlimm vorstellen, wie man will; worum es sich handelt, zeigt die nachfolgende Stelle des nächsten Kellerbriefs. Zu einem Gedichtband heißt es da: „An Meyers Versen wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und körnige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und inträtabel. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sich-mausig-machen bemerke, so lasse ich ihn laufen." Und nun der folgende Abschluß über das Thema Meyer: „Das psychologische Geheimnis ist indessen nicht sehr tief, nur hilft es nichts, dasselbe zu erörtern,

Digitized by Google

und der Mann ist mir auch für eine solche Sektion denn doch zu gut." Wir meinen, die Art, wie hier auf die etwas gierigen Erkundigungen Storms abgewinkt wird, werfe doch Licht auf die Meinung des Ganzen, und wir meinen, daß sie lehrreich ist dafür, was die ausgelassenen Stellen, die vermutlich sehr grob sind, trotzdem nicht beweisen können in bezug auf die Frage nach dem Wohlwollen Kellers.

* * *

Wir sind also der Meinung, daß wenn der Herausgeber der Keller-Storm-Briefe den „richtigen Blick" des Bächtoldschen Urteils rühmt, er nicht gerade einen tiefen Blick in das Wesen Kellers geworfen hat, und nicht einmal in die von ihm selbst herausgegebenen Briefe.

Auch seine Erklärung der Entfremdung beweist das. Man kann, wenn man den Briefwechsel auf sich wirken läßt, unsrer Meinung nach garnicht verkennen, daß alles anders und fast umgekehrt liegt, als der Kommentator will. Und die Reduzierungen des Kellerschen Charakters, welche hier vorgenommen werden, berühren um so übler, als man ziemlich bald bemerkt, daß der Wert des Briefwechsels sehr überwiegend auf Seiten der Kellerschen Briefe ruht. In solchen Fragen läßt sich nun freilich nichts beweisen. Wir müssen uns daher begnügen, unsern Eindruck einfach gegen den Kösterschen zu setzen und die Entscheidung denen zu überlassen, welche nachprüfen wollen.

Der Briefwechsel setzt mit einem sehr zierlichen, fast schönen aber nicht gerade sehr natürlichen Briefe Storms ein. Der Kellerschen Antwort spürt man die Ueberraschung und die große Freude an, mit der er der Freundschaft als einem Glück entgegengeht. „Sie haben mir das schönste Ostergeschenk gemacht, das ich je in meinem Leben bekommen; es ist freilich seit der Kinderzeit lange her; aber um so mehr braucht es, um jene durch der Ferne Blau vergrößerten Wunder in den Schatten zu stellen. Ich ergreife mit Dank und Freuden Ihre Hand . . . und will trachten zu erwidern, was an meinem geringen Orte möglich ist. Denn es ist mir ja nun alles Liebe und Schöne, was ich von Ihnen kenne, zum zweiten Male und gewissermaßen speziell wieder geschenkt." Vielleicht darf man sogar sagen, daß Keller in diesem ersten Brief den eigenen Stil ein ganz klein wenig auf Storm zugestimmt hat. Storm antwortet schon wenige Tage später, Keller hierauf nach

Digitized by Google

dreiviertel Jahren (Neujahr 1878); und in diesem zweiten Kellerbrief ist von dem fremden Ton nichts mehr zu spüren. Keller gibt hier die hübsche Parole aus: „Es ist mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zu Mute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten." Man bespricht nun auch fleißig die gegenseitigen Nelkenstöcke. Wer dabei dem andern mehr zu danken hat, wird sich schwer sagen lassen. Zu lesen ist mehr von Stormschen Ratschlägen und Kellers Dank dafür und Stellungnahme dazu. Besonders vom „Grünen Heinrich" ist viel die Rede. Aber vielleicht ist doch auch darauf hinzuweisen, daß bei Storm zugleich mit dem Briefwechsel nach mehr als einjähriger Pause (S. 15) ein neues und sehr reges Schaffen beginnt.

Eine Erlahmung tritt also bei Keller, wie wir sehen, bereits nach seinem ersten Brief ein. Will man das mit dem Inhalt des Stormschen Briefes zusammenbringen, so achte man darauf, was für Ratschläge für den Schluß des Hadlaub da gegeben werden: „Uebrigens lasse ich mich handeln: nicht die Liebesszene selbst verlange ich, sondern event. nur den in Szene gesetzten Reflex derselben. Beispielsweise: wie die jungen Menschen aus dem Gemache traten, liegt verräterisches Leuchten auf ihrem schönen Antlitz. Ein kleines naseweises Mädchen ruft: „Ihr beide, wie seht ihr aus!" Und von ihrer einem erfolgt kurze Antwort mit dem Mutwillen und dem Tiefsinne des Minneglückes. — Oder so dergleichen!" Es ist doch nicht ganz unverständlich, daß ein Mann von Kellers unsüßlicher Art hierdurch sich nicht eben zu schneller Antwort angetrieben fühlen kann. Der Herausgeber hätte eigentlich schon hier von „Empfindlichkeit" gegen Storms Kritik reden müssen. Die zweite Pause tritt nach den Auseinandersetzungen Storms über das Kellersche Gedicht „Tod und Dichter" (Gedichte II S. 3) ein. Man lese selbst nach, wie hier eine Neckerei echt Kellerscher Art sentimental-feierlich mißverstanden wird (S. 70, 76, 82, 84). Daß Keller zunächst den Willen hat, diese ihm fremde Art Storms gelten zu lassen, fühlt man befremdlich stark aus der Art, wie er eine echt Stormsche Notiz beantwortet. Storm schreibt am 14. Dezember 1880: „Heute mittag kommt Ihr Verehrer, mein Jurist Ernst, mit seiner Braut. „Lieber Vater", schrieb er mir vor einigen Wochen, „ich habe mich einem ganz armen, siebzehn-

Digitized by Google

jährigen blonden kleinen Mädchen verlobt"; und ich antwortete ihm: „Du schlägst nicht aus der Art, mein Junge; sei sie herzlich uns willkommen!" Keller antwortet, nachdem er vier Monat pausiert hat: „Doch, was wollen wir uns mit unserer geschriebenen Welt so mausig machen, wo das Leben so hübsche Episoden bringt wie die Verlobungsanzeige des Juristen Ernst und die Antwort des Vaters, des alten Dichters! Sie hätten mir die Nachricht nicht mit schöneren und einfacheren Worten mitteilen können, und so sende ich Ihnen und dem Sohne die aufrichtigsten Glücks- und Heilswünsche zu! — Eine andere schöne Poetengeschichte habe ich neulich beobachtet, nicht selbst getan." Es folgt eine Geschichte von Geibel. Diese Antwort — da es unmöglich ist, sie satirisch aufzufassen — bezeugt den Willen Kellers, ein gewisses peinliches oder beschämtes Gefühl, das er hier für Storm empfunden hat, mit ihm zu tragen. Die Kritik hat er auf die Worte „beobachtet, nicht selbst getan" beschränkt. Hierauf folgen nun eine Reihe von Versuchen Storms, näher auf den anderen einzudringen, Mitempfindung mit der Einsamkeit Kellers, Erkundigung nach ihrem Grunde, Ratschläge, Tröstungen. Man kann alles das weder zudringlich noch taktlos nennen. Es entspringt offenbar einer warmen Mitempfindung. Aber man hat doch etwas den Eindruck, daß Keller sich zu nahe gekommen fühlen muß. Er weist denn auch alles dergleichen so oder so zurück. Manchmal scherzhaft. Die Diagnose auf Vereinsamung und „Menschenmangel" beantwortet er mit einer Aufzählung von Gesellschaften, an denen er teilnehmen könne und teilnehme, z. B. einer Liedertafel, „Ich war gestern dort und habe gesehen, wie 300 Leute sich während einiger Stunden selbst rühmten, wenn auch nur in Gestalt eines Kollektivbegriffes; das ist aber am Ende eine allgemeine Menschentugend." Als Storm aus dem Liede „Land im Herbst" (Ged. I 68 f.) einen klagenden Vers betröstet — der Vers lautet:

Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
Von Mühsal und Vergänglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
Und um das Wie der arme Streit!

es ist von einem Sämann die Rede, der Asche ausstreut, „die müde Scholle neu zu stärken . . . doch binden *wir* die Garben nicht!" und Storm tröstet (S. 151): „Das Wort „wenig Liebe" ist aber, den Verfasser betreffend, je länger, desto weniger richtig", — so gibt Keller schmunzelnd folgende Erklärung (S. 155): „Die

Digitized by Google

Worte „ein wenig Freiheit, wenig Liebe, und um das Wie der arme Streit“ beziehen sich auf die öffentlichen Zustände, die Staatsgesellschaften und den ewigen Krieg um die Formalien bei möglichst wenig gutem Willen, bei euch wie bei uns, soweit es die an der Oberfläche treibenden betrifft, sowie um die Grundlage der verdüsterten Arbeit. Hu hu! werden Sie sagen!“ Daß Keller an dergleichen mitgedacht hat, ist natürlich richtig; — es ist schon Salanderzeit. Anderes wird ernsthafter beantwortet, auch dies zurückweisend. Dahin gehört die sentimentale Deutung des Kellerschen Humors durch Storm und Kellers Gegenzeichnung (vergl. oben S. 454 f.). Und auch die Verhandlung über C. F. Meyer (vergl. oben S. 460 f.).

Nachdem diese Tröstungsversuche vorüber sind mit ihrer Verhandlung über das „unnötige Wesen“, das C. F. Meyer mache, und ihrer Aeußerung über den Genuß eines „sentimental-feierlichen Müßigganges“, für den Storms Novellen besonders geeignet seien, kommt eine Reihe von Briefen, in denen Storm sich diese Charakterisierung verdienen zu wollen scheint, ohne die Warnung vor dem „unnötigen Wesen“ genügend zu beachten. Das beginnt im Weihnachtsbrief von 1882 (S. 163) und setzt sich durch zwei Jahre fort. Vergl. S. 173, ein bißchen auch auf S. 176 f., dazwischen die etwas forcierte Aeußerung über seine, Storms, Lyrik im Vergleich zur Geibelschen (S. 198) und endlich jene melancholische Abendstimmung (S. 202 f.), die Keller zwar nicht „für Koketterie erklärt“ hat, wie der Herausgeber anmerkt, aber doch für von Koketterie nicht frei. Die Worte — in einem Brief an Petersen (Bächtold III, 575 ff.) — lauten: „Storm hat mir nichts davon gemeldet, daß er sein neues Haus schon verkaufen wolle; im Gegenteil schilderte er mir gelegentlich eine Abendstimmung vom letzten Spätjahr nicht ohne etwelche Koketterie so reizend, daß er an einen Wechsel nicht zu denken schien, zumal sein „Grieshuus“ wieder so ganz aus seinem Heimathimmel gefallen und gelungen ist.“ Das klingt nun doch wohl etwas anders als die Anmerkung Kösters vermuten läßt. Aber freilich gibt es die Stimmung sehr deutlich, in welcher Keller diese Briefe gelesen hat, die Stimmung sicherlich nicht eines Mannes ohne Wohlwollen, aber allerdings eines Mannes, der das Posierende, das allen Briefen Storms gemein ist, fühlt und zwar so fühlt, daß er es mit zunehmender Zeit immer mehr lieber vermißt als über sich beschwört.

Wir schließen: Der Herausgeber hat hinter den Briefen eine

Digitized by Google

dramatische, fast tragische Entwicklung vermutet und dann sehr wenig tragische, vielmehr kleinliche und unwürdige Motive dafür gegeben; die kleine versöhnliche Schlußbemerkung des Buches kann dafür nicht entschädigen. Dadurch hat er die schon durch das ganze Unternehmen verschleierte Distanz, die zwischen den beiden Dichtern sowohl als Briefschreibern nun doch besteht, vollends verfälscht.

* * *

Die umfangreiche Bächtoldsche Biographie Kellers, die ebenso unentbehrlich ist, als es wünschenswert ist, daß sie entbehrlich wäre, gibt nichts von der eigentümlichen Würze des Kellerschen Geistes, die uns dagegen aus der an anderer Stelle besprochenen kleinen Studie der Ricarda Huch überraschend stark entgegenschlägt.

Schon in der eigentümlich ehrbaren zugleich und graziösen Weise, in der da die Aufgabe pädagogisch aufgefaßt ist. Und in bezug auf diese pädagogische Seite des Dichters möchten wir noch auf ein Moment in seinem Leben hinweisen, dessen Bedeutung nicht genügend gewürdigt und auch von Ricarda Huch übersehen wird: eine so ausgeprägt pädagogische Natur wie die Kellers wurde von der Schule ihrerzeit nicht ertragen. Die Tatsache, daß Gottfried Keller im fünfzehnten Lebensjahr mit Schimpf und Schanden relegiert wurde — im Grünen Heinrich (I, 16) ist die Geschichte vergnüglich, wenn auch gegen den Abschluß hin mit merklicher innerer Empörung geschildert, getreu nach dem Leben wie es scheint (vergl. Bächtold I, 37 ff.) — ist aber nicht nur symbolisch wertvoll, sondern sie ist offenbar auch von größtem und zwar in der Hauptsache wohltätigstem Einfluß auf Kellers Entwicklung geworden. Es ist begreiflich, daß Keller selbst mit Gedanken und Erwägungen an der Ungerechtigkeit dieses Schlages hängen blieb, noch mehr an der Torheit einer Pädagogik, die mit solchen Mitteln wirtschaftet, und schließlich an der Ratlosigkeit, in welche er und seine Mutter durch das Ereignis versetzt wurden. Aber gerade diese Ratlosigkeit war doch ein Erfolg der Pädagogik, der er nun entgangen war. Denn dies ist ja ein Hauptfehler des modernen, insbesondere des höheren Schulwesens, daß es, und zwar in steigendem Maße seine Zöglinge ratlos macht in Sachen der Selbsterziehung, ja daß es den Trieb zu solcher abstumpft und schließlich ausrottet. Keller ist — durch den großen Glücksfall der Relegation — diesem Schicksal gerade noch rechtzeitig entgangen. Der noch unabgestumpfte Trieb sich weiter auszubilden hat eigene

Digitized by Google

Wege suchen dürfen und sein Nachdenken darüber entzündet. Keller hat durch diesen notgedrungen eigenwilligen, dem Triebe seiner Natur folgenden Bildungsgang — den er selbst freilich als einen „verhunzten" empfand — einen unendlich großen Vorsprung vor anderen dichterischen Naturen erhalten. Einmal nämlich eine künstlerische Jugendentwicklung. Ricarda Huch sagt mit Recht: „Daß er darauf verfiel, Maler werden zu wollen, war ein Ausweg, den sein Genius ihm schuf." Und dann eine eigenwüchsige gesunde unangekränkelte und unzersetzte Art der Gedankenbildung. Das beides ist aber wesentlich für sein Charakterbild: das ungebrochen kräftige Instinktive und die unblasierte kräftige Nachdenklichkeit.

Digitized by Google

1802—15.

Lebenserinnerungen des Generallentnant Wilhelm von Wentzel.

Herausgegeben

von

Hans von Wentzel,
Hauptmann des Dritten Garde-Landwehr-Regiments.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Goethe.

I.

Vorwort des Herausgebers.

Mein Vater, der 1868 verstorbene Generalleutnant Wilhelm Karl, Leopold, Alexander von Wentzel, wurde am 1. Juli 1791 zu Cremmen, Mark Brandenburg, geboren.

Er war der einzige Sohn des 1825 verstorbenen Oberstleutnants Johann Friedrich von Wentzel und seiner Gattin Sabine geb. von Dittmar, ältesten Tochter des Generalmajors und derzeitigen Inspekteurs der Artillerie, ein Enkel des Friedricianischen Obersten Friedrich, Christian von Wentzel, Kommandeurs des II. Artillerie-Regiments, eines hervorragend kraftvollen und ausgezeichneten Offiziers, der die Schlachten von Mollwitz, Czaslau, Soor, Prag, Breslau, Leuthen und Hochkirch, 4 Belagerungen, wie mehrere „Aktionen", so bei Zossen 1741, bei Ottmachau 1762, bei Reichenbach pp. mitgekämpft und von des großen Königs Majestät für seine ihr besonders im siebenjährigen Kriege geleisteten vortrefflichen Dienste durch Erhebung in den Adelstand, sowie durch Verleihung des Ordens Pour le mérite geehrt worden war.

Im Monat Februar 1802, also mit 11 Jahren, trat Wilhelm von Wentzel als Gefreiter-Korporal in das von Winningsche Regiment, dem er bis 1806 angehörte. 1803 wurde er Portepeefähnrich, 1804 wirklicher Fähnrich, das heißt Offizier.

Digitized by Google

Die vorliegenden Lebenserinnerungen erschöpfen keineswegs die Fülle der Gesichte jener gewaltigen, eisernen Epoche, aus der sie gewonnen sind, ja, sie berühren nicht einmal deren größte Bilder. Nach Jena, Großbeeren und Dennewitz führen sie uns abseits von der Straße der Hauptereignisse auf den rechten Flügel der kriegerischen Operationen, wo Bülow, der „nie Besiegte", das niederländische Nachbarvolk vom Joch der Franzosenherrschaft erlöste. — Aber auch diese ideale Aufgabe war ja notwendig zur Befreiung Europas. Sie wurde im Winter 1814 mit Schwert und Bajonett, der altpreußischen Tradition getreu, erfüllt, und viel edles preußisches Blut klebt an den Lorbeerblättern, die da heißen: Arnheim, Wyneghem, Herzogenbusch, Namur. — —

Aus dem langen, wechselreichen Kampf des Dezenniums bis zum zweiten Pariser Frieden treten in den Schilderungen besonders fünf Namen hervor, an die sich die widersprechendsten Empfindungen knüpfen: Jena, Großbeeren, Dennewitz, Ligny, Paris. — Niederlagen und Siege! — Aber gerade dieses Beieinander äußerster Gegensätze ist bezeichnend für den Sturm der Zeit, dem diese Lebenserinnerungen entstammen.*)

II.

Jena.

Im Jahre 1802, mit meinem elften Jahre, wurde ich konfirmiert und nicht allein, wie es damals üblich, als Gefreiter-Korporal eingeschrieben, sondern auch wirklich als solcher im damals von Winningschen Infanterie-Regiment eingestellt.**)

Ich leistete den Fahneneid, denn ich war ein sehr stämmiger Bursche und galt für 13 Jahre.

---

*) In welcher Zeit diese Aufzeichnungen niedergeschrieben wurden, ist mir nicht bekannt, doch taxiere ich, daß es erst späterhin, vielleicht um das Jahr 1850 herum, geschehen ist. Dabei erwies es sich notwendig, das stofflich Gegebene unverfälscht, aber doch mit geringfügigen Retouchen zu bringen, die, wie ich betone, keinerlei Veränderung der Materie bedingten. Es handelt sich indessen hierbei fast nur um Auslassungen pp., die nach verschiedener Hinsicht als eine Pflicht der Pietät erscheinen mußten.

**) Regiment Nr. 23 — das Berliner Regiment Winning war das ehemalige Regiment Forcade (1748—1765), von dem, nach Archenholz, Friedrich der Große gesagt hatte: „Wenn ich Soldaten sehen will, so muß ich dieses Regiment sehen." — Sein Kanton lag in Oberbarnim, Niederbarnim und Teltow. S. 130. Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Fünftes Heft. Die Gefechtsausbildung der Preuß. Inf. von 1806. Berlin 1903.

Digitized by Google

In Berlin, wo bei diesem Regiment mein Onkel Ludwig, Bruder meines Vaters, als Stabskapitän stand, erhielt ich Wohnung und Kost. — Mein Onkel hatte viele Kinder, von denen der älteste Sohn Karl bereits Offizier in demselben Regiment war.

Nachdem ich meine Rekrutenzeit durchgemacht, auch Schildwacht gestanden, war ich ein eifriger Soldat und hatte den Ehrgeiz, trotz meiner Jugend den älteren Kameraden nicht nachzustehen.

Als Gefreiter-Korporal trug ich ein wollenes Portepee. Diesen Gefreiten-Korporals war der Spitzname „Wollmichel" beigelegt worden, wodurch meine Sehnsucht nach dem silbernen Portepee sehr angefacht wurde.

Als „Wollmichel" konnte man Fuchtel mit der Klinge bekommen, nicht aber als Portepeefähnrich. Die Sehnsucht nach dem silbernen Portepee war daher vollständig gerechtfertigt, obwohl es als keine Schande betrachtet wurde, einige Fuchtel zu erhalten. Trotzdem hatte ich einen heiligen Respekt vor dieser Strafe, welche bei dem geringsten Versehen in ganzer Fülle erteilt wurde.

Als Junker, oder Gefreiter-Korporal, versah man die Dienste eines Unteroffiziers, bezog als solcher auch die Wacht pp. In der Regel wurden die Junker zu den Offizierswachten kommandiert, und man wurde gewöhnlich von ihnen „hereingenommen", d. h. man wurde eingeladen, in die Offiziersstube einzutreten, mit dem Offizier zu speisen und auch die Nacht über dort auf einem Stuhl zubringen zu können.

Wurde man nicht „hereingenommen", was auch, doch nur selten vorkam, so hatte man seinen Aufenthalt in der angefüllten Soldatenstube, lag auf den harten, hölzernen Pritschen und wurde von Mäusen und Ratten des Nachts beunruhigt, die fast auf allen Wachten in großer Menge vorhanden waren.

Die Soldaten lebten auf der Wacht fast sämtlich nur von ihrem Kommisbrot und einem Hammelkopf, den sie Schafskopf nannten. Wenn sie auf den Pritschen saßen, um ihre Mahlzeit zu verzehren, riefen sie die Ratten, und diese wußten schon, daß etwas für sie abfiele, ein Knochen oder dergleichen, den sie dann schleunigst unter die Pritsche trugen, wo sie ihn zernagten. Diese ekten Tiere waren daher den Soldaten gegenüber garnicht scheu, da diese ihre Wohltäter waren. Nichtsdestoweniger fraßen sie

Digitized by Google

ihnen aber doch nachts den Talg aus den Zöpfen, der damals sehr dick aufgetragen werden mußte.

Eine solche Wachtnacht erregte mir schon dieses Ungeziefers wegen ein Grausen, und ich war glücklich, wenn der Morgen anbrach und die Stunde der Ablösung schlug.

Im Jahre 1803 wurde ich Portepeefähnrich. Von Stolz erfüllt trug ich nun das silberne Portepee. Ich war überglücklich, denn außer der Ehre, es zu tragen, konnte ich nun keine Fuchtel mehr bekommen, denen ich übrigens auch als „Wollmichel" glücklicherweise entgangen war.

Ich trug nun mit meinen 12 Jahren auch beim Exerzieren die schwere Fahne und ließ sie mir nicht nehmen, obgleich mein guter, alter General von Winning es anfänglich nicht zugeben wollte, weil mir beim Salutieren einmal das Blut aus der Nase geschossen war und er mich für zu schwach dafür hielt. Es wurde mir auch wirklich sauer, zumal wir bis vor das Hallesche Thor über eine Stunde zu marschieren hatten, bevor das Exerzieren anging.

Die Fahne wurde in einem Schuh vor dem Leibe getragen. Das damals übliche Salutieren damit erforderte besondere Anstrengung. Mit der Zeit wurde ich jedoch auch dieser Sache Herr. Ich salutierte wie ein Alter, und mein Ehrgeiz ließ es sich nicht merken, wie schwer es mir wurde, so daß meine Vorgesetzten über meine Kraft ganz verwundert waren. Sie gewannen mich lieb wegen meines Eifers.

Sämtliche Junker hatten mehrere Tage in der Woche einen Unterricht vom Feldprediger in wissenschaftlichen Zweigen. Außerdem erhielt ich Unterricht in der Mathematik, der Feuerwerkskunde usw. Die letztere interessierte mich besonders, und ich befand mich daher häufig in dem Privatlaboratorium meines Lehrers, des Oberfeuerwerkers Zindel. — Es war zwar nur Lustfeuerwerkerei, die er hier trieb, doch wurde ich auch in der Ernstfeuerwerkerei unterrichtet und in dem Artillerieweſen, was mein ganzes Interesse erweckte, sodaß ich unter dem Schutz meines Oberfeuerwerkers vielen Artillerieschießübungen beiwohnen durfte, wie ich auch in der Verschanzungskunst von ihm belehrt wurde.

Wäre es damals nach mir gegangen, so würde ich gern zur Artillerie übergetreten sein, wo ich auch einen Onkel, den nachmaligen General von Strampf, hatte, doch war dies gegen den Wunsch meines Vaters und unterblieb somit.

Digitized by Google

Im Jahre 1804 wurde ich zum wirklichen Fähnrich ernannt, das heißt zum Offizier.

Da in früheren Zeiten die Fahnen*), deren es 10 im Regiment gab, nur von Offizieren getragen werden durften, so erhielten die 10 jüngsten Offiziere, denen dies Amt zufiel, die Bezeichnung als Fähnrich. Bei den Truppen, die keine Fahnen hatten, als z. B. Füsiliere und Artillerie, gab es daher auch keine Fähnrichs, eine Benennung, die ganz gleichbedeutend mit der der Sekondelieutenants war, weshalb sie auch von Vorgesetzten und Untergebenen als Lieutenant angeredet wurden.

Die Uniformen der Offiziere waren in damaliger Zeit höchst elegant zu nennen. Aufschläge und Rabatten (ausgeschnitten), weiße Tuchweste und Beinkleid, silberne Knöpfe, dreieckiger Hut mit Silbertresse eingefaßt. Die Staatsuniform war reich mit Silberstickerei und aufgenähten Silberpuscheln versehen. Zu Bällen und großen Gesellschaften trugen wir seidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Gegen Zopf und Puder sträubte sich schon damals die junge Welt, und die Zöpfe der Offiziere waren daher immer kleiner geworden, so daß sie fast dünnen Pfeifenstielen glichen. Sie wurden bei fast allen jungen Offizieren an einem Faden um den Kopf getragen und außer Dienst abgenommen. Die Roués (sic!) wuschen sich den Puder aus den Haaren und erschienen statt der weißen Binde mit schwarzseidener, mit enganliegendem Lederbeinkleid und gewaltigen, steifen Stiefeln mit großen Sporen, in Gesellschaften, wie auch wohl öffentlich. Wurden sie von strengen Vorgesetzten in dieser Verwandlung gesehen, so gab es Arrest oder Verweise. Es drückten jedoch fast alle Vorgesetzten ein Auge zu, und die Offiziere durften außer Dienst in Rücksicht ihres Anzugs pp. ihrer Fantasie freien Lauf lassen. Im Dienst jedoch verstand man keinen Spaß und das geringste Versehen wurde mit Arrest auf der Hauptwacht bestraft.

Die Equipierung eines Offiziers war ziemlich kostbar, da die Stickereien der Staatsuniform, Schärpe, Ringkragen pp., aus echtem Silber bestanden. Dazu kam die Feldequipage. Es war jedoch die Einrichtung getroffen, daß der neu ernannte Offizier all diese Sachen von dem Offizier übernehmen mußte, für den

*) „Durch Kabinettsordre vom 27. Februar 1787 hatte jedes Bataillon nur noch 2 Fahnen, nicht mehr jede Kompagnie eine. Im ersten Gliede befand sich die Avanzierfahne (beim 1. Bataillon Leibfahne genannt, ursprünglich Fahne der Leibkompagnie), im dritten die Retirierfahne. Grenadiere und Füsiliere hatten keine Fahnen." S. 24 l. c.

Digitized by Google

seine Ernennung stattfand und zwar nach einer billigen Abschätzung*).

Im Felde besaß der Offizier ein Reitpferd für sich, ein Packpferd und einen Knecht. — Jede Kompagnie führte ihre Zelte, die ebenfalls auf Packpferden transportiert wurden. Ein marschierendes Bataillon schleppte daher einen größeren Train mit sich, als heutzutage ein ganzes Regiment, wozu auch noch zwei Geschütze**) mit ihren Munitionswagen***) kamen, die jedes Bataillon mit sich zu führen hatte.

Im Jahre 1805 wurde mein Regiment mobil gemacht und marschierte ab, Hannover zu okkupieren. Die Franzosen hatten die Festung Hameln besetzt und übergaben uns dieselbe nach der Konvention. Wir kantonierten dort in vielen Dörfern und Städten, insbesondere standen wir lange Zeit, bis im Spätsommer, in Osnabrück und der dortigen Gegend.

Im Herbst zogen wir unter Befehl des General von Blücher nach der holländischen Grenze und besetzten Lingen.

Seit unserem Abmarsch aus Berlin, bis zum Herbst 1806, waren uns mehrere Ausländer desertiert; die uns aber treu blieben, waren alte, tüchtige und brave Soldaten, welche sich auch späterhin als solche bewährten.

Auf den Märschen wurde die Ordnung sehr strenge gehandhabt. Jeder Offizier mußte neben dem Flügel seines Zuges reiten, in Reihen alles dicht aufbleiben, was auf schlechten Wegen außerordentlich beschwerlich war.

Ich stand bei der Flügelkompagnie, Oberstlieutenant von Hallmann, welcher Kommandeur des Bataillons war. Die nebenstehende, zweite Kompagnie war die eines Hauptmanns von Bock. Da der ältere Lieutenant, Baron von Vitztum, die Schützen des Bataillons — 60 Mann — kommandierte, so führte ich den zweiten Zug im Bataillon.

Nun traf es sich, wenn das Bataillon in Reihen links abmarschierte und der Bataillonskommandeur halten blieb, um die Marschordnung zu inspizieren, daß fast jedesmal eine Lücke zwischen

*) Es ist richtig, daß der Offizier auch die getragenen Uniformen übernahm.

**) Die Regimentsartilleristen bedienten die beiden Bataillonskanonen jedes Infanteriebataillons. Seit 1796 waren sämtliche Infanterie-Regimenter mit leichten Sechspfündern (10 cm) ausgerüstet, während sie bis dahin teils Dreipfünder, teils Sechspfünder gehabt hatten. Die Füsilier-Bataillone, früher mit je einem Dreipfünder ausgestattet, führten gemäß K. O. vom 5. Juli 1806 keine Geschütze mehr. S. 29 l. c.

***) 6spännige Kastenprotzen mit 50 Kugeln, 30 Kartätschen. S. 29 l. c.

Digitized by Google

dem linken Flügel meines und dem rechten vom dritten Zuge blieb. Ich erhielt daher vom Bataillonskommandeur ernsthafte Verweise, endlich aber die Drohung mit Arreststrafe. Veranlassung zu dieser Lücke war indessen jedesmal der Flügelmann, des dritten Zuges, dessen Frau Marketender war und ihm und seinen Nachbarn häufig Schnaps reichen mußte, wobei die Leute natürlich ihre Distanz verloren. Wurde nun dieser Flügelmann Namens Planz, ein starker Kerl von 13 Zoll, den Bataillonskommandeur gewahr, so lief er mit seinen Schnapskameraden eiligst auf Distanz heran, wodurch die jedesmalige Lücke entstand. Da nun meine Verweise dem Planz gar keinen Eindruck machten, er sich vielmehr noch ins Fäustchen lachte, wenn ich für seinen Fehler angesehen wurde, so meldete ich ihn zur Bestrafung seinem Kompagniechef, dem Hauptmann von Bock, von dem er dafür mit mehreren Hieben bestraft wurde.

Hierüber in Wut versetzt, sprach er so laut, daß ich es hören mußte, von „lumpigen Gelbschnäbeln, die noch nicht trocken hinter den Ohren wären und alten verdienten Leuten Prügel verschafften; aber diese jungen Burschen sollten sich nur ja vorsehen, denn wenn die Kugeln erst pfeifen würden, sollten sie ganz gewiß die erste von ihm erhalten" usw.

Ich geriet in innere Wut über diese schändlichen Aeußerungen, doch schämte ich mich, davon Notiz zu nehmen. Ich tat, als ob ich nichts gehört hätte, faßte aber den festen Entschluß, mich bei Gelegenheit dafür zu rächen, denn mein Ehrgefühl war im höchsten Grade gekränkt, und kostete es mir heimliche Tränen, weil ich einsah, daß eine Anzeige zu nichts führen, daß vielmehr seine Kameraden alles leugnen würden und ich dann gewissermaßen öffentlich blamiert wäre.

Der Herbst 1806 näherte sich seinen bösen Tagen. Wir marschierten von Ort zu Ort, ohne Ahndung des Zweckes und der politischen Gewitterwolken, die sich kurze Zeit darauf mit so furchtbarer Gewalt über uns und unserem Vaterland entladen sollten.

Der alte Blücher war unser Befehlshaber. Eines Tages erhielt ich Ordre als Ordonnanzoffizier in sein Hauptquartier zu reiten, um die bevorstehenden Marschbefehle von ihm zu erhalten. Dies war an der holländischen Grenze.

Ich sah seine würdige Heldengestalt im Bureau, wo viele Adjutanten ein- und ausgingen, oder mit dem Ausfertigen der Befehle in Thätigkeit waren. Der alte Herr begrüßte mich freund-

Digitized by Google

lich und sagte mir: „Wir haben viel zu tun, setze Dich, mein Sohn, nimm Feder in die Hand und schreibe, was ich Dir diktieren werde.“ — Es war die schleunige Marschdirektion für unseren Truppenteil.

Als ich endlich abgefertigt war, neigte sich der Tag seinem Ende zu. Ich setzte mich auf mein Pferd, mußte aber wegen der eingetretenen, gänzlichen Finsternis einen Boten nehmen. Dieser mochte selbst den richtigen Weg verfehlt haben, kurz — unter den schwierigsten Umständen, schlechten, fast unpraktikablen Wegen, Sturm und Regen irrte ich die ganze Nacht umher und traf erst mit Tagesanbruch bei meinem Truppenteil ein, um sofort mit ihm den befohlenen Marsch anzutreten.

Am 13. Oktober (am 14. war Jena, d. H.) trafen wir in der Nähe von Weimar ein und bezogen ein Biwak. Die Zelte wurden nicht aufgeschlagen, obwohl wir sie bei uns führten. Wir waren ohne Lebensmittel. Ich ließ mir meinen Feldstuhl kommen und erwärmte mich an einem spärtlichen Feuer, denn es war ein rauher Tag. Mein Vorrat an Kaffee und Tee war leider erschöpft.

In jener Zeit waren die Offiziere sonst sehr behaglich ausgerüstet. Auf unserem Packpferd mit Packsattel befand sich ein Koffer, Feldbett und Bettstelle, lederner Feldstuhl und Tisch, ein Zelt und zwei Kantinen mit blechernen Tee- und Kaffeekesseln; Tasse, Teller, Löffel, Gabel, Messer und Büchsen mit Kaffee, Tee und Zucker.

Wir gehörten nun zum Reservekorps und standen unter dem General von Rüchel*), der das ganze Korps kommandierte.

Die kalte Nacht wurde am Biwakfeuer halb im Schlummer, halb in wachem Zustand verbracht. Als der Morgen des verhängnisvollen 14. Oktober graute, war alles in dicken Nebel eingehüllt, den die aufgehende Sonne erst gegen Mittag durchdringen konnte.

Lange Zeit vorher hörten wir bereits eine starke Kanonade, die sich immer heftiger entwickelte und uns mit lebhafter Begierde erfüllte, dem nicht fernen Kampfe zuzueilen.

Doch Stunden auf Stunden vergingen, bis endlich der Befehl zum Aufbruch kam (Rüchel langte mit seinem Korps um 2 Uhr, also viel zu spät für ein entscheidendes Eingreifen auf dem Schlachtfelde an, d. H.).

*) Das Korps des General Rüchel bestand aus den Divisionen: Larisch, Winning, Tschammer.

Digitized by Google

Der Nebel war gefallen. In links abmarschierten geöffneten Kolonnen, ging es in der Richtung gegen Capellendorf vor, welches in einem Grunde lag. Wir defilierten in Reihen gesetzt durch dies Dorf, über die schmale Brücke eines Wassers und erstiegen sodann den sogenannten Sperlingsberg.

Auf dem Plateau angelangt, wurde in Linie rechts aufmarschiert, während uns die feindlichen Kanonenkugeln begrüßten. Dicker Pulverdampf der vor uns aufmarschierten feindlichen Batterien quoll uns entgegen und verhinderte zum größten Teil eine klare Umsicht.

Bevor ich unseren Anteil an dem nachfolgenden Kampf beschreibe, erinnere ich noch an die Drohung, die der Flügelmann der zweiten, von Bockschen Kompagnie in seiner brutalen Wut gegen mich ausgestoßen, und die ich aus Schamgefühl ignoriert hatte. Ich glaubte jetzt den Moment gekommen, wo ich ihm und seinesgleichen beweisen konnte, wie sehr ich ihre Drohung verachtete, und daß ich trotz meiner Jugend seine Bärenpersönlichkeit und die Heimtücke seiner Kumpane keineswegs fürchtete.

Wie schon erwähnt, waren wir während des Defilierens in Reihen links abmarschiert und marschierten nun zur Linie auf. So befand ich mich jetzt am linken Flügel meines Zuges, dem zweiten im Bataillon. Während ich vor demselben, also nur wenige Schritte vom Flügelmann Planz entfernt vorgetreten war, um das Aufrollen meines Zuges zu überwachen, sagte ich mit lauter Stimme, wobei ich den Planz fest anblickte: „Ich kenne miserable Kerle, die gedroht haben, daß ihre erste Kugel im Gefecht für mich bestimmt sein soll. Sollte einer dieser Hundsfötter den Mut haben, seine Drohung auszuführen, so könnte er es ja jetzt tun, denn nun pfeifen die Kugeln."

Planz schlug bei meinen Worten die Augen nieder. Ich aber wandte mich mit dem Gefühl befriedigter Rache nach dem rechten Flügel meines Zuges zurück.

Das Regiment war inzwischen in Linie aufmarschiert. Jetzt ging es vorwärts. Zur Linken sahen wir — wenn ich nicht irre — das Regiment Larisch in Linie gegen den Feind avancieren. Wir folgten als Echelon.*) Unsere Bataillonsgeschütze befanden sich auf dem rechten Flügel. In dichten Pulverdampf eingehüllt avancierten wir, sahen bloß das Blitzen der feindlichen Schüsse aus den Ge-

*) Vergl. S. 69 l. c.: „Echelonangriff".

Digitized by Google

schützen, hörten nur das Pfeifen und Einschlagen der Kugeln in unsere Reihen. Das Vorrücken geschah im langsamen Schritt — 75 auf die Minute.*) (sic!) Was fiel, fiel. Wir sahen uns nicht um. Mit jedem weiteren Schritt vorwärts vermehrten sich aber die Toten und Blessierten. Da hieß es endlich: Geschwinden Schritt.

Als wir in dieser Kadanze mehrere 100 Schritt zurückgelegt hatten, gerieten wir in ein mörderisches Kartätschenfeuer. Unsere Reihen lichteten sich so stark, daß wir uns immerfort links an die Fahne heranziehen mußten, um nur wieder die Lücken zu schließen.

Die Verluste wurden indessen immer furchtbarer und setzten die Leute dermaßen in Wut, daß sie schließlich ohne Kommando, im Trabe vorwärts eilten, nur um die mörderischen Geschütze so schnell als möglich zu bewältigen.

Plötzlich hörte der Kartätschenhagel auf. Bei weiterem Vordringen überschritten wir einen leichten Erdaufwurf, wo die feindlichen Geschütze gestanden hatten, die unter dem Schutze der Pulverwolken soeben abgefahren sein mußten. In diesem Moment hörten wir, daß der linke Flügel des Bataillons ein heftiges Gewehrfeuer eröffnete. Wir hatten einen Moment Halt gemacht, uns schnell links an die Fahnen gereiht und sahen nun in gebückter Stellung durch den Pulverdampf feindliche Kavallerie, mit Roßschweifen am Helm, die vom linken Flügel her in großer Nähe auf uns los und sodann vorüberpreschten. Die Soldaten ergriffen ohne Kommando das Gewehr. Sie feuerten unaufhaltsam und mit äußerster Schnelligkeit auf diese uns bereits sehr nahe gekommene Kavallerie. Als der Dampf sich einigermaßen verzogen hatte, bemerkten wir zu unserer Freude, wie diese entfloh. Wir sahen auch eine Menge einzelner Kavalleristen zu Fuß ihrer Truppe nacheilen, da ihre Pferde durch unsere Kugeln getötet worden waren.

Der Bataillonskommandeur ordnete nun in wenigen Augenblicken unser Bataillon. Sodann setzten wir unseren Vormarsch

*) „Die Infanterie Friedrichs des Großen manövrierte und avancierte in einem und demselben, sehr ruhigen Schritt, zuletzt zu etwa 75 in der Minute, der nur zum Bajonettangriff verstärkt wurde („starker Schritt"). Gegen Ende der Regierungszeit des Königs kam hier und da für Entwicklungen und Schwenkungen ein rascherer, der „Deployierschritt", zu 108 auf, eine Neuerung, die aber erst durch das Reglement 1788 allgemein wurde. Die Instruktion von 1798 benannte den Deployierschritt „geschwinden Schritt" und erweiterte seine Anwendung neben dem „ordinären" oder Avancierschritt wesentlich.

Man kann für die Zeit kurz vor 1806 den Geschwindschritt zu 108 als den auf den Manöverfeldern fast allein angewendeten ansehen. Im Kriege ist auch beim Avancieren jedenfalls kein anderer vorgekommen." (S. 56 ebenda.)

Digitized by Google

im Geschwindschritt fort, nachdem der erste Zug eine Flanke gebildet hatte, wahrscheinlich, weil man diesen Flügel bedroht glaubte.

Siegesfreudig avancierten wir noch mehrere hundert Schritt; da blitzte es von neuem vor uns und mit schrecklichem Geprassel rissen ganze Kartätschenlagen unsere Glieder nieder. Die Leute stutzten, machten Halt und feuerten ohne Kommando auf die für uns so mörderischen Batterien. Die Offiziere versuchten sie weiter vorzureißen. — In diesem Augenblick erschien jedoch der kommandierende General von Rüchel, mit dem Tuch eine Wunde — ich glaube an der Schulter — bedeckend und gab den Befehl zum Rückzug. (sic!)

Die Mannschaften waren indessen nicht mehr zu halten. Weder durch Trommeln noch durch Kommando waren sie aus ihrem Feuern abzubringen. Daß wir durch unser Gewehrfeuer gegen das feindliche Kartätschfeuer sehr im Nachteil waren, hinderte sie keineswegs, dieses ungleiche Feuern fortzusetzen.

Der Bataillonskommandeur, Oberstlieutenant von Hallmann*), ein sehr alter, aber noch rüstiger und energischer Offizier bestrebte sich, dem Befehl seines kommandierenden Generals Folge zu leisten. Er war außer sich, daß sein Kommando: „Hahn in Ruh!" kein Gehör fand. In seiner Verzweiflung ritt er dicht vor die Front, vom rechten zum linken Flügel und schlug die Gewehre mit seinen Degen in die Höhe, wodurch die Leute endlich zur Besinnung kamen und das Feuer einstellten.

Wir hatten große Verluste erlitten; dennoch hätten wir unzweifelhaft noch weiter vordringen können und es wäre uns wohl auch gelungen, die Batterien zu verjagen.

Entsprechend dem Befehl des kommandierenden Generals ließ der Bataillonskommandeur jedoch nun den Rückzug im langsamen Schritt — 75 in der Minute — antreten, wie dies damals reglementsmäßig war. Zu Anfang wurde der Rückzug auch ordnungsmäßig ausgeführt und die vorgeschriebene Kadanze beibehalten. Als wir den Rücken gewandt hatten, schlugen die Kugeln jedoch noch weit furchtbarer in unsere Reihen. Aus dem langsamen wurde der Geschwindschritt, ob auf Befehl oder nicht, war im Getümmel und Kanonendonner nicht festzustellen. Plötzlich artete dieser Geschwindschritt in Trapp aus und alles lief dann was es konnte

*) Friedrich Gottlieb von Hallmann, 1. 12. 1813 pensioniert, 2. 1. 1823 gestorben. Vergl. Aus dem Tagebuch des Oberstleutnant von Hallmann S. 130. (Schöngefärbter Bericht.)

Digitized by Google

gegen Capellendorf zurück, um sich dem verheerenden Feuer zu entziehen.

Ich war außer mir, die Feigheit dieser uns gänzlich unbekannten und unreglementarischen Gangart zu erleben. Mein Ehrgefühl, meine eingesogenen Grundsätze unserer Taktik, mein Glaube an unsere Unbesiegbarkeit, der Haß gegen den Feind, alles dies brachte mich zu dem verzweifelten Ausruf: „Wer kein Hundsfott ist, bleibe hier. — Halt! Halt! Ihr Hundsfötter usw."

Ich selbst teilte die Schande des Trabens nicht. Ich war zurückgeblieben, während ich den Leuten diese freundlichen Worte nachrief.

Da kam der Planz allein zu mir zurück: „Herr Lieutenant", sagte er, „hier bin ich — ich bin doch kein Hundsfott."

„Nein", erwiderte ich, „Du bist ein braver Kerl, Planz, doch halte die anderen auf, halte sie fest!"

Auch der Flügelmann meiner, der von Hallmannschen Kompagnie, hatte meine Worte gehört, ein starker Mensch von 13 Zoll Größe, Namens Woschinsky, und auch ein anderer Soldat der Kompagnie, Namens Keitel, ebenfalls ein stämmiger, kräftiger Mensch. Diese drei traten zu mir, um sich nicht an dem Laufen zu beteiligen. Alle drei waren Ausländer und schon lange Jahre bei der Fahne. Die Einländer, welche dem Bauernstand angehörten, waren stets längere Zeit des Jahres beurlaubt, wurden aber sowohl im Frühjahr als zur Manöverzeit wieder eingezogen, und da sie gewöhnlich einen starken Vorrat an Lebensmitteln mitbrachten, wurden sie von den stets bei der Fahne befindlichen Ausländern mit dem Spitznamen die „Speckmichel" bezeichnet.

Die vorgenannten drei Leute sprangen nun hinter ihren fliehenden Kameraden her und riefen aus Leibeskräften: „Wollt Ihr ver ..... Speckmichel stehen bleiben — Ihr Hunde usw."

Es gelang ihnen auch einige 40 Leute zur Besinnung und zum Halten zu bringen. Inzwischen war aber französische Infanterie eingetroffen, die uns verfolgte. Meine gesammelten Leute begannen nun ein zerstreutes Feuergefecht auszuführen. Sie wehrten sich einzeln gegen die Verfolger, indem sie dem Feinde entgegenliefen, ihren Schuß abgaben und wieder zurückliefen, während sie die Patronen in den Lauf warfen. Ohne Kunst und Regel, nur durch die Not erzeugt, bildete sich hier ein ganz natürliches Einzelgefecht, obwohl wir von einem regelmäßigen, zerstreuten Gefecht damals noch keine Ahnung hatten. Jedes Bataillon hatte ja nur

Digitized by Google

60 Schützen*) mit Büchsen, die aber hier gar nicht anwesend, sondern schon vor der Schlacht abkommandiert waren.

Unsere Gewehre*) hatten so große Zündlöcher, daß das Pulver von selbst auf die Pfanne lief; aber auch der Spielraum der Kugeln war so bedeutend, daß die Mannschaften des Ladestockes gar nicht bedurften, sondern nur mit der Kolbe auf den Boden stießen, wodurch die Patrone von selbst im Laufe herunterfiel. Sie schossen daher viel schneller, freilich aber auch nicht so gut als wir es jetzt können und wirksam nur auf kurze Entfernung.

Meine wenigen Leute wehrten sich nun auf dem Rückzug nach Capellendorf mit Erbitterung und auch mit Bravour. Die drei erstgenannten Soldaten ließen mich dabei nicht aus den Augen und rissen mich, wo sie mich in Gefahr glaubten, mit sich fort, um mich vor Gefangennahme zu bewahren. Mein früherer Gegner, Herr Planz, war insbesondere um mich besorgt, denn die Anstrengung hatte mich dermaßen erschöpft, daß ich ohne Hilfe dieser braven Leute sicher dem Feinde in die Hände gefallen wäre.

Wir hatten nun die rechte Seite des Dorfes erreicht. Ich postierte meine Leute hinter einem Gartenzaun, wo sie den Anprall der nachfolgenden feindlichen Tirailleurs durch ihr Feuer abwiesen.

Das Dorf Capellendorf, liegt, wie schon bemerkt, in einem Grunde. Unsere Reserveartillerie — 12 zehnpfündige Geschütze — waren auf der jenseitigen Höhe aufgestellt und kanonierten gegen die feindliche Artillerie auf dem Sperlingsberg. Der Feind unternahm jedoch keinen ernsthaften Angriff auf das Dorf. Er schien im Gegenteil von einer Verfolgung gänzlich abzustehen. Wahrscheinlich war die Wirkung unserer schweren Geschütze die Veranlassung hierzu.

Die augenblickliche Pause hatte mich gewissermaßen wieder zur Besinnung gebracht. Bei meiner Unerfahrenheit, als junger Offizier von kaum 16 Jahren, war ich jedoch in der größten Verlegenheit, was nun weiter zu tun sei.

Vom Regiment war garnichts zu sehen, als eine Unzahl Blessierter im Dorfe, und obgleich ich das Gefühl in mir trug,

*) Vergl. S. 28 Schützenersatz. Zahl der Schützen. S. 78 Schützengefecht und Verwendung des dritten Gliedes. S. 77—96.

*) Die Gewehre der Preußischen Infanterie waren nach Clausewitz im Jahre 1806 „die schlechtesten in Europa" S. 33. Vergl. S. 33—55 II das Infanteriefeuer.

Digitized by Google

meine Schuldigkeit getan zu haben, fürchtete ich doch den Vorwurf, vom Regimente abgekommen zu sein.

Glücklicherweise erschien jetzt mein Bursche, der sich mit meinem Pferde hinter einem Hause versteckt gehalten hatte. (Erst als angeschlagen wurde, waren wir Zugführer abgestiegen.)

Ich setzte mich also zu Pferde, befahl meinen treu gebliebenen Soldaten hinter ihrem Zaun zu bleiben und ritt auf den Berg, um zu sehen, ob das Regiment vielleicht hinter den großen Batterien stünde. Im Galopp sprengte ich die Anhöhe hinauf, in den stärksten Pulverdampf hinein. Ich verfehlte die Richtung und geriet mitten in die Batterie, wo soeben kommandiert wurde: „Haubitze — —". „Feuer", sollte hierauf folgen. Als der Feuerwerker mich vor dem Geschütz bemerkte, erstarb ihm das Kommando im Munde: „Um Himmelwillen durch!" rief er mir zu, „Sie werden sonst tot geschossen."

Ich galoppierte durch die Geschütze und bemühte mich nun vergeblich, das Regiment hinter der Artilleriestellung zu entdecken. Da gewahrte ich plötzlich einige Reiter, in denen ich den Major von Münchow, von Rathenow und meinen Bataillonskommandeur, den Oberstlieutenant von Hallmann, erkannte.

„Wo ist das Regiment?" war meine erste Frage.

In größtem Schmerz und mit Tränen in den Augen erteilte man mir die Antwort: „Ach! Wo ist das Regiment! Dort! Dort — alles zerstreut oder tot. — Reiten Sie — bringen Sie die Leute zurück, die Sie finden."

Ich erwiderte: ich hätte im Dorf noch einige 40 bis 50 Mann beisammen.

„Oh, dann bringen Sie sie schnell hierher."

Ich ritt eiligst in das Dorf und führte meine nun in drei Gliedern geordneten Leute neben den rechten Flügel der Reserveartillerie. Da erblickte mich mein Onkel, der damalige Oberstlieutenant von Strampf, von der Artillerie, und rief mir in größter Aufregung zu: „Wo willst Du hin? Stelle Dich auf den Flügel der Batterie."

Als ich ihm sagte, ich hätte Befehl von meinem Bataillonskommandeur hinter die Artillerie zu marschieren, herrschte er mich zornig an: „Ich aber befehle Dir hier zu bleiben, denn die Batterie ist in Gefahr."

Ich stellte also meinen Zug nach seinen Befehlen auf dem Flügel der Batterie auf und meldete sodann meinem Kommandeur,

Digitized by Google

weshalb ich seinen Befehl nicht hatte ausführen können. Darauf erschien von Hallmann selbst. Auf seinen Befehl mußte ich mich nun eine kurze Strecke hinter der Artillerie aufstellen: „Jetzt wollen wir unsere Leute an die Ihrigen sammeln, sagte p. von Hallmann, „helfen Sie, reiten Sie schnell!“ —

Ich ritt Carriere zurück und traf auf meinem Wege eine Menge zerstreuter Leute des Regimentes, auch mehrere Offiziere zu Pferde, die mir halfen, die zerstreuten Haufen gegen die Batterie zurückzuführen. Dies geschah denn auch sofort und schnell, da sie alle den besten Willen zeigten, wieder in Ordnung zu kommen. Die Leute strömten nun haufenweise herbei, doch das Bemühen der Stabsoffiziere, sie schnell in drei Glieder zu formieren, war vergebens. Alles lief durcheinander, rief und schrie und kam doch nicht in Ordnung. Die Leute waren gewöhnt in ihren Kompagnien zu stehen. Sie konnten sich dieser Gewohnheit wegen nicht anders zurechtfinden. Ich ahnte die Ursache und bat meinen Kommandeur, mir das Sammeln zu erlauben, was er mir auch gestattete.

Ich rief nun: „Alles was von der Kompagnie von Hallmann ist, hierher! — Die Leute von der Kompagnie von Bock hierher! u. s. f. Dadurch gelang es mir, in wenigen Minuten vollkommene Ordnung herzustellen. Aber welch ein Anblick war es nun! Unser Bataillon war weit über die Hälfte zusammengeschmolzen. Die größere Hälfte lag blutend auf dem Schlachtfelde.

Die Kanonade unserer Reserveartillerie war beendigt. Nachdem wir noch eine geraume Zeit stehen geblieben waren, und der Feind uns nicht mehr behelligte, fuhr zunächst die Artillerie von Strampf ab. Sodann schwenkten wir mit Sektionen und traten in aller Ruhe und Ordnung den Rückmarsch an — aber mit welchen Gefühlen!

Die Zuversicht des Sieges, die wir zuvor alle geteilt hatten, war in entsetzlicher Weise vernichtet worden. Wir schritten betäubt und stumm dahin. Offizieren wie Soldaten liefen die Tränen von den Backen. Unser Rückmarsch glich einem Leichenzuge.

III.

Rückzug nach Erfurth und Kapitulation der Festung.

Die Nacht brach herein. Niemand wußte wohin es ging. Hunger, Durst und Erschöpfung lagen auf der Truppe, denn schon

Digitized by Google

Tags zuvor hatten wir uns nur mit dem genährt, was wir auf dem Felde fanden.

Aber auch jetzt verließen mich meine treuen Leute Planz, Woschinsky und Keitel nicht. Sie brachten mir während des Nachtmarsches Rüben, die sie aus der Erde gerissen hatten und Wasser aus einem Sumpfpfuhl, den wir passierten. Sie lobten auf ihre Art meine Herzhaftigkeit und machten mir sogar Vorwürfe, daß ich mein Leben zu wenig geschont habe. Ich hatte die Herzen dieser Leute in hohem Grade gewonnen, und wie? — Der sehr junge Offizier hatte die alten bärtigen Männer im Augenblick der höchsten Gefahr beschämt. Sie hatten nicht gedacht, daß ein so junger Mensch wie ich trotzdem das Herz auf dem rechten Fleck haben könne. Das war es!

Der Vorfall mit dem p. Planz legt Zeugnis davon ab, daß in der Brust auch eines gemeinen Soldaten das Gefühl für Recht und Ehre größer sein kann, als wir mitunter glauben mögen. Der Mensch hatte die beste Gelegenheit, seine Drohung wahr zu machen. Im Getümmel der Schlacht hätte er mich niederschießen können, ohne daß ein Hahn danach gekräht hätte. Er unternahm aber nichts feindliches gegen mich, weil er sah, daß ich den Tod nicht fürchtete, und daß ich im Augenblick der allgemeinen Flucht die Ehre über das Leben setzte.

Während unseres nun fortgesetzten Nachtmarsches sahen wir vor uns große französische Biwakfeuer. Es wurde die äußerste Stille anbefohlen und wir passierten eine tüchtige Strecke, ohne bemerkt zu werden. Erst als wir diese Biwakfeuer schon längst hinter uns hatten, wurde der Feind dort alarmiert und feuerte auf ganz unwirksame Entfernung hinter uns her.

Der Tag brach an. Vielleicht um 11 Uhr mittag trafen wir vor Erfurth ein und lagerten uns auf dem sogenannten Galgenberg. Ich erhielt Befehl, mit 40 Mann nach Erfurth zu gehen, um Wasser für das Bataillon zu holen.

Als ich in Erfurth eintraf, fand ich dort alles in größter Verwirrung. Bei einem Magazin wurde mir Branntwein angeboten. Da ich indessen nur Befehl hatte, Wasser zu holen, nahm ich zur Hälfte Branntwein und zur Hälfte Wasser.

Als ich noch mit dem Empfang beschäftigt war, hörten wir Kanonenschüsse jenseits des Galgenberges. Ich beeilte mich daher, mit meinen Leuten das Bataillon wieder zu erreichen. Ich fand es bereits unter Gewehr getreten. Die Verteilung der Getränke

Digitized by Google

geschah im Fluge. Vor uns sahen wir in der Ferne schon die feindlichen Truppen und das Blitzen ihrer Gewehre. Alle vordem neben uns lagernden, eigenen Truppen waren bereits abmarschiert. Sie suchten eiligst die Festung zu erreichen. Sämtliche Stabsoffiziere waren dorthin beschieden.

Unser Bataillon wurde von dem Hauptmann von Bock kommandiert, der ohne auf die anderen Truppen zu achten, unbeweglich an Ort und Stelle verharrte. Uns gegenüber entwickelte sich ein starkes feindliches Korps. Wir sahen, daß eine Kolonne Kavallerie den Versuch machte, unsere rechte Flanke zu umgehen und uns den Rückzug nach Erfurth abzuschneiden.

Hauptmann von Bock sah dies alles auch und angesichts der entwickelten Massen des Feindes vor sich, kommandierte er: „Bataillon vorwärts, Marsch!"

Wir avancierten nun ganz allein gegen die feindliche Uebermacht, obwohl wir unseren sicheren Untergang im Auge hatten. Da traten einige der ältesten Offiziere an den p. von Bock heran und stellten ihm vor, daß wir unbedingt umzingelt und niedergemacht werden würden, wenn wir nicht augenblicklich kehrt machten. Bock wollte aber nicht. Sein Beginnen schien den anderen, älteren Offizieren unerklärlich. Endlich ließ er sich aber doch bewegen, mit Sektionen abzuschwenken und dem Beispiel der übrigen Truppen zu folgen. Sein kühner, rechthaberischer Angriffsmuth imponierte mir damals gewaltig.

Ehe wir noch vom Galgenberg herniederstiegen und die Straße nach Erfurth erreichten, sahen wir bereits eine feindliche Batterie auf dem von uns verlassenen Berge abprotzen und uns mit Kanonenkugeln das Geleit geben. Auch die Kavallerie, die uns umgangen hatte, erschien nun und versuchte es, uns in der linken Flanke anzugreifen. Alle Schützen, die wir noch bei uns hatten, traten nun links heraus und unterhielten das Feuer, während wir ruhig im Marsche blieben. Die französische Kavallerie respektierte dieses Feuer und ließ uns unbehelligt marschieren.

So erreichten wir das Festungsthor von Erfurth. Allein, es war bereits geschlossen, sodaß wir rechts den sogenannten bedeckten Weg einschlagen mußten, um das nächste Thor zu gewinnen.

Rechter Hand befanden sich viele Gärten, in die der Feind bereits eingebrochen zu sein schien, denn die Besatzung auf den Wällen feuerte mit ihren Musketen dicht über unsere Köpfe hinweg in die Gärten hinein.

Digitized by Google

Tags
dem
Wosch
Nacht
Wasse
auf
würfe
Herze
sehr
blick
ein
Fleck

in der
und Ehr
Der Men
machen.
können, ohn
aber nichts
nicht fürchtet
die Ehre über

Während
vor uns große
Stille anbefohlen
bemerkt zu werd
hinter uns hatten,
auf ganz unwirksam

Der Tag brach
vor Erfurth ein und
berg. Ich erhielt Befe
um Wasser für das Bata

Als ich in Erfurth eintr
wirrung. Bei einem Maga
Da ich indessen nur Befehl
Hälfte Branntwein und zur

Als ich noch
Kanonenschüsse je
mit meinen Leuten
es bereits unter Gew

den ganzen
ment noch
Haut und Haare,
Zähne waren damals ganz vortrefflich.

Wir mußten nun auf den Wall
Dort blieben wir die ganze Nacht
die feindlichen Abwaffener emporlodern.
schien, die Festung vollständig zerstört.

Am folgenden Morgen, den 16., hatten
Stillstand abgeschlossen sei. Es mochte
als wir Befehl erhielten, vom Walle fort
Stadt zu marschieren.

Auf diesem Wege begegnete uns ein
getrunkener Soldat, der laute Verwünschungen
stieß. Meine Leute waren über diese Verräterei
sie aus den Gliedern liefen und diesen Menschen
erschlugen. Es war eine schreckliche Szene,
Empörung unserer Leute zu entschuldigen. Der
Lohn empfangen, wie er ihn verdient hatte.

Als wir uns dem Thore der Festung näherten,
Kolonnen entgegen, die in die Stadt
Schuppen von den Augen. Erst
die Festung kapituliert haben müsse.
wir zu unserem Schrecken,
waren, wo französische Truppen
wir uns der Befehl kam,

den ich nicht beschr
Meine treuen Sol

Und jetzt kam auch unser heiliges Palladium, die alte Fahne, die noch aus dem siebenjährigen Kriege stammte und an der kaum noch einige Seidenfetzen hingen. Unter strömenden Tränen wurde auch sie niedergelegt, derweile ich dem Träger zuraunte, die vergoldete Spitze mit dem Namenszug des Königs abzubrechen, denn die Franzosen standen in nächster Nähe und bewachten uns genau.

Der Tumult des Hinwerfens der Gewehre begünstigte das Vorhaben. Mit einem Fußtritt war es geschehen, und ich verbarg unbemerkt den wesentlichsten Teil unseres Heiligtums, den Namenszug „Fridericus Rex“ in meiner Tasche. Auch ein Teil des Fahnentuches war daran geblieben, so daß den Franzosen eigentlich nur noch die Fahnenstange verblieb.

Jetzt wurden wir Offiziere versammelt, um in die Stadt zurückzukehren. Unsere Leute, die Kriegsgefangene waren, umringten uns. Sie weinten vor Schmerz und meine drei treuen Soldaten umarmten mich zum letzten Male.

Es war ein so schmerzlicher Abschied, wie man ihn nur zu erleben pflegt, wenn man von seinem liebsten Angehörigen auf Nimmerwiedersehen scheiden soll.

In der Wohnung des französischen Generals mußten wir unser Ehrenwort schriftlich abgeben, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen, dann wurden wir unter Eskorte nach Berlin abgeführt.

Die Festung Erfurth, in der sich große Vorräte befanden, war mit 11 000 Mann ein Raub des Feindes geworden.*)

IV.

Die Jahre 1806—1812 in Preußen.

Auf unserem Transport nach Berlin hatte ich das bei der Kapitulation von Erfurth heimlich gerettete Palladium der Spitze unserer alten Fahne sorgsam in meinem Mantelsack verborgen. So führte ich es mit nach Berlin.

Die Offiziere waren sämtlich beritten. Neben uns marschierten [illegible] Kolonnen. An verschiedenen Orten, wo wir einquartiert wurden, [illegible] die französischen Offiziere unserer Eskorte [illegible] Teilnahme für unsere Verpflegung. Sie [illegible] und sprachen mit hoher Anerkennung [illegible] Truppen.

*) [illegible] Marschall Ney am 16. Oktober 1806.

Digitized by Google

Als wir das nächste Thor erreicht hatten, war auf dem Glacis daselbst eine Batterie etabliert, die in voller Tätigkeit war, den andringenden Feind zurückzuweisen. Noch auf der Zugbrücke erreichten uns feindliche Kanonenkugeln.

Als wir durch die Straßen der Stadt zogen und ich, vom Hunger geplagt, in einem Hause Offiziere an der Mittagstafel erblickte, stürzte ich wie ein Wilder hinein. Die Tafel war indessen schon abgegessen und nicht das Geringste mehr zu haben. Ein Kamerad brachte mir aus Gefälligkeit einen mageren Gänseflügel, den ganzen Rest des Diners. Damit lief ich eiligst meinem Regiment nach und verschlang den Flügel im Gehen, zwar nicht mit Haut und Haaren, aber doch mit Haut und Knochen. Meine Zähne waren damals ganz vortrefflich.

Wir mußten nun auf den Wall marschieren, den wir besetzten. Dort blieben wir die ganze Nacht und sahen rund um die Stadt die feindlichen Biwakfeuer emporlodern. Der Feind hatte, wie es schien, die Festung vollständig zerniert.

Am folgenden Morgen, den 16., hörten wir, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Es mochte wohl gegen Mittag sein, als wir Befehl erhielten, vom Walle fort und quer durch die Stadt zu marschieren.

Auf diesem Wege begegnete uns ein, wie es schien, angetrunkener Soldat, der laute Verwünschungen auf Preußen ausstieß. Meine Leute waren über diese Verräterei so ergrimmt, daß sie aus den Gliedern liefen und diesen Menschen mit dem Kolben erschlugen. Es war eine schreckliche Szene, aber durch die Empörung unserer Leute zu entschuldigen. Der Verräter hatte seinen Lohn empfangen, wie er ihn verdient hatte.

Als wir uns dem Thore der Festung näherten, fluteten uns französische Kolonnen entgegen, die in die Stadt eingerückt waren. Nun fiel es uns wie Schuppen von den Augen. Erst jetzt wurde es uns klar, daß die Festung kapituliert haben müsse. Was noch weiter kommen sollte, erfuhren wir zu unserem Schrecken, als wir auf dem Glacis angelangt waren, wo französische Truppen in Linie aufmarschiert standen und für uns der Befehl kam, das Gewehr zu strecken.

Es war ein furchtbarer Moment, den ich nicht beschreiben kann, aber nie im Leben vergessen werde. Meine treuen Soldaten weinten wie die Kinder. Sie jammerten laut und zerschmetterten wütend ihre Gewehre, die auf einen Haufen geworfen wurden.

Digitized by Google

Und jetzt kam auch unser heiliges Palladium, die alte Fahne, die noch aus dem siebenjährigen Kriege stammte und an der kaum noch einige Seidenfetzen hingen. Unter strömenden Tränen wurde auch sie niedergelegt, derweile ich dem Träger zuraunte, die vergoldete Spitze mit dem Namenszug des Königs abzubrechen, denn die Franzosen standen in nächster Nähe und bewachten uns genau.

Der Tumult des Hinwerfens der Gewehre begünstigte das Vorhaben. Mit einem Fußtritt war es geschehen, und ich verbarg unbemerkt den wesentlichsten Teil unseres Heiligtums, den Namenszug „Fridericus Rex“ in meiner Tasche. Auch ein Teil des Fahnentuches war daran geblieben, so daß den Franzosen eigentlich nur noch die Fahnenstange verblieb.

Jetzt wurden wir Offiziere versammelt, um in die Stadt zurückzukehren. Unsere Leute, die Kriegsgefangene waren, umringten uns. Sie weinten vor Schmerz und meine drei treuen Soldaten umarmten mich zum letzten Male.

Es war ein so schmerzlicher Abschied, wie man ihn nur zu erleben pflegt, wenn man von seinem liebsten Angehörigen auf Nimmerwiedersehen scheiden soll.

In der Wohnung des französischen Generals mußten wir unser Ehrenwort schriftlich abgeben, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen, dann wurden wir unter Eskorte nach Berlin abgeführt.

Die Festung Erfurth, in der sich große Vorräte befanden, war mit 11 000 Mann ein Raub des Feindes geworden.*)

IV.

Die Jahre 1806—1812 in Preußen.

Auf unserem Transport nach Berlin hatte ich das bei der Kapitulation von Erfurth heimlich gerettete Palladium der Spitze unserer alten Fahne sorgsam in meinem Mantelsack verborgen. So führte ich es mit nach Berlin.

Wir Offiziere waren sämtlich beritten. Neben uns marschierten dichte französische Kolonnen. An verschiedenen Orten, wo wir einquartiert wurden, sorgten die französischen Offiziere unserer Eskorte mit kameradschaftlicher Teilnahme für unsere Verpflegung. Sie bedauerten unser Unglück und sprachen mit hoher Anerkennung von der Bravour unserer Truppen.

*) Erfurt ergab sich dem Marschall Ney am 16. Oktober 1806.

Digitized by Google

In Wittenberg sahen wir den Kaiser Napoleon, der uns mit Blut und Feuer getauft hatte. Dieser Mann war unser Ueberwinder geworden und befand sich nun auf dem Siegeszuge nach Berlin.

Auf dem linken Ufer der Elbe erblickten wir ein großes französisches Biwak. Die Franzosen hatten sich, nach Plünderung der angrenzenden Häuser, dort so bequem als möglich eingerichtet. Große Massen Bettfedern trieben in der Luft, zum Beweise, daß sie nichts verschont hatten.

In einem unserer Nachtquartiere vermißte ich zu meinem Schrecken den Mantelsack. Man hatte ihn mir vom Pferde gestohlen und auch die Fahne war mit ihm fort.

Der Verlust meiner Habseligkeiten war unter den obwaltenden Verhältnissen sehr empfindlich, doch er traf mich nicht halb so schmerzlich, als der Verlust dieses für mich so teueren Feldzeichens, das nun unwiderbringlich dahin war.

In Berlin angekommen, begab ich mich in das Haus meines Onkels. Ich brachte seinen Kindern die sechslötige Kartätschenkugel, die ihrem Vater die rechte Hand zerschmettert hatte. Als sie das Unglück erfuhren, das ihren Ernährer betroffen, war der Jammer groß. Der Vater verstümmelt! Seine rechte Hand verloren, die Hand, mit der er den Degen geführt hatte, und noch dazu gerade die rechte Hand, ohne die ein Mensch nichts ist, nichts rechtes mehr leisten kann! — Ein Invalide mehr in der Welt, einer der vielen Märtyrer für die Sache Preußens! — —

Schwerer aber noch als die Trauer, lastete jetzt die Not auf dieser zahlreichen Familie. War schon das Gehalt eines damaligen Stabskapitäns ein geringes und keineswegs ausreichend, eine Familie von sieben Köpfen ihrem Stande entsprechend zu ernähren, so wurde es jetzt vollends unmöglich für diese Menschen, anständig in Berlin zu existieren.

Auch mir ging es schlecht. Was sollte ich jetzt tun? — Wie sollte ich mir das Nötige zum Leben verschaffen?

Meine erste Sorge war darum, mein mir so lieb gewordenes Reitpferd, einen prachtvollen Falben, zu verkaufen. Besaß ich doch nicht mehr die Mittel, das treue Tier zu füttern. Da aber in jener Zeit niemand vor Plünderung sicher war, erhielt ich nur wenige Taler für dieses herrliche Tier, das bei seiner vollendeten Schönheit in guten Zeiten mit hundert Friedrichsdor bezahlt worden wäre.

Digitized by Google

Unter meinen Habseligkeiten, die ich noch im Hause meines Onkels zurückgelassen hatte, mußte sich auch eine reich mit Silber geschmückte Uniform befinden, deren Metallwert mir bei meinem gänzlichen Mangel an Barmitteln jetzt sehr willkommen gewesen wäre. Alles Suchen danach war jedoch vergeblich. Das Stück war nicht zu finden. Meine Cousinen wußten nichts davon, und da sie selbst mit Not und Kummer zu kämpfen hatten, widerstand es mir, sie auch noch mit meinen Angelegenheiten zu behelligen.

Am 27. Oktober sah ich den kleinen Mann mit dem dreieckigen Hut in seiner grünen, rot passepoelierten Uniform, unter Kanonendonner und Glockengeläut, an der Spitze seiner Garden in Berlin einziehen. Der Generalquartiermeister Berthier, die Marschälle Lefebre, Davoust, Angereau, Bessières und der Großmarschall Duroc befanden sich in seinem Gefolge.

Vom Brandenburger Thor verschwand die Siegesgöttin; der Besieger Preußens sandte sie als Trophäe nach Paris. Er selbst residierte im Preußischen Königsschlosse. Am Abend des Einzugs war auf Befehl des französischen Kommandanten „Illumination".

Da litt es mich nicht länger in Berlin. Mein Cousin Karl, der gleich mir im Regiment von Winning gestanden und nach Jena auf Ehrenwort entlassen worden war, mußte ebenfalls aus der Hauptstadt fort, da das französische Gouvernement entlassene preußische Offiziere dort nicht mehr duldete.

So beschlossen wir beiden Leidensgefährten denn, uns nach Cremmen zu begeben, wo mein Vater als Hauptmann seine Invalidenkompagnie kommandierte.

Indessen fand ich das väterliche Haus verödet; auch meine Schwester war daraus verschwunden und nur eine Feldwebelfrau besorgte die kahlen Räume.

Mein Vater war 1754 geboren worden. 1771 war er vom Gefreiten-Korporal Rentzelschen Regiments zu Fuß zum Fähnrich, 1780 — 26 Jahre alt — zum Sekonde-Lieutenant im Thünaschen Regiment, 1792 zum Premier-Lieutenant im Lichnowskyschen, später Winningschen Regiment ernannt worden*) und Adjutant des Generals von Rentzel gewesen.

*) Gemeint ist immer dasselbe Regiment. Die Regimenter hießen nach ihren Kommandeuren, also: Regiment Nr. 23, — 1765—78 Regiment Rentzsch, 1778—86 Regiment Thüna, 1786—97 Regiment Lichnowsky, 1797—1806 Regiment Winning. D. H.

Digitized by Google

Als solcher hatte er das Unglück gehabt, durch einen Sturz mit dem Pferde den Fuß zu zerbrechen, wodurch er Invalide geworden war. 1793 erhielt er nun, in einem Alter von fast 40 Jahren, die Invaliden-Kompagnie Möllendorffschen Regiments in Cremmen.

Als die Unglücksbotschaft der verlorenen Schlacht von Jena dortselbst eintraf, war er mit seiner und zwei anderen Invalidenkompagnien sogleich nach Stettin abmarschiert, um die vermutlich entblößte Festung mit seinen Leuten verteidigen zu helfen, wozu der größte Teil der Mannschaft noch fähig war. Er hatte einen fürtrefflichen Geist in seine Truppe gepflanzt; auch war sie durchweg mit brauchbaren Waffen versehen.

Diese Handlungsweise meines Vaters entsprach durchaus seiner übernommenen Ehrenverpflichtung gegen den König, zumal in seinem Patent ausdrücklich von ihm verlangt war, daß er sich „bei allen vorfallenden Kriegsbegebenheiten mit williger und ungescheuter Daransetzung seines Leibes und Lebens, Guts und Bluts noch ferner dergestalt verhalten und bezeigen solle, wie es einem getreuen Diener und rechtschaffenen, kriegserfahrenen Kapitän eignet und gebühret".

Der gute Wille des braven Vaters wurde ihm jedoch sehr schlecht belohnt, denn der damalige General und Gouverneur von Stettin von R . . . . . wies ihn mit groben Worten ab und schickte ihn nach Gollnow, ohnweit Stettin.

Wenige Tage darauf erschienen aber schon die Franzosen vor der Festung.

Sie ehrten die Veteranen insoweit, daß ihnen ihre Waffen belassen und sie als Sauve-Gardes für die Stadt betrachtet wurden, dortselbst Unfug und Plünderung von Marodeurs zu verhüten. In dieser Absicht wurden sie nachmals auch nach Wollin gesandt.

Not und Elend war über das Land gekommen. Unser Königspaar residierte jetzt in Königsberg. Napoleon hatte alles preußische Gebiet westlich der Elbe dem französischen Kaiserreich einverleibt. 159 Millionen Franken Kriegskontribution hatte er dem Lande auferlegt. Unsere großen Festungen, die Eckpfeiler der preußischen Monarchie, auf die der König jetzt seine Haupthoffnung setzen mußte, hatten sich ehrlos und feige ergeben, sobald auch nur Franzosen vor ihren Mauern erschienen waren. Auch Stettin, dessen Kommandant die Hilfe meines Vaters so schnöde abgewiesen, hatte am 29. Oktober seine Thore schimpflich dem Feinde geöffnet.

Digitized by Google

der nun mit reißender Schnelligkeit alle Provinzen überschwemmte, alle Gewalt an sich riß und unser Land systematisch auszuplündern begann.

Ich zog mit meinem Cousin Karl, dessen schwer blessierter Vater noch immer in Erfurth darniederlag — er mußte dort noch ein ganzes Jahr auf seine Wiederherstellung warten — in die verlassene väterliche Wohnung ein.

In der Nähe der Stadt Cremmen liegt das Dorf Groß-Zieten, welches dem aus dem Dienst geschiedenen Major von Guretzky-Cornitz gehörte, der ein alter Freund meines Vaters war. Wir Kinder weilten oft in Begleitung unseres Hauslehrers 8—14 Tage und länger in dem schönen Wohnhaus von Groß-Zieten, welches im Gengre eines Lustschlößchens erbaut und sehr geräumig war.

Im Jahre 1805 verkaufte der Major von Guretzky das Gut an den damaligen General, nachmaligen Fürsten Blücher, dessen Erben es später zugefallen ist. (Mein Vater heiratete 1826 zu Berlin die jüngste Tochter des Majors von Guretzky — Frederike — das sechste unter sieben Kindern. D. H.) Auch in Cremmen befand sich damals ein Edelsitz, auf dem der Regierungsrat von Conring lebte, dessen älteste Tochter Lisette ich kennen und leidenschaftlich lieben lernte.

Ich verehrte das schöne Mädchen gleich einer Heiligen. Da ich armer Offizier ihr aber, außer meiner Liebe, nichts zu bieten hatte, verschloß ich diese Gefühle für sie tief in der Brust, obwohl ich gerne mein Leben für sie eingesetzt hätte, wäre mir dazu nur irgend eine Gelegenheit geboten worden.

Den General von Blücher, Schwager des p. von Conring, der damals die Waffenehre der Armee gerettet und sich nach Lübeck tapfer durchgeschlagen hatte, wegen Mangel an Munition jedoch bei Ratkau zu kapitulieren gezwungen wurde, hatte man damals gegen den französischen General Victor ausgewechselt.

Eines Tages erschien der General mit seinen Söhnen von Groß-Zieten aus in Cremmen zu Besuch; wie man sagte, um die Verlobung seines zweiten Sohnes mit Lisette von Conring zu bewirken, was auch wirklich geschah. — —

Mein Cousin Karl und ich waren ebenfalls bei Herrn von Conring eingeladen.

Als der wackere Blücher mich erblickte, erkannte er mich sogleich wieder:

Digitized by Google

„Mein Sohn", sagte er, „hätte ich Deinen General (von Winning nämlich) in Lübeck noch bei mir gehabt, dann hätte ich es nicht so schnell verloren. — Ich habe in dieser Zeit hohe und niedrige Hundsfötter kennen gelernt, aber ich werde sie dem Könige nicht verschweigen."

Meine Bitte der Fürsprache für eine baldige Auswechselung meines Generals wollte Blücher gerne nachkommen, zweifelte aber an dem Erfolge, da wir zu wenig französische Gefangene in Händen hätten.

Als mein Vater mit seinen Invaliden aus Pommern zurückkehrte, sah er sich genötigt, die ganze zahlreiche Familie seines blessierten Bruders Ludwig in unser Haus aufzunehmen, weil sie unmöglich länger in Berlin sich selbst überlassen bleiben konnte.

Alle diese Verwandten zu erhalten, brachte ihm jedoch manch schwere Sorge und kostete ihn die äußersten Anstrengungen und Opfer.

Das Jahr 1807 kam und mit ihm der schreckliche Friede. Auch der ostpreußische Feldzug hatte an Preußens Schicksal nichts zu ändern vermocht. Auf Eylau folgte Friedland und dann — Tilsit, ein Wort, das allen preußischen Patrioten das Herz brechen wollte, denn dieser Friede war erst recht eigentlich die Bestätigung all der Schmach, die auf dem geschändeten Vaterlande lastete. Und zu der Schmach gesellte sich das immer drückender werdende Elend.

Wie sah es jetzt bei uns aus! — Wohin man blickte, zerstampfte Felder, verlassene Bauernhöfe, verwüstete Dörfer. Kein Getreide zu neuer Saat, keine Kräfte, das brachliegende Land zu bestellen. Handel und Gewerbe standen vollständig still, woran auch die Kontinentalsperre einen großen Schuldanteil trug.

Infolge dieser wirtschaftlichen Notstände steigerte sich der Preis der Lebensmittel ins Unerschwingliche. Dabei waren überall Einschränkungen geboten. Aber wie sollte man die Ausgaben herabsetzen? — In dem armen Preußen hatte man ja schon vor dem Kriege, besonders in den kleinen Städten und auf dem Lande, recht einfach gelebt. An den gewöhnlichen Ausgaben schien es daher, zumal in dieser Zeit der Teuerung, ganz unmöglich Ersparnisse zu machen und doch waren solche durch die Kürzung der Einnahmen unabweislich geboten. Diese Kürzungen waren wiederum durch die Not des Staates bedingt, von der alle Schichten der

Digitized by Google

Bevölkerung mit betroffen wurden. So schien unser Land im Kern seines Lebens vernichtet.

Trotz des nominellen Friedens waren die Franzosen mehr denn je die Herren im Lande. Ihr Einfluß auf die Verwaltung, aber auch auf alle Kreise der Gesellschaft, war der einzig maßgebende. Alle Vorgänge im Staatsleben überwachten sie mißtrauisch. Vor ihren Spionen war niemand sicher, noch weniger aber vor der Gewaltjustiz, die sie unbedenklich zu üben stets bereit waren, wo immer sie eine Betätigung patriotischer Gesinnung witterten. Keine solcher Erscheinungen entging den argwöhnischen Augen der französischen Machthaber, die alle festen Plätze und alle Städte von Bedeutung in ihrer Hand hielten. 160 000 französische Soldaten weilten noch auf preußischem Boden. Das ausgesogene Land mußte sie ernähren, unser verblutendes Vaterland, das sich selbst nicht mehr zu ernähren vermochte, weil sein gesamtes Erwerbsleben vernichtet war.

Aber auch unsere Wehrkraft hatte dieser Friede vernichtet. Gegen 300000 in früherer Zeit, durften wir jetzt nur 42000 Mann Truppen halten. Damit war die preußische Armee aufgelöst, das Gros unserer Wehrkraft gestrichen, der Soldat überflüssig geworden. Auch ich war entlassen, außer Brot gesetzt. — Welch trauriges Los für all diese Offiziere, die jetzt aus ihrem Beruf geworfen waren. Was sollten sie nun anfangen? Was konnte mit ihnen werden?

Und die Bevölkerung — wie trug sie dies alles?

Ihren besseren Teil hatte die Wucht der Ereignisse völlig verblüfft. Die ungestrafte Mißhandlung des Landes hatte die Patrioten eingeschüchtert; der schlechtere Teil dagegen begeisterte sich sogar für den Vernichter des preußischen Volkes. Diese Leute feierten ihren Unterdrücker enthusiastisch; sie schmeichelten seiner genialischen Persönlichkeit und umwarben seine Handlanger mit der äußersten Devotion. Ganze Städte und Ortschaften waren von ausländischem Wesen betört und von der Franzosenfreundschaft durchseucht. So groß war der Zauber, den dieser gewaltige Mann auf die Gemüter der Menschen ausstrahlte.

Sachsen war nach Jena von der deutschen Sache abgefallen. Die Gründung des Rheinbundes, dem Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, im ganzen 4 Königreiche, 5 Herzogtümer und an die 30 kleinere Staaten angehörten, trug dazu bei, auch in Preußen das deutsche Empfinden zu verwischen, das bisher im Staate Friedrich des Großen lebendig gewesen war.

Digitized by Google

So herrschte in Deutschland eine allgemeine Demoralisation. Mit krankem Herzen durchschwärmte ich damals die Wälder meiner märkischen Heimat. Voll Schmerz und Sehnsucht richtete ich den Blick in die blaue Ferne, als wollte ich dort die verlorene Ruhe wiederfinden. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht irrte ich, mit der Flinte auf dem Rücken, rastlos umher. Unabläßig gedachte ich der Schmach, die über unser Land gekommen war und — meiner hoffnungslosen Liebe zu Lisette von Conring. — Es war ein unbeschreibliches Sehnen in mir, eine Herzensnot, die mich keinen Augenblick losließ.

Zudem litt ich unter den Vorwürfen, die in dieser schweren Zeit auf allen ehemaligen Gliedern der Armee lasteten. Offen und heimlich warf man uns ja Feigheit vor. Wie immer, urteilte der große Haufe nur nach dem Erfolg. Es fanden sich gemeine Seelen und Federn in großer Zahl, die mit nichtswürdiger Verleumdung jeden einzelnen von uns begeiferten, die uns sogar des Verrates anklagten, sodaß wir einsichtslosen Leuten als Geächtete erschienen, die jeder Schurke ungestraft mit Kot bewerfen durfte.

Erst nach den Befreiungskriegen änderte sich dieses ungerechtfertigte Urteil, nachdem man zur Erkenntnis der wahren Ursachen unseres Unglücks gelangt war.

Darum erfüllte mich damals nur der eine, unbezähmbare Drang: die Schmach meines Vaterlandes zu tilgen und mit der Tat beweisen zu helfen, daß wir sein Unglück nicht verschuldet hatten.

Im Jahre 1808 war mein Oheim Ludwig von seiner Blessur in soweit wieder hergestellt, daß er von Erfurth aus zu uns zurückkehren konnte.

Gelegentlich der Einrichtung der Provinzial-Invaliden-Kompagnie war mein Vater von Cremmen nach Rathenow versetzt worden, wohin ihm die Familie seines Bruders Ludwig gefolgt war. Später, im Jahre 1810 glaube ich, kam er dann nach Wittstock, doch blieb sein Bruder mit den Seinigen in Rathenow zurück.

Nach dem Tilsiter Frieden erschien auch ein Befehl unseres Königs, wonach jeder Offizier auf Ehre und Pflicht über seinen Anteil an den so unglücklichen Kriegsereignissen Bericht abzustatten hatte. Eine Untersuchungs-Kommission war eingesetzt, jede nachweisbare Pflichtverletzung zur strengsten Bestrafung zu bringen.

Als auch ich diese Aufforderung erhielt, und die Darstellung

Digitized by Google

so getreu, wie ich sie hier gegeben, zu Papier gebracht hatte, überlas sie mein Onkel Ludwig. Er beschwor mich, den Rückzug des Regiments und dessen Versprengung nicht zu erwähnen, weil dies trotz aller Bravour, die es beim Angriff auf die feindlichen Batterien bewiesen habe, eine nachteilige Beurteilung desselben zur Folge haben würde.

Ich fügte mich schließlich seinen beweglichen Vorstellungen, mußte somit auch den ehrenvollen Anteil verschweigen, den ich selbst am Sammeln meines Bataillons gehabt hatte. Ich brachte ein Opfer hierdurch und brachte es nur, weil dieser weit ältere und erfahrenere Offizier, wie auch mein Cousin Karl es im Namen der Ehre unseres Regiments von mir verlangte.

Späterhin bin ich jedoch zu der Anschauung gelangt, daß man das Regiment wohl kaum für seine Haltung bei Jena hätte verdammen können. Als wir den Rückzug antraten, war es mit schwerem Herzen geschehen. Den Befehl unseres kommandierenden Generals von Rüchel hierzu hatten wir jedoch auszuführen. Dies war ganz einfach eine Pflicht der Disziplin. Daß der Rückmarsch unter dem vernichtenden feindlichen Feuer später in Flucht ausartete, lag an der unzweckmäßigen reglementarischen Form. Keine Truppe der Welt kann solche Rückzugsbewegung in einer Kadenze von 75 in der Minute ausführen. Dies verbietet sich durch die Instinkte der menschlichen Natur. Das schnelle Sammeln des Regiments hinter der Artillerie blieb trotzdem immerhin anzuerkennen.

Uebrigens erhielt mein Vater in dieser Zeit ein Schreiben des Oberlieutenants von Hallmann über meine Haltung in der Schlacht. Dasselbe war voller Lob und Anerkennung, was meinem Vater, wie mir selbst, eine Genugtuung verursachte.

Um die Weihnachtszeit des Jahres 1808 erhielt ich sodann von Berlin aus ein Rehabilitierungsdekret zugestellt, das folgenden Wortlaut hatte:

Sr. Königl. Majestät haben nach dem Allerhöchst denselben von seiten der Immediat-Kommission zur Untersuchung der Kapitulationen und sonstigen Ereignisse des letzten Krieges auf den Grund der Tribunalsverhandlungen des vormaligen von Winnigschen Regiments erstatteten Bericht mittelst Kabinets-Resolution vom 10. Oktober a. c. zu bestimmen geruhet, daß dem Fähnrich von Wentzel das Zeugnis, vorwurfsfrei in Ansehung seines Dienstbenehmens in dem letzten Kriege zu sein, zu erteilten ist, wodurch

Digitized by Google

derselbe zur Wiederanstellung im Kriegsdienst oder zur Versorgung und Pension, in soweit solches die Staatsumstände zulassen, sich legitimieret.

Autorisiert von der gedachten Immediat-Kommission habe ich dies Zeugnis hierdurch ausgefertigt.

So geschehen, Berlin, den 3. Dezember 1808.

Sr. Königl. Majestät von Preußen
Höchstbestallter Oberst von der Infanterie
und General-Militär-Kommissarius
gez. von Lützow.

So war mir denn schwarz auf weiß das Zeugnis erteilt worden, daß ich in dem unglücklichen Kriege meine preußische Soldatenehre unbefleckt im Leibe erhalten hatte. Für meine Selbstachtung war mir dies Dokument mehr wert als alles.

Wir inaktive Lieutenants erhielten nun vom Jahr 1809 ab 8 Taler Halb-Gehalt. Natürlich konnten wir nicht davon leben. Wir hatten jedoch seit 1806 so sehr mit Not und Entbehrungen zu kämpfen gehabt, daß uns die Zahlung auch nur dieses geringen Teils unserer Gage als eine wesentliche Verbesserung unserer Lage erschien.

Das Jahr 1809 brachte den unglücklichen Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich und den Putsch des wackeren Schill gegen das „Königreich Westfalen", der so jammervoll scheiterte. Unsere Hoffnungen auf eine Schilderhebung Preußens waren durch die Niederlagen von Eggmühl und Wagram aufs neue vernichtet worden. Damit schwand auch jede Aussicht auf meine Wiederanstellung in unserer Armee.

Mein Vater drang nun ernstlich darauf, daß ich versuchen solle, mich für einen bürgerlichen Beruf vorzubereiten. Ich fügte mich auch seinen Wünschen, wenngleich es mir sehr widerstrebte.

Nach längerem Suchen gelang es mir denn auch, im Steuerfach anzukommen, wo ich als Supernumerarius dem neuen Amt in Wittstock beigegeben wurde.

Ich lernte dieses Fach von den untersten Stufen der Praxis an bis zur Buchführung des Rendanten genau kennen.

In meiner freien Zeit trieb ich zu meinem Vergnügen das Drechslerhandwerk und außerdem mit Leidenschaft die Musik. Ich hatte schon in Cremmen Unterricht im Blasen der Flöte genommen und es darin zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht.

Digitized by Google

Das Instrument des großen Königs war damals in der Mode. Man hatte auch sehr viele hübsche Sonaten, die für Flöte und Piano geschrieben waren. So akkompagnierte ich häufig zum Piano. Mein Vater war sehr mit der Wahl meines Instrumentes einverstanden, „weil für den Soldaten ein Werkzeug besser sei, was er in der Tasche stecken könne". — Klavier war in damaliger Zeit noch selten und höchst mangelhaft. Meine Flöte war übrigens ein sehr schönes Instrument von Grandillenholz und mit 14 silbernen Klappen versehen. Sie besaß Töne von wunderbarer Kraft in der Tiefe und von größter Zartheit in den höheren Lagen.

Mitunter ging ich jetzt auch mit meinem Vater auf die Jagd, was uns Körper und Seele stählte.

Im Stillen aber hörte ich nicht auf zu warten und zu hoffen und bereit zu sein zum Handeln, wenn die Prüfungszeit erfüllet sein würde.

Einmal mußte der Tag ja doch kommen, wo unser Land das Joch abschütteln würde, der Tag des Befreiungskampfes. Die Begeisterung vieler für den Usurpator hatte in den langen Jahren materieller Bedrängnis, die sein Ausbeutungsgenie über Preußen brachte, sehr bedenklich nachgelassen. Die Verblendeten waren eben durch Schaden klug geworden. Unmerklich keimte eine neue, bessere Erkenntnis in manchem törichten Herzen.

In den Kreisen der Patrioten, wie auch der Armee, erzählte man sich, freudiger Genugtuung voll, manch schöne Einzelhandlung, die Zeugnis ablegte, daß Heldenmut und Vaterlandssinn in unserem Volke noch nicht erstorben waren. So wurde vielfach ein Lied gesungen und verbreitet, daß sich „Der tapfere Husar in Braunsberg" betitelte.

Der Held davon war der 19 Jahr alte Unteroffizier Hans Giese, vom 2. Leibhusaren-Regiment (nachmaliger Generalmajor von Giese, Ritter des Ordens Pour le mérite. D. H.), der am 24. Februar 1807 mit 20 Husaren von einer Rekognoszierungspatrouille zurückkehrend von seinem inzwischen zurückgewichenen Korps abgeschnitten worden war.

Als ein würdiger Nachkomme seiner großen Husarenahnen, hatte er sich sofort, kurz entschlossen, mit dem Säbel in der Faust, den Weg durch das von Franzosen wimmelnde Braunsberg gebahnt. In der Karriere war er in die Stadt eingedrungen, hatte überritten und niedergehauen, was ihm von überraschten Franzosen

Digitized by Google

den Weg versperren wollte, und mit einem Verlust von nur drei Husaren hatte er die Straße nach Königsberg gewonnen.

Doch hiermit nicht genug. Zwischen dem tapferen Husaren und seinem Korps befanden sich noch die feindlichen Vorposten. Hans Giese hieb die auf der Straße postierte Feldwache zusammen, nahm den Vorposten zwei eroberte preußische Geschütze und ebensoviel Pulverwagen ab, und langte damit glücklich bei seinem Korps an.

Diese Heldentat, für die der junge Husar — der sich schon zuvor an anderer Stelle die goldene Tapferkeitsmedaille verdient hatte — durch Generallieutenant von Diericke auf dem Schloßplatz zu Königsberg sämtlichen Prinzen des königlichen Hauses als Muster ungewöhnlicher Tapferkeit vorgestellt wurde, war damals in aller Munde. Auch Schill gehörte in jener dunklen Zeit zu den hocherfreulichen Erscheinungen. War er auch einer von denen, die nicht hatten warten wollen, wie es unstreitig seine Pflicht gewesen wäre, war sein Unternehmen auch gescheitert und in mancher Beziehung sogar nachteilig gewesen, so war es andererseits trotzdem kein verlorenes. Seine Freischaren hatten doch immer den Mut gezeigt, im tiefsten Unglück das Banner Preußens zu erheben und hochzuhalten und zu verteidigen bis zum Tode.

Es gab also doch noch Männer in Preußen! — Dieses herrliche Bewußtsein belebte die sinkende Hoffnung und das Vertrauen auf die siegreiche Kraft des alten schwarzweißen Vaterlandes.

Solche Taten gleichen Samenkörnern, die in der Erde gepflanzt waren. Noch sah man ihre Früchte nicht, aber einmal würde man die Triebe doch erblicken, wenn sie die Kruste der Erde durchbrachen, in der sie jetzt zu schlummern schienen.

Heute war dieser Moment wohl noch nicht gekommen. Die Verhältnisse schienen noch nicht genügend vorbereitet für Preußens Erhebung.

Inzwischen kam das Jahr 1812 heran und mit ihm der Feldzug Napoleons gegen Rußland. Große Massen französischer Truppen durchzogen wiederum das preußische Land, dessen Kinder sich dazu hergeben mußten, den Siegeswagen ihres Bedrückers zu ziehen. 20 000 Preußen mußten Blut und Leben für Napoleons Eroberungsgelüste in die Schanze schlagen. Dieser Vasallendienst war wohl die schlimmste Herzkränkung, die uns noch vorbehalten geblieben war.

Digitized by Google

Würde der Eroberer auch aus diesem Kriege siegreich hervorgehen? — Ja, dann war alle Hoffnung einer endlichen Vergeltung vernichtet. Würde er, wie man behauptete, von Moskau aus nach Indien weiter vordringen, um die englischen Besitzungen zu erobern und sich zum Herrn der Welt krönen zu lassen, oder würden seine uferlosen Pläne in Rußland scheitern?

Niemand vermochte das zu sagen. Das Geschick selbst mußte auf solche weltbestimmenden Fragen Antwort geben.

Der Winter 1812, in dem die große Armee nach Osten zog, — eine Armee von 6 mal Hunderttausend Mann, Heeresmassen, wie die Welt sie bisher noch nie auf den Beinen gesehen — dieser Winter brachte auch den abgrundtiefen Sturz des Imperators von seiner erhabensten Höhe bis zum äußersten Tiefstand seiner kaiserlichen Macht.

Der Brand von Moskau war das Fanal, das den Völkern Europas den Anbruch des Freiheitsmorgens verkündete. Als die Trümmer der großen Armee sich nach ihrer Deroute, auf der Flucht vor ihrem grausigen Geschick durch das zertretene Preußenland betteln mußten, schien es wie ein erster Frühlingshauch durch die erstarrte Welt zu gehen.

Der Augenblick zur Widervergeltung, der langersehnte Augenblick zum Handeln schien endlich gekommen. Worauf sollten wir jetzt noch warten? Welche politischen Ereignisse hätten wohl noch eintreten können, unsere Chancen günstiger zu gestalten?

Die zielbewußten Patrioten lechzten nach Widervergeltung, das Land nach Befreiung vom Joche der Knechtschaft. Wenn man jetzt nicht zugriff — so fühlten viele — dann mußte der Moment verpaßt werden. Wir brauchten jetzt den Krieg. Der wirtschaftliche Notstand des Landes konnte nur noch durch den Krieg gehoben werden. Nur hierdurch konnte unsere Lage noch verbessert, aber wohl kaum verschlimmert werden.

Noch immer aber zögerte der durch die Ereignisse so schwer geprüfte König und seine Regierung, denn die französischen Machthaber mit ihren Truppen lagen noch immer im Lande und hätten vielleicht jede Regung des Aufstandes im Keime zu ersticken vermocht.

Es hieß also noch kurze Zeit ausharren, bis das Feuer des gerechten, langunterdrückten Zornes vor aller Augen aufflammen durfte. Es hieß noch immer abwarten, sich nicht selbst aufgeben.

Digitized by Google

Der König hatte damals in der Zeiten Lauf so viel Schweres erfahren, er hatte so viel demütigende und verhängnisvolle Enttäuschungen erlebt, daß die Sorge, der Staat könne sich leichtsinnig aventurieren, sofern man alles auf eine Karte setze, gerechtfertigt war. Ebenso gerechtfertigt und natürlich war es daher auch, daß die nationale Erhebung vom ganzen preußischen Volke ausging. Sie kam ja von innen heraus, wuchs aus aller Herzen empor und so schaffte sie sich auch Geltung. Das Unglück des Königs war uns dabei heilig wie unser eigenes.

Im Volke begann der Sturmwind der Empörung gegen das verhaßte Joch zu blasen, so daß den französischen Spionen, den Polizisten und Gefängnisaufsehern im Lande angst und bange wurde.

Da kam das große Ereignis, das den Stein ins Rollen brachte: Die Losreißung des Yorkschen Korps vom Heere der Franzosen und sein Uebertritt zu den Russen.

Von Schillschem Freiheitsgeist erfüllt, aber in richtigerer Bewertung der politischen Situation als dieser, hatte der kühne York die Konvention zu Tauroggen eigenmächtig geschlossen. Damit war dem preußischen Volke der Weg zur Nachfolge gewiesen und zur Erkämpfung seiner Freiheit.

Und nun erging auch der Ruf des Königs, auf den „alle kamen", auf den sie alle hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachten. Volles Einheitsgefühl verband den König und sein ganzes Volk untereinander. Sieg oder Untergang war für beide die Losung.

Die Begeisterung in allen preußischen Herzen war ungeheuer. Auch mich machte sie zum Poeten, denn damals schrieb ich die folgenden Verse:

Fühlen möcht' ich noch als Leiche
Deinen Odem, Deinen Schein,
Freiheit, der ich nachgestrebt,
Der mein letzter Pulsschlag gilt. —
Wenn mein Blut aus Wunden quillt,
Bettet mich auf grünen Raien:
Fort die Kleider von der Brust,
Daß der Odem frei entweiche. —
Also soll man mich als Leiche,
Nicht im Bett, auf freiem Plan,
Mit dem Säbel in der Faust,
Stolz im Antlitz liegen finden. —
Und das Auge soll verkünden,
Daß in weite Fernen schaut:
Der hier starb, hat Dir vertraut,
Geist des Lichtes, Geist der Freiheit.

Digitized by Google

V.

Das Frühjahr 1813 — im Blücherschen Hauptquartier. — Schlacht bei Großbeeren.

Am 12. Januar 1813 erhielt ich in Wittstock die Ordre, als Adjutant im Garnisonbataillon des Leibregiments einzutreten, das in Ruppin durch eingezogene Krümper formiert wurde. Diese, nach Scharnhorsts genialem System ausgebildeten und wieder entlassenen Leute waren es vornehmlich, aus denen jetzt die Reserveregimenter formiert werden konnten.

Am 9. Februar marschierten wir nach Schlesien ab. Der Marsch ging über Berlin, Frankfurt a./O., Krossen, Sprottau nach Glatz, wo wir am 7. März eintrafen. Er bot im allgemeinen wenig bemerkenswertes. In Frankfurt mußte ich am 15. Februar unseren Durchmarsch beim französischen Kommandanten, General Betram anmelden, der mir eine Ordre an die Thorwache gab, uns passieren zu lassen. In Frankfurt befand sich das Hauptquartier des Vizekönigs von Italien, nebst mehreren Tausend Italienern und Franzosen. Ich sah den König am Fenster.

Von hier aus gerieten wir in die Rückzugslinie der grande armée, in ihren Nachtrab. Wir sahen mit Genugtuung die letzten Reste des in Rußland zertrümmerten französischen Heeres.

Als wir dann am 20. Februar unseren Marsch über Krossen fortsetzen wollten, lief die Nachricht ein, daß die Bayern, die dort mit 8000 Mann standen, im Begriff seien, die große Brücke über die Oder abzubrennen. Mein Kommandeur schickte mich eiligst voraus, zu dem dort kommandierenden bayrischen General — ich glaube er hieß von Langenau — um ihn zu veranlassen, mit der Zerstörung der Brücke noch zu warten, bis wir sie passiert hätten.

Nach scharfem Ritt traf ich auch noch rechtzeitig ein. Es bedurfte jedoch sehr energischer Vorstellungen, meinen Zweck zu erreichen. Ich erlaubte mir, dem General, angesichts seines ganzen Stabes vorzustellen, wie unnötig diese ganze Maßregel der Zerstörung sei, zumal die Russen die Oder bereits überschritten hätten.

Es lag ein gut Teil Malice in meinen Worten, die in seinem Stabe Sensation erregten, so daß der General schnell erwiderte: „Das ist ganz egal, es geschieht auch nicht wegen der Russen."

„Dann dürfte ja aber gar kein Grund sein, die Brücke abzubrennen", gestattete ich mir einzuwerfen.

Digitized by Google

Der General war höchst aufgebracht über die Freiheit, die ich mir nahm und sagte mit rotem Kopf:

„Ich habe Befehl vom Vizekönig Eugen, die Brücke abzubrechen. Bringen Sie mir Kontreordre, so werde ich sie stehen lassen."

Sehr erbittert erwiderte ich ihm darauf:

„Euer Exzellenz können mir freilich ohne Gefahr ein solches Anerbieten machen, da Sie die Brücke in einer Stunde abbrennen lassen wollen und es unmöglich ist, in dieser Zeit Kontreordre aus Frankfurt zu holen." —

Damit salutierte ich kurz und ritt fort.

Unsere Erbitterung über die Bayern und ihre deutschfeindliche Haltung war damals noch weit größer, als gegen die „Parlewuhs". (Am 27. März wurde die Auflösung des Rheinbundes im Namen der beiden Monarchen von Rußland und Preußen durch General Kutusow von Kalisch aus proklamiert. D. H.)

Ich wartete nun auf der Brücke, wo schon alle Anstalten zur Vernichtung getroffen waren. Endlich erschien mein Bataillon und wir gingen im Schwefeldampf der Pechkränze, die bereits angezündet waren, über die Oder.

Die angehäuften Brennmaterialien, der Lärm der Arbeiter, die kriegerische Aufstellung der bayerischen Truppen, die das Zerstörungswerk decken sollten, und das preußische Bataillon, das inmitten dieses Trubels mit würdigem Ernst den Strom überschritt, dies alles vereinigte sich zu einem ganz eigenartigen militärischen Bild. Dazu kam auch noch ein starkes, in dieser Jahreszeit seltenes Gewitter, das uns wie der Ausdruck des Zornes des Himmels gegen die Feinde und Verwüster unseres Vaterlandes erschien.

Wir marschierten an diesem Tage noch bis in die Nacht hinein. Wenn wir uns umwandten, sahen wir beständig den roten Feuerschein am Himmel, der uns bezeugte, daß das Zerstörungswerk im Gange war.

In Sprottau trafen wir mit dem sächsischen Nachtrapp zusammen, — am 24. — welcher 16 Geschütze bei sich führte. Als ich am 26. nach unserem Abmarsch von dort vorausritt, um einen Boten aufzutreiben, stieß ich auf einen Pulk Kosaken, die mich umkreisten und mit eingelegten Lanzen eine Jagd auf mich veranstalteten. Scheinbar wußten sie nicht recht, ob sie Freund oder Feind vor sich hatten. Anfangs amüsierte mich die Sache, mit der Zeit wurde sie mir aber doch bedenklich und ich rief ihnen daher

Digitized by Google

zu: „Prusky! — Prusky!“, worauf sie sogleich die Lanzen erhoben, von ihren kleinen, struppigen Pferden sprangen und mich mit Liebkosungen überhäuften.

Dabei sagten sie in einem fort: „Franzusky kaput! Franzusky kaput! — Prusky gutt! — usw.

Nachdem ich ihnen meine Flasche preisgegeben und ihnen die in der Ferne glitzernde Linie der Bajonette unseres Bataillons gezeigt hatte, wobei ich ihnen „Prusky“ zurief, verließen sie mich und eilten jubelnd dem Bataillon entgegen.

Dies waren die ersten Kosaken, die mir zu Gesichte kamen, irreguläre Truppen, mit Pelzröcken und Mützen. Einige führten Bajonette auf Stangen, andere hatten lange Musketen übergehängt.

Dem Buchstaben nach waren wir zwar noch Feinde, dem Wesen nach aber schon Freunde.

Am 17. März erging von Breslau aus der Aufruf des Königs „An mein Volk!“ und „An mein Heer!“ Am 20. März standen beide, wie auch die Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes in Nr. 34 der „Schlesischen privilegierten Zeitung“ abgedruckt.

In Glatz lernte ich den Oberst von Stutterheim kennen, der mir antrug, bei dem Bataillon eines Westpreußischen Reserveregiments als Adjutant einzutreten, was ich mit Freuden annahm, da wir die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß unser Bataillon niemals vor den Feind kommen, sondern nur als Ersatzbataillon dienen würde.

Wir erhielten Ordre nach Berlin und ich marschierte nun wieder dorthin zurück, woher ich gekommen war und traf den 1. April 1813 dort ein.

General von L'Estocq war Gouverneur, General von Brauchitsch Kommandant.

Eine zeitlang mußte ich in Berlin die Geschäfte als Platzmajor versehen. Major von Kinsky, der Adjutant beim Gouverneur war, machte mir eines Tages den Vorschlag, beim damaligen Oberst von Dobschütz, der eine Division Landwehr kommandierte und zum Brigadechef designiert war, Adjutant zu werden. Er sagte mir ich müsse dann zur Landwehr-Kavallerie übertreten.

Dies lehnte ich entschieden ab, weil wir damals nicht glaubten, daß diese Truppe eine gute militärische Rolle spielen würde und könne. Obgleich von Kinsky mir im Auftrag des Oberst von Dobschütz die Zusicherung gab, daß ich als Eskadronchef eintreten und als solcher bei ihm sofort als Adjutant fungieren solle, daß ich ferner, sobald der p. von Dobschütz zum Brigadechef ernannt sei

Digitized by Google

— was in wenigen Wochen bevorstand — als wirklicher Adjutant in die Adjutantur kommen sollte, konnte ich mich doch nicht entschließen, den so günstigen Vorschlag anzunehmen und verscherzte hierdurch aus Unkenntnis der Verhältnisse eine vortreffliche Gelegenheit, schnelle Karrière zu machen, denn es kam alles, wie Major von Kinsky es vorausgesagt hatte, und ich wäre schon 1813 als wirklicher Rittmeister in die Adjutantur gekommen, 1814 oder 1815 wahrscheinlich bereits Stabsoffizier geworden.

Nachmals habe ich es sehr bereut und mir den Fehler nie vergeben. Seitdem habe ich mir zugeschworen, nie mehr zu klügeln, sondern zuzugreifen, wie dies für den Soldaten allein richtig ist, wenn ihm eine Chance geboten wird.

Am 19. Mai erhielt ich, nebst Lieutenant von Steinsdorff, welcher Rechnungsführer unseres Bataillons war, vom Generalgouverneur, Grafen von Götzen, die Mitteilung, daß wir zum 3. Reservebataillon I. Westpreußischen Infanterie-Regiments versetzt seien. Um diese Zeit kam mein Vater auf einige Tage von Wittstock nach Berlin, mich zu besuchen.

Am 28. Mai reisten Steinsdorff und ich von Berlin ab, unserer neuen Bestimmung nach zum Blücherschen Korps, das in Schlesien war. Ich ritt also wieder einmal nach Schlesien hinein.

In Krossen stand Oberst von Dobschütz und hielt uns zurück, weil unsere Armee sich bei Jauer-Sprottau zurückgezogen habe.

Wir entschlossen uns endlich, unsere Reise auf dem rechten Oderufer fortzusetzen und gingen den 31. über Züllichau nach Fraustadt, wo der russische General von Winzingerode sein Hauptquartier hatte und uns die Weisung gab, nach Breslau zu gehen.

Am 4. Juni trafen wir in Lissa (jetziges polnisch Lissa) ein, von wo uns der anwesende General von Winzingerode auf Brieg dirigierte, da die Franzosen bereits in Breslau wären. (Ende April war Napoleon aufs neue in Deutschland erschienen, wo er mit Hilfe der dort stationierten französischen Machthaber und der Rheinbundfürsten ein Heer von 150 000 Mann bereit fand; d. H.)

Wir ritten nun — im Polnischen — über Reiten, Punitz, Kobylin, Zduny, Ostrowo, Schildberg, Kempen nach Pitschen, dem ersten preußischen Städtchen, wo Teutsch gesprochen wurde, und trafen über Konstadt am 6. in Brieg ein, wo wir vom Kommandanten, Oberstlieutenant von Zedlitz, erfuhren, daß am 4. Juni bei Jauer ein Waffenstillstand auf 6 Wochen mit Napoleon abgeschlossen worden sei.

Digitized by Google

Am 8. Juni traf ich in Strehlen, dem Hauptquartier des General von Blücher, ein, dessen Name schon damals in aller Munde war. Hatte er sich doch auch wieder bei Groß-Görschen, am 2. Mai, hervorgetan, wo er noch in der Nacht einen Vorstoß mit unserer Reiterei gemacht hatte, und bei Bautzen, am 21. Mai, wo er an zäher Tapferkeit das Aeußerste geleistet und am 26. Mai bei Haynau, wo er ein glänzendes Reitergefecht geliefert hatte.

Die Blücherschen Truppen lagen im Biwak, und fand ich dortselbst den Major von Stutterheim, bei dessen Bataillon — 3. Reserve-Bataillon I. Westpreußischen Infanterie-Regiments — ich zum Adjutanten designiert war.

Das Bataillon existierte aber nicht mehr. Es war durch die Kämpfe im Monat Juni aufgerieben, sein Rest zur Füllung der Lücken der anderen Bataillone des I. Westpreußischen Infanterie-Regiments verwandt worden.

Nach vielen Kreuz- und Quermeldungen bei den Truppenkommandeuren war bestimmt worden, daß ich beim 1. und Steinsdorff beim 2. Bataillon dieses Regiments aggregiert würde.

Ueber dieses Mißgeschick geriet ich in eine wahre Verzweiflung. Aggregiert zu werden, war in damaliger Zeit das Schlimmste, was einem passieren konnte.

Ich hatte mit freudiger Hoffnung meine Ernennung zum Adjutanten begrüßt und sah mich nun um diese schöne Stellung, ja sogar vielleicht um meine ganze militärische Zukunft betrogen.

In dieser Stimmung meldete ich mich am 14. Juni beim General von Blücher, um gegen meine Aggregierung zu protestieren.

In einem großen Saale lag der alte Feldherr auf einem Divan und rauchte, düster vor sich hinstarrend, dicke Wolken aus seiner langen Pfeife. In dieser Stellung hörte er meine Meldung, daß ich aggregiert worden sei. Als ich aber hinzufügte, ich ließe mich nicht aggregieren, richtete er sich jäh und mit zornigen Blicken empor, wobei ihm die Pfeife entfiel, die ich ihm schnell aufhob:

„Was", sagte er, „Du willst nicht?"

Und als ich mit Entschiedenheit antwortete:

„Nein, ich will nicht", fuhr er ganz von seinem Sitz auf und seine Zornesmienen verkündeten den ausbrechenden Gewittersturm.

Diesem zuvorzukommen, ergriff ich das Wort, teilte ihm mein unglückliches Geschick mit, und daß ich durch meine Stellung als aggregierter Offizier bei einem Friedenschluß sicher wieder inaktiv

Digitized by Google

werden würde. „Diesem Schicksal", schloß ich meine Rede, „ziehe ich den Tod vor, und darum bitte Eure Exzellenz ich, anderweitig über mich zu verfügen, wie es auch komme, nur nicht mich zu aggregieren."

Während dieser Erzählung, bei der mir die Tränen in die Augen traten, hatte sich Blüchers Zorn augenscheinlich besänftigt, und als ich geendet hatte, trat er dicht auf mich zu und sagte in barschem Tone:

„Wer hat Dir denn gesagt, daß Frieden wird?"

„Das hat mir zwar niemand gesagt", erwiderte ich, „doch kenne ich aus der ganzen Geschichte keinen Fall, wo nach einem so langen Waffenstillstand — er war inzwischen auf Monate verlängert worden — nicht jedesmal Friede geschlossen worden wäre."

Neben dem alten Herrn stand sein Adjutant Graf v. d. Golz. An diesen wandte sich jetzt der Held und sagte:

„Soll mich der Teufel holen, Golz, er hat Recht" — und sich wieder zu mir wendend, mit heftiger Geberde:

„Ich sage Dir aber, es kann, es darf, es soll kein Friede werden, dafür wird uns der Himmel bewahren."

„Ja, Exzellenz", wiederholte ich, „dafür möge uns der Himmel bewahren", und nun brachte ich meine Bitte, mich anderweitig zu plazieren, von neuem vor. Dabei deutete ich auf mehrere, in einer entfernten Ecke des Saales sitzende Schreiber und erbot mich, jedes Amt „selbst das da hinten" gern anzunehmen, mich aber von der Aggregierung zu befreien.

Der alte Herr hatte mich wohlwollend angehört und sagte jetzt:

„Ich erinnere mich, daß ich Dich schon mal gesehen habe, — wo war es doch gleich?"

„Es war im Jahre 1805, wo ich an der holländischen Grenze als Ordonnanzoffizier in Euer Exzellenz Hauptquartier gesandt worden war und auch in Cremmen."

„Richtig, richtig, also Du warst der kleine Kamerad. Sieh mal an, Du bist sehr groß geworden. Ich möchte Dir ja auch gerne helfen, aber ich habe es schon Hunderten abschlagen müssen, die alle zu mir wollen, denn ich kann sie nicht plazieren."

Endlich, als ich nicht nachließ zu bitten, sprach er leise und abseits mit dem Grafen v. d. Golz und dann zu mir sich wendend:

„Ich will mal sehen, ob es möglich ist, aber kannst Du auch was?"

Digitized by Google

„Ich war Bataillonsadjutant und habe den besten Willen und Eifer, die mir auferlegten Pflichten zu erfüllen."

„Nun", sagte er zu Golz, „nehmt ihn mal mit und examiniert ihn, Golz, dann wollen wir zusehen, was sich machen läßt."

Graf v. d. Golz nahm mich sodann mit auf sein Zimmer. Er legte mir viele Fragen vor, deren Beantwortung ihn vollständig zu befriedigen schien. Dann sagte er mir:

„Ich will Sie vorläufig mit Ihrer Bestimmung bekannt machen. Mein Adjutant ist zum Kleistschen Korps kommandiert und wird höchstwahrscheinlich dort bleiben. Die Entscheidung aber kann vor vier Wochen kaum erfolgen. Sie sollen nun an seiner Stelle mein Adjutant werden. Ich, als erster Adjutant, dekretiere brevi manu. Sie sollen dann die Dekrete bearbeiten usw. Ich habe mich überzeugt, daß wir gut zusammen fertig werden, und nun wünsche ich Ihnen Glück; der alte Herr scheint Ihnen ja auch sehr gnädig gesinnt."

Als wir wieder vor Blücher erschienen, fragte er Golz:

„Nun, wie ist's, wird's gehen?"

„Ja. Exzellenz, ich hoffe sehr gut!"

„Nun, dann will ich Dich in meinem Hauptquartier behalten, aber noch darfst Du Dir kein Pferd anschaffen, denn die Sache ist noch nicht ganz sicher."

Darauf ließ er Befehl an die Truppen ergehen, worin es hieß: „Der beim I. Westpreußischen Regiment aggregierte Lieutenant von Wentzel wird von heute ab zur Dienstleistung in meinem Hauptquartier kommandiert."

Ich erhielt nun die Weisung, morgens 10 Uhr beim Chef des Generalstabs zu erscheinen — ich glaube Oberst von Wedell — um Arbeit zu erhalten. Es gab aber nichts zu tun als Kombattantenlisten einzugeben, und mein ganzer Dienst erstreckte sich darauf, den alten Blücher zu begleiten, wenn russische oder andere Truppen durchpassierten, die er dann vor sich vorbeimarschieren ließ. — So ging es bis zum 25. Da ließ mich Graf von der Goltz rufen und zeigte mir eine Kabinettsordre, welche Blücher befahl, sämtliche beim Korps befindlichen aggregierten Offiziere angesichts der Ordre und zwar mit Extrapost zum Korps des General von Tauentzien nach Pommern zu senden.

„Ich bedauere dies für Sie so unglückliche Geschick" sagte er,

Digitized by Google

doch sprechen Sie mit Blücher, vielleicht läßt er Sie ausnahmsweise zurückbleiben."

Ich war bei dieser Nachricht wie zerschmettert, doch erwiderte ich ihm, daß ich diesen Versuch nicht machen würde, denn Blücher habe sich gegen mich so überaus wohlwollend und gnädig gezeigt, daß er dies auch ohne meine Bitte thun würde, wenn er es könne. Darauf erklärte mir Graf Goltz, wie sehr er mich dieses Entschlusses wegen hochachte, denn er habe es mir eigentlich nur als einen Trost gesagt, weil er bestimmt wisse, daß Blücher wegen einer ähnlichen Veranlassung höheren Orts so große Unannehmlichkeiten gehabt, daß er es verschworen habe, nie wieder eine willkürliche Ausnahme zu machen, sie möge betreffen, wen sie wolle.

Ich ging nun zum General Blücher und meldete, daß ich Befehl habe, nach Pommern abzugehen. Der alte Herr sah mich mit wahrhaft väterlichen Augen an:

„Mein Sohn", sagte er, „ich kann, ich darf Dich nicht zurückbehalten, so gern ich auch möchte", und als er sah, daß mir die Tränen in die Augen traten, legte er mir beide Hände auf die Schultern und sagte in gerührtem Tone:

„Lebe wohl, mein Sohn, halte Dich brav!". Dann entfernte er sich schnell, da er selbst von meinem Schmerz ergriffen schien, es aber nicht zeigen wollte. Am 2. Juli meldete ich mich beim General Tauentzien, der mit seinem Korps Stettin blockierte und sein Hauptquartier in Curow hatte. Der General, der auch ein Märker war, erinnerte sich sofort meines Vaters, und als er erfuhr, daß mein Schicksal mich aus Blüchers Hauptquartier gerissen habe, sagte er: „Ja, daß ist Unglück!" —

Nachdem er noch eine Weile mit mir gesprochen, fragte er mich plötzlich:

„Hätten Sie Lust, bei mir Adjutant zu werden?"

Ich war aufs freudigste überrascht von diesem Anerbieten und erwiderte, daß mir dies eine große Ehre sein würde.

„Wohlan", sagte Tauentzien, „für den Augenblick kann es noch nicht sein, doch mein Verhältnis wird sich ändern, und dann bedarf ich noch eines Adjutanten. Es kommt nun vor allem darauf an, Sie einer Truppe zuzuteilen, die sicher unter meinem Kommando bleibt."

Darauf wandte er sich zu seinem Adjutanten, Major von Hüttel, und sagte diesem:

Digitized by Google

„Holen Sie doch die Liste und schlagen Sie mir den Truppenteil vor, den ich bestimmt behalte."

„Daß ist jedenfalls das 3. Bataillon Kolbergschen Regiments*) erwiderte dieser.

Nun wurde der Befehl gegeben, der mich in das Kolbergsche Regiment einrangierte, und ich ging sehr vergnügt nach Finkenwalde ab, wo mein Bataillon im Hüttenlager vor Damm lag.

Das Dorf Finkenwalde gehörte dem Rittmeister von Katte, bei dem sämtliche Offiziere den Tisch hatten. Ich wurde vorgestellt und auch dazu eingeladen.

Ich kam zur 2. Kompagnie, Hauptmann von Hardtenstern; mein Bataillonskommandeur war Major von Schmidt, ein ruhiger, energischer Mann, der mich mit kameradschaftlichem Wohlwollen empfing.

Bei meiner Kompagnie stand Auguste Krüger**), die sich seit längerer Zeit beim Bataillon engagiert und nach Entdeckung ihres Geschlechtes die Königliche Genehmigung erhalten hatte, den Krieg als Soldat mitzumachen.

Das Bataillon erhielt Ordre, nach Berlin zu marschieren, um an Stelle des zur Formation des 2. Garde-Regiments bestimmten Bataillons in das Kolbergsche Regiment einrangiert zu werden.***) Der Marsch ging über Greiffenhagen, Schwedt, Angermünde, Neustadt-Eberswalde, Bernau.

Den 19. Juli trafen wir in Berlin ein.

Bange Sorge erfüllte damals die Berliner Bürgerschaft, die sich vom Feinde bedroht fühlte.

Es war ein ganz besonderes Empfinden, mit dem ich den altersgrauen Turm der St. Marienkirche wieder begrüßte, in deren Gewölben schon seit über 100 Jahren die Gebeine meines Urgroßvaters, wie auch meiner Urgroßmutter und Beider sechs Kinder den tiefen Schlaf des Todes schlummerten. Dieses Gefühl ver-

*) Es war im Februar 1813 zu Wollin gleichzeitig mit sämtlichen dritten und Reserve-Bataillonen errichtet worden. Sobald (S. 133) seine Formation beendet war, rückte es zur Blockade von Stettin ab. (Geschichte des 9. Infantrie-Regiments, v. Bagensky.)

**) Beim Angriff auf den Kesperisteig trat Auguste Krüger zuerst als Freiwillige auf den Kampfplatz. (Bagensky, Gesch. d. Colbergsch. Rgts. S. 133.)

***) Laut Allerhöchster Bestimmung vom 20. Juni 1813 wurde das 2. Garde-Regiments errichtet. Das Normal-Bataillon bildete das I., das I. Bataillon Kolbergschen Regiments das II., das Füsilierbataillon des Leib-Inf.-Rgts. das Füsilierbataillon. S. 129.

Digitized by Google

stärkte sich noch, als ich vom Dom die mächtige, ehrwürdige Glocke klingen hörte, die auch einer meiner Vorfahren sich und uns zu ewigem Gedächtnis gegossen hatte, und die noch heute, am unteren Glockenrande, die Signatur trägt: „Jakob Wentzel goß mich von Magdeburg 1687". Sie zeigt Bild und Wappen des Großen Kurfürsten. Die volle Inschrift lautet:

„Erudi me Jova ad viam tuam, ut in tua fide gradiar, applica meam mentem ad tui nominis reverentiam." (Bilde mich, Gott, zu Deinem Wege, daß ich in Deiner Treue wandle, wende meinen Sinn zur Ehrfurcht Deines Namens.)

Wie eine Mahnung von jenseit der Gräber erschien mir die Erinnerung an diesen Spruch, wo ich doch in kurzer Zeit helfen sollte, diesen heimischen Boden gegen den andringenden Feind zu verteidigen, denn Napoleon hatte seinen Marschall Oudinot von Süden her entsandt, um sich der preußischen Hauptstadt zu bemächtigen. Wie anders wäre das ganze Bild des Krieges sofort geworden, wenn ihm das gelang. Welches Los hätte aber auch die Stadt erwartet! — Berlin wußte wohl, daß es sich dann des Schlimmsten zu gewärtigen hätte.

Dazu durfte es aber nicht kommen, nein, nimmermehr. Im Herzen Preußens war jetzt auch ein ganz anderer Geist eingekehrt. Die Stadt betätigte aller Orten den festen, entschlossenen Willen, jedes Opfer für die Wahrung ihrer Freiheit zu bringen.

Der 23. August 1813 wurde ein goldenes Ruhmesblatt im Buche der Geschichte Preußens, der Mark Brandenburg und auch der Stadt Berlin.

Dem Kolbergschen Regiment aber, dem ich angehörte — wir waren jetzt in dasselbe einverleibt*), die Offiziere wurden sämtlich aggregiert geführt, — war es vergönnt einen Hauptanteil an diesem Ehrentage zu haben.

Ich gehörte jetzt zur 7. Kompagnie. In den Julitagen wurden wir zur Schanzarbeit vor das Hallesche Thor kommandiert — am finsteren Keller — wo Redouten erbaut wurden.

Am 25. Juli wurden sämtliche Offiziere des Regiments zur Kur auf dem Schlosse beim Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, befohlen, der sich uns sehr gewogen zeigte und sich eingehend mit uns unterhielt. Auch der englische General Stuard war hierbei anwesend.

*) Liste der Offiziere des 3. Bataillons, die in das Kolbergsche Regiment ein rangiert wurden, siehe S. 134. l. c.

Digitized by Google

Am 26. nachmittags hatten wir Spezialrevue vor dem Kronprinzen.

Bis zum 17. August blieben wir in der Hauptstadt, exerzierten und manöverierten, machten uns schlachtbereit und bezogen ein Biwak in der Hasenhaide, den 19. bei Rixdorf, den 20. bei Wasdorf, den 21. bei Trebbin, den 22. nach Heinersdorf — 2000 Schritt nördlich Großbeeren — zurück im Biwak.

Kein Tag verging, ohne daß wir nicht bis auf die Haut durchnäßt wurden. Wir hatten buchstäblich keinen trockenen Faden mehr am Leibe, da der Regen uns durch die ganze Zeit der Biwaks begleitet hatte. Ebenso war es auch am 23., dem Tage der Schlacht.

Der Kaiserliche Marschall Oudinot, der den Titel eines Duc de Reggio führte, hatte sich jetzt der Hauptstadt bis auf $2^1/_2$ Meilen genähert. Sein Heer war 70 000 Mann stark. Es befanden sich dabei auch wieder zahlreiche Rheinbundtruppen, besonders Sachsen, und von Führern noch die Generale Graf Bertrand und Graf Reynier.

Wir standen eigentlich unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, der es aber leider mit dem Kriege nicht recht ernst nahm. Wie wir hörten, hatte er nicht die Absicht, dem Feinde Stand zu halten, wollte sich vielmehr auf Berlin zurückziehen und dort die Schlacht annehmen.

Unsere Generäle trauten jedoch dem Kronprinzen nicht. Bülow, Tauentzien und Borstell, die unsere Führer in der Schlacht waren, hatten daher gegen die Befehle Bernadottes den Kampf zur Befreiung Berlins aufgenommen und führten ihn auch durch. Sie hatten sich darüber geeinigt, den Feind anzugreifen, sobald er aus Großbeeren hervorbrechen würde.

Am Nachmittag entwickelten sich die feindlichen Kolonnen und debouchirten aus Großbeeren, das, wie schon gesagt eine Viertelstunde vor unserer Front lag. Das Füsilierbataillon unseres Regiments zog sich in Kompagniekolonnen aus jenem Dorf zurück. Der Generalmarsch brachte uns schnell unter Gewehr und in größter Eile gingen wir gegen den Ort vor.

Mehrere Batterien vereinten sich vor uns zu einer größeren Artilleriestellung*) und begannen eine heftige Kanonade gegen das Dorf.

*) Vergl. S. 138. Schlacht bei Großbeeren am 23. August 1813. Sobald der General von Bülow sich Großbeeren auf Kanonenschußweite genähert hatte, begannen 64 Geschütze, welche später auf 82 vermehrt wurden, vor seiner Front den Feind zu beschießen. S. 140.

Digitized by Google

Unsere Treffen drangen bis nahe an dasselbe vor. Erst jetzt eröffnete der Feind ein heftiges Kanonenfeuer auf uns, schoß jedoch meist über unsere Köpfe fort.

Ich habe bereits der Freiwilligen Auguste Krüger oder Lübek Erwähnung getan, die ich vor Damm, bei Stettin, kennen lernte.

Ich war nun sehr begierig, zu sehen, wie sie sich beim ersten Artilleriefeuer benehmen würde, da das Kanonenfieber doch wohl bei jedem Neuling einzutreten pflegt, der zum ersten Male Pulver riecht.

Als wir nun hier in Kolonnen standen und die Stückkugeln über unseren Köpfen fortsausten, beobachtete ich die Krüger unbemerkt ganz genau und gewahrte, wie sie sich jedesmal beklommen abwendete und die Augen schloß, wenn eine Kugel kam.

Ich sagte daher zu ihr:

„Nichtwahr, Krüger, das ist ein ekliger Ton?"

„Ja, Herr Leutnant," erwiderte sie, „das ist ja ein schrecklicher Ton".

Allein, trotz des mehrfachen Umwendens blieb sie doch in Reih und Glied und überstand das ihr ganz neue, sehr peinvolle Zerreißen der Luft durch die Kugeln mit einer Standhaftigkeit, wie sie sich von einem weiblichen Wesen kaum ahnden ließ.

Unser Bataillon zog sich jetzt hinter einer Kiefernschonung 50 Schritte links zur Seite, sodaß es den Blicken der feindlichen Artillerie entzogen war. Kurze Zeit darauf traf der Befehl ein, das Regiment Kolberg solle Großbeeren mit dem Bajonett nehmen.

Es regnete wieder in Strömen. Wir gingen nun gedeckt durch die Fichtenschonungen bis hart an das Dorf heran, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, stießen dann auf die Bretterzäune der Gärten, die wir mit einem Anlauf niederrissen und brachen plötzlich in das brennende Dorf ein, wobei wir die Schützen dicht vor unseren Kolonnen hatten. Der Einbruch erfolgte mit Hurrahruf. Die Sachsen — Division Sahr — steckten darin, die noch bei Jena Schulter an Schulter mit uns gegen den Franzmann gekämpft hatten. Bei der Nässe ging kein Gewehr los. So kam es denn zum Handgemenge. Mann gegen Mann wurde gekämpft, und unsere pommerschen Grenadiere drehten, damit es besser fluschte, die Gewehre um und brachen sich mit dem Kolben Schritt für Schritt Bahn. Das Gemetzel und Geschrei war fürchterlich.*) Wir

*) Vergl. S. 141, Wagensky, Geich. d. Kolbergsch. J.-R. „Hier begann nun ein Kampf (im Dorfe), wie ihn dieser, mit so vieler Erbitterung geführte Krieg noch nicht gesehen hatte" usw.

Digitized by Google

kamen aber vorwärts und warfen den Feind aus dem Dorfe. Hinter demselben standen jedoch noch dicke feindliche Kolonnen. Aber auch sie wurden zurückgeworfen, und da es schon dunkel geworden war, bemerkten wir kaum, daß wir sehr viele Feinde in unserem Rücken gelassen hatten, die zwischen und hinter den Häusern postiert, oder auch wohl hinzugekommen waren.

Es entstand ein heilloses Durcheinander, wobei man nur schwer Freund und Feind unterscheiden konnte. Wir hatten zunächst zwei Regimenter Sachsen gegen uns und daher den Vorteil, sie an ihren weißen Uniformen besser erkennen zu können, als sie uns. Ich selbst machte eine Menge Gefangene, darunter auch einen Kapitän, Adjutanten des General Reynier, der mir zu Fuß in die Hände lief und von mir an der Kehle gepackt und niedergeworfen wurde.

Da er im ersten Moment nicht wußte, daß ich Offizier sei, und die auf ihn gerichteten Bajonette ihm den Tod drohten, bot er mir seine ganzen Habe, die, wie er sagte, sehr bedeutend sei, wenn ich ihm das Leben retten wolle. Ich wies sein Anerbieten mit Lachen ab, da ich aber daran dachte, daß ich bei diesem Pele-Mele sehr leicht selbst gefangen werden könnte, nahm ich ihm das Ehrenwort ab, in diesem Kriege nicht mehr gegen uns fechten zu wollen.

Er gab es auch und nannte dabei seinen Namen, den ich jedoch in der Erregung des Kampfes wieder vergaß. Er war ein Elsasser und sprach deutsch. Der Vorname war „August".

Da er an seinem dreieckigen Hut überall als Feind erkannt wurde, mußte ich alle Energie gebrauchen, ihn gegen die Bajonette der unsrigen zu schützen, die ihn in ihrer Raserei niederstoßen wollten. Hierfür bezeigte er sich in hohem Grade dankbar.

Unser damaliger Brigadechef, Oberst von Kraft, hatte den Vorfall erfahren und rief mich, den Gefangenen zu ihm zu bringen. Wir erfuhren nun von ihm, daß wir zwei Divisionen gegen uns hätten.*)

Vom Oberst von Kraft erhielt ich die Ordre, den Gefangenen durch einen Offizier und zehn Mann zum General von Bülow bringen zu lassen, womit ich den Lieutenant Schulz beauftragte, der bei meinem Zuge stand.

Die Nacht brach endlich herein und das französische Geschütz,

*) Die Sachsen und Division Durutte, die zusammen das Reynierische Korps bildeten. D. H.

Digitized by Google

das man voll besorgter Spannung in Berlin vernommen hatte, verstummte.

Der Angriff auf die Hauptstadt war ruhmvoll abgeschlagen, der Feind, der seine Gelüste auf Berlin einstweilen aufgegeben hatte, zog sich nach Wittenberg zurück.

Die Reynierschen Truppen waren nach tapferem Widerstande durch die pommerschen und märkischen Kolben in die Diedersdorfer Brüche geworfen worden. Ein Teil des fliehenden Feindes wurde von den Borstellschen Reitern gefangen oder niedergemacht.*)

Die Finsternis ließ jedoch keine regelrechte Verfolgung zu.

Wir Kolberger blieben die Nacht unter Gewehr auf einer sumpfigen Wiese, welche von einem Wasser durchflossen wurde. Meine Leute brachten mir als Lagerstatt ein schmales Brett, das sie auf ein paar Steine legten. Auch gaben sie mir einen Tornister unter den Kopf.

Ich konnte mich vor Ermüdung nicht mehr auf meinen Füßen erhalten und schlief, mit dem herrlichen Bewußtsein daß wir gesiegt hatten, auf der Stelle fest ein. (Schluß folgt.)

*) Anmerk. d. Verf.: 17 Jahre später, am 10. Februar 1831, stand der General der Kavallerie von Borstell Pate bei meinem ältesten Sohn Hugo. (Der spätere General Hugo v. W. D. H.)

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851 bis 1859. Von Graf Josef Alexander v. Hübner. Zwei Bände. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1904.

Der Verfasser dieses Tagebuchs, denn um ein solches handelt es sich, ist der Diplomat, an den Napoleon III. die berühmte Neujahrsansprache vom 1. Januar 1859 gerichtet hat. Aber nicht nur durch seine Stellung war Hübner ein hervorragender Mann, sondern er besaß auch seltene persönliche Eigenschaften. Die neuere Geschichte Deutschlands weist wenige Klerikale auf, die Hübner — soviel ich weiß, ist er schließlich in den Jesuitenorden eingetreten — an Bildung, Geist und Urteil ebenbürtig sind. Indessen ist seine dienstliche Tätigkeit am Hofe der Tuilerien nicht durchweg günstig kritisiert worden, vielmehr haben manche der Meinung Ausdruck gegeben, der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Buol, sei durch Hübners Berichte nicht ausreichend über Napoleons feindliche Absichten informiert worden. Die Widerlegung dieser Auffassung ist wohl der Hauptzweck, zu dem heute, zwölf Jahre nach dem Tode des Autors, das Tagebuch publiziert wird. Die Veröffentlichung ist auf den Wunsch des verstorbenen Verfassers durch dessen Sohn geschehen. Meines Erachtens vermag niemand in Abrede zu stellen, daß die mit der Herausgabe des Tagebuchs verfolgte Tendenz ihr Ziel erreicht hat. Die Hübnerschen Gesandtschaftsberichte spiegeln die Zustände und Strömungen in Frankreich durchaus naturgetreu wieder: die österreichische Regierung besaß an ihnen eine ganz vorzügliche Grundlage für ihre Entschließungen.

Hübner hielt sich bei der Verwaltung seines Amtes an die Traditionen Schwarzenbergs, der Napoleon Bonaparte immer äußerst freundlich und entgegenkommend behandelt hatte. Nach seinem Tode im Frühjahr 1852 wechselten den Tuilerien gegenüber die Maximen der österreichischen Politik vollkommen, indem Graf Buol als Schwarzenbergs Nachfolger dem Manne des 2. Dezembers eine feindselige, gehässige Haltung entgegenbrachte. Der neue Leiter des auswärtigen Amts in Wien betrieb Napoleon gegenüber eine Staatskunst der Nadelstiche.

Digitized by Google

Bei hundert kleinen Gelegenheiten versuchte er, die Bestrebungen der französischen Diplomatie zu durchkreuzen, und noch öfter beleidigte er Napoleon persönlich, indem er ihm mit herausforderndem, legitimistischem Hochmut seinen Charakter als Parvenu in Erinnerung brachte. Schon bei der Wiederherstellung des Kaiserreichs wendete Buol dieses von seinem Vertreter zu Paris für ganz verkehrt gehaltene Verfahren an. In seiner „Geschichte des zweiten Kaiserreichs" sagt de la Gorre über die Anerkennung Napoleons III. durch Oesterreich und Rußland: In Wien war die vorwaltende Gesinnung wenn nicht wohlwollend so doch wenigstens ohne ausgesprochene Feindschaft . . . Zwischen dem Hofe von St. Petersburg und dem neuen Tuilerienhofe trat ein Moment zwar nicht der Krise wohl jedoch der entschiedenen Spannung ein . . . In dem Beglaubigungsschreiben, das Herr von Kisseleff Napoleon III. überreichte, hatte Nikolaus die zwischen Souveränen übliche Bezeichnung „Bruder" ausgelassen. Herr Drouyn de Lhuys nahm sich die Sache sehr zu Herzen und warf in einer sehr lebhaften Unterhaltung dem russischen Gesandten diese Nichtbeachtung der Etikette vor . . . Napoleon war weniger empfindlich und stellte sich, als ob er die verächtliche Nuance der Auslassung nicht bemerkte."

In Wirklichkeit haben sich die bezeichneten Vorgänge ganz anders und viel dramatischer abgespielt, als sie der französische Geschichtsschreiber schildert. Es hat anläßlich der Anerkennung Napoleons durch die Ostmächte doch eine Krise gegeben und zwar eine sehr heftige. Oesterreich verhielt sich dabei nicht nur nicht wohlwollend gegen den neuen Imperator, sondern ergriff vielmehr die Initiative der Gehässigkeit. Graf Buol ist es gewesen, der dem Kaiser Nikolaus den Rat gab, dem neugebackenen Kaiser an der Seine die unter Monarchen übliche Anrede „mein Herr und Bruder!" zu versagen und das Beglaubigungsschreiben für den russischen Botschafter mit „Sire und guter Freund!" zu überschreiben. Nikolaus hatte diese verletzende Abweichung von der herkömmlichen Etikette schon Louis Philipp gegenüber geübt. Dieses Mal sollte nach dem Plane Buols nicht bloß Rußland die minderwertige Formel gebrauchen, sondern Oesterreich und Preußen sollten das Gleiche tun, nachdem sie im Jahre 1830 den Bürgerkönig ganz korrekt als den Herrn Bruder ihrer Herrscher bezeichnet hatten. Aber das Kabinett von Berlin lehnte die von Wien aus angeregte Herausforderung des neuen Cäsars ab und nun verzichtete auch Graf Buol auf seine beleidigende Absicht, weil er ohne Preußen keinen Mut dazu hatte.

So gingen denn an Hübner und den Grafen Hatzfeld, den preußischen Botschafter in Paris, Kreditive mit der Anrede „Mein Herr Bruder!" ab, der russische Botschafter Kisseleff dagegen empfing ein Beglaubigungsschreiben, das mit den Worten „Sire und guter Freund!" anhob. Drouyn de Lhuys, der französische Minister des Auswärtigen, erklärte, sein Herr verweigere die Annahme des Briefes vom Kaiser von Rußland; darauf erwiderten die Vertreter Preußens und Oesterreichs ihren Instruktionen gemäß, in der Frage der Ueberreichung der Kreditive seien die Ostmächte solidarisch; keiner

Digitized by Google

von den drei Botschaftern würde dem neuen Souverän sein Beglaubigungsschreiben überreichen, ohne die Gewißheit, daß man französischerseits alle drei Kreditive annähme.

Auf die bezeichnete Erklärung Hübners und Hatzfelds folgte eine sehr heftige und für den europäischen Frieden gefährliche Krisis. England und eine Reihe anderer Staaten hatten das zweite Kaiserreich längst anerkannt; nur mit großer Mühe hielten die feindselig und mißtrauisch zögernden Ostmächte die deutschen Mittelstaaten von der Anerkennung Napoleons III. noch zurück. Jetzt aber wollten sich die gewesenen Vasallen Napoleons I. keinen Tag länger dazu verstehen, den neuen Imperator zu reizen. Man glaubt kaum, daß es heute erst 45 Jahre her ist, seitdem Hübner in sein Tagebuch schreiben konnte: „Einstweilen zeigen sich Symptome von Abfall in den Reihen unserer Bundesgenossen. Das Verhalten des Barons Wächter (Württemberg) scheint mir höchst verdächtig. Der entmutigtste unter den Kollegen ist der bayerische Gesandte Wendtland. Schweitzer, der badische Gesandte, ist, wenngleich auch er tiefe Seufzer ausstößt, der aufrichtigste . . ."

Napoleon III. hegte die Ueberzeugung, daß die Julimonarchie hauptsächlich wegen der Schwächlichkeit ihrer auswärtigen Politik gefallen sei; jetzt wollte ihn der Zar Louis Philipp gleichstellen, um ihn zu erniedrigen. Man kann es Hübner also wohl glauben, wenn er berichtet, erst „nach langem Zögern und furchtbaren Peripetien" habe der Kaiser der Franzosen sich entschlossen, das Beglaubigungsschreiben Kisseleffs anzunehmen. Drouyn de Lhuys war über die Nachgiebigkeit des Kaisers so aufgebracht, daß er seine Entlassung forderte, die ihm aber Napoleon nicht erteilte: „Wenn Rußlands Entschluß den Krieg mit Frankreich nach sich gezogen hätte", bemerkt Hübner, „so hätten sich Oesterreich und Preußen als Rußlands Alliierte daran beteiligen müssen. Man würde vergebens einen analogen Fall in der Geschichte der europäischen Uebereinkommen suchen."

Umso konsequenter war sich die russische Politik geblieben. Hatte Kaiser Nikolaus doch immer darnach gestrebt, durch Ausnutzung ihrer antirevolutionären Leidenschaften die Regierungen in Berlin und Wien gegen Frankreich in die Waffen zu bringen, damit der also beschäftigte Kontinent ihn nicht in seinen orientalischen Plänen zu stören vermöchte. Vor Nikolaus hatte schon Katharina II. Deutschland und Frankreich durch das gleiche geschickt gewählte Mittel zu verfeinden gesucht und zwar mit bestem Erfolg.

Die Napoleon feindselige Haltung Buols trat nicht erst mit der Proklamierung des Kaiserreichs ein, sondern zeigte sich schon früher, dem Präsidenten der Republik gegenüber. Damals verletzte der österreichische Minister des Auswärtigen Napoleon in einem Punkte, der beinahe noch empfindlicher war als der oben erörterte. Der durch den Staatsstreich vom 2. Dezember zum gewaltigen Machthaber gewordene Präsident der französischen Republik scheiterte in seinen Bemühungen um die Hand der Prinzessin Wasa. De la Gorce vermag keinen Grund für das Nicht-

Digitized by Google

zustandekommen der Heirat anzuführen. Unserem Tagebuch zufolge betrachtete der Prinz-Präsident als die eigentliche Spenderin des Korbes die Erzherzogin Sophie, der Buol seine Mitwirkung geliehen haben sollte. Nach Hübner läßt sich diese Mitwirkung nicht beweisen, jedoch habe sich der Leiter der österreichischen Politik so benommen, daß es möglich geworden wäre, ihn mit Erfolg der Anteilnahme zu verdächtigen.

Durch diese und andere gleichartige Vorkommnisse wurde Napoleon zu Hübners tiefer Betrübnis immer mehr mit der Furcht erfüllt, daß die Regierungen der ehemaligen Heiligen Allianz früher oder später versuchen würden, seinen Sturz zu Gunsten Heinrichs V. herbeizuführen. Aus Trotz gegen die legitimen Herrscher des Kontinents, die ihn zu schlecht hielten für eine Tochter des so tief gesunkenen Hauses Wasa, heirathete Napoleon Donna Eugenia de Guzman: „Denn es dünkt mir, daß die junge Person ihre Erhöhung auf den bonapartistischen Thron wenigstens ebensosehr der hochmütigen und verächtlichen Haltung der drei Nordmächte als ihrer Schönheit und ihren persönlichen Reizen zu verdanken hat."

Soweit Hübner vermochte, schwächte er die sehr scharfen Instruktionen, die er von Haus aus empfing, in der Ausführung ab. Der Krimkrieg schien dem Botschafter gegen den Minister Recht zu geben, denn er löste zwar das Bündnis der drei Ostmächte auf, befreite jedoch andererseits Oesterreich von der russischen Präponderanz auf der Balkaninsel. Aber nach dem „legitimen" Petersburger Hofe kam der noch stolzere Wiener an die Reihe, von dem korsischen Emporkömmling gedemütigt zu werden: der französischen Angriff auf die Lombardei und Venezien bereitete sich vor. Die Wendung der napoleonischen Politik war keine plötzliche. Im Jahre 1859 brach der Krieg aus, und schon während des ganzen Jahres 1857 hat Napoleon mit Hübner kein Wort gesprochen, wie dieser auch seit 1857 keine Einladung zu den Hofjagden von Compiègne und Fontainebleau mehr erhielt, zu denen alle Botschafter gebeten zu werden pflegten. Nach Hübner war die Ursache der wachsenden Entfremdung nicht bloß in Italien zu suchen, obgleich die apenninische Halbinsel der größte Stein des Anstoßes blieb. Daneben kam aber in sehr bedeutendem Maße die Balkanhalbinsel in Betracht. Napoleon ließ damals das Prinzip der Integrität der Türkei, für das er noch eben den Krimkrieg geführt zu haben schien, fallen und arbeitete auf eine Teilung des osmanischen Reiches respektive auf eine selbständige staatliche Konstituierung der christlichen Nationen des europäischen Orients hin.

Als der Kaiser nach dem Orsinischen Attentat (im Januar 1858) wieder mit Hübner sprach, sagte er: „Ich habe ihn (den Krimkrieg) gegen Rußland aber nicht für die Türkei gemacht. Man hat mir gesagt, die Integrität der Türkei sei eine europäische Notwendigkeit. Meinetwegen! Es ist aber eine traurige Notwendigkeit, so dumme und schwache Leute in diesen schönen Ländern zu belassen." In dem gleichen türkenfeindlichen Sinne, aber noch entschiedener sprach der Minister des

Digitized by Google

Auswärtigen, Graf Walewski: „Kaiser Nikolaus", bemerkte er, „hatte wohl recht, zu sagen, daß der Mann krank sei."

„Jawohl!" antwortete ich, er ist es, und die Behandlung, der Sie ihn unterziehen, ist wohl darnach angetan, ihn bald von allen seinen Leiden zu erlösen. Sollte aber seine Konstitution Ihren Medikamenten widerstehen, wie ich es hoffe, so muß diese wohl kräftiger sein, als Sie denken."

„Die Türkei", sagte Graf Walewski, „wird nicht lange leben; sie wird zusammenbrechen, bevor wir, Sie und ich, weiße Haare haben."

„Dann ist es der Krieg, den Sie mir ankündigen."

„Sagen Sie eher", erwiderte er, „das (Teilungs) Uebereinkommen zwischen den großen Mächten im Wege von Verhandlungen."

„Dies sind die Ideen des Kaisers über die Türkei; wir kennen sie seit langem, aber es ist merkwürdig, die Bestätigung unserer Eindrücke aus den Herzensergießungen des Ministers zu empfangen."

Hübner war nicht der Meinung, daß Napoleon bloß beabsichtige, den Oesterreichern türkische Gebietsteile im Austausch gegen italienische anzubieten, sondern daß es ihm über ein derartiges Arrangement hinaus mit dem Gedanken der Teilung des osmanischen Reiches ernst sei. Die orientalischen Pläne des Kaisers führten dahin, daß seine Beziehungen zu England zeitweilig „mehr als schlecht", wurden, während dagegen eine Annäherung Frankreichs an Rußland stattfand und sich in der Stuttgarter Zusammenkunft Napoleons mit Alexander II. (September 1857) auf eine augenfällige Weise dem Weltteil dokumentierte. Oesterreich hatte der Kaiser der Franzosen bei den bezeichneten Bestrebungen entschieden gegen sich, speziell in der rumänischen Unionsfrage, die mit der weltumspannenden lateinischen Politik Napoleons zusammenhing. Aber nicht allein durch die italienische und levantinische Offensive der französischen Diplomatie wurden die französisch-österreichischen Beziehungen im Frühjahre 1857, wie Hübner sich ausdrückt, „abscheulich", sondern auch durch die kleinliche Art und Weise, auf welche Graf Buol die diplomatischen Vorstöße des Imperators abwehrte. Er nötigte Hübner immer wieder, gegen die Veröffentlichung der Korrespondenz Napoleons I., die im Jahre 1858 begann, Einsprache zu erheben. Der unkluge Protest verhallte natürlich wirkungslos, denn wie wollte Graf Buol beweisen, daß die archivalische Beleuchtung der Siege von Montenotte, Dego, Lodi, Castiglione usw. mehr als ein rein wissenschaftliches Unternehmen war und auch eine gegen Oesterreich gerichtete politische Tendenz hatte? Als im unmittelbaren Anschluß an die Entrevue von Stuttgart die Kaiser von Rußland und Oesterreich in Weimar zusammentrafen,*) gab Buol Hübner, der nach Wien gekommen

*) Hübner erzählt, die Hoffnung, durch die bezeichnete persönliche Begegnung der Herrscher die Beziehungen zwischen der russischen und der österreichischen Regierung zu verbessern, sei nicht in Erfüllung gegangen: Die beiden Fürsten waren zwei zu verschiedene Charaktere, zwei zu verschiedene Naturen, als daß

Digitized by Google

war, folgende merkwürdige Instruktion: „Kaiser Franz Josef begibt sich nach Weimar, um mit einem Gleichgestellten, den er seit vier Jahrhunderten kennt, zusammenzutreffen. Betonenen Sie (in Paris) wohl den Unterschied zwischen den alten Geschlechtern und dem Emporkömmling."

Graf Buol behauptete Hübner gegenüber, Napoleon sei nicht in der Lage, Krieg zu führen, deshalb müsse sich Oesterreich in allen Fragen dreist als Antagonist Frankreichs hinstellen. Hübner war hinsichtlich der Aktionsfähigkeit Napoleons anderer Meinung als Buol. Auch glaubte er nicht, daß Napoleon schon den feststehenden Plan habe, Oesterreich seiner italienischen Besitzungen zu berauben. Im Jahre 1849, nach der Schlacht von Novara, erzählt Hübner, war der Prinz-Präsident entschlossen, Oesterreich in Italien anzugreifen. Die Kriegserklärung war nur eine Frage von wenigen Tagen. Aber Hübner wurde von dem Vorhaben Louis Napoleons rechtzeitig in Kenntnis gesetzt, und mit Hilfe der Anführer der Majorität in der Nationalversammlung, speziell durch die Unterstützung von Thiers, gelang es ihm, den Prinz-Präsidenten in der letzten Stunde am Losschlagen zu verhindern. Diese Erinnerung rief bei dem Vertreter Franz Josefs zu Paris die Hoffnung hervor, daß das Gewitter noch einmal vorübergehen oder sich anderswo als in Italien, etwa über England, entladen würde, aber der bezeichnete Irrtum Hübners schädigte den k. k. Dienst in keiner Weise, da der Botschafter in seinen Berichten nicht den geringsten Zweifel darüber ließ, daß der undurchdringliche Verschwörergeist des Imperators sich jeden Augenblick Italien als Beutestück ersehen könnte. Welche „furchtbaren Peripetien", um mit Hübner zu reden, Napoleon auch nach dem 1. Januar 1859 noch innerlich durchmachte, bevor er sich endgültig zum Kriege gegen Oesterreich entschloß, geht aus dem hier besprochenen Tagebuch aufs deutlichste hervor. Hatte er doch am 30. Januar des genannten Jahres schon ohne kriegerisches Wagnis eine Trophäe davongetragen, deren Wert erst dann gewürdigt werden kann, wenn man sich in den Geist jener abgelaufenen Epoche zurückversetzt. An dem bezeichneten Tage machte Napoleons III. Vetter, der Prinz Napoleon, mit der Prinzessin Clotilde von Sardinien, der Tochter Victor Emanuels, Hochzeit. Durch die Verschwägerung mit dem uralten Hause Carignan wurde die Rezeption der Familie Bonaparte in den erlauchten Kreis der legitimen Dynastien Europas wesentlich gefördert. Wir haben mehrfach gesehen, welche Wichtigkeit es in den Augen der damaligen Diplomatie hatte, daß der Kaiser der Franzosen ein Parvenu war. Indem der Kaiser zu Plombières dem hilflosen Cavour die unverzügliche Verheiratung der Prinzessin Clotilde mit dem Prinzen Napoleon abnötigte (im Hochsommer 1858), sicherte er sich im voraus einen in seinen Augen unschätzbaren Siegespreis und zwar,

eine wirkliche und intime Entente möglich gewesen wäre. Dieser Mangel an gegenseitiger Sympathie hat erst mit dem tragischen Tod Alexanders II. geendet. Ich könnte mich diesbezüglich auf unumstößliche Beweise berufen." (Nachgetragen zu Paris im Mai 1889.)

Digitized by Google

ohne sich für den Krieg gegen Oesterreich so weit zu engagieren, daß er nicht mehr zurück konnte. Erst nach ungeheuren inneren Schwankungen ließ er, den weder das Heer noch das Volk Frankreichs vorwärts drängten, ebensowenig wie 1849 die Nationalversammlung, sich in den Krieg für die Unabhängigkeit Italiens hineinziehen; wie aus Hübner hervorgeht, zu einem beträchtlichen Teile durch den Einfluß des geistig sehr bedeutenden Prinzen Napoleon. Deshalb erscheint aber der Kaiser bei Hübner keineswegs als ein Geschobener, sondern im Gegenteil als ein Mann der Initiative großen Stils. Durch diese Art, den außerordentlichen Fürsten, der heute so stark unterschätzt wird, zu beurteilen, erhebt sich Hübner hoch über den gleichfalls klerikalen de la Gorce und dessen unechtes bloß scheinbares Standard Work.

Mit besonderem Vergnügen wird das Tagebuch des österreichischen Diplomaten von älteren Personen gelesen werden, die das Reich Napoleons III. noch auf seinem Höhepunkte gesehen haben. Der Verfasser versteht, Menschen zu beobachten und zu schildern. Da heute der Gegensatz zwischen den aristokratischen und den demokratischen Elementen des französischen Offizierkorps so deutlich zu Tage tritt, wird man aus der folgenden Anekdote nicht ohne Interesse abnehmen, welche Ungeschliffenheit seit der Revolution bei hohen französischen Offizieren möglich ist. Das Histörchen bezieht sich auf den Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff: „Gelegentlich einer Spazierfahrt in den Wäldern von Compiègne", erzählt Hübner, „befand Pelissier sich in dem Jagdwagen des Kaisers und der Kaiserin mit Lady Cowley, der Herzogin von Manchester, Troplong usw., als er plötzlich dem Postillon zurief, anzuhalten, gelassen ausstieg und sich, horribile dictu, dem nächsten Baume näherte und das alles in conspectu Majestatis. Groß war die Entrüstung der Augenzeugen, und der Kaiser, dem die Röte zu Gesicht stieg, was man bei ihm bisher noch nie gesehen hatte, gab den Befehl, weiterzufahren und befahl den Hofdamen der Kaiserin, die in einem anderen Wagen folgte, den Helden von Sebastopol aufzunehmen und nach Hause zu führen. Shocking! Trotzdem ist er der erste Mann des kaiserlichen Frankreich, der Mann, der über die Armee verfügt, der Großkonnetabel am Tage, an welchem der Kaiser verschwinden würde."

In einen Kulturkreis, der von deutscher Sitte unendlich mehr abweicht als die Ungeniertheit des tapferen Pelissier, versetzen uns die Charakterschilderungen Orloffs und Brunnows, der Bevollmächtigten Rußlands zum Pariser Kongreß: „Graf Orloff", heißt es in Hübners Erinnerungen, „zeigt sich einfach und dreist als das, was er ist; ein großer moskowitischer Herr und der Vertrauensmann des verstorbenen Kaisers Nikolaus: „Von den diplomatischen Geschäften, sagt er uns mit allzu großer Bescheidenheit, denn er ist sehr schlau, „verstehe ich nichts, aber ich glaube zu verstehen, was Rußland braucht", d. h., was sein Kaiser will. Er beteiligte sich niemals an einer Diskussion, sondern ließ Brunnow sprechen und behielt sich nur vor, zum Schlusse ja oder nein, ich gebe nach oder ich gebe nicht

Digitized by Google

nach, zu sagen. Sein Exterieur, das eines Riesen, entspricht seiner Stellung und seiner Haltung.

Der zweite russische Bevollmächtigte, Baron Brunnow, seit fünfzehn Jahren Gesandter des Kaisers Nikolaus in London, ist ein verdienstvoller Diplomat mit einem leichten Anstrich des Tschinovik, ein ambulantes Wörterbuch der europäischen Verträge, gemessen in seinen Reden, höflich, liebenswürdig, süß mit seinen Kollegen, ehrerbietig gegen seinen Höheren, den er, während er im Kongresse perorierte, nicht aus den Augen ließ, der ihn aber, als sein Herr, häufig durch ein Wort in russischer Sprache unterbrach oder durch ein Zeichen der Ungeduld kurzweg zum Schweigen brachte. So hatte dieser zweite Bevollmächtigte des Kaisers Alexander die Aufgabe, die Prätensionen zu verteidigen, die Beschwerden Rußlands darzulegen, schließlich die ganze Verantwortung der Diskussion allein auf sich zu nehmen. Als wir eines Tages um den grünen Tisch herumsaßen, und auf ihn warteten, um die Sitzung zu eröffnen, teilte ich dem Grafen Orloff mit, daß ich, als ich eintrat, Brunnow im Vorsaale auf einem Diwan ausgestreckt, offenbar sehr leidend, angetroffen hatte: „Wohlan!“ sagte dieser, „ich werde ihn gleich kurieren“. Sprach's, erhob sich, ging hinaus und kehrte alsbald, den unglücklichen Diplomaten, der sich kaum auf seinen Beinen aufrecht halten konnte, nach sich schleppend, zurück. Fürstin Lieven neckte ihn eines Tages wegen seiner großen Ehrerbietung für den Freund seines Kaisers, worauf er antwortete: „Ich muß Orloffs Abreise abwarten, um wieder Brunnow zu werden.“

E. Daniels.

Theologie.

Meister Eckehart Schriften und Predigten, aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben von Hermann Büttner. Erster Band. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1903. Preis 4 Mk.

Es wird in religiösen Kreisen gern erwogen, ob es Vorzug oder Nachteil einer Religion sei, wenn sie Esoterisches und Exoterisches in sich unterscheidet. Man rühmt es wohl an Jesu Lehre, daß sie in klarer Einfachheit einem jeden kindlichen Geiste verständlich sei und verborgene Lehren, Geheimnisse, deren man erst durch besondere Weihen würdig wird, nicht kenne.

Wenn man Meister Eckeharts deutsche Predigten liest, so empfindet man, wie wenig solches Fragen und Erwägen den Kernpunkt des Gegenstandes trifft. Was er predigt, ist ganz öffentlich gesprochen, und in einer klaren Einfachheit der Ausdrucksweise, die bewunderungswürdig und wahrlich meisterhaft ist. Und dennoch! wie Wenigen wird das, was er sagt, zugänglich sein! Er setzt selbst voraus, das nur gewisse Menschen

Digitized by Google

ihn verstehen werden. Nur solche, denen es selbstverständlich ist, daß sie nicht sich selbst, sondern mit ganzer Kraft das Gute meinen. Die irgend am Aeußeren oder am Selbstischen haften, für die es da noch Versuchungen gibt, zu denen spricht er nicht. Die würden ihn nicht verstehn. Er spricht zu denen, die schon den Schein: das Zeitliche, und das Wahrhaft-Seiende: das Ewige, unterscheiden lernten, und mit klarem Willen das Ewige wählten. Die Fragen, von denen er spricht, gehen alle erst in dieser Höhe inneren Lebens auf. Und dennoch sagt er noch zu diesen seinen Hörern, von denen er weiß, daß sie „bei Gott daheim" sind, hie und da: „Daß man dies verstehe, ist nicht erforderlich", oder: „Wer diese Rede nicht versteht, der bekümmere sein Herz nicht damit: denn so lange einer dieser Wahrheit nicht gewachsen ist, solange wird er diese Rede nicht verstehn. Denn es ist eine unbedachte Wahrheit, die gekommen ist aus dem Herzen Gottes, unmittelbar! — Daß uns ein Leben beschieden sei, wobei wir es selber erfahren, ewiglich, dazu helfe uns Gott!" — Esoterisch oder exoterisch, verborgen oder öffentlich, das liegt nicht in der Entscheidung des Meisters, das liegt in der Naturtatsache, daß die Menschen verschieden hoch entwickelt sind. Daß sie in verschiedene Höhen des inneren Erlebens allmählich hinaufsteigen und nur verstehen und nur annehmen, was ihrer Höhe entspricht. Keine Macht der Welt gibt dem Meister die Möglichkeit, einen Schüler mit geheimer oder öffentlicher Lehre in eine Wahrheit einzuführen, zu der er innerlich noch nicht herangewachsen ist.

Meister Eckehart spricht nie von Sünde; denn er spricht nicht zu Sündern. Er ermahnt nie zum Gehorsam gegen Gott; denn die, zu denen er spricht, haben kein anderes Verlangen als Ihn. Aber auch dort, wo noch die Frage erörtert wird, ob eine Religion, die ihre Sicherheit nicht auf feste Lehren, sondern allein auf die Echtheit und daher Gemeinsamkeit des wahrhaften Gott-Erlebens gründen will, nicht in Gefahr sei, ob äußerer Halt durch feste Dogmen nicht zur Gesundheit einer Religion gehöre, auch dort wird man Meister Eckeharts Lehren nicht verstehen. Auch diese Frage gehört einer religiösen Entwicklungsstufe an, mit der Meister Eckehart nicht mehr rechnet. Seine Rede schwebt hoch, hoch darüber in der sonnigen Klarheit jener religiösen Höhe, in der man äußeren Halt, Lehre, Dogma nicht braucht, weil man das wahrhafte Gott-Erleben kennt und es für das allein Sichere hält und für das allein Quellenhafte, Wirkliche.

Meister Eckehart spricht nur von diesem Einen. Von dieser Seelentat: in der Zeit die Ewigkeit zu erleben, hinauszuwachsen über das Vor und Nach, und alles zu erleben „in einem neuen grünenden Nun." Immer tiefer in dies Wunder, das doch allein der göttlichen Natur des Menschen entspricht, hineinzuführen, durch all die Vorhöfe des religiösen Lebens hindurch in das Allerheiligste selbst, das ist der Zweck all seiner Rede.

Wie der wunderbare Meister von dem Unaussprechlichen spricht! Mit

Digitized by Google

der Wortfülle des gewaltigen sprachschöpferischen Genies. Mit der schlichten und ergreifenden Klarheit des Menschen, dem das überreiche Leben einfach ward, weil er den Urgrund schauen lernte.

„Im Seelengrunde den Sohn geboren werden lassen" — so nennt er das mystische Geheimnis.

„Wie gebiert Gott-Vater seinen Sohn in der Seele? Genau in der Weise, wie er ihn in der Ewigkeit gebiert, gar nicht anders. Gott dem Vater eignet ein vollendeter Einblick in sich selber, ein abgründiges Durchkennen seiner selbst — nur mittelst seiner selbst, nicht eines Bildes. Das ist die Geburt des Sohnes — dem darin die volle Einung mit der göttlichen Natur zu teil wird. Und in eben dieser Weise und in keiner anderen gebiert Gott-Vater seinen Sohn in der Seele Grund und Wesen."

Die Seele wird zu einem Wunderspiegel für Gott. Und wenn der Mensch die Sinne nach innen zu ziehen vermag, und sich ganz ledig zu machen von allem, was von außen kommt, wenn er völlig innen und einig zu sein vermag, so kann er dessen gewahr werden. Die Seele schaut ein Leuchten und Glänzen; sie fühlt ein Ergießen Gottes, das Kraft und Seligkeit gibt. Sie erlebt ein völliges Einswerden mit Gott. Wenn das zur Vollendung gebracht wird, das ist die Seligkeit, das ist das ewige Leben.

Nur muß sie dazu jeder Person ledig geworden sein. Jeder anderen, und vollends der eigenen. Ja ledig geworden sein jeder Kreatur — „wo die Kreatur aufhört, da fängt Gott an!" Die Seele darf nicht durch die fünf Sinne hinauslaufen in die Mannigfaltigkeit, sie kann ja nur bei eingezogenen Sinnen den Wunderblick, das freie Hindurchschauen in den Seelengrund gewinnen.

Jedes Aeußeren muß die Seele ledig geworden sein. Jedes Bildes. Denn alle Bilder kommen von außen her. Das geringste Bild nimmt der Seele den ganzen Gott. Sie muß auch frei sein von allen Werken. Nicht nur von äußeren, „sondern auch von geistlichen und inneren"; sie muß in vollem Schweigen stehen, so daß Gott allein der Erwirker sei, ganz unmittelbar, und die Seele in seliger Abgeschiedenheit das Gotteswerk erleide.

Meister Eckehart wird nicht müde, in immer neuen, immer eindringlicheren Worten dies völlige Ledigwerden, diese Abgeschiedenheit als Vorbedingung zu schildern, die erfüllt werden muß, ehe die Seele der Gottvereinigung teilhaftig werden kann. Wollte man deswegen aber glauben, daß er einem untätigen Quietismus, einer unfruchtbaren Weltflucht das Wort rede, wie gänzlich hätte man ihn mißverstanden! Zunächst handelt es sich ja bei allen diesen Ausführungen um die Vorbedingungen zu einem bestimmten vorübergehenden Zustand! zu einem bestimmten Erlebnis. Wer dort, abgewandt von allem Wirken, abgewandt von der bunten Mannigfaltigkeit des Zeit- und Räumlichen in den Urgrund der Welt sank und Gottes wunderselige Kraft in sich einströmen fühlte — er wendet sich ja wieder dem Wirken zu! Nur mit welch anderer Kraft und Freude wirkt

Digitized by Google

er nun! Er richtet ja wieder die Sinne auf die Wirklichkeit und ihre Mannigfaltigkeit! Nur lernte er darin die Ewigkeit, den Einheitsgrund, als das eigentlich Wirksame überall erschauen.

Die Wirkung der Abgeschiedenheit folgt dem Menschen nach in das tätige Leben, und sie nimmt stätig zu. Ueberreich wird die Seele nun an Liebe! „Lebte der Mensch auch tausend Jahr, er könnte immer noch zunehmen an Liebe. Doch nicht mit einem Male, sondern allgemach, durch das Wachsen der Seele."

Wie nun aber die Seele wächst, werden freilich gewisse Eigenschaften, die Vorbedingung für das Erlebnis der Abgeschiedenheit waren, zu ihrem dauernden Wesen. So das Ledigsein von Personen, zumal von der eigenen. Daß nicht die eigene Person, und auch kein bester Freund, der Seele näher stehen kann als irgend ein Fremder, den sie nie gesehen, jenseits des Meeres — weil sie aus der Ewigkeitsschau her alles Lebendige unabgemessen liebt! Das ist nicht Verarmen, sondern überschwängliches Reichwerden. Ferner das Ledigwerden von allem Kreatürlichen: in seiner Beziehung auf die eigene Person gibt man es hin, um Gott allein zu gewinnen, doch empfängt man es mit ihm alles neu zurück, verklärt und unendlich viel wertvoller als vorher.

Die metaphysischen Voraussetzungen für diese wundervoll tiefen und einfachen religiösen Lehren Meister Eckeharts sind klar und durchsichtig: es sind dieselben, die immer wieder diejenigen Menschen haben werden, die auf gleicher Höhe der inneren Erfahrung stehen. Sie werden sich in den verschiedenen Philosophien auf verschiedene Weise spiegeln.

Gott als das Sein ist in allen Dingen; und ihnen, als ihre wahre Natur, innerlicher als sie sich selber. Auch dem Stein; auch dem Stück Holz. Sie aber wissen es nicht. Ihr Dasein hängt daran; daß sie sich regen, ist seine Tätigkeit; daß sie empfinden, ist sein Leben; sie sind ein Fußtapfe Gottes. Aber sie sind darüber unbewußt.

Die Seele aber kann zu einem Spiegel werden, in dem Gott sich selbst schaut; dann hat sie Teil an Gottes Selbsterleben. Das ist die Seligkeit.

Die Seligkeit, die Christus brachte als ein Bote Gottes zu uns, die ist von Natur unser. Wir sind in unserer wahren Natur so göttlich wie er. Aber daß wir zu dieser unserer wahren Natur hindurchdringen, das geschieht durch unsere Seelentat. — Der Mensch war wesenseins mit Gott, zwischen ihm und Gott kein Unterschied, bis Gott die Kreaturen schuf. Dies Geschaffenwerden als Kreatur aber ist wie eine Entfernung von Gott, aus der die Seele sich selbsttätig wieder zurückbilden muß hinein in die Gottheit; hinein in den Einheitsgrund. Aber der Durchbruch, wenn sie zurückkehrt, ist viel herrlicher als der Hervorgang. Denn die Seele lernte — wie sie Mannigfaltigkeit unterschied, und Kreatur und Gott unterschied, und sich selbst als Kreatur entdeckte — zugleich die Spiegelung der Gottheit in sich entdecken, erkannte sich selbst als im Urgrunde teilhaftig

Digitized by Google

göttlicher Natur, und der Gottheit ganz zugehörig, lernt alle Kreatur aus diesem lebendigen Einheitsgrunde schauen, und nimmt sie erlebend in sich auf („denn alle Kreaturen drängen sich in die Vernunft des vernünftigen Wesens, auf daß sie in ihm Vernunft werden, und aus ihrem Eigenen in sein Empfinden erhoben werden") und so zieht die Seele miterlebend alle Kreaturen in sich hinein, trägt sie mit hinein in den Ewigkeitsgrund — „sehe ein Jeder, wieviel er schaffe"!

Wer ahnt hier nicht heilige tiefinnerliche Erlebnisse, die Goethe vorschwebten, wenn er Faust klagen läßt:

„Ich, . . . dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und schaffend Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß?"

Nur wessen Seele, schaffend, alles vergottend, zum allumfassenden Erleben ward, erfährt den großen Durchbruch; kehrt heim in den Urgrund — nicht Gottes:

Gott ist ihm vergangen. Gott ist die Spiegelung von dem Einen im Bewußtsein der Mannigfaltigkeit. Geht die Seele über das Bewußtsein der Mannigfaltigkeit hinaus, zum Bewußtsein der Einheit zurück, so gibt es Gott für sie nicht mehr. Es gibt nur noch ihr wahres eigenes Ich, das alles in sich trägt. — Aber wer dazu gelangen soll, der muß ledig geworden sein: aller Personen, und besonders der eigenen.

„So lange aber einer dieser Wahrheit nicht gewachsen ist, wird er diese Rede nicht verstehen."

Der Herausgeber, der des großen Meisters Schriften „den wahren Erben", von denen er weiß, daß sie ihm in dieser Zeit leben, zugänglich macht, schildert in einem Vorwort die ungeheueren philologischen Schwierigkeiten, mit denen er den überaus zahlreichen, mangelhaft überlieferten und besonders auch wegen der Verfolgung, die nach dem Tode des großen Meisters die Kirche seinen Schriften widerfahren ließ, gar sehr verderbten Eckehart-Texten gegenüber hatte. Und er betont, daß letztlich in Auswahl und Auffassung gar viel dem subjektiven Empfinden des Uebersetzers überlassen blieb. Eine überaus feinsinnige Einleitung, die eine Darlegung und Würdigung von des Meisters Leben und Lehre bringt, beweist, was durch die Uebersetzung selbst immer bestätigt wird: daß der Uebersetzer selber einer der wahren Erben Meister Eckeharts ist, dem die Kongenialität eignet, die zu solcher subjektiven Entscheidung allein befähigt.

Gertrud Prellwitz.

Digitized by Google

Nationalökonomie.

Die Eisenindustrie in ihrem Kampf um den Absatzmarkt. Eine Studie über Schutzzölle und Kartelle von Rudolf Martin. Leipzig 1904. Verlag von Duncker und Humblot. IX und 332 S.

Das Problem, welches sich der Verfasser in seinem Buche gestellt hat, gehört zu den aktuellsten und wichtigsten, welche Deutschlands moderne Wirtschaftsentwicklung gezeitigt hat. Der Verfasser behandelt dies Problem in einem historischen Rückblick unter Beibringung eines umfassenden in- und ausländischen Materials und unter ausgedehnter Berücksichtigung der beiden wesentlichsten Waffen in jenem Kampfe, der Schutzzölle und Kartelle. Er verwendet große Mühe darauf, die Gegner von Schutzzöllen und Kartellen zu widerlegen, sie womöglich zu überzeugen. „Würde es nicht eine Versöhnung der gegensätzlichen Interessen zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern bedeuten, wenn ein Schutzzoll entdeckt würde, der auch den Export fördert?“ Die Entdeckung eines solchen Schutzzolls bildet den Kern des Martinschen Buches.

Die gesteigerte Nachfrage, davon geht Martin aus, hat die Produktion verbilligt, indem sie die Produktion des einzelnen Werkes vergrößerte. „Ist nun der Freihandel in der Lösung dieser Aufgabe, die Nachfrage zu steigern und dadurch die Produktionskosten zu verbilligen, ebenso glücklich gewesen als der Schutzzoll?“ Die Antwort hierauf gibt nach Martin die Geschichte, welche lehrt, daß von 1879 bis 1903 die Roheisenerzeugung gestiegen ist in Deutschland von 2,2 auf 10,0 Millionen Tonnen, in den Vereinigten Staaten von Amerika von 2,7 auf 18,2 Millionen Tonnen und in Großbritannien von 6,0 auf 8,9 Millionen Tonnen. „Die Zahlen erzählen Bände! Die Zahlen erzählen nicht nur die Geschichte der Roheisenherstellung, sondern auch der Roheisenverarbeitung.“ Und nun polemisiert Martin gegen die Gegner der Eisenzölle folgendermaßen: „Die Verbraucher von Eisen müssen nach Darstellung der Freihändler (Martin beruft sich auf Helfferich) höhere Preise bezahlen, und was sie für Eisen mehr ausgeben, das beschränkt natürlich ihre Kaufkraft für andere Erzeugnisse und vermindert die Kapitalansammlung. Kurz, — so schreibt Helfferich, — durch den Schutzzoll, der dem Betrieb eines weniger produktiven Erwerbszweiges zugewandt wird, kann zwar die Rentabilität dieses Erwerbszweiges gesteigert werden, die Produktivität der gesamten Volkswirtschaft dagegen wird verringert. . . . Sind diese Ansichten richtig, so mußte in den geschützten Staaten der Verbrauch auch an Eisen zurückgehen oder wenigstens am Fortschreiten verhindert werden.“ Weil nun die Ziffern lehren, daß der Verbrauch an Eisen in Deutschland und den Vereinigten Staaten rascher und höher gestiegen ist, folglich, so schließt Martin, ist erwiesen, daß der Schutzzoll (cf. Deutschland und Amerika) die Nachfrage nach Eisen mehr gesteigert hat, als der Freihandel (cf. England). Dieser Schluß ist falsch aus drei Gründen. Erstens braucht durchaus nicht

Digitized by Google

logischerweise an dem größeren oder geringeren Eisenverbrauch der Freihandel oder Schutzzoll schuld zu sein, sondern es können statt ihrer oder daneben tausend andere Gründe maßgebend gewesen sein. Der Verfasser aber schließt einfach nach dem Muster post hoc ergo propter hoc. Zweitens ist es falsch anzunehmen, daß der Freihandel behauptet, der Schutzzoll habe ein absolutes Sinken des Konsums zur Folge. Martin verwechselt hier einfach relativ und absolut, der Freihandel behauptet nur, daß eine zollbelastete Bevölkerung weniger kaufen könne als eine nicht belastete. Wenn Martin von den Schutzzollstaaten schreibt: „Nach der Lehre des Freihandels hätte der Verbrauch von Roheisen in all diesen Schutzzollstaaten sinken müssen", so wird es ihm unmöglich sein, auch nur ein einziges literarisches Zeugnis für eine so unsinnige Behauptung beizubringen. Drittens verwechselt der Verfasser die Begriffe relativ und absolut auch bei den vergleichenden Ziffern über den Eisenverbrauch der einzelnen Staaten. Denn aus diesen Ziffern ergibt sich beispielsweise, daß der Eisenverbrauch pro Kopf in Deutschland im Jahre 1903 164,7 kg ausmachte, in dem freihändlerischen England dagegen 190,4 kg. Wenn Martin dazu bemerkt: „Seit dem Jahre 1850 ist der Verbrauch an Roheisen pro Kopf in Großbritannien noch nicht um das zweieinhalbfache, in Deutschland dagegen um das sechzehnfache, in Amerika nahezu um das achtfache gestiegen", so hat auch dies nicht das geringste Verwunderliche an sich, wenn man bedenkt, daß der Eisenverbrauch pro Kopf im Jahre 1850 in Großbritannien bereits etwa 8mal so groß war als in Deutschland. Die relative Steigerung innerhalb eines gewissen Zeitabschnittes bedeutet und beweist eben gar nichts. Wenn aber Martin weiter darauf hinweist, daß 1903 der Eisenverbrauch in den Vereinigten Staaten denjenigen von England pro Kopf bereits um 35 kg übertraf, so beweist das nur, daß in den verschiedenen Ländern die absoluten Grenzen des Eisenverbrauchs je nach natürlichen wirtschaftlichen Bedingungen des Landes ganz verschiedene sein können. In Grönland würde man wahrscheinlich selbst bei stärkstem Schutzzoll den Eisenverbrauch nicht übermäßig über den heutigen Stand heben können. In Amerika hat das enorme Eisenbahnnetz (mir sind momentan nur die Zahlen von 1894 zur Hand, wonach in Deutschland 8,9, in Großbritannien 8,6 und in den Vereinigten Staaten 42,3 km auf je 10 000 Einwohner kommen) sowie die Art und Weise der Eisenverwendung im Häuserbau (Wolkenkratzer gegenüber der horizontal ausgedehnten Bauweise selbst in englischen Großstädten) allein hingereicht, um eine solche Eisenverbrauchsziffer pro Kopf hervorzurufen. Den Schutzzoll statt dessen heranzuziehen dürfte nicht angängig sein.

Ganz die gleiche Vertauschung zwischen relativ und absolut nimmt Martin bei einer weiteren Ausführung vor. „Gerade in Deutschland ist bei den letzten Zolltarifkämpfen so vielfach auch von wissenschaftlicher Seite darauf hingewiesen worden, daß die agrarischen Zölle, wie die industriellen Schutzzölle auf Halbfabrikate, die Exportfähigkeit der Industrie mindern."

Digitized by Google

Relativ gewiß, und das läßt Martin aus. Die Freihändler haben aber auch darauf hingewiesen, daß die Zölle die Kartellbildung und damit die Preisschleuderung ins Ausland bei hohen Inlandspreisen geschaffen bezw. verstärkt, also in dieser Art numerisch den Export gefördert haben, allerdings wiederum nach ihrer Meinung nicht zum Segen des Landes. Martin fragt weiter: „Die britische Bevölkerung ist frei von allen diesen Zöllen. Warum steigert sie nicht ihren Export in Stahl, in Eisenwaren, in Maschinen?“ Die Antwort darauf, die Martin nicht findet, ist kinderleicht und steht überdies zehn Seiten vorher in seinem Buche: „Die Wiedereinführung der Eisenzölle im Jahre 1879 im Deutschen Reiche bedeutete einen gewaltigen Umschwung für die Eisenindustrie aller Länder der Erde, denn er ist der Beginn der eisernen Kontinentalsperre gegen die britische Eisenindustrie; und diese Kontinentalsperre ist die einzige, die in der Welt dauernden Erfolg zu Ungunsten Großbritanniens gehabt hat.“ Und dann wundert sich der Verfasser, daß Großbritannien seinen Eisenwarenexport nicht ausdehnt! Ja, wohin soll es denn exportieren? An anderer Stelle sagt Martin sogar wörtlich: „Aber die Nachfrage aus dem Inlande (in Großbritannien) ist seit einem Vierteljahrhundert nur langsam gestiegen, und die riesenhafte Nachfrage, die in andern Ländern dieser Erde vorhanden ist, richtete sich nur in sehr geringem Maße an die britische Eisen- und Maschinenindustrie, in der Hauptsache infolge der Schutzzollpolitik der fremden Staaten an die einheimischen Industrien.“ Nun also, dafür kann doch Großbritannien nichts. Oder wäre das etwa durch eine großbritannische Schutzzollpolitik anders geworden?

Einen großen Teil seines Buches verwendet Martin speziell auf die Bekämpfung der Theorie des Freihandels. Man kann ihm hier in sehr vielem beipflichten. Freilich bekämpft er manches, was heute kein vernünftiger Freihändler mehr behauptet, wie wir ähnliches oben gesehen haben. Diese ganzen Ausführungen bieten indessen nur die Einleitung zu der neuen Theorie des „Sicherungszolles“, zu dem sich der Schutzzoll heute umgestaltet haben soll, wie Martin ausführt. Die Eisenzölle sind heute keine Erziehungszölle mehr, kein Schutz der Schwachen, sie sind Zölle zur „Sicherung“ des inländischen Absatzmarktes. Zur genügenden Wirksamkeit muß der Sicherungszoll nach Martin mit einer steigenden Bevölkerung verbunden sein, in Frankreich z. B. konnte der Sicherungszoll nach Ansicht des Verfassers wegen der stabil bleibenden Bevölkerung nicht die Erfolge zeitigen wie in Deutschland. Danach ergibt sich ein neuer logischer Fehler, wenn der Verfasser nun weiter behauptet, daß der Sicherungszoll „durch Vergrößerung des Betriebes, durch Verbesserung der Technik und Wirtschaft zu einer Verringerung der Produktionskosten führt“. Etwas spezieller ausgeführt: „Der Zoll zur Sicherung der inländischen Nachfrage hat in diesem Vierteljahrhundert es zustande gebracht, daß die deutschen Produktionskosten für Roheisen, für Stahl, für Fertigfabrikate im Verhältnis zu denen des freihändlerischen Großbritannien derartig herabgegangen

Digitized by Google

sind, daß sie gegenwärtig nicht höher sind als in Großbritannien." Dieser Satz klingt nur deshalb so paradox, weil das Zwischenglied, die Vergrößerung des einzelnen Betriebes, fehlt. Der Gedankengang ist offenbar der: Sicherungszoll fördert Großbetrieb, Großbetrieb verbilligt Produktionskosten. Da Großbritannien, so geht die Deduktion weiter, keinen Sicherungszoll hat, so hat es auch keine solche Entwicklung zum Großbetrieb aufzuweisen wie Deutschland oder Amerika und so haben sich ferner auch die Produktionskosten in der englischen Eisenindustrie nicht vermindert, sondern erhöht. Daher kommt es, daß England zurückgeht ꝛc. ꝛc. Ich glaube nun zunächst, daß die Idee von dem Zurückgehen Englands, wie sie hier und ja auch vielfach an anderen Stellen — vielleicht heute nicht mehr so häufig wie vor einigen Jahren — zu finden ist, eine Fiktion ist, die unter Umständen verhängnisvoll werden könnte. Daneben aber hat die ganze Deduktion eine Reihe anderer Fehler, von denen zunächst der schon angedeutete herangezogen werden möge. Er betrifft den Zusammenhang, den Martin zwischen Sicherungszoll und Bevölkerungsvermehrung geschaffen hat. Da ist zu erwähnen, daß sich von 1880 auf 1903 die Bevölkerung Großbritanniens von 34,6 auf 42,3, also um 7,7 Millionen diejenige Deutschlands dagegen von 44,5 auf 58,8, also um 14,3 Mill. vermehrt hat. Mithin würde sich wohl schon hieraus die stärkere Konzentrationsbewegung — nach das Verfassers eigener Meinung — erklären lassen. Aber weiter, wenn lediglich die durch den Sicherungszoll erzeugte vermehrte Nachfrage den Großbetrieb hervorgerufen hat, warum finden wir dann in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts und vielleicht noch früher keine Entwicklung zum Großbetrieb in England, obwohl dieses doch zu jener Zeit souveräner Herrscher der Weltnachfrage war? Und die Nachfrage auf dem eigenen Markte beherrscht es doch heute noch in zahllosen Branchen. Offenbar müssen doch neben dem Sicherungszoll noch andere Ursachen mitgewirkt haben. Führt doch beispielsweise Martin den Mangel eines Kohlenkartells in England, auf dessen Bildung man nach seiner Ansicht hätte „kommen müssen", auf den im Vergleich mit den deutschen Berufsgenossen geringeren geschäftlichen Sinn der Engländer zurück.

Der Sicherungszoll ist ein neuer Name für eine alte Sache. Daß unsere Schutzzölle Erziehungszölle seien, wird niemand mehr behaupten. Sie sind vorläufig dauernd gedacht; zu behaupten, daß sie es auch sein werden, wie Martin es tut, ist mindestens so verwegen, wie wenn man den Freihandel in England für ewig während ansprechen wollte. Ueberhaupt ist es verfehlt, Freihandel gegen Schutzzoll oder Sicherungszoll als eine prinzipielle Kontroverse zu behandeln. Noch viel weniger richtig ist es, alle möglichen wirtschaftlichen Erscheinungen ausschließlich auf diese Streitfrage zurückzuführen, wie es Martin in seinem ganzen Buch und zuletzt hier in der Frage der Konzentrationsbewegung tut. Dabei gerät man in die Gefahr, Argumente gegen sich selbst zu liefern, da man den

Digitized by Google

Tatsachen nicht ausweichen kann. So führt Martin auf Seite 5 seines Buches als Ursache der organischen Betriebsvereinigungen die Kartelle an, mit viel größerem Recht, als in den letzten Kapiteln seines Buches den Sicherungszoll. „Nur um sich im Bezuge seiner Rohmaterialien von der preissteigernden Wirkung der Kartelle freizumachen, konnte ein Walzwerk auf den Gedanken kommen, sich ein Stahlwerk zu bauen und weiter Hochöfen zu errichten, oder gar Kohlenzechen zu erwerben."

Bei aller Anerkennung des auf die Arbeit verwandten Fleißes und des umfangreichen Materials, muß doch konstatiert werden, daß gerade die wesentlichen Schlüsse des Buches verfehlt erscheinen.

Hjalmar Schacht.

Nationalökonomische Forschungen auf dem Gebiete der großindustriellen Unternehmung. I. Band, Eisen- und Stahlindustrie. Von Dr. Oskar Stillich, Dozent an der Humboldt-Akademie in Berlin. Berlin 1904. Franz Siemenroth. XII und 238 Seiten. Preis 6 Mk.

Trotzdem der Verfasser seine Forschungen mit einer Art programmatischen Vorworts versehen hat, ist das Ziel seiner Arbeit nicht ganz klar geworden. Nach Wiederholung des Titels verspricht er, in den weiteren Bänden die „größten, bedeutendsten und volkswirtschaftlich interessantesten Aktiengesellschaften des Kohlenbergbaus, der Maschinenfabrikation, der Elektrotechnik, der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, der chemischen Industrie, der Textilindustrie sowie der Transportgewerbe zu behandeln", und nennt dies sein „Programm". Die monographische Darstellung großkapitalistischer Betriebe, so meint er weiter, ist bis heute ein fast unbeschriebenes Blatt der deskriptiven Nationalökonomie. Zwar gebe es eine große technische Literatur über diese Dinge, aber diese sei „bar aller ökonomischen Gesichtspunkte", wohlgemerkt ökonomischen, nicht nationalökonomischen. Und damit ist schon angedeutet, daß der Titel der ganzen Sammlung offenbar unrichtig ist, nicht um nationalökonomische Forschungen handelt es sich, sondern um ökonomische, vielleicht sogar präziser noch um privatökonomische.

Zweifellos lassen sich die Grenzen zwischen Privat- und Nationalwirtschaft nicht immer genau feststellen und sie verwischen sich in unserer Zeit der beschleunigten ökonomischen Konzentration immer mehr. Wer heute beispielsweise in Deutschland die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Arbeit macht, der könnte zweifellos damit einen wertvollen Beitrag nationalökonomischer Forschung liefern. Ist doch die Bezeichnung der Nationalwirtschaft als Summe der Privatwirtschaften durchaus geläufig. Wo also an Stelle zahlreicher Privatwirtschaften einige wenige Betriebe treten, da wächst natürlich ihre nationalökonomische Bedeutung. Wo in dieser Richtung die Grenze liegt, das zu

Digitized by Google

fixieren wird jedem wissenschaftlichen Bearbeiter überlassen bleiben müssen. Der eine wird schon nationalwirtschaftliche Einwirkungen und Beziehungen, die wissenschaftliche Behandlung verdienen, bei solchen Privatbetrieben finden, wo der andere sie vermißt oder der Einzelbehandlung für nicht wert erachtet.

Aber solche nationalwirtschaftlichen Beziehungen und Einwirkungen des Privatbetriebs sind es nicht, die der Verfasser hier behandelt. Bei seinen Monographien kam es ihm „vor allen Dingen darauf an, das herauszufinden, was für jedes einzelne Werk besonders charakteristisch ist und um die gefundene Generalidee das vorhandene Material zu gruppieren". So betrachtet er den Hoerder Bergwerks- und Hüttenverein „als Typ für die auf der Massenfabrikation aufgebaute hochkapitalistisch entwickelte Eisenindustrie des Westens". Warum er der „Typ" ist, wird nicht gesagt, also die nationalökonomische, die volkswirtschaftliche Beziehung der Sache bleibt fort. Bei der Ilseder Hütte und dem Peiner Walzwerk „sammeln sich die Ideen zur Erklärung der Erscheinung, warum dieses Werk eine überdurchschnittliche Rentabilität aufweist", offenbar eine rein privatökonomische Angelegenheit. Bei der Dortmunder Union „bildet die Beantwortung der Frage nach den Ursachen der dauernden Unrentabilität den Angelpunkt der Untersuchung", offenbar doch auch kein nationalökonomisches Thema, die Unrentabilität der Dortmunder Union. In der Entwicklungsgeschichte der Phönixhütte versucht der Verfasser „die Schicksale einer auf dem Prinzip der Dezentralisation beruhenden Parallelgesellschaft zur Dortmunder Union sowohl nach der Seite der Analogien als auch nach der Seite der Abweichungen hin zu schildern". Der Verfasser bezeichnet diese Anführungen selbst als die „Grundgedanken" seiner Forschungen.

Stillich nennt den Gegenstand seiner Arbeit ein „jungfräuliches Gebiet", teils mit Recht, teils mit Unrecht. Soweit die nationalökonomische Forschung in Frage kommt, mit Unrecht. Denn alle diejenigen Gesichtspunkte der Einzelbetriebe, welche für die Nationalwirtschaft in Frage kommen, bilden naturgemäß die Hauptgrundlagen für alle jene zahlreichen volkswirtschaftlichen Arbeiten, welche einzelne Industriezweige oder Industriegebiete zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht haben. Allen jenen Arbeiten, welche gerade in den letzten Jahren über einzelne Industriezweige aus nationalökonomischer Feder erschienen sind, sind selbstverständlich eingehende Spezialstudien über die einzelnen Unternehmungen vorausgegangen. Dasselbe gilt, um nur ein einziges naheliegendes Beispiel zu zitieren, von den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über die Krisis von 1900. Wer wird denn heute über die rheinisch-westfälische Eisenindustrie schreiben, ohne das erreichbare Material über den Hoerder-Verein, den Phönix, die Dortmunder Union usw. durchzuarbeiten. Alle „nationalökonomische Forschungen auf dem Gebiete der großindustriellen Unternehmung" hat es vor Stillich so gut gegeben, wie sie auch fortan allen volkswirtschaftlichen Monographien vorangehen werden.

Digitized by Google

In anderem Sinne hat Stillich, wenn auch in eingeschränktem Maße, Recht. Die ökonomische Darstellung von Privatbetrieben, d. h. die Darlegung der wirtschaftlichen Gesichtspunkte und Tendenzen, welche ein Einzelunternehmen beherrschen, ist bisher selten geübt. Ob es richtig ist, wie der Verfasser meint, daß „kein geringerer als Otto Warschauer" — der Verfasser ist im Ausdruck nicht immer geschickt — der erste war, der „auf die Notwendigkeit und Nützlichkeit der nationalökonomischen Analyse großindustrieller Betriebe" — auch dieser Ausdruck ist ein Widerspruch in sich — aufmerksam machte, vermag ich nicht zu beurteilen, jedenfalls aber braucht nur beispielsweise auf Ehrenbergs historische Untersuchungen über die Entstehung großer Vermögen, ferner auf die Publikationen der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung in Frankfurt a. M. (Fasolt, Die sieben größten Elektrizitätsgesellschaften) usw. hingewiesen zu werden, um ersichtlich zu machen, daß die Stillichschen Bestrebungen zum mindesten nicht allein stehen. Auch haben nun Arbeiten wie die vorliegende, durchaus nicht lediglich die Bedeutung von Vorarbeiten für weitere wirklich nationalökonomische Untersuchungen, vielmehr kommt ihnen ein durchaus selbständiges Ansehen zu.

Wenn wir so die Stillichschen Forschungen auf ihre richtige Bedeutung zurückgeführt haben, so dürfen wir nunmehr bekennen, daß die Arbeiten unter diesem Gesichtswinkel zum Teil recht vortrefflich sind. Insbesondere ist die Skizzierung des Entwicklungsganges der Ilseder Hütte ausgezeichnet knapp und treffend. Wir wollen nur auf dieses Werk eingehen, um die Art der Stillichschen Arbeiten kennen zu lernen. Der Verfasser schildert zunächst die natürlichen Vorbedingungen des Unternehmens, die günstige Lage der Eisenerze nahe der Erdoberfläche, die größtenteils die Gewinnung im Tagebau ermöglicht und deren Phosphorgehalt nach Einführung des Thomasverfahrens geradezu eine Werterhöhung bedeutet. Daraus ergeben sich geringe Herstellungskosten für Roheisen. Bezüglich des Absatzes kommt der natürliche Frachtvorsprung nach Mitteldeutschland gegenüber den rheinisch-westfälischen Konkurrenzfabriken in Betracht. Dazu kommt die geschickte finanzielle und technische Leitung des Betriebes. In ersterer Hinsicht ist nicht von vornherein der Reingewinn immer gleich ausgeschüttet, sondern in erheblichem Maße zu Rückstellungen und Neuanlagen verwandt worden, wodurch dann später die Verzinsung eine umso bessere und leichtere wurde. In technischer Beziehung hat die Gesellschaft stets möglichst rasch alle bewährten Neuerungen sich zu Nutze gemacht, so die Einführung des Thomasprozesses, die Benutzung der Hochofengase zu Heizzwecken usw. Endlich ist charakteristisch für die Ilseder Hütte die Kombinations- und Konzentrationspolitik, hierhin gehören die Erwerbung des Peiner Walzwerks und damit der Uebergang zur Herstellung von Fertigfabrikaten statt des Halbstoffs, der Bau einer Thomasphosphatfabrik zur Verwertung der Thomasschlacke usw. Alles das neben einigen weniger ins Gewicht fallenden Ursachen hat zu der heutigen Bedeutung der Ilseder Hütte beigetragen.

Digitized by Google

Um einen derartigen Kern bewegen sich die Stillichschen Ausführungen. Sie sind für alle, die der Entwicklung des Großbetriebes in Deutschland ein Interesse entgegenbringen, zweifellos lehrreich und anregend, und man darf den folgenden Bänden mit Interesse entgegensehen.

Hjalmar Schacht.

Annuaire statistique de la Roumanie. Bukarest 1904. VII und 567 Seiten.

Die vielfachen finanziellen und wirtschaftlichen Interessen, welche Deutschland mit Rumänien verbinden, lassen das vorliegende Werk, welches zum ersten Male erscheint, um von nun an jährlich wiederzukehren, als ein willkommenes erscheinen. Es faßt alle bisher von den einzelnen rumänischen Behörden gesammelten statistischen Daten zu einem einheitlichen Bilde zusammen, welches — sofern die Ziffern richtig sind, woran indessen wohl nicht gezweifelt zu werden braucht — den sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, finanziellen und administrativen Charakter des Landes getreulich widerspiegelt. Klima, Landesverwaltung, Bevölkerungsstand und Bewegung, Kultus und Unterricht, Medizinalwesen, Heer, Landwirtschaft, Industrie und Handel, Außenhandel, Verkehr und Finanzwesen sind die Gebiete, welche alle eine mehr oder minder ausführliche statistische Berücksichtigung erfahren.

Das Land ist in 32 Departements geteilt mit 71 städtischen und 2904 ländlichen Gemeinden, die zum Teil wieder aus steuerpolitischen Gesichtspunkten zu größeren Kommunalbezirken zusammengeschlossen sind.

Das Land zählt (1902) 6 081 572 Einwohner oder 46 Einwohner per Quadratkilometer. Die Entwicklung der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten ist eine ganz außerordentliche gewesen. Es wurden gezählt:

1859	3 864 848	Einwohner,	d. i.	31	per qkm
1884	4 648 123	„	„	35	„ „
1889	5 038 342	„	„	38	„ „
1894	5 406 249	„	„	41	„ „
1899	5 912 520	„	„	45	„ „
1902	6 081 572	„	„	46	„ „

Von der gesamten Einwohnerschaft zählten (1899) nicht weniger als 81,2 Proz. zur ländlichen Bevölkerung.

Die parlamentarischen Körperschaften des Landes sind der Senat mit 120 und die Deputiertenkammer mit 183 Mitgliedern. Das aktive Wahlrecht zum Senat besitzen (1901) 25 741 Wähler, wovon 16 985 ihr Wahlrecht ausübten, zur Kammer 88 980, wovon 57 347 wählten. In beiden Fällen ist das Wahlrecht, und zwar in mehreren Abstufungen, an einen Zensus gebunden.

Das Unterrichtswesen ist außerordentlich mangelhaft. Es sind

Digitized by Google

im ganzen Lande (1900—1901) nur 3653 ländliche Elementarschulen mit 4694 Lehrkräften und 385 städtische Elementarschulen mit 1333 Lehrpersonen vorhanden. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder beträgt auf dem Lande 714 976, in den Städten 112 044; das macht auf dem Lande eine Schule auf ca. 195, in den Städten auf 291 schulpflichtige Kinder. Nun gehen aber von den Schulpflichtigen überhaupt nicht einmal die Hälfte wirklich zur Schule, vielmehr nehmen von den Knaben nur 41 Proz., von den Mädchen nur 10 Proz. am Unterricht Teil. Infolge dessen ist zurzeit der Bildungsstand in Rumänien noch ein ganz geringer. Nicht weniger als 82,67 Proz. der Bevölkerung sind Analphabeten und von diesen entfallen wieder 86,81 Proz. auf die ländliche Bevölkerung. Witterungs- und Verkehrsschwierigkeiten, Indifferenz der Bevölkerung und Mangel an Schulen und Schulräumen sind die Hauptursachen für den geringen Schulbesuch.

Die Bodenfläche des Landes beträgt (1903) insgesamt 13 135 300 ha; hiervon sind 5 912 942, also fast die Hälfte, unter Kultur, und zwar sind 5 099 803 Acker- bezw. Saatland. Die einzelnen Kulturen haben im Laufe der letzten Jahre nur wenig im Umfange geschwankt, 1 605 657 ha sind mit Weizen, 2 072 075 ha mit Mais bestanden. 3727 Bauern besitzen über 100 ha, 930 904 darunter. Die Ernte betrug im Durchschnitt der Jahre 1893 bis 1903 jährlich bei Weizen 20 630 237 hl, bei Mais 25 615 069 hl. Die entsprechenden Ziffern für 1903, ein besonders fruchtbares Jahr, sind 25 971 615 und 28 287 760, während sie im Notjahr 1899 auf 9 184 900 und 9 768 700 herabgegangen waren.

Von besonderem Interesse sind die Angaben über die Verteilung des Grundeigentums, da sich hierin der ungeheure Segen wiederspiegelt, den die Bauernbefreiung des Jahres 1864 in Rumänien heraufgeführt hat. Da die statistischen Unterlagen hierfür bis jetzt nur für 14 Departements vorliegen, so begnügen wir uns mit den Relativzahlen Von 100 grundsässigen Bauern besaßen 8 unter einem halben Hektar, 9 einen halben bis einen Hektar, 18 einen bis zwei Hektar, 16 zwei bis drei Hektar, 20 drei bis vier Hektar, 14 vier bis fünf Hektar, 11 fünf bis sieben Hektar und 4 sieben bis zehn Hektar.

Der Viehstand hat sich in den letzten Jahrzehnten beträchtlich entwickelt. 1884 betrug er noch 8 697 561 Stück, dagegen 1900 nicht weniger als 11 057 715. Hiervon entfällt naturgemäß der weitaus größte Teil auf die Kleinbauernbevölkerung.

In der Gewerbetätigkeit herrscht der Kleinbetrieb vor. Auf 54,82 Selbständige kommen 27,01 Gehilfen und 18,17 Lehrlinge. Mit Rücksicht auf die Bestrebungen, eine rumänische Industrie großzuziehen, wozu namentlich das Industrieförderungsgesetz von 1887 dienen soll, ist es bemerkenswert, daß gegenüber 67 Proz. rumänischen nicht weniger als 13 Proz. ausländische Gewerbetreibende vorhanden sind; die übrigen 20 Proz. sind jüdische. Was die industriellen Etablissements anlangt, so

Digitized by Google

vermehrte sich ihre Zahl von vor 1886 bis zur Gegenwart von 236 auf 625, in denen zur Zeit rund 40 000 Personen beschäftigt werden. Das in diesen Fabriken investierte Kapital betrug bei der Gründung 110 433 054 Lei und vermehrte sich im Laufe der Entwicklung auf 247 388 890 Lei. In diesen Etablissements wurden (1902) Rohstoffe im Werte von 120 927 709 Lei zu Fabrikaten im Werte von 229 795 801 verarbeitet. Von letzterer Summe entfielen 127 486 096 Lei auf die Nahrungsmittelindustrie, 23 026 454 auf die chemische Industrie, 18 540 247 auf die Holz- und Möbel- und 17 676 652 auf die Metallindustrie. Die übrigen Fabrikationszweige folgen in weiten Abständen. Auch innerhalb der Industrie herrscht der Kleinbetrieb vor. 119 Fabriken hatten weniger als 10, weitere 413 unter 100 Arbeiter. Ein Betrieb mit mehr als 1000 Arbeitern ist nur einmal vorhanden. Auch die Arbeitszeit wird statistisch erfaßt, 377 Fabriken lassen mehr als 10, weitere 246 mehr als 8 Stunden arbeiten.

Die Produktionsstatistik, eines der schwierigsten Gebiete der Statistik überhaupt, zeigt sich in dem vorliegenden Werke beträchtlich entwickelt. Wir wollen ihr zur Vervollständigung des Bildes noch einige Daten entnehmen: Die Alkoholproduktion stieg von ca. 100 Millionen Graden im Jahre 1881 auf ca. 160 Millionen in 1903, die Biererzeugung in der gleichen Zeit von rund 2,5 Millionen Liter auf ca. 6 Millionen Liter. Die Salzgewinnung lieferte 1862 rund 64,5 Millionen Kilogramm, 1903 rund 105 Millionen Kilogramm. Die Zuckerproduktion stieg (inklusive unverbrauchte Vorräte) von rund 13,3 Millionen Kilogramm in 1898/99 auf rund 28,3 Millionen in 1902/03. An Rohpetroleum wurden 1902/03 rund 236,5 Millionen Kilogramm gewonnen.

Das aus den bisherigen Angaben gewonnene günstige Bild findet seinen Widerschein in den Ziffern des rumänischen Außenhandels, der sich von 1 635 065 t im Jahre 1880 auf 3 708 137 für 1903 vermehrt hat und zwar ist die Ausfuhr (von 1 324 090 auf 3 238 139 t) wesentlich rascher gestiegen als die Einfuhr (von 310 975 auf 469 998 t). Freilich kommen hier wie bei jedem Agrarstaat große Schwankungen sowohl bezüglich der Mengen wie auch bezüglich der Preise vor. Die Verhältnisse des rumänischen Außenhandels sind bekannt bezw. leicht zugänglich. Es seien hier deshalb nur diese wenigen Daten hervorgehoben. Wesentlich abgenommen im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts hat die Einfuhr von Mehl, Zucker, Kerzen, Gerbrinde und Bauholz, zugenommen dagegen die von Reis, Kaffee und Kakao sowie Südfrüchten.

Ueber die Entwicklung des rumänischen **Verkehrswesens** seien folgende Daten angegeben. Die Kilometerlänge der Eisenbahnen stieg in den Jahren 1873—1903 von 648 auf 3177, die Eisenbahneinnahmen von 9 092 260 Lei auf 57 490 493 Lei. Die Zahl der Postbeamten betrug im Jahre 1888/89 1474, dagegen 1902/03 6886. Die rumänische Briefpost beförderte 1888/89 im In- und Auslandsverkehr 25 292 220 Stücke, im

Digitized by Google

Jahre 1902/03 92 315 565 Sendungen, die Fahrpost 762 078 bezw. 2 568 613 Sendungen. Das Telephonnetz dehnte sich von 1894/95 bis 1902/03 von 9 km auf 1660 km aus. Im Jahre 1900 waren auf 1000 Einwohner 5,3 km Chaussee vorhanden.

Von besonderem und unmittelbarem Interesse für Deutschland ist das rumänische Finanzwesen, dem denn auch der weitaus größte Abschnitt der statistischen Daten gewidmet ist. Von 1862—1902/03 haben sich die Einnahmen des Staates von 35 580 259 Lei auf 250 013 786, die Ausgaben von 44 240 260 auf 217 684 026 gehoben. Beide sind noch immer starken Schwankungen unterworfen, so daß noch jetzt Ueberschuß und Defizit im Staatshaushalt abwechseln. Indessen läßt doch die lange Zahlenreihe erkennen, daß seit Mitte der achtziger Jahre die finanzielle Bilanz gegen früher sich erheblich günstiger gestaltet. Liegt dies selbstverständlich zum größten Teil an der Besserung der wirtschaftlichen Lage des Landes, so ist doch auch die Konstatierung von Interesse, daß die Steuererhebung sich im Laufe der Jahrzehnte immer vollkommener gestaltet hat. Während im Jahre 1863 die veranschlagten Grundsteuern 3 945 306 Lei ausmachten, wogegen nur 2 688 289 Lei wirklich erhoben werden konnten, wurden in 1902/03 17 940 178 Lei veranschlagt und hiervon 17 452 216 erhoben. In ersterem Falle machen die erhobenen Steuern 76,61 Proz., im letzteren 97,28 Proz. der veranschlagten aus. Hervorragend ergiebig sind die Zolleinnahmen geworden, die zwischen 1862 und 1902/03 von 3 366 630 auf 26 262 471 Lei stiegen. Im übrigen sind an der Steigerung der Einnahmen — ein sehr gutes Zeichen — insbesondere die direkten Steuern beteiligt, welche von 1880/81 bis 1902/03 von 27,3 auf 45,7 Mill. Lei stiegen, ferner die Staatsmonopole (seit 1887/88) auf Tabak, Salz, Zündhölzer, Spielkarten, Zigarettenpapier, Schießpulver. Unter den Ausgaben spielen natürlich die Zinsen für die Staatsschuld die größte und eine stets wachsende Rolle, 1880/81 noch 50,6 Mill. Lei, 1902/03 84,3 Millionen. Zur Zeit beträgt die rumänische Staatsschuld 1360 Mill. Lei. Welchen Schwankungen der rumänische Kredit in den letzten zwei Jahrzehnten unterlegen war, zeigt eine Uebersicht der Emissionskurse der rumänischen Anleihen. Derselbe betrug nämlich beim 5proz. Typ 1881 82 Proz., 1892/94 100 Proz., beim 4proz. Typ 1889 79 Proz. und 1898/99 90½ Proz. Die Entwicklungsreihe zeigt auch hier bei großen Schwankungen doch eine fortlaufende Besserung.

Es ist das erste Mal, daß uns ein so umfassendes statistisches Bild der rumänischen Volkswirtschaft vorgeführt wird. Wir dürfen zunächst aussprechen, daß es in technischer Hinsicht wohl gelungen ist. Die Statistik ist freilich auf allen Gebieten noch neu, weshalb die Entwicklung leider nicht immer der Beobachtung erschlossen wird, sondern man sich mit dem status quo begnügen muß. Diese Lücke wird erst die Zukunft ausfüllen. Die ganze Anlage des Werkes dagegen ist zweifellos geschickt und größtenteils glücklich.

Digitized by Google

Was nun den Inhalt des Bildes betrifft, so bestätigt es, falls es wahr ist, in fast allen Punkten die in Deutschland vorherrschende Anschauung, daß Rumänien ein in geordneter, vorwärtsstrebender Entwicklung begriffenes Gemeinwesen ist, dessen Schwäche lediglich in seiner Eigenschaft als vorwiegendes Agrarexportland liegt. Ist die Ernte schlecht, so geht es dem Lande schlecht, ist die Ernte gut, so herrscht Ueberfluß. Daß die Bemühungen, eine nationale Industrie zu schaffen, daran viel ändern werden, dürfte zweifelhaft sein. Allzu rasche Erfolge haben derartige künstliche Bestrebungen selten gezeitigt.

Hjalmar Schacht.

Literatur.

Die Dichtung, eine Sammlung von Monographien, herausgegeben von Paul Remer. Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. Jeder Band eleg. kart. 1,50 Mk., in echt Leder geb. 2,50 Mk. Bisher erschienen und dieser Besprechung zu Grunde gelegt sind: I. Henrik Ibsen von Paul Ernst; II. Anzengruber von J. J. David; III. Victor Hugo von H. v. Hofmannsthal; IV. Liliencron von Paul Remer; V. Leo Tolstoi von Julius Hart; VI. Hölderlin von Hans Bethge; VII. Boccaccio von Hermann Hesse; VIII. Cervantes von Paul Scheerbart; IX. Gottfried Keller von Ricarda Huch.

Die Remersche Monographiensammlung ruht auf der Idee, daß sich sollen Dichter über Dichter aussprechen. Und das hat nun in einer Reihe von Fällen zu Studien — so darf man diese kleinen Bändchen wohl am besten bezeichnen — von allerhöchstem Werte geführt. Wir heben die, welche uns am besten erscheinen, mit Namen hervor, Paul Ernsts Ibsen, Ricarda Huchs Keller, Julius Harts Tolstoi. Dazu kommt noch Hofmannsthals Victor Hugo. Wenn es dem Herausgeber weiterhin glücken sollte, unter je neun Bändchen vier oder auch nur drei so ausgezeichnete zu bringen, so würden wir sein Verdienst als ein außerordentliches anerkennen — auch wenn wir seine eigenen Beiträge auch des weiteren nicht sollten in der ersten Linie nennen können.

Wir halten nämlich die Liliencronschilderung, die Remer selbst zu den bisher uns vorliegenden neun Bändchen geliefert hat, für verfehlt.

Schon der eigentümlich getragene Literaturton ist uns unangenehm: „Sonntagsglocken läuten in unserer lärmenden Zeit usw." als Eingangssatz. Und dann Liliencron der Gegenwartsmensch und Liliencron der Vergangenheitsmensch und Liliencron der Dichter seines Selbst und Liliencron der Genius und der Dichterbaron (!) und der Dichter des heroischen Willens und Liliencron der Fröhliche, Jauchzende und Liliencron der Sieger u. s. f.

Digitized by Google

Dem entspricht leider auch, wie der Gesamtcharakter des Dichters hingestellt und begrenzt oder vielmehr nicht begrenzt wird. Schon beim Aufschlagen, wenn der Blick hie und da auf die Verse fällt, die ausgewählt sind, hat man den Eindruck, daß der eigentümliche Wert Liliencrons kaum richtig erkannt sein kann.

„Ausleben, Mensch, ausleben, ungemessen!
Doch sollst Du nie den Lebensernst vergessen!"

Wie aus Max und Moritz! Jeder Kenner des Dichters weiß, daß solche gereimte Prosa leider gar nicht selten bei ihm wie Schoddy zwischen den festen Fäden des eigentlichen Gewebes liegt (vergl. auch S. 20, 50, 65, 77). — Manchmal haben wir den Eindruck als wären, wie das in einem fleißigen Gymnasialaufsatz zu geschehen pflegt, für die Charakteristik möglichst viele „Stellen" gesammelt und dann geordnet, alle gleich ernst genommen. Ein Dichter von der Bedeutung Liliencrons drückt natürlich alle möglichen Stimmungen gelegentlich aus. Remer nimmt aber sogar die Anfingung der Selbstzucht feierlich, zu der Liliencron doch ungefähr so kommt wie Nietzsche — nach Remers eigener gelegentlicher Bemerkung S. 45 — zur Feier der Lebensbejahung. So wird denn dem Dichter außer der Selbstzucht eine „bewunderungswürdige Kraft der Sammlung" und sogar Teilnahme am sozialen Kampf nachgesagt. Als Krönung schließt das Ganze ein Lobgesang auf den Poggfred ab, in welchem Liliencron „die große Kunstform seines Lebens" gefunden und gegeben habe. Aus diesem Poggfred zitiert der Verfasser nicht nur im Text, sondern auch als Motto den folgenden Vers:

„Hinauf, hinab, wie tolle Kinder spielen,
Wer sich das wahrt, der kommt zu hohen Zielen."

Er hält ihn also für besonders charakteristisch für die „große Kunstform„ des Poggfred, und aus unserer Erinnerung zu urteilen — wir lasen freilich nur den ersten Teil — ist er es auch. Wir schließen: Die Bedeutung des sehr kräftig inspirierten und auch sehr kräftig begrenzten wirklichen Liliencron ist groß genug, man braucht nichts hinzuzutun.

Paul Scheerbart hat zur Hälfte sich und zur Hälfte Cervantes gedichtet. Zu so enger Verbrüderung ist möglichenfalls Cervantes nicht groß genug. Irgend welche Inkommensurabilität scheint zu bestehen. Uebrigens kommt Scheerbart in allem Unsinn oder viel mehr weil er den Unsinn nicht zügelt, zu ganz annehmbaren Späßen. Leider gehört doch auch selbst zu solchen — sollen sie Kunst sein — eine gewisse Besinnung. Scheerbart fährt aber gar zu kindisch in seine eigenen Seifenblasen hinein. So wenn er „den Herrn Sandmann" einführt, oder in der Art, wie er die Lebensgeschichte seines Helden in seinen Traum hineinverflicht. Als Spaß mag man das Heft immerhin gelten lassen.

Digitized by Google

Sehr graziös im Tone seines Dichters hat Hermann Hesse den Boccaccio behandelt. Doch mit einer erschreckenden Fadigkeit des Inhalts! Große Gedanken sind ja vielleicht für eine Vorstellung Boccaccios nicht not. Es ist doch aber schlimm, wenn uns versichert wird: es habe „selten ein so entsetzliches Unglück, eine so köstliche Frucht getragen, wie die große Pest von Florenz, zu deren Andenken das Dekameron geschrieben worden ist." Als wenn der Rock die Frucht des Nagels wäre, an den er gehängt ist! Und was für ein Verständnis für die eigentümliche und so sehr fruchtbare Spannung der Gemüter in jenen Zeiten muß einer haben, der von der „Bekehrung" des Boccaccio weiter nichts zu sagen weiß, als daß sie eine „nicht einmal sehr durchtriebene Bauernfängerei" eines „schwindelhaften Mönches" war. Oder der uns über Savonarola erzählt, daß „dieser wütende und vermutlich geisteskranke Mönch . . . nach Kräften dazu beitrug, Florenz und Italien dem Untergang näherzubringen." — Aber Hesse will auch noch einen Franz von Assisi schreiben. — Man lese, wenn man den Hintergrund des Boccaccio und des Dekameron von einem Modernen nachempfunden und dargestellt sehen will, lieber in Taines Reise in Italien nach, etwa die Anfangskapitel des zweiten Bandes „Perugia und Assisi".*)

Doch sprechen wir lieber von den drei Bänden, die wir bereits nannten.

Das Urteil über Ibsen ist immer noch ungeklärt. Wir möchten Paul Ernsts**) eindringende Studie nicht als letztes Wort über das Thema Ibsen ansehen, aber doch als ein sehr bedeutsames Wort zur Sache. Vor allem glauben wir, daß die Schwierigkeit, die unser Urteil drückt, sehr richtig bezeichnet ist, wenn er schreibt: Ein Dichter, der durchaus Kind unserer Zeit ist, käme — dem Charakter unserer Zeit gemäß — besonders leicht zur Skepsis gegenüber der menschlichen Größe, und dann „mögen seine Verehrer gerade diese (Skepsis) als besonders bedeutsam bei ihm empfinden; spätere Zeiten, in denen andere Umstände wirken, werden anders urteilen und nur das schätzen, was sich aus den ewigen Bedingungen der Kunst ergibt" (S. 74). Das sei aber für die dramatische Kunst gerade der Glaube an die menschliche Größe, während der Zweifel an ihr nur tragikomische Wirkungen zeitigen könne. Glücklichere Zeiten, meint er S. 77, als die unsrige, würden vielleicht urteilen, daß das Erzeugen von Depressionsgefühlen dem tiefsten Wesen nicht nur der dramatischen, sondern der Kunst überhaupt entgegengesetzt ist. „Der Dichter muß das triviale Leben vergessen und damit den törichten Gegensatz, welcher nur Moralprediger fesseln

*) Taine, Reise in Italien, Uebers. von Ernst Hardt, Buchschmuck von Walter Tiemann. Diederichs, Leipzig 1904. 2 Bde. 10, geb. 12 Mk. Wir haben selten Einbände gesehen von solcher Pracht zugleich und Einfachheit, in so vornehmem und gleichsam enganliegendem Gewande.

**) Wir kennen Paul Ernst schon vorteilhaft aus der zwar widerspruchsvollen und in ihren Resultaten fragwürdigen, aber jedenfalls feinen und nicht oberflächlichen Einleitung zu seiner schönen Uebersetzung altitalienischer Novellen. (2 Bände.) Inselverlag. Leipzig. 6 Mk.

Digitized by Google

kann, wie die Menschen sind und wie sie sein sollten; er muß neue Menschen schaffen nach dem technischen Bedürfnis einer Form, und nicht auf das Leben hat er zu sehen, aus dem er vielleicht einiges geringe Rohmaterial für das Erschaffen dieser neuen Menschen nimmt, sondern auf das Leben, auf welches er durch sein Werk wirken will: nicht das Modell geht ihn an, sondern der Zuschauer" (S. 82). Wie weit wir schon vom Naturalismus uns entfernen! Die Kunst ist nicht mehr etwas, das sich zwischen dem Künstler und dem Modell — sei das nun Natur, Leben, Gesellschaft oder was es will — abspielt, sondern es ist etwas zwischen dem Künstler und dem Volk, dem „Publikum" Geschehendes. Die Auseinandersetzung mit dem Modell ist durchaus Privatsache des Künstlers, Vorarbeit, Studie, Notiz. Aber, so führt nun der Verfasser S. 38 f. aus, unsere Zeit hat wenig Widerhall für wahre Kunst. „Das Geringe, das die Zuschauer oder Leser für ihre müden Stunden verlangen, wird von der verächtlichen Gesellschaft der Unterhaltungsschriftsteller befriedigt, wie dem Liebesbedürfnis der jungen Leute, welche zur Liebe keine Kraft haben, durch die Prostituierten genügt wird." Und so nur, aus Mangel an einem ernsthaften und ernstzunehmenden Zuschauer, werden die ernsthaften Künstler gezwungen, eigene „subjektive Triebe, Erfahrungen, Gedanken zu äußern", statt „die Triebe des Zuschauers ... und damit im letzten Grunde die tiefsten Triebe des Menschen" zu befriedigen. Dies scheint uns mißverständlich formuliert. Die „tiefsten Triebe des Menschen" werden überhaupt nur subjektiv erkannt. Aber wenn der Künstler die in sich selbst subjektiv gefühlten tiefsten Triebe nicht in einem objektiv vorhandenen Zuschauer vorstellen darf, so wird allerdings es leicht geschehen, daß er statt auf die Triebe des Zuschauers einzuwirken, sich auf die Schilderung der eigenen zurückzieht: naturalistische Kunst, Modellkunst. Oder andererseits, wie Ernst es an jener Stelle (S. 39) wendet: „geistreiche und sinnvolle Gebilde ..., denen keine Dauer innewohnt, weil jeder Geist und jeder Sinn doch immer nur subjektiven Wert haben kann."

Ernst weiß unserer Meinung nach zu viel von ewigen Gesetzen oder „Bedingungen" und operiert demgemäß zu viel mit „der Künstler soll", „der Künstler darf". Sehr gut bestimmt er jene „Gesetze", soweit von ihnen die Rede sein kann in folgendem Satze: „Die Kunstformen sind nicht zufällig, sondern enthalten eine innere Vernunft, welche im wesentlichen aus der Psychologie des idealen Genießenden hervorgeht." Dann wäre es doch aber richtiger, direkt aus dieser Psychologie heraus zu urteilen, als aus den „Formen", die erst aus ihr hergeleitet sind. Denn es könnte ja wohl sein, daß die Formen, die der Psychologie der Zeit des Shakspere oder gar des Sophokles entsprechen, nicht mehr für diejenige unserer Zeit ausreichen, daß wir erweiterte Möglichkeiten des Tragischen kennen gelernt haben, andere, z. B. die des blinden Schicksals nicht mehr empfinden. Es soll nicht so sein, daß die Kritik eine Art Gerichtshof ist, mit einer objektiven, wissenschaftlich kontrollierbaren Handhabung fester „Gesetze".

Digitized by Google

Sondern der Kritiker ist zu allererst selbst weiter nichts als der ideale Genießende. Seine Hauptarbeit darnach ist das Publikum zu solchen „idealen Genießenden" zu erziehen, seine Bedürfnisse zu erhöhen. Es hat keinen Zweck, zu Blumenthal zu sagen, er solle Shakspere sein, es hat nicht einmal Zweck, zu Sudermann zu sagen, daß die großen Ideen und Probleme der Menschheit zu gut seien für eine pikante Aufmachung mit bengalischem Licht. Ihm sind sie eben nicht zu gut dazu. Wohl aber hat es Zweck, unablässig die echten und tiefsten Triebe im Volk zu erwecken, welche der große Dichter befriedigt, den Ehrgeiz, sich nur mit solcher Kunst abzugeben, die in ernster Weise an uns schöpferisch wird. Schließlich nämlich liegt die Sache so, daß zuletzt das Objekt des Künstlers das Volk ist, das er an Seele und allen Organen umzuschaffen begehrt, das sogenannte Kunstwerk aber, Bild, Form und Wort nur das Mittel zum Zweck. Und man darf vielleicht auch aussprechen, daß, wenn wir eben doch vorwärts gekommen sind in den letzten Jahrzehnten, das zum großen Teil dem Zusammengehen der ernsten Künstler und der ernsten Kunstkritik zu verdanken ist. Es ist der Tageskritik erschwert worden, „die verächtliche Gesellschaft der Unterhaltungsschriftsteller" zu sogenannten „Edelsten der Nation" aufzupusten, und damit die tieferen Bedürfnisse einzuschläfern oder gar herabzustimmen. Hierin wissen wir uns übrigens mit Paul Ernst zu unserer Freude einig. Wir möchten nur prinzipiell anerkannt wissen, daß der Kritiker nicht im Namen ewiger Gesetze den Dichter zu beurteilen hat, sondern daß seine Aufgabe zunächst an das Volk gerichtet ist, dessen edlere tiefere Bedürfnisse er zu erwecken, zu klären, bewußt zu machen, auszusprechen hat. Auf diese einzugehen, steht dann dem Künstler frei.

Die nähere Betrachtung der Ibsenschen Kunstwerke selbst ruht nun bei Paul Ernst auf einer sehr eigentümlichen Voraussetzung. Man bewerte heute, sagt er, nicht mehr ästhetisch, sondern historisch und erkläre psychologisch. Der Kritiker mache sich vor allem „von dem an sich doch ganz uninteressanten Dichter ein naturgemäß wahrscheinlich falsches Bild, von welchem aus er dann die Werke des Mannes erklärt", statt wie es der ästhetischen Betrachtung gebühre, aus dem Technischen heraus zu erklären, der Stoffwahl, den allgemeinen Zeitbedingungen. Demgemäß geht Paul Ernst von den allgemeinen sozialen Verhältnissen aus, sowohl überhaupt der Gesellschaft, als insbesondere der Ehe, weist nach, welche Probleme hier für einen auf das Tragische gerichteten Dichter zu haben sind, wie wenig wirklich tragische, wie viel tragikomische oder deprimierende, bis die letzten Stücke Ibsens in eine absolute Negation alles Dramatischen auslaufen.

Wir sind nicht der Meinung, daß dieser Weg von der Stoffwahl aus der einzig richtige oder auch nur der spezifisch-ästhetische ist. Paul Ernst hat aber bewiesen, daß er eine große Menge höchst lehrreicher Erkenntnisse erschließt — vielleicht ist gerade das Thema Ibsen von dieser Seite aus

Digitized by Google

am besten zu fassen. Die Arbeit ist außerordentlich reich an allerfeinsten Einzelgedanken und treffenden Einzelbeurteilungen.

Von ganz anderer Seite her, nämlich von Weltanschauung und Religion aus, geht Julius Hart seinem Thema, dem Kunstwerk Tolstois zu Leibe.

Vielleicht kann man sagen, daß er mehr einen Unterbau seiner besonderen Hartschen Weltanschauung gedichtet, als den Russen Tolstoi charakterisiert hat. Doch hat er wirklich entscheidende Dinge in Tolstois Dichtung gesehen, und seine ästhetische Anempfindung ist biegsam genug, um einen Tolstoi hinzustellen, der immer noch dem wirklichen Tolstoi um ein bedeutendes näher kommt als die landesüblichen Schilderungen. Auf jeden Fall, auch wenn man den Moralisten, den Gesellschaftskritiker und Aufklärer in Tolstoi stärker hervortreten sieht, als Hart wahr haben will, ist es von höchstem Nutzen, diese oft genug betonten Elemente einmal ruhen zu lassen und dafür die Art seines Weltgefühls, seines Naturgefühls und seines Kunstgefühls zu untersuchen. Und da bietet uns Hart Betrachtungen, die zu wirklicher Vertiefung führen, — und eine Persönlichkeit wie Tolstoi ist es wert und lohnt es, sich in sie zu vertiefen. Julius Hart weist vor allem auf die merkwürdige Tatsache hin, daß noch kaum ein Dichter mit solcher unerhörter Naturwahrheit gedichtet hat, wie Tolstoi, alles als ob die Natur selbst dichtete, und daß doch diese ganze Natur Tolstois kalt und grausam, fast wie tot daliegt. Er erklärt das daraus, daß Tolstoi, „um das Alleben zu empfinden und darzustellen, glaubt, die Einzel-Ich-Gefühle überwinden und unterdrücken zu müssen." Er sieht richtig, wenn er hier dasselbe Licht aufglänzen sieht, das dem Buddha aufging. Aber es erklärt sich das historisch anders, als er weiß. Nicht daß Tolstoi das letzte Wort aller bisherigen Religionsentwicklung — „Laotse, Buddha, Christus, Tolstoi" — ist, sondern in Tolstoi bricht das eigentliche innere Wesen des griechischen Christentums auf, das von Anfang an viel stärker orientalisch-gnostisch beeinflußt war, als das abendländische römische und gar als der Protestantismus. Indessen, wie dem sei, man sieht, daß hier die Verhandlung auf die letzten Fragen von Weltanschauung und Religion hinausgeführt wird, wie das Tolstoi gegenüber nur angemessen ist.

Wenn man den größten Gegensatz zu dem Tolstoi Julius Harts nennen wollte, so müßte man — freilich nicht im Sinne Harts — an Goethe denken, der ein ebenso starkes Allgemeingefühl mit dem liebevollsten Wohlwollen für alles einzelne verband, darin ein äußerster Gegensatz zu Ibsen sowohl als Tolstoi.

Zu den Dichtern, die wir dem Goetheschen Geist am nächsten rücken, gehört Gottfried Keller. Er hat gewiß nicht die Kolossalität des Phänomens Goethe. Aber in der Stellung des Künstlers zu Menschen und Dingen liegt ein gleich starkes und gesundes Wohlwollen. Jenes sympathische Verständnis, das alle Dinge durchdringt und aus ihrem inneren Kern heraus

Digitized by Google

dichtet, so daß sie dastehen vollkommen mit der Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit, die den Schöpfungen der Natur eignet.

Was Bächtold in den drei Bänden seiner Biographie nicht vermocht hat, den Geist Gottfried Kellers irgendwo uns nahebringen, das hat Ricarda Huch in dem kleinen Bändchen getan, das sie dem Remerschen Unternehmen beigesteuert hat. Vielleicht kommt das daher, daß sie an dem tiefen Wohlwollen teil hat, das Gottfried Keller auszeichnete, und das sie mit Recht in das Zentrum ihrer Schilderung gestellt hat, während Bächtold ausdrücklich bekennt, es in Keller nicht gefunden zu haben. Es gehört eben zur Zeichnung eines Charakters eine gewisse Kongenialität. Auf der Oberfläche, aus Briefstellen belegbar, pflegen solche Dinge wie „tiefes Wohlwollen" nicht zu schwimmen (vgl. hierzu Bächtold, Gottfried Kellers Leben III, 314). Sehr plastisch wird in dem Bändchen der Ricarda Huch diese doppelte Spannung im Charakter des Dichters, einmal zwischen Instinkt und Bewußtheit und andererseits zwischen der Gütigkeit der Seele und der Kälte des eigentlichen Kunstschaffens — während „weitaus die meisten Menschen . . . nur durch Sentimentalität berührbar sind". (S. 34.) „Keller liebte die Menschen, soweit sich das tun läßt, ohne urteilslos jedermann mit einem faden Gefühlsschleim zu überziehen." (S. 51 f.) Eine Darstellung der Weltanschauung des Dichters, aus der zwei Sätze herausgehoben werden mögen (S. 45), ist besonders fein. Zu Kellers Naturgefühl: „Niemals hingegen finden wir bei Keller das Sichauflösen in die Natur, das im Grunde nur ein wollüstiges Abwerfen der mühseligen Verantwortlichkeit und des selbstbewußten Lebens von seiten der Schwachen ist." Und zu seiner Lebensauffassung: „Es gehört zu seiner Art der Frömmigkeit, daß er das Böse ebenso willig wie das Gute hinnahm, von vornherein überzeugt, daß es berechtigt sein müsse, und befriedigt, wenn er seinen notwendigen Zusammenhang mit seinem Leben eingesehen hatte."

Arthur Bonus.

Die Kirche siegt. Roman von Arthur Sewett. (Verfasser von „Halbseele".) Berlin 1904. Verlag von Otto Janke.

Dieser Roman gehört zu der feineren Art der Unterhaltungsliteratur, die noch immer viele Freunde hat. Von dem Schrei derer, die in der Tiefe ringen, vernimmt man darin nichts, aber er macht uns mit guten und tüchtigen Menschen bekannt, und die treibenden Kräfte ihrer Handlungen entwickeln sich aus Erlebnissen, die mit einer Zeitfrage zusammenhängen, die sich jedem ernsten, nachdenklichen Menschen gelegentlich aufdrängt, mit der Frage, ob es wohlgetan ist, daß die Kirche ihren Geistlichen die öffentliche Mitwirkung bei einer Feuerbestattung untersagt und die Erlaubnis zur Beerdigung eines Selbstmörders mit kirchlichen Ehren unerbittlich verweigert. In den beiden Fällen, die in dem Roman zur Verhandlung kommen, siegt die Kirche, d. h. ihre Satzungen bleiben zu

Digitized by Google

Recht bestehen, und die Geistlichen, die sich im heißen Gebetskampf zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß sie um ihretwillen nicht das Menschliche verleugnen und sich ihrem Zwange nicht fügen können, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen, müssen ihr Amt niederlegen und sich eine neue Lebensstellung suchen; aber dieser mit so großem Verlust erkaufte Sieg, denn die beiden aus dem Dienst der Kirche Scheidenden gehören zu deren besten Söhnen, erfüllt auch solche, denen die Gebote der Kirche als höchste und ewige Norm gelten, mit banger Sorge um deren Zukunft. Die Charakteristik der verschiedenen Personen, die der Roman uns vorführt, und die Motivierung ihrer Handlungsweise sind sicher und folgerichtig, die Sprache ist schlicht und doch nicht nüchtern, kurz, er bietet allen, die sich gern auf einige Stunden aus „der Leidenschaft wildem Drang in die Regionen retten, wo des Jammers trüber Sturm nicht rauscht", eine ansprechende Lektüre.

Fritz Nassow. Marlene. Im Inselverlag zu Leipzig 1904. Preis broschiert 3 Mk.

Eine anmutige, stimmungsvolle Erzählung, die etwas Traumhaftes hat und leise von banger Ahnung durchzittert wird, mit einer Fülle feiner Züge und Bildern von zartestem Reiz. Ein verheißungsvolles Erstlingswerk, wenn es ein solches ist. M. Fuhrmann.

Militärisches.

Nachtrag zu dem Aufsatz „Der ostasiatische Krieg".

Nachdem im „Militär-Wochenblatt" Nr. 145 vom 26. November auch der Bericht über die Oktoberschlachten erschienen ist, möchte ich meinen Ausführungen noch das Folgende hinzufügen:

1. Der Bericht im „M.-W." stellt wohl in unzweifelhafter Weise fest, daß der Sieg Oku's über den russischen rechten Flügel ganz wesentlich der Umfassung zu danken ist, es wird aber nicht näher angegeben, wie die Umfassung zu Stande kam. Ich führe sie auf eine von Anfang an vorhandene Ueberflügelung zurück, weil Kuropatkin nicht die ganze, ihm bekannte Front des Gegners angriff, und ich stütze mich dabei auf eine Petersburger Zeitungsnachricht. Diese Depesche stand in der „Täglichen Rundschau" im Morgenblatt des 11. Oktober Nr. 477 und lautete:

> „Heute, acht Monate seit dem Ausbruch des Krieges (d. h. also am 9. Oktober) nahmen die Japaner folgende Stellung ein: Zehn Divisionen stehen diesseits des Taitscho; als linker Flügel zwei Divisionen westlich der Bahnlinie und südlich von Santepu; als Zentrum vier Divisionen östlich der Bahn bei Tschantapuse (muß Tschantaitsy heißen), sowie zwei Divisionen bei den Jantaigruben als rechter Flügel. Zwei weitere Divisionen stehen auf der Straße von Banjapuse nach Benssihu . . . . ."

Digitized by Google

Diese Angaben haben sich, wenn auch die Reserven der Mitte und des rechten Flügels nicht erwähnt sind, im allgemeinen als richtig erwiesen, und ich bin der Meinung, daß die zwei Divisionen linken Flügels südlich Santepu diejenige Heeresabteilung darstellen, welche gleich anfänglich den russischen rechten Flügel umfaßte und deren Erfolg den ersten Anstoß zur rückläufigen Bewegung der Russen gab.

2. Der Bericht im „M.-W." erwähnt, daß die Kämpfe sich anfangs auf einer Gesamtfrontbreite der beiderseitigen Armeen von fast 60 km abspielten, und ich nenne die Front Kuropatkins zu schmal. Ich weiß nicht genau, worauf sich die Angabe von 60 km bezieht. Nach der Skizze 22 des „M.-W." beträgt am 10. Oktober, dem ersten Schlachttage, die Luftlinie vom äußersten rechten zum äußersten linken Flügel der Russen genau 45 Werst oder 48 km. In meinen Augen war diese Frontbreite zu gering, weil es der feindlichen Minderzahl möglich geworden ist, mit Umfassung zu siegen. Wollte Kuropatkin den an der Eisenbahn bezw. nahe westlich derselben stehenden rechten Flügel gegen Umfassung wirksam sichern, so mußte eine starke Reserve mit beträchtlichem Seitenabstande rechts hinausgestaffelt werden und dadurch wäre die Gesamtausdehnung des Heeres allerdings erheblich gewachsen, aber nicht nur ohne Schaden für die Sache, sondern zu ihrem wesentlichen Nutzen.

In den Oktoberschlachten ist die schwächere Partei dem Moltkeschen Satze gefolgt, daß in einer großen Frontausdehnung zwar eine gewisse Gefahr, aber auch der Keim zu großen Erfolgen liege; der Stärkere aber hat zu seinem Nachteil erfahren, daß die Zeiten vorbei sind, in denen die engere Massierung der Kräfte einen wirklichen Vorteil bedeutete.

26. 11. 04. v. C.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

23. November 1904.

(Die Konsequenz des Nichtregierens. — Körbers Absichtslosigkeit. — Nationale Hochschulen. — Die Mißgriffe in Innsbruck. — Die „Ahnungslosen". — Vorbedingungen einer erfolgreichen deutschen Politik.)

Man hat noch keiner Regierung in Oesterreich so lange Zeit gelassen sich zu entwickeln und „auszuleben", als der des Herrn von Körber und keine andere hat die Bevölkerung so lange über ihr wahres Wesen getäuscht, als diese. Von einem Abschnitte der Reichstagstagungen zum anderen, von einer Obstruktion zur anderen erwartet die Bevölkerung die „rettende Tat", das Einsetzen einer wirklichen Regierungstätigkeit, bei dem Beginn jeder neuen Tagung werden in wohllautenden Reden, die der „staatsmännische" Referent im Ministerpräsidium vorbereitet, die Bedürfnisse des Staates, die Aufgaben einer modernen Gesetzgebung aufgezählt und die Volksvertreter zur Mitwirkung an dem schwierigen Werke der Staatskonsolidation aufgefordert. Dann folgen einige Skandalszenen, in denen die Volksvertreter ihrer Entrüstung über die Unterlassungssünden der Regierung in mehr oder minder temperamentvollen Aeußerungen Luft machen und die Grasamina ihrer Stammesgenossen vorbringen; unzählige Interpellationen werden eingebracht, mit deren Beantwortung die Minister einige Zeit unterhaltend ausfüllen können. Anträge werden eingebracht, über deren Ausführbarkeit sich die Antragsteller am allerwenigsten den Kopf zerbrechen, und wenn dann der Augenblick gekommen wäre, in dem die Regierung ihre ethischen Grundsätze und vorgeschrittenen Ansichten bei bestimmten Problemen zur Anwendung bringen oder sich deutlich darüber aussprechen müßte, wie sie sich die Versöhnung der hadernden Völker vorstellt, was sie diesem und jenem an Rechten einräumen möchte oder wie das Kompromiß beschaffen sein werde, daß sie vorschlagen und nötigenfalls auch ohne Zustimmung der Parteien durchsetzen wolle, dann zieht irgend eine Partei zu rechter Zeit das Schwert oder richtiger den Prügel der Obstruktion und befreit die Regierung von der unangenehmen Nötigung, Farbe bekennen zu müssen.

Digitized by Google

Herr v. Körber befleißt sich einer musterhaften konstitutionellen Lebensführung, er überläßt es ausschließlich dem Parlamente, den Zweck der Verfassung zu erreichen. Bedient sich dieses der ihm eingeräumten Mittel zur Teilnahme an der Regierung nicht, dann läßt man die Verfassung unangewendet. Das Ministerium stellt sich nicht in die Bresche und regiert auf eigene Verantwortung, greift ordnend, bessernd, helfend in das Staatsleben ein und gewöhnt die Völker an eine kräftige Führung und an eine wohlangewendete Macht, mit der man rechnen kann und muß; es hält nur die maschinenmäßige Verwaltungstätigkeit aufrecht, läßt „laufende Stücke" möglichst schablonenhaft erledigen und beruft sich bei jeder Klage über Rückständigkeit der Gesetzgebung und Unsicherheit der wirtschaftlichen Beziehungen auf die beklagenswerte Obstruktion im Reichsrate!

Die Erfolge dieser sogenannten Regierungspolitik, deren Wesenheit in dem völligen Verzichten auf eigene Initiative besteht, sind durch die „Innsbrucker Vorgänge", die seit Wochen den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses bilden, in eine sehr grelle Beleuchtung gesetzt worden. Der Ursprung des Konflikts ist darauf zurückzuführen, daß die Ausgestaltung der seit Jahrzehnten bestehenden italienischen Lehrkanzeln an der Juristenfakultät von Innsbruck auf den Widerspruch der Deutschen und der Italiener gestoßen ist. Der Begriff der nationalen Hochschule ist von der österreichischen Regierung selbst als berechtigt anerkannt worden, indem sie eine tschechische Universität und zwei tschechische technische Hochschulen errichtete. Eine innere Nötigung dazu bestand nicht, es wäre im Zusammenhange mit der Proklamierung der deutschen Staatssprache, die sich vom Standpunkte der Staatsraison auch ohne irgend welche Germanisierungsabsicht rechtfertigen läßt, vernünftig und zweckmäßig gewesen, auch an einer einheitlichen Hochschulsprache festzuhalten. Solange Oesterreich nicht in einen National-Föderativstaat umgewandelt wird, in dem nicht Königreiche und Länder, sondern Nationen als staatsrechtliche Individuen auftreten, muß die Errichtung nationaler Hochschulen als Inkonsequenz erklärt werden. Das Königreich Böhmen hat keinen Anspruch auf tschechische Hochschulen, sondern auf Hochschulen, die so eingerichtet sind, daß ihr wissenschaftlicher Betrieb den Anforderungen der Zeit entspricht, und daß ihre Absolventen in den wissenschaftlichen Wettbewerb mit allen Nationen, die sich Hochschulen leisten können, einzutreten vermögen. Dieser Wettbewerb ist überhaupt nur dann möglich, wenn er sich in einer der Weltsprachen zu vollziehen vermag, die ein Verbreitungsgebiet von annähernd gleicher Größe beherrschen.

Seitdem es in Oesterreich tschechische Nationalhochschulen gibt, mußten die Deutschen darauf bestehen, daß auch sie reindeutsche Hochschulen besitzen. Die „österreichische" Hochschule ist von denjenigen zuerst fallen gelassen worden, die ihre durch die gemeinsame Unterrichtssprache gewährleistete Einheit und Gleichartigkeit gesprengt haben. Selbstverständlich hat sich der nationale Chauvinismus der Hochschulfrage bemächtigt; jede Nation

Digitized by Google

glaubt sich berechtigt, eine Hochschule zu besitzen, auch wenn sie noch keinen Beweis dafür geliefert hat, daß sie im Kreise ihrer Angehörigen die zum selbständigen Betriebe einer Wissenschaft geeigneten Kräfte auch findet. Hat man doch sogar schon von einer slovenischen Universität sprechen wollen durch deren Errichtung niemand mehr als die Polen und Tschechen gekränkt und niemand mehr geschädigt würde, als die in ihr kleines, armes Land internierten Absolventen einer slovenischen Fakultät.

Auch die Frage der Zweckmäßigkeit des Hochschulunterrichts mit italienischer Unterrichtssprache in Oesterreich ist durchaus nicht entschieden, obwohl das Recht der italienischen Nation, in deren Mitte die älteste Geschichte der Universitäten sich abgespielt hat, in dieser Hinsicht wohl von Niemandem bestritten werden kann. Von einer vollständigen Universität kann überhaupt niemals die Rede sein, weil ihr Besuch zu den Kosten in einem zu auffallenden Mißverhältnisse stehen würde, es kann daher unter der in Aussicht genommenen „italienischen Universität" nichts anderes als eine Rechtsakademie mit einigen philosophischen Lehrkanzeln verstanden werden. Daß man diese nach dem Muster von Frankfurt, Köln und anderen großen Handelsstädten mit einer Handelshochschule vereinigen könne und daß hierfür kein günstigerer Platz als Triest gefunden werden dürfte, ist allgemein einleuchtend.

Alles dieses war der Regierung des Herrn von Körber so gut bekannt als irgend Jemandem; auch war es nicht schwierig vorauszusehen, daß die Errichtung einer italienischen Fakultät auf deutschem Boden von den Deutschen nicht geduldet werden könne. Der Unterrichtsminister hatte sich daher für Rovereto als den Sitz dieser Fakultät entschieden, weil dort wenigstens nur die Italiener unzufrieden sein würden, während in Innsbruck die Veranlassung für italienische Demonstrationen für immer beseitigt gewesen wäre. Da kam ihm das konstitutionelle Gewissen des Ministerpräsidenten in die Quere, dem die Leiter des Ministeriums des Innern und der Justiz stets zustimmen, da er sie in sich selbst als in einer tiefdurchdachten Dreieinigkeit zusammengeschlossen hat. Die Gründung von Universitäten ist nämlich der Zustimmung des Reichsrates vorbehalten, deshalb konnte der Roveretoner Plan nicht eingeführt, sondern mußte Innsbruck mit einer fünften Fakultät, der in den Vorort Wilten verbannten italienischen Juristenfakultät begnadet werden. Die Feinfühligkeit des Ministerpräsidenten hat allerdings einen leicht zu erkennenden Ausgangspunkt. Bisher hatte er die den Tschechen in einer schwachen Stunde zugesagte zweite nationale Universität in Mähren, gegen die sich die Deutschen seit Jahren wehren, mit dem Hinweis darauf hintangehalten, daß dafür keine Majorität im Abgeordnetenhause zu erlangen sei. Die Eröffnung der italienischen Rechtskurse in Rovereto würde erneute Anstürme der mährischen Tschechen hervorgerufen haben, und vor diesen fürchtet man sich, weil sie die Obstruktion begünstigen.

Digitized by Google

Sicher war es, daß die neue Fakultät in Innsbruck die Deutschen und die Italiener reizen werde. Die Erklärung des akademischen Senates, daß er die provisorische Unterbringung der Italiener in Wilten als eine erträgliche Lösung begrüße, konnte an dieser Tatsache nichts ändern und die mit Bestimmtheit zu erwartenden Krawalle nicht aufhalten, weil heute überhaupt nicht die Professoren der Hochschulen, sondern die verschiedenen all- und überdeutschen Parteileitungen und völkischen Wanderprediger über die Gesinnungen der Studenten verfügen. Die Italiener kamen mit Revolvern auf das akademische Schlachtfeld, nicht weil sie schon in Wien, Graz, Görz und Triest voraussehen konnten, daß sie in den Stand der Notwehr versetzt werden würden, sondern weil sie durch Revolverschüsse dem unausweichlichen Zusammenstoß einen so ungewöhnlichen Charakter verleihen wollten, daß man eine Wiederholung nicht mehr eintreten lassen dürfe. Der Statthalter von Tirol, der zur Entschuldigung dafür, daß man ihn mit einem so hohen und verantwortungsvollen Posten betraut hat, nichts Anderes anzuführen hat, als die Versippung seiner Frau mit dem ultramontanen Tiroler Adel, war von der Bewaffnung der in Innsbruck ankommenden heißblütigen italienischen Jugend unterrichtet. Vielleicht lag die Meldung davon als „Statim-Stück" auf seinem Amtstische. Er hat es auch sofort pünktlich erledigt, indem er es dem Bürgermeisteramte, wie er behauptet, abtrat. Mehr zu tun, war er nicht im Stande, weil ihm angeblich keine Polizeiorgane zur Verfügung stehen. So versichert nicht nur Freiherr von Schwarzenau, sondern auch sein wohlwollender Chef, Herr von Körber! Das nennt man in Oesterreich Regierung. Man übersieht „hohen Orts", daß es die allerdringendste Pflicht des Herrn Statthalters von Tirol war, mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit, etwa auch, auf die Gefahr hin, von einem Abgeordneten verklagt zu werden, mit nicht ganz legalen Mitteln den Zusammenstoß zu verhindern, die Wälschen zur Herausgabe der Revolver zu zwingen, ihnen die Zusammenkunft im Zentrum von Innsbruck schlankweg zu verbieten und die Grazer und Wiener Hilfstruppen sofort nach der Eröffnung der ersten Vorlesung auf den Bahnhof und zu den nächsten abgehenden Zügen geleiten zu lassen. Niemand hat die Entstehung des Innsbrucker Krawalls richtiger beurteilt als Max Burckhard, der klassische Darsteller österreichischer Verwaltungskunst, in dem Artikel der „Zeit", der die Beamtenschaft für die Unhaltbarkeit der Zustände verantwortlich macht. „Warum", so fragt er, „ist es zu einer Verhetzung der beiden Kulturnationen gekommen, die in Oesterreich auf einander angewiesen sind? Weil bei uns die „Ahnungslosen" herrschen, weil unsere Aemter als Sinekuren den Mitgliedern einer Adelsklique ausgeliefert sind, Leuten, die keinen Kontakt haben mit dem Leben der Völker, die nirgends die wahren Verhältnisse kennen, die nicht wissen, was jeder weiß, der mit offenen Augen unter seinen Mitbürgern lebt, die in ihrem verblendeten Dünkel sich einbilden, mit diplomatischen Kniffen und Regierungsverord-

Digitized by Google

nungen auszukommen, wo es des Auges, des Herzens und der Hand eines Mannes bedarf."

Wenn der Statthalter von Tirol nicht zu der Sorte der „Ahnungslosen" gehören würde, hätte er seinem Chef schon vor Monaten erklärt, daß er die italienische Fakultät nicht errichten könne, weil er die Innsbrucker Bevölkerung nicht zum Widerstande aufreizen dürfe, daß sich Herr von Körber ein anderes Organ seines Regierungswillens beschaffen müsse, wenn er auf der ganz verkehrten Einrichtung bestehe. Und wenn Herr von Körber nicht selbst sehr ahnungslos der Zukunft Oesterreichs entgegensehen würde, so könnte er unmöglich einen Erfolg von seiner eigenen Programmlosigkeit erwarten, die immer wieder neue „tote Punkte" in der Staatsmaschine erzeugt und ihr kein Oel auf die heißgelaufenen Kolben schafft. Die Deutschen haben ihm in Böhmen den großen Dienst erwiesen, die tschechische Reichsratsobstruktion vor dem eigenen Volke zu diskreditieren, indem sie die Landtagsverhandlungen ebenfalls durch Obstruktion verdarben. Wenn auch die Jungtschechen dies ertragen zu können vorgeben, so ist es doch ein Gegenstand ernstester Besorgnis für den Feudaladel, dem ja mit dem Prager Landtag die Bühne genommen ist für die Vorführung seiner historisch-politischen Größe. Nach so günstigen Einleitungen müßte es einem Staatsmanne von so hohen Qualitäten doch nicht schwerfallen, einmal einen brauchbaren Schlachtplan zu entwerfen und sich die Majorität für bestimmte parlamentarische Vorstöße zu bilden? Der Ministerpräsident scheint aber nach wie vor die Förderung der staatlichen Aufgaben von den Parteien zu erwarten, die sich dazu begreiflicherweise gar nicht berufen fühlen.

Man hat ihm eine völlige Frontveränderung zugemutet, hat aus der Ernennung des Hofrates Randa zum tschechischen Landsminister, des feudalen Grafen Bonequai zum Ackerbauminister und aus dem Rücktritt des Finanzministers von Böhm-Bawerk, der durch den Direktor der Postsparkasse Kosel ersetzt wurde, auf eine neue Regierungsphase gegen oder doch ohne die Deutschen geschlossen. An weitreichende Pläne hat uns Herr von Körber nicht glauben gelehrt, mehr als die Fortexistenz seiner eigenen Ministerdreieinigkeit scheint er nicht im Sinne zu haben. Wenn sich die deutschen Parteien am Beginne der Session die Frage vorlegen, ob sie dem Ministerium Körber noch irgend welche parlamentarische Dienste leisten sollen, so haben sie keine Veranlassung, vor der Einnahme einer oppositionellen Stellung zurückzuschrecken, weil Körber ihnen günstig gesinnt gewesen sei. Dafür fehlen wohl alle Belege. Auch Körber hat, wie die meisten seiner Vorgänger, nur von den Deutschen Zugeständnisse an die anderen Nationen verlangt und hat ihnen dafür nie das Geringste angeboten. Die slavischen Lehrerbildungsanstalten in Schlesien, die ja vielleicht nicht mehr vermieden werden können, wären sehr geeignet gewesen, um dafür irgend einen Verzicht der Tschechen oder eine Zusage der Polen für die parlamentarische Kampagne einzuhandeln. Statt eines

Digitized by Google

ehrlichen Geschäftes, bei dem beide Teile auf die Rechnung gekommen wären, hat man den Deutschen heimlich die slavischen Parallelklassen aufgehalst und dafür nur deren Unwillen und nicht den geringsten Dank der Slaven eingeheimst. Mit solchen Geschäften muß jedes Ministerium an den politischen Bettelstab kommen.

Bevor die Deutschen in die Opposition gegen Körber übergehen, die er wohl kaum würde überleben können, müßten sie sich aber jedenfalls darüber klar werden, ob ihre Politik schon zum Abschlusse politischer Kompromisse reif geworden ist, ob die Abgeordneten noch an den Rockschößen ihrer Wahlagenten hängen, oder ob sie es auch einmal mit Schritten versuchen wollen, deren Nützlichkeit nicht sofort von jedem völkischen Verstande in jeder völkischen „Schriftleitung" begriffen wird. Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, daß das Anklammern an verlorene Posten stets zu Niederlagen führt, daß es ungeschickt ist, seine Kraft auf Forderungen zu versplittern, deren Erfüllung niemand bieten kann, und daß man ohne Bundesgenossen keinen Krieg führen darf, wenn man dem Feinde allein nicht gewachsen ist. Man hat sich jetzt auf deutscher Seite in einen Kampf gegen die Italiener drängen lassen, in dem es gar kein Streitobjekt gibt. Die Italiener wollen ja selbst nicht in Innsbruck studieren, sie haben mit Revolvern geschossen, damit sie dort den Deutschen nicht mehr im Wege stehen. Die politische Gegnerschaft zwischen diesen beiden Nationen ist gänzlich sinnlos. Warum haben die deutschen Parteien nicht vom ersten Aufrollen der Universitätsfrage an ihr Einverständnis mit der Errichtung einer Rechtsakademie in Triest erklärt? Warum haben sie die alten Verbündeten den Slaven in die Arme getrieben? Was kümmert sie der Irredentismus, der übrigens in Triest, wo die Handelsinteressen den Großteil der Bevölkerung ausschließlich in Anspruch nehmen, weniger gefährlich ist als in Görz oder Trient?

Die Politik der Deutschen muß darauf beruhen, das Erreichbare zu verlangen, das Notwendige festzuhalten, aber das Unerreichbare preiszugeben, das Entbehrliche als Tauschware zu verwenden. Die Bundesgenossenschaft der Italiener hätte die Deutschen im Parlamente nicht unwesentlich gestärkt, und für die Rechtsakademie in Triest wäre sie zu haben gewesen. An der Zukunft Triests werden 200 Studenten nichts ändern, die sich im besten Falle für acht Monate im Jahr dort Zimmer gemietet hätten; daß Triest ein deutscher Mittelmeerhafen bleiben, ja noch viel mehr dazu werden wird, als heute, ist doch nicht mehr zu verkennen! Also darum keine Feindschaft! Die Bundesgenossenschaft der Italiener ist um so wichtiger, als sie auch gegen den Klerikalismus gerichtet ist, jenen Feind, den die Deutschen mehr als die Slaven zu fürchten haben. Man muß mit den Italienern Hand in Hand gehen, man muß wissen, was man den Polen bieten kann und will, man muß die Christlichsozialen bei der deutschen Fahne festhalten und sie nicht wieder der Umwerbung durch die Ultramontanen aussetzen; dann, aber auch nur unter diesen Voraussetzungen,

Digitized by Google

kann man deutsche Politik machen. Und zwar mit und ohne Herrn von Körber. An dieser Persönlichkeit hängt das Schicksal der Deutschen ganz gewiß nicht; aber sie kann vielleicht doch noch geeignet sein, die Geschäfte der Deutschen zu besorgen, wenn diese auf einer soliden Berechnung von Macht und Leistungsfähigkeit beruhen. *

Das Schleppmonopol.

Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht — so darf man wohl die jetzige Situation der Kanalfrage bezeichnen, die durch die Einfügung des Schleppmonopols ein so ganz anderes, beinahe humoristisches Ansehen über Nacht bekommen hat. Denn in der Tat: die bisherigen Gegner des Mittellandkanals, insbesondere die konservativen Parteien, müßten doch all ihren politischen Takt verleugnen, wenn sie jetzt nicht über alle wirtschaftlichen Bedenken hinweg für den Bau des Rhein-Hannover-Stückkanals stimmen wollten; und umgekehrt ist es nur allzu natürlich, wenn den Drängern der linken Seite der Appetit vergangen ist nach einem Bissen, den sie sich so lecker gedacht hatten, der jetzt aber nach ganz anderem Rezept zubereitet werden soll. Es ist fast schwer geworden, gegenüber dieser Ironie des Schicksals noch ernst zu bleiben.

Selbst in unserer schnell lebenden Zeit hat man denn doch noch nicht ganz vergessen, daß von der rheinisch-westfälischen Großindustrie als Grund ihrer Kanalwünsche stets und mit allem Nachdruck die Notwendigkeit bezeichnet worden ist, gegenüber ausländischer Konkurrenz mit billigeren Transportkosten rechnen zu können, als die gegenwärtigen Eisenbahntarife gewährten und die bisherige Eisenbahntarifpolitik für die Zukunft erhoffen lasse; man wollte ein billigeres, staatlicher Finanzkunst entzogenes Verkehrsmittel in die eigene Hand bekommen. Und auch die Regierung hat noch in der Begründung der gegenwärtigen Vorlage mit aller wünschenswerten Entschiedenheit betont, daß es die Aufgabe des geplanten Kanals sein werde, den Transport der Massengüter zu verbilligen. Nur mehr nebenbei wurde zur Beruhigung finanziell-ängstlicher Gemüter auch angeführt, daß die Eisenbahnlinien des Ruhrgebiets an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt seien, einer Entlastung durch den Kanal bedürften; so nebenbei, daß kaum ein Versuch gemacht worden ist, diese Behauptung des näheren zu begründen.

Und jetzt? — Jetzt sind Regierung und Kommissionsmehrheit plötzlich darüber einig, daß die Verbilligung des Massengütertransports nicht nur nicht die Hauptsache, sondern geradezu zu vermeiden sei: Kanal und Eisenbahnen sollen einträchtiglich neben einander wirken, der Kanal soll der Eisenbahn keine Konkurrenz machen, die Kanalfrachten sollen mit Hilfe des Schleppmonopols stets auf einer den Eisenbahnen ungefährlichen Höhe gehalten und der allgemeinen Richtung der Eisenbahntarifpolitik angepaßt

Digitized by Google

werden; man erwartet, daß der Staat mit der Normierung des Schlepplohns in größerem Umfang und mit größerer Beweglichkeit, als das allein mit den Kanalabgaben möglich ist, in die Gestaltung der Kanalfrachten eingreifen könne und eingreifen werde. Jetzt steht die Entlastung der Eisenbahnen des Ruhrgebiets weitaus im Vordergrund. —

An dieser Neuerung ist zunächst von der grundsätzlichen Seite her zu billigen, daß sie der besonders gearteten Verkehrsorganisation Preußens gebührend Rechnung trägt. Es war doch ein geradezu ungeheuerlicher Gedanke, daß der preußische Staat, der so gut wie alle Eisenbahnen seines Gebiets selbst besitzt und die Eisenbahntarifpolitik für ganz Deutschland tatsächlich in der Hand hat, noch aus eigenem einen großen, teueren Kanal bauen sollte, nur um sich selbst zu einer richtigeren Eisenbahntarifierung zu zwingen oder wenigstens die Folgen seiner eigenen Eisenbahnpolitik von einem Teil des Landes abzuwenden. Was der französische Staat und ganz neuerdings der Staat Newyork gegenüber einem straff zentralisierten, das Transportmonopol ganz brutal ausnutzenden Privatbahnsystem mit ihrer kostspieligen Kanalpolitik erreichen wollen — wollen! —, das hätte bei Preußens Staatsbahnen sich doch auf dem direkten Wege erreichen lassen müssen. Würde also der preußische Staat als Besitzer des Eisenbahnnetzes auch nach den so langen, einen immerhin beträchtlichen Teil seines Gebiets durchziehenden Kanal bauen, so könnte das in der Tat nur dann überhaupt einen gesunden Sinn haben, wenn der Wasserweg als eine Ergänzung, nicht als eine Konkurrenz des Schienenweges gedacht ist. Die Einheit des Staatsgedankens, die Einheitlichkeit staatlicher Politik muß sich doch auf alle staatlichen Betätigungen erstrecken, mögen sie Ausfluß der Staatshoheit sein oder sich auf mehr zufällig dem Staat zugefallene Geschäftsgebiete erstrecken.

Diese Einheitlichkeit läßt sich jedoch nur erzielen, wenn der Staat auch die Gestaltung der Kanalfrachten in die Hand bekommt und sie dann seinen Eisenbahnfrachten anpaßt (oder umgekehrt). Und schon da beginnen wieder die Zweifel: wird das Schleppmonopol dazu ausreichen, wird nicht ein vollständiges Betriebsmonopol folgen müssen? Denn es ist zwar richtig, daß die Schleppkosten in der heutigen Binnenschiffahrt einen sehr wesentlichen Teil der Gesamtfracht ausmachen und daß vollends auf einem Kanal, auf dem doch wohl der Schleppzwang eingeführt werden wird, der Inhaber des Schleppmonopols sehr großen Einfluß auf die Frachtgestaltung gewinnen wird; aber es bleibt doch noch immer der wichtigere Teil, die Kahnmiete, seinem unmittelbaren Zugriff entzogen. Will man aber der Eisenbahn wegen die Sicherheit einer Mindestgesamtfracht haben, so muß man den Schlepplohn so hoch ansetzen, daß auch bei denkbar oder wenigstens wahrscheinlich niedrigster Kahnmiete dieser Mindestsatz erreicht wird — es geht doch nicht an, den staatlichen Schlepplohn je nach der Frachtenkonjunktur ständig, und zwar immer in entgegengesetzter Richtung wie die Kahnfrachten, auf- und abschwanken zu lassen. Da dürfte es denn für die Interessenten

Digitized by Google

bald vorteilhafter werden, der Staat übernähme den ganzen Betrieb und damit die ganze Frachtennormierung, aus dem Schleppmonopol würde ein Betriebsmonopol.

Nur auf diesem Wege ist es ferner möglich, die Anpassung der Kanalfracht an die Eisenbahntarife auch nach der Richtung hin zu vollziehen, daß die Vielgestaltigkeit des Güterverkehrs dabei gebührend berücksichtigt wird. Zwar klagen jetzt nicht selten die Interessenten gerade auch über den Mangel an Einheitlichkeit und Einfachheit bei den Eisenbahntarifen; sie übersehen aber dabei völlig, daß nur durch diese verschiedenartige Behandlung der verschiedenwertigen Güter es möglich wird, die geringwertigen Massengüter billig zu befördern. Deshalb muß geradezu entscheidende Bedeutung darauf gelegt werden, daß auch in dieser Beziehung die Gleichmäßigkeit zwischen Kanal und Eisenbahn sichergestellt wird, wenn anders man überhaupt noch Wert auf die ganze Argumentation legen können soll; und was das heißt, kann man aus der einen Tatsache ableiten, daß ca. $^2/_3$ des ganzen Güterverkehrs der preußischen Staatsbahnen sich nach Ausnahmetarifen bewegen. Nun ist es ja gewiß möglich, den Schlepplohn verschieden anzusetzen, je nachdem etwa Kohle oder Getreide oder Petroleum geschleppt werden; man kann auch recht wohl die Verschiedenheit der Entfernungen berücksichtigen. Aber das geht doch nur in verhältnismäßig rohen Umrissen. Schwerlich wird man im Schlepplohn allein eine solche Beweglichkeit erzielen, wie sie der Kahnfracht allerdings innewohnt; man darf doch nicht übersehen, daß es sich hier um eine rein technische, mit der Organisation der volkswirtschaftlichen Verteilung nicht direkt verbundene Tätigkeit handelt, und daß deshalb alles Empfinden sich dagegen sträubt, den Schlepplohn von andern als technischen Momenten maßgeblich beeinflußt zu sehen. Der Schlepplohn steht bei staatlichem Betriebe seiner Natur nach den Abgaben näher als der Kahnfracht; eine auch nur annähernd so fein durchgeführte Differenzierung des Schlepptarifs, wie wir sie bei den Eisenbahntarifen glücklich erreicht haben, würde jedenfalls eine sehr breite Angriffsfläche allen Gegnern bieten. Auch das kann man nur durch das völlige Betriebsmonopol vermeiden.

Es ist daher ganz richtige Auffassung, wenn auf der liberalen Seite bereits mit der völligen Verstaatlichung der Kanalschiffahrt gerechnet wird — ein Zukunftsbild, das allerdings den Urhebern des Kanalgedankens auch noch den letzten Rest von Sympathie für ihr Kind nehmen muß. Denn man kann doch in der Gegenwart kaum noch im Zweifel sein, daß der Kanal gerade auch mit dazu dienen sollte, den Riesenbetrieben mehr und mehr die Alleinherrschaft in die Hand zu legen; die Verschmelzungen die am Rhein zwischen Produktions- und Schiffahrts-Unternehmungen sich vollzogen haben, zeigen deutlich die Tendenz, die vollends auf dem Kanal mit seiner großen Regelmäßigkeit der natürlich-technischen Transportbedingungen sich bei Privatbetrieb alsbald durchgesetzt hätte, und es ist nur ein kleines, verräterisches Anzeichen dieser Wünsche, wenn jetzt gesagt

Digitized by Google

wird, mit einem Monopol könne man sich allenfalls aus Betriebsrücksichten befreunden, doch müsse es ein privates sein — man hat nicht umsonst amerikanische Industrie-Organisation studiert, wo ja z. B. für den Petroleum- und den Stahltrust die enge Verbindung mit den Transportunternehmungen mit die wichtigste Grundlage bildet. Diese frohe Aussicht muß man natürlich ein für alle Mal begraben, wenn der Staat den ganzen Kanalbetrieb führt. Da kann man sich bekanntlich eher einer entgegengesetzten Politik versehen.

Nun teile ich nicht im mindesten die weitverbreitete Abneigung gegen die Herausbildung von Riesenunternehmungen; im Gegenteil, ich halte sie für unbedingt notwendig, wenn wir nicht nur auf dem freien Weltmarkt, sondern sogar im Inland unseren fremdländischen Konkurrenten gleich schneidige Waffen entgegensetzen wollen. Aber als gesunde Dauergrundlage solcher Bauten können nur Verbesserungen der Produktions- und Absatz-Organisation in Frage kommen, innere Verbesserungen; nicht darf der Kampf zwischen Groß und Klein, der innerhalb unserer eigenen Industrie ausgefochten werden muß, auf das Verkehrsgebiet hinübergespielt werden, das sich nicht organisch, sondern nur technisch in das industrielle Getriebe einfügt. Von diesem Standpunkt wird man dann ein Betriebsmonopol des Staats auf den Kanal als eine wichtige Verbesserung der Vorlage bezeichnen müssen.

Ferner ist anzuerkennen, daß die finanziellen Bedenken gegen den Kanal durch die Einführung des staatlichen Betriebes wenigstens etwas abgeschwächt werden: soviel Verkehr wird doch am Ende auch auf dem zerstückelten Kanal sich entwickeln, daß aus der Schiffahrt ein kleiner Gewinn herausspringt, der das sonst wohl sichere Defizit etwas mindert. Allerdings nur dann, wenn man die Frachten entsprechend niedrig ansetzt, um der Eisenbahn Transporte zu entziehen, wenn man also das jetzt aufgestellte Prinzip wieder umwirft und dem Schienenwege doch Konkurrenz durch Unterbietung bereitet. In dieser Richtung werden schon die Garanten drücken, die sich einen Einfluß auf die Frachtgestaltung des Kanals bei staatlichem Betriebe doch wohl sicher vorbehalten werden. —

Die so wieder auftauchende Konkurrenzgefahr ist aber auch — und das ist mit das Wunderlichste der neuen Situation — bei weitem nicht das wichtigste Bedenken, das gegen den Kanal sprach; im Gegenteil, das Stück Rhein—Hannover erscheint in dieser Beziehung ziemlich harmlos, wie ich schon im Juliheft (S. 182) ausgeführt habe und wie der Abgeordnete Frhr. v. Zedlitz mir ausdrücklich im Augustheft (S. 370) bestätigt hat. Das Hauptbedenken lag vielmehr darin, daß das finanzielle Risiko des Kanalbaues eine Stagnation unserer Eisenbahn-Gütertarifpolitik heraufzwingen werde, und dieses Bedenken, dem auch Herr v. Zedlitz die Entscheidung beilegt, ist natürlich durch das Schlepp- und Betriebsmonopol nicht beseitigt; es kann nur durch ein Vorgehen in der Richtung beseitigt werden, die Herr v. Zedlitz im Augustheft skizziert hat. Da dessen Vor-

Digitized by Google

schläge voraussichtlich eine maßgebliche Rolle bei der Kanalentscheidung spielen werden, so darf hier noch kurz darauf eingegangen werden.

Herr v. Zedlitz hofft, gerade jetzt bei den Kanaldebatten die Gefahr einer Eisenbahntarif-Stagnation beschwören zu können; er will von der Regierung die Zusicherung fordern, daß sie einer „planmäßigen" Herabsetzung der Tarife die Hand leihe. Wird damit aber wirklich viel erreicht werden? Herr v. Zedlitz erwähnt selbst, daß auch die jetzigen Minister sich von der Notwendigkeit einer planmäßigen Herabsetzung nicht durchdrungen hätten (NB.! trotz der Begründung der Kanalvorlage!), daß wir die bisher durchgesetzten Verbesserungen des Tarifwesens hauptsächlich einem Manne (Möllhausen) verdanken, der nicht mehr in amtlicher Stellung sich befindet, und daß sein eigener Antrag bereits einer mißverständlichen Deutung des Begriffs „planmäßig" ausgesetzt gewesen sei. Und da liegt der Hase im Pfeffer. Was kann alles planmäßige Herabsetzung heißen.

Ein fiskalisch gesinnter oder doch die Gütertarife selbst in der Gegenwart nicht für das Wichtigste am Eisenbahnbetriebe haltender Finanz- und Eisenbahnminister werden darunter notwendig stets etwas ganz anderes verstehen, als ein von ausländischer Konkurrenz geplagter Industrieller, mag dieser noch so sehr die finanzielle Seite in Anschlag bringen. Bei einiger Bescheidenheit kann man z. B. mit vollem Fug und Recht schon die bisherige Politik der Ausnahmetarife für eine solche planmäßige Herabsetzung erklären. Und welchen Druck will denn der Landtag ausüben, wenn er mit seiner Auffassung nicht durchdringt, nachdem der Kanal angenommen ist?

Man müßte also schon einen festen Plan in das Kanalgesetz aufnehmen. Wie will man das machen? Das dürfte sich praktisch als undurchführbar erweisen, da ja eine Berücksichtigung der allgemeinen Tarife nur $^1/_3$ des Verkehrs träfe und die Ausnahmetarife allzu verschieden nach Aufbau und Grundlagen sind, als daß sie über einen Kamm geschoren werden dürften. Das wäre aber auch wegen der finanziellen Rücksichten im höchsten Grade bedenklich; unser Staatshaushalt ist nun einmal zu sehr beträchtlichem Teil auf die Eisenbahnüberschüsse basiert, und diese Verknüpfung zwingt zu einiger Vorsicht und zur Wahrung einiger Beweglichkeit.

Da bliebe denn der alte Plan, nur die Summe festzulegen, die aus den Eisenbahnüberschüssen an die allgemeine Staatskasse höchstens abzuführen sei, den ganzen Rest aber zu Betriebsverbesserungen und zur Uebernahme des Risikos größerer Tarifermäßigungen dem Eisenbahnminister zur Verfügung zu stellen. Ganz abgesehen davon, daß dieser Plan die Einheit der Staatsverwaltung aufhebt und reichlich schematisch ist — deshalb hat ihn Miquel bekanntlich stets von sich gewiesen — er versagt auch gerade in der gegenwärtigen Situation. Denn das müßte man doch unbedingt fordern: das ganze Risiko des Kanalbaues, das ja zur Ergänzung der Eisenbahnen vom Staate aufgenommen wird, müßte doch vorweg auf

Digitized by Google

die Eisenbahnüberschüsse verrechnet werden. Mit anderen Worten, die künftige Tarifpolitik würde ganz unmittelbar vom Ergebnis des Kanalverkehrs abhängen; die gegenseitige Verkuppelung wäre also noch viel enger.

Läßt sich aber doch noch ein Weg finden, die Verpflichtung der Regierung zur Gewährung einer planmäßigen, d. h. gründlichen Tarifherabsetzung festzulegen, dann kann man auch aus volkswirtschaftlichen, nicht nur aus politischen Gründen guten Muts dem Kanal zustimmen. —

Zu demselben Ergebnis wird man kommen, wenn man sich einmal auf den neuerdings herausgehobenen Standpunkt wird stellen dürfen, d. h. wenn die Regierung wirklich den Nachweis erbringt, daß der Eisenbahnkalamität im Ruhrgebiet *nur* oder doch *am billigsten und besten* durch den Kanalbau abgeholfen werden kann. Bis jetzt hat sie zwar bewiesen, was niemand bestreitet, daß eine Ueberlastung der dort *bestehenden* Bahnen nahebevorsteht; den Beweis aber, auf den allein es ankommt, hat sie noch nicht einmal angetreten — nicht einmal eine Berechnung liegt vor, welche Kosten denn eine entsprechende Ausgestaltung der Eisenbahnen selbst verursachen würde. Schon das Fehlen dieser Berechnung ist höchst auffällig, und vollends wird man skeptisch, wenn man jetzt hört, daß die gründlichsten Ortskenner, eben die rheinisch-westfälischen Großindustriellen, von dem Schleppmonopolkanal so gar nichts wissen wollen; als technisch beste Ergänzung der Eisenbahnen müßte er ihnen doch in jedem Fall hoch willkommen sein.

Immerhin ist gerade diese Seite der Kanalfrage noch so gut wie gar nicht geklärt — ich verweise auf meine Ausführungen im Juliheft, S. 178—179 —; da kann also vielleicht eine nähere Begründung die Zustimmung noch erleichtern. Dann muß aber auch wieder die Frage erörtert werden, ob denn zur wirksamen Entlastung der Ruhrbahnen das Stück bis Hannover genügt oder notwendig ist; einstweilen will es scheinen, als ob man entweder doch auf den ganzen Rhein-Elbe-Kanal wieder zurückkommen müßte, was dann wieder alle die alten Bedenken mit voller Schärfe aufleben ließe, oder aber mit dem Stück Dortmund—Rhein sich begnügen und Bremen den Ausbau des Stücks Bevergern—Weser überlassen könnte; ohne weiteres will es jedenfalls nicht einleuchten, daß die Strecke Bevergern—Hannover, die doch ein wesentlich landwirtschaftliches Gebiet durchzieht, eine nennenswerte Entlastung der Eisenbahnen bedeuten könne.

So hat denn die Einfügung des Schleppmonopols und namentlich die Verschiebung in der Betonung der Kanalgründe eine ganz neue Situation geschaffen, und diese bedarf erst noch gründlicher Klärung, ehe sie entscheidungsreif ist; wenigstens für den Fall, daß nicht Gründe der Parteipolitik, sondern volkswirtschaftliche Ueberlegungen den Entschluß bestimmen sollen.

K. Wiedenfeld.

Digitized by Google

Der Krieg. Der russisch-englische Konflikt in der Nordsee. England und Deutschland. Frankreich und seine Armee. Rußland ein Verfassungsstaat.

In den Uebersichten, mit denen ich bisher den ostasiatischen Krieg begleitet habe, habe ich den letzten Grund der immer neuen Gefechtserfolge der Japaner unbestimmt gelassen; ich habe hingewiesen auf die Möglichkeit, daß ihre Stärke vielleicht erheblich größer gewesen und ebenso ihre Verluste viel höher als sie amtlich angeben; ich habe ferner erinnert an die dem japanischen Samuraistande eigentümliche wilde, ins barbarische gehende persönliche Tapferkeit. Aber so wichtig namentlich diese letzte unzweifelhafte Tatsache ist, eine ausreichende Erklärung konnte darin doch nicht gefunden werden, da es ja auch in der russischen Armee an Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit nicht gebricht. Ein Problem blieb immer noch bestehen. Jetzt aber ist, wie ich glaube, die Lösung in dem Aufsatz des Generalleutnants von Caemmerer an der Spitze dieses Heftes gefunden: sie gehört zu denen, die unendlich einfach sind und die doch erst von dem durchdringenden Scharfsinn eines Entdeckers gefunden werden müssen, um dann sofort jedem Auge zugänglich zu sein. Es handelt sich um einen Gegensatz in der Strategie und Taktik, über den auch ich die Leser unserer Zeitschrift bereits in meinem Aufsatze über Moltke im Jahre 1900 und in meiner Anzeige des Caemmererschen Buches „Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft“ (Bd. 115 S. 347) eingehend informiert habe, und dessen ungeheure praktische Bedeutung unter den modernen Verhältnissen sich nun in diesem Kriege geoffenbart hat. Zu den vielen Fragen, mit denen wir auf die großen Ereignisse in der Mandschurei schauen, tritt jetzt als eine der größten die neue, ob der General Kuropatkin imstande ist, noch im Kriege umzulernen und auf dem so eigentümlich beengten Kriegsschauplatz seine Streitkräfte zu einem Angriff aus mehreren Fronten zugleich zu entwickeln. Wenn aber der General Kuropatkin persönlich eine solche Freiheit des Geistes haben sollte, — wie er denn in der Schlacht am Schaho tatsächlich mit dem Detachement Rennenkampf schon recht weit ausgeholt hat — so fragt es sich weiter, ob das russische Offizierkorps und der russische Soldat fähig sind, sich in ihrem Verhalten der neuen Führung anzupassen. Denn wenn die Japaner es fertig gebracht haben, die Moltke-Schlichtingsche Kriegsweise anzunehmen und die Russen noch nicht, so ist das doch wohl nicht bloß ein persönliches Manko in den Spitzen der russischen Heeresleitung, sondern es liegt tiefer in dem allgemeinen Charakter des Zarenreichs und seines Heerwesens begründet. Der Grundsatz des Anmarsches von verschiedenen Seiten und der Erlangung der Feuerüberlegenheit vor dem Sturm fordert in viel höherem Maße individuelle Tätigkeit von den Spitzen des Offizierkorps herunter bis zum einzelnen gemeinen Mann, als das ältere Prinzip des Stoßes der Masse mit dem Bajonett. Das Wesen des russischen

Digitized by Google

Staates beruht noch heute auf der dumpfen autoritativ geleiteten Massenempfindung; der Russe, der anfängt zu denken, betritt damit eine gefährliche Bahn: Denken ist selbständig Denken, und selbständig Denken ist in Rußland Rebellion. Im wahren, alten, heiligen Rußland ist Volk, Staat, Kirche alles eins und lebt in demütiger, gleichmäßiger Unterwerfung und hingebendem Dienst für diese Einheit. Individuelles Streben und individueller Wille kann und darf hier nicht gepflegt werden, um so weniger als ja so viele fremde Völkerschaften nur widerwillig und zwangsweise in dieses Staatswesen eingefügt sind, und aus dieser Grundstimmung erwächst dann das zähe Festhalten an den älteren Kriegsformen, in ihrer Massigkeit, mit ihrem Salvenfeuer, mit möglichst geringen Konzessionen an die auflösenden Tendenzen der fortschreitenden Zeit. Selbst wenn nun Kuropatkin jetzt befehlen sollte, durch lange hingezogenes Feuer, unter sorgfältigem Zielen und mit geschickter Gelände-Benutzung die Entscheidungen zur Reife zu bringen, würde der an stumpfen Gehorsam gewöhnte Soldat, würde auch nur der in diesem Geist ausgebildete und kommandierende Offizier imstande sein, diesen Befehl auszuführen? Die Taktik des Tirailleurgefechts und die Strategie der Umfassung von weit her hängen aber innerlich so sehr zusammen, daß sie nicht voneinander zu trennen sind.

Die Japaner sind erst seit einer Generation aus einer starren Abgeschlossenheit in die Kulturwelt eingetreten, etwa wie die Russen vor zweihundert Jahren unter Peter dem Großen, und trotzdem leben sie nicht so in dumpfen Masseninstinkten wie die Russen, denn nicht durch einen brutalen Despotenwillen von oben ist ihnen das europäische Wesen aufgezwungen worden, sondern die japanische Intelligenz selber, die führenden Schichten des Volkes haben sich mit einer Art Heißhunger auf die europäischen Kulturwerte gestürzt und sie sich, soweit sie es vermochten, angeeignet. Das japanische Religionswesen, so dürftig es in seinem Inhalt ist, viel Gespensterglauben unten, etwas Philosophie und Morallehre oben, hat doch negativ vor der russisch-orthodoxen Kirche den Vorzug, die individuelle Ausbildung, wo Anlage dazu vorhanden ist, nicht hierarchisch-autoritativ zu unterdrücken. Ob die Wurzeln dieser neu-japanischen Kultur tief genug gehen, um das Volk schließlich zur Ebenbürtigkeit mit den europäischen Völkern zu erheben, wird die Zukunft lehren, es liegt doch noch sehr vieles dazwischen, was kaum daran glauben läßt, aber den Russen gegenüber, die doch auch nur halb zu Kultur-Europa gehören, haben sie in ihrem weiteren Spielraum für die Persönlichkeit und ihrer nationalen Geschlossenheit ein Moment der Ueberlegenheit, dessen ganze Kraft jetzt offenbar geworden ist; für den definitiven Sieg reicht sie selbstverständlich nicht aus; es handelt sich doch nur um relative Verschiedenheiten, und es kommen noch ganz andere Elemente in Betracht, die schließlich die Entscheidung geben können.

Als wir unsere letzte Korrespondenz abschlossen, war gerade die russische

Digitized by Google

Ostseeflotte ausgefahren; unter den Fragen, die wir aufwarfen, war auch, ob sie unterwegs Reibungen mit den Engländern haben würde. Sie hatte sie in dem Augenblick bereits, und das Ergebnis ist höchst bedeutsam geworden: es hat sich gezeigt, daß nicht Rußland den Krieg mit England scheut, sondern England den Krieg mit Rußland. Gelangt die baltische Flotte in gefechtstüchtigem Zustand ins Gelbe Meer und schlägt die japanische, so ist der Krieg zu Gunsten Rußlands entschieden, selbst dann, wenn mittlerweile Port Arthur gefallen sein sollte. Denn nach dem Seesieg finden die Russen schon irgend eine Bucht, wo sie sich provisorisch etablieren können, bis das Eis in Wladiwostok aufgegangen ist; sie schneiden dann die japanische Landarmee von ihrer Basis, von ihrer Heimat ab und damit ist sie an Kuropatkins Uebermacht ausgeliefert, mag er taktisch und strategisch auch nicht mehr Geschick zeigen als bisher. Was am meisten im Wege steht, diesen Ausgang als sicher anzunehmen, sind die kläglichen Leistungen, die die russische Marine bisher aufzuweisen hat. Es stellt sich immer mehr heraus, daß in erstaunlichstem Gegensatz zu dem Heroismus der Landgarnison von Port Arthur die Niederlagen der russischen Flotte wesentlich auf den mangelnden Schneid im Offizierkorps zurückzuführen sind. Die Schiffe haben sich dem Kampfe entzogen, ohne daß ihr Zustand sie dazu nötigte; selbst der „Zesarewitsch", der sich zu uns, in den Hafen von Kiautschou geflüchtet hat, hat keine Verletzungen, die ihn kampfunfähig gemacht hätten. Rußland ist eben das Land der Widersprüche und man wird abzuwarten haben, welcher Geist im Admiral Roschdjestwensky und seinem Offizierkorps steckt.

Die Engländer hätten es in der Hand gehabt, diese Möglichkeiten abzuschneiden. Das tolle Schießen der Russen auf die englischen Fischer hätte König Eduard das volle Recht gegeben, einige der russischen Schiffe als Pfand bis zur völkerrechtlichen Erledigung des Streitfalles zurückzuhalten und das Bleiben nötigenfalls zu erzwingen. Ob die Russen dann daraus einen Kriegsfall machen wollten, stand bei ihnen, die Expedition nach Ostasien aber wäre dann auf jeden Fall erledigt gewesen. Einen Augenblick schien es wirklich, als ob England diese herrliche Gelegenheit, den Russen Fesseln anzulegen, benutzen wolle, alsbald aber stellte sich heraus, daß Albion nur den Mund voll genommen und mit dem Säbel gerasselt hatte. Die Russen, statt um die Existenz ihrer Flotte zu bangen, scheuten das seegewaltige England gar nicht, blieben ganz kalt, erklärten sich bereit, den Schaden untersuchen zu lassen und zu bezahlen, dazu auch einige Offiziere als Zeugen für die Vorgänge in der Nordsee von der Flotte kommen zu lassen, weiter aber nichts. Die Flotte setzte ihren Weg unbekümmert fort und die Engländer taten nichts.

England, der gute Freund und Bundesgenosse Japans, der Rival Rußlands in ganz Asien, England, der Herrscher der Ozeane gegen Rußland, dessen Kräfte in der Mandschurei bereits festliegen, so schwachmütig? Die Erklärung liegt in der internationalen Situation. Der französische

Digitized by Google

Botschafter Cambon in London hatte die Vermittlung in dem Nordsee-Streitfall übernommen. Er hat den englischen Minister ohne Zweifel merken lassen, daß es nicht bloß Abscheu gegen Blutvergießen und allgemeine Humanität sei, welche der französischen Regierung diese Vermittlung auferlegte, sondern auch das Bündnis, das Frankreich speziell mit Rußland verbindet. Aber das erschöpft die Situation noch nicht. Sollte England, im Bunde mit Japan, selbst das russisch-französische Bündnis so sehr fürchten? Was können ihm denn selbst die Franzosen und Russen zusammen so sehr tun? Aber dahinter steht noch etwas anderes, was Victor Bérard in der „Revue de Paris" so ausdrückt: „Malgré les efforts de Guillaume II, l'alliance des trois empereurs n'est pas restaurée; mais au premier conflit anglo-russe, ce serait chose faite et déjà, abandonnant au bon plaisir autrichien les affaires macédoniennes, à la tyrannie allemande les autres affaires turques, Pétersbourg achète la neutralité du monde germanique. Tout ce que pourrait espérer Londres, c'est que l'anglophobie allemande n'amenât pas contre l'Angleterre une coalition de Berlin et de Petersbourg, qui sait même? de Vienne trop heureuse de profiter de ce petit égorgement pour envoyer sans risque son avant-garde à Salonique." Mit anderen Worten: hinter der russisch-französischen Allianz gegen England steht das Gespenst der Kontinental-Allianz. Der letzte Gegensatz, der auch hier wieder die Entscheidung gegeben hat, ist der englisch-deutsche, der Haß, die Furcht, der Argwohn, der das heutige England beseelt gegen Deutschland. Von diesem Geisteszustand des englischen Volkes und der englischen Politik ist man in Petersburg so gut unterrichtet wie sonst in der Welt, und diese Kenntnis gibt den russischen Staatsmännern die Sicherheit und Kaltblütigkeit des Auftretens, die ihre Schiffe, voll Angst vor japanischen Torpedobooten doch stolz durch die Riesenflotten der grimmig blickenden Engländer hindurchfahren läßt.

Die Eifersucht der Engländer auf die wachsende Macht Deutschlands äußert sich seit Langem in der Form steter Verdächtigung deutschen Tuns und deutscher Absichten; so grotesk wie diesmal sind sie aber wohl noch nie gewesen. Die Deutschen sollen es gewesen sein, die den Russen den Verdacht eingeflößt hatten, in der Nordsee könnten japanische Torpedoboote sein; mit wahrhaft diabolischer Berechnung soll die deutsche Regierung es darauf angelegt haben, auf diese Weise einen russisch-englischen Konflikt zu provozieren; während die Russen die Nordsee durchquerten, sollte die deutsche Flotte bei Kiel versammelt und bereit gewesen sein, sofort einzugreifen und der Nord-Ostsee-Kanal soll an dem entscheidenden Tage bereits von allen Handelsschiffen freigehalten worden sein, um die Durchfahrt der Kriegsflotte ohne jeden Aufenthalt zu ermöglichen.

Wir lachen in Deutschland über solchen Haufen von Torheiten, aber die „Army and Navy Gazette", (Nr. 2338) in der alles gestanden hat, ist ein ganz ernstes und sogar etwas offiziöses Blatt und wirft zum Schluß die

Digitized by Google

Frage auf, ob der Moment nicht günstig sei, die deutsche Flotte zu vernichten, um in ihr die stete Bedroherin des Weltfriedens (lies: der englischen Weltherrschaft) auszutilgen. Ist es nicht eine Rodomontade, in dieser Art Deutschland zu bedrohen in dem Augenblick, wo England sich nicht getraut, Rußland auch nur einen Stein in den Weg zu werfen? Es ist nicht so unsinnig, wie es scheint. Stürzt sich England zunächst in einen Konflikt mit Rußland, so hat es auch Frankreich gegen sich und fürchtet, daß Deutschland hinzutreten könnte; stürzt es sich aber zunächst auf Deutschland, so ist sehr die Frage, welche Stellung Frankreich einnehmen würde und ohne Frankreich brauchte England selbst Deutschland und Rußland kaum zu fürchten.

Trotzdem wäre das Spiel doch wohl zu hoch und zu gewagt, als daß wir uns vor einem plötzlichen englischen Angriff so sehr zu besorgen haben.

Die Hallucinationen der Engländer über die bei Kiel zum Anfall auf die Engländer bereitstehende deutsche Flotte bilden den besten Uebergang zu der Frage, wie die Russen eigentlich dazu gekommen sind, auf harmlose Fischerfahrzeuge Breitseiten abzugeben. Zuerst wußte man gar keine andere Erklärung, als daß die russischen Offiziere eben samt und sonders betrunken gewesen seien: es sei so russische Manier, sagten die Kenner, beim Beginn einer Ausfahrt zu allererst die mitgenommenen Champagnervorräte an- und sehr schnell zu verbrauchen. Ohne diese Erfahrung oder die Tatsache einer allgemeinen Betrunkenheit anzweifeln zu wollen, glaube ich doch, daß man auch ohne sie den Zwischenfall ganz wohl erklären kann. Rußland ist ohnehin das Land des allgemeinen Mißtrauens: geheimnisvolle Verbrechen, Intriguen, Attentate, wilde Gerüchte unter der Decke einer eisigen, erzwungenen äußeren Ruhe erfüllen dort die Atmosphäre von jeher. Seit Monaten werden die zur Ausfahrt nach Ostasien bestimmten Offiziere in Vorstellungen und Gesprächen gelebt haben, was die Japaner ihnen vielleicht schon unterwegs antun könnten. Einige Zwischenfälle bei der Ausrüstung der Schiffe erweckten den Verdacht, daß der verschlagene Feind bereits in Petersburg und in den Arsenalen von Kronstadt selber Bundesgenossen gefunden habe; so sind die Herren bereits in einer Art von nervöser Ueberreizung aus dem finischen Meerbusen ausgefahren und jeder einzelne Kapitän hatte sich fest vorgenommen, „ehe ich mich mit meinem Schiff von den heimtückischen Asiaten in die Luft sprengen lasse, schieße ich auf alles, was mir nahe kommt.“ Bei den Verhandlungen über den Unglücksfall werden unzweifelhaft eine Anzahl Offiziere beschwören und im guten Glauben beschwören, sie hätten mit eigenen Augen die japanischen Torpedoboote in der Nordsee gesehen. Ist nur erst die richtige Angst da, so sehen auch sonst ganz verständige Leute Gespenster am hellen Tage. Da gerade unsere sozialdemokratische Presse sich über das Amok-Laufen der Russen besonders erregt hat, so mögen wir ihr aus ihrer eigenen jüngsten Vergangenheit ein Gegenstück vor die Augen halten,

Digitized by Google

Botschafter Cambon in London hatte die Vermittlung in dem Nordsee-Streitfall übernommen. Er hat den englischen Minister ohne Zweifel merken lassen, daß es nicht bloß Abscheu gegen Blutvergießen und allgemeine Humanität sei, welche der französischen Regierung diese Vermittlung auferlegte, sondern auch das Bündnis, das Frankreich speziell mit Rußland verbindet. Aber das erschöpft die Situation noch nicht. Sollte England, im Bunde mit Japan, selbst das russisch-französische Bündnis so sehr fürchten? Was können ihm denn selbst die Franzosen und Russen zusammen so sehr tun? Aber dahinter steht noch etwas anderes, was Victor Bérard in der „Revue de Paris" so ausdrückt: „Malgré les efforts de Guillaume II, l'alliance des trois empereurs n'est pas restaurée; mais au premier conflit anglo-russe, ce serait chose faite et déjà, abandonnant au bon plaisir autrichien les affaires macédoniennes, à la tyrannie allemande les autres affaires turques, Pétersbourg achète la neutralité du monde germanique. Tout ce que pourrait espérer Londres, c'est que l'anglophobie allemande n'amenât pas contre l'Angleterre une coalition de Berlin et de Petersbourg, qui sait même? de Vienne trop heureuse de profiter de ce petit égorgement pour envoyer sans risque son avant-garde à Salonique." Mit anderen Worten: hinter der russisch-französischen Alliance gegen England steht das Gespenst der Kontinental-Alliance. Der letzte Gegenstand, der auch hier wieder die Entscheidung gegeben hat, ist der englisch-deutsche, der Haß, die Furcht, der Argwohn, der das heutige England beseelt gegen Deutschland. Von diesem Geisteszustand des englischen Volkes und der englischen Politik ist man in Petersburg so gut unterrichtet wie sonst in der Welt, und diese Kenntnis gibt den russischen Staatsmännern die Sicherheit und Kaltblütigkeit des Auftretens, die ihre Schiffe, voll Angst vor japanischen Torpedobooten doch stolz durch die Riesenflotten der grimmig blickenden Engländer hindurchfahren läßt.

Die Eifersucht der Engländer auf die wachsende Macht Deutschlands äußert sich seit Langem in der Form steter Verdächtigung deutschen Tuns und deutscher Absichten; so grotesk wie diesmal sind sie aber wohl noch nie gewesen. Die Deutschen sollen es gewesen sein, die den Russen den Verdacht eingeflößt hatten, in der Nordsee könnten japanische Torpedoboote sein; mit wahrhaft diabolischer Berechnung soll die deutsche Regierung es darauf angelegt haben, auf diese Weise einen russisch-englischen Konflikt zu provozieren; während die Russen die Nordsee durchquerten, sollte die deutsche Flotte bei Kiel versammelt und bereit gewesen sein, sofort einzugreifen und der Nord-Ostsee-Kanal soll an dem entscheidenden Tage bereits von allen Handelsschiffen freigehalten worden sein, um die Durchfahrt der Kriegsflotte ohne jeden Aufenthalt zu ermöglichen.

Wir lachen in Deutschland über solchen Haufen von Torheiten, aber die „Army and Navy Gazette", (Nr. 2338) in der alles gestanden hat, ist ein ganz ernstes und sogar etwas officiöses Blatt und wirft zum Schluß die

Digitized by Google

Frage auf, ob der Moment nicht günstig sei, die deutsche Flotte zu vernichten, um in ihr die stete Bedroherin des Weltfriedens (lies: der englischen Weltherrschaft) auszutilgen. Ist es nicht eine Rodomontade, in dieser Art Deutschland zu bedrohen in dem Augenblick, wo England sich nicht getraut, Rußland auch nur einen Stein in den Weg zu werfen? Es ist nicht so unsinnig, wie es scheint. Stürzt sich England zunächst in einen Konflikt mit Rußland, so hat es auch Frankreich gegen sich und fürchtet, daß Deutschland hinzutreten könnte; stürzt es sich aber zunächst auf Deutschland, so ist sehr die Frage, welche Stellung Frankreich einnehmen würde und ohne Frankreich brauchte England selbst Deutschland und Rußland kaum zu fürchten.

Trotzdem wäre das Spiel doch wohl zu hoch und zu gewagt, als daß wir uns vor einem plötzlichen englischen Angriff so sehr zu besorgen haben.

Die Hallucinationen der Engländer über die bei Kiel zum Anfall auf die Engländer bereitstehende deutsche Flotte bilden den besten Uebergang zu der Frage, wie die Russen eigentlich dazu gekommen sind, auf harmlose Fischerfahrzeuge Breitseiten abzugeben. Zuerst wußte man gar keine andere Erklärung, als daß die russischen Offiziere eben samt und sonders betrunken gewesen seien: es sei so russische Manier, sagten die Kenner, beim Beginn einer Ausfahrt zu allererst die mitgenommenen Champagnervorräte an- und sehr schnell zu verbrauchen. Ohne diese Erfahrung oder die Tatsache einer allgemeinen Betrunkenheit anzweifeln zu wollen, glaube ich doch, daß man auch ohne sie den Zwischenfall ganz wohl erklären kann. Rußland ist ohnehin das Land des allgemeinen Mißtrauens: geheimnisvolle Verbrechen, Intriguen, Attentate, wilde Gerüchte unter der Decke einer eisigen, erzwungenen äußeren Ruhe erfüllen dort die Atmosphäre von jeher. Seit Monaten werden die zur Ausfahrt nach Ostasien bestimmten Offiziere in Vorstellungen und Gesprächen gelebt haben, was die Japaner ihnen vielleicht schon unterwegs antun könnten. Einige Zwischenfälle bei der Ausrüstung der Schiffe erweckten den Verdacht, daß der verschlagene Feind bereits in Petersburg und in den Arsenalen von Kronstadt selber Bundesgenossen gefunden habe; so sind die Herren bereits in einer Art von nervöser Ueberreizung aus dem finischen Meerbusen ausgefahren und jeder einzelne Kapitän hatte sich fest vorgenommen, „ehe ich mich mit meinem Schiff von den heimtückischen Asiaten in die Luft sprengen lasse, schieße ich auf alles, was mir nahe kommt.“ Bei den Verhandlungen über den Unglücksfall werden unzweifelhaft eine Anzahl Offiziere beschwören und im guten Glauben beschwören, sie hätten mit eigenen Augen die japanischen Torpedoboote in der Nordsee gesehen. Ist nur erst die richtige Angst da, so sehen auch sonst ganz verständige Leute Gespenster am hellen Tage. Da gerade unsere sozialdemokratische Presse sich über das Amok-Laufen der Russen besonders erregt hat, so mögen wir ihr aus ihrer eigenen jüngsten Vergangenheit ein Gegenstück vor die Augen halten,

Digitized by Google

ich meine das Geschichtchen von der kaiserlichen Burg auf Pichelswerder und der Bildung einer eigenen Leibwache zur Verteidigung dieser letzten Zuflucht vor der künftigen Revolution. Ein Spaßvogel hat die Redaktion des „Vorwärts“ mit diesem Zukunftsbilde aufsitzen lassen, und die doch keineswegs dummen Leutchen in der Führung der sozialdemokratischen Partei ließen sich von dem Märlein so benebeln, daß erst ein ganzes Dutzend Herren aus der nächsten Umgebung des Kaisers vor Gericht beschwören mußten, es sei auch kein Sterbenswörtlein davon wahr, um die Glaubenstrunkenen wieder zu Verstande zu bringen; ja es waren gar nicht einmal die Sozialdemokraten allein, die den Spaß für ernst genommen hatten: sobald eine solche Geschichte einmal in die Welt gesetzt ist, so finden die Gläubigen sofort ihre Bundesgenossen an den Ueberklugen, die mit einer gewissen geheimnisvollen Miene fragen: sollte nicht doch ein Spürchen von Wahrheit daran sein? Auch an den Ufern der Nordsee streichen diese Ueberklugen heute umher und fragen: ist es denn so ganz unmöglich, ein Fleckchen zu finden, in den norwegischen Fjorden oder auf einer hinterlistigen englischen Schiffswerft, von wo wirklich japanische Torpedos hätten ausfahren und wo sie ebenso heimlich wieder hätten verschwinden können?

Die preußische Justiz hat ihrer Zeit den Redakteur des „Vorwärts“ seine und seiner Freunde gar zu große Dummheit mit einigen Monaten Gefängnis entgelten lassen; das internationale Schiedsgericht oder gar das russische Kriegsgericht werden vermutlich weniger rigoros sein als die Berliner Strafkammer und die russischen Schiffskommandanten, obgleich ihre Tollheit einigen Leuten das Leben gekostet hat, freisprechen, und mit dem Schadenersatz, den die russische Regierung leistet, wird die Sache erledigt sein. Was bleiben wird, ist allein der Eindruck, daß die englische Regierung jede Zuspitzung des Verhältnisses zu Rußland mit Aengstlichkeit zu vermeiden sucht und dieser Eindruck ist als Tatsache von so großem Gewicht, daß die „Seeschlacht bei Hull“ doch vielleicht in der Weltgeschichte nicht ganz vergessen werden wird.

* * *

Unsere Sozialdemokraten auf der einen, ihre Gegner, die Scharfmacher und Trübsalblaser auf der anderen Seite, sind darüber einig, daß Deutschland innerlich schwer krank sei und irgend welchen Krisen entgegengehe. Die Einmütigkeit, mit der dies innere Leiden von den Deutschen entgegengesetzter Richtung selber anerkannt wird, hat auch im Auslande Eindruck gemacht und man rechnet dort mit unserem Siechtum. Umsomehr muß immer wieder, vorbehalten alle Kritik im einzelnen, von den Unbefangeneren betont werden, daß die Zustände in Deutschland kerngesund sind, und daß alle Spannungen, die unser inneres Leben erfüllen, nicht stärker sind als sie sein müssen, um Stagnation zu verhindern: wer das nicht so direkt zu

Digitized by Google

sehen vermag, der schärfe seinen Blick, indem er ihn der Reihe nach auf die umliegenden Großstaaten richtet. Von Oesterreich wollen wir gar nicht erst reden. Betrachten wir aber einmal die jüngsten Ereignisse in Frankreich. Trotz seiner großartigen Erfolge in der Kolonialpolitik ist Frankreichs Bedeutung im Rate der Völker in fortwährendem Rückgang begriffen; der erste und einleuchtendste Grund ist die Stagnation in seiner Bevölkerung. Dieses reiche und fruchtbare Land zählt heute noch nicht 4000 Einwohner auf die Quadratmeile, Deutschland, das von der Natur so viel karger bedachte, nähert sich den 6000. Aber der geistig-politische Zustand in Frankreich ist noch wichtiger als dieses physische Defizit. Der ungeheuere, unausgleichbare Zwiespalt zwischen der modernen Bildung und der katholischen Kirche, der in Deutschland durch die Kraft des Staates und kunstvolle Politik zu einem modus vivendi überbrückt ist, ist im Begriff, in Frankreich einen neuen unabsehbaren Kampf heraufzubeschwören. Die Parteiung darüber ist keine bloß geistige und bürgerliche, sondern ergreift bereits das letzte, entscheidende Instrument des politischen Lebens, die Armee. Obgleich ja bereits die napoleonische Regierung in ihren Grundzügen demokratisch war, so liegt doch in der Natur eines Offizierkorps, in dem Prinzip der Autorität, das es repräsentiert, ein aristokratischer Zug, der sich immer wieder geltend macht. Sowohl die Tradition wie die natürliche Furcht der besitzenden Klassen vor Proletarier-Herrschaft und Anarchie haben alle diejenigen Elemente im französischen Volk, die entweder noch am Monarchismus festhalten oder wenigstens der Republik einen konservativen Charakter erhalten möchten, ihren Hort im Offizierkorps erblicken lassen, namentlich aber haben die Führer des Katholizismus in der Erkenntnis, wie gefährlich ihnen eine radikale Republik werden könne, schon lange gesucht, mit der Armee Fühlung zu gewinnen, und es wird richtig sein, daß die klugen Leiter der katholischen Politik im Jesuitenorden bereits seit Jahrzehnten bestrebt gewesen sind, Einfluß auf das Offizierkorps zu gewinnen. Ihre Stellung im Erziehungswesen und ihre in Jahrhunderten ausgebildete Kunst auf die Personalfragen einzuwirken und die ihnen ergebenen Leute in die entscheidenden Stellen zu lotsen, hat es fertig gebracht, daß die oberen Führer in der französischen Armee fast durchweg und ein sehr großer Teil des ganzen Offizierkorps klerikal und antirepublikanisch gesinnt sind. Dieses Offizierkorps und diese Armee werden sich nicht widersetzen, wenn der historische Moment einmal kommen sollte, wo die Republik wieder in eine Monarchie verwandelt werden kann. Mit Mühe hatte die bürgerlich-republikanische Regierung, als sie die Gefahr erkannte, einen General gefunden, Herrn André, der die Aufgabe übernahm, in dem Offizierkorps einen anderen Geist heranzubilden. Aber ein einmal vorhandener Korpsgeist läßt sich nicht so leicht umschaffen. Das große Mittel der Fortbildung im Offizierkorps durch die Verwaltung liegt in der Handhabung des Avancements: die höheren Führer erziehen die niederen; wen man in die höheren und

Digitized by Google

höchsten Stellen avancieren läßt, darauf kommt es an. Um aber die für das Aufsteigen geeignetsten Persönlichkeiten herauszufinden, ist man auf das Urteil der jetzigen höheren Führer angewiesen: sind diese einmal klerikal-antirepublikanisch, so wird auch der Nachwuchs nicht viel anders werden. In dieser Verlegenheit hat der General André zu dem verzweifelten Mittel gegriffen, sich von Außerhalbstehenden über seine Offiziere Berichte erstatten zu lassen, und wie ehedem ein kluger Jesuit bei den Kriegsministern seinen Einfluß geltend machte bei der Auswahl der Generale, so war es jetzt der Freimaurerorden, der in Frankreich eine Art Gegenorganisation gegen den Jesuitenorden bildet und von dem Kabinett des Kriegsministers herangezogen wurde, um die Gesinnungen der Offiziere auszuforschen, die befördert werden sollten. Durch einen Aktendiebstahl kam dies saubere System an den Tag, und die republikanische Partei verstand sich dazu, es zu decken, da tatsächlich der Regierung nichts anderes übrig bleibt, wenn sie ihrer Offiziere Herr sein will. Der Sozialdemokrat Jaurès war es, der im entscheidenden Augenblick für die Regierung auf die Bresche sprang: aber man stelle sich den Gesundheitszustand eines Staates vor, in dem die Regierung bekennen muß, sich nicht anders als durch eine moralische Ungeheuerlichkeit helfen zu können, ein Offizierkorps, in dem man sich bewußt ist, nicht von dem Urteil der Kameraden und der Kommandierenden, mit denen man einmal das Loos der Schlachten teilen und auf deren Führung vertrauend man in den Tod gehen soll, sondern von unbekannten Lauschern und Aufpassern in der Gesellschaft und in den Familien abhängig zu sein. Man muß sich ganz in eine solche Atmosphäre versetzen, um den Abgeordneten zu verstehen, der schließlich den Kriegsminister in der Deputiertenkammer ohrfeigte und dadurch tatsächlich seinen Rücktritt erzwang: eine Brutalität, eine verwerfliche, aber zu guterletzt eine verständliche, wie ein Attentat in Rußland. Was das französische Offizierkorps dabei empfunden hat, als es las, daß sein Kriegsminister öffentlich verprügelt worden sei, steht nirgends gedruckt, aber es bedarf keiner Phantasie, um es dennoch zu wissen — und jetzt hat die Republik die Verwaltung der Armee überhaupt keinem Offizier mehr, sondern einem politisierenden Börsenmakler übergeben. Was wird eine Armee, deren Kriegsminister in einem solchen inneren Zwiespalt zu seinem Offizierkorps steht, im Kriege leisten? Nicht daß der jetzige Kriegsminister Bertheau Zivilist ist, ist an sich das entscheidende; auch die Engländer haben bürgerliche Kriegsminister und ein fliegender Buchhändler war dort noch vor nicht langer Zeit Marineminister, aber das ist dort nur eine Personalfrage; die englische Regierung steht nicht in einem feindlichen Gegensatz zu ihren eigenen Offizieren, derselbe Geist herrscht hier wie dort, im Bureau und in der Front, und man lebt in gegenseitigem Vertrauen. Wie aber kann die französische Armee noch einen wirklich großen Krieg führen, wenn sie in der eigenen Regierung den niederträchtigsten aller ihrer Gegner sieht? Wie ist ein

Digitized by Google

einheitliches Handeln der Generale zu erhoffen, wenn sie untereinander von Argwohn erfüllt sein müssen, wer von ihnen im Geist der Kameradschaft lebt und wer sich vielleicht zu heimlichen politischen Zettelungen mit dem Kriegsminister hergibt?

Hier ist einer der Punkte, wo man zusehen muß, ob ein Staat gesund oder krank ist. Was sind unsere achtzig Sozialdemokraten im Reichstage für eine rotbäckige Erscheinung, wenn man sie vergleicht mit diesem schleichenden Gift in der französischen Armee und den herannahenden Krämpfen eines Kulturkampfes?

Gehen wir hinüber zu Rußland. Von dort ist eben die Nachricht gekommen von einem Vorgang, der leicht einmal größere Nachwirkung in der Weltgeschichte hinterlassen könnte als die Riesenschlacht am Schaho. Der Nachfolger des ermordeten Plehwe, der neue Minister des Innern, Fürst Swiatopolk-Mirski hat eine Versammlung von Delegierten der Provinziallandtage (Semstwos) in Petersburg zugelassen, und diese Versammlung hat mit 101 gegen 2 Stimmen beschlossen, dem Zaren ein Reformprogramm zu unterbreiten, was nicht weniger als die Ueberführung Rußlands in die Formen des europäischen Konstitutionalismus in Aussicht nimmt. Energisch in der Sache, vorsichtig und gemäßigt im Ausdruck, macht dieses Programm einen vorzüglichen Eindruck. Die Analogie zu der französischen Notabelnversammlung im Jahre 1787, dem vereinigten Landtag in Preußen im Jahre 1847, dem Vorparlament in Frankfurt im Jahre 1848 liegt auf der Hand. Sollte Rußland wirklich vor dem Experiment parlamentarischer Institutionen stehen?

Die gebildeten, idealistisch gerichteten Russen erwarten von solchen Institutionen die Heilung ihrer unerträglichen Gebrechen, wir im Westen denken darin von vornherein nüchterner, weil wir die Volksvertretungen in Fleisch und Blut kennen gelernt haben. In Paris und Wien prügeln sie sich, in Berlin sind sie so minderwertig, daß ihnen ihre eigenen Reden zu langweilig sind sie anzuhören, und draußen im Volk liest sie erst recht niemand mehr; aber freilich behalten wollen wir sie dennoch und wissen, daß ihre praktischen Arbeiten garnicht so schlecht sind, ich glaube, man darf sogar sagen, recht gut. Aber eben diese nüchtern-realistische Betrachtung führt uns schneller als die Russen, die noch im Reiche der Ideen schwelgen, auf die Vorstellung, wie solche westeuropäischen Institutionen in Rußland wirken müssen. Rußland und Preßfreiheit? In Rußland wo noch nicht einmal Religionsfreiheit herrscht? Rußland wo ein Drittel der Einwohner aus Völkerschaften besteht, die nur mit der äußersten Gewalt in Gehorsam und beim Reiche festgehalten werden? In Rußland Versammlungs- und Vereinsfreiheit, wo 70 Proz. der Bevölkerung aus Bauern besteht, die nicht lesen und schreiben können und deren Begriffswelt von den drei Grenz- und Wegsteinen Heiligenbild, Knute und Schnaps umschlossen ist? Sollen nur die höheren Bildungsschichten zur Staatsverwaltung zugezogen und mit der europäischen Geistesfreiheit beglückt werden? Diese

Digitized by Google

höheren Bildungsschichten sind ja gar nicht Rußland, sondern nur ein ganz dünner Aufguß, der mit den Empfindungen der Massen kaum in Berührung steht. Was wäre aber eine Volksvertretung, die das Volk nicht hinter sich hat und mit der Regierung ebensowenig sympathisiert?

Ich will auf alle diese tieferen Fragen heute noch nicht eingehen, sondern nur eine ganz besonders dringliche berühren. Das sind die Finanzen. Von je ist die schwache Seite aller parlamentarischen Regierungen das Finanzwesen gewesen. Die Volksvertretungen werden gewählt mit dem Ruf nach Ersparungen; diese Ersparungen beziehen sich aber immer nur auf den einen Punkt des Kriegswesens. Kann Rußland jetzt oder in nächster Zeit seine Rüstungen herabsetzen? Es könnte sogar sehr leicht kommen, daß eine enthusiastisch national-russische Volksvertretungsmajorität sie noch steigert; auf jeden Fall aber hat Rußland so unabweisbare Kulturbedürfnisse an allen Ecken und Enden, daß nur starrer Absolutismus sich ihnen bisher versagen konnte und jede leiseste Einwirkung der öffentlichen Meinung neue sehr große Ausgaben schaffen muß. Neue Steuern zu ihrer Deckung zu bewilligen wird aber keine Versammlung geneigt sein, eher solche an Stellen, wo sie besonders drücken, abzuschaffen. Schon heute sind die russischen Finanzen ein höchst gebrechliches Gebäude. Freilich in engerem budgetären Sinne sind sie in guter Ordnung. Das hat noch jüngst in einer vielbemerkten Abhandlung der Legationsrat Professor Helfferich, wenn er auch vielleicht den amtlichen russischen Angaben gar zu sehr vertraut hat, nachgewiesen.*) Aber Helfferich hat die Rohrbach'schen Untersuchungen in diesen „Jahrbüchern" nicht gekannt oder ignoriert und deshalb den entscheidenden Punkt übersehen. Das ist die in der Weltgeschichte noch nicht dagewesene Tatsache, daß zwei Drittel der riesigen russischen Staatsschuld im Ausland placiert sind und Rußland außerdem große regelmäßige Zahlungsverpflichtungen an's Ausland hat, die insgesamt zu groß sind, um durch den regelmäßigen Ueberschuß an Ausfuhr gedeckt zu werden.

Nicht in der Bilanz von Einnahmen und Ausgaben im Budget, sondern in der Zahlungsbilanz mit dem Ausland liegt also das Problem der russischen Finanzen; nicht weniger als 700 bis 800 Millionen Mark jährlich wird Rußland mit den Zinsschulden des jetzigen Krieges ans Ausland zu zahlen haben, was auch in den allerbesten Jahren der Export-Ueberschuß nicht erreicht.**) Es ist auch bei der einsichtigsten Finanzverwaltung, die weiß, was der Kredit in der Welt bedeutet, kaum denkbar, daß Rußland das auf die Dauer aushält. Nun stelle man sich eine Volksvertretung vor, in der ein Redner darlegt: alle unsere Leiden kommen

*) Die finanzielle Seite des russisch-japanischen Krieges. Von Professor Dr. Helfferich, Wirklicher Legationsrat. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

**) Preuß. Jahrb. Bd. 117 S. 383; Bd. 115 S. 564 (Märzheft 1904). Bd. 111 S. 570 (Märzheft 1903).

Digitized by Google

her von den unerträglichen Zinsen, die wir an die Ausländer (er wird sagen: ausländischen Juden) zu zahlen haben, ein Federstrich kann uns davon befreien. Dieser Rede würde die Bankerotterklärung unmittelbar auf dem Fuß folgen, und weil das schon von weither sichtbar ist, wird bei den ersten konstitutionellen Regungen der Kredit und damit die politische Machtstellung Rußlands in der Welt rapide heruntergehen.

Möglich ist, daß dann auch sofort wieder ein Aufschwung folgt, daß aus dem Innern Rußlands sich eine ungeheure aktive nationale Kraft entwickelt, wie in ihrer Revolution bei den Franzosen.

Aber hören wir auf mit solchen Zukunftsbildern, begnügen wir uns mit der Feststellung, wie stark und sicher wir uns in unseren wohlabgewogenen Verfassungszuständen im Vergleich zu unseren Nachbarn ringsum fühlen dürfen, wie sehr aber auch die Zukunftsaufgaben Deutschlands noch wachsen werden, wenn bei diesen Nachbarn sich innere Krisenzustände einstellen sollten!

26. 11. 04. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

v. Abel. Generalleutnant. — Stammliste der Königlich Preussischen Armee. 1905. M. 5,—, geb. M. 6,—. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. XX. Bd. 1. Heft. Tübingen. J. C. B. Mohr.

D'Avis, Eberhard. — Die natürlichen Aufgaben des Staats und die heutige deutsche Staatswirtschaft. 80 Pf. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Bahnsen, Julius. — „Wie ich wurde, was ich ward." Nebst anderen Stücken aus dem Nachlasse des Philosophen. Mit einem Porträt. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Rudolf Louis. Geh. M. 8.—, geb. M. 10. . München, Georg Müller.

Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. 386 S. München, J. F. Lehmann.

Bitterauf, Dr., Theodor. — Geschichte des Rheinbundes. I. Band. Brosch. M. 12,—. München, C. H. Beck.

Blum, Hans. — Volkstümliche geschichtliche Vorträge. M. 6,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Bode, Dr. W. — Ueber den Luxus. M. 1,60. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Bonaventura. — Nachtwachen. Geh. M. 3,50 geb. M. 4,80. Berlin, B. Behr.

Brabant, Dr. Artur. — Das heilige römische Reich teutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Grossen. M. 7,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Bruns, Jvo. — Vorträge und Aufsätze. 480 S. München, C. H. Beck.

van Calker, Dr. Fritz. — Ethische Werte im Strafrecht. M. 1,20. Berlin, Otto Liebmann.

Christ, Wilh. — Geschichte der griechischen Literatur. 4. Aufl. Brosch. M. 17,50, geb. M. 19,50. München, C. H. Beck.

Comercial exterior al României si Miscarea Porturilor in 1903. Bucuresci, Imprimeria Statului.

Comercial exterior al României si Miscarea Porturilor pe Trimestrul. Aprilie-Junie 1901. Bucuresci, Imprimeria Statului.

Daun, Dr. Berthold. — Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Ein Grundriss der modernen Plastik und Malerei. Mit mehr als 250 Abbildungen. Erste Lieferung. Charlottenburg, Georg Bürkner.

Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Jahrgang IV. Heft 1 u. 2. Vierteljahrspreis M. 2,50. Einzelheft M. 1.- . Prag, Karl Bellmann.

Diez, Max. — Goethe. M. 2,—. Stuttgart, Fr. Frommann.

Ernst, Paul. — Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. von Arnim und C. Brentano. Neu herausgegeben. München und Leipzig, Georg Müller.

Erythropel, Dr. Herm. — Das Recht der weltlichen Vereine und geistlichen Orden in Frankreich. M. 5,—. Berlin, Otto Liebmann.

Fahlbeck, P. E. — Der Adel Schwedens (und Finlands). Eine demographische Studie. M. 7,—. Jena, Gustav Fischer.

Flaubert, Gustav. — Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,- . Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Foral, Hugo. — Die Sühne. Tragödie in drei Aufzügen. Wien, Im Verlage des Verfassers.

Digitized by Google

Friederich. — Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815. Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, zweiter Band. Von der Schlacht bei Kulm bis zu den Kämpfen bei Leipzig. Mit 5 Plänen und 27 Skizzen in Steindruck. 500 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Fries. — Abhandlungen der Fries'schen Schule. Herausgegeben von Gerhard Hessenberg, Karl Kaiser und Leonard Nelson. 1. Heft. M. 4,—. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Fuchs, Carl Johs. — Zur Wohnungsfrage: Vorträge und Aufsätze. M. 4,60. Leipzig, Duncker & Humblot.

Gehrig, Dr. Hans. — Die Warenhaussteuer in Preussen. M. 2,40. Leipzig, B. G. Teubner.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Band 19. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.

Goldscheid, Rudolf. — Grundlinien zu einer Kritik der Willenskraft. K. 4,— = M. 3.40. Wien, Wilhelm Braumüller.

Hall Caine, Th. H. — Der verlorene Sohn. 2 Bände. Brosch. M. 6,—, geb. in 1 Bd. M. 7,—. Leipzig, H. A. Ludwig Degener.

Hart, Julius. — Träume der Mittsommernacht. M. 4,—, geb. M. 5,—. Jena, Eugen Diederichs.

Hassel, Dr. Paul. — Joseph Maria v. Radowitz. I. Band: 1797—1848. M. 12,—, geb. M. 14,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Haushofer, Dr. Max. — Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung. 46 S. München, J. F. Lehmann.

Friedrich Hebbels Briefe. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. Berlin, B. Behr.

Heil, Dr. Aug. — Die politischen Beziehungen zwischen Otto dem Grossen und Ludwig IV. von Frankreich. (936—954.) Berlin, E. Ebering.

Hemme, Adolf. — Was muss der Gebildete vom Griechischen wissen? 2. Auflg. Leipzig, Eduard Avenarius.

Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha und Gustav Freytag im Briefwechsel. Geh. M. 9,—, geb. M. 10,50 und 11,50. Leipzig, S. Hirzel.

Hirsch, Dr. Ferd. — Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Buchs (1674—1683). I. Band. M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Hirschberg, Dr. E. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 28. Jahrgang, enthaltend die Statistik des Jahres 1903 (zum Teil auch 1904). Im Auftrage des Magistrats herausgegeben. 481 S. Berlin, P. Stankiewicz.

Hoechstetter, S. — Er versprach ihr einst das Paradies. Eine Novelle. M. 3,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Hoensbroech, von. — Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. M. 1,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hoffmann, P. G. — Die Abschaffung der Getreidezölle in England. 107 S. Berlin, Franz Siemenroth.

Hommel, Dr. Fritz. — Grundriss der Geographie und Geschichte des alten Orients I. M. 7,50. München, C. H. Beck.

Jellinek. — Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Arthur L. Jellinek. II. Bd. Jahr 1903. M. 15,—. Berlin, B. Behr.

Joël, Karl. — Nietzsche und die Romantik. Brosch. M. 7,—, geb. M. 9,—. Jena, Eugen Diederichs.

Kahl, Dr. Wilh. — Strafrecht und freie Liebesthätigkeit. 50 Pfg. Berlin, Otto Liebmann.

Keller, Dr. — Alexander der Grosse nach der Schlacht bei Issos bis zu seiner Rückkehr aus Aegypten. Berlin, E. Ebering.

Keller, Helen. — Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Felix Holländer, deutsch von P. Seliger. Vierte Auflage. Stuttgart, Robert Lutz.

Kielland, Alexander. — Novellen und Novelletten. M. 3,—, geb. M. 4,—. Berlin, Franz Wunder.

Kierkegaard, Sören und sein Verhältnis zu ihr. M. 3,—. Stuttgart, Axel Juncker.

Kleist, Heinrich von. — Briefe an seine Schwester. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. Berlin, B. Behr.

Kohler, Jos. — Der Geist des Christentums. M. 1,20. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.

Kremnitz. — Die Entwicklung der rumänischen Armee seit dem Feldzuge 1877/78. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottländer.

Krollmann, C. — Das Defensionswerk im Herzogtum Preussen. I. Teil. Die Begründung des Defensionswerks unter dem Markgrafen Georg Friedrich und dem Kurfürsten Johann Friedrich. 116 S. Berlin, Franz Ebhardt u. Co.

Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunstausstellungen 1904. München, F. Bruckmann A.-G.

Kunz (Major a. D.). — Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Achtzehntes Heft. M. 5,—. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Laforgue, Jules. — Sagenhafte Sinnspiele. M. 4,—. Stuttgart, Axel Juncker.

v. Lignitz (General d. Inf.). — Aus drei Kriegen. 1866—1870/71—1877/78. Mit zehn Karten und Skizzen in Steindruck. M. 5,50. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Lindemann, Dr. Moritz. — Urbegriffe der Wirtschaftswissenschaft. M. 6,—. Dresden, O. v. Böhnert.

List Otwarty Polaka do Ministra rosyjskiego. 25 S. Lwów, Skład główny w Księgarni Gubrynowicza i Schmidta.

Martinazzoli, Dott. A. L. — La teorica dell'individualismo secondo John Stuart Mill. L. 4,50. Milano, U. Hoepli, 1905.

Meyer-Benfey, Heinrich. — Friedrich Naumann. Kart. M. 2,40, geb. M. 3,—. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Mohr, Martin. — Adel und Politik. Neun Kapitel bayerischer Tagesgeschichte. 80 Pfg. München, C. H. Beck.

Obstfelder, S. — Pilgerfahrten. M. 3,—. Stuttgart, Axel Juncker.

Osborn, Max. — Albrecht Dürers schriftliches Vermächtnis (Renaissance-Bibliothek). Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin, Leonhard Simion Nf.

Paracelsus, Theophrastus. — Volumen Paramirum und Opus Paramirus. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen von Dr. phil. Franz Strunz. Brosch. M. 12,—, geb. M. 14,—. Jena, Eugen Diederichs.

Digitized by Google

Pestalozzi. — Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. M. 1,—. Hamburg-Grossborstel. Gutenberg-Verlag.

Pohle, Dr. Ludwig. — Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Fünf Vorträge. „Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 57. Bändchen. Geh. M. 1,—, geschmackvoll geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Posener, Paul. — Der junge Jurist. M. 3,—. Breslau, J. N. Kern.

Prellwitz, Gertrud. — Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwicklung. Sieben Vorträge. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Pudor, Dr. H. — Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen im Auslande. I. Band: Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in den skandinavischen Ländern. 10 Bogen, mit statistischen Tabellen und Sachregister. Preis M. 7,50, geb. in Halbfranz M. 9,—. Leipzig, Felix Dietrich.

Runze, D. Dr. Georg. — Metaphysik. In Originalleinenband M. 5,—. Leipzig, J. J. Weber.

Sanders, Daniel. — Zitatenlexikon. Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Geb. M. 6,— in Geschenkleinband M. 7,—. Leipzig, J. J. Weber.

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. Bd. 10. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Schmidt, Dr. Erich. — Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Bromberg, Mittler'sche Buchh.

Schmitz, Oscar A. H. — Lothar oder Untergang einer Kindheit. M. 3,—. Stuttgart, Axel Juncker.

v. Scholz, Wilhelm. — Gedanken zum Drama und andere Aufsätze über Bühne und Literatur. Mit einem Umschlag von Karl Soffel. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,50. München, Georg Müller.

—.— Deutsches Balladenbuch enthaltend die neueren deutschen Balladen des 18. und 19. Jahrhunderts, von Bürger bis Liliencron, mit einer Einleitung herausgegeben. München und Leipzig, Georg Müller.

Sommerfeld, W. — Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter. M. 4,—. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Spitteler, Carl. — Olympischer Frühling. Epos IV. Ende und Wende. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Jena, Eugen Diederichs.

Spielttätösser, Dr. Willi. — Maxim Gorki. Eine Studie über die Ursachen seiner Popularität. Mit einem Bildnis Gorkis. 46 S. Charlottenburg, Georg Bürkner.

Staehlin, L. — Ueber den Ursprung der Religion. Brosch. M 0,80. München, C. H. Beck.

Stillich, Dr. Oskar. — Nationalökonomische Forschungen auf dem Gebiete der grossindustriellen Unternehmung. I. Band. M. 6,—. Berlin, Franz Siemenroth.

Strindberg, August. — Die gotischen Zimmer. Familienschicksale vom Jahrhundertende. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

—.— Die Nachtigall von Wittenberg. Zweite Auflage. Berlin—Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchengeschichtliche Abhandlungen. 13. und 14. Heft: Die Ausgaben des preussischen Staats für die evangelische Landeskirche der älteren Provinzen. M. 11,—. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Tolstoi, Leo N. — Anna Karenina. Drei Bände. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Brosch. M. 12,— geb. M 15,—. Jena, Eugen Diederichs.

Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. St. Bauer in Basel, Prof. Dr. G. von Below in Tübingen, Dr. L. M. Hartmann in Wien. II. Band. 4. Heft. Preis für den Band (4 Hefte) M. 20,—. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Verwaltungsbericht der Landes-Versicherungsanstalt Berlin für das Rechnungsjahr 1903.

Vrba, Rudolf. — Oesterreichs Bedränger. Die Los-von-Rom-Bewegung. 10,— Kr. ö. W. oder M. 10,— Reichsw. Prag, Fr. Rivnac.

- „ - Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Oesterreich. M. 3,40. Selbstverlag. In Kommission: Cyrillo-Method'sche Buchhandlung, Prag-I., Melantrichgasse.

Wagner, Richard, an Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871. Zehnte Auflage. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—. Berlin, Alexander Duncker.

Wells, H. G. — Die Zeitmaschine. Brosch. M. 2,25, geb. M. 3,—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

- „ — Dr. Moraus Insel. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,25. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

- - „ - Die Riesen kommen. Brosch. M. 4,25, geb. M. 5,25. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Wilde. — Apologia pro Oscar Wilde. M. 1,—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Wolseley. — Die Geschichte eines Soldatenlebens. 2 Bände. 8°. 366 u. 355 S. M. 12,—, geb. M. 15,—. Berlin, Karl Siegismund.

Ziegler, Dr. J. H. — Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft, vier Abhandlungen: 1. über den eigentlichen Begriff der Natur, 2. über das wahre Wesen der sogenannten Schwerkraft, 3. über die wahre Ordnung der chemischen Elemente und deren Zusammensetzung und 4. über den Sonnengott von Sippar. (Mit verschiedenen Abbildungen und Tabellen.) Fr. 5,—. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Abeken-Heuermann. — Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. M. 4.—. Weimar, Hermann Böhlau Nachf.

Bleicher, Dr. Heinrich. — „Volksversicherung". Ein Beitrag zur Versicherungspolitik. M. 1.—. Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Heft 208. Berlin, Leonhard Simion.

Fischer, Carl. — Aus einem Arbeiterleben. Skizzen. Brosch. M. 1,80, geb. M. 2,50. Jena, Eugen Diederichs.

Foerster, Erich. — Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung. 25 Pf. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr.

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Vierter Band (1797—1806). In Leinwand geb. M. 1,—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. 20. Bd. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.

Digitized by Google

Herder, Joh. Gottfr. — Ideen. Zusammengestellt von Friedrich von der Leyen. Mit Porträt. (Erzieher zu deutscher Bildung. Erster Band.) Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Jena, Eugen Diederichs.

Holzhausen, Paul. — Bonaparte, Byron und die Briten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon. Preis geh. M. 6.—, geb. M. 7.—. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Kappstein, Theodor. — Peter Rosegger. Ein Charakterbild. 334 S. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Lentz, Dr. Ernst. — Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten im Auftrage des Vereins für Schulreform erläutert. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. M. 1,—. Berlin, Otto Salle.

Masuccio. Novellen. Zum erstenmal übertragen von Dr. Paul Sakolowski. I. M. 2,50. Altenburg, S. A., Theodor Unger.

Mie, Dr. Gustav. — Moleküle, Atome, Weltäther. Mit 27 Figuren im Text. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 58. Bändchen.) Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Mommsen, Reden und Aufsätze. Geh. M. 8.—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Nagel, Dr. S. R. — Die Hauptwerke der deutschen Literatur. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2,80. Wien und Leipzig, Franz Deuticke.

Patria. — Jahrbuch der „Hilfe" 1905. Herausgegeben von D. Fr. Naumann, Herausgeber des nationalsozialen Wochenblatts Die „Hilfe". Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Peabody, F. G. — Der Charakter Jesu Christi. 60 Pf. Giessen, J. Ricker'sche Verlagsbuchh. —,— Die Religion eines Gebildeten. M. 1,50, geb. M. 2,20. Giessen, J. Ricker.

Philosophische Bibliothek. Band 92. Baruch de Spinoza. Ethik. M. 3,—. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Preliwitz, Gertrud. — Michel Kohlhas. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Reuss, Eduard. — Briefwechsel mit seinem Schüler und Freunde Karl Heinrich Graf. Zur Hundertjahrfeier seiner Geburt herausgegeben von K. Budde und H. J. Holtzmann. Geh. M. 12,—, in Hlz. geb. M. 14,50. Giessen, J. Ricker.

Schartenmayer. — Der Deutsche Krieg 1870—71. Ein Heldengedicht aus dem Nachlass des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. Sechste Auflage. München, C. H. Beck.

Schlegel, Friedrich. — Fragmente. Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Mit Porträt. (Erzieher zu Deutscher Bildung. Zweiter Band.) Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Jena, Eugen Diederichs.

v. Schmidtz-Hofmann, Carl. — Heilsarmee und Gesellschaft. Dritte Auflage. 50 Pf. Ascona. Cant. Tessin, C. v. Schmidtz.

Seller, Friedrich. — Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Schwerts. Preis M. 2,20. Halle a. S., Verlag der Buchh. des Waisenhauses.

Sello, Erich. — Ein später Strauss. Berlin, Schuster u. Loeffler.

Semmig, Jeanne Berta. — Die Stadt der Erinnerung. M. 1,80. München, C. H. Beck.

Strackerjan, Karl. — Aus dem Leben und Wirken eines deutschen Schulmannes. Mitgeteilt von Else Wirminghaus geb. Strackerjan. M. 5,—. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.

Werner, R. M. — Hebbel. Sein Leben und Wirken. Bd. 47—48 der Biographien-Sammlung Geisteshelden. Berlin, Ernst Hofmann u. Co.

Wuttke. — Die deutschen Städte. 2 Bände. Geb. M. 30,—. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

Digitized by Google

Dezember 1904. Einhundertundachtzehnter Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

v. Caemmerer, Generalleutnant z. D., Berlin:
Der ostasiatische Krieg 369
Emil Lucka, Wien:
Das Gebet 381
Dr. Oskar Poensgen, Assessor, Berlin:
Paris, London und Groß-Berlin in ihren Verwaltungsorganisationen 396
Dr. Theobald Fischer, ord. Prof. d. Geographie a. d. Univ. Marburg:
Tunis, Biserta und Tunesien im Jahre 1904 418
Dr. med. G. W. Schiele, Naumburg a. S.:
Ueber das Streikrecht der Aerzte 437
Arthur Bonus, Dresden:
Zur Charakteristik Gottfried Kellers 452
v. Wentzel, Berlin:
1802—15. Lebenserinnerungen des Generalleutnant Wilhelm von Wentzel. I. 467

Notizen und Besprechungen.

Geschichte. Dr. Emil Daniels, Berlin: v. Hübner, Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris 1851—1859. (S. 513.)

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1904.

Ausgegeben den 30. November 1904.

Digitized by Google

Theologie. Gertrud Prellwitz, Berlin: Hermann Büttner, Meister Eckehart, Schriften und Predigten. (S. 520.)

Nationalökonomie. Dr. Hjalmar Schacht, Berlin: Rudolf Martin, Die Eisenindustrie in ihrem Kampf um den Absatzmarkt. (S. 525.) — Oskar Stillich, Nationalökonomische Forschungen auf dem Gebiete der großindustriellen Unternehmungen. (S. 529.) — Annuaire statistique de la Roumanie. (S. 532.)

Literatur. Arthur Bonus, Dresden: Paul Remer, Die Dichtung. (S. 536.) — Max Fuhrmann, Greifswald: Arthur Sewett, Die Kirche siegt. (S. 542.) — Fritz Reuter, Marlene. (S. 543.)

Militärisches. v. Caemmerer: Nachtrag. (S. 543.)

Politische Korrespondenz.

*: Aus Oesterreich. (S. 545.)
Prof. Wiedenfeld, Köln: Das Schleppmonopol. (S. 551.)
Delbrück: Der Krieg. Der russisch-englische Konflikt in der Nordsee. England und Deutschland. Frankreich und seine Armee. Rußland ein Verfassungsstaat. (S. 557.)

Beilagen der Schreibwaren-Fabrik F. Soennecken, Bonn, der Verlagsbuchhandlung Wilhelm Süßerott, Berlin, des Verlag von August Scherl, G. m. b. H., Berlin, der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München und der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Verlag von O. R. Reisland in Leipzig.

Soeben erschienen! **Soeben erschienen:**

Handbuch der „Praktischen Pädagogik"

für höhere Lehranstalten.

Von **Dr. Herman Schiller,** weil. Geh. Oberschulrat und Universitäts-Professor a. D.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

1904. 48 Bogen gr. 8°. Mark 12.—, elegant Halbfranz gebunden Mark 13.50.

INHALT: Erster Teil: **Schulen, Schüler und Lehrer.** — Zweiter Teil: **A. Die psychologische Grundlage der Erziehung und des Unterrichts. B. Die ethische Grundlage.** — Dritter Teil: **Die Schulzucht.** — Vierter Teil: **Unterricht.** A. Die allseitige und einheitliche Gestaltung. B. Allgemeine Bestimmungen über das Unterrichtsverfahren an den höheren Schulen. C. Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer.

Lehrbuch der „Geschichte der Pädagogik"

für Studierende und junge Lehrer.

Von **Dr. Herman Schiller,** weil. Geh. Oberschulrat und Universitäts-Professor a. D.

Vierte Auflage. 1904. 30 Bogen gr. 8°. M. 8.—, geb. Halbfranz M. 9.40. **Vierte Auflage.**

Die evangelischen Kirchenordnungen

des XVI. Jahrhunderts.

Herausgegeben von **Professor Dr. Sehling.**

Bisher erschienen zwei Bände.

Inhalt: I. Abteilung: **Sachsen und Thüringen nebst angrenzenden Gebieten.**

I. Hälfte: Die Ordnungen Luthers. Die Ernestinischen und Albertinischen Gebiete.
1902. 96¼ Bogen 4°. Mark 36.—, elegant gebunden Mark 40.—

II. Hälfte (Schluss der I. Abteilung):
1904. 77¾ Bogen 4°. Mark 30.—, elegant gebunden Mark 34.—

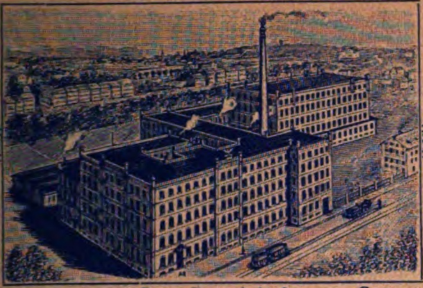
Hiermit ist die erste selbständige, das Stammland der Reformation behandelnde Abteilung des grossen Quellenwerkes vollständig.

Digitized by Google

Vorzügliche Geschenke

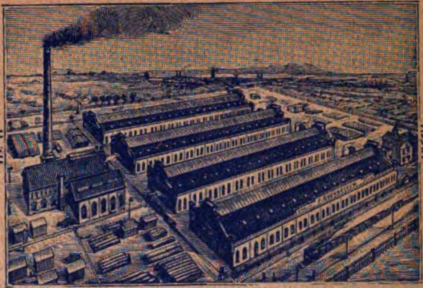
F. Soennecken * Bonn

Schreibwaren- und Schreibmöbel-Fabrik



Bonn-Poppelsdorf

Soennecken-Werke



Bonn-Soenneckenfeld

Leipzig Sternwartenstr. 46
London 9 u. 10, James St.
Paris 26, Rue de l'Entrepôt

Berlin W8
Taubenstr. 16-18 (a. d. Friedrichstr.)

Genf: E. Dallwigk, Rue Tour de l'Ile
Wien: Nestler & Roesler, Mühlg. 20
(Besondere Preise)

Soennecken's Schreibfedern

Das Beste, was die Schreibfedern-Fabrikation zu leisten vermag

Nr **12** 1 Gros M **2.50**, 1/4 Gros **70** Pf • Nr **152** 1 Gros M **2.50**, 1/4 Gros **70** Pf • Nr **72** 1 Gros M **2.50**, 1/4 Gros **70** Pf
1 Auswahl (15 Federn) **30** Pf

Soennecken's Eilfedern

Beste Federn für schnelles schreiben

1 Auswahl, 12 Federn u. 1 Halter **50** Pf

1 Gros M **3.—**
1/4 Gros **80** Pf

Spitzen schräg Nr **103–108**
Spitzen gerade Nr **203–208**

Schreiben ohne Druckanwendung, verschönern die Schrift und spritzen nie

Soennecken's Neumetallfedern

Rosten nicht

Goldmetall: Nr **984, 985**
1/4 Gros M **3.—** * 1/12 Gros M **1.10**
Weißmetall: Nr **981, 982**
1/4 Gros M **2.—** * 1/12 Gros **75** Pf
1 Auswahl (12 Federn) **75** Pf

Soennecken's Kugelfedern

Gleiten leicht über das Papier, kratzen nie

Nr **762** 1 Gros M **2.50** * 1/4 Gros **70** Pf
1 Auswahl (15 Federn) **30** Pf

Soennecken's Normalfedern

Beste Federn für flotte Schönschrift

Ermöglichen gerade vor dem Tisch zu sitzen

1 Hundert
Nr **181**, grau : M **2.50**
„ **183**, blau : „ **2.50**
1 Auswahl Nr **9,**
12 Federn und 1 Halter
50 Pf

Die *Rundschrift*

Herausgegeben von F. Soennecken, mit Vorwort von Geh. Rat Prof. Reuleaux.
I. Teil mit 25 Federn (einfach. Lehrgang) M **2.50.**
Vollständig: I. bis **III. Teil** in Schachtel mit 25 einfachen und doppelten Federn und 1 Halter M **5.—**

Rundschrift-Federn

1 Gr. M **3.—** • 1/4 Gr. **80** Pf
1 Auswahl, 25 einfache u. doppelte Federn M **1.—**

Soennecken's Goldfedern und Goldfüllfedern

mit Diamant- (Iridium-) Spitze • Gewähr für jedes Stück

Nr **3**: 1 St. M **7.—** • Nr **4**: 1 St. M **7.50** * Nr **5**: 1 St. M **9.—** * Nr **6**: 1 St. M **11.—** * **Goldeilfedern** in fünf Spitzenbreiten, 1 St.: M **10.—**
Hartgummi-Umsteckhalter dazu: 1 St. M **1.—**

Goldfüllfeder Nr **544**: M **12.—** * Nr **575**, Zunge über der Feder: M **10.—** * **17** cm lang

[illegible] **17** cm lang

Theologie. Gertrud Prellwitz, Berlin: Herman
und Predigten. (S. 520.)
Nationalökonomie. Dr. Hjalmar Schacht, Berli
in ihrem Kampf um den Absatzmarkt. (S. 525.)
Forschungen auf dem Gebiete der großindustri
Annuaire statistique de la Roumanie. (S. 532
Literatur. Arthur Bonus, Dresden: Paul Reme
Fuhrmann, Greifswald: Arthur Sewett, Die
Marlene. (S. 543)
Militärisches. v. Caemmerer: Nachtrag. (S. 543
Politische Korrespondenz.
*: Aus Oesterreich. (S. 545.)
Prof. Wiedenfeld, Köln: Das Schleppmonopol. (S
Delbrück: Der Krieg. Der russisch-englische Konflikt
land. Frankreich und seine Armee. Rußland ein

Verlag von O. R. Reislan

Soeben erschienen!

Handbuch der „Praktisc

für höhere Lehran

Von **Dr. Herman Schiller,**

Vierte, umgearbeitete und ver
1904. 48 Bogen gr. 8°. Mark 12.—, elegant H

INHALT: Erster Teil: **Schulen, Schüler und Lehrer.**
Grundlage der Erziehung und des Unterrichts.
Teil: **Die Schulzucht.** — Vierter Teil: **Unterricht.** A
B. Allgemeine Bestimmungen über das Unterrichtsverfahren an d
Unterrichtsfächer.

Lehrbuch der „Geschicht

für Studierende und ju

Von **Dr. Herman Schiller**

Vierte Auflage. 1904. 30 Bogen gr. 8°. M. 8.—, ge

Die evangelischen K

des XVI. Jahrh

Herausgegeben von **Professor**

Bisher erschienen zw

Inhalt: I. Abteilung: **Sachsen und Thüringen**
I. Hälfte: Die Ordnungen Luthers. Die Ernst
1902. 96¾ Bogen 4°. Mark 36.—, ele
II. Hälfte (Schluss der
1904. 77¾ Bogen 4°. Mark 30.—, ele

Hiermit ist die erste selbständige, das Stamm
Abteilung des grossen Quellen

Mit Beilagen der Schreibwaren-Fabrik H. Soennecken, Bonn, der Verlagsbuchhandlung Wilhelm Süßerott, Berlin, des Verlag von August Scherl, G. m. b. H., Berlin, der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München und der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

he Geschenk a

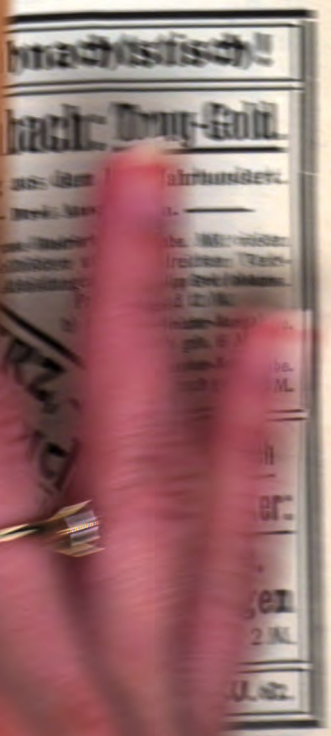
cken * Bo

Schreibmöbel-Fabrik

im W8

Digitized by Google

Geschenke



Digitized by Google

Gediegenste Arbeit

Soennecken's Briefordner

D. R.-Patent

Einfachere und bessere Konstruktionen gibt es nicht

Vortrefflichste Ausstattung

Für den Privat-Gebrauch:

Nr 1 A 25×30½ cm (4°) M 1.—
„ 1 H 25×35½ „ (2°) „ 1.50
„ 1/0 16×24½ „ (8°) „ 0.80

Nr 114 A 28½×30½ cm (4°) M 1.25
„ 114 H 28½×35½ „ (2°) „ 1.75
„ 114/0 19½×24½ „ (8°) „ 1.—

Nr 753 A 25×30½ cm (4°), m. Locher M 2.—
„ 753 H 25×35½ „ (2°), „ „ „ 2.50

Diese Ordner sollten keiner Hausfrau fehlen

Soennecken's schräge Schreibmappen

Sehr angenehm für die Augen

Mit Ledereinfassung

Nr 75 43×33 cm M 6.—
„ 76 47×36 „ „ 7.50
10 Ersatzlöschkartons: M 1.— bezw. M 1.20

30×32 cm

Für Damen

Nr 79 mit Schloss M 6.—
10 Ersatzlöschkartons: 80 Pf

Soennecken's Locher

Zum durchlochen der Schriftstücke

Die Mulde dient zur Aufnahme der Papierspäne

D. R.-G.-M.
Mit Holzfuss, Mulde und Anschlag Nr 231 A : M 2.— * Ohne Holzfuss und ohne Anschlag = Nr 231 : M 1.10

Soennecken's Schreibmappen

Leder-Einfassung

Löschkarton auswechselbar

Nr 432 26×37 cm M 3.50
„ 433 29×41 „ „ 4.—

Soennecken's Schriftenmappen

Mit 20 Fächern (A–Z)

Aus starkem, schwarzen Kaliko

Mit Metallecken

Mit Schloss | Nr 756 E 35×26 cm M 8.75
„ 757 E 40×26 „ „ 10.—
Ohne Schloss | „ 754 E 35×26 „ „ 6.50
„ 755 E 40×26 „ „ 7.75

Ohne Metallecken und ohne Schloss:
Nr 754 35×26 cm M 5.50
„ 755 40×26 „ „ 6.50

Soennecken's Handordner

(Schreibmappe)

Zum einordnen unerledigter Briefe

Nr 425 26×35½ cm M 2.50
„ 426 28½×40 „ „ 3.—

Soennecken's Taschenbuch „Notizen"

Dauernd alphabetische Folge aller Eintragungen

D. R.-G.-M.

Blätter auswechselbar

Einband wird dauernd benutzt

Für Adressen, Bezugsquellen, Preise

12×17 cm

Mit 100 karr. Blättern und Register
Nr 1230 Kalikoband . M 2.80 | 100 Ersatzblätter 40 Pf
„ 1231 Lederrücken . „ 3.50 |
Als Reise-Hauptbuch mit 100 Kontenblättern:
Nr 1227 Kalikoband . M 3.— | 100 Ersatzblätter 70 Pf
„ 1228 Lederrücken . „ 3.80 |

Soennecken's Notizenordner „Mein Gedächtnis"

Alphab. Folge aller Eintragungen

Blätter auswechselbar

16×18 cm

Nr 840 Lederband M 7.—
„ 933 einfacher „ 4.—

Soennecken's Reiseschreibmappen

Eine wirklich für den Gebrauch berechnete Mappe · Rücken erweiterbar.

Segeltuch-Ueberzug.

Mit loser Schreibunterlage

Nr 74[illegible] mit Band, 26½×35 cm M 6.—
Mi[illegible] „ Nr 747 27×35 cm M 7.—
„ „ M 8.—
„ „ 27 cm M 6.—

Soennecken's Musikmappe

Beliebig erweiterbar

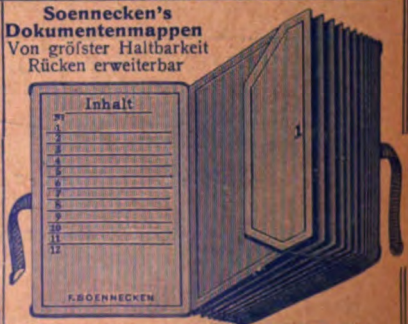
Mit 21 Fächern (A–Z)

Nr 767 31×40 cm M 9.—
Genr. Kaliko-Ueberzug

Soennecken's Dokumentenmappen

Von grösster Haltbarkeit

Rücken erweiterbar



30×38½ cm * Mit 12 Taschen (Nr 1–12) aus starkem dunkelblauen Manilakarton
Nr 740 ohne Metallschienen M 6.50
„ 743 mit „ „ 8.50

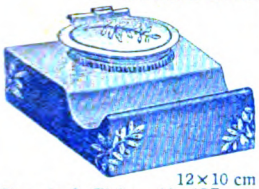
Digitized by Google

Zweckmäfsigste Tintenfässer

Soennecken's Tintenfässer

Gediegenste Arbeit

Verhindern zu tiefes eintauchen der Feder, Doppeltintenfässer aufserdem verwechseln der Tinte



12×10 cm

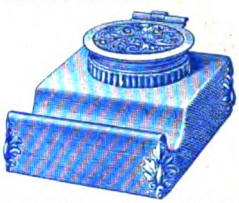
Dunkel Eiche Nr **487** : M **5.50**
Mahagoni : „ **596** : „ **6.50**
14×12 cm
Dunkel Eiche Nr **488** : M **6.50**
Beschläge versilbert u. oxydiert

Beschläge
M = fein pol. Messing
K = Altkupfer
G = echt vergoldet

Glas 9½×11 cm

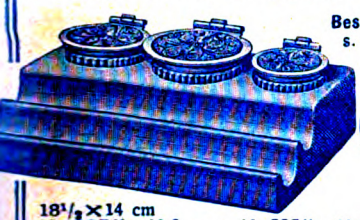
Nr **279 W** : M **1.50**

Untersätze fein poliert Eiche oder Nufsbaum, bei Tintenfässern mit vergoldeten Beschlägen **(G)** schwarz



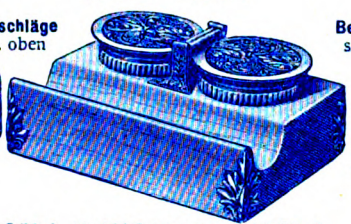
Verschlufsdeckel vernickelt

Nr **293 M**	10×10 cm	M **3.25**
„ **293 G**	10×10 „	„ **4.75**
„ **476 M**	12×11 „	„ **3.50**
„ **476 K**	12×11 „	„ **3.75**



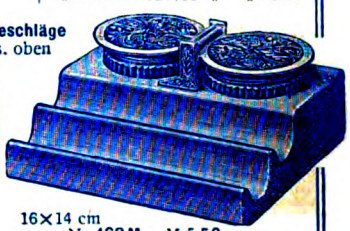
18½×14 cm
Nr **287 M** : M **6.—** * Nr **287 K** : M **6.50**
Nr **287 G** : M **8.—**
Deckel fein vernickelt: Nr **288** : M **4.75**

Beschläge s. oben



Nr **286 G** 11× cm M **5.50**
„ **294 M** 15×10 „ „ **5.—**
„ **135 M** 18×12 „ „ **5.50**

Beschläge s. oben



16×14 cm
Nr **468 M** : M **5.50**
Nr **468 K** : M **6.—** * Nr **468 G** : M **7.—**
Deckel fein vernickelt: Nr **469** : „ **4.—**

Soennecken's Schreibblöcke

Jedes Blatt kann durch unterlegen unter die Kugel aufbewahrt werden

Nr **264** 16×20 cm M **3.50**

Für den Damenschreibtisch:
Nr **745** 12×15 cm M **4.—**
In Mahagoni-Holz,
Metallteile fein vergoldet
Ersatz-Blöcke 60 Pf

Soennecken's Kopierpressen

in Buchform

Beste Kopierpresse für den Privatgebrauch

Handhabung

Aus Stahl und Schmiedeeisen

Fein lackiert

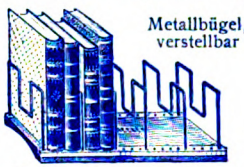
Viertelgröfse, 25½×28½ cm

Nr **1**	ohne Schlofs	m. Buch von	M **14.—**
„ **2**	mit „	1000 Blatt	„ **16.—**
„ **3**	ohne „	m. Buch von	„ **13.—**
„ **4**	mit „	500 Blatt	„ **15.—**

Soennecken's Bücherstützen

Für den Schreibtisch

Fein lackiert
Nr **8** : M **1.25** * 16–25 cm lang



Metallbügel, verstellbar

Nr **344** 30 cm lang M **5.—**
„ **344 A** 45 „ „ „ **7.50**
Ganz aus Metall:
Nr **329** 30 cm lang M **4.—**

Soennecken's Umlegkalender

Der beste Vermerkkalender
Jedes Blatt kann umgelegt werden

Nr **263** 18×12½ cm M **2.25**

Für den Damenschreibtisch:
Nr **744** 14½×10 cm M **2.50**
In Mahagoni-Holz
Ersatz-Kalender 75 Pf

Soennecken's Löscher

Unterplatte poliert. Holz

Oberplatte nickelplattierter Stahl

Nr **86**	8 cm	breit	M	**1.—**
„ **87**	7 „	„	„	**0.85**
„ **88**	6 „	„	„	**0.75**

Soennecken's Gummierglas „Acara"

Pinselfüllung regulierbar

*

Nr **220** 7×12 cm M **2.—**

*

Sparsamster Verbrauch des Gummi-Arabikums

*

Nr **221** 5×9 cm M **1.50**

*

Gummi-Arabikum
1 Glas mit ½ kg : Nr **311** : M **1.50**

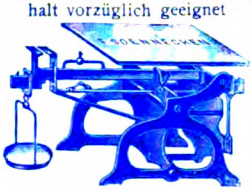
Soennecken's Briefbeschwerer

Aus Stahl, fein vernickelt und poliert, mit Tuch unterklebt

Nr **16** Platte 13½×5½ cm M **2.75**

Soennecken's Paketwagen

Für Geschäfte und den Haushalt vorzüglich geeignet



Tragfähigkeit 25 kg
Nr **184** ohne Gewichte M **25.—**
Gewichte dazu M **8.50**

Digitized by Google

Gediegenste Arbeit * Soennecken's Schreibtische * Mit Zentralverschluſs

In Eichenholz, fein matt
In Nuſsbaumholz, fein matt poliert

In Eiche * Feine Ausstattung

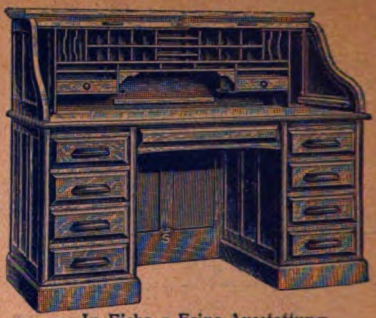
	Breite	Tiefe	Höhe	
Nr **1252**	125	80	76 cm	M **115.**–
„ **1253**	135	80	76 „	„ **120.**–
„ **1254**	150	80	76 „	„ **125.**–

Mit Holzschnitz-Arbeit:
Nr **865** Eiche M **280.**–,
Nuſsbaum M **315.**–
156×90×91 cm

Mit Rolladen:
Nr **866** Eiche M **350.**–
156×90×118 cm

Die Schreibtische werden durch verschlieſsen der mittleren Schieblade bezw. herablassen des Rolladens abgeschlossen

Ausführliches Preisbuch über Soennecken's Schreibmöbel kostenfrei



In Eiche * Feine Ausstattung

	Breite	Tiefe	Höhe	
Nr **1261**	135	80	127 cm	M **175.**–
„ **1262**	150	80	127 „	„ **185.**–

Soennecken's Bücherständer

Ohne Holzschnitz-Arbeit:
Nr **895**
Eiche M **53.**–
Nuſsbaum M **56.**–
117×55 ×55 cm

*

Mit 4 Rollfüſsen

Mit feiner Holzschnitzarbeit:
Nr **896** 144×60×60 cm
Eiche M **106.**– * Nuſsbaum M **115.**–

Soennecken's Aktenschränke

Eichen-, Nuſsbaum- od. Mahagoni-Holz
Fourniert • Fein matt

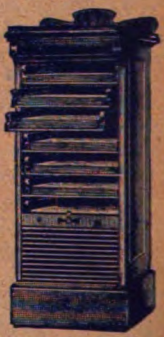
Schränke mit 6, 8, 10, 16, 20 Kasten

Mit Zentralverschluſs
Nr **826** Mit 12 Kasten, 116×104×36 cm
Eiche M **90.**— * Nuſsbaum M **100.**–

Soennecken's Notenschränke

mit Rolladen

Feinste Ausstattung.
Mit 9 ausziehbaren Schiebladen,
Innenmaſs:
Höhe 8 cm,
Breite 37 cm,
Tiefe 31 cm



Nr **880:** 128×50×49 cm
Eiche M **75.**— * Nuſsb. M **80.**–
fein matt schwarz M **95.** –

Soennecken's Ideal-Bücherschränke

Zum zusammensetzen * Mit geschützten Einrichtungen * Beliebig zu vergröſsern

Mit staubdicht schlieſsenden **Glastüren,** die oben eingeschoben werden, also nie im Wege sind.

Mit und **ohne** Verschluſs

Der Verschluſs schlieſst **sämtliche** übereinanderstehenden **Abteile** durch **einmaliges** umdrehen **eines** Schlüssels

Die Abteile, Sockel und Kopfstücke sind einzeln käuflich

Bei Bestellung wolle man die Zahl der Abteile, Sockel und Kopfstücke und die Gröſsen angeben. Die Zusammenstellung kann aus einer oder mehreren der 4 Gröſsen erfolgen

Soennecken's Ideal-Bücherschränke sind leicht auseinander zu nehmen und leicht zu befördern

Die Kasten werden gerade aufeinandergesetzt und sind dann sofort festgestellt

Mit Holzschnitz-Arbeit, in Gröſse 3 oder 4:

Dieser Schrank, zusammengesetzt aus 7 Abteilen, 2 Sockeln und 2 Kopfstücken, kostet in Eiche, ohne Verschluſs:
Gröſse 3, Aufsengröſse 177×172×36 cm M **195.**—
Preise der Einzelteile: 1 Abteil M **21.**—, Sockel oder Kopfstück M **12.**—

Nr **1126** Zusammengesetzt aus je 2 Abteil. **Gröſse 3** u. **4,** 1 Sockel und Kopfstück:
Eiche, ohne Verschluſs M **136.**–

Digitized by Google

H. Meyen & Co.

Silberwaaren-Fabrik

Sebastian-Str. 20 Berlin S.

Auserlesenes für den Weihnachtstisch!

Carl Busse:
Federspiel.
Westl. u. östl. Geschicht.
Elegant geh. 5 M.
Eleg. geb. 6 M.

Ind. Grenzschenke Lena Sieg
Geh. 1.50, geb. 2 M.

Rud. Baumbach: Trug-Gold.
Erzählung aus dem 17. Jahrhundert.
— Drei Ausgaben. —
a) Grosse illustrierte Ausgabe. Mit vielen Vollbildern und zahlreichen Text-Abbildungen v. Philipp Grot Johann. Prachtband 12 M.
b) Illustr. Miniatur-Ausgabe. Hübsch geb. 6 M.
c) Taschen-Ausgabe. Hübsch geb. 3 M.

Helene Stökl:
Leben u. Lieben — Neue Novellen. Hübsch geb. 4 M.
Novellen (1. Sammlung). Hübsch geb. 3 M.

Friedrich Gerstäcker:
Humorist. Erzählungen
Hübsch gebunden 2 M.

Theodor **Artopé:**
Blinde Liebe.
Geh. 2, geb. 2.50 M.

Jassy **Torrund:**
Wenn's dunkel wird.
Geh. 1.50, geb. 2 M.

A. **Rantzau:**
Feuer.
Geh. 3 M., geb. 3.50 M.

Albert Goldschmidt, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 62.

Digitized by Google

o o o o o Verlag von Heinrich Minden, Dresden. o o o o o

Die schönsten Füchse des Regiments.

— Humoristischer Roman von —

Fritz von Zanthier.

Dritte Auflage. Preis broschiert Mark 3.—, in Originalband gebunden Mark 4.—.

. . . . Um so freudiger sei das vorliegende Werk begrüsst, das von einem **urwüchsigen** und **lebensfrischen Humor** durchsetzt und durchtränkt ist. Das ganze Buch hat uns gefallen, es bietet eine Lektüre, **bei der man sich von Herzen amüsieren kann, und ein befreiendes Lachen ist wohl etwas wert.** (Hamburg. Corresp.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, gegen Einsendung des Betrages auch direkt von der Verlagshandlung.

Soeben erschienen:

I. N. R. I.

Frohe Botschaft eines armen Sünders

von

Peter Rosegger.

ca. 400 S., brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfz. M. 5.50.

Die Beschäftigung mit religiösen Fragen, welcher sich der Dichter bereits in seinem, zur Zeit in 23. Auflage vorliegendem Buche: „Mein Himmelreich" hingegeben hatte, erhält mit diesem Werke ihre Krönung. Es ist nicht mehr und nicht weniger als die in das Gewand des Romans gekleidete Umdichtung der Lebensgeschichte Jesu, wie sie ein armer, zum Tode verurteilter Mensch in den sechs Wochen seiner Galgenfrist — sich zum Troste und zur Freude — aus der Erinnerung seiner Kindheit niederschreibt. Ein schönes und ernstes Werk, welches den Weg zum Herzen des Volkes finden wird.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Die Toten leben fort!

Dies wird jedem zur Gewissheit, der die Werke von Staatsrat **Aksakow**, Prof. **Crookes**, Dr. **du Prel**, Prof. **Falkomer**, Dr. **Friese**, Baron **Hellenbach**, Dr. **von Langsdorff**, **von Vesme** u. a. studiert. — Die Anschaffung wird, namentlich den Minderbemittelten, erleichtert durch die

Weihnachts-Preisermässigung

meines grössten Spezial-Verlags für „*Spiritismus*", „*Hypnotismus*", „*Heilmagnetismus*" u. s. w. vom

1. Dezember 1904

bis **31. Januar 1905.**

Ausführlichen Katalog versendet gratis und franko

Oswald Mutze, Verlag, Leipzig.

Nationalstenographie

Lehrgang in 3 Briefen z. Selbstunterricht. 81.—100. Tausend. Probebrief umsonst.

Verlag für Nationalstenographie Liegnitz.

Carl Bleibtreus illustr. Schlachtenschilderungen:

1904 Neue Bände 1904

Colombey — Mars la Tour-Vionville — St. Privat

Jeder Band illustriert von Chr. Speyer, Preis geheftet M. 1, gebunden M. 2.

Carl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart

Digitized by Google

Das Festland am Südpol

Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900

von

Carsten Borchgrevink

Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers, illustriert von Otto Sinding u. E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Originalaufnahmen

321 Abbildungen im Text, 5 bunte Abbildungen und 6 Karten
In elegantem Leinen-Einband — 609 Seiten Lexikon-Oktav

15 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch die

Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender, Breslau

Was die Presse sagt:

Altona: . . . Mit diesem hochbedeutenden, reich illustrierten Werke bietet die Schlesische Verlags-Anstalt zu Nansen „In Nacht und Eis" ein prachtvolles Gegenstück, in dem der Entdecker des 6. Erdteils „Antarctica" in frischer, humorvoller Weise berichtet, wie es ihm geglückt, bis zu dem südlichsten Punkte der Erde, den je eines Menschen Fuss betreten, vorzudringen. Was in dieser niegekannten Welt an neuen Wundern der Schöpfung zu entdecken ihm beschieden, übergibt Borchgrevink, reiche Schätze, wissenschaftlich gesichtet und bearbeitet, vor uns ausbreitend, in diesem von einer vorzüglichen Illustration getragenen Werke der Oeffentlichkeit.
Altonaer Tageblatt.

Amsterdam: . . . Ein herrliches Werk, das wir ganz besonders als eine Gabe unter den Weihnachtsbaum empfehlen können. Deutsche Wochenzeitung in den Niederlanden.

Berlin: . . . Ein Werk von hoher, wissenschaftlicher Bedeutung. Neue Preussische (†) Zeitung
. . . Ein schönes Werk in Bild und Wort. Die Feder
. . . In hochinteressanter und phantasiereicher, dabei aber natürlicher und bescheidener Sprache erzählt uns der kühne Forscher von seinen Erlebnissen. Südamerikanische Rundschau.
. . . Von diesem neuen Lande, dieser neuen Tierwelt und einer Fülle neuer Beobachtungen erzählt das Werk, das mit seiner Schilderung spannender Erlebnisse sich ungemein fesselnd liest. Borchgrevinks Darstellung ist schlicht, lebendig, voll gesundem Humor, anschaulich und anziehend. Dabei kommen auch die reichen, wissenschaftlichen Ergebnisse zur vollen Geltung.
Der Bazar.

Breslau: . . . Das vorliegende Heft mit Proben in Text und Bild lässt uns mit grosser Spannung dem gesamten Werke entgegensehen. Schlesische Schulzeitung.
. . . Den Männern der Wissenschaft, wie den gebildeten Laien, sei das bedeutende, wertvolle und fesselnde Werk aufs wärmste empfohlen. Nord und Süd.

Düsseldorf: . . . Wir werden nicht ermangeln, dieses in hohem Masse fesselnde und anregende Werk nach seiner Vollendung zu Weihnachten d. J. eingehend zu besprechen.
Wandern und Reisen. (Prof. Dr. Weinek.)

Eberswalde: . . . Der gerade, einfache Bericht über die Reise der „Southern Cross"-Expedition gestaltet sich zu einem Roman voll spannender Erlebnisse. Eberswalder Zeitung.

Köln: . . . Das vortrefflich geschriebene und ganz vorzüglich ausgestattete Werk ist aufs wärmste zu empfehlen. Kölnische Volkszeitung.

New-York: . . . Der 6. internationale geographische Kongress in London hat dem kühnen Forscher die höchste Anerkennung gezollt, die Gelehrten aller Länder erblicken in Borchgrevink den Pfadfinder der Südpolarforschung. Es ist nicht zu bezweifeln, dass das vorliegende Werk das Interesse der ganzen gebildeten Welt erregen wird. New-Yorker Staats-Zeitung.

Digitized by Google

Verbandstoff-Fabrik M. Pech, =BERLIN W. 35= Karlsbadstrasse 15.

14 Geschäfte. — Offerirt direkt. — 14 Geschäfte.

Sämmtliche Artikel zur Krankenpflege.

Ia Verbandwatte 1 Kilogr. Mk. 1,75, 500 gr Mk. 0,90, 250 gr Mk. 0,50.

Maximal-Fieber-Thermometer in Nickelhülse Mk. 0,75.
Irrigatoren complett mit Schlauch und Ansatz Mk. 0,75.
Gesundheitsbinden für Damen per Dtz. Mk. 0,50, bei 10 Dtz. 1 Gürtel gratis.

Kinder-Wannen
Kinder-Wagen
Kinder-Bettstellen
Kinder-Stühle
Kinder-Waschtische
etc. etc.

Baby-Waagen
leihweise
ersten Monat Mk. 2.—,
für folgende Monate je Mk. 1.50.

Baby-Wickelkommoden
Baby-Schränke
Puppen-Wagen

Parfümerien. Drogen. Seifen. Boroglycerin-Lanolin

1/8	1/4	1/2	1/1 Tuben
0,15	0,25	0,50	0,85

Lessivol-Seife (Neuheit, sehr praktisch!)
zum Kaltwaschen der Wäsche ca. 1 Pfund Mk. 0,55.

Eigene Werkstatt
für
orthopädische Apparate

Leibbinden.
Bruchbänder.

Gute Berliner Hypotheken
sind die beste und sicherste
Kapitalsanlage

Die Hypotheken-Abteilung des unterzeichneten Bankhauses hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objecte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen und zwar für den **Geldgeber** völlig **kostenfrei.**

An- und Verkauf von Gr[illegible]dstücken
(speciell in Colonie Grun[illegible]

Die Hypotheken-Abtei[illegible]
des
Bankhauses Carl Ne[illegible]ger,
Berlin W. 8, Französische Strasse[illegible]

9—4 Uhr.

Digitized by Google

Berlin W.
Leipzigerstr. 27/28.

S. Adam

Hamburg
Neuerwall 76/80.

Gegründet 1863. Gegründet 1863.

Special-Haus für Herren- und Knaben-Bekleidung

fertig und nach Maass.

Damen-Confection

vom einfachsten bis elegantesten Genre.

Ausrüstungen für jeden Sport

Livréen. und nach allen überseeischen Ländern. Gummimäntel.

Schuhe, Stiefel, Gamaschen, Strümpfe, Hüte etc.

Anfertigung nach Maass unter Garantie guten Sitzes innerhalb 12 Stunden.

Illustrirte Preislisten kostenlos.

M. G. Conrad,

Als vorzügliches Weihnachtsbuch empfohlen!

Der Herrgott am Grenzstein

Fränkischer Dorfroman. Preis ungeb. 5 Mark, elegant geb. 6 Mark.

„Der Herrgott am Grenzstein", Michael Georg Conrads neuestes Werk, ist ein fränkischer Dorfroman. Der Geburtsort des Dichters des Königs... „Majestät" liegt in der nämlichen Gegend — und es ist sicher eine ...efe Liebe, die hier mit so urbehaglicher Laune die merkwürdigen Ereig... ...Bullendorf" vor uns aufmarschieren lässt. Luthertum und Katholi... zwei... ...ardörfer in weltweiter Entfremdung, alte und neue ... Vorbilder bringen die eigenen Leute in Aufruhr. ... ihr Zepter, im evangelischen Pfarrhaus blüht ...zensfeste Bürgermeisterstochter holt sich den ...mischen Lager. Alles mit der Lebensfülle, Ge... ...e festgewurzelter Heimatliebe geformt, die diesem ...renplatz in der deutschen Hausbücherei sichern.

von Otto Janke, Berlin SW. 11.

Digitized by Google

Verbandstoff-Fabrik M. Pech, =BERLIN W. 35= Karlsbadstrasse 15.

14 Geschäfte. — Offerirt direkt. — 14 Geschäfte.

Sämmtliche Artikel zur Krankenpflege.

Ia Verbandwatte 1 Kilogr. Mk. 1,75, 500 gr Mk. 0,90, 250 gr Mk. 0,50.

Maximal-Fieber-Thermometer in Nickelhülse Mk. 0,75.
Irrigatoren complett mit Schlauch und Ansatz Mk. 0,75.
Gesundheitsbinden für Damen per Dtz. Mk. 0,50, bei 10 Dtz. 1 Gürtel gratis.

Kinder-Wannen
Kinder-Wagen
Kinder-Bettstellen
Kinder-Stühle
Kinder-Waschtische
etc. etc.

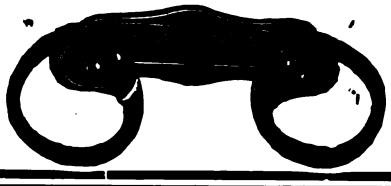
Baby-Waagen
leihweise
ersten Monat Mk. 2.–,
für folgende Monate je
Mk. 1.50.
Baby-Wickelkommoden
Baby-Schränke
Puppen-Wagen

Parfümerien. Drogen. Seifen. Boroglycerin-Lanolin

Tuben	1/8	1/4	1/2	1/1
	0,15	0,25	0,50	0,85

Lessivol-Seife (Neuheit, sehr praktisch!)
zum Kaltwaschen der Wäsche ca. 1 Pfund Mk. 0,55.

Eigene Werkstatt
für
orthopädische Apparate



Leibbinden.
Bruchbänder.

Gute Berliner Hypotheken
sind die beste und sicherste
Kapitalsanlage

Die Hypotheken-Abteilung des unterzeichneten Bankhauses hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objecte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken
(speciell in Colonie Grunewald).

Die Hypotheken-Abteilung
des
Bankhauses Carl Neuburger,
Berlin W. 8, Französische Strasse No. 14.

9—4 Uhr.

Digitized by Google

Berlin W.
Leipzigerstr. 27/28.

S. Adam

Hamburg
Neuerwall 76/80.

Gegründet 1863. Gegründet 1863.

Special-Haus für Herren- und Knaben-Bekleidung

fertig und nach Maass.

Damen-Confection

vom einfachsten bis elegantesten Genre.

Ausrüstungen für jeden Sport

Livréen. und nach allen überseeischen Ländern. **Gummimäntel.**

Schuhe, Stiefel, Gamaschen, Strümpfe, Hüte etc.

Anfertigung nach Maass unter Garantie guten Sitzes innerhalb 12 Stunden.

Illustrirte Preislisten kostenlos.

M. G. Conrad,

Als vorzügliches Weihnachtsbuch empfohlen!

Der Herrgott am Grenzstein

Fränkischer Dorfroman. Preis ungeb. 5 Mark, elegant geb. 6 Mark.

„Der Herrgott am Grenzstein", Michael Georg Conrads neuestes Werk, ist ein fränkischer Dorfroman. Der Geburtsort des Dichters des Königsromans „Majestät" liegt in der nämlichen Gegend — und es ist sicher eine alte, tiefe Liebe, die hier mit so urbehaglicher Laune die merkwürdigen Ereignisse von „Bullendorf" vor uns aufmarschieren lässt. Luthertum und Katholizismus halten zwei Nachbardörfer in weltweiter Entfremdung, alte und neue Ordnung, gute und schlimme Vorbilder bringen die eigenen Leute in Aufruhr. Die Allsiegerin Liebe schwingt ihr Zepter, im evangelischen Pfarrhaus blüht ein fesselndes Idyll, und die herzensfeste Bürgermeisterstochter holt sich den Gatten aus dem feindlichen römischen Lager. Alles mit der Lebensfülle, Gefühlskraft und zärtlichen Ironie festgewurzelter Heimatliebe geformt, die [illegible] fränkischen Dorfroman einen Ehrenplatz in der deutschen Hausbüch[illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Otto Jank[illegible]

Digitized by Google

Götz Krafft

Die Geschichte einer Jugend

Ein Künstlerroman von Eduard Stilgebauer

Band I: Mit tausend Masten

Auflage 40 Tausend

Hamburger Fremdenblatt. Ein hoher Zug von jugendlichem Idealismus durchweht das Buch, läßt uns die Gestalt des Götz Krafft liebgewinnen und mit lebhaftem Interesse den weiteren Lebensschicksalen dieses Vertreters unserer heutigen Jugend entgegensehen.

Neues Münchener Tagblatt. In Wahrheit haben wir es in Götz Krafft mit einem Werke zu tun, das psychologisch gut durchgeführt ist und einen jungen Mann vorführt, der sich selbst überlassen im Kampf mit dem Leben ringend um Erkenntnis, ringend um Tugend und Bewährung sittlicher Reinheit.

Hannoverscher Courier. So gewinnt das Buch die Bedeutung einer patriotischen Tat, indem es Protest erhebt gegen alles Unreine, Streberhafte, Egoistische, Engherzige, was der Entwicklung unserer Jugend Edelmenschentum entgegenwirkt.

Soeben erschien der

zweite Band:

Im Strom der Welt

Auflage 30 Tausend

Verlag von RICH. BONG

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden

von

Hans Delbrück.

Digitized by Google

Götz Krafft

Die Geschichte einer Jugend

in vier Romanbänden von **Edward Stilgebauer**

Band I: Mit tausend Masten

Preis pro Band **4 Mark** — **Auflage 40 Tausend** — Sehr apart geb. **5 Mark**

Urteile über Band I

Berliner Tageblatt, Berlin. Das alles ist plastisch greifbar, in guter deutscher Sprache erzählt und trefflich komponiert. Der Dichter, denn das ist der Schilderer, hat alles in Lokalfarbe getaucht. Er bildet lebenswahre Rundgestalten. .... Lange noch zittern die Lichtstrahlen nach, die ihre Erscheinung in unsere Seele geworfen.

Vossische Zeitung, Berlin. ... Völlig frei von Frivolität, würdig und eindrucksvoll sind die mächtig. Versuchungen geschildert, die dem jungen Manne nicht erspart bleiben; die Vorgänge, die ihn den schweren Sieg über sich selbst gewinnen lassen, sind mit so viel Meisterschaft kombiniert und erzählt, daß sie die Leser bis zur letzten Seite in Spannung halten.

Hamburger Fremdenblatt. Ein hoher Zug von jugendlichem Idealismus durchweht das Buch, läßt uns die Gestalt des Götz Krafft liebgewinnen und mit lebhaftem Interesse den weiteren Lebensschicksalen dieses Vertreters unserer heutigen Jugend entgegensehen.

Neues Münchener Tagblatt. In Wahrheit haben wir es in Götz Krafft mit einem Werke zu tun, das psychologisch gut durchgeführt ist und einen jungen Mann vorführt, der sich selbst überlassen im Kampf mit dem Leben, ringend um Erkenntnis, kämpfend um Tugend und Bewahrung sittlicher Reinheit.

Hannoverscher Courier. So gewinnt das Buch die Bedeutung einer patriotischen Tat, indem es Protest erhebt gegen alles Unreine, Streberhafte, Egoistische, Engherzige, was der Entwickelung unserer Jugend z. Edelmenschentum entgegenwirkt.

Soeben erschien der

zweite Band:

Im Strom der Welt

Auflage 30 Tausend

In ähnlichem Sinne urteilen viele Hunderte von Zeitungen

Berlin W. 57 — **Verlag von RICH. BONG**

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden

von

Hans Delbrück.

... gr. 8°, eleg. brosch. Mk. 3.—, in Leinwand gebd. Mk. 4.—.

...Aktiengesellschaft ... Berlin SW.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND IN LIBRARY.
OCT 4 1906

Digitized by Google

Digitized by Google